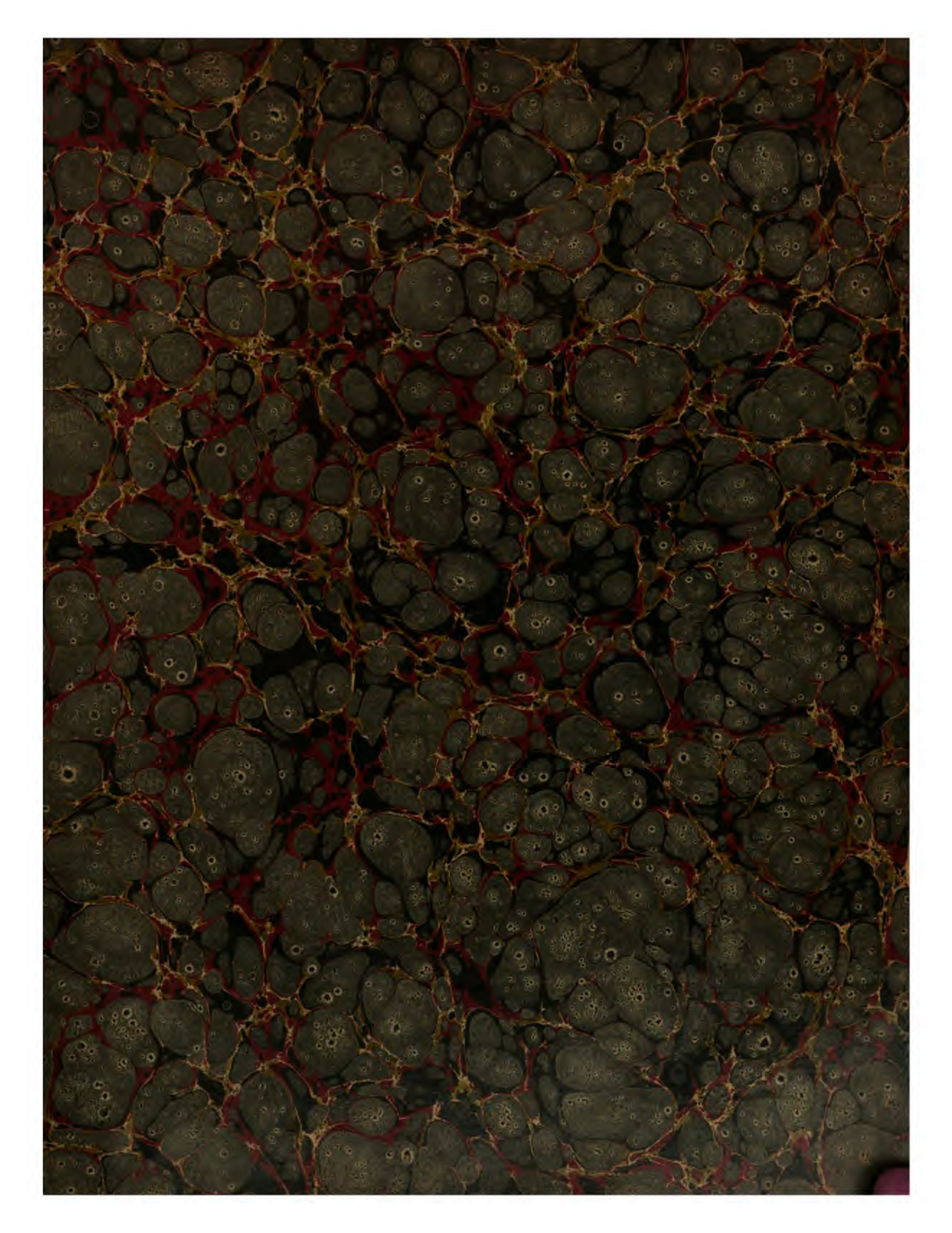


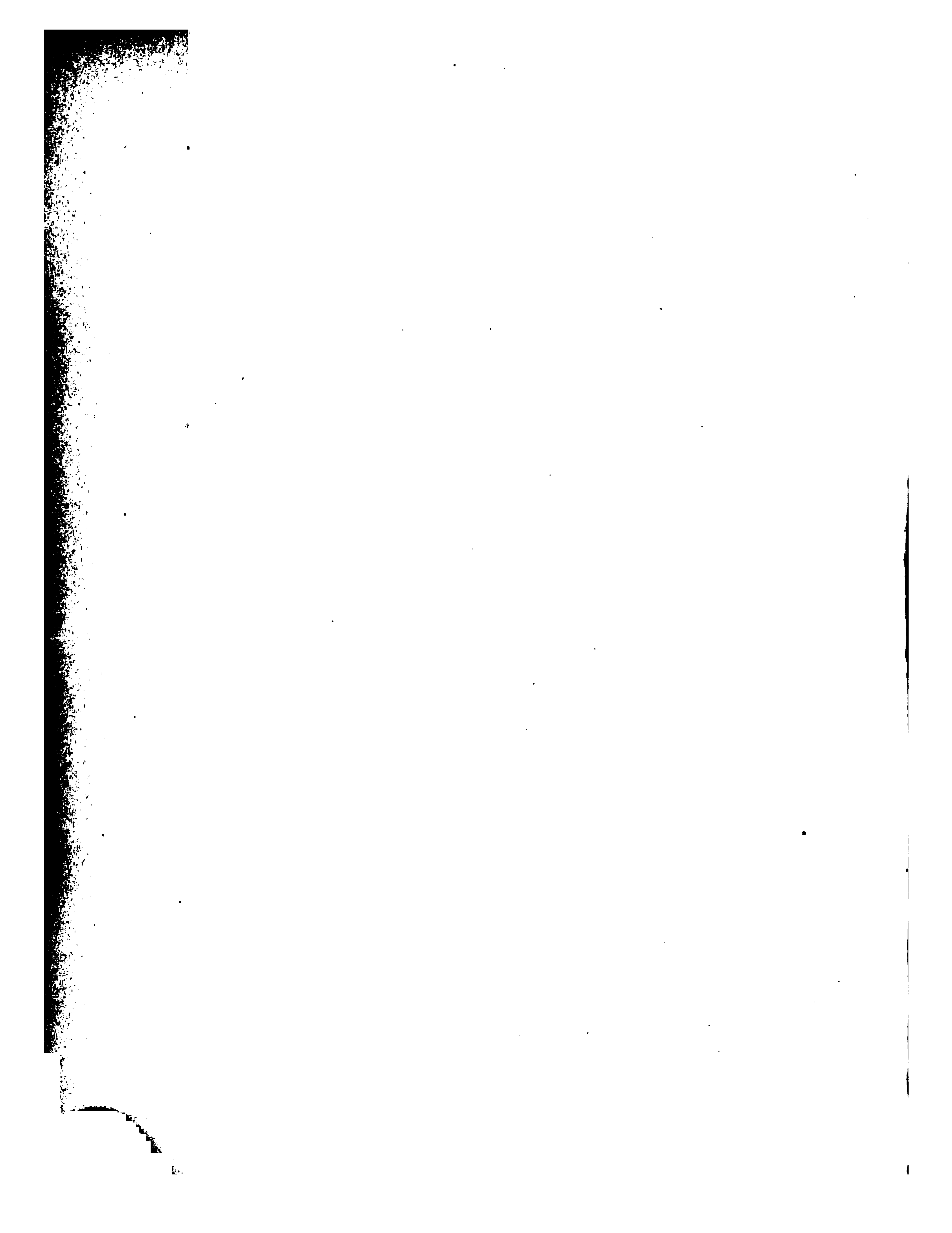
SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE



Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1877.

Erster Band.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1877.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1877.

Tucker Fund.
Jan. 25 - July 24.
1877.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1877.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 30 Mark jährlich, 15 Mark halbjährlich, 7½ Mark vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neue Romane.

I.

Friedrich Spielhagen's „Sturmflut".

Es sind gegen den Schluß des Jahres 1876 drei Romane von namhaften Autoren erschienen, welchen wir zugleich mit dem Roman von Felix Dahn: „Ein Kampf um Rom", eine eingehendere Besprechung zuwenden müssen: „Sturmflut" von Friedrich Spielhagen, „Marcus König" von Gustav Freytag, und „Uarda" von Georg Ebers. Die Romane von Dahn, Freytag und Ebers sind historische Romane mit einem stark culturgeschichtlichen, antiquarischen Beigeschmack; die freie Erfindung und der Reiz der schöpferischen Phantasie stehen nicht in erster Linie; es sind poetische Illustrationen gelehrter Studien. Der Geschichtschreiber der Gothen illustrirt eine der interessantesten Epochen aus der Geschichte seines Lieblingsvolks, der deutsche Culturhistoriker sucht in den östlichen deutschen Grenzlanden nach einer Illustration des Reformationszeitalters, und der Aegyptologe, der Entdecker des Papyrus-Ebers, rühmt sich in der Vorrede, nichts als ägyptisch und in die Zeit des Ramses gehörend dargestellt zu haben, was sich nicht quellenmäßig nachweisen läßt.

Dagegen ist der Roman von Spielhagen ein Culturgemälde der Gegenwart, das Werk freier dichterischer Erfindung, ohne Anlehnung an gelehrte Studien, und verdient daher in erster Linie gewürdigt zu werden.

Sturmflut. Roman in sechs Büchern von Friedrich Spielhagen. Drei Bände. Leipzig, Staackmann. 1877. 8. 15 M.

Dieser Roman ist ohne Frage das Werk eines schönen und reifen Talents und nimmt unter den Romanen des Autors selbst einen hervorragenden Rang ein.

Wir fragen bei jedem Kunstwerk — und auch der Roman strebt, wenngleich in bequemster und lässigster Weise, nach der Ehre, ein Kunstwerk zu sein — zunächst nach dem Grundgedanken, welcher das Ganze beseelt und trägt, nach der künstlerischen Idee, die allerdings keine beliebige Abstraction sein darf, welche in Gestalten und Situationen sich mit mehr oder weniger Glück maskirt, sondern aus dem frischen Lebensstrom der Handlung selbst mit überzeugender Wahrheit hervorquellen muß.

Wir brauchen an den Roman Spielhagen's keine fertige ästhetische Schablone anzulegen; er erläutert vollkommen durch sich selbst, was wir unter der Seele eines künstlerischen Organismus verstehen. Schon Shakspeare liebte in seinen Dramen die parallelen Handlungen oder vielmehr die concentrischen Kreise der Handlung, welche den gleichen Mittelpunkt eines einheitlichen Gedankens haben. Während aber in einem Drama diese Parallelen alle gleichmäßig auf der Selbstbestimmung der handelnden Personen beruhen, hat der Romandichter das Recht, die Naturgewalten als Motive der Ereignisse dem menschlichen Willen gleichzusetzen.

Und die geistvolle Architektur unsers Romans beruht auf solcher Gleichsetzung. Den elementarischen Gewalten der Sturmflut der Ostsee wird die Sturmflut der Börse zur Zeit der Gründungen an die Seite gestellt, welche zuletzt auch mit elementarischer Gewalt hereinbrach, und beide Sturmfluten rufen die Katastrophen unserer aus der Gegenwart herausgegriffenen Tragödie hervor.

Daß der Dichter seinen Stoff mit vollem Bewußtsein in solcher Weise erfaßt und symmetrisch gegliedert hat: das beweist die Ankündigung der kommenden Ereignisse in den Gesprächen des ersten Bandes. Der Schiffskapitän Reinhold und der Präsident unterhalten sich als Gäste

des Grafen Golm; Reinhold erzählt von der frühern Regelmäßigkeit der von West nach Ost, von Ost nach West wehenden Winde, die vor einigen Jahren aufgehört hat, indem der Ostwind, der in der zweiten Hälfte des August einzutreten und bis in die Mitte des October zu wehen pflegte, ausblieb und nicht wiedergekommen ist:

„Nun? und die Folge davon?" fragte der Präsident, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. — „Die Folge davon, Herr Präsident, ist, daß sich in der Ostsee im Laufe dieser Jahre ganz ungeheuere Wassermassen angesammelt haben, die wir um so weniger bemerken, als sie sich ja selbstverständlich nach allen Seiten gleichmäßig auszubreiten streben, der Hauptdruck aber nach Osten in immer gesteigerter Proportion stattfindet, sodaß im Frühling des vorigen Jahres bei Nystad in Südfinland 4 Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstand normirt waren, bei Wasa, 2 Grad nördlicher, bereits 6 Fuß und bei Torneo in dem nördlichsten Ausläufer des Bottnischen Busens sogar 8 Fuß. Das allmähliche Steigen und die fast ausnahmslos hohen Ufer haben die Bewohner jener Gegenden einigermaßen gegen die größten Calamitäten geschützt. Für uns aber, die wir fast ebenso ausnahmslos flache Ufer haben, wird ein plötzlicher Rückstau dieses jahrelang ununterbrochen nach Osten drängenden Stroms furchtbar werden. Der Rückstau muß aber bei einem starken Nordost- und Oststurm, besonders wenn er tagelang anhält, eintreten. Die von der Gewalt des Sturms nach Westen gedrückten Fluten werden vergebens durch die schmalen Straßen der Belte und des Sundes in das Kattegat und Skager-Rak einen Ausweg in den Ocean zu finden suchen und, wie ein gehetztes Raubthier in die Hürde, sich über unsere Küsten stürzend, meilenweit in das Land hineinwälzend, niederreißend, was ihrer blinden Wuth sich entgegenstemmt, Aecker und Wiesen mit Sand und Geröll bedeckend, eine Verwüstung anrichten, von der noch Enkel und Enkelkinder schaudernd erzählen werden."

Nicht lange darauf sagt der Präsident:

„Sonderbar! während der Herr Kapitän hier mit jenem vollen Tone, welchen nur die Ueberzeugung gibt, uns eine Sturmflut prophezeit, welche unser liebenswürdiger Wirth, der freilich der Nächste dazu sein würde — wie unser Fritz Reuter sagt — am liebsten in das Fabelland verweisen möchte, habe ich bei jedem Worte einer andern Sturmflut denken müssen." — „Noch einer!" rief Mieting. — „Einer andern Sturmflut, mein liebes Fräulein, und auf einem ganz andern Gebiet; ich brauche den Herren nicht zu sagen: auf welchem. Auch hier ist der gewöhnliche Lauf der Dinge auf die unerwartetste Weise unterbrochen worden, auch hier hat eine Aufstauung von Fluten stattgefunden, die sich in einem ungeheuern Strom — einem Goldstrom, meine Damen — von Westen nach Osten ergossen haben. Auch hier prophezeien die Kundigen, daß so unnatürliche Verhältnisse nicht von Dauer sein können, daß sie die längste Zeit gedauert haben, daß ein Rückstau eintreten müsse, eine Reaction, eine Sturmflut, welche — um in dem Bilde zu bleiben, das der Sache so sonderbar entspricht, — sich, eben wie jene andere, zerstörend, vernichtend über uns stürzen und mit ihren trüben unfruchtbaren Wassern die Stätten bedecken wird, auf welchen die Menschen bereits für alle Zeiten ihr Reich und ihre Herrschaft fest gegründet zu haben glaubten."

Wir sind keine Freunde der Programmmusik, lieben auch nicht die Programmpoesie, welche mit etikettirten Waaren hausiren geht. Etwas anderes ist es, wenn uns ein Dichter allgemeine Perspectiven auf den Gang seines Werks eröffnet und zugleich in ungezwungener Weise den Sinn andeutet, in welchem er sie aufgefaßt sehen will. Eine schematische Nüchternheit ist dabei nicht zu fürchten, solange die Charaktere lebensfrisch gezeichnet und nicht Puppen mit dem Zettel im Munde sind. Auch muß dem Roman, wenn er nur sein Ziel im allgemeinen im Auge hat, alle Freiheit der Bewegung im einzelnen gesichert sein. Der Kunstwerth des Dramas beruht auf dem strengen künstlerischen Gefüge, in welchem auch alles anscheinend Episodische dem Grundgedanken und den letzten Zwecken der Dichtung dienstbar ist; der Roman würde schablonenhaft werden, wenn er nicht hin und wieder Ruhe- und Aussichtspunkte gewährte, die seitab von der Heerstraße liegen, auf der die Haupthandlung dem Ziele zueilt. Das Drama weist mit der Uhr in der Hand die Meilenzeiger und duldet keine Verspätung; der Roman darf spazieren gehen, wenn er nur wieder auf die Hauptstraße einlenkt.

Wenn Spielhagen blos die Börsenwelt auf der einen Seite, auf der andern das Näherrücken und Hereinbrechen der Elemente geschildert hätte, so würde vielleicht sein Gemälde größere Correctheit, knappere Haltung, strengere Symmetrie besitzen; aber es würde ihm die Tiefe, die satte Färbung fehlen. Diese gewinnt das Werk, indem der Autor auch andere Gegensätze der Zeit in dasselbe aufnimmt und so dem Zeitgemälde Fülle und Farbenreichthum gibt. Wir blicken nicht nur auf den letzten Krieg zurück, dessen decorirte Mitkämpfer in ihm eine große Rolle spielen; auch der Gegensatz zwischen der Revolution von 1848 und den militärischen Gegnern derselben, ein noch durch alle neuern politischen Constellationen durchklingender Gegensatz, findet in den Charakteren des Generals und des Fabrikbesitzers, für den der 18. März mit unauslöschlicher Tinte ins Leben wie in die Jahrbücher der Geschichte eingezeichnet ist, einen prägnanten Ausdruck, und der Intriguant des Romans ist zugleich ein politischer Handlanger des Culturkampfes im Dienste des Vatican. Die Bewegung der Marmorarbeiter, die sich gegen den frühern Revolutionsmann als den Arbeitgeber richtet, zeigt uns zugleich die weiter vorgeschrittenen Tendenzen des Socialismus.

So ist das Orchester der Zeitstimmen ein vollständiges und wenn auch die Gründer, wie der Sohn des alten Revolutionärs, der reiche Philipp Schmidt, und die andern Bankiers, welche den Namen des Grafen Golm für ihre Gründung, die werthlose Eisenbahn und den unhaltbaren Hafen, gewonnen und mit Geld aufgewogen haben, im Mittelpunkt der Handlung stehen, da sie es sind, über welche die eigentliche Sturmflut hereinbricht, so ist doch auch der Entwickelung der andern Charaktere und Tendenzen nirgends der Weg verengt.

Ein kritisches Bedenken anderer Art wird sich weniger leicht beseitigen lassen. In den Musterromanen Goethe's und Jean Paul's, auch in den frühern Romanen Spielhagen's, besonders in „Hammer und Amboß" und „In Reih und Glied", ist es die Entwickelung eines Helden, was unsern Antheil in Anspruch nimmt, und dies entspricht auch dem Grundgesetz epischer Darstellung. Freilich, der Roman soll keine Biographie des Helden geben von der Wiege bis zum Grabe, aber er soll einen Ab- und Ausschnitt aus seinem Leben, der für seinen Bildungsgang von entscheidender Wichtigkeit ist, uns vorführen. Die Wilhelm Meister und Albanos sind Muster solcher Helden, und wenn das Drama nur Eine Liebe des Helden kennt, so mag der Roman uns durch mehrere Herzensneigungen hindurchführen, ohne damit seinen einheitlichen Charakter einzubüßen. Wenn Liana stirbt, mag Linda

einen Albano fesseln, und wenn auch diese ihm verloren geht, eine Iduna seine Gattin werden; und wie zahlreich sind die Frauengestalten, durch deren Kreis hindurch der Entwickelungsgang eines Wilhelm Meister sich bewegt.

Dem Roman „Sturmflut" fehlt eigentlich der Held, der vorwiegend unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. Nach den Sympathien, welche der Dichter für den Seekapitän Reinhold Schmidt zu erwecken sucht, ist es dieser, den er zum Hauptträger der Handlung machen will; im ersten Bande hat er so entschieden und ausschließlich die Führung, daß in Bezug auf die Intentionen des Autors kein Zweifel sein kann; aber im Fortgang des Romans wird er, so sehr seine Liebe zur Generalstochter Else einer der fesselnden Bestandtheile desselben bleibt, doch beiseitegeschoben; als Fachmann und honneter Mensch ist er ein Gegner des Gründungsschwindels und legt in einer Ausarbeitung, die er dem General überreicht, die schwachen Fundamente desselben bloß; aber diese Betheiligung an den Hauptverwickelungen des Romans ist doch nebensächlich, und die leidenschaftlichere Liebe, die dramatischen Conflicte, in welche Ottomar und Ferdinande gerathen, drängen ihn mit seiner Else in den Hintergrund. In der wirklichen Sturmflut erscheint er freilich als der Mann der rettenden That und rettet auch das Kleinod seiner Liebe aus allen Wogen, die über ihm zusammenzuschlagen drohen. Doch ein Held des Romans, wie ihn das strenge Gesetz der Aesthetik verlangt, ist er nicht. Gleich bei seinem Auftreten ist er fertig von Kopf zu Fuß, ein tapferer Mann. Als Reserveoffizier hat er den Krieg mitgemacht, als Schiffskapitän ist er mit Gefahren vertraut und blickt ihnen ruhig ins Antlitz. Er ist der Mann, wie ihn der Staat, wie ihn Bismarck brauchen: wetter- und kugelfest, nimmer schwankend in seinen Entschlüssen, fachkundig und seetüchtig und auch zu Lande stets mit dem richtigen Kompaß versehen, den seine Else auch als passendes Symbol und Attribut von ihm aufbewahrt. Doch gerade ein so klarer und tüchtiger Mann, der nie die geringste Wandlung erlebt, nie eines Haares Breite von dem rechten Wege abweicht, ein solcher Mann des Pflichtgefühls und des kategorischen Imperativs kann keine Entwickelung durchmachen, die irgendeinen spannenden Reiz gewährt; er ringt sich nicht durch Irrthümer zur Klarheit, durch Nacht zum Lichte durch; er corrigirt keine frühere Anschauung, keine frühere Neigung durch eine spätere; er springt gestiefelt und gespornt in den Roman hinein und ist im letzten Kapitel was er im ersten war; er ist frei von Sünden und Verirrungen, aber auch ohne alle genialen Züge; er ist das Gewissen des Romans und handelt stets gewissenhaft, im Widerspruch mit dem Goethe'schen Ausspruch: der Handelnde ist immer gewissenlos.

Sollen wir aber unbedingt an jenem Ausspruch der Aesthetik festhalten? Kann die Spannung eines Romans sich nicht auch an Gruppen knüpfen, muß sie nothwendig an einen Einzelnen geknüpft sein? Wir würden es für einen neuen Vorzug des an Vorzügen reichen Romans gehalten haben, wenn der Dichter den Schiffskapitän Reinhold Schmidt noch mehr in den Mittelpunkt gestellt und dadurch interessanter gemacht hätte, daß er ihn nicht blos durch lauter treffliche Eigenschaften charakterisirte und durch den günstigen Eindruck, den er auf alle Menschen, den Grafen Golm ausgenommen, macht; allein wenn die Eigenthümlichkeit dieses Romans darin besteht, daß er seinen Grundgedanken nicht in dem Schicksal eines Einzelnen, sondern im Geschick ganzer Gruppen spiegelt, so mag man auch dies gelten lassen, sobald die Gruppen nicht in unruhiger Bewegung sind und an Ueberfülle leiden, wie die Gruppen des Tintoretto, sondern ihre innere Bedeutsamkeit in harmonischer Linienführung dargestellt ist, wie etwa auf den geschichtsphilosophischen Situationsbildern eines Rafael und Kaulbach jene Tableaux, welche in ihren durch geistige Beziehungen sich ergänzenden Gruppen die Cultur einer ganzen Epoche darstellen.

In dem Spielhagen'schen Romane tritt zwar eine große Fülle von Gestalten und Charakteren auf; doch sie sind energisch zusammengehalten durch den Gedanken des Ganzen; was nur die Bedeutung der frei hereinspielenden Episode hat, nimmt auch nur bescheidenen Raum ein. Ein Gründungsunternehmen, eine Eisenbahn und ein damit zusammenhängender Kriegshafen, bildet den eigentlichen Anker der Handlung. Es spielen hier nun alle Momente mit herein, welche den Schwindel jener Tage charakterisiren und in der berühmten Lasker'schen Rede in energisch durchgreifender Weise gegeißelt wurden. Graf Golm, dessen Güter verschuldet sind, betheiligt sich bei dem Unternehmen und läßt sich seinen adelichen Namen bezahlen. Eine Erbschaftsintrigue, die Warnow'schen Güter betreffend, ist mit dieser Gründungsgeschichte verknüpft. Die Eigenthümlichkeit der Testamente als letzter Willens- und Willkürserklärungen ist in Romanen ein beliebtes Agens, und so haben wir es auch hier mit einem sehr wunderlichen Testament zu thun, das Herr von Werben, der verstorbene Gutsbesitzer, vor seinem Tode gemacht hat. Seine Frau Valerie, die ihm untreu geworden war und mit einem Italiener Giraldi zusammenlebte, erhielt die Hälfte des Vermögens, doch unter der Bedingung, daß sie sich nie unter ihrem Stande verheirathete; sonst fiel ihr Antheil an die Kinder ihres Schwagers, des Generals. Umgekehrt verloren auch diese die ihnen testamentarisch zukommende Erbschaftshälfte, die bis zu ihrer Großjährigkeit für sie verwaltet wurde, wenn sie eine nicht standesgemäße Ehe eingingen.

Die Kinder des Generals lieben aber bereits nicht standesgemäß: der Sohn, Ottomar, die schöne Ferdinande, die Bildhauerin, die Tochter des Revolutionsmannes Schmidt, und die Tochter Else den Schiffshauptmann Reinhold Schmidt. Giraldi, der Geliebte der Baronin, hat alles Interesse daran, daß diese testamentswidrigen Ehen zu Stande kommen. Die hin- und hergehenden Intriguen in diesen Erbschafts- und Gründungsangelegenheiten, die mit jenen genauen juristischen und finanziellen Kenntnissen dargestellt werden, welche für einen Romanautor heutigentags unentbehrlich sind, deren Trockenheit aber hier meistens geschickt durch das Interesse der spannenden Situationen verschleiert ist, die sich daran knüpfen; die Leidenschaften der Liebespaare, die mitten durch das Intriguenspiel hindurch ihren eigenen Weg gehen, bilden nun das Netz, in welches die Charaktere und Situationen des Romans eingezeichnet sind. Heitere und ernsttragische Episoden, die Liebe des gemüthlichen Künstlers Justus zu der naiv schwatzhaften Mieta von Strummin, die wilde

Leidenschaft des jungen Antonio zu Ferdinande, verursachen keine Trübung des Hauptintriguenspiels, sondern geben theils idyllische Ruhepunkte, theils Höhenpunkte leidenschaftlicher Steigerung der Handlung, welche dann ihre Helden zum großen Theil in der doppelten Sturmflut der Börse und des Meeres begräbt. Die Intriguen sind nur für denjenigen undurchsichtig, der sich die Mühe nicht gibt, ihre juristischen und finanziellen Voraussetzungen sich fest einzuprägen; es ist eine eigenthümliche Zahlenromantik in diesen testamentarischen Launen und in den Phantasien der Gründer; doch ohne Aneignung der festen Grundlinien wird der Antheil der Leser leicht ins Schwanken gerathen. Die Intriguenführung selbst ist einleuchtend, nur daß uns Giraldi als ein allzu geschäftiger Intriguant erscheint, da zunächst die Verhältnisse so liegen, wie er sie nur wünschen kann, und er sie durch Aufstachelungen wie diejenige des wilden Antonio nur verwirrt.

Vortrefflich ist die Charakteristik des Romans, sowol was die einzelnen Charakterköpfe selbst als ihre Contrastirung betrifft. Namentlich der biedere, aber aristokratisch gesinnte und volksfreundliche General und der Volksmann Schmidt sind einander nicht nur an sich wirksam gegenübergestellt, sondern auch in Situationen gebracht, die eine dramatische Spannung hervorrufen. Die schöne leidenschaftliche Ferdinande und der leichtsinnige Ottomar, der aus einem Schuldenmacher ein Wechselfälscher wird, sind jugendliche Charaktere, die mehr interessiren, als Reinhold und Else, weil mehr Bewegung und leidenschaftlicher Wechsel in jenem Verhältniß ist als in diesem, das durch die gleichschwebende Wärme der Temperatur behaglicher ist für die Betheiligten als fesselnd für die Leser. Die Liebe des Grafen Golm zu Else, eine zum Theil aus speculativen Beweggründen hervorgehende Liebe, führt zu einigen spannenden Scenen. Von der Gruppe der Gründer ist der Graf Golm einer jener Charakterköpfe, wie sie Spielhagen zu zeichnen liebt, der das hohle und herzlose Junkerthum in allen seinen Romanen zu geiseln gewohnt ist, oft aber damit, wie in „Die von Hohenstein", ins Extreme geräth, indem er eine adeliche Familie mit einer wahren Schauer- und Räuberromantik ausstaffirt. In der „Sturmflut" bildet der wahre Adel der Gesinnung, wie ihn General von Werben vertritt, ein entsprechendes Gegengewicht. Philipp Schmidt, Bankier Lübbener, der Geheimrath, der Italiener Giraldi und die andern Gründer sind sprechende Köpfe aus einem Porträtalbum der Gründerzeit.

Gerade bei diesen Porträts indeß drängt sich die Frage auf, wie weit der Romandichter in der „Actualität" gehen kann, und ob es ihm verstattet sein darf, in ein Werk, das in der Gegenwart spielt, die Copien namhafter Zeitgenossen aufzunehmen. Diese Frage haben die Romane von Samarow thatsächlich dahin entschieden, daß solche Photographien Effect machen und ein zahlreiches Publikum finden. Dem verlockenden Beispiel zu folgen, hat sich Spielhagen nicht ganz versagen können. Sein Graf Golm und sein Geheimrath sind allerdings Persönlichkeiten, für die man, da sie in Zusammenhang mit den Gründungen gebracht werden, welche Lasker's Rede bloßstellte, geneigt ist, eine andere Unterschrift zu suchen; doch sie sind immerhin maskirt und können ebenso gut für Typen jener Epoche gelten. Auch die Prinzessin Heinrich August trägt eine Maske, welche zu lüften für die Räthsellöser des Romans von Interesse ist; man räth hin und her und wird dadurch angenehm beschäftigt. Die Eingeweihtern nehmen eine schlaue Miene an und freuen sich des wirklichen oder vermeinten Verständnisses. In ähnlicher Weise hat schon Gutzkow in den „Rittern vom Geist" einige politische Rebus aufgegeben; doch war das Decorum des Maskenballs gewahrt und keine Persönlichkeit trug die Maske in der Hand. Samarow hat in diese Ueberlieferungen Bresche geschossen: seine zeitgeschichtlichen Helden, mögen sie noch leben oder todt sein, treten in seine Romankapitel mit vollem Namen ein, unterhalten sich und handeln wie freierfundene Charaktere. Diesem Verfahren hat Spielhagen Zugeständnisse gemacht in dem Romankapitel, welches einem Gespräch zwischen dem Italiener Giraldi und der Excellenz gewidmet ist, einem Kapitel, das, überdies durchaus episodischer Art, ein zeitgemäßes Thema, den Culturkampf, etwas gewaltsam in den Rahmen des Romans mit hineinzieht; hier wird eine Visitenkarte mit sehr lesbaren Zügen abgegeben:

> Aber, cara mia! rief Giraldi; — wer das ist? Der Mann, der, halb erblindet, schärfer sieht als die meisten Menschen mit ihren beiden gesunden Augen; der Mann, welcher, aller amtlichen Autorität entkleidet, dem Kanzler des Deutschen Reichs mehr zu schaffen macht, als der Bevollmächtigte eines Großstaates es vermöchte; der Mann, mit einem Worte, auf dessen gebrechlicher Gestalt die Last des Kampfes, den wir in Deutschland zu kämpfen haben, fast ganz allein ruht!

Wir können diese handgreiflichen Actualitäten in einem Roman nicht billigen; wir meinen, daß Romanschriftsteller ersten Rangs sie lieber den Porträt- und Photographieromanen überlassen sollten, die mit den Bildern der Zeitgenossen hausiren gehen.

Ein Hauptvorzug unsers Romans besteht in der Lebendigkeit der Schilderungen und in der geistreichen Haltung der Dialoge. Schon die Einleitung, das Marinebild, in dessen Mitte der Schiffskapitän Schmidt steht, die kurze Seefahrt und Landung, sowie der Besuch bei dem Grafen Golm: das alles ist von solcher Bestimmtheit in den Umrissen, von solcher Wärme der Farben und dabei einer so glücklich erregten leisen Spannung auf den Fortgang der zunächst einfachen Begebenheit, daß das Darstellungstalent des Autors sich von Hause aus im günstigsten Lichte zeigt. Spielhagen ist ein ausgezeichneter See- und Marinemaler, und in „Hammer und Amboß" finden sich bereits ähnliche Fahrten geschildert, wie auch die hier am Schluß hereinbrechende Sturmflut bereits dort in kleinern Dimensionen dargestellt ist.

Die Darstellung dieser Sturmflut, bei welcher zugleich alle angebahnten Verwickelungen des Romans in tragischer Katastrophe gipfeln, ist von großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit im einzelnen. Freilich betrifft sie ein ziemlich ausgedehntes Terrain, und der Dichter setzt voraus, daß wir die Topographie desselben vollständig innehaben, um gleichsam aus der Vogelperspective ein Bild der großen Ueberschwemmung, der Strandhügel und Strandschluchten, Dörfer und Parks, über die sie hereinbricht, überschauen zu können. Homer macht freilich, in Betreff auf die Ebene um Ilion, den Skamandros und den Meeresstrand dieselben Zumuthungen; doch ist zu befürchten, daß mancher

flüchtige Leser die Karte nicht so im Kopf hat und deshalb über das Gesammtbild weniger orientirt ist. Dafür wird auch ihn das lebendige Einzelbild entschädigen.

Wir führen eine Probe an. Else sitzt mit der durch Giraldi schwer verwundeten Tante auf dem Altan; da braust die Flut in den Park, die Wasser züngeln an die untersten Stufen. Vergebens wollten die Bauern aus dem Dorf gegenüber mit einem Floß retten. Da kam Ottomar hinzu, ließ die Weidenbäume am Hügelrand zur bessern Beleuchtung in Brand stecken und wagte, die Leine um die Brust geschlungen, das Rettungswerk. Der Vater, der alte General, kommt hinzu, er stößt einen lauten Schrei aus und ruft den Männern, welche die Leine halten, ein: Zurück! zu:

Es war zu spät. Da kam sie herabgeschossen, die mächtige Fichte, an deren Fuß vor einer halben Stunde noch der Schwimmer gesessen — herausgerissen von dem Sturm, hinabgeschleudert in die Flut, sich wälzend in den Strudeln des Stromes, wie ein Ungeheuer der Tiefe entstiegen, jetzt die mächtigen Wurzeln herauskehrend, die noch den Stein umklammert hielten, und jetzt die Krone; und jetzt sich hebend, kerzengerade, wie sie einst gestanden im Licht der Sonne, und im nächsten Moment niederschmetternd über dem Schwimmer, auf den Schwimmer — und dann, mit der Krone unter die schäumenden Strudel schießend und die Wurzeln nach oben kehrend, aus dem Bereich des Lichtes hinaus treibend in die finstere Nacht. Sie hatten ihn zurückgezogen, da seltsamerweise die dünne Leine nicht zerrissen war — einen todten Mann, an dessen Seite, als er am Ufer ausgestreckt lag — er hatte nur eine breite klaffende Wunde über der Stirn, wie einer, der den ehrlichen Reitertod gestorben — der alte Mann mit dem grauen Schnurrbart kniete und den Todten auf den schönen blassen Mund küßte und sich dann aufrichtete. Mir jetzt die Leine! es war mein Sohn! und da drüben ist meine Tochter! Es schien ein Wahnsinn! Der junge! — sie hatten gesehen, wie er gekämpft! — aber der alte Mann! Er hatte Rock und Weste abgeworfen — Wenn er ein alter Mann war — er war immerhin ein stattlicher Mann mit breiter hoher Brust. „Wenn Sie merken, Herr General, daß Sie's nicht durchhalten, geben Sie uns das Zeichen zur rechten Zeit", sagte der Schulze. Und jetzt geschah, was den Menschen, die hier in dieser einen Stunde so seltsam Befremdliches, grausig Furchtbares durchgelebt, als ein Wunder erschien. Die Weidenfackeln, die von den Wurzeln bis in das struppige Gezweig alle auf einmal brannten, warfen ein fast tageshelles Licht über den Uferraum, über die Menschenmenge, den Strom, den Altan drüben — weit in den überflutеten Park hinein bis zu dem Schloß, dessen Fenster hier und da in dem Widerschein des Feuers röthlich aufflammten. Und in diesem Licht kam, den schmalen Strom daher, auf dessen Rasengrunde sonst die Dorfkinder spielten, die sich gern von dem Rande der Böschung in die Tiefe kugelten — denselben schäumenden Wasserweg, welchen eben noch die struppige Fichte sich hinabgewälzt, wie ein Meerscheusal, das mit hundert Armen nach seiner Beute greift —, ein schlankes, schönes Boot geschossen, das eben erst an der hintern Rampe des Schlosses, wie an einem Hafenquai, eine seltsame Ladung ausgeladen. Und hatten da gehört, wie es stand, und der am Steuer hatte gesagt: Kinder, es ist meine Braut! Und die Sechs hatten gerufen: Hurrah für den Commandeur! und Hurrah für seine Braut! Und schossen nun vorüber mit niedergelegtem Mast, während die Sechs die Ruder aufrecht hielten, wie in einem Flaggenboot, das den Admiral zur Hafentreppe bringt. Und die Flagge flatterte hinter dem, der am Steuer saß, und mit leisem Druck der starken Hand durch die schäumenden Strudel das willige Fahrzeug lenkte nach dem Ziel, das die klaren, untrüglichen Augen fest hielten, wie der Adler seine Beute, ob auch das muthige Herz noch so wild gegen die Rippen pochte. Und schossen so vorüber — vorüber an der Menge, die athemlos dem Wunder staunte, vorüber an dem Altan, nur um ein weniges. Da drückte der am Steuer, daß das Boot sich wandte, wie ein Adler im Fluge; und die Sechs setzten die Ruder ein — alle auf einen Schlag — und hurrah! hurrah! hurrah! — und die Ruder schnellten wieder hinauf; und das Boot lag längsseit am Altan, über den und über das Boot eine riesige Woge ihren schäumenden Kamm nach dem Ufer rollte und dort, zerschellend, den Gischt bis in die brennenden Bäume schüttete, die Athemlosen am Ufer in eine sprühende Wolke hüllend.

Das Rettungswerk des tapfern Lootsencommandeurs gelingt.

Nicht minder lebendig ist die Darstellung der andern Sturmflut der Börse, die Schilderung des großen Festes bei dem Gründer Philipp Schmidt, des glänzenden dabei entfalteten Luxus, der feurigen Reden gegen und für Lasker, der Verhaftung und Flucht des Gründers selbst, die wie eine Nemesis in das glänzende Fest bricht. Die Symmetrie in der Darstellung der beiden Sturmfluten ist unverkennbar; sie sind mit einem großen, ins einzelne gehenden Aufwand der Schilderung vorgeführt; wie dort die verschiedenen Thäler und Hügel, so sind es hier die verschiedenen Räumlichkeiten des Hauses, die sich in eine Simultanbühne der Handlung verwandeln und ebenfalls eine genaue Beachtung des architektonischen Grundrisses verlangen. Massentableaux hier und dort in unruhiger, gleichsam zuckender Bewegung. Die Sturmflut der See verschlingt viele Helden; aber der Epiker hat das Tragische als Gesetz des Universums zu fassen, das für das Einzelgeschick zum Zufall wird.

Die Reflexionen und Gespräche, in denen der Dichter den Charakter seiner Helden entwickelt — er selbst tritt als echter Epiker fast nie mit Betrachtungen hervor — sind geistreich, ohne das phosphorescirende Leuchten des witzhaschenden Esprit. Alle Fragen der Gegenwart, politischer, ästhetischer, socialer Art, werden gelegentlich behandelt, auch Richard Wagner und Bismarck. Ueber den erstern entspinnt sich folgendes Gespräch, wobei Hauptmann Schönau die erste Stimme führt:

„Freilich", fuhr Schönau lächelnd fort, „ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, jedes Dichters Aufgabe; aber doch mit Unterschied. J'ai vu les mœurs de mon temps et j'ai publié ces lettres, schrieb Rousseau in der Vorrede seiner «Nouvelle Héloise»; das mag auch für den Romanschriftsteller genügen — den Halbbruder des Dichters, wie Schiller ihn nennt. Wir müssen zufrieden sein, wenn er uns gute Photographien der Wirklichkeit liefert — Augenblicksbilder; und sehr zufrieden, wenn diese Augenblicksbilder stereoskopisch herauskommen, beinahe körperlich wirken. Beinahe! Denn mit der Aufgabe macht doch nur Ernst, und kann auch nur Ernst machen der Dramatiker, dessen Zweck sowol anfangs als jetzt bekanntlich war und ist, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Dazu gehört aber in erster Linie, daß er Shakspeare's goldener Regel eingedenk bleibt: Seid auch nicht allzu zahm! Und eben, daß Wagner gar nicht zahm ist, daß er die Kühnheit hat, welche seine Feinde Frechheit nennen, die springenden Punkte in dem Charakter seines Jahrhunderts auch wirklich hervorspringen, aus dem Körper seiner Zeit auch die Auswüchse herauswachsen zu lassen — das ist es, was ihn in den Augen aller, die Ohren zum Hören und Augen zum Sehen haben, so himmelhoch über seine Concurrenten emporhebt." — „Ich möchte Sie küssen!" rief die Baronin; „weiter, lieber Schönau, weiter!" Schönau verbeugte sich. „Welches aber sind die springenden Punkte unsers Jahrhunderts? Fragen Sie unsere Philosophen: Schopenhauer, Hartmann" — „Das ist was für Sie, Carla!" rief die Baronin. — „Sie werden Ihnen antworten: die tiefe Ueberzeugung

von der Unzulänglichkeit, Jämmerlichkeit, Erbärmlichkeit — sprechen wir das Wort aus: Nichtsnutzigkeit dieses unsers Erdenlebens; und als Correlat dazu: das bewußt-unbewußte Sich-Sehnen nach der Nirwana, dem süßen Nichts, dem Ab- und Urgrund der Dinge, in welchem wiederum zu versinken der geängsteten Natur mit Recht als einzige Rettung und letzter Zufluchtshafen aus dieses Lebens Wüste und Irrsal erscheint, und in welchen sie auch zweifellos flüchten würde, wenn der Wille nicht wäre, der riesenstarke, unüberwindliche, unausrottbare Wille, der nichts weiter will als leben, genießen, den schäumenden Kelch des Lebens, Liebens ausschwelgen und ausschlürfen bis auf den letzten bittern Tropfen. Entsagung dort — Genuß hier — beide im Uebermaß, weil eines von dem andern weiß, eines das andere haßt, wie die feindlichen Geschwister. Und nun, dieser Streit und Widerstreit ewig unvereinbarer Gegensätze, dies Sichhinüber- und Herübergerissen-Fühlen in tollstem Durcheinander, wahnsinnigstem Taumel, wirrstem Schwindel, dieser Hexensabbat, dieser Irrlichtertanz und diese Sternschnuppenglorie der modernen Menschheit, von der Hölle in den Himmel, vom Himmel zur Hölle hastend, rasend, verschwebelnd und vernebelnd — dies alles und noch ein wenig mehr übersetzt in endlosen Singsang und unendlichen Klingklang: graueste Vergangenheit zu einer rosenrothen Fratze der Gegenwart umgeschminkt, während aus den leeren Augenhöhlen eine gespenstische Zukunft starrt — die Schmeichelflöten süßester Lust, hinsterbende Geigenklänge verhauchender Wonne, übertäubt von den schmetternden Trompeten und dröhnenden Posaunen der Vernichtung — da haben Sie den Venusberg und den Büßer, die Brautnacht und Monsalvat, den chronischen Liebesjammer und die Zaubertränke nach Vorschrift; da haben Sie, nehmen Sie alles nur in allem, ihn, dessengleichen man nimmer sah und wiedersehen wird — da haben Sie Richard Wagner!"

Ueber Bismarck sagt die ultramontane Excellenz:

Sie unterschätzen seine Klugheit; auch er ist muthig — bis zur Tollkühnheit: er liefert täglich Beweise davon. Menschen wie er, meine ich, lassen sich überhaupt gar nicht par distance verstehen; die Hälfte zum mindesten des Zaubers, den sie auf ihre Zeitgenossen ausüben, liegt in ihrer Persönlichkeit. Man muß solchen Leuten eben persönlich nahe stehen, sich mit ihnen in der Kammer herumzanken, sie in eine Hof-Soirée treten sehen, um zu begreifen, warum die Bestien vor diesem Löwen in den Staub ducken und, selbst wenn sie Opposition machen wollen, es doch nur bis zum Schweifwedeln bringen. Glauben Sie mir, verehrter Freund, der Beurtheilung solcher wahrhaft historischen Größen ist die räumliche Entfernung ebenso ungünstig wie die Fernung der Zeit. Ihr in Rom glaubt euch alles durch die Logik der Thatsachen erklären zu können, was einzig auf Rechnung der überwältigenden Persönlichkeit des Mannes kommt, genau so, wie allweise Geschichtsphilosophen die wunderbaren Thaten eines Alexander, eines Cäsar bis auf den Punkt über dem I ganz gelassen aus der Nothwendigkeit der betreffenden actuellen Verhältnisse construiren, als ob die Verhältnisse eine Maschine wären, die ihr Pensum abarbeitet, mag der Meister oder ein Tagelöhner sie in Bewegung setzen.

Da ein mit künstlerischen Intentionen ausgearbeiteter Plan, eine lebensvolle Charakteristik, die Gabe anschaulicher Schilderung und geistreiche Zeitbetrachtungen in einem weder gespreizten noch trivialen, sondern in Ernst und Humor geistdurchdrungenen Stil das Werk Spielhagen's auszeichnen, so glauben wir ihm, trotz einzelner Ausstellungen, in der deutschen Romanliteratur einen hervorragenden Rang einräumen zu müssen.

Rudolf Gottschall.

Schiller und Cotta.

Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Herausgegeben von Wilhelm Vollmer. Stuttgart, Cotta. 1876. Gr. 8. 12 M.

Die literargeschichtliche Forschung hat ihre Aufmerksamkeit neuerdings unter anderm auch dem geschäftlichen Briefwechsel unserer großen Dichter und Schriftsteller um den Anfang dieses Jahrhunderts zugewendet; aus den Papieren der Weidmann'schen Buchhandlung haben wir zum Beispiel werthvolle Beiträge empfangen zu der Kenntniß von Wieland's literarischer Betriebsamkeit; Schiller's Geschäftsbriefe mit Göschen, Unger u. a. haben in Karl Goedeke einen kundigen Herausgeber gefunden. So sehr wir uns des Gebotenen freuen dürfen, so lehrreich in vieler Beziehung die aus diesen Veröffentlichungen gewonnenen Aufschlüsse sind, so niederschlagend ist die Erkenntniß, daß wol der größere Theil dieser Briefe für alle Zeiten verloren ist, verloren durch die dürftige Anschauung eines nachwachsenden Geschlechts, welches die Geschäftsbriefe unserer großen Dichter und Schriftsteller nur eine Zeit lang sorgfältiger Aufbewahrung würdig hielt; dann wurden die Papiere als überflüssig und raumverbrauchend eingestampft oder sonst beseitigt, und nur hier und da rettete sich ein Blatt durch den glücklichen Eifer eines Handschriftensammlers. Nur wo ein halbes Jahrhundert hindurch und länger ein Verlagsgeschäft den Besitzer nicht wechselte, wo die Besitzer selbst ohne Ausnahme wissenschaftlich angeregte Männer waren, hat sich, und auch da noch vielfach lückenhaft, der Briefwechsel unserer großen Männer mit ihren Verlegern erhalten, wie eine solche höchst schätzenswerthe Gabe in der Schiller-Cotta'schen geschäftlichen Correspondenz vorliegt.

Ich habe mich über die Bedeutung dieses Briefwechsels zwischen Schriftsteller und Buchhändler bereits gelegentlich der Besprechung von Goedeke's Ausgabe der Schiller'schen Geschäftsbriefe in Nr. 10 d. Bl. f. 1876 ausgesprochen. Ist zwar der Buchhändler dem Schriftsteller an schöpferischer Genialität nicht vergleichbar, werden die beiden nicht sowol über die innere Bedeutsamkeit der durch gemeinsame Arbeit ans Licht geförderten Werke als über deren geschäftlichen Vertrieb sich unterhalten, so gibt doch, wenn anders beide offen angelegte Naturen sind, der dauernde briefliche Verkehr über die beabsichtigten oder neuerscheinenden Werke Gelegenheit, dem Dichter gleichsam in die Werkstatt hineinzuschauen, zu beobachten, wie bei der einen Arbeit schon eine andere im Hintergrunde der Seele sich regt, zu erkennen, wie er selbst über die Kinder seines Geistes voll freudiger Hoffnung oder minder vertrauensvoll spricht, Beziehungen auf längstverschollene Urtheile der gleichzeitigen Kritik, kurz eine Fülle der Einzelheiten, welche uns für die genauere Kenntniß der Entstehung jener Werke, die in historischer Abgeschlossenheit vor uns liegen, von höchster Bedeutung sind. Knüpft sich nun gar durch geistige Verwandtschaft und vieljährigen Verkehr zwischen Dichter und Verleger das Band der Freundschaft, so wird dieser Briefwechsel für uns um so werthvoller sein, je vollständiger derselbe durch die dank-

bare Erinnerung der beiden Familien uns erhalten worden ist.

Gewährt in solcher Weise der geschäftliche Briefwechsel unserer großen Dichter und Schriftsteller eine reiche Ausbeute literarischer oder biographischer Kenntniß, so möchte ich seinen Werth auch in culturgeschichtlicher Beziehung nicht gering anschlagen. Es geht durch die Jahrhunderte „die Sage vom verkannten Genie", um ein geistreiches Wort Riehl's zu gebrauchen. Die Literatur ist voll von sentimentalen Schilderungen der Nöthe, unter welchen ein Theil unserer trefflichsten Dichter, Künstler, Gelehrten geschmachtet haben oder doch geschmachtet haben sollen, voll von grimmigen Anklagen gegen die geldprotzenden Musik- oder Bücherverleger, welche den Genius unserer Mozart und Beethoven, Bürger und Herder, Schiller und Forster u. s. w. ausgebeutet und ihnen nur karge Brosamen von dem durch die Arbeit jener Geisteshelden reichbesetzten Tische zutheil werden ließen. Diese Schilderungen erinnern in lebendigster Weise an die heutzutage beliebte Feindseligkeit gegen das Großkapital, welches, wie es heißt, den armen Arbeiter rücksichtslos ausquetscht. Es ist noch immer üblich, über die Undankbarkeit des deutschen Volks gegen seine großen Männer zu klagen, wobei dann Schiller's angeblich dürftiges Begräbniß, seine Schulden, seine bescheidene Wohnung in greller Beleuchtung erscheinen und das abgeleierte Lied von „Lorberbaum und Bettelstab" in romantischer Weise zurechtgemacht wird. Ich bekenne mich in dieser Hinsicht als einen argen Ketzer gegenüber der sentimentalen Zurechtmachung der Geschichte. Wie das heutzutage übliche Geschrei der socialistischen Apostel gegen das Kapital lediglich auf der plattesten Unkenntniß beruht, so ist meines Erachtens die Sage vom verkannten Genie in den allerwenigsten Fällen berechtigt. Allerdings gleicht das Genie vielfach dem Manne, der eine Goldgrube besitzt, aber dieselbe nicht auszubeuten weiß und einen guten Theil des Ertrags dem praktischen Kopfe, welcher dieses besser versteht, überlassen muß; allerdings weiß sich das Genie vielfach in die nüchternen Forderungen des alltäglichen Lebens nicht zu schicken, für welches die Fragen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? von höchster Bedeutsamkeit sind, und es wird diese unangenehmen Folgen des Mangels an Weltgewandtheit und bürgerlicher Rechenkunst tragen müssen. Wie vielfach hat außer diesem wirthschaftlichen Ungeschick ein wunderlich gestaltetes Jugendleben oder die klägliche Enge der bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse auf das Lebensgeschick unserer großen Männer eingewirkt! Wer mit einiger Kenntniß das Leben von Günther und Lessing, Schiller und Forster, Pestalozzi und Schubart, Bürger und Herder, H. von Kleist und Grabbe, Mozart und Beethoven betrachtet, wird ohne Schwierigkeit die kranke Stelle finden, wo das unerbittliche Schicksal diese herrlichen Menschen faßte, wird erkennen, daß, wenn sie nicht bei Lebzeiten zu voller Anerkennung ihrer Bedeutung, zu freudigem Genuß ihrer herrschenden Stellung gelangten, es nicht blos die Schuld der Zeitgenossen war, sondern daß auch diesen Helden des Geistes ein Theil der Schuld zufällt; er wird diesen Märtyrern des Geistes andere gegenüberstellen: Wieland und Klopstock, Goethe und Jean Paul, Gluck und Haydn, Mendelssohn und Richard Wagner, Cornelius und Kaulbach, Heine und Freiligrath, Uhland und Fritz Reuter u. s. w., und wird dabei finden, daß der Genius, wenn er anders ruhig und bewußt seines Weges geht, wenn ihm vor allen Dingen die Zeit zu voller Entfaltung gegeben ist, keineswegs allemal als verkanntes Genie in der Weltgeschichte erscheint.

Zu den überkommenen und allgemein angenommenen Sagen gehört auch diejenige von der schnöden Ausbeutung unserer großen Dichter durch die Buchhändler, und vielleicht keiner der letztern hat im Gedächtniß der Nachwelt unter dieser überkommenen Fabel so schwer zu leiden gehabt wie Cotta, der Verleger Schiller's. Es ist ein besonderes Verdienst der neuen Veröffentlichungen über das Verhältniß zwischen Schriftstellern und Verlegern des 18. Jahrhunderts, daß diese überkommene Fabel sich als solche dargestellt hat. Wer sich mit diesen Fragen eingehender beschäftigt, wird sehr bald erkennen, daß nichts irriger ist als die Meinung, unsere großen Dichter seien durch ihre Verleger misbraucht worden. Es war in der That zur Zeit unserer classischen Literaturperiode eine höchst bedenkliche und gewagte Sache, Verlagsbuchhändler zu sein, bei jeder bedeutendern Veröffentlichung bedroht durch die Freibeuterei des Nachdrucks, welche sich allerorten breit machte, und der gegenüber der ehrlichste Buchhändler genöthigt war, sein eigener Nachdrucker zu werden, an eine gefährdete Stelle ein halbes Tausend Abdrücke zum Selbstkostenpreis zu werfen, um nur den gewissenlosen Freibeuter unschädlich zu machen. Wenn wir bei dieser gänzlichen Rechtlosigkeit der geistigen Arbeit und des aufgewandten Kapitals auf dem Felde des Buchhandels uns über etwas wundern müssen, so ist es nur, daß es überhaupt tapfere Männer gab, welche es wagten, Verlagsgeschäfte zu unternehmen und die Schriftsteller theilweise sehr anständig zu bezahlen. Verschiedene Versuche wurden im vorigen Jahrhundert gemacht, die Veröffentlichung bedeutender Werke ohne Beihülfe des zünftigen Buchhandels durchzuführen; dieselben scheiterten meist kläglich. Ebenso aber fehlt es nicht an Beispielen, daß Schriftsteller, sobald sie einmal sich eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hatten, in dem Ertrag ihrer schriftstellerischen Thätigkeit eine reichlich fließende Einnahmequelle fanden. Freilich, Goethe mußte seinen „Götz", Schiller seine „Räuber" auf eigene Kosten drucken, und sie hatten zunächst nur Schaden davon; aber es war den Zeitgenossen nicht zuzumuthen, daß sie in diesen jungen Männern bereits die zukünftigen großen Dichter ahnten. Jedenfalls wird Cotta durch die hier mitgetheilten Briefe, wie durch die Auszüge aus seinen Geschäftsbüchern, von dem Vorwurf unbilliger Ausbeutung unserer Geisteshelden völlig rein gewaschen.

Ein starker Band von mehr als 700 Seiten kleinen, theilweise recht kleinen und gedrängten Drucks, also eine ungeheuere Fülle actenmäßigen Materials liegt dem Leser vor. Das Werk erscheint, so belehrt uns das Vorwort, „im gemeinsamen Auftrag der Familien Schiller-Gleichen-Rußwurm und Cotta, welche damit dem Freundschaftsbunde zwischen ihren Großvätern ein ehrenvolles Denkmal zu errichten beschlossen haben". Das geschäftliche Archiv des Cotta'schen Hauses wie dasjenige der Familien Schil-

ler und Gleichen-Rußwurm haben ihren Inhalt gleichermaßen zur Verfügung gestellt. Dank der Sorgsamkeit Schiller's und Cotta's ist der weitaus größte Theil der gewechselten Briefe, 467 an der Zahl, erhalten; freilich weist ein Abschnitt des Anhangs aus Stellen der erhaltenen Briefe nach, daß wenigstens 31 Briefe von Schiller, 98 von Cotta verloren gegangen sind. Zwischen diese Schreiben der beiden Freunde sind aus dem geschäftlichen Briefwechsel Cotta's und Schiller's, durch kleinern Druck bemerklich gemacht, eine beträchtliche Anzahl anderer eingeschoben, welche über Cotta's weitere buchhändlerische Unternehmungen, oder über Schiller's Bemühungen um eine Uebersetzung seiner Dramen ins Englische erwünschtesten Aufschluß geben. Betrachten wir die erstern, so finden wir hier, außer zahlreichen Schreiben von Goethe und Charlotte von Schiller, Briefe von Gleim, Fichte, Archenholz, Engel, Woltmann, Alxinger, Boie, A. W. von Schlegel, Zelter, Johannes von Müller u. s. w., lauter bedeutsame Beiträge zu unserer Kenntniß der Literaturgeschichte jener Jahrzehnte.

Gewähren uns die vom Frühjahr 1794 bis zu Schiller's Tode gewechselten Briefe eine höchst werthvolle Bereicherung unserer Kenntniß, so dürfen wir uns zugleich aus ganzem Herzen erfreuen an der Betrachtung des allezeit ungetrübten, von Jahr zu Jahr wärmern persönlichen Verhältnisses der beiden Männer; mag auch der briefliche Verkehr sich in der Hauptsache um den Vertrieb literarischer Unternehmungen drehen, Cotta erscheint doch darin zugleich als ein geistig bedeutender Mann, als ein Mann von umfassender Kenntniß, allgemeiner Bildung, von einem weitgreifenden, allezeit auf das Tüchtige und Echte gerichteten Unternehmungsgeist.

Johann Friedrich Cotta war geboren zu Stuttgart am 27. April 1764, der Sohn eines in der Mitte des 17. Jahrhunderts aus Obersachsen nach Würtemberg übergesiedelten Geschlechts, in welchem der Buchhandel vom Vater auf den Sohn überging. Johann Friedrich, der dritte Sohn seines Vaters, ward zum Studium der Theologie bestimmt und bereitete sich dafür auf dem stuttgarter Gymnasium vor, bis er durch die Erzählungen des Vaters, welcher in jungen Jahren im österreichischen Heere unter Laudon gedient hatte, mit besonderer Liebhaberei für den Militärstand entzündet ward; er betrieb eifrig Kriegswissenschaft, Geschichte und Mathematik und bezog 1782 die Hochschule Tübingen, um sein Lieblingsfach, Mathematik, zu studiren. Hier aber ging er zum Studium der Rechte über und trat 1785 in die Zahl der Hofgerichtsadvocaten zu Tübingen ein. Da des Vaters buchhändlerisches Geschäft unterdeß erheblich gesunken war, drang dieser in den Sohn, dasselbe zu übernehmen, in der Hoffnung, daß eine junge mit wissenschaftlicher Bildung ausgerüstete Kraft dem absterbenden Geschäfte neues Leben einflößen könne. Am 1. December 1787 trat Johann Friedrich Cotta in den Besitz der väterlichen Buchhandlung; er machte es sich von vornherein zum Grundsatze, bei seinen Verlagsunternehmungen es nicht dem Zufall zu überlassen, ob ihm gute und Erfolg verheißende Werke angeboten würden, sondern die tüchtigen Schriftsteller selbst aufzusuchen und sich um den Verlag ihrer Arbeiten zu bewerben. Cotta fing mit einem sehr bescheidenen Kapital an und besaß, von Schulden bedrängt, anfangs für die mäßigsten häuslichen Bedürfnisse kaum die nöthigen Mittel; erst durch den Eintritt des vermögenden Kanzleiadvocaten Zahn als Theilhaber des Geschäfts 1789 fanden sich die Gelder zu ausgedehnterm Betriebe der Buchhandlung. Als dann im Spätjahre 1793 Schiller zu längerm Aufenthalte nach der Heimat kam, ergriff Cotta die Gelegenheit, des Dichters Bekanntschaft zu machen, und bat, ein Werk Schiller's verlegen zu dürfen. Schiller sagte zu und empfing auf diese Hoffnung der Zukunft die Summe von 200 Thalern. Cotta trug sich damals mit dem Gedanken, ein großes Tageblatt in der Art ähnlicher französischer und englischer Blätter zu begründen, ein Blatt, welches die Zeitgeschichte mit Vollständigkeit, Unparteilichkeit und Wahrheit „mit etwas britischer Freimüthigkeit tingirt" darstelle. In Schiller, dessen dramatische Jugenddichtungen dem Freiheitsdrange des Jahrhunderts Ausdruck gaben, dessen geschichtliche Arbeiten den freigesinnten tüchtigen Mann wie den Meister schöner Schreibart erkennen ließen, meinte Cotta den seit lange gesuchten Leiter des Unternehmens gefunden zu haben; Schiller dagegen hatte sich seit geraumer Zeit mit dem Plane getragen, in einer literarischen Zeitschrift die besten Köpfe Deutschlands zu vereinigen, und suchte nur einen Verleger zu dem weitschichtigen Unternehmen. Er lehnte bald darauf die anfangs zugesagte Leitung jener politischen Zeitung ab; dafür kamen aber die „Horen" zu Stande, die Erstlingsfrucht einer Verbindung, welche die beiden Männer fortan bis zu des Dichters Lebensende unlösbar verknüpfte.

Die vorstehenden Mittheilungen über Cotta's Leben weisen deutlich darauf hin, daß in diesem Briefwechsel dem Dichter nicht blos der Geschäftsmann, sondern der vielseitig gebildete, durch juristische, mathematische und politische Studien zu einer gewissen geistigen Ebenbürtigkeit gereifte Freund gegenübersteht, von dessen Bedeutung sein Wirken als Mitglied des Landesausschusses 1799, seine Reise als Beauftragter desselben nach Paris, seine heftigen politischen Zusammenstöße mit den Gesandten verschiedener Mächte am würtembergischen Hofe, welche gegen Aufsätze in Cotta's „Neuester Weltkunde" und „Allgemeiner Zeitung" Beschwerde führten, gleichermaßen das ehrenvollste Zeugniß ablegen. In diesen nicht selten recht schwierigen Händeln, welche als Beiträge zu einer künftigen Biographie Cotta's hier unter Mittheilung der bezüglichen Actenstücke eingehende Erörterung finden, offenbart er sich uns als ein Mann von gemäßigter, aber ausgeprägt freisinniger politischer Farbe, als ein unerschütterlicher Vertheidiger der Volksrechte, als ein Mann von seltener Umsicht, von scharfsinnigem Geiste, von einem in jeder Verlegenheit raschem Entschlusse, und als ein Meister klaren Wortes. Was er anfaßt, das faßt er auch gleich in großem Stile an, seien es seine politischen Zeitschriften, seien es Schiller's „Horen" oder Goethe's „Propyläen". Ein Fürst der Buchhändler scheut er, um die besten Kräfte Deutschlands bei sich festzuhalten, auch beträchtliche Opfer nicht, wie solches beispielsweise mit Goethe's „Propyläen" der Fall war; er marktet nie um das Honorar, er zahlt reichlich, nicht selten mit hohen Beträgen im voraus; seine Schriftsteller haben bei ihm allezeit offene Kasse. Schlägt

eine Unternehmung nicht ein, so läßt er es dem Schriftsteller nicht durch Ein misvergnügtes Wort entgelten; hat ein Werk Erfolg, so läßt er an demselben den Schriftsteller durch reichliche freiwillige Nachzahlungen theilnehmen. Das Verlagsrecht der Gesammtausgaben von Schiller's, Goethe's, Herder's u. s. w. Werken, von Schiller's und Goethe's „Briefwechsel" u. s. w. erkauft er mit Summen, welche schon nach dem Maßstabe unserer Zeit sehr ansehnlich, nach demjenigen des Geldwerths vor 50 bis 60 Jahren ganz gewaltig groß sind; wenn er sich dann durch kaiserliche oder „des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützende Privilegien" gegen die ehrlose Freibeuterei der Nachdrucker schützt, so thut er es sicherlich nicht allein im Interesse der eigenen Unternehmungen, sondern ebenso wol in demjenigen der Nachkommen der Schriftsteller, welchen es in solcher Weise vergönnt war, durch die Erträgnisse der Arbeit ihrer Väter und Großväter dem Mangel enthoben zu sein. Einzelne Beispiele hiervon später. Kurz, Cotta erscheint uns als ein Mann von ganz außergewöhnlicher Art, weiten Kopfes und Herzens, ein Geschäftsmann von großem Blick und tapferm Muth, zugleich aber durch und durch brav, wohlmeinend, großdenkend.

In ähnlicher Weise erfährt das Bild, welches wir uns von Schiller's Wesen machen, nicht sowol eine Berichtigung als eine genauere Ausführung. Wir wissen, daß Schiller ein guter Haushalter war; zahlreiche Stellen des „Briefwechsels" zeigen uns des Dichters pünktliche kaufmännische Rechnungsführung, seine Sachkenntniß bezüglich der Ausstattung seiner Werke im Drucke. Aber auch Schiller ist nicht kleinlich dem Freunde gegenüber; denn er weiß sein Interesse völlig gewahrt, wenn er auf Cotta's Vorschläge eingeht, weil er sicher sein darf, derselbe werde im Falle des Gelingens sich nicht an den Buchstaben des Vertrags binden, sondern den Freund am Gewinne theilnehmen lassen. Und wenn sich bei Auseinandersetzungen über Geldangelegenheiten am leichtesten erkennen läßt, ob der Mensch groß oder klein denkt, so legt dieser „Briefwechsel" jedenfalls Zeugniß dafür ab, daß beide Freunde groß dachten. Das Vorwort sagt:

> Es konnte sich wol für einen Augenblick das Bedenken erheben, ob alle, auch die blos geschäftlichen Briefe mit abgedruckt werden, oder ob diese nicht vielmehr durch kurze Auszüge und Inhaltsangaben ersetzt werden sollten. Bald jedoch gab die Erwägung den Ausschlag, daß der Schiller-Freund wie der Literarhistoriker auch das Unbedeutendere nur höchst ungern vermissen würde, und daß selbst in dem anscheinend Geringfügigen, in der Bestimmung einer Druckprobe, in der Wahl von Schrift und Papier sowie in den sonstigen vielen Anzeigen von Geschäftsvorfällen die wahrhaft staunenerregende Treue und die auch im kleinsten sich bewährende Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit der beiden trefflichen Männer zu Tage trete. Es ist ein gutes Stück deutscher Arbeit und deutschen Geisteslebens, das sich in den folgenden Blättern offenbart, und der Stand des deutschen Buchhändlers erhält hier eine vollgültige Beglaubigung seiner hohen culturhistorischen Mission. Angesichts des gesammten Briefwechsels zwischen Schiller und Cotta, angesichts der herzlichen Freundschaftsbetheuerungen Schiller's, der heißen Segenswünsche seiner Witwe und Kinder, womit sie für die Sicherung ihrer Existenz und einer frohen Zukunft danken, angesichts ferner des von Ernst von Schiller an Georg von Cotta ausgesprochenen Wunsches, dem „innigen Verhältniß, in welchem Cotta und Schiller standen und stehen", beim stuttgarter Schiller-Fest 1839 vor ganz Deutschland Ausdruck zu geben, angesichts endlich jener Rechnungsauszüge wird nunmehr die von Zeit zu Zeit auftauchende Mythe für immer verschwinden, als habe der Verleger den Dichter in beschränkter, ja dürftiger Lage gelassen und sich auf Kosten von dessen Familie bereichert.

Diese Worte sind völlig zutreffend. Der „Briefwechsel" nimmt nicht blos einen Makel vom Namen Cotta's, läßt nicht blos erkennen, wie wenig Grund vorhanden ist zu der Meinung, Schiller sei von den Zeitgenossen mit Undankbarkeit belohnt worden, sondern zeigt auch, daß Schiller bei seinem Tode auf dem besten Wege war, durch die Honorare Cotta's und der Theater, durch Uebersetzungen, durch die Gesammtausgabe seiner Schriften, wenn er noch zwanzig Jahre länger gelebt und gearbeitet hätte, ein wohlhabender Mann zu werden.

Ehe wir einzelne Stellen des „Briefwechsels" herausheben, sei noch darauf hingewiesen, daß der Herausgeber desselben, Wilhelm Vollmer, eine in der That höchst anerkennenswerthe Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt offenbart. In dem über 700 Seiten engen Drucks umfassenden Buche ist der Berichterstatter nur zwei Druckfehlern begegnet; die anscheinend nicht gerade reichlichen, aber durchaus zureichenden Anmerkungen bringen keinen überflüssigen Ballast, dagegen alle erforderlichen Nachweise aus früher erschienenen Schriften und Briefwechseln; kurz, Vollmer's Arbeit ist das Muster einer fleißigen und gründlichen Herausgabe eines Briefwechsels.

Es liegt auf der Hand, daß in einem fast ausschließlich geschäftlichen Briefwechsel, so bedeutsame Einblicke derselbe in des Dichters tägliches Arbeiten darbietet, von sogenannten schönen oder geistreichen Stellen nichts zu finden ist; aber an interessanten Hinblicken auf zeitgenössische Menschen, Dichtungen und Schriftwerke fehlt es darum durchaus nicht, nur daß sie in der Ueberfülle des Gebotenen sich verstecken. Die ersten Seiten bringen uns die Verhandlungen über die beabsichtigte Herausgabe der von Schiller zu leitenden „Allgemeinen europäischen Staaten-Zeitung"; es wird nichts daraus; Posselt ward und blieb bis zu seinem unglücklichen frühen Tode der Herausgeber der bei Cotta erscheinenden politischen Zeitschriften. Dagegen nahmen alsbald „Die Horen" die Arbeit der beiden Freunde in Anspruch. Das Blatt ging bekanntlich nach einigen Jahren wieder ein, vornehmlich durch die zu hohe Haltung desselben, gegen welche Cotta übrigens, anfangs zum wenigsten, nichts einzuwenden hat. Schiller schreibt in Beziehung darauf am 2. März 1795 die bezeichnenden Worte:

> Ueber die Urtheile des Publikums in Betreff der „Horen" wundere ich mich gar nicht, aber wenn „Die Horen" gut bleiben und es noch mehr werden sollen, so dürfen wir nach solchen einzelnen Stimmen gar nicht fragen, sondern müssen unsern Weg mit festen Schritten fortwandeln. Dann wollen wir sehen, ob das Publikum uns, oder wir das Publikum zwingen. Das Denken ist freilich eine harte Arbeit für manchen, aber wir müssen es dahin bringen, daß, wer auch nicht denken kann, sich doch schämt, es zu gestehen, und unser Lobredner wider Willen wird, um zu scheinen, was er nicht ist.

Mit der Zeit kann freilich Cotta die Bemerkung nicht zurückhalten, es scheine ihm sehr nothwendig, mehr für das größere Publikum, das blos zur Unterhaltung und Erholung lese, zu sorgen. Schiller läßt sich dadurch nicht einschüchtern; er schreibt am 3. September 1795:

Wenn es Leser gibt, die lieber die Wassersuppen in andern Journalen kosten, als die kräftige Speise in den „Horen" genießen wollen, und die in den 56 Bogen, die sie nunmehr von uns gelesen, nicht mehr finden, als in den jetzt herauskommenden Journalen zusammengenommen zu finden ist, so ist dieses freilich sehr übel, aber zu helfen weiß ich nicht. Für ein solches Publikum ist es mislich, ein Journal zu schreiben, an dem man selber Freude hat. Lassen Sie es also darauf ankommen, wie am Ausgang des Jahres die Stimmen sind. Die drei letzten Stücke sollen mannichfaltig, allgemein interessant und an innerm Gehalte reich sein. Ich selbst werde alle meine Stunden daran wenden und die bessern Mitarbeiter gleichfalls dazu vermögen. Wenn aber aller dieser Bestrebungen ungeachtet die öffentliche Stimme gegen uns ist, so muß die Unternehmung aufgegeben werden. Mir ist es unmöglich, mich lange gegen Stumpfsinnigkeit und Geschmacklosigkeit zu wehren, denn Lust und Zuversicht allein sind die Seele meines Wirkens.

Noch mehrfach wird die Frage von den verschiedenen Seiten des idealen Strebens und realen Erfolgs her besprochen, und es ist gewiß nicht der Geschäftsmann in Cotta allein, welcher dem Freunde räth, gar zu Fernliegendes und Gelehrtes zu meiden. Ende 1797 gehen dann „Die Horen", welche Schiller selbst verleidet waren, unter beiderseitigem Einverständniß zu Grabe.

Es folgt dann der Briefwechsel über den „Almanach", welcher Ende 1796 die „Xenien" brachte; schon ist auch der „Wallenstein" in Arbeit und gibt Stoff zu Verhandlungen. Gelegentlich seiner Schweizerreise im Sommer 1797 berührt Goethe Tübingen und macht Cotta's Bekanntschaft, ist auch mehrere Tage dessen Gast; doch ist Cotta dem großen Dichter gegenüber zu schüchtern, um mehr als die flüchtige Aeußerung zu wagen, wie sehr ihm eine literarische Verbindung mit demselben erwünscht sei. Schiller übernimmt auf Cotta's Bitte die Vermittlerrolle; die fortan zwischenein geschobenen 28 Briefe Goethe's sind eine willkommene und lehrreiche Beigabe. Es knüpften sich daran, da Cotta's Versuche, dem Dichter die Vervollständigung des „Faust" abzulocken, leider vergeblich sind, die Verhandlungen über die Herausgabe der „Propyläen", mit welchen Cotta ein schlechtes Geschäft macht, denn die Zeitschrift findet nur etwa 500 Abnehmer. Neu und sehr ergötzlich sind einige Aeußerungen über die Schicksale des „Wallenstein" auf der stuttgarter Bühne, welche damals von einem Lieutenant Haselmaier geleitet ward. Derselbe wollte nicht blos dem Dichter an den 25 Louisdor, dem Honorar für das Recht der Aufführung, abhandeln, sondern hatte auch sonst Ausstellungen. Cotta schreibt darüber im October 1798:

Nun ist der gute Mann noch wegen der Jamben besorgt; wenn Sie daher Ihre erste Arbeit, die in Prosa war, nicht mehr haben, so dächte ich, man ließe ihm das Manuscript unabgebrochen abschreiben, und dann können es seine Theaterkünstler für Prosa halten.

Schiller antwortet darauf:

Herrn Haselmaier bitte zu benachrichtigen, daß das Vorspiel nicht anders als in gereimten Versen gespielt werden kann und darf, und daß es eine Schande für jedes Theater sein würde, das sich vor gereimten Versen fürchtete, nachdem es in Weimar mit Glück aufgeführt worden. Die zwei andern Stücke kann ich ihm in Prosa schreiben und ein wenig prosaisch stilisiren, damit sein Wunsch erfüllt wird. Sonst bleibt es bei meinen Bedingungen.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Schriften zur Erdkunde.

1. Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen von Max Eyth. Vierter Band: Aus drei Welttheilen. Heidelberg, K. Winter. 1876. 8. 4 M. 80 Pf.
2. Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas. Berichte aus den Jahren 1870—75 von Gerhard Rohlfs. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1876. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas. Zweites Heft. I. Der Antheil der Deutschen an der Entdeckung und Erforschung Afrikas, von W. Koner. II. Erläuterungen zu den die Entdeckungen des 19. Jahrhunderts darstellenden Karten von Afrika, von H. Kiepert. Mit einer Karte. Berlin, D. Reimer. 1874. Gr. 8. 2 M.
4. Stationsleben auf Neuseeland von Lady Barker. Mit Erlaubniß der Verfasserin übersetzt von A. C. Koburg, Sendelbach. 1875. 8. 3 M. 50 Pf.

Die ersten drei Bände von Max Eyth's „Wanderbuch" haben sich einer ziemlichen Beliebtheit beim Lesepublikum zu erfreuen, und zweifelsohne wird auch der vorliegende vierte Band (Nr. 1) in den nämlichen Kreisen eine freundliche Aufnahme finden. In der That sind diese Briefe des unsteten Wanderers, welcher im Interesse des englischen Hauses R. Fowler bald in Aegypten, bald in Rußland, bald in Deutschland oder England, oder in Amerika für die Einbürgerung des Dampfpfluges oder die Einrichtung von Touageschiffahrt wirkt, sehr gut und oft mit pikantem Humor geschrieben und wol geeignet, von der rastlosen Thätigkeit des Verfassers ein schmeichelhaftes Bild zu geben. Wenn wir indeß ganz ehrlich sein wollen, so müssen wir gestehen, daß wir bei aller Anerkennung der erwähnten Vorzüge den Nutzen dieser Publication nicht wol einsehen, denn die darin enthaltene Belehrung reducirt sich auf ein Minimum. Die Briefe beginnen mit Juni 1870 und eröffnen mit einer Schilderung der Schlammvulkane bei Monkeytown auf der britischen Antilleninsel Trinidad und des ebendort befindlichen Asphaltsees. Namentlich der letztere ist schon wiederholt und eingehend beschrieben worden. Darauf folgen ein paar Briefe aus Oesterreich und England, die zum großen Theile mit Betrachtungen über den Deutsch-französischen Krieg angefüllt sind. Erfreulicherweise ist hervorzuheben, daß der Verfasser bei seiner Beurtheilung der Ereignisse sich vollständig von jenem Chauvinismus fernhält, der in manchen Augen als das Haupterforderniß eines unverfälschten Deutschthums gilt; man merkt deutlich, wie das Land, in welchem Eyth damals lebte, das bekanntlich keineswegs deutschfreundlich gesinnt gewesene England, wohlthätig besänftigend auf seine Anschauungen wirkte. Indessen bilden das einzig wirklich Interessante in diesem Abschnitte die „Erinnerungen an Paris", welche sein in französische Kriegsgefangenschaft gerathener Bruder von dort aus schrieb und welche ein schönes Streiflicht auf die den Gefangenen zutheil gewordene freundliche Behand-

lung werfen. Den Rest des Bandes nehmen die stets im technischen Dienste unternommenen Kreuz- und Querfahrten des Verfassers ein, der uns dabei leider kein noch so geringes Detail geschenkt hat. Nun mag es gewiß für die an seinen Schicksalen theilnehmenden Verwandten des Autors überaus interessant sein, zu erfahren, daß jetzt in Mähren, ein andermal in Hessen oder Baden ein Dampfpflug probirt werde, daß dieses oder jenes Land für die Dampfcultur gewonnen sei, daß der Vicekönig von Aegypten seine Zuckerrohrfelder mit Dampf bewirthschaften will, daß hier oder dort ein Pflug gebrochen oder im Bridgewaterkanal in England der Anfang mit der Touageschiffahrt gemacht werden soll; dem großen Publikum gewähren alle diese Mittheilungen über Plane, Absichten, Erfolge oder Unfälle, kurz über alle Peripetien dieses Geschäftsganges kein Interesse, zumal der Verfasser mit seinen Pflügen und sonstigen Maschinen den Kopf so voll hat, daß er, der natürlich stets in größter Eile Europa von einem Ende zum andern durchfliegt, in der Regel nicht die Zeit findet, über Land und Leute der von ihm besuchten Gegenden das Geringste zu sagen. Ein paar schlechte Witze über Darwin, von dessen Lehre er offenbar nichts versteht, und einige schiefe Bemerkungen über Oesterreich, das er offenbar nur oberflächlich kennt, sind gelegentlich als Würze eingestreut; die wiener Weltausstellung, ein so herrlicher Stoff, wird in ein paar Briefen, die wieder ausschließlich auf dem Dampfpflugstandpunkte stehen, abgethan, sodaß, wenn wir das Buch zu Ende gelesen, wir uns vergeblich fragen, was wir daraus gelernt haben. Referent möchte nicht misverstanden werden; er begreift vollkommen, daß man in so durchaus subjectiver Weise, wie Eyth gethan, an seine Angehörigen nach Hause schreibe, und ist weit entfernt, ihn darüber zu tadeln; was er nicht begreift, ist nur, daß man solche lediglich die nächsten Anverwandten interessirenden Briefe der Veröffentlichung durch den Druck werth hielt. Wenn Fürsten der Wissenschaft ihre Correspondenz mit ebenbürtigen Geistern publiciren, wenn die Nachwelt die Briefe verstorbener Dichterheroen oder Staatsmänner sammelt und veröffentlicht, so entschuldigt oder berechtigt schon die Bedeutung der Person ein solches Vorgehen, womit der Wissenschaft oft ein wahrer Dienst geleistet wird; im vorliegenden Falle waltet aber keine dieser Rücksichten ob.

Die trotz der launigen und flotten Schreibart des Verfassers das Ganze durchwehende Monotonie seiner Briefe wird indeß zweimal noch durchbrochen, zunächst durch die Schilderung zweier Bergbesteigungen in Tirol, des Großvenediger und des Piz Tessero, zum Schlusse aber durch Eyth's Reise nach Cuba. Ueber die Bergschilderungen ist wenig zu bemerken; sie sind lebhaft und anziehend geschrieben, wie alles, was aus des Autors Feder fließt, erheben aber wol keinen Anspruch, eine Bereicherung der alpinen Literatur zu sein. Daß Eyth den österreichischen Provinzialismus „halt" in das von den Norddeutschen angedichtete „holter" umwandelt, welches niemand innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle versteht, geschweige denn spricht, zeugt von keinen sehr eindringlichen Dialektstudien. Dort, wo eine Fahrt von Paris nach Turin durch den Mont-Cenis-Tunnel erzählt wird, bemerkten wir, daß die Reise von Cutloz (womit Culoz im Departement des Ain gemeint ist) zu unserm Schreck zurück nach Meudon, also in die nächste Nähe von Paris führe. Die beigefügte Versicherung, daß eine Viertelstunde später der berühmte Tunnel folge, beruhigte uns jedoch, daß wir es hier mit der bekannten Grenzstation Modane zu thun haben. Die Perle des Bandes sind unzweifelhaft die Schlußbriefe, worin der Verfasser die Zustände auf Cuba schildert; diese besitzen in der That wissenschaftlichen Werth; namentlich ist die Schilderung des dortigen Sklavenlebens, welches gewöhnlich in sehr düstern Farben gemalt wird, ganz trefflich und der Beachtung aller Fachmänner zu empfehlen; man fühlt, daß der Verfasser treu nach der Natur gezeichnet hat, und muß ihm hierfür um so dankbarer sein, als seine Darstellung die neuesten Verhältnisse (Frühjahr 1875) im Auge hat.

Gerhard Rohlfs ist uns unter allen Umständen ein lieber und willkommener Begleiter. Wir können seine Schriften in fast allen Stücken als das vollendetste Gegenpart zu dem vorstehenden Werke des schwäbischen Ingenieurs betrachten; ihm fehlt allerdings der prickelnde Ton leicht hingeworfener Sätze und Gedanken, seine Darstellung ist einfach und schlicht, er beobachtet aber viel und scharf, sodaß fast jede Zeile seiner Bücher eine Belehrung enthält. Die Ansichten, welche er über diesen oder jenen streitigen Punkt entwickelt, hat er sich durch gründliches Studium von Land und Leuten gebildet; seine Stimme muß daher unter allen Umständen gehört werden, wenn sie auch mitunter unangenehme Wahrheiten verkündet. Das vorliegende kleine Buch (Nr. 2) erfreut sich aller der erwähnten Vorzüge; es enthält zwölf Aufsätze, die zum Theil schon in Zeitschriften, wie im „Ausland" erschienen, und nunmehr zu einem Bändchen gesammelt sind; sie verdienen dies auch in vollstem Maße, denn jeder von ihnen besitzt bleibenden Werth. Drei Aufsätze sind dem immer noch so wenig bekannten Sultanate Marokko, fünf dem ägyptischen Staate gewidmet; die übrigen vier behandeln: „Bauten in Afrika", „Lagos an der Westküste", „Das Goragebirge in Centralafrika" und „Reiz- und Nahrungsmittel afrikanischer Völker". Der erste und letzte dieser vier Aufsätze sind von hohem culturhistorischen Interesse, in jenem über Lagos — bekanntlich jene englische Niederlassung, an welcher Rohlfs nach seiner gewaltigen Reise von Tripoli über Kuka am Tschadsee quer durch Afrika die atlantische Westküste erreichte — unterrichtet er uns unter anderm über das siegreiche Vordringen des Islam unter den Negervölkern. Da dieser Umstand in Europa selten gehörig gewürdigt wird, so benutzen wir diese Gelegenheit, um mit Rohlfs' Worten diese Erscheinung zu charakterisiren:

> Der Islam wird um so mehr von den Negern angenommen, als die moralischen Vorschriften besser mit dem alten hergebrachten Leben harmoniren, überdies die den Mohammedanismus predigenden Lehrer gleich Sitten und Gebräuche der Schwarzen selbst annehmen und nur die Formen und äußern Gebräuche ihres Glaubens verlangen. Außerdem predigt der Islam Hochmuth: „Sobald ihr Gläubige seid, steht ihr über Christen und Juden, ihr gehört dann zum ausgewählten Volke, ihr seid dann gut par excellence." Es gefällt ihnen das weit besser als: „Ihr könnt das Himmelreich nur durch Buße und Glauben gewinnen, Sünder bleibt ihr aber immer; seid demüthig, verachtet den Reichthum u. s. w." Zudem ist der

christliche Missionar in unsern Tagen nicht im Stande, auf das Niveau des Eingeborenen hinabzusteigen, während er ebenso wenig vermag, diesen zu sich heraufzuziehen, das heißt ihm die äußern Annehmlichkeiten des Lebens zu bieten, unter denen er selbst seine Existenz hat. Wie kann ein armer Neger sich denken, daß die Lehre richtig sei, wo man ihm Verachtung des Reichthums, Mäßigung, Demuth und Buße predigt, und er dies von solchen Männern hört, die gut bekleidet sind, die schöne Häuser haben, Möbel besitzen, wie er sie sich nie anschaffen kann, und über Geld in Hülle und Fülle (nach den Anschauungen der Neger) gebieten? Denn wenn auch nach europäischen Begriffen die Missionare nicht allzu glänzend und reich ausgestattet sind, so sind sie es doch den Eingeborenen gegenüber. Ganz anders tritt der Mohammedaner auf: er hat nicht mehr als der Neger, er verdient seinen Lebensunterhalt durch seine Arbeit, durch Handel; der Eingeborene sieht, wenn der mohammedanische Lehrer zu Wohlstand kommt, woher und wie derselbe gewonnen ist. Kein mohammedanischer Apostel hat irgendwie Gehalt, er bekehrt, um einen neuen Gläubigen zu gewinnen, ganz aus eigenem Antriebe, ohne von einer Gesellschaft ermächtigt zu sein. Er glaubt auch nicht einmal, daß dies für ihn selbst ein großes Werk sei, er meint dadurch nur die Seele des Bekehrten gerettet zu haben, welche nun würdig ist, mit ihm nach dem irdischen Tode die verheißenen Freuden des Paradieses zu theilen.

Nur weil sie sich stofflich hier anreiht, erwähnen wir der kleinen gediegenen Schrift von Professor W. Koner in Berlin (Nr. 3) über den Antheil der Deutschen an der Erforschung und Entdeckung Afrikas. Sie ist ein Separatabdruck aus dem achten Bande der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin", und gibt in kurzen, klaren Worten ein treffliches Résumé dessen, was sie im Titel verspricht. Zur Erläuterung dient eine von H. Kiepert entworfene Karte Afrikas, worauf der Antheil der verschiedenen Nationen an der Erforschung dieses Welttheils in Farben angedeutet ist.

Das Büchlein, worin Lady Barker ihre Erlebnisse auf Neuseeland niedergelegt hat (Nr. 4), läßt sich nicht auszugsweise wiedergeben; es muß eben selbst gelesen werden. Auch Lady Barker thut nichts anderes, als Briefe in ihre englische Heimat schreiben; wer ihr aber bis zum Ende gefolgt ist, der weiß nicht nur, wie sich das Leben eines Schafpächters in Neuseeland gestaltet, sondern hat auch von der Landschaft und ihren Herrlichkeiten sowie von den Menschen, welche als Colonisten dort wohnen, einen lebendigen Begriff erhalten. Nicht mit Unrecht haben deshalb die Briefe der Verfasserin in England so reichen Beifall gefunden, und wir müssen es als einen guten Gedanken preisen, dasselbe durch Uebersetzung auch dem deutschen Publikum näher zu rücken.

Friedrich von Hellwald.

Revue des Literaturjahres 1876.

Die wenig tröstlichen Worte, mit denen der Herausgeber d. Bl. vor einem Jahre seine Ueberschau eröffnete, könnten unverändert auch an die Spitze unserer diesjährigen Revue gestellt werden. Ein Jahr ändert wenig an solchen Zuständen. Nach je zwölf Monaten einen Rückblick auf die abgelaufene Zeit werfen und stets dasselbe wiederholen müssen, ist kein angenehmes Geschäft. Wir werden weiter unten wieder die Reihe der erschienenen Schriften aufführen, und es wird eine lange, aber keine stattliche Reihe werden. Nur wenige aus denselben treten auf wie Männer: gediegen, fest und ernst. Aber diese wenigen, was frommen sie? Der Korybantenlärm der Masse übertönt ihre Stimme; die einzelnen, voneinandergerissen, verlieren sich im bunten Gewoge, und es ist nicht abzusehen, wie sie, zerstreut und uneinig, das profanum vulgus je überwinden sollten.

Eins thut noth: und das ist das feste und innige Zusammenhalten der Minorität! Im Schauspiel unsers literarischen Lebens sind die traurigsten Scenen jene, in welchen wir die wenigen, die da berufen sind und auserwählt, auseinandergehen, nach vielen Richtungen sich trennen, ja in peinlichem Zwist einander bekämpfen sehen. Wenn doch diejenigen, denen es wahrer Ernst mit der Sache des Geistes ist, sich untereinander über die gemeinsam zu erstrebenden Ziele und die dazu unentbehrlichen Mittel einigten! Wenn wir es nicht Tag für Tag erleben müßten, wie die Besten und Edelsten sich entzweien, nicht weil ihre Gedanken und Bestrebungen, sondern die Form, in die sie dieselben kleiden, verschieden ist! Gibt es denn durchaus kein Mittel, um ein leuchtendes Centrum zu schaffen, das, weithin sichtbar und auf alle Trefflichen unwiderstehliche Anziehungskraft übend, die wenigen versammelt und einigt? Es gibt eine Art literarischen Particularismus, der noch verderblicher ist als der politische, eine Anarchie und Ochlokratie in der Geisterrepublik. Es muß eine Phalanx der Minorität gebildet werden, eine unzerbrechliche Mauer im Kampfe gegen das Niedrige und Flache. Nicht gleich müßten alle Einzelglieder dieser Phalanx sein, sondern gleichgesinnt; offen und ehrlich müßten sie miteinander den friedlichen Streit um Ansicht und Einsicht führen, stark und unerbittlich aber gegen die Feinde unserer literarischen Wiedergeburt ankämpfen.

Was die namhaftern Vertreter der Literatur im verflossenen Jahre auf den Büchermarkt gebracht, wollen wir nicht hier lobend herausheben. Wir stellen die Liste zusammen; das Bedeutende erkennt der Leser von selbst als solches, wenn er anders die Kritik auf ihrem Wege bisher begleitet hat.

Nur eins möchten wir noch erwähnen, ehe wir die bibliographische Arbeit beginnen. Es ist in diesem Jahre ein großartiger Versuch zur Reform unserer Kunstzustände bis an seine letzte Consequenz gediehen, der jeden Denkenden sehr beschäftigen muß. Wir meinen das Ereigniß von Baireuth.

Es ist über diesen Gegenstand so viel gesprochen und geschrieben worden. Man hat von beiden Seiten übertrieben; man hat sehr selten um den eigentlichen Kern der Sache gestritten. Ja eine größere Zahl der sogenannten Wagnerianer und Anti-Wagnerianer scheint nicht einmal zu wissen, um was überhaupt der ganze Streit sich drehe. Wüßte man dieses, so würden schon viele Stimmen laut geworden sein, welche die hohe Bedeutsamkeit dieser Erscheinung für die Neugestaltung unserer Kunstzustände überhaupt, die literarischen nicht ausgenommen,

nicht blos eifrig behaupteten oder leugneten, sondern ruhig, gründlich, ernsthaft in Erwägung zögen. Das letztere ist eigentlich bisjetzt wenig geschehen. Was Wagner in seinen beiden Werken: „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama", besonders im letztern, ausgesprochen hat, ist noch nicht auf seine Richtigkeit hin öffentlich geprüft worden. Fast immer hat man über Aeußerlichkeiten oder Nebensächlichem die eigentliche Frage vergessen. Es ist hier nicht der Ort, dies näher zu belegen. Nun ist das kühne Unternehmen Richard Wagner's wirklich von Erfolg gekrönt. Die baireuther Aufführungen sind zu Stande gekommen. Ein neuer dramatischer Stil ist geschaffen, gleichviel, wie man über diese Schöpfung urtheile. Dieses Ereigniß ist unzweifelhaft das Bedeutendste, was wir in neuester Zeit im Reiche der Kunst erlebt haben. Fürwahr, wenn man einen klaren Blick darauf wirft, erscheint es wie ein gewaltiger Protest gegen die Stillosigkeit, die Kleinlichkeit, Zerfahrenheit des Zeitalters in allen künstlerischen Bestrebungen. Nun, wenn auch die Ansichten der Musiker über die „Zukunftsmusik" noch so weit auseinandergehen, wenn auch die Literaten dem Dichter Wagner gegenüber noch so ablehnend sich verhalten mögen, so sollte man doch Wagner's Grundanschauung über das Drama, aus welcher all sein großartiges Wirken und Schaffen hervorgegangen ist, gerade wegen ihrer so leicht begreiflichen oppositionellen Stellung gegenüber unsern Zuständen, einer eingehenden und aufrichtigen Prüfung mit dem ganzen Ernst, den die Sache verdient, unterwerfen. Wir wollten jedenfalls mit Vorstehendem dem Vorwurfe begegnen, das baireuther Ereigniß nicht anders als bei Gelegenheit der zumeist so wenig bedeutenden Baireuth-Schriften erwähnt zu haben.

Werfen wir nun einen Blick auf die literarischen Erzeugnisse des abgelaufenen Jahres, so verwundern wir uns nicht mehr über die große Masse lyrischer Productionen. So dankbar man Hoffmann von Fallersleben sein muß für seine nachgelassenen Weinlieder und Sprüche, die unter dem Titel „Unser Weinhaus" herausgegeben wurden, so sehr neue Gaben von Gensichen („Spielmannsweisen", Lieder und Gedichte), Bodenstedt („Einkehr und Umschau", neueste Dichtungen), Stelzhammer („Liebesgürtel", hochdeutsche Lieder, zweite aus dem Nachlaß vermehrte Ausgabe) jeden Leser erfreuen, so frisch und echt poetisch Woldemar Wenck's „Lose Blätter und leichte Waare" uns anmuthen, so wenig wissen wir der großen Masse der Lyriker Dank, welche wahrlich nicht immer aus innerm Drange — wir sagen nicht dichten, sondern — öffentlich den Zeitgenossen ihr Inneres offenbaren. Einzelne gediegene Leistungen aus der Menge herauszufinden, ist Aufgabe der Kritik, die von diesen Blättern theils erfüllt ist, theils noch erfüllt werden wird. Wir lassen die Reihe hier folgen: H. Rocholl: „Aus der Stille"; Maria Döring: „Hauspoesie"; E. F. Altrichter: „Erinnerungsblätter"; T. Gampe: „Lied und Leben"; J. Graefe: „Meeresstille und wilde Wellen"; J. Hammer: „Schau um dich und schau in dich" (neueste Auflage); F. Hermann: „Gedichte"; T. Nöthig: „Gedichte"; E. Koppel: „Gedichte"; W. Kritzinger: „Vaterlandslieder"; G. Oertzen: „Stimmen des Lebens"; F. Spee: „Trutz Nachtigall", verjüngt von K. Simrock; F. Storck: „Lyrik"; J. Sturm: „Gott grüße dich"; S. Wätzold: „Heimat und Fremde"; F. Wilferth: „Gedichte"; J. Altschul: „Nicht um eine Krone"; J. G. Fischer: „Neue Lieder"; J. Ringer: „Gedichte"; H. Rosenberg: „Ein Frühlingsmärchen für die Weihnachtszeit"; F. Schenck: „Gedichte"; B. Granella: „Herz und Welt"; L. Maurer: „In der Stille", Sonettenbilder; E. Baumbach: „Neue Gedichte"; F. Volker: „Sang und Drang"; G. Pasig: „Dichtungen"; K. von Holtei: „An Grabes Rande, Blätter und Blumen auf langer Wanderschaft gesammelt, 1815—75"; E. D. Hopp: „Transatlantische Stimmen"; S. Zobel: „Schlesischer Erntekranz"; F. Raab: „Aus Vindobona", Gedichte in antiker Weise; M. Bauer: „Sorglose Stunden"; F. Wolfersdorf: „Gedichte"; G. E. Barthel: „Heiliger Ernst"; von Nolde: „Büchse und Zither", Jägerlieder; H. Alpländer: „Dichtungen"; A. Höpfner: „Potsdamer Liederchronik"; W. Röseler: „Nordische Eichen"; Klara Held-Marbach: „Leidvoll und freudvoll"; O. Linke: „Blumen des Lebens"; E. Schultz: „Liederproben"; R. Schian: „Blauveilchen"; W. Robbers: „Gedichte"; K. Weickum: „Erinnerungsblüten von Rom", Sonettenkranz; A. Weinholz: „Immortellen"; J. Wolf: „Dichtungen"; C. Loevenich: „Zwölf Kaisersonette"; E. Haßmann: „Lieder"; F. Busch: „Gedichte"; H. Blumenthal: „Liederkranz"; W. A. Jordan: „Leibeigene Lieder"; A. Maier: „Klänge von der Sommerau"; K. Pöls: „Veilchenblau und Tannengrün"; „Immergrün", Lieder einer früh Heimgegangenen; W. Schöller: „Heimat und Fremde"; R. Müldener: „Liebe und Ehe im Epigramm"; A. Gemming: „Poetische Verbrechen"; Betty Dorieux: „Lyrische Gedichte"; J. Milow: „In der Sonnenwende".

Bedeutendere Stoffe ziehen nur bedeutendere Naturen an. Es erklärt sich daher sehr leicht, warum die epische Dichtung bei weitem weniger Vertreter zählt als die Lyrik. Die kurze Reihe weist einige Namen von gutem Klange auf: Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy: „Marina"; Rudolf Gottschall: „Erzählende Dichtungen", erster Band: „Carlo Zeno", zweiter Band: „Die Göttin", dritter Band: „Maja"; L. A. Frankl: „Tragische Könige"; A. Friedmann: „Die Feuerprobe der Liebe", „Angioletta"; F. von Hentl: „1848"; R. von Keudell: „Hans Dolling oder das erste Turnier"; M. Rose: „Die Wallfahrt nach Lourdes", humoristisch-satirisches Epos; F. Gregorovius: „Euphorion" (dritte Auflage); Julius von der Traun: „Toledaner Klingen"; B. Bronner: „Der Gast im Kyffhäuser", Märchen in zwölf Abenteuern; T. Pyl: „Rafael's Brautfahrt", romantische Dichtung; E. Baumeister: „Vom Tigris zum Ganges"; F. Dahn: „Die Amalungen"; T. Gieseler: „Der blinde Seher", episch-romantisches Zeitbild; F. Gesky: „Germanicus", ein epischer Cyklus nebst einem Epilog „Germania". Als Specialität sei hier das sonst schwer zu rubricirende Buch von J. R. Ehrlich: „Fabeln und Aphorismen", angeführt.

Die dramatische Literatur bietet keinen erfreulichen Anblick dar; das höchste Ziel des dramatischen Dichters, die scenische Aufführung, wird, sagen wir es nur offen, sehr selten dort erreicht, wo der Dichter rein künstlerische Intentionen verfolgte oder gar ein Thema anstimmte, das von dem unterhaltungsbedürftigen Publi-

kum nicht Zerstreuung, sondern Sammlung fordert. Die Theaterdirectionen folgen ihrem Selbsterhaltungstrieb, bei dem gewöhnlich der Trieb zum Lebendigmachen bedeutender scenischer Werke seine Rechnung nicht findet. Das ernste Schauspiel, ja selbst das bedeutendere, feinere Lustspiel kommt dem Geschmacke des Publikums nicht recht entgegen; daher die wenigsten Dramen dieser Gattung das Licht der Lampen erblicken. Die Posse — die tragische wie komische — wächst und gedeiht. So bietet denn die folgende Reihe ein Bild dieser gesammten Literatur im kleinen: viel Unbedeutendes, wenig Gutes, wobei immer festzuhalten ist, daß das Bedeutende und Gute mit dem „für die Bühne Brauchbaren" durchaus nicht zusammenfällt.

Ernstes Schauspiel: H. Rahn: „Hermann, Fürst der Cherusker"; J. Werther: „Der Fürst von Isola Bella"; C. Spruner: „Die Wege des Glücks"; F. Dahn: „Deutsche Treue"; L. Dreyer: „Savonarola"; A. Forstenheim: „Katharina Cornaro"; Adelheid Eberhardt-Brück: „Hildegard"; F. M. Stöpel: „Dramatische Versuche"; W. Goldschmidt: „Isola"; A. Donsdorf: „Sakuntala"; F. Spielhagen: „Hans und Grete"; A. Wilbrandt: „Nero"; M. Greif: „Nero"; F. Rüffer: „Agis der Dritte, König von Sparta"; Paul Lindau: „Tante Therese"; A. Otto-Walster: „Rienzi"; C. Arter: „Aglaja"; S. Schlesinger: „Das Trauerspiel des Kindes"; A. Volger: „Aus eiserner Zeit oder die Erstürmung von Magdeburg"; R. Bunge: „Tragödien", erster bis fünfter Band; H. Herrig: „Der Kurprinz"; A. Thoma: „Saulus"; C. Caro: „Conradine"; U. Franck: „Der Herr College"; J. Große: „Tiberius"; P. Schuster: „Perpetua"; J. C. von Wieser: „Kaiser Julianus"; K. Weiser: „Auf dem Parnaß"; P. M. Mainländer: „Die letzten Hohenstaufen" (3 Thle.: „Enzio", „Manfred", „Conradino"); G. von Meyern: „Die Malteser"; E. Claar: „Shelley"; F. von Heinemann: „Der Waffenschmied von Braunschweig"; J. Pawel: „Erik"; F. Koppel-Ellfeld: „Spartacus"; H. Schmid: „Rose und Distel"; A. Schmitz: „Judith"; C. von Stamaty: „Ein Krach und seine Folge"; Wollheim: „Der Kreidekreis", chinesisches Schauspiel, frei bearbeitet; H. Weber: „Um Deutschlands Kaiserkrone"; M. Wolff: „Die Geschwister"; F. Bodenstedt: „Alexander in Korinth"; R. Weber: „Die Murtenschlacht"; M. Leythäuser: „Astorga"; H. Helmers: „Vergangene Zeiten"; A. Ohorn: „Der Uhrmacher von Straßburg"; U. K. Schöttle: „Paulus"; H. Lucius: „Otto der Große", zwei Theile; C. Otto: „Die Familie Kalckstein"; E. Werthheimer: „Cromwell"; M. Leythäuser: „Hussiten-Dramen", erster Theil: „Huß"; A. Schmidt: „Marfa"; Minnegast: „St.-Johannes-Liebe"; F. Bodenstedt: „Kaiser Paul"; F. Lassalle: „Franz von Sickingen", zweite Auflage; C. Caro: „Gudrun"; ein Anonymus: „Deutschlands Morgenröthe"; Rudolf Gottschall: „Dramatische Werke", neuntes und zehntes Bändchen: „Amy Robsart" und „Arabella Stuart"; A. Völckerling: „Göran Persson"; J. Werther: „Der Kriegsplan".

Lustspiel und Schwank: J. Thümmel: „Die Gavotte der Königin"; H. Ebert: „Nausikaa"; A. Lange: „Durch Sie!" stenographisches Lustspiel; G. von Moser: „Der Veilchenfresser", „Die Versucherin"; H. Dohm: „Vom Stamm der Asra", nach dem Spanischen; D. Kalisch und G. von Moser: „Sonntagsjäger oder Verplefft!" Posse; E. Kulke: „Der gefiederte Dieb"; Paul Lindau: „Der Zankapfel", Schwank; H. Bürger: „Die Modelle des Sheridan"; H. Dohm: „Der Seelenretter"; J. Findeisen: „Eine Jugendsünde"; H. Helmers: „Das Bild des Kaisers"; Hans Sachs: „Das heiß' Eisen", Fastnachtspiel, für die neuere Bühne eingerichtet von R. Genée; O. Blumenthal: „Die Philosophie des Unbewußten"; F. Volger: „Backfische auf Reisen"; A. Wilbrandt: „Die Wege des Glücks"; C. Weiß: „Paul de Kock"; M. A. Feierabend: „Die Entführung"; Hammann: „Maria", „Der Teufel im Jägerhaus"; M. Deribauer: „Reine Hände"; A. Klar: „Die fahrenden Komödianten"; F. Bodenstedt: „Wandlungen"; P. Perron: „Brüllvogel", Schwank, „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?" Schwank; C. Saar: „Angebetete Elisabeth!"; H. von Löhner: „Unterwegs".

Siegfried Lipiner.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Feuilleton.

Theater und Musik.

Wie das wiener Burgtheater, hat jetzt auch das wiener Stadttheater seinen „Nero" und zwar von Martin Greif; wir finden indeß in den wiener Kritiken nicht Stoff genug zu einer eingehenden Parallele zwischen diesem Stück und dem Drama von Adolf Wilbrandt. Die Aufnahme scheint ein succès d'estime gewesen zu sein, freundliches Entgegenkommen gegen den in Wien lebenden Verfasser. Wenn wir dessen bisherige Gedichte und den „Corfiz Ulfeld" ins Auge fassen, so können wir zu einer Tragödie „Nero" von seiner Feder nur geringes Vertrauen haben; denn von einem Dichter, der in der Lyrik nur dem einfachen Empfinden einen ansprechenden Ausdruck gibt und auch im Drama den großen Situationen nicht durch entsprechende Energie der Sprache und der Darstellung gerecht wird, können wir am wenigsten die angemessene dramatische Behandlung eines Charakters wie Nero erwarten, der die psychologischen Kühnheiten eines genialen Kraftdramatikers verlangt und selbst einer hyperbolischen und paradoxen Darstellung gegenüber kaum die Anklagen auf geschichtswidrige Behandlung aufkommen lassen wird.

Am wiener Stadttheater ist auch ein neues Drama von Keim: „Sulamith" zur Aufführung gekommen, welches die Heldin des Hohen Liedes zu seiner Heldin hat. Die Aufnahme von seiten des Publikums, in welchem die Studenten der Akademischen Lesehalle einen wesentlichen Bestandtheil bildeten, war eine glänzende, die Kritik der wiener Blätter eine sehr wohlwollende. Die Feuerprobe müßte das Drama indeß erst auf einer norddeutschen Bühne bestehen, vor einem gänzlich unbefangenen Publikum; wir würden uns freuen, in dem Verfasser ein neues Talent begrüßen zu können.

Am hamburger Stadttheater sind die „Florentiner", ein Trauerspiel von Hugo Bürger, dem Dichter des Lustspiels: „Die Modelle des Sheridan", mit durchschlagendem Erfolg in Scene gegangen. Die Erfolge der Trauerspiele an einzelnen Theatern erweisen sich indeß als wenig entscheidend für den Rundgang derselben über die gesammten deutschen Bühnen.

Während ein an einer Bühne mit Erfolg aufgeführtes Lustspiel mindestens einen größern Kreis über die deutschen Theater beschreibt, bleiben die Erfolge der Trauerspiele isolirt. Man liest bald hier, bald dort von der sehr günstigen Aufnahme einer Tragödie; aber der Fortgang derselben stößt in der Regel auf Hemmungen, die in dem Mistrauen der Directionen gegen Werke von dichterischer Haltung liegen. Die Thatsache steht fest, daß Dramen mit poetischen Intentionen von Jahr zu Jahr schwerer den Weg auf die Bühnen finden und sich schwerer auf denselben behaupten. Die günstige Aufnahme des Dramas „Deutsche Treue" von Felix Dahn hat nicht verhindern können, daß das Stück nach dreimaliger Darstellung wieder vom berliner Hoftheater verschwand. Auch Otto Roquette's von der berliner Kritik einstimmig anerkanntes Drama „Der Fond im Hause" und mehrere andere Tragödien mit anfangs günstigem Erfolg sind nach drei bis vier Aufführungen wieder vom Repertoire abgesetzt worden. Wenn die Intendanz den Stücken so früh den Todtenzettel schreibt, so richtet sie sich nach dem Geschworenenverdict des Publikums, oder vielmehr nach dem Kassenzettel. Bei Trauerspielen gibt es da keine Appellinstanz mehr, bei Lustspielen gleitet man eher über ein mäßig besuchtes Haus hinweg und appellirt an den nächsten Theaterabend.

Felix Dahn's „Deutsche Treue" ist inzwischen auch am dresdener Hoftheater zur Aufführung gekommen. „Die Augen der Liebe" von Wilhelmine von Hillern, ein Lustspiel, welches „schön" und „häßlich" in dramatischer Dialektik beleuchtet, gefiel am berliner Hoftheater; ebenso „O diese Männer" von Rosen in Dresden.

— Am wiener Burgtheater ist ein Trauerspiel von G. Conrad (Dr. Mosing): „Atho, der Priesterkönig", zur Aufführung gekommen. Die Kritik spendet dem Drama eine sehr mäßige Anerkennung.

— Das Drama „Gudrun" von einem jüngern schlesischen Dichter, Karl Caro, der sich bereits durch ein im Verlag von Trewendt in Breslau erschienenes in der Gegenwart spielendes Trauerspiel „Conradine" bekannt gemacht hat, ist am berliner Nationaltheater mit ehrenvollem Erfolg zur Aufführung gekommen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Wir haben noch einige Nekrologe aus der zweiten Hälfte des Jahres 1876 nachzutragen. Am 26. September starb in Frankfurt a. M. Heribert Rau, einer der fruchtbarsten deutschen Autoren. Rau ist im Februar 1813 in Frankfurt geboren und widmete sich der kaufmännischen Carrière, machte dann noch in reifern Jahren das Maturitätsexamen und bezog die Universität zu Heidelberg, um Theologie zu studiren. Anlaß zu diesem späten Entschluß gab seine Begeisterung für die freikirchliche Bewegung. Er wurde in Stuttgart und später in Manheim Prediger der Freien Gemeinden. Vom Amte verdrängt, bei der Regierung misliebig geworden, begab er sich nach seiner Vaterstadt, wo er seitdem eine äußerst fruchtbare literarische Thätigkeit entfaltete, leider vorzugsweise auf dem Gebiete des biographischen Romans, auf dem die Mischung von Dichtung und Wahrheit einen unbefriedigenden Eindruck macht, wenn die Mischungselemente unbekannt sind und die zugefügten Dosen freier Erfindung das thatsächlich Ueberlieferte in Schatten stellen. Rau schrieb in diesem Stil folgende Romane: „Mozart", „Beethoven", „Karl Maria von Weber", „Alexander von Humboldt", „Theodor Körner", „William Shakspeare". Außerdem erwähnen wir von ihm: „Die Pietisten" (1841), „Kaiser und Narr" (1844), „Thaddäus Kosciuszko" (1843) u. a. Er verfaßte daneben freireligiöse Schriften, wie z. B. „Neue Stunden der Andacht", und auch Libretten zu Opern von Lindpaintner, Marschner, Lachner u. a. Eine vielseitige Gewandtheit ist diesem Autor nicht abzusprechen; aber er verstand nicht, sie für wahrhaft künstlerische Tendenzen fruchtbar zu machen.

Anton Graf von Prokesch-Osten starb in Wien am 26. October. Prokesch war einer der gebildetsten Diplomaten Oesterreichs, der besonders, was die orientalische Frage betrifft, für die Gegenwart einer der kenntnißreichsten Rathgeber gewesen wäre. Geboren am 10. December 1795 in Graz, zeigte er sich als einen frühreifen Kopf von seltener Aneignungsfähigkeit, der schon mit sechs Jahren zahlreiche dichterische und geschichtliche Werke verschlungen. Im Jahre 1813 machte er den Befreiungskrieg unter Oesterreichs Fahnen mit und betheiligte sich auch an dem Feldzuge von 1815. Im Jahre 1818 wurde er Lieutenant im Generalstabe und verfaßte in dieser Stellung mehrere militärwissenschaftliche Werke, wurde später Generaladjutant des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg, dessen „Denkwürdigkeiten" er herausgab. Als Major und Generalstabschef der österreichischen Flotille im Orient, den er vorher drei Jahre hindurch bereist hatte, trat er in nächste Beziehungen zu Mehemed-Ali und den türkischen Machthabern, wie er dann auch noch mehrfach zu diplomatischen Sendungen in Konstantinopel benutzt ward. Zum Generalmajor befördert, wurde er Gesandter in Berlin (1843—52), später Präsidialgesandter am Bundestage, und seit 1855 kaiserlicher Internuntius in Konstantinopel, eine Stellung, die er erst im Jahre 1866 verließ. Prokesch hat außer militärischen Werken besonders Reiseschriften veröffentlicht: „Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien" (3 Bde., 1829—31), „Das Land zwischen den Katarakten des Nil" (1832), „Reise ins Heilige Land" (1831), ferner eine „Geschichte des Abfalls der Griechen vom türkischen Reich" (4 Bde., 1867). Die Vielseitigkeit seiner Bildung beweisen seine „Kleinen Schriften" (7 Bde., 1842—44).

Bibliographie.

Doctor Collenbusch. Auszüge aus seinem Tagebuch. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 1 M.

Duboc, J., Gegen den Strom. Gesammelte Aufsätze. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 6 M.

Eitner, R, Bibliographie der Musiksammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Im Vereine mit F. X. Haberl, A. Lagerberg und C. F. Pohl bearbeitet und herausgegeben. Berlin, Liepmannssohn. Lex.-8. 30 M.

Fallmerayer, J. P., Fragmente aus dem Orient. 2te, mit einem Anhang vermehrte Aufl. Durchgesehen und eingeleitet von G. M. Thomas. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 10 M.

Hirsch, F., Byzantinische Studien. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 9 M.

Kastropp, G., König Elf's Lieder. Eine lyrische Rhapsodie. 2te Aufl. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 16. 2 M. 80 Pf.

— — Suleika, ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1876. Gr. 16. 2 M. 20 Pf.

Leistner, E., Mädchen und Frauen, Liebe, Heirath und Ehe im Sprüchwort — Wahrwort. Mit fremden und eigenen Glossen herausgegeben. Berlin, Guttentag. 8. 3 M.

Leyden, E., Schlichte Gedichte. 2tes Buch. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M.

Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts. Leben und Wirken Friedrich August's, Freiherrn von Hardenberg. Herausgegeben von einem Mitgliede der Familie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Moor, F., Per ultimo! oder: Das Verbrechen von Erquelines. Roman. Berlin, Denicke. 1876. 8. 5 M.

Müller, H., Leben und Streben im Seminar zu Hannover während der Jahre 1790—94. Als Beitrag zur Geschichte des Seminarwesens nach Acten und Tagebüchern dargestellt. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3 M.

Nirwana. Verse eines Gefesselten. Stuttgart, Cotta. 1876. 8. 1 M.

Nord, du, Abriss der Geschichte von Bosnien und der Herzegovina von den Urzeiten bis nach der Eroberung durch die Türken. Wien, Seidel u. Sohn. 1876. Gr. 8. 1 M.

Der neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. Gottschall. 4ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 6 M.

Preyer, W., Ueber die Aufgabe der Naturwissenschaft. Ein Vortrag. Jena, Dufft. 1876. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Saur, H., Grundzüge der deutschen Rechtschreibung. Mit Rücksicht auf die „Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz zu Berlin" vom 4. bis 15. Januar 1876. Nebst einem Anhang. Heidelberg, C. Winter. Gr. 16. 1 M.

Schack von Igar, E., Pyramide und Oelberg. Erinnerungsblätter an eine Orientreise. Berlin, Grieben. 1876. 8. 4 M.

Schanz, G., Zur Geschichte der deutschen Gesellen-Verbände. Mit 55 bisher unveröffentlichten Documenten aus der Zeit des 14. bis 17. Jahrhunderts. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1876. Gr. 8. 6 M.

Schmidt-Cabanis, R., Zoolyrische Ergüsse. Ein Album zwei-, vier- und mehrfüßiger Dichtungen. Berlin, Denicke. 1876. Gr. 4. 10 M.

Schuler von Libloy, F., Aus der Türken- und Jesuitenzeit vor und nach dem Jahre 1600. Historische Darstellungen, zumal Fürsten- und Volksgeschichte in den Karpathenländern. Berlin, Grieben. Gr. 8. 5 M.

Schulz, K., Das letzte Jahrzehnt. Eine volkswirthschaftliche Skizze. Wetzlar, Bourguet. 1876. Gr. 8. 60 Pf.

Stewart, B., Physik. Deutsche Ausgabe, besorgt von E. Warburg. Straßburg, Trübner. 1876. Gr. 16. 80 Pf.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Januar 1877 beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung. Alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) werden ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Versendung stattfinde. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 7 M. 50 Pf.

Die Neuwahlen für den Deutschen Reichstag und die Verhandlungen desselben sowie des preußischen Landtags werden reichen Stoff zur Berichterstattung darbieten. Die Deutsche Allgemeine Zeitung sucht ein treues Bild der Zeitgeschichte zu liefern und den täglich in reicher Fülle zuströmenden Stoff ihren Lesern in möglichster Ausführlichkeit, aber doch in gesichteter Auswahl darzubieten. Sie nimmt in dieser Beziehung eine Mittelstellung zwischen den noch umfangreichern Zeitungen und den Provinzial- oder Localblättern ein, und glaubt damit den Wünschen eines großen Theils der Zeitungsleser nachzukommen.

Die politische Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung wird nach wie vor dieselbe sein: sie ist ein entschieden freisinniges, nach allen Seiten unabhängiges Blatt, das seine Ueberzeugung offen und rückhaltlos vertheidigt, aber auch den Gegnern Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint nachmittags 4 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5½ Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich von den größern industriellen Instituten regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" 20 Pf., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" 30 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Vierter Theil. 8. Geh. 6 Mark. Geb. 7 Mark.

Inhalt: Ulrich von Hutten. Von Hans Prutz. — Konrad Ekhof. Von Hermann Uhde. — Lord Byron. Von Rudolf Gottschall.

Für den vorliegenden vierten Theil des „Neuen Plutarch" darf eine gleich günstige Aufnahme erwartet werden, wie sie die ersten drei Theile gefunden haben, da die in demselben aufgestellten Lebensbilder sich den frühern in jeder Beziehung aufs würdigste anreihen.

Mit erstem Januar 1877 beginnt ein neues Quartal-Abonnement auf die (Augsburger) Allgemeine Zeitung, zu welchem die unterzeichnete Expedition ergebenst einladet.

Die Allgemeine Zeitung

kostet in ganz Deutschland und Oesterreich

mit wissenschaftlicher Beilage und Handelsbeilage

9 Mark pro Quartal. (Im Post-Abonnement.)

Frei von jedem local beschränkten Gesichtspunkte gibt die „Allgemeine Zeitung" das gesammte Material der Zeitbewegung, und wie sie somit, von Staatsmännern und ersten Publicisten vorzugsweise zu Kundgebungen benutzt, eine anerkannte Quelle der Geschichte geworden für das Leben aller zeitgenössischen Völker, vertritt sie als **deutsche Zeitung** die vielseitigen Anliegen und Bewegungen des deutschen Vaterlandes in Staat und Kirche, Wissenschaft und schöner Literatur wie in Volkswirthschaft und Handel in gleichmäßiger Ausführlichkeit.

Kreuzbandsendungen werden von der Expedition des Blattes für jeden beliebigen Zeitraum ausgeführt. Preis monatlich:

4 Mark für Deutschland und Oesterreich;
für die übrigen Länder des Weltpostvereins 5 M. 60 Pf. Für die Schweiz bei den Postanstalten quartaliter 13 Frs. 20 Cent., bei directem Bezug per Kreuzband monatlich 7 Frs.

Inserate haben bei der weiten Verbreitung des Blattes erfahrungsgemäß durchaus gesicherten Erfolg. Insertionspreis nach aufliegendem Tarif, welcher nach auswärts franco zu Diensten steht.

Augsburg, December 1876.

Expedition der Allgemeinen Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünfter Band. Apulische Landschaften.

8. Geh. 5 M. 40 Pf. Geb. 6 M.

Die Lesewelt wird dem berühmten Verfasser zu lebhaftem Dank verbunden sein, daß er seinen in vier Bänden erschienenen „Wanderjahren in Italien" einen neuen, fünften Band unter dem Specialtitel „Apulische Landschaften" anreihte. Auch in diesem Bande verflicht Gregorovius landschaftliche Schilderungen mit der Geschichte Italiens zu anmuthigen und farbenreichen Bildern, die um so größern Reiz gewähren, als sie die glänzenden Zeiten der Hohenstaufen dem neu geeinigten deutschen Volke wieder in Erinnerung rufen.

Band 1—4 der „Wanderjahre in Italien" (jeder Band geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.) haben folgende Specialtitel:

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Vierte Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Dritte Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Vierte Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Dritte Auflage.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 11. Januar 1877.

Zur kirchlich-politischen Literatur.

I.

1. **Reden Papst Pius' IX.** Von W. E. Gladstone. Autorisirte deutsche Ausgabe. Nördlingen, Beck. 1876. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
2. **Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur Freiheit und Wohlfahrt der Völker.** Von Emil von Laveleye. Autorisirte deutsche Ausgabe mit Vorwort von J. C. Bluntschli. Nördlingen, Beck. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. **Die Priesterehe und der Cölibatszwang.** Von Paulin Gschwind. Aarau, Sauerländer. 1875. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.
4. **Der Cölibatszwang und dessen Aufhebung,** gewürdigt von Johann Friedrich von Schulte. Bonn, Neusser. 1876. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. **Papstthum nnd Christenthum oder Beweis, daß das moderne Papstthum innerhalb der christlichen Kirche keinerlei Berechtigung habe.** Der gesammten Christenheit zur Beherzigung von G. A. Wimmer. Dritte Ausgabe. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1876. Gr. 8, 1 M. 50 Pf.
6. **Der Katholicismus und seine Bedeutung in der Gegenwart** von F. A. von Hartsen. Nordhausen, Förstemann. 1874. Gr. 8. 1 M.
7. **Gespräche über Kirchen und Staat als Erwiderung auf einige Paradoxen der Broschüre des Erzbischofs Ketteler von Mainz: „Der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zur Wiederherstellung".** Von einem Invaliden. Leipzig, O. Wigand. 1875. Gr. 8. 1 M.
8. **Die römisch-katholische Kirche seit der Restauration und ihre Befeindung des modernen Staats und der Bildung.** Ein kurzer Hinweis auf unbestreitbare Thatsachen. Von Johannes Gihr. Zürich, Verlags-Magazin. 1876. Lex.-8. 75 Pf.

Der kirchlich-politische Streit, welcher zwischen dem modernen Staat und der päpstlichen Curie entbrannt ist, hat zwar seit dem entschlossenen Auftreten und dem festen und consequenten Einschreiten der Reichsregierung an Intensivität ziemlich verloren. Die neuen Kirchengesetze sind in Kraft; die staatlichen Behörden sorgen für deren Ausführung; jede Renitenz zieht die gesetzliche Strafe nach sich. Wenn man aber deshalb glauben wollte, daß die Curie sich für besiegt erkläre und thatsächlich capitulirt habe, so würde man doch sehr irren. Sie wagt es nicht offen zu rebelliren, aber ihre Proteste hält sie aufrecht und wiederholt sie bei jeder Gelegenheit. An Auslieferung ihrer Waffen denkt sie nicht. Der Streit ist in ein ruhigeres Stadium eingetreten; der Feind hat sich zu seinen letzten Vertheidigungslinien zurückgezogen und wartet den günstigen Zeitpunkt ab, wo der siegreiche Gegner sich eine Blöße und ihm eine günstige Chance zu einem Ueberfall gibt. Diese Rechnung kann aber trügen. Im klerikalen Lager können Fälle eintreten, infolge deren diese Vertheidigungslinien aufgegeben werden und die schwarzen Legionen sich über die Grenzen zurückziehen müssen. Bis es zu irgendwelcher Entscheidung kommt, stehen die Gegensätze in ihrer ganzen Schärfe einander gegenüber, ohne daß gerade immer zu gewohnter Offensive Gebrauch davon gemacht wird. Die über dieses Thema abgefaßten Schriften haben daher an Interesse nicht verloren, und es ist erfreulich zu sehen, welche gewichtige Kämpfer seitens des Liberalismus in die vordersten Reihen eintreten.

Wir sprechen in erster Linie von W. E. Gladstone's „Reden Papst Pius' IX." (Nr. 1) und von seiner Einleitung zu „Rom und die neuesten Moden in der Religion". In letzterer bezeichnet der Verfasser als Plan der Curie und ihres Generalstabs: „Absolute Macht der Kirche und absolute Macht in der Kirche". In allen innern Angelegenheiten solle die gänzliche Vernichtung alles Rechts erstrebt werden und die Willkür und der unbeschränkte Wille eines Einzelnen an dessen Stelle treten. Dem Papste gegenüber solle kein Bischof, den Bischöfen gegenüber kein Klerus, und jedem dieser drei gegenüber kein Laie irgendwelches Recht besitzen, sondern der Papst seinen individuellen Willen als oberstes Gesetz hinstellen, wonach Bischöfe und Klerus sich zu richten und vor dem der Laie sich zu beugen habe. In den äußern Angelegen-

heiten beanspruche die Kirche das Recht, nach Belieben jede Entscheidung der bürgerlichen Gewalt in Sachen des Rechts oder Unrechts über den Haufen zu werfen und sogar, wann und wo es ihr beliebt, Gewalt zur Durchführung ihrer Plane anwenden zu dürfen. Wie der Nuntius Meglia in München gesagt hat: „Der Kirche kann nur noch die Revolution helfen", so äußerte Cardinal Manning in einer Versammlung vom 20. Januar 1874, daß in gegenwärtiger Zeit, wo der Stellvertreter Christi, soweit Menschen dies überhaupt vermöchten, entthront und die Usurpation der heiligen Stadt in das Völkerrecht aufgenommen sei, nur noch eine einzige und zwar nicht fernstehende Lösung der Schwierigkeit übrigbleibe, und das sei die schreckliche Geisel eines continentalen Kriegs, der die Greuel der Kriege des ersten Kaiserreichs noch bei weitem übertreffen werde und durch welchen trotz aller Hindernisse der Stellvertreter Christi wieder in seine rechtmäßige Stelle werde eingesetzt werden.

Ein getreues Bild dieses Stellvertreters und des von ihm repräsentirten Systems gewähren die Reden des Papstes, deren Zahl in unglaublicher Weise zunimmt, sodaß diejenigen, welche er vom 20. October 1870 bis zum 18. September 1873 gehalten hat, zusammen 290, in der von Don Pasquale de Franciscis veranstalteten Sammlung zwei Bände mit 1100 Seiten, ausmachen. Es lohnt sich der Mühe, nachzuforschen, in welcher Weise hier der Papst von sich und von andern spricht, und in welcher Weise zu ihm und von ihm gesprochen wird. Pasquale nennt ihn den engelgleichen Pius, den lebendigen Christus, die Stimme Gottes, Gott selbst, und Pius selbst nimmt nicht den geringsten Anstoß daran, die erhabensten Stellen der Schrift, welche sich auf Christus beziehen, auf sich selbst anzuwenden und seinen herrlichen Palast, in welchem er sich alle Bequemlichkeiten der Welt verschaffen kann und die Huldigungen der vornehmsten Kreise empfängt, als „seinen Calvarienberg" zu bezeichnen, während doch jedermann weiß, daß niemals ein Gefangener weniger Gefangener war als der „Gefangene des Vaticans". Zahllos sind die Schmähungen, in welchen er sich über die italienische Regierung ergeht. Der Verfasser enthüllt uns eine reiche Blumenlese aus den Reden des Stellvertreters, die mit „Wölfen" anfängt und mit „Ausgeburten der Hölle, fleischgewordene Teufel, stinkende Cadaver" aufhört. Sein Haß gegen diese Regierung ist unversöhnlich; „zwischen Christus und Belial, zwischen Wahrheit und Lüge" ist keine Versöhnung möglich. Und doch wirkt diese in die unterste Hölle verfluchte Regierung so günstig auf die moralischen Verhältnisse der Halbinsel, daß die römische Verbrecherstatistik, welche im Jahre 1868 noch 1976 Raubanfälle, Diebstähle und blutige Gewaltacte constatirte, im Jahre 1873 nur 1327 solcher Fälle aufgezeichnet hat. In ähnlichem Tone sprechen auch die auswärtigen Deputationen über Italien. Es war eine Keckheit ohnegleichen, welche eine strenge Ahndung von seiten der italienischen Regierung verdient hätte, daß Fürst Lichtenstein im Jahre 1873 von dem „fluchwürdigen Verbrechen" dieser Regierung sprach und den modernen Petrus dem modernen Herodes gegenüberstellte. Gern spricht Pius bei seinen Anreden von den frühern paradiesischen Zuständen des Kirchenstaats, als noch Ruhe und Zufriedenheit darin geherrscht hätten, vergißt aber hinzuzusetzen, daß diese Zustände nur durch französische Bajonnete aufrecht erhalten worden sind. Wie kann derjenige von Ruhe und Zufriedenheit seines Volks reden, der gegen dieses Volk die Söldner des Auslandes aufbietet? Auch diese Möglichkeit ist ihm genommen; es bleiben ihm noch Blitze und Donner; aber selbst seine gehorsamsten Schildknappen im deutschen Reichstag und in den französischen Kammern wagen nicht, von diesen Waffenstücken der vaticanischen Rumpelkammer offen zu sprechen. Das Selbstvertrauen ist dahin.

Die von dem belgischen Schriftsteller Emil von Laveleye abgefaßte Schrift: „Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur Freiheit und Wohlfahrt der Völker" (Nr. 2), beschäftigt sich nicht mit der Person des Papstes Pius IX., sondern ausschließlich mit dem von demselben vertretenen System. Es ist eine geistreiche Parallele zwischen Katholicismus und Protestantismus, nicht hinsichtlich der beiderseitigen Dogmen und Culte, sondern hinsichtlich der thatsächlichen Wirkungen der beiden Confessionen, soweit dieselben in der Geschichte und in den Zuständen der Völker und der bürgerlichen Gesellschaft wahrnehmbar zu Tage treten. Diese Prüfung und Vergleichung constatirt eine Ueberlegenheit der protestantischen Bevölkerung über die katholische im großen und ganzen, in Reichthum und Wohlstand, Bildung des Geistes, Energie des Willens, in der Liebe zur Freiheit und zugleich in der Mäßigung und Selbstbeherrschung, ohne die es keinen freien Staat und keine Selbstverwaltung gibt. Und derselbe Gegensatz, der sich im großen zwischen den Wirkungen des Protestantismus und des Katholicismus zeigt, wiederholt sich im Innern einer jeden dieser beiden Confessionen. Diejenigen Länder, in welchen die Regierung den Jesuiten oder der Engherzigkeit und Unduldsamkeit orthodoxer Protestanten ausgeliefert ist, waren von jeher die am schlechtesten regierten.

Der Verfasser fragt zuerst, woher es denn komme, daß, wie man allgemein sage, die lateinischen Rassen dem Verfalle geweiht, die germanischen und slawischen zu Beherrschern der Zukunft bestimmt seien, und findet den Grund hierin in dem Unterschiede der Religion, nicht in dem der Rasse; denn, sagt er, die Bewohner von Neufchâtel, Waadt und Genf sind lateinischen, die von Luzern und den Waldstätten sind germanischen Ursprungs; aber jene sind reformirt, diese bigot-katholisch, daher jene in Bezug auf Erziehung, Literatur, Industrie, Handel, Reichthum, Sauberkeit u. s. w. diesen weit überlegen sind. Der nämliche Gegensatz machte sich in einem und demselben Canton bemerklich, wenn wir das mit Schulen wohlausgestattete und industriereiche protestantische Appenzell-Außerrhoden mit dem in Unwissenheit und Trägheit versunkenen katholischen Appenzell-Innerrhoden vergleichen. Es ist eine offenkundige Thatsache, daß diejenigen Staaten, welche vor zwei Jahrhunderten unbestritten die Suprematie besaßen, Frankreich, Oesterreich, Spanien, Italien, Südamerika, lauter katholische Staaten, heutzutage den andern, welche damals zweiten Ranges waren, Rußland, Deutschland, England, Nordamerika, lauter Häretikern und Schismatikern, die Ehre des Vorrangs abtreten mußten. Wo Rom herrscht, da gehen die Sterne unter, wo der

Protestantismus das Terrain innehat, da ist die Sonne im Aufgang. Grund hiervon ist, nach der Darstellung des Verfassers, daß Cultur- und Geistesleben und besonders Schulbildung, Moral und innere Religiosität, freiheitliche Staatseinrichtungen und Volksfreiheit unter dem Druck des Syllabus ersticken müssen, unter dem Banner des Protestantismus aber sich frei entfalten können. Der Verfasser weist dies an historischen Beispielen nach und verweilt dabei am längsten bei Frankreich, das, wenn es im 16. Jahrhundert die Reformation angenommen hätte, nicht dem absoluten Königthum, dem Despotismus und der Unwissenheit verfallen wäre und schließlich einer greuelvollen Revolution bedurft hätte, um aus diesen unerträglichen Zuständen sich herauszureißen. Selbst Napoleon sagte auf St.-Helena, daß König Franz I. Frankreich die gräßlichen religiösen Convulsionen erspart hätte, wenn er sich zum Führer des Protestantismus in Europa aufgeworfen hätte; aber er habe nichts von der Sache verstanden, sei nicht gescheit genug, sei nichts weiter gewesen als ein Turnierheld, ein Salonritter, ein großer Zwerg. Von der jetzigen Republik hält der Verfasser nicht viel und glaubt an eine abermalige Wiederherstellung der absoluten Gewalt; denn die Republikaner wollten zwar die Freiheit, verhielten sich aber feindselig oder wenigstens gleichgültig zur Religion, dieser Säule jedes gesunden Staatslebens; die andern Parteien aber bekämpften die Freiheit und wollten nur eine solche Religion, welche auf klerikaler Gedankenlosigkeit, Unduldsamkeit und despotischen Einrichtungen beruhe. Nicht blos der Volksschulunterricht und eine ausgedehnte Volksbildung, die tiefere Moral und innere Religiosität könnten unter dem vaticanischen System nicht gedeihen; auch das constitutionelle Leben sei kein aufrichtiges, kein gesundes, wo die Leiter desselben unter dem Banne eines jesuitischen Priesters und unter dem Telegraphendruck des Vaticans ständen. Der Verfasser theilt die Ansicht der deutschen Schriftsteller, daß im Jahre 1870 der Ultramontanismus Frankreich in den Krieg mit Deutschland gestürzt habe, und daß, falls Chambord oder Ludwig Napoleon den französischen Thron besteigen würden, der Klerus, ohne dessen Hülfe eine solche Veränderung nicht möglich wäre, zu einem neuen Kreuzzuge drängen würde, um den verfolgten Glaubensbrüdern jenseit des Rheins, auf deren Unterstützung dabei gerechnet würde, die ersehnte Befreiung zu bringen. Liegt ja doch ein ganz bestimmtes Ziel und ein ausführlicher Plan der Ultramontanen vor, an dem sie unausgesetzt arbeiten, wenn ihnen auch ihr Sisyphusstein zuweilen wieder den Berg hinabrollt. Restauration der legitimen Herrscher in Frankreich, Spanien und Italien, Zurückwerfung des protestantischen Preußen, Auslieferung Deutschlands an Oesterreich, Zurückgabe des Kirchenstaats an den Papst, Allgewalt der katholischen Kirche, Einführung einer gemeinsamen Constitution, genannt Syllabus! Dies wäre die kirchliche Universalherrschaft, wie sie die Gregor und Innocenz als päpstliches Ideal festgesetzt haben. Die Aussichten sind freilich im Augenblick hierfür nicht glänzend. Aber Rom kann warten, und wir auch.

Pfarrer Paulin Gschwind in Starrkirch (Nr. 3) faßt die kirchlich-politischen Gegensätze nicht in dieser Allgemeinheit und Ausdehnung auf wie Laveleye, sondern beschränkt sich auf die Erörterung eines einzigen, freilich höchst wichtigen Punktes, der Priesterehe und des Cölibatzwangs. Wir erinnern uns dabei, daß dieser solothurnische Pfarrer Gschwind es war, welcher dem Bischof Lachat Veranlassung gab, mit der solothurner Regierung und der Diöcesanconferenz in einen Conflict zu kommen, aus welcher der Bischof als Exbischof hervorging. Denn Pfarrer Gschwind hatte das Unfehlbarkeitsdogma nicht anerkannt, wurde vom Bischof abgesetzt und excommunicirt, von seiner Gemeinde und von der Regierung aufs entschiedenste unterstützt, und nicht den Pfarrer, sondern den Bischof, welcher die Excommunication nicht zurücknehmen wollte, ereilte die Nemesis. In seiner Schrift über die Priesterehe erklärt dieser wackere Kämpfer, daß in der Cölibatfrage die ganze Machtfrage der römischen Hierarchie liege. Dies sei der verwundbarste Fleck, und um diesen Punkt werde sich der hitzigste Kampf entspinnen. Sobald diese Frage im Sinne der evangelischen Freiheit gelöst sei und im Ehebund, auch in dem des Priesters, nichts Unheiliges mehr erblickt werde, sei der Hauptlebensnerv der römischen Curie ein für allemal entzweigeschnitten und ihre culturfeindliche Macht für immer gebrochen.

Ausgehend vom Begriff und Wesen der christlichen Ehe, als der Krone derjenigen Anstalten, welche Gott zur Erziehung, zur Beglückung und zur Beseligung der Menschheit getroffen habe, constatirt der Verfasser, daß die jüdischen Priester, selbst der Hohepriester und die Propheten, verehelicht gewesen seien; daß Christus nie und nirgends von einem Cölibatzwang des Priesterstandes gesprochen habe, was er doch, jedenfalls wenigstens andeutungsweise, hätte thun müssen, wenn er auch nur den geringsten Werth darauf hätte legen wollen; daß er vielmehr geradezu verehelichte Männer zu Aposteln gewählt habe, und daß diese Apostel selbst wieder nirgends religiöse oder kirchliche Skrupel gegen die Priesterehe geäußert hätten. Die ersten Cölibatgesetze seien merkwürdigerweise von Spanien ausgegangen und auf dem Concil zu Nicäa besprochen, aber nicht angenommen worden. Ja der verheirathete Bischof Paulin von Nola, welcher im 5. Jahrhundert lebte, sei sammt seiner Gattin zu einem Heiligen gemacht worden, wovon übrigens neuerdings die römische Curie nicht mehr viel wissen wolle. Erst im 6. Jahrhundert seien die ersten Strafbestimmungen gegen die Verehelichung der Priester zu finden; doch habe das Concil von Konstantinopel (692) den Priestern und Diakonen die Ehe gestattet, auf die apostolischen Verordnungen sich berufend. Aber in Rom habe man die spanischen Ehegesetze für zweckmäßiger gehalten als die apostolischen Verordnungen, in den folgenden Jahrhunderten fortwährend gegen die Priesterehe geeifert, bis endlich Gregor VII. jeden verheiratheten Priester vom Eintritt in die Kirche und vom Messelesen ausschloß, seine Legaten aussandte, das Volk aufwiegelte, massenhaft excommunicirte und absetzte, und 1123 durch das erste lateranische Concil das Eingehen einer Ehe und der Umgang mit Frauen oder Concubinen den Priestern aufs strengste verboten wurde. Als Ersatz dafür wurde den Priestern der Mariencultus überliefert, welcher der Phantasie der Cölibatäre reichen Stoff zu idealen Gestaltungen gab, aber die sinnlichen Neigungen derselben keineswegs zu ertödten vermochte. Das unzüchtige Leben

der Priester wurde so skandalös, daß auf dem Concil zu Trient die Gesandten des deutschen Kaisers, des französischen Königs und des bairischen Herzogs die Abschaffung des Cölibats als einer nichtgöttlichen Einrichtung verlangten, die Möglichkeit einer Reform des Klerus von der Lösung dieser Frage abhängig machten und zuletzt erklärten, daß das Volk jedenfalls eine keusche Ehe einem unreinen Cölibat vorziehe. In einem von dem Papste veranstalteten Consistorium erwiderte der Cardinal von Carpi auf solche Forderungen, es sei dabei wohl zu überlegen, daß die Priester nur als unverehelichte den Papst als ihren einzigen und wahren Herrn anerkennen, als verehelichte aber ihre Fürsten als ihre Herren ansehen würden, da sie sich diesen aus weltlichen Rücksichten in allen Stücken wohlgefällig bezeigen möchten; die kirchliche Macht sei nur durch das Cölibat das geworden, was sie jetzt sei, und würde durch die Aufhebung desselben allen Einfluß auf die andern Länder verlieren und ihrem eigenen Ruin entgegensehen. So wurde denn in Trient jede in dieser Frage abweichende Ansicht mit dem Anathem belegt und den Priestern neue Ermahnungen zu einem keuschen Leben gegeben, die gerade so gut oder so schlecht befolgt wurden wie die frühern. Mit Recht knüpft der Verfasser die Anfänge der strengern Cölibatverordnungen an die Verpflanzung des Mönchthums aus dem Orient nach dem Occident und an die Bevorzugung der Mönchpriester vor den Weltpriestern. Doch wäre das Mönchthum allein nicht im Stande gewesen, die Priesterehe zu unterdrücken; der entscheidende Grund bleibt immer die von dem obengenannten Cardinal ausgesprochene Erwägung, daß die kirchliche Universalherrschaft mit dem Priestercölibat stehe und falle, daher auch der Verfasser sagt, daß, wer die kirchliche Macht brechen wolle, zuerst dafür sorgen müsse, daß diese Macht sich nicht mehr auf etwa 400000 römisch-katholische Geistliche stützen könne, die, weil ohne Familienleben, auch keine Vaterlandsliebe besäßen und ihrem vaticanischen Feldherrn blindlings zu jedem Gehorsam dienstbar seien.

Als kleinen Verstoß dürfen wir vielleicht anführen, daß an der Stelle, wo von dem günstigen Einflusse des Familienlebens auf die Gesinnung des Mannes die Rede ist, nicht „Camillus", sondern Coriolanus genannt sein sollte.

Daß Professor Johann Friedrich von Schulte, einer der ersten Kirchenrechtslehrer Deutschlands (Nr. 4), die Frage vom Cölibatzwang mit einem noch größern Aufwand von Gelehrsamkeit und philosophischer Schärfe behandelt als Pfarrer Gschwind, ist begreiflich, dabei übrigens zu bemerken, daß die Schrift sehr übersichtlich und klar geschrieben ist. Der Verfasser bespricht zuerst den Inhalt und die Bedeutung des Cölibatgesetzes und gibt sein Urtheil dahin ab, daß die Verpflichtung der katholischen Geistlichen zur Ehelosigkeit mit dem Sakrament der Priesterweihe in gar keinem Zusammenhange stehe, ausschließlich auf einer äußern gesetzlichen Vorschrift beruhe und ebendeshalb jeden Augenblick wieder aufgehoben werden könne. Indem er sodann die geschichtliche Entwickelung dieses Gesetzes, von den ersten Anfängen des Christenthums bis zum Concil von Trient, verfolgt, setzt er uns auch zugleich schon in den Stand, über die wahren Motive desselben uns ein Urtheil zu bilden. Doch untersucht er diese noch in einem besondern Abschnitt und beleuchtet theils die für das Cölibat geltend gemachten Gründe, theils die wahren Gründe des Cölibats. Unter den erstern führt er auf: die sogenannte Vorzüglichkeit des jungfräulichen Standes, die Begründung desselben aus dem Wesen des Priesterthums, die Nothwendigkeit desselben wegen der Darbringung des Meßopfers, die Ungetheiltheit des Priesters in seiner Arbeit, die hingebende Sorge desselben für Arme und Kranke, die hierfür maßgebende Volksanschauung, die Verhütung des Nepotismus und des Verlustes des Kirchenvermögens. Das sind nun höchst sonderbare, auf der unsolidesten Basis ruhende Gründe. Daß der ehelose Stand ein höherer sein solle als der verheirathete, dafür lassen sich weder Vernunftgründe noch biblische Gründe anführen, wol aber dafür, daß jener vor diesem nicht das geringste voraushat. Man beruft sich auf Paulus. Aber dieser spricht in der entscheidenden Stelle nicht von Männern, sondern nur von Frauen, gibt diesen nicht einen Befehl, sondern nur einen guten Rath. Mit Recht sagt der Verfasser, daß, wenn auf solche Beweisstellen hin das Gesetz der Ehelosigkeit gegeben werden könne, mit noch weit größerm Rechte, gemäß dem von Christus dem reichen Jüngling gegebenen Rathe, den Geistlichen aller irdische Besitz untersagt werden sollte, während bekannt ist, daß die Besitzthümer der Todten Hand weit über das apostolische Bedürfniß hinausgehen, daß die Jesuiten ein Vermögen von mehr als 600 Millionen Mark besitzen, und daß der arme Gefangene im Vatican im Verlauf von zehn Jahren 100 Millionen Francs an Peterspfennigen eingenommen hat. Nicht besser steht es mit der Behauptung, das Cölibat entspreche der Natur des neutestamentlichen Priesterthums, welches nicht durch physische, sondern durch geistige Zeugung fortgepflanzt werde. Wo steht denn das? Soll etwa das ein Beweis dafür sein, daß die Mutter Jesu Christi mit Meister Joseph in legitimer Ehe lebte? Um diesen Einwurf zu entkräftigen, hat die Curie freilich bereits das Dogma der unbefleckten Empfängniß erfunden und soll durch eine Verbesserung in der Maschinerie ihrer Dogmenfabrik auf bestem Wege sein, auch vollends die unbefleckte Erzeugung der Maria zum Dogma zu erheben. Und warum denn nicht? Keiner der Bischöfe wird es glauben; aber um der Einheit der Kirche und um ihrer eigenen Person willen werden sie sich alle nach einigen obligaten Verlegenheitsscenen unter das vaticanische Joch beugen. Daß sodann zur Verrichtung des Meßopfers die größtmögliche Herzensreinheit erwünscht ist, wird von niemand geleugnet werden; ist denn aber diese Reinheit das Privilegium der Unverheiratheten, die Ehe also eigentlich etwas Sündhaftes? „Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht unrein!" gilt wol nicht blos dem Apostel Petrus, sondern auch denen, die sich so gern auf denselben berufen. Von den übrigen Gründen möge nur noch der eine besprochen werden, daß das Volk zu verheiratheten Geistlichen kein Vertrauen habe und jedenfalls bei einem solchen nicht beichten möchte. In den protestantischen Gemeinden findet, nicht auf Commando, sondern aus Gründen, die in der Natur der Sache liegen, das gerade Gegentheil statt. Wenn aber von dem katholischen Volke Priesterthum und Cölibat für unzertrennlich gehalten werden, das Wesen

des geistlichen Standes geradezu in das Cölibat gesetzt wird, so darf man sich darüber nicht wundern, nachdem die Curie jahrhundertelang dem Volke dieses Lied in allen Tonarten vorgespielt hat. Daß aber trotzdem in alter und neuer Zeit gläubige Katholiken die Aufhebung des Priestercölibats verlangten, ist eine unleugbare Thatsache. Sie mögen freilich nicht zu demjenigen „katholischen Volke" zu rechnen sein, welches von der Curie mit besonderer Vorliebe als ihre Heerde angesehen wird.

Diesen trügerischen Gründen stellt der Verfasser die den wahren Grund in sich schließenden Worte Gregor's VII. entgegen: „Die Kirche kann von der Knechtschaft der Laien nicht befreit werden, wenn die Kleriker nicht von den Gattinnen befreit werden." Für ihn handelte es sich lediglich darum, den Klerus von der Familie und ebendamit von der Gemeinde, vom Staate und vom Vaterlande loszulösen und ihn zu einem rücksichtslos der Hierarchie und ihren Planen dienstbaren Werkzeug zu machen. Zu diesem Zwecke wurde das Märchen von dem priesterlichen Charakter indelebilis, von der höhern Stellung des Priesters gegenüber dem Laien, von dem Mittleramt des Priesters zwischen Gott und dem Menschen erfunden; durch das unbedingte Gebot des jährlichen Beichtzwangs, und zwar in der Form der Ohrenbeichte, und durch die Aufstellung und praktische Durchführung der Theorie des päpstlichen Ablasses wurden dann noch weitere Waffen für das hierarchische Zeughaus geschmiedet.

Bei Besprechung der Folgen des Cölibats berührt der Verfasser absichtlich den Einfluß desselben auf die Sittlichkeitsverhältnisse des Klerus nur kurz, hebt aber um so nachdrücklicher hervor, daß das Cölibat hauptsächlich schuld daran sei, daß die katholische Geistlichkeit, sehr zum Nachtheil ihres moralischen, socialen und wissenschaftlichen Rufs, sich vorzugsweise aus den niedrigsten Volksschichten rekrutire, wie denn auch das Concil von Trient die Aufnahme gerade der Armen in die Knabenseminarien ganz besonders empfiehlt. Solche Geistliche sind meist der bessern Bildung und Gesellschaft feind, fühlen sich nur zur Masse hingezogen, der sie nach Herkunft, Anschauung, Manieren und Bildung nahe stehen, auf welche einzuwirken sie durch ihr ganzes Wesen befähigt, und bei welcher sie trotz etwaiger Sittlichkeitsfehler sehr beliebt sind. Die ihnen fehlende Bildung ersetzen sie durch Hochmuth; der Vorstellung von dem veredelnden Einflusse der Ehe setzen sie ihre cynische Theorie von einem lediglich im Interesse der Kindererzeugung gegründeten Institute entgegen. So kommt es, daß der katholische Geistliche den gebildeten Ständen oft fremd und feindselig gegenübersteht, daß er, zu ähnlichen Zwecken wie der Socialdemokrat, an das Volk und immer nur an das Volk sich wendet, und daß er sich den Schein eines Volksbeglückers gibt, wenn er die untern Volksschichten gegen die höhern Stände aufhetzt. Wir kennen ja aus dem parlamentarischen Leben der neuern Zeit und aus den Orakelsprüchen und Schriften der gefeiertsten Bischöfe recht wohl diese wahlverwandtschaftlichen Verbindungen der Klerikalen mit den Socialdemokraten.

Als Resultat der historisch-kritischen Untersuchungen des Verfassers ergibt sich, daß die gesammte christliche Kirche vor der Reformation in folgenden Punkten übereinstimmte: daß ein Bischof nicht verheirathet sein, daß ein Priester nicht eine zweite Ehe schließen, und daß einer, der zweimal verheirathet war, nicht zum Geistlichen geweiht werden durfte. Die weitere Frage war nun für den Verfasser, wie die katholische Kirche zu dem Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 stehe. Dasselbe kümmert sich bekanntlich um die kanonischen Ehehindernisse nicht und erklärt eine von einem katholischen Geistlichen eingegangene, den Erfordernissen des Reichsgesetzes entsprechende Ehe für bürgerlich gültig. Dabei wurde aber ausgesprochen, daß die kirchlichen Verpflichtungen in Beziehung auf Taufe und Trauung durch dieses Gesetz nicht berührt würden. Also die innerkirchliche Seite der Sache, sagt der Verfasser, wird dadurch nicht berührt, und solange ein Staat die katholische Kirche anerkennt und die Staatsgesetze nicht ausdrückliche, von dem Kirchenrecht abweichende Bestimmungen enthalten, bleibt dasselbe für diese innerkirchlichen Verhältnisse in Geltung, und der Staat ist verpflichtet, einen katholischen Geistlichen, der sich verheirathet, aus seinem Amte zu entfernen, vorausgesetzt, daß das von den Staatsgesetzen geforderte ordentliche Verfahren eingehalten worden ist. Ob der Staat in diesem Falle der Kirche den weltlichen Arm zu leihen gehalten ist, scheint uns fraglich. Die Kirche wird gegen einen Priester, der sich verheirathet, gerade so verfahren wie gegen diejenigen, welche nicht an die Unfehlbarkeit glauben; sie wird denselben excommuniciren und suspendiren und an seine Stelle einen „jungfräulichen" Priester schicken. Der Geistliche wird gegen die Maßregelung gerade so protestiren wie die Antiinfallibilisten. Hat der Staat die letztern, welche ein ausdrückliches Dogma nicht anerkennen, doch beschützt, so wird er nicht diejenigen, welche nur eine päpstliche Verordnung, die jeden Augenblick von der Curie rückgängig gemacht werden kann, nicht mehr anerkennen, als Vasall und Diener der Kirche aus ihrem Amte vertreiben. Weit wichtiger für diese Frage ist es, das Verbleiben eines solchen Pfarrers von der Zustimmung der Gemeinde abhängig zu machen.

Die meiste praktische Bedeutung hat die Frage von der Aufhebung des Cölibatzwangs für die Altkatholiken. Man sollte meinen, für diese, die ja das Papalsystem bekämpfen, sei es selbstverständlich, daß sie eine Einrichtung, welche Hauptsäule dieses Systems ist, ohne weiteres aufheben werden. Der Verfasser theilt zuerst das Votum mit, das er auf der Altkatholiken-Synode von 1875 abgegeben hat, und das darauf hinausläuft: daß weder Päpste noch Concilien zur Erlassung des Cölibatgesetzes innerlich berechtigt gewesen seien; daß durch dasselbe die Kirche wesentlich geschädigt worden; daß ohne dessen Beseitigung jede wirkliche Reform der Kirche unmöglich, daß aber diese Beseitigung jetzt noch nicht opportun sei theils wegen der entgegenstehenden Volksanschauung, theils wegen des der altkatholischen Sache seitens ihrer Gegner daraus erwachsenden Schadens, theils auch wegen der theilweise mangelhaften Ausstattung der Pfründen. Daran knüpft der Verfasser den Ausdruck seiner Ueberzeugung, daß die altkatholische Diöcesansynode, welche die päpstliche Machtvollkommenheit mit allen ihren Consequenzen aus alter und neuerer Zeit verwirft, gerade so gut competent sei, das abzuschaffen, was in frühern Zeiten Päpste oder Particularsynoden aufgerichtet hätten, wie diese sich ihrerzeit für berechtigt er-

achtet hätten, Bestimmungen zu geben. Doch warnt er davor, die Entscheidung der Frage den einzelnen Gemeinden zu überlassen; er will sie vielmehr von der Zustimmung der Mehrheit derselben abhängig gemacht wissen und macht folgende positive Vorschläge: ein Bischof dürfe weder verheirathet sein noch heirathen, wol aber verwitwet sein (übrigens nur einmal verheirathet); wer in einer ersten Ehe lebe, dürfe zum Priester geweiht werden, der unverheirathete Priester dürfe eine Ehe, jedoch nur einmal, eingehen; vor dem endgültigen Beschlusse müßten sämmtliche altkatholische Gemeinden und die Regierungen gefragt werden, ob sie mit diesen Vorschlägen und mit der Ausführung derselben einverstanden seien. Diese sehr mäßig gehaltenen Vorschläge werden wol bald zur Verwirklichung kommen; denn die Zahl derjenigen altkatholischen Gemeinden, welche die Aufhebung des Cölibatzwangs geradezu fordern, wächst von Jahr zu Jahr. Die Mehrheit wird bald da sein, und von den Regierungen ist keine Einsprache zu befürchten. Welchen Einfluß ein solcher Vorgang auf die vaticanischen Katholiken haben wird, ist schwer zu sagen; vorderhand wol einen geringen; wann die Hitze des Streits sich abgekühlt hat, gewiß einen stärkern, und dann kann sich der Schlußsatz des Verfassers bewahrheiten: „Mit dem Cölibat steht und fällt nicht das Priesterthum, wol hoffentlich aber das Pfaffenthum.“

Von wesentlich anderer Färbung als die Schulte'sche Schrift ist die Broschüre des Predigers G. A. Wimmer über „Papstthum und Christenthum“ (Nr. 5). Es wird in derselben nicht blos wissenschaftlich erörtert, sondern auch gepredigt und in Polemik einiges geleistet. Der Verfasser hätte sein Manuscript gern in seinem Pulte verschlossen, wenn nicht neuerdings von Rom aus die Angriffe auf die Kirche Jesu immer heftiger geworden wären und der „Univers“ nicht zuletzt die Abhaltung eines Concils zum Zweck der Dogmatisirung der unbefleckten Erzeugung der Maria in Aussicht gestellt hätte. Dies war dem Verfasser zu weitgehend; denn wenn Maria nicht mehr Mensch, sondern eine Gotterzeugte war, so verdankte Jesus ihr seine Gottheit; sie selbst war dann Göttin, der ganze Bau der Kirche Jesu war dann vernichtet, und zugleich mit dem jesuitischen Papstthum versank dann die Christenheit in einen Pfuhl der Abgötterei. Dagegen aufzutreten hielt der Verfasser für die Pflicht jedes Christen und Menschenfreundes, und da seine Broschüre schon die dritte Auflage erlebt hat, so kann sein Auditorium nicht gering sein. In dem ersten Abschnitt spricht er von der modernen Vermessenheit des römischen Papstthums, tadelt die Schwäche und Vertrauensseligkeit, welche die Regierungen, auch die protestantischen, im Jahre 1814 bei der Restauration des Kirchenstaats und des Papstthums und von da an bis auf unsere Zeit gezeigt hätten, und macht dem Klerikalismus den Vorwurf, daß er einerseits die Reformation als alleinige Urheberin aller Revolutionen denuncirt habe, obgleich das an Revolutionen fruchtbarste Land das so sehr papistische Frankreich ist, und andererseits in der katholischen Kirche nichts als Schönes und Gutes finde, obgleich die Leiter derselben, die Jesuiten, so viel Unheil in der Welt angestiftet hätten. Dieser geistlichen Macht stehe zwar von seiten der Menschen das Wort Gottes gegenüber, aber dasselbe werde von denen, die dazu Beruf und Verpflichtung hätten, nicht mit dem nöthigen Nachdruck gehandhabt. So sei die Macht des Papismus immer höher gestiegen, die einfache Ordnung des Evangeliums sei immer mehr zurückgetreten und auf urevangelischem Grunde ein hierarchisches Gebäude aufgeführt worden, in welchem die Ausbreitung und Stärkung der Herrschermacht, nicht das Evangelium der Demuth und der Liebe als Parole ausgegeben wurde. Die Reformbestrebungen der Concilien seien gescheitert in Rom; Gott selbst habe eingreifen müssen und durch Luther der Menschheit ihr Gotteswort und den Zugang zu ihrem Erlöser in reiner Lehre wiedergegeben. Die Reformation sei kein Menschenwerk, sondern eine That Gottes. Um sie zu vernichten, sei eine Gegenreformation organisirt und die Jesuiten zu ihren Werkzeugen auserwählt worden. Das Concil von Trient habe sein Siegel darauf gedrückt und eine neue Religion, eine neue Kirche geschaffen, in welcher Tradition und päpstliche Misbräuche die Bausteine, Maria der Eckstein sei. Zum Schluß beantwortet der Verfasser einige in dieses Kapitel einschlagende Fragen. Dafür, daß der Papst auf Petri Stuhl sitze, dessen Nachfolger und Christi Stellvertreter sei, weiß er in der ganzen Bibel keine einzige Beweisstelle zu finden. Wie man sagen könne, daß das Papstthum den Frieden bringe, da die Ketzerverfolgungen, die Inquisition, die Scheiterhaufen von demselben ausgegangen seien und die „Krokodile Loyola's“ das staatliche, kirchliche, häusliche und Familienleben vergiften? Die Frage, ob das Papstthum bewirke, daß Gott Wohlgefallen an den Menschen habe, beantwortet er mit einer Hinweisung auf das große Sündenregister des Papstthums und auf die „Moral der Jesuiten“.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Schiller und Cotta.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Herausgegeben von Wilhelm Vollmer. Stuttgart, Cotta. 1876. Gr. 8. 12 M.

Uebrigens erfahren wir gelegentlich, im October 1799, daß damals in Stuttgart die Aufführung aller früher erschienenen Schiller'schen Stücke verboten war und Haselmaier deshalb zur Annahme des „Wallenstein“ nicht den Muth fand. Schiller streicht darauf für das stuttgarter Theater aus dem „Wallenstein“ die „verfänglichen Stellen“ Die Censur hat gegen das gereinigte Stück nichts einzuwenden, aber dennoch wird, aus Furcht vor den Kaiserlichen in der damaligen Kriegszeit, der „Wallenstein“ nicht aufgeführt. Der arme Haselmaier übernimmt dafür auf Cotta's Drängen, welcher für den Freund doch etwas herausschlagen will, den „Macbeth“ für 12 Dukaten. Schiller ist mit Recht ärgerlich darüber, daß er gerade mit der

ersten Bühne seines Vaterlandes solche Erfahrungen macht; aber er gibt nach: da die Verbindung mit einem Theater mehr für seinen Beutel doch nicht ganz unbedeutend sei, so wolle er denn, wie die größten und kleinsten Männer in der Welt von jeher thun müßten, seine Empfindlichkeit dem Vortheile aufopfern.

Derselbe Brief vom 24. März 1800 läßt uns noch eine andere interessante Beobachtung machen. Schiller drang bekanntlich Ende der neunziger Jahre unablässig in Goethe, derselbe möge den „Faust" vollenden, ohne doch des Dichters Bequemlichkeit und zugleich Abneigung gegen einen ihm fremdgewordenen Stoff bewältigen zu können. So faßt er es zur Abwechselung auf andere Weise an, indem er den Dichter durch die Hoffnung auf glänzenden Gewinn zur Wiederaufnahme des großen Werks zu veranlassen hofft. Er schreibt an Cotta:

Nun noch einen guten Rath. Ich fürchte, Goethe läßt seinen „Faust", an dem schon so viel gemacht ist, ganz liegen, wenn er nicht von außen und durch anlockende Offerten veranlaßt wird, sich noch einmal an diese große Arbeit zu machen und sie zu vollenden. Der „Faust" wird, wie er mir sagte, wenn er vollendet ist, zwei beträchtliche Bände betragen. Er rechnet freilich auf einen großen Profit, weil er weiß, daß man in Deutschland auf dieses Werk sehr gespannt ist. Sie können ihn, das bin ich überzeugt, durch glänzende Anerbietungen dahin bringen, dieses Werk in diesem Sommer auszuarbeiten. Berechnen Sie sich nun mit sich selbst, wieviel Sie glauben, an so eine Unternehmung wagen zu können, und schreiben alsdann an ihn. Er fordert nicht gern und läßt sich lieber Vorschläge thun; auch accordirt er lieber ins Ganze als bogenweise.

Daraufhin bietet Cotta alsbald Goethe für den vollendeten „Faust" 4000 Gulden Grundhonorar an, mit dem Zusatze, daß er über die Größe des Ganzen nicht urtheilen könne, daß er aber, wenn der Erfolg der Erwartung entspreche, jene Summe nur als erstes Anerbieten ansehe und sich für verbunden halte, nach der günstigen Aufnahme seine weitere Schuld abzutragen. Aber auch das wirkt nicht, und am 10. December 1801 schreibt Schiller:

Sie fragen mich nach Goethe und seinen Arbeiten. Er hat aber leider seit seiner Krankheit [Eingang 1801] gar nichts mehr gearbeitet und macht auch keine Anstalten dazu. Bei den trefflichsten Planen und Vorarbeiten, die er hat, fürchte ich dennoch, daß nichts mehr zu Stande kommen wird, wenn nicht eine große Veränderung mit ihm vorgeht. Er ist zu wenig Herr über seine Stimmung, seine Schwerfälligkeit macht ihn unschlüssig, und über die vielen Liebhaber-Beschäftigungen, die er sich mit wissenschaftlichen Dingen macht, zerstreut er sich zu sehr. Beinahe verzweifle ich daran, daß er seinen „Faust" noch vollenden wird.

Als dann im Frühling 1802 Goethe den Druck seines „Cellini" bei Cotta beabsichtigt, hat Schiller große Besorgniß wegen des Erfolgs. Auch was er bei dieser Gelegenheit über Goethe schreibt, ist durchaus bezeichnend für Schiller's Verhältniß zu beiden Freunden und für seine treugesinnte Offenherzigkeit gegen Cotta:

Vielleicht konnten Sie aber alle diese Risicos nicht achten, in der Hoffnung, sich auf einmal an dem Goethe'schen „Faust" für alle Verluste zu entschädigen. Aber außerdem, daß es zweifelhaft ist, ob er dieses Gedicht je vollendet, so können Sie sich darauf verlassen, daß er es Ihnen, der vorhergehenden Verhältnisse und von Ihnen aufgeopferten Summen ungeachtet, nicht wohlfeiler verkaufen wird als irgendeinem andern Verleger, und seine Forderungen werden groß sein. Es ist, um es gerade herauszusagen, kein guter Handel mit Goethe zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt und sich selbst hoch taxirt, und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler in Verbindung mit ihm geblieben. Er war noch mit keinem zufrieden, und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden sein. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht. So stehen nun die Dinge, und ich war es unserm Verhältnisse schuldig, Ihnen die schwierige Seite dieses Handels vorzustellen, selbst wider meine eigenen Wünsche, indem ich gerade diese Schriften, von deren Verlag ich Ihnen abrathe, gedruckt wünsche, weil sie die gute Sache fördern müssen. Aber einen Verleger werden sie ja wol finden, der sich daran verkauft; nur mein Freund soll nicht darunter leiden.

Der Briefwechsel über Schiller's Dramen zeigt beide, den Dichter wie den Buchhändler, von der vortheilhaftesten Seite. Schiller steigert zwar unterm 13. October 1801 seine Forderungen, aber gegen die Begründung dieser Steigerung läßt sich gar nichts einwenden; er schreibt:

Endlich glaube ich mich, was die Schriftstellerei betrifft, auf dem Punkte zu befinden, wohin ich seit Jahren gestrebt habe. Der schnelle und entschiedene Erfolg, den meine neuesten Stücke, zu denen ich auch „Die Jungfrau von Orleans" rechnen darf, bei dem Publikum gehabt haben, versichert auch den künftigen Entreprisen in diesem Fache einen ungezweifelten Succeß, und ich darf endlich hoffen, ohne Ihren Schaden, meine Arbeiten im Preise steigern zu können. Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß Gewinnsucht nicht unter meine Fehler gehört, und ebenso wenig ist es ein unanständiger Dünkel, wenn ich meine Producte höher als sonst taxire. Es hat eine edlere Ursache, deren ich mich keineswegs schämen darf; es entsteht aus der Begierde, neuen Arbeiten einen höhern innern Werth zu verschaffen. Zum Guten und Vollendeten aber gehört Muße, und ich kann bei meiner abwechselnden Gesundheit nur weniges unternehmen. Ein bedeutendes neues Stück ist alles, was ich in Einem Jahre liefern kann, und ich will also nicht meine Lage, sondern meine Werke dadurch verbessern, wenn ich sie höher taxire. Indem ich annehme, daß Sie von meinen künftigen Stücken eine größere erste Auflage wagen können, besonders wenn Sie das Stück in der Form eines Kalenders geben; indem ich voraussetze, daß der Absatz von 3000 Exemplaren gewiß und ein höherer Absatz sehr wahrscheinlich ist, so glaube ich den Preis von 300 Dukaten auf ein neues großes Originalstück, so wie die „Maria" oder die „Jungfrau" ist, setzen zu dürfen. Ich begebe mich aber dadurch zugleich jedes Anspruchs an einen weitern Gewinn, der Absatz mag so groß sein als er will, und der Auflagen so viele, als während drei Jahren davon erfolgen können, und reservire mir nichts als meine Rechte auf die künftige Sammlung meiner Theaterschriften. Ich führe Ihnen nicht an, daß andere Schriftsteller, denen ich nicht glaube weichen zu müssen, ebenso vortheilhafte Contracte geschlossen, oder daß andere Verleger mir dergleichen Erbietungen gethan. Dies sind keine Argumente, die zwischen Ihnen und mir gelten. Auch weiß ich aus Erfahrung, wie bereitwillig Sie sind, mich an dem Gewinn bei meinen Schriften Antheil nehmen zu lassen; aber hier kommt es darauf an, daß ich mir von meinem schriftstellerischen Fleiß einen bestimmten Etat gründe, daß ich weiß, woran ich bin, und mich aller mercantilischen Rücksichten, die mir bei meinen Arbeiten nur störend sind, einmal für allemal entschlage.

Cotta, welcher bisher durch freiwillige Nachzahlungen bei geringerm festen Honorar den Dichter in reichlicher Weise am Gewinn hatte theilnehmen lassen, antwortet umgehend:

Mit dem größten Vergnügen willige ich in Ihren Vorschlag vom 13. d., 300 Dukaten für jedes neue große Original wie „Maria" oder „Die Jungfrau von Orleans" zu bezahlen, und es würde mich betrüben, wenn Sie von mir nicht überzeugt wären, daß durch den Erfolg des Absatzes ein gleiches

[illegible] herausgekommen wäre. Ich schmeichle mir, Sie kennen mich soweit und die Zukunft wird Ihr Vergangene die Wahrheit hiervon belegen; inzwischen sehe ich wohl ein, daß eine [illegible] Summe [illegible] Angenehmeres ist. Wir wären also [illegible] ganz im Reinen; was ich noch sonst thun kann, wird [illegible] nach Möglichkeit geschehen. Hätten wir nur zwei [illegible] vom Leibe, die schlechten Buchhändler und die Nachdrucker!

Als dann im Februar 1803 „Die Braut von Messina" fertig ist, ein Werk, mit welchem sich Schiller, nach seinen eigenen Worten, „eine verteufelte Mühe gegeben", läßt derselbe, mit Rücksicht auf den um einige Bogen geringeren Umfang des Stücks, [illegible] Dukaten des Honorars nach; Cotta erkennt diese Generosität dankend an, meint aber, er würde unedel handeln, wenn er davon Gebrauch machen wollte. Er zahlt also für das Verlagsrecht der „Braut von Messina" wie des „Tell" für drei Jahre je [illegible] Dukaten.

Es ist unmöglich, alle die bedeutsamen Einzelzüge des Briefwechsels hervorzuheben, welcher uns während jener glänzenden Zeit in Schiller's Dichterthätigkeit fast von Woche zu Woche den Einblick in des rastlos arbeitsamen Mannes geistige Werkstatt darbietet. Freilich würde es [illegible]

[illegible]

Wir sehen, der Geschäftsmann war in dem Freunde völlig aufgegangen. Als Cotta Ostern 1805 zur Messe reiste, fand er Schiller bereits erkrankt; der nächste Brief Lottens gab noch Hoffnung; von wahrhaft erschütternder Wirkung ist Cotta's Schreiben aus Leipzig vom 12. Mai 1805, nach dem Eintreffen der Todesnachricht:

So war denn meine Ahnung wirklich wahr, und es war das letzte Lebewohl, das ich unserm verewigten Freunde sagen durfte! Allmächtiger, wenn mich der Schmerz über diesen unersetzlichen Verlust beinahe niederdrückt, wie muß es erst Ihnen, theuerste Freundin, sein, die Sie in ihm alles verloren, da Sie nur in ihm und für ihn lebten. Worte des Trostes gibt es hier keine. Selbst der Blick in die Zukunft ist nicht mildernd, wenn er nicht mit dem Glauben an eine ewige Fortdauer verbunden ist. Diesen Glauben theilen Sie gewiß mit mir, und wenn er in den ersten Momenten nicht Stärke genug hat, das Markverzehrende des herben Schmerzes zu lindern, so hoffe ich, die Mutter wird die Gattin soweit zur Fassung bringen, daß die armen Kinder nicht einen doppelten Verlust zu erleiden haben. Ja, beste Freundin, ich spreche zur Mutter, wenn ich hoffen darf, daß Sie sich zu fassen wissen. Was kann nicht Mutterliebe über den Menschen! Sie werden diese Ihren Kindern bleiben, lassen Sie mich nach meinen Kräften denselben Vater sein. Die Erziehung der beiden Knaben, wünschte ich, überließen Sie mir; ich würde sie mit mir nehmen, und damit Ihnen dies nicht schwer würde, wie wäre es, wenn Sie zu uns nach Schwaben zögen? Wir wollen dann im Angedenken an unsern Freund und in der Erziehung seiner Kinder unsere trauernden Tage dahinbringen! [illegible]

[illegible]

Mittheilungen machen für alle Zeit dem albernen Gerede ein Ende, daß Cotta sich an den Werken des Freundes bereichert habe. Die mitgetheilten Briefe der Angehörigen Schiller's sprechen sich voll wärmsten Dankes aus; Karoline von Wolzogen faßt die Stimmung aller zusammen in den Worten: „Sie handeln würdig und edel gegen die Kinder Ihres Freundes, der Segen wird den fernern Unternehmungen nicht fehlen, und sein letzter Wunsch, den Seinen ein Vermögen, das sie vor Abhängigkeit schützt, zurückzulassen, ist erfüllt."

Unter den noch weiter mitgetheilten Briefen ist von besonderer Bedeutsamkeit ein Schreiben Cotta's an Goethe vom 11. Februar 1828. Cotta hatte sich bereit erklärt, für das Verlagsrecht des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels 8000 Thaler zu zahlen; Goethe aber in seiner greisenhaften Aengstlichkeit weigerte die Ablieferung des Manuscripts vor Zahlung des Geldes. Cotta's Antwort ist das Muster eines feinen edeln Briefs. Er ist tiefbekümmert über dies Mistrauen gegen einen Mann, dem bei einem so hohen Betrage nicht einmal vorherige Einsicht des Manuscripts gestattet werde, einen Mann, mit dem Goethe zugleich seit mehr als 30 Jahren in Verbindung stehe, der in dieser Zeit mit der größten Gewissenhaftigkeit jede Verbindlichkeit erfüllt, jedem Wunsche entgegengekommen, der die schwersten Opfer gern getragen habe, weil er das Verhältniß höher schätzte, als bloße Finanzspeculanten es betrachten würden. Bei der „Morphologie", bei „Kunst und Alterthum" könne er einen Verlust von 9000 Gulden nachweisen; bei der Frage, ob und unter welchen Bedingungen er das Verlagsrecht der Goethe'schen Schriften erwerben wolle, habe er, anstatt vertragsmäßig bei gleicher Zahlung dem Höchstbietenden voranzustehen, sofort 10000 Thaler über das von anderer Seite erfolgte Höchstgebot offerirt und habe monatelang auf Antwort warten müssen:

> Ob der Mann, der bei bisherigen mehr als 160000 Gulden betragenden Zahlungen [an Goethe] nie im Rückstand blieb, der stets einen offenen Credit verfügte und erhielt, so ängstlich zu behandeln war! — will ich nur berühren und bemerken, daß ich mir das Zurückrufen aller dieser Thatsachen, das Durchlesen und Berühren der darauf Bezug habenden Briefe erlauben mußte, weil der Mensch, wenn er sich durch ein Ereigniß tief ergriffen und unglücklich fühlt, sich, je schuldloser und unbefleckter er sein Leben wünscht, an seinen innern Richter wendet, sich fragend und prüfend: womit hast du dies verdient? und findet er im ganzen und besondern nichts, was auf ihm lastet, die Tropfen dieses stillen aber wichtigsten Trostes gern in den Kelch fallen läßt, dessen bittern Trank er nicht an sich vorbeigehen lassen konnte, weil er unbewußt und unabwendbar eingegeben wurde. Ich habe diesen Trost, aber die bittere Erfahrung wird mich ins Grab geleiten.

Wahrlich, der Mann, der in solcher Weise einem Goethe gegenüberzutreten vermochte, war ein außergewöhnlicher, ein großer edeldenkender Mensch. Der Dichter erscheint recht klein dem Buchhändler gegenüber.

An den Briefwechsel reiht sich ein Anhang, welcher sich aus verschiedenen Bestandtheilen zusammensetzt. Zunächst eine Erklärung des landschaftlichen engern Ausschusses über die Sendung Cotta's nach Paris 1799, eine für die würtembergische Sondergeschichte wichtige Urkunde, bedeutsam auch zur Kennzeichnung eines Mannes, welchem der Ausschuß in bedenklichster Lage einen so wichtigen Auftrag gibt. Eine ganze Reihe von Schriftstücken geben Aufschluß über die Entstehung der „Allgemeinen Zeitung" und die heftigen Bedrängnisse derselben in den ersten Jahren. Nr. III bietet ein Gesammtverzeichniß des Inhalts der „Horen". Besonders interessant ist Nr. IV des Anhangs, die Auszüge aus Cotta's Rechnungsbüchern. Dieselben lassen erkennen, daß der Ertrag von Schiller's schriftstellerischer Thätigkeit gar nicht unbedeutend war. So empfing derselbe unter anderm für seine Redaction und die Beiträge im ersten Jahrgange der „Horen" 167 Louisdor außer einem „Zeichen der Erkenntlichkeit" von 363 Gulden. Ebenso für Redaction und Honorar des „Musenalmanachs" 1797 erscheinen 436 Thaler und abermals 20 Louisdor als Zeichen der Erkenntlichkeit. Den Bogen des „Wallenstein", erste Auflage, honorirt Cotta im Sommer 1800 mit 66 Gulden, was 2046 Gulden macht, wozu schon bei der nächsten Ostermesse als „Geschenk für Gewinn am «Wallenstein»" 550 Gulden kommen, ebenso viel Ostern 1802. Für die zweite und dritte Auflage des „Wallenstein" erhält Schiller 1100 Gulden, sowie Ostern 1803 als „Nachtragserkenntlichkeit" 30 Friedrichsdor. Aehnliche Zahlen ergeben sich für die übrigen Stücke jener Periode. Gleich beträchtliche Zahlen zeigen die Auszüge aus Goethe's Honorarconto, Zeugnisse für Honorare, welche nicht blos nach dem Geldwerthe jener Zeit sehr ansehnlich waren und Cotta's glänzende Unternehmungsgabe, seine große Denkungsart im besten Lichte erscheinen lassen.

Das Schlußergebniß unserer Betrachtung des Werks geht dahin, daß wir hier mit einem Buche zu thun haben, welches eine außerordentliche Fülle des schätzenswerthesten literargeschichtlichen Materials darbietet und zugleich durch die umsichtige und gewissenhafte Bearbeitung desselben allen Anforderungen, die an eine solche Arbeit gestellt werden können, durchaus entspricht.

Wilhelm Buchner.

Neue Lyrik.

Jede von den Gattungen der Dichtkunst trägt ihr Theil dazu bei, uns das Spiegelbild des Lebens unserer Nation immer neu zu gestalten. Epos und Drama leihen ihm die dasselbe kräftig gestaltenden Grundzüge, die Lyrik gibt die feinern Schattirungen dazu. Dies gerade macht das Studium der Lyrik zu einem so außerordentlich anziehenden, daß in ihr am reichsten die verschiedensten Kreise der menschlichen Gesellschaft mit ihren mannichfaltigen Gefühlen, Hoffnungen und Wünschen vertreten sind, die oft einander geradezu entgegengesetzten Stimmungen wiederklingen und die Ideale der einzelnen Individualitäten in ihrem bald grellen, bald gedämpften Lichtern sich spiegeln.

Gerade auf diesem Gebiete am meisten muß der Kritiker sich davor hüten, seine Lebensanschauung als die

allein berechtigte, seine Art zu empfinden und zu gestalten als die einzig wahre hinzustellen.

So verschieden die vorliegenden Dichtungen an Werth sind, sowenig einzelne Lieder in ihnen an die höchsten Vorbilder der Dichtkunst heranreichen, so freut es uns doch, als Gesammturtheil aussprechen zu können, daß in allen vorliegenden Sammlungen uns etwas von dem Hauche entgegenweht, der den Dichter zum Dichter macht, und daß unter ihnen sich ebenso warm empfundene als rein gestaltete Lieder finden.

1. Stimmen des Lebens. Neue Gedichte von Georg von Oertzen. Wien, Gerold's Sohn. 1876. Gr. 8. 6 M.
2. Lyrik. Neue Gedichte von Friedrich Storck. Leipzig, Matthes. 1876. 16. 3 M.
3. Gedichte von Ferdinand Wilferth. Augsburg, Schmid. 1876. 16. 1 M. 80 Pf.
4. Im Fichtelgebirge. Ein Waldstrauß von Ludwig Zapf. Wunsiedel, Krause. 1874. 16. 75 Pf.

In den „Stimmen des Lebens. Neue Gedichte von Georg von Oertzen" (Nr. 1) zeigt sich eine freie und unbefangene Weltanschauung, welche der Dichter schon in seinen frühern Leistungen bekundet hat, in denen keine Spur von Standesvorurtheil oder einseitiger Lebensansicht zu finden ist. Nicht minder sind die maßvolle Haltung und das Ebenmaß als Vorzüge der neuen Gedichte Georg von Oertzen's anzuerkennen. Die Tagebuchblätter lassen uns Blicke thun in ein reiches Dichterleben und in ein reines Dichtergemüth.

Sehr zu statten kommt dabei dem Dichter die Lebensatmosphäre, in der er sich bewegt hat, aber sein Verdienst ist es, vermöge des lebendigen Interesses, der Begeisterung, die er allem Großen entgegenbringt, die ihm entgegentretenden Gestalten so rein aufgefaßt zu haben und das, was ihn in Leid und Lust bewegte, in so vollen und reichen Klängen widertönen zu lassen.

Stimmungsvoll uns entgegenklingend ladet uns gleich die Einleitung zu den „Tagebuchblättern" zum aufmerksamen Verweilen bei denselben ein:

In Sonnensphären taucht
Der Adler sein Gefieder,
Der Schwan im Sterben haucht
Geheimnißvolle Lieder.
Das Herz, dem Gott gegeben,
Zu athmen im Gesang,
Verschweigt sein hohes Leben
Kein ganzes Leben lang;
Es singt die Stunden alle
Nach heiligem Gebot
Und weckt mit süßem Schalle
Der Zukunft Morgenroth.

Die einzelnen Blätter des „Tagebuchs" entfalten uns in poetischen Skizzen ein von dem Sonnenlicht der Poesie durchleuchtetes Daheim, in dem jedoch der Dichter Sinn und Blick für die dichterischen Gestalten des Weltlebens bewahrt hat, und es braucht uns der aus diesen Blättern hervorschimmernde Blütenzweig nicht erst zu sagen, daß reine Frauenhand in priesterlichem Walten den Musen im Hause des Dichters eine freundliche Stätte bereitet.

Auch einige satirische Pfeile schleudert der Dichter in „Kund und zu wissen" und andern Gedichten, ohne jedoch wirklich bitter zu werden.

Seine Meisterschaft in der Form bewährt derselbe in den theilweis außerordentlich zartempfundenen Canzonen.

Die Abtheilung „Auf einsamen Wegen" enthält die seltensten Blüten der Poesie in einfachen und reinen Formen.

Unter den Ritornellen heben wir die Inschriften unter „Heroenbilder" hervor, die uns die Weltanschauung des Dichters auch nach der nationalen Seite erkennen lassen, indem sie seine volle Uebereinstimmung mit den großen Ideen der Neuzeit bekunden:

Der Kaiser.

Dein Alter schuf die Jugend uns, die neue.
Heil dem Gesalbten Deutschlands! Ihn umleuchtet
Die Majestät der Thatkraft und der Treue.

Der Kanzler.

Ihr müht euch, tausend Makel zu entdecken
Im Manne Deutschlands; doch die Sonne scheint
Und reift die Ernte trotz der Sonnenflecken.

Feldmarschall Moltke.

Wir träumten, sangen, sprachen schön von Siegen —
Da kam ein Stummer. Er verstand, zu schreiben
In Flammenschrift, wovon die Lippen schwiegen.

Der Kronprinz.

Der Erbe bist du hohen Ruhms und Reiches,
Ein Fürst des Siegs, Mitherrscher aller Herzen,
Und hegst für uns ein menschlich warmes, gleiches.

Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg.

Ein Herr und Vorbild deinem Reckenstamme,
Auf hohem Leuchtthurm schürst du an der Ostsee
Des deutschen Sinnes weitgesehne Flamme.

Diese Inschriften vollenden uns das Bild einer tiefen, klaren, reinen Dichternatur und einer harmonisch durchgebildeten Persönlichkeit, bei welcher Leben und Dichten in vollem Einklange stehen, und wer die Dichtungen liest, wird diese und den Dichter zugleich liebgewinnen müssen.

„Lyrik. Neue Gedichte von Friedrich Storck" (Nr. 2) bietet ansprechende Klänge eines Dichterherzens in leichten Weisen, doch beherrscht der Dichter, wie die Glosse „Else" zeigt, auch die schwierigern Formen. Die Gedichte zerfallen in die Abtheilungen: „I. Sonne und Schatten"; „II. Auf dem Friedhofe"; „III. Natur und Leben"; „IV. Daheim"; „V. Buntes"; „VI. Regenschauer"; „VII. Spielmann's neue Weisen".

Besonders die Abtheilungen „Natur und Leben" und „Daheim" bieten reine Perlen eines echt deutschen Dichterherzens.

Diesen Dichtungen geistesverwandt sind die „Gedichte" des als Dramatiker längst rühmlich bekannten Dichters Ferdinand Wilferth (Nr. 3). Als besonders gelungen heben wir hervor: „Gruß an das Fichtelgebirge" und „Auf Uhland's Tod".

Einen ganzen „Waldstrauß" hat dem Fichtelgebirge der Dichter Ludwig Zapf (Nr. 4) gewidmet, aus dem uns frischer Waldesduft entgegenweht. Das sind kräftige gesunde Klänge eines von der Liebe zu den Bergen der Heimat erfüllten Dichterherzens, dessen Innigkeit auch in kunstvollen Formen sich ausspricht. Als Beweis dafür seien die beiden Sonette „Luise" und „Marie" angeführt, welche der Luisenburg im Fichtelgebirge gewidmet sind.

Eugen Labes.

Revue des Literaturjahres 1876.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Das Gebiet des Romans und der Novelle wird noch fleißiger angebaut als das der dramatischen Dichtung. Schwer ist es, in den engen Rahmen des Dramas alles zu bannen, was den mitten im Strudel eines hochbewegten Lebens stehenden Betrachter ergreift und fesselt. Das laute Treiben der Gesellschaft, der schwankende Kampf der Interessen, die Bestrebungen der Parteien, die politischen Ereignisse von tieferer oder blos augenblicklicher Bedeutsamkeit, daneben noch das, was sich ewig nie verändert, das stille Leben und Weben in den dunkeln Gemächern des menschlichen Herzens: alles dies drängt sich dem Romandichter als unruhiger und beunruhigender Stoff auf und verlangt nach der erlösenden, ruhevollen Form. Dabei kann es nicht fehlen, daß das Große oder wenigstens Umfangreiche — wir meinen die bedeutsamen historischen Ereignisse — einen vorwiegenden Zauber auf die Gemüther ausübt. Und freilich liegt darin eine große Gefahr. Der bedeutende Stoff verlangt einen bedeutenden Künstler, und sehr leicht täuschen sich Autor und Publikum in gleichem Maße über das entschieden Unkünstlerische der Behandlung, wenn nur die Anziehungskraft des Stoffs stark genug ist, um die nöthige Spannung hervorzurufen, die dem abgespannten Leser zum unabweisbaren Bedürfniß geworden ist. Gewiß sind die bedeutendern und edlern Geister immer eifrig bemüht, rein künstlerische Wirkungen hervorzurufen, den Politiker, den religiösen Eiferer, den philosophischen Grübler, den zürnenden und schwärmenden Socialisten in den Dichter aufzulösen, den Stoff durch die Form zu vertilgen. Aber wie vielen gelingt es? Die meisten dii minorum gentium wissen sehr wohl und härmen sich durchaus nicht darob, daß sie sich nicht an frische, sondern an ermüdete Nerven wenden.

Unter den Romanen nimmt einen hervorragenden Rang ein der bereits in d. Bl. besprochene Roman von Friedrich Spielhagen: „Sturmflut", ein geistvolles und künstlerisch entworfenes Gemälde der Gegenwart; Gustav Freytag's „Marcus König", der vierte Band der „Ahnen", ist ein Bild aus dem Reformationszeitalter, mit künstlerischer Sauberkeit entworfen. Wir heben außerdem hervor: Robert Hamerling's „Aspasia", ein anziehendes Gemälde des alten Athen; „Die Ideale unserer Zeit" von Sacher-Masoch, ein zwar einseitiges, aber doch satirisch schlagfertiges Werk; den umfangreichen Geschichtsroman von Felix Dahn: „Ein Kampf um Rom"; W. Jensen's „Parthenia" und den ägyptischen Roman „Uarda" von Georg Ebers.

Die übrigen hervorragendern Schriften sind leicht aus der folgenden Zusammenstellung der im Laufe des Jahres erschienenen Romane herauszufinden: M. Ring: „Eine unversorgte Tochter"; E. M. Sauer (M. Alland): „Die Loge zur brennenden Fackel"; E. Schlieben: „Hinter der Front"; K. Berkow: „Die wilde Rose"; K. Detlef: „Die geheimnißvolle Sängerin", „Benedikta" und „Ein Document"; Stanislaus Graf Grabowski: „Die Erbin"; Rudolf Gottschall: „Im Banne des schwarzen Adlers"; „Ein edles Leben" von der Verfasserin von „John Halifax"; E. Merx: „Schlesische Gutsnachbarn"; B. Möllhausen: „Die Hyänen des Kapitals" und „Die Kinder des Sträflings"; J. von Dewall: „Else Hohenthal"; E. Gaboriau: „Zwölf Millionen"; F. W. Hackländer: „Verbotene Früchte"; Ida Gräfin Hahn-Hahn: „Nirwana"; G. Horn: „Der Schatz von St.-Himmelspfort"; S. Justus: „Diana"; K. von Kessel: „Lebensrichtungen"; J. D. H. Temme: „Im Amthause zu Sinningen"; A. Belot: „Artikel 47"; C. von Bolanden: „Urdeutsch"; Josephine Gräfin Schwerin: „Drei Jahre"; J. Conard: „Das Schloß am Vesuv oder der Brautraub von Neapel"; M. Förster: „Die schwarze Brüderschaft oder Thron und Liebe"; Ada Serano: „Das Brautkleid"; D. R. Hammerschlag: „Haus und Kloster"; J. Rank: „Der Seelenfänger"; Hans Wachenhusen: „Eine Geborene", „Helene" und „Schlag zwölf Uhr"; W. Wilhelmi Freiherr von Graßhoff: „Damaskus oder Judenverfolgung im heiligen Lande"; Martha Losse: „Unserland"; H. Liebbach (James Wood): „Ein Hochstapler oder Wahnsinn und Verbrechen"; K. A. Mayer: „Zwei tapfere Herzen"; G. Neutwig: „Pater Armann, der Wildschütz des Klosters Gruhlich oder Jägerrock und Mönchskutte"; F. H. Pollak: „Der Falschmünzer, Wilddieb, Schmuggler, Räuber und Mordbrenner Josef Wuschy und seine Genossen oder die Geister des Hochwaldes"; H. Warring: „Lebenswege"; B. A. Bleich: „Der Hausirer oder auf dunklen Pfaden"; L. Braunwart: „Theodor von Zwehl"; G. Raimund: „Verwaist"; E. Engel: „Königin Luise"; E. Schlieben: „Das Judenschloß"; A. Storch: „Die Königsmörder"; P. Szigladÿ: „Fata-Morgana"; Hieronymus Lorm: „Gabriel Solmar oder ein kleines deutsches Fürstenthum"; E. Adalbert: „Das Buch mit sieben Siegeln"; M. von Schlegel: „Graf Retlan, der Rebell"; E. von Dincklage-Campe: „Die Schule des Herzens"; H. J. Schwarz: „Verbotener Liebe Fluch und Sühne oder Soutane und Hermelin" und „Interessante Historien gefallener Größen und Abenteuer schwarzer Brüder in Rom"; Hans Hopfen: „Verfehlte Liebe"; L. Mühlfeld: „Die Nebelprinzessin oder Maria Theresia und ihre Jugend"; Gregor Samarow: „Um Scepter und Kronen", fünfter Theil: „Held und Kaiser"; H. Schmid: „Der Bauernrebell"; E. E. Königs: „Ein verkanntes Frauenherz oder gefahrvolle Liebe"; A. F. von Schack: „Ebenbürtig", Roman in Versen; A. E. Brachvogel: „Des Mistrauens Opfer"; R. E. Hahn: „Zu früh vermählt"; Gottfried Keller: „Die Leute von Seldwyla" (neue Auflage); Mathilde Raven: „Ein Adjutant Bonaparte's"; O. Müller: „Der Postgraf"; Franz von Nemmersdorf: „Ein Ehestandsdrama"; A. Steffens: „Adel und Bürgerstand"; Siegmeyer: „Moderne Cavaliere"; F. Wernau: „Die Kinder des Vaterlandes"; E. Fels: „Eine Convenienzehe"; E. A. König: „Auf der Bahn des Verbrechens"; A. Mels: „Neue Horizonte, historischer Roman aus der Gegenwart"; C. Schönburg: „Johann Elmer"; H. Schaumberger: „Zu spät"; George F. Born: „Der Türkenkaiser und seine Feinde oder die Geheimnisse des Hofs von Konstantinopel"; Ludovika Hesekiel: „Unterm Sparrenschild"; E. Rüffer: „Die Goldgräber"; H. Sternberg: „Ein Kampf auf Leben

und Tod oder die Rose von Belgrad"; S. Gätschenberger: „Geld"; J. Mühlfeld: „Die alte Durchlaucht"; Franz Carion: „Die Witwe von Metz"; P. Laicus: „Der Arzt"; F. Wellnau: „Die Findlinge oder durch Nacht zum Licht"; Auersperg: „Die Rose von Amsterdam"; „Bettler und Fürstenkind", von einem Anonymus; G. Bucheck: „Im Kampfe ums Dasein"; G. Berthold: „Unterm Türkenjoch oder Kampf gegen Tyrannei"; L. Maurer: „Jesuiten oder Freimaurer?" A. Olinda: „Prinzessin Tarrakanoff"; E. Pasqué: „Der Roman eines Mutterherzens"; A. Stahl: „Isola bella"; E. von Berden: „Auferstanden"; J. Dominicus: „Lorelei": A. Storch: „Die Welt in Waffen"; A. Schrader: „Ein Goldkönig"; Mariam Tenger: „Die Papiere des Kaplans": L. Haidheim: „Im Geist und in der Wahrheit"; „Deutsche Liebe", aus den Papieren eines Fremdlings, herausgegeben von M. Müller; A. Freiherr von Loën: „Verloren und nie besessen"; W. von Dünheim: „Angeline".

Ebenso reich an Liebhabern wie arm an echt dichterischen Talenten ist das Gebiet der Novelle. Es erschienen in diesem Jahre: Marie von Olfers: „Neue Novellen"; E. Oswald: „Aus Heimat und Fremde", drei Erzählungen; E. Ohly: „Erinnerungen aus dem Leben eines hessischen Pastors"; K. Parameny (A. Kempe): „Aus der Perrükenzeit"; F. Brentano: „Am Erlenbach"; Klara Cron: „Regina"; G. Flammberg: „Hugenottengeschichten" („Mas d'Azil" und „Der Flüchtling"); H. Presber: „Rudolf"; E. Engelhardt: „Das Bekenntniß auf dem Todtenbette"; E. Eckstein: „Lisa Toscanella"; St. Graf Grabowski: „Die Entführung"; Thekla Grabowska: „Frauenhaß und Frauenliebe"; O. Horn: „Aus zwei Feldzügen"; Gottfried Keller: „Romeo und Julia auf dem Dorfe"; T. Storm: „Waldwinkel" und „Pole Poppenspäler", Novellen; Lucie Ludwig: „Die Tochter des Briganten"; R. Reinhard: „Der Tanz zum Tode"; J. Bonnet: „Ringende Mächte, Novelle aus dem Judenthum"; Charlotte Ernst: „Das Bild der Gouvernante"; O. Merinski: „Marie"; L. Parisius: „Im Wald und auf der Heide"; A. Waise: „Sein Thun ist lauter Segen"; F. Neustätter: „Frauengeheimnisse" und „Pflichten"; A. Otto-Walster: „Eine mittelalterliche Internationale" und „Allerhand Proletarier"; G. F. Born: „Die Rose von Böhmen oder der Geigenfrieder und die Harfenpepi"; A. Streckfuß: „Eine dunkle Vergangenheit" und „Auf Urlaub"; E. Hoefer: „Die Bettelprinzeß" und „Allerhand Geister"; E. Ziehen: „Heiderosen, Sammlung niedersächsischer Novellen"; Karoline von Bartenstein: „Seelenblicke"; T. S. Braun: „Unkraut im Weizen"; E. Freyburger: „Novellen aus dem Seelenleben"; E. Wichert: „Gesammelte Novellen"; K. Heigel: „Neue Erzählungen" („Benediktus" und „Baron Riedgras in der Residenz"); E. W. Müller: „Am Abgrund"; K. S. Sievert: „Erzählungen vom Lande"; E. M. Vacano: „Am Wege aufgelesen"; K. Zimmermann: „Gefreiter Kaspar Schulze" und „Zweierlei Tuch"; E. Jost: „Christlich oder päpstlich?"; F. von Bärenbach: „Vom Baume der Erkenntniß"; H. Blum: „Aus unsern Tagen"; C. von Bolanden: „Der Pascha"; A. Jänich: „Lieb und Leid"; H. Lindendorf: „Novellen"; F. von Hohenhausen: „Der Roman des Lebens, neue Novellen aus der höhern Gesellschaftswelt"; G. Hiltl: „Historische Novellen"; „Schloß Raunach", Erzählung von ***; K. Adolf: „Die Harzbraut"; Julie Dungern: „Unter dem Schleier"; T. Pietsch: „Stilles sanftes Sausen"; M. Reinow: „Novellen"; Emma Brauns: „Wildröschen"; Maria Lenzen: „Das Fräulein aus dem Sassenreich"; K. Neumann-Strela: „Bunte Reihe, Novellen und Humoresken"; H. Schaumberger: „Aus der Mappe des Verstorbenen", kleinere Erzählungen; Maria von Arndts: „Der Juh-Schrei auf der Halseralm"; M. Mindermann: „Bis zum Senator"; Elise Polko: „Neue Novellen" (siebzehnter Band: „Glück ohne Ruh") und „Weder Glück noch Stern"; Sacher-Masoch: „Galizische Geschichten"; Ada Christen: „Aus dem Leben"; Adelheid von Rothenburg: „Novellen" (erster Band: „Im Umkreis von vier Meilen"); R. Reichenau: „Die Alten; letzte Bilder aus unsern vier Wänden"; Jenny Bach: „Tannenburg"; Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach: „Bozena"; C. F. Meyer: „Georg Jenatsch"; A. Godin: „Frauenliebe und Leben"; G. Kühne: „Wittenberg und Rom, Klosternovellen aus Luther's Zeit"; M. Ludolff: „Erzählungen"; Max Ring: „Neue Stadtgeschichten" („Der Herr Professor", „Auch ein Gründer" und „Durch Kampf zum Frieden"); E. Vely: „Leier und Palette", Geschichten aus dem Dichter- und Künstlerleben; E. Lucia (W. Weyergang): „Maika"; A. Hartmann: „Schweizer Novellen"; Helene von Hülsen: „Ohne Flitter", Novellen; Levin Schücking: „Novellenbuch"; F. von Saar: „Novellen aus Oesterreich" („Innocens", „Marianne", „Die Steinklopfer", „Die Geigerin", „Das Haus Reichegg").

Die folgende Reihe der im Verlaufe des Jahres erschienenen Uebersetzungen macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit und gibt hauptsächlich nur die in das Gebiet des Romans und der Novelle gehörigen Arbeiten. Hervorheben aber wollen wir gleich hier die interessante von J. Wenzig herausgegebene „Bibliothek slawischer Poesien in deutscher Uebersetzung" (drittes Heft: dalmatische, russische und bulgarische Volkslieder).

Zumeist sind es englische Romane, die sich der Gunst unserer Uebersetzer erfreuen; auch in folgender Liste wird man Erzeugnissen der britischen Literatur am häufigsten begegnen: „Ein edles Leben", „Meine Mutter und Ich" und „Oliva" von der Verfasserin von „John Halifax"; M. E. Braddon: „Verbrechen und Liebe" und „Dem Glück ein Pfand"; Rhoda Broughton: „Ester"; P. Laicus: „Die Petroleuse", nach dem Französischen, und „Zur rechten Stunde", nach dem Englischen des M. Reid; Ecrevisse: „Die Bockreiter in der Gegend von Valkenberg", aus dem Vlämischen; Alice Salzbrunn: „Farrnkräuter", ein Lebensbilderbuch, aus dem Englischen; J. van Lennep: „Die Rose von Dekama", aus dem Holländischen, und „Drei Erzählungen"; „Wander-Willy's Geschichte", aus dem Englischen; „Walter Scott's schönste Romane", herausgegeben von B. Tschischwitz; S. Krasinski: „Ein Traumgesicht", aus dem Polnischen; W. Bergsoe: „Pillone und andere Erzählungen", aus dem Dänischen; H. Rochefort: „Die Verdorbenen"; F. W. Robinson: „Seine Cousine Sarah"; A. Senoa: „Das Goldkind", aus dem Kroatischen; J. de Alencar: „Der Guarany", brasilianischer Roman,

aus dem Spanischen; M. Chodowiecki: „Zeus", nach dem Spanischen des T. M. Fioretti; Antonietta Klitsche de la Grange: „Die Vestalin", aus dem Italienischen; H. Scharling: „Meine Frau und ich"; H. Wood: „Parkwater"; J. ten Brink: „Der Schwiegersohn der Frau von Roggeveen", aus dem Holländischen; George Eliot: „Daniel Deronda"; M. S. Schwartz: „Das Mädchen von Corsica", aus dem Schwedischen; „Zwischen den Schlachten", Schauspiel von Björnstjerne Björnson; X. de Montépin: „Die Trauerspiele von Paris"; Ouida: „Ein Paar Holzpantöffelchen" und „Idalia"; C. Reade: „Nur ein Gänschen"; Marie Colban: „Novellen", aus dem Norwegischen von Strodtmann; „Andersen's Werke", neu übersetzt, mit Biographie, Einleitung nebst Anmerkungen versehen von E. J. Jonas; M. Jókai: „Die Komödianten des Lebens"; Mrs. Prentiß: „Die Familie Percy"; S. Tytler: „Die Diamantrose, ein Leben der Liebe und Pflicht"; „Erinnerungen der Kitty Trevylyan", nach dem Englischen; Bret Harte: „Gabriel Conroy"; S. Smiles: „Die Sparsamkeit"; „Ein Fallissement" von Björnstjerne Björnson; Wernher der Gärtner: „Maier Helmbrecht", die älteste deutsche Dorfgeschichte, aus dem Mittelhochdeutschen; J. Lie: „Der Geisterseher", aus dem Norwegischen; A. Daudet: „Der kleine Dingsda" und „Jack"; M. Clarke: „Deportirt auf Lebenszeit"; C. Bentlage: „Durch eigene Kraft", dem Niederländischen durch H. J. Schimmel frei nacherzählt; Florence Marryat: „Sesam, öffne dich!", aus dem Englischen von Jenny Hirsch; R. W. Emerson: „Ueber häusliches Leben", ein Essay; Erckmann-Chatrian: „Die beiden Brüder"; F. Fabre: „Abbé Tigrane, ein klerikaler Streber"; Kalidasa: „Sakuntala" von Friedrich Rückert; G. Verga: „Eros", aus dem Italienischen; J. L. Runeberg: „Hannah", episches Gedicht in drei Gesängen aus dem Schwedischen; A. Edwards: „In meiner Jugend".

Die humoristische Literatur wurde im abgelaufenen Jahre ziemlich gepflegt. A. von Winterfeld und Ernst Eckstein zeichnen sich auf diesem Gebiete durch besondere Fruchtbarkeit aus. Der erstere ließ zwei dreibändige komische Romane: „Der Fürst von Montenegro" und „Der alte Knast" und den zweiten Theil seiner „Schnurren"; der letztere sein „Initium fidelitatis" (humoristische Gedichte), ferner „Satirische Zeitbilder", „Katheder und Schulbank, neue Gymnasialhumoresken", „Die Mädchen des Pensionats" und „Exercitium Salamandris, neue humoristische Gedichte", erscheinen. Maurus Jókai trat mit einem humoristischen Romane auf: „Der neue Gutsherr" (zwei Bände). Andere in dieses Gebiet gehörige Werke sind: „Humor und Satire" (erster Band: „Die Darwin'sche Theorie in Umwandlungsversen" von Darwinsohn; zweiter Band: „Die sociale Revolution im Thierreiche", komisches Epos aus der Gegenwart von F. Essenter); „Zeitvertreib für Reise und Haus" (erster Theil: „Narren und Sünder"; zweiter Theil: „Aus dem Reich des Todes"), Humoresken von K. Neumann-Strela; M. Rose: „Die Wallfahrt nach Lourdes"; Fritz Brentano: „Schnick-Schnack"; S. Gätschenberger: „Die Gastronomie oder die Kunst, genußreich zu speisen nach Kant und andern Philosophen"; A. O. Klaußmann: „Elly", Humoreske aus dem breslauer Studentenleben; Oskar Blumenthal: „Vom Hundertsten ins Tausendste"; „Der Humor im Reichstage" von Anselmus Facetus; „Eulenspiegeleien", heitere Studien, Caricaturen und Glossen von S. C. H. Molbis; „Die Katerthesen und ihre poetische Begründung vom heidelberger Weltweisen"; „Pilgerfahrt", ein Spottgedicht in achtzehn Kapiteln von Tanhäuser dem Aeltern; Richard Schmidt-Cabanis: „Wenn Frauen lächeln" und „Der kleine Nibelungen-Knigge oder Genusreguläre Anweisung, wie man sich als baireuther Patron zu benehmen habe"; C. Half: „Der Darwinianer"; U. Marbod: „Katerstudien"; K. Neumann-Strela: „Bunte Reihe"; R. Wellnau: „Richard Trommelfell, ein baireuther Zukunftsschnadahüpfl"; P. Lenz: „Soldatenfreud' und Leid"; „Brunswig und Drager, Ilseniade. Ein tragisch-komisches Heldengedicht aus dem Jahre 1835, herausgegeben von R. Jacobi"; Hans Herrig: „Die Schweine"; „Böse Sieben", Satiren auf unsere Zeit (anonym); Grimmelshausen: „Simplicissimus", mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von J. Tittmann (zweite Auflage); K. Zimmermann: „Soldatengeschichten"; A. P.: „Aus Kärntens Bergen".

Das Feld der Dialektdichtung wurde in diesem Jahre wenig angebaut. Es erschienen: „Plattdeutsche Gedichte zum Declamiren" von J. F. Ahrens, D. Bartels, A. Bielfeld u. s. w.; Klaus Groth: „Ut min Jungsparadies, dree Vertellen"; W. A. Quitzow: „Meckelnbörger Geschichten, vertellt för Jung un Olt. As Wisme wedder mecklenborgsch wird"; F. Keller: „Erdbörln of'm Wald. Gedichte in schwäbischer Mundart"; C. G. Wellner: „Wat sick dat Volk vertellt; plattdütsche Geschichten, de würklich passirt sünd"; F. Höarmeckan: „Je länger, je lewer, Stöckskes on Vertellsches en wopperdhaler Mongkaat"; G. Reinhardt: „Harwstblaumen; plattdütsche Gedichte"; H. Zurmühlen: „Des Dülkener Fiedlers Liederbuch; Anhang: Ruyter-Liedekens (1870—71)"; K. Stieler: „Weil's mi freut! Neue Gedichte in oberbairischer Mundart"; G. Holthusen: „Ole Erinnerungen; plattdütsche Gedichte und Geschichten in bremer Mundart"; T. M. Pächter: „Korl und Lotting".

Wir erwähnen noch die wichtigsten Sammlungen, seien es illustrirte, seien es nicht illustrirte: Engel: „Deutsche Puppenkomödien" (vierter Theil), „Genoveva", „Hans Wurst als Teufelsbanner" und „Almanda, die wohlthätige Fee"; Bloch's „Volks-Theater" Nr. 47: „Gewonnene Herzen" von Müller und „Der Bucklige" von E. A. Paul; Nr. 49: „Pechschulze" von H. Salingré. Desselben „Theater-Correspondenz" brachte in Nr. 72: „Der Zankapfel" von Paul Lindau, in Nr. 73: „Die Rückkehr des Landwehrmanns oder Kurmärker und Picarde" von A. Cohnfeld, in Nr. 74: „Sonntagsjäger oder Verplefft!" von D. Kalisch und G. von Moser, in Nr. 80: „Der Besuch im Carcer" von E. Eckstein, in Nr. 81: „Auf Vorposten bei Metz" von E. Hirthe, und in Nr. 86: „Bergluft" von L. Berthold. Desselben „Dilettanten-Bühne" in Nr. 159: „Im Schlafrock", Schwank von R. Hahn, in Nr. 165: „Der Maskenball" von S. Haber, und in Nr. 168: „Eine gebildete Köchin" von S. Hübner. C. A. Görner's „Deutsches Theater" enthält in Bändchen 33: „Drei goldene

Aepfel" von C. A. Görner, in Bändchen 34: „Die Nachtigall aus dem Bäckergang" von J. Stinde, in Bändchen 35: „Julia und Romeo" von Renrög, in Bändchen 36: „Eine Nachcur" von C. A. Görner, in Bändchen 37: „Nur mit der Artôt" von C. A. Görner, in Bändchen 38: „Am Brunnen" von C. A. Görner, in Bändchen 39 und 40: „Ein billiger Mann" und „Füchse, lauter Füchse" von C. A. Görner. Das „Neue Wiener Theater" brachte in Nr. 54: „Aus dem Stegreif", Festspiel von J. Weilen; A. Kühling's „Theater-Specialität" in Nr. 9: „Im Carcer" von F. Geber. Die „Universal-Bibliothek" von Reclam in Leipzig ließ mit dem letzten Hefte des von W. Lang übersetzten „Don Quixote" ihr 830. Bändchen erscheinen. Mehrere Beiträge zur Erzählungsliteratur brachten die „Eisenbahn-Unterhaltungen" (Nr. 99: „Die Masken des Glücks", Novelle von F. von Nemmersdorf, Nr. 100: „Auf dem Maidsprung", Novelle von M. von Roskowska, Nr. 101: „Dunkle Punkte", Erzählung von E. Fritze, Nr. 102: „König Null", Roman von Schmidt-Weißenfels). Die im Verlage von C. J. Günther in Leipzig erscheinende „Bibliothek deutscher Originalromane" brachte im einunddreißigsten Jahrgang (1876) vierundzwanzig Bände auf den Literaturmarkt. Das „Neue belletristische Lesecabinet" brachte in Lieferung 1557—1567 „Das Zimmer des Verbrechens", Roman von E. Chavette; in Lieferung 1578—1594 „Der verschollene Millionär", Roman von E. Chavette; in Lieferung 1686—1691 „Spanische Dorfgeschichten" von F. Caballero und A. de Trueba. Eine neue Romansammlung erscheint in Dresden unter dem Titel „Die Volksbibliothek". Der erste Band der „Hamburger Reisebibliothek" enthält „Aus der Gesellschaft", zwei Novellen von R. Müldener; der erste Band der „Transatlantischen Romanbibliothek" die Novelle von W. D. Howell's „Voreilige Schlüsse", derselben zweiter und dritter Band Bret Harte's „Gabriel Conroy". Von den „Abendblättern" (Romanbibliothek) liegen die ersten Hefte, von der „Katholischen Novellenbibliothek" der zweite Jahrgang vor. Wir erwähnen noch: „Jahrbuch religiöser Poesien" von J. Sturm; „Die Dioskuren", fünfter Jahrgang; als originelle Anthologie: „Deutsche Dichterhelden", handschriftlich dargestellte Originalbeiträge berühmter Autoren der Gegenwart, herausgegeben von K. Böttcher; J. Kehrein: „Blumenlese aus katholischen Dichtern des 19. Jahrhunderts, besonders der Gegenwart"; „Verklungen", heilige Lieder aus alter Zeit und ihre Dichter.

Siegfried Lipiner.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Großes Aufsehen hat in England das vom Generalconsul der Vereinigten Staaten in Konstantinopel, Eugene Schuyler, veröffentlichte Werk: „Turkistan: notes of a Journey in Russian Turkistan, Kokand, Bokhara and Kuldja", erregt. Es wird dieses Reisewerk für das bedeutendste, was über die centralasiatische Politik Rußlands erschienen, erklärt; es scheint an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig zu lassen, während es sich zugleich einer fast nur dem Amerikaner möglichen Unparteilichkeit rühmen darf.

— In „The Reign of Lewis XI" hat der Verfasser P. F. Willert nicht ohne Erfolg versucht, ein richtigeres Bild von diesem König zu entwerfen, als dasjenige ist, welches seine Feinde uns überliefert haben.

— Ein sehr fleißiges und umfassendes Werk ist „The Secret Societies of the European Revolution 1776—1876" von Thomas Frost; es enthält eine Geschichte der Vereinigten Irländer und Fenier in Irland, der reformirten Carbonari, der Philadelphians, der Vereinigten Patrioten und der Familien in Frankreich, der Illuminaten, des Tugendbundes und des Jungen Deutschland in Deutschland, der Carbonari und des Jungen Italien in Italien, der Jungen Schweiz und der Communisten in der Schweiz, der Hetäria in Griechenland, der Communeros in Spanien und der Vereinigten Slawen, der Templer, des Jungen Polen, der Nihilisten und der Omladina in Rußland.

— Macaulay's Neffe, G. O. Trevelyan, dem wir die unlängst erschienene Biographie seines Onkels verdanken, hat die nicht gerade glücklich zu nennende Idee gehabt, nun auch eine Auswahl aus dessen Schriften unter dem Titel „Selections from the Writings of Lord Macaulay" mit Anmerkungen versehen herauszugeben. Viele werden sich dadurch von der Lektüre dieses hervorragenden Schriftstellers abhalten lassen und sich mit den bloßen Bruchstücken begnügen, was aber zu beklagen wäre. Das Werk ist nebenbei erwähnt auch in der Tauchnitz'schen Sammlung in zwei Bändchen erschienen.

— In derselben Sammlung hat der Expremier W. Gladstone ein Bändchen vermischten Inhalts unter dem Titel „Bulgarian Horrors and Russia in Turkistan with other Tracts" veröffentlicht. Wiederum also, wie in dem Bande, mit welchem er in der Sammlung debutirt hat, „Rome and the newst Fashions in Religion", sind es politische Tagesfragen, die der rede- und schreibselige Exminister hier behandelt. Wie ein so gelehrter Mann wie Gladstone aber aus einzelnen Reden und Recensionen, von immerhin nur ephemerem Interesse, Literatur machen kann, wie das im vorliegenden Bändchen geschieht, ist befremdlich. Abgesehen außerdem von dem wenig anziehenden Stil des Verfassers, der wol ein glänzender Redner sein mag, aber nur ein mittelmäßiger, weil sehr schwerfälliger Schriftsteller ist, kann man sich eines gelinden Erstaunens nicht erwehren, einen englischen Staatsmann, der leicht wieder ans Ruder kommen kann, in einer die Lebensinteressen seines Vaterlandes berührenden Frage mit einer Schrift auftreten zu sehen, in welcher er der Regierung Opposition macht, und sich an die ganze Lesewelt Europas wendet, um sie gleichsam zu Richtern in einer für sein Vaterland so wichtigen Frage der auswärtigen Politik zu machen. Während er aber in diesem Buche das gegenwärtige Ministerium richtet, wird sich an ihm, falls wir uns nicht sehr irren, sicherlich das Judex damnatur cum nocens absolvitur bewähren.

— Der gelehrte Verfasser des „The Early Roman Empire", W. W. Capes, Professor der alten Geschichte an der oxforder Universität, hat nun auch das Zeitalter der Antonine in dem eben veröffentlichten gediegenen Werke „The Roman Empire of the Second Century, or the Age of the Antonines" behandelt; während John Ferguson M'Lennan, ebenfalls ein Geschichtsforscher, seine originellen und scharfsinnigen Untersuchungen über die ursprünglichen Ehen, welche Frage er bereits in einer frühern Monographie erörterte, neuerdings in einem größern Werke unter dem Titel „Studies in Ancient History, comprising a Reprint of Primitive Marriage" niedergelegt hat.

— Von noch allgemeinerm literarischen Interesse würde nach dem Urtheile des „Athenaeum" das sonst bedeutende Werk „History of English Thought in the Eighteenth Century" sein, hätte der Verfasser Leslie Stephen, beiläufig erwähnt der Uebersetzer von Berlepsch's „Alpen", der Geschichte des reli-

giösen Gedankengangs nicht allzu viel Raum vergönnt. Freilich spielt gerade dieser in jenem Jahrhunderte, bekanntlich dem der Deisten, eine hervorragende Rolle. Außer dem religiösen behandelt das Werk noch den ethischen Gedankengang, die politischen Theorien und die Geschichte der Nationalökonomie.

— Von dem für die neue englische Shakspeare-Gesellschaft veröffentlichten aus dem 16. Jahrhundert stammenden Werke „Harrison's Description of England" ist das zweite Buch erschienen, welches einen Abdruck aus Holinshed's Chronik, die wirthschaftlichen Zustände Englands zur Zeit der Königin Elisabeth betreffend, enthält.

— Alfred von Reumont's „Lorenzo de' Medici" ist von Robert Harrison ins Englische übertragen worden.

— Von Dichtungen haben wir wiederum über zwei hervorragende zu berichten. Die eine ist „The Story of Sigard the Volsung, and the Fall of the Niblungs" von William Morris, einem Epos, welches das „Athenaeum" für des Dichters größte bisherige Leistung hält, und die andere ein zweites Drama, „Harold", von Alfred Tennyson. Daß der Poeta laureatus nach dem Mißerfolge seines ersten dramatischen Versuchs „Queen Mary" dennoch einen zweiten gewagt, zeugt von mehr Selbstbewußtsein, als wir ihm zugetraut hätten. Wir werden später auf dies neue Drama zurückkommen.

— Der Dichter A. C. Swinburne hat mit einer soeben erschienenen, Karl Blind gewidmeten Broschüre „Note of an English Republican on the Muscovite Crusade" seine Meinung in der orientalischen Frage abgegeben und somit den politischen Kampfplatz betreten. Auch Tennyson soll in dieser Frage auf der nämlichen Seite und Gladstone gegenüberstehen. Ebenso hat der Dichter Alfred Austin seine Stimme in „Russia before Europe" gegen Rußland abgegeben.

— Von „Mémoires d'Odilon Barrot" ist der vierte Band erschienen, welcher mit dem Sturz des Cabinets vom 28. October 1849 beginnt und die Ereignisse umfaßt, welche von diesem Datum bis zum coup d'état stattfanden. Barrot spricht sich dahin aus, daß der Erfolg des coup d'état durchaus keinen Beweis für des Kaisers Weisheit liefere; die Umstände und die unerklärlichen Fehler seiner Feinde seien ihm wunderbar zu statten gekommen, die eigentliche Schwierigkeit der Aufgabe begann erst einen Tag darauf.

— Auch von Philarète Chasles sind „Mémoires" erschienen. Sie sind in seinem gewohnten geschwätzigen, lockern Stil geschrieben, enthalten aber viele scharfsichtige Beobachtungen und kräftig gezeichnete Porträts. Während er jedoch seinen englischen Zeitgenossen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ist er auf wenige seiner französischen Fachgenossen gut zu sprechen. Es liegt die Vermuthung nahe, daß er sie ihres größern Erfolgs wegen, als dessen er sich zu rühmen hatte, beneidete.

— Von hohem Interesse ist die eben erschienene „Correspondance de H. de Balzac", welche aus 400 über dreißig Jahre sich erstreckenden Briefen besteht, die seine Verehrer veröffentlicht haben. Sie bilden eine natürliche Ergänzung zu seinen Werken und zeigen uns den berühmten Romandichter als einen höchst unpraktischen Mann, der bei all dem glänzenden Honorar, welches seine Schriften ihm einbrachten, fortwährend von der Schuldenlast fast erdrückt wurde und von Luxus träumte, während er absoluten Mangel litt. Und kein Wunder, wenn man sieht, wie er sich stets mit seinen Verlegern überwirft, seines Honorars durch Correcturen wieder verlustig geht, von der Vollendung von Dramen spricht, die er nie begonnen, und Werdet auffordert, sich bei ihm ein Manuscript zu holen, wovon noch nicht eine Zeile geschrieben war.

— Le Comte de Reiset hat mit den von ihm herausgegebenen und erläuterten „Lettres inédites de Marie Antoinette et Marie Clotilde de France" den Freunden der unglücklichen Königin ein gewiß sehr schätzenswerthes Geschenk gemacht. Es sind siebzehn Briefe von der Prinzessin Charlotte von Hessen, welche von der verwitweten Herzogin von Mecklenburg-Strelitz mitgetheilt sind, nebst einem wichtigen an Madame de Polignac. Ihre Echtheit steht außer allem Zweifel.

— Eine noch größere Zahl ungedruckter Briefe — beinahe 200 — keiner geringern Schriftstellerin, als der Madame de Sévigné an Madame de Grignan, ist es Charles Capmus gelungen, zu entdecken. Er hat sie mit einer ausführlichen Einleitung versehen und mit den gewissenhaftesten Erläuterungen herausgegeben.

Bibliographie.

Alcott, Louisa M., Erzählungen. 1ster bis 3ter Bd. Deutsch von Pauline Schanz. Leipzig, Grunow. 1876. 8. à 5 M.

Berkow, K., Erstarrte Herzen. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 7 M. 50 Pf.

Bitzer, F., Die sozialen Ordnungen in weltgeschichtlicher Entwickelung. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 8 M.

Kellner, Emilie, geb. Andreae, Lieben und Leiden. Neue Novellen. Leipzig, Schlicke. 8. 5 M.

Kette, H., Carolina Brocchi. Breslau, Gosohorsky. 1876. Gr. 16. 2 M.

Keussler, J. v., Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Russland. 1ster Thl. Riga, Deubner. 1876. Gr. 8. 5 M.

Kollmann, L., Gedichte religiösen Inhalts nach den kirchlichen Zeiten. Augsburg, Rieger. 1876. 8. 2 M.

Krieger, F. C., Reise eines Kunstfreundes durch Italien. Leipzig, Seemann. 1876. Gr. 8. 4 M.

Krümmel, O., Die aequatorialen Meeresströmungen des Atlantischen Oceans und das allgemeine System der Meerescirculation. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Leitenberger, Johanna, Lichtstrahlen. Novellen. Wien, F. Beck. 8. 3 M.

Lentner, J. F., Geschichten aus Tirol und Oberbaiern. 2te Auflage, herausgegeben von P. K. Rosegger. Magdeburg, E. Baensch. 1876. 8. 4 M.

Lipiner, S., Der entfesselte Prometheus. Eine Dichtung in fünf Gesängen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1876. Gr. 8. 4 M.

Lossing, B. J., Illustrirte Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Zeichnungen von F. Darley. 1ste u. 2te Lfg. Stuttgart, Auerbach. 1876. Lex.-8. à 80 Pf.

Matz, J., Immortellen. Ein Erinnerungskranz für das Grab unserer gefallenen Brüder. 1870/71. Königsberg, Bon. 1876. Gr. 16. 50 Pf.

Montelius, O., Führer durch das Museum vaterländischer Alterthümer in Stockholm, im Auftrage der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthumskunde ausgearbeitete Uebersetzung von J. Mestorf. Hamburg, O. Meissner. 1876. Gr. 8. 3 M.

Murad Efendi, Türkische Skizzen. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 7 M. 50 Pf.

Nerrlich, P., Jean Paul und seine Zeitgenossen. Berlin, Weidmann. 1876. Gr. 8. 6 M.

Nitzschke, P., Beiträge zur Geschichte der Kurzschrift. Berlin, Mitter u. Sohn. 1876. Gr. 8. 30 Pf.

Oetker, F., Belgische Studien. Schilderungen und Erörterungen. Stuttgart, Auerbach. 1876. Gr. 8. 10 M.

Philosophen der neuen Welt. 1ster Bd.: Der Tisch-Despot. Von O. W. Holmes. Deutsch von L. Abenheim. Stuttgart, Auerbach. 1876. Gr. 16. 3 M.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgeführt von A. Vollert. Neue Serie. 11ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 6 M.

Quitzow, W. A., Mecklenbörger Geschichten. Vertellt för Jung un Olt. 2ter Bd.: Hanne Möller un sin Mudder. Leipzig, E. A. Koch. 8. 2 M. 40 Pf.

Schulze, J., Das heutige gewerbliche Lehrlingswesen, seine Mängel und die Mittel zu deren Beseitigung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1876. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Streitkräfte der europäischen Staaten übersichtlich dargestellt nach den neuesten Quellen. Wien, Waldheim. 1876. Gr. 16. 3 M. 20 Pf.

Historisches Taschenbuch. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. 5te Folge. 6ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 6 M.

Ueberhorst, C., Die Entstehung der Gesichtswahrnehmung. Versuch der Auflösung eines Problems der physiologischen Psychologie. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1876. Gr. 8. 4 M.

Oeffentliche Urtheile über die Ergebnisse der orthographischen Conferenz in kurzen Auszügen zusammengestellt. Berlin, Weidmann. 1876. 8. 40 Pf.

Weber, G., Friedrich Christoph Schlosser, der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken. Eine Festschrift zu seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier am 17. November 1876. Leipzig, Engelmann. 1876. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Weismann, A., Studien zur Descendenz-Theorie. II. Ueber die letzten Ursachen der Transmutationen. Leipzig, Engelmann. 1876. Gr. 8. 10 M.

Wiener, J., Judenthum und Christenthum. Ein Beitrag zur Klärung einer religiös-sozialen Streitfrage. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 70 Pf.

Woas, F., Reiseerlebnisse. Vom Rhein zur Meurthe. Saarbrücken, Siebert. 1876. Gr. 16. 2 M.

Ziegler, A., Die Nachtseite der evangelischen Glaubenswissenschaft mit Rücksicht auf kirchliche Praxis. Frankfurt a/M., Heyder u. Zimmer. 1876. Gr. 8. 8 M.

Zöllner, J. C. F., Principien einer elektrodynamischen Theorie der Materie. 1ster Bd. 1stes Buch. Leipzig, Engelmann. 1876. Gr. 4. 18 M.

Anzeigen.

Zeitschriften aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

4. In 52 wöchentlichen Nummern von 2 Bogen.
Preis pro Quartal 7½ M.
Jahrgang 1877.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" sind die einzige Zeitschrift, welche die neuen Erscheinungen der gesammten nicht streng fachwissenschaftlichen deutschen Literatur mit möglichster Vollständigkeit und ebenso anregend als maßvoll bespricht. Ihre Lektüre ist allen, welche den Bewegungen der Literatur im Zusammenhange zu folgen wünschen, zum Bedürfniß geworden, sodaß kein Journalcirkel, kein Leselocal sie entbehren oder durch andere Zeitschriften ersetzen kann.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Neue Folge.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.
Jedes Heft 75 Pf.
Jahrgang 1877.

Diese rühmlichst bekannte culturhistorische Zeitschrift, eine „Deutsche Revue", die sich den großen englischen und französischen Revuen ebenbürtig zur Seite stellen kann, bietet in größern zusammenhängenden Artikeln und in Specialrevuen ein umfassendes Zeitgemälde der Gegenwart. Sie bildet einen orientirenden Führer für jeden, der an den Strömungen des Culturlebens Antheil nimmt, und ist namentlich auch allen Leselocalen und Journalcirkeln von neuem zu empfehlen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und sind in den Stand gesetzt, die erste Nummer, resp. das erste Heft des neuen Jahrgangs zur Ansicht vorzulegen.

Die (Augsburger) Allgemeine Zeitung (mit wissenschaftlicher und Handels-Beilage)

kostet in Deutschland und Oesterreich bei Postbezug vierteljährlich 9 Mark; direct per Kreuzband monatlich 4 Mark (5 M. 60 Pf. für die andern Länder des Weltpostvereins).
Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung: im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 22 M. 50 Pf.

Leitartikel und wissenschaftliche Aufsätze in Nr. 349—355: Südslawische Annexionen für Oesterreich. — Der Beruf Rußlands zur Erfüllung civilisatorischer Aufgaben im Orient. — Das Wahlproblem in den Vereinigten Staaten. — Die Lage auf Sicilien. — A. Duckwitz' Denkwürdigkeiten. — Rußland und die seerechtliche Declaration des Pariser Congresses. — Die Vorgänge im Süden der Vereinigten Staaten. — Kaiser Nikolaus über die orientalische Frage. — Das Wiedererwachen der Philosophie und die Ueberwindung des Materialismus. Von L. Noiré. — St.-Biagio und Cardito. — Zur Kunstgeschichte. Von Betty Paoli. — Karl Ernst von Baer. (Nekrolog.) — Graf Prokesch-Osten. Nekrolog. (I/II.) — Eine neue Untersuchung über die Phantasie. — Die Darwin'schen Theorien. (I.) — Römische Briefe. (III.) — Zur Geschichte des Schwanenordens. — Monte Cassino. — Neue Publicationen des Kunsthandels. Von Fr. Pecht. (III.) — Zum österreichischen Handelsvertrag. — Die österreichischen Sparkassen in dem jüngst abgelaufenen Decennium. — Zur Reform der Actiengesetzgebung.

Aufträge für Kreuzbandsendungen an die
Expedition in Augsburg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monographia Heliceorum viventium.

Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum.

Auctore **Ludovico Pfeiffer.**

Volumen octavum. Fasc. II. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Der in 4 Lieferungen erscheinende achte Band bildet den zweiten Theil des vierten Supplementbandes von Ludwig Pfeiffer's ausgezeichnetem, allen Zoologen bekanntem Werke über die Heliceen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

RIG-VEDA.

Uebersetzt mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von **Hermann Grassmann.**

In zwei Theilen.

Erster Theil. 8. Geh. 12 Mark.

Durch diese deutsche Rig-Veda-Uebersetzung von H. Grassmann, dem verdienstvollen Kenner des Sanskrit, wird der berühmte indische Liederschatz jedem Gebildeten zugänglich gemacht, da es dem Uebersetzer gelungen ist, Sinn und Gesammteindruck des Originals getreu und in klarer, durchsichtiger Sprache wiederzugeben. Der zweite Theil, welcher das Werk abschliesst, befindet sich unter der Presse.

In demselben Verlage erschien:

Wörterbuch zum Rig-Veda. Von Hermann Grassmann. 8. Geh. 30 Mark. (Auch in 6 Lieferungen à 5 Mark zu beziehen.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Livland im achtzehnten Jahrhundert.

Umrisse zu einer livländischen Geschichte von **Julius Eckardt.**

Erster Band. 8. Geh. 10 Mark.

Der Verfasser, ein bewährter Kenner der livländischen Geschichte, versucht mit diesem lange vorbereiteten Werke einem praktischen Bedürfniß der baltischen wie der deutschen Geschichtsfreunde zu genügen, indem er die jüngste Vergangenheit seines Vaterlandes zusammenfassend und gemeinverständlich in demselben darstellt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 18. Januar 1877.

Ein Naturdichter und Volksmann.

Das Leben Felder's des Bauers, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzerwalde. Ein biographischer Versuch von Hermann Sander. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Innsbruck, Wagner. 1876. 8. 2 M. 80 Pf.

Obwol dieses Buch auf dem Titel als eine zweite Auflage bezeichnet ist, so ist es doch im Grunde für das größere Publikum ein ganz neues Werk, da es aus einer gewiß nur einem ganz engen Kreise zugänglichen, im Jahresbericht 1869 der feldkircher Realschule erschienenen Abhandlung entstanden ist, die nun in gänzlich umgearbeiteter und erweiterter Gestalt vorliegt. Für das, was darin Neues geboten wird, bekennt der bescheidene Verfasser sich dem Professor Rudolf Hildebrand in Leipzig und dem Adjunct Kaspar Moosbrugger in Bludenz dankbar. Von ersterm erhielt er Felder's großes hinterlassenes Werk: „Aus meinem Leben", welches bis zur Vermählung des Dichters reicht, zur Benutzung, während letzterer ihm seinen Briefwechsel mit Felder, der ebenfalls in druckbereiter Form vorliegt, zur Verfügung gestellt hat. Außerdem hat der Verfasser alles benutzt, was in verschiedenen Zeitschriften über Felder erschienen, sowie dessen Schrift „Zwei Geburtstage eines Bäuerleins" und seine poetischen Werke. Er hat sich übrigens wol nicht ganz richtig ausgedrückt, wenn er im Vorwort sagt, eine besondere Vorliebe für Felder habe seinen Blick nicht getrübt; es stimmt dies nicht mit dem, was nachfolgt:

> Wenn ich hier eine Biographie des wunderbaren Mannes vorlege, so geschieht es, weil ich von seiner Bedeutung tief durchdrungen bin; auch läuft mit seinem Leben nicht blos dieses, sondern ein merkwürdiges Stück vorarlbergischer und österreichischer Geschichte an unsern Blicken vorüber. Zudem kann man nicht oft genug ein so thatenfrisches Schaffen, ein so unermüdliches Streben als rühmliches Vorbild der ringenden Mitwelt hinhalten.

Ebenso wenig stimmt es mit dem Tone des ganzen Buchs selbst, welches mit der einem Biographen nöthigen Wärme und Bewunderung seines Helden geschrieben ist. Ohne diese Eigenschaften, die ja von einer „Vorliebe" bedingt werden, kann eine Biographie anerkanntermaßen nicht erfolgreich sein; da die vorliegende es aber ist, so konnte Sander nur haben sagen wollen, daß er sich in seinem Buche, trotz der Vorliebe für Felder, die es beseelt, so objectiv wie möglich gehalten und die Verdienste des seltenen Mannes als Dichter sowol wie als Volksmann unparteiisch gewürdigt habe.

Ich darf wol annehmen, daß den Lesern d. Bl. der Name Felder's kein unbekannter sei; denn in deren Spalten haben seine Werke die verdiente Beachtung gefunden und, wenn d. Bl. einerseits zu denjenigen Zeitschriften gehören, denen der edle Bauerdichter einen Theil seiner Bildung verdankte, so darf es gewiß andererseits dem jetzigen Herausgeber derselben zur Genugthuung gereichen, wenn uns Sander erzählt:

> Die hauptsächlichste Beurtheilung finden „Nümmamüllers und das Schwarzokaspale" in den von Rudolf Gottschall redigirten „Blättern für literarische Unterhaltung". Nach Besprechung des Inhalts und Betonung des socialen Standpunktes (welche Felder in den übrigen Kritiken schmerzlich vermißte) wird die tiefe sittliche Bedeutung des Grundgedankens hervorgehoben u. s. w.

An einer andern Stelle, dies sei hier gleich beiläufig erwähnt, berichtet Sander, wie Gottschall „in der dritten Auflage seines werthvollen Werks «Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts» Felder einen dauernden Platz angewiesen" habe, und da er seine Kritik für die beste hält, so führt er auch sie in extenso an. Hat aber Gottschall, der nicht, wie manche andere „hoffärtige" Literaten und Literarhistoriker, über die Leistungen Nichtzünftiger stolz hinwegsieht, unserm Felder so eine bleibende Stätte in der Literaturgeschichte gesichert und den Werth der seinigen dadurch erhöht, daß er eine so seltene Erscheinung ihr einverleibt hat, so verdanken wir die Einführung Felder's in die deutsche Literatur dem berühmten Germanisten Rudolf Hildebrand. Er war es bekanntlich, der ihn in einem 1867 in der „Gartenlaube"

veröffentlichten Artikel beim deutschen Publikum anmeldete und leider schon im Jahre 1869 in der leipziger „Illustrirten Zeitung“ wieder abmelden mußte; denn der erst im Jahre 1839 in Schoppernau im Bregenzerwalde geborene Franz Michael Felder wurde bereits im noch nicht ganz vollendeten dreißigsten Jahre die Beute eines schweren Lungenleidens. Wie der emsige Sprachforscher den uns abhanden gekommenen und fremd gewordenen Wörtern nachspürt und sie uns im Grimm'schen Wörterbuche, mit dessen Fortsetzung er nebst seinem Mitarbeiter Weigand beschäftigt ist, wieder zuführt und in die Erinnerung bringt, so hat er jenen der deutschen Zunge angehörigen Bauer in seinem verborgenen Winkel aufgesucht und, nachdem er die echte Dichterseele in ihm erkannt, der deutschen Literatur ihn zugeführt: eine That, die ihm ebenso sehr dauernde Genugthuung gewähren muß, wie sie seinem ästhetischen Urtheile und — was ich noch höher anschlage — seinem Freisein vom Gelehrtendünkel zur Ehre gereicht. Dabei hat er es aber dennoch verstanden, als Gelehrter, als Sprachforscher seinen Fund zu verwerthen. Er fand, wie er in der „Gartenlaube“ erzählte, daß die „Nümmamüllers und das Schwarzokaspale“ voll von schönen Belegstellen zu lexikographischem Gebrauch war, und so machte er Auszüge daraus für das deutsche Wörterbuch, und gleich im ersten Falle, wo er Stellen brauchen konnte, waren es deren fünf auf einmal (Band 5, Spalte 490), wobei Felder dicht neben Schiller zu stehen kam. Auch im K hat er ihm Beiträge aus seiner Heimat für das genannte Wörterbuch gegeben, die zum Theil bedeutend sind, wie Hildebrand uns mitgetheilt, sodaß er darin ein dauerndes Denkmal besitzt. Ein solches hat er sich aber auch und ganz besonders in seinen Werken gesetzt: seine obengenannten sowie die „Sonderlinge“ oder der „Dorffreimaurer“ und „Reich und Arm“ reihen ihn unsern besten Schriftstellern an und stehen vielleicht einzig in der Literatur da. Wol hat Schottland seinen Ayrshire-Ackersmann und seinen „Ettrick-Schäfer“, England seine Bunyan und Bloomfield, Deutschland seine Hans Sachs und Jakob Böhme: freilich ausgezeichnete Namen als Dichter und Philosophen; Felder's Werke aber haben neben ihrem hohen dichterischen Werthe auch praktische Bedeutung und greifen in die brennendsten Tagesfragen ein. Er war Socialdemokrat der edelsten Art, ein echter Mann des Volks, der das Wohl seines Standes auf die uneigennützigste und ersprießlichste Weise zu fördern sich bestrebte und von allen Extremen frei blieb. Er war Dichter und Denker und Mann der That zugleich.

Man wird als Mitarbeiter an einer Zeitschrift, geschweige denn als Schriftsteller seiner Verantwortlichkeit sich recht lebhaft bewußt, wenn man die Biographie Felder's liest. Denn da erfährt man, wie er zunächst aus Zeitschriften, wie „Dorfbarbier“, „Gartenlaube“, „Blätter für literarische Unterhaltung“ u. s. w. seine einzige geistige Nahrung sog. Man hat sonst beim Schreiben in der Regel nur die gebildete Welt oder doch das große Lesepublikum vor Augen und denkt nicht daran, daß das, was man schreibt, vielleicht in die entlegensten Winkel gelangt, bis wohin die Cultur noch nicht gedrungen, und dort auf fruchtbarern Boden fällt als in der von Bildung getränkten Welt, wo alles auf eigenen Füßen steht. Hier hat jeder seine Ansichten sich gebildet, weiß über alles mitzusprechen und abzuurtheilen, oder glaubt wenigstens das Recht dazu zu haben, und man empfindet oft den Mangel an Empfängnißfähigkeit. Dort hingegen ist es ein jungfräulicher Boden, auf den unsere Worte fallen, und deren Saat geht da wol zuweilen zu schönster Blüte und heilsamster Frucht auf. Das war bei Felder der Fall. Was er aus den obengenannten Blättern, aus Brockhaus' „Conversations-Lexikon“, aus Schiller und Goethe, aus den Werken der Nationalökonomen Carey, Bastiat, Schulze-Delitzsch, Ferdinand Lassalle u. a. geschöpft und sich zu eigen gemacht, das hat er in schönster dichterischer Weise in seinen Werken zu verwerthen und im Leben zu bethätigen verstanden. So schreibt er über das „Conversations-Lexikon“ an seinen Schwager:

> Es ist wirklich staunenswerth, was da alles zu finden ist, und ich gäbe etwas, wenn ich ihn (Brockhaus) schon vor zehn Jahren gehabt hätte. Ich kann nun auch wissenschaftliche Werke mit Interesse lesen und habe mich vor Fachbüchern nicht mehr so ängstlich zu hüten. Manche Artikel sind meisterhaft — alle ganz objectiv gehalten. Auch uns Katholiken läßt er leben.

Man sieht, daß er auch Kritik zu üben verstand und zwar nicht blos an den Werken anderer, sondern, was die beste und nothwendigste ist, an sich selber. So schreibt er auch unter anderm über Schulze:

> Ich habe manches angestrichen, das nach meiner Ansicht zu seinem Zwecke gar nicht oder anders gesagt werden sollte.... Es ist darin so viel von Aufklärung die Rede, daß es schwachen Augen zu hell wird, so rascher Fortschritt, daß es mir schwindelt....

Auf Lassalle war er ganz „verhitzt“. Nachdem er Mill's „Ueber die Freiheit“ gelesen, schreibt er:

> Es ist ein schön geschriebenes Werk, das aber wenig Neues enthält.... Lassalle's Schrift: „Die Wissenschaft und die Arbeiter“ ist mehr werth als diese ganze Freiheit, in der es heißt: daß man nicht zu einem hungerigen Pöbel von den „allgemeinen Menschenrechten“ redet u. s. w., versteht sich von selbst, weil dadurch die Rechte eines andern in Gefahr kommen.

Man würde indessen sehr irren, wenn man glaubte, er habe Lassalle's Ansichten unbedingt gehuldigt. Ich habe bereits oben seine socialdemokratische Richtung als eine „edle“ bezeichnet: ich hätte sie ebenso richtig eine ideale nennen können. In seinen politischen Schriften, so belehrt uns Sander, findet die materialistische Richtung nicht die geringste Verbreitung; Religion, Staat, Nationalität, Ehe und Eigenthum werden in ihnen von einem idealen Standpunkte aus betrachtet, von dem Standpunkte des Christenthums und des Germanismus. Sein Schwager Moosbrugger, mit dem er vereint wirkte und dessen Grundsätze auch die seinigen waren, sagt in seiner Schrift „Klarstellung“:

> Unsern Freunden in Norddeutschland bemerken wir hier, daß wir die Resultate der Lassalle'schen Forschung im socialen Fach für richtig erkennen, daß wir sie aber nur mittels des Christenthums und des deutschen Rechts für durchführbar halten. Lassalle ist uns ein Genie, das uns besonders deshalb staunen macht, weil er, ein Hegelianer, abseits des Christenthums, erforschte, wohin dieses die Welt treibt, und ohne weiteres mittrieb.

Lasalle's Hauptwerk: „System der erworbenen Rechte“, ist ihnen ein schwerwiegender Beweis für die Wahrheiten des Christenthums. Dieses habe eine weltumfassende Auf-

gabe, und nichts habe ihm selbst und uns — den Deutschen — mehr geschadet als das Römlingswesen, welches sich dessen bemächtigt hat. Felder selbst hat diese Ansichten im „Gespräche des Lehrers Magerhuber mit seinem Vetter Michel" niedergelegt. Dies ist eine seiner politischen Schriften. Zur Ausführung gebracht hat er seine socialistischen Grundsätze durch Gründung mehrerer Vereine, wie den „Käs-Handlungsverein", den Leseverein in Bozau u. s. w. Was aber Socialisten und Genossenschaften, die, von einem falschen Wahne befangen oder von Irrlehren verleitet, sich und die Gesellschaft ernstlich schädigen, sich merken sollten, ist dies, daß, während zwar auch er von der Ansicht ausging, die Menschen können nur durch vereinte Kräfte erfolgreich wirken und bessere Zustände herbeiführen, er doch weise genug war, zuerst mit sich selbst anzufangen und unausgesetzt an seiner Veredlung und Vervollkommnung zu arbeiten. Und neben der geistigen Arbeit ging die körperliche und zwar angestrengteste und roheste nebenher, sodaß Hildebrand mit Recht von ihm sagen konnte, er könne sich keine Seele wieder denken, an die das Reale und das Ideale in so furchtbar schroffem Gegensatze heranträten, Vermittelung verlangend.

Wie er dem Realen treu und unermüdet obgelegen und das Ideale ebenso treu und unermüdet gepflegt, das wird uns von Sander in sehr anziehender Weise erzählt. Das so kurze Leben des seltenen Mannes mit seiner schönen Liebesepisode, seinem glücklichen ehelichen Leben, seinem Wissensdurste, seiner ländlichen Thätigkeit und seiner schöpferischen Wirksamkeit als Dichter bildet ein wahres Idyll oder besser kleines Epos und würde trotz seiner Kürze den erfreulichsten Eindruck auf uns machen, fielen nicht tiefe Schlagschatten auf das sonst seelenerquickende Bild, hätte nicht auch er das Los alles Schönen und Edeln hienieden theilen müssen. Er mußte das geliebte Weib, welches ihm geistig ebenbürtig war, bei seinem Schaffen ihn unterstützte und Freud' und Leid aufs innigste mit ihm theilte, sodaß beide buchstäblich zu einem Herzen und einer Seele geworden waren, noch in ihrer Jugend prangend zu Grabe tragen; mußte sich vom Fanatismus, der wie ein Schleier auf den schönen Bergen seiner Heimat liegt und den klaren Himmel droben für die geistig umnachteten Bewohner trübt, verfolgt sehen: eine Verfolgung, die bis übers Grab hinaus dauerte; denn der kleine Pfarrer des Dorfs, mächtig durch das Heer, das hinter seinem Rücken steht, wehrte es sogar, daß man dem Verstorbenen ein Denkmal auf seinem Grabe errichtete, und während noch viele seiner Plane zur Verbesserung der Lage seiner nächsten Nachbarn ihrer Ausführung harrten, raffte der unerbittliche Tod den noch in der Blüte stehenden oder eben erst zur Reife gelangten Mann plötzlich hinweg und setzte seinem thaten- und segensreichen Leben ein Ziel. Mit ihm ist eins der wunderbarsten Phänomene unserer Zeit, wie die „Europa" im Jahre 1867 ihn bezeichnet, von uns geschieden; doch was er geschaffen, lebt fort und wird sich, kraft seines innern Gehalts, der Wahrheit und Lebenstreue seiner Gestalten und der edeln Tendenz, die dem Ganzen zu Grunde liegt und es durchzieht, dauernd erhalten und sich stets der Gunst derjenigen erfreuen, welche dem Naturwüchsig-Kräftigen vor dem Künstlich-Gezierten den Vorzug geben. Ganz besonders wird es auch im Kreise seiner engern Heimat fort und fort wirken und sich überall, wo ihm nicht vom finstern Zelotismus Steine in den Weg gelegt werden, neue Bahnen brechen.

Wenn ich indessen seine dichterischen Schöpfungen eben mit dem letztgenannten Blatte naturwüchsig genannt, so glaube man darum nicht, daß das so ganz buchstäblich zu nehmen sei. Allerdings war seine dichterische Begabung eine naturwüchsige: die Natur nämlich hatte ihn mit scharfer Beobachtungsgabe und reicher Phantasie ausgestattet und ihm die Macht des Ausdrucks verliehen; allein auch die Bildung hatte, wie wir gesehen, ihren Antheil an seinen Schöpfungen. Er hatte nicht nur unsere neuern Classiker inne, sondern sich auch in unsere mittelalterlichen Dichter versenkt, die er, wie Hildebrand dem Verfasser der vorliegenden Biographie schreibt, in der Ursprache las, und so darf es nicht befremden, daß der ursprüngliche Naturdichter von Stufe zu Stufe der Vollendung entgegenschritt und jedes neue Werk einen Fortschritt gegen das frühere bezeichnete. So übertrifft „Reich und Arm" an Tiefe des Inhalts und Fülle der Gedanken die „Sonderlinge" fast ebenso sehr, wie diese die „Nümmamüllers und das Schwarzokaspale", und so soll die noch ungedruckte nachgelassene Selbstbiographie, aus welcher Sander, was die erstere Hälfte seines Buchs betrifft, reichlich geschöpft hat, alle die genannten Werke übertreffen. Nachdem Felder kurz vor seinem Tode sie seinem Schwager Moosbrugger zur Beurtheilung vorgelegt, schrieb ihm dieser:

> Die Erzählung bildet ein einheitliches, volles Ganzes, und wäre um jede Zeile schade, die man streichen wollte. Die Sprache ist in merkwürdig hohem Grade seelisch und reißt den hingebenden Leser mit Gewalt in all die Leiden und Freuden des Sprechenden. Diese Meisterschaft der Sprache und des Satzbaues ist in deinen frühern Werken noch nicht vorhanden. Der Ton, der das Ganze durchzieht, ist ein elegischer. Für denkende Erzieher sind wahre Schätze in dem Werke.

Und noch enthusiastischer drückt sich Sander darüber aus. Er sagt:

> Felder's Selbstbiographie ist ihrem Inhalte nach so belehrend, daß sie gewiß als einer der bedeutsamsten Beiträge zur Bildungsgeschichte unsers Jahrhunderts angesehen zu werden verdient; ihrer Form nach erhebt sie sich weit über die gewöhnlichen Biographien und über die Schriftwerke persönlicher Denkwürdigkeiten, indem sie zum biographischen Romane, d. h. zu einem eigentlichen Kunstwerke emporwächst. Nicht nur die Darstellungsweise im engern Sinne, die lebendige, herzbewegliche Sprache, die mit seltener Meisterschaft sich dem jeweiligen Stande der Erzählung gemäß ausprägt ... nicht nur diese dichterische Welt des Wohllauts — vor allem die künstlerische Anordnung, in welcher uns des Bauherrn wunderbare Gestaltungskraft in Bezug auf die Dinge der wirklichen Welt und den dahinrauschenden Strom der Begebenheiten entgegentritt, diese ist es, die unser Urtheil über Felder's Lebensbeschreibung zu einem begeisterten Lobe unwiderstehlich dahinreißt. In der That ist die Selbstbiographie sicher, eine wahre Perle in der gesammten deutschen Literatur zu werden; sie wird einen der ehrenvollsten Plätze in derselben behaupten und mag in einer Hinsicht Jung-Stilling's Werke gleichen. Die Biographie ist aber nicht nur ein biographischer Roman, sondern ein Volksroman, d. h. ein vollendetes Zeit- und Volksgemälde.

Die Selbstbiographie reicht zwar nur bis zu Felder's Vermählung, bildet aber trotzdem ein vollendetes, in sich abgeschlossenes Ganzes, und gewiß sehen alle Freunde des

Dichters ihrer baldigen Veröffentlichung mit gespannter Erwartung entgegen. Es ist das Bild seiner Lehrjahre, welches darin vor unsern Augen entrollt wird; Sander hat diesem noch das seiner kurzen Wander- und Meisterjahre hinzugefügt, und für diese Gabe werden ihm alle, die den erziehenden Werth biographischer Werke zu schätzen wissen, dankbar sein; denn sie werden darin einen echten und rechten Mann kennen lernen, von dem vielleicht auf lange hinaus Hamlet's Worte gelten dürften:

Nehmt alles nur in allem,
Wir werden niemals seinesgleichen sehn.

Ich habe mich in diesen der Literatur gewidmeten Blättern selbstverständlich hauptsächlich auf das Literarische im Buche beschränkt; die, welche sich für Felder's politisches Wirken, das im Grunde unzertrennlich von seinen dichterischen Leistungen ist, sowie für den Kampf mit den finstern Mächten interessiren, den er im Leben zu bestehen und den seine Freunde noch nach seinem Hinscheiden um seinetwillen zu kämpfen hatten, werden in Sander's Biographie auch nach dieser Seite reiche Ausbeute finden.

David Asher.

Zur kirchlich-politischen Literatur.

I.

(Beschluß aus Nr. 2.)

1. Reden Papst Pius' IX. Von W. E. Gladstone. Autorisirte deutsche Ausgabe. Nördlingen, Beck. 1876. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur Freiheit und Wohlfahrt der Völker. Von Emil von Laveleye. Autorisirte deutsche Ausgabe mit Vorwort von J. C. Bluntschli. Nördlingen, Beck. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Die Priesterehe und der Cölibatszwang. Von Paulin Gschwind. Aarau, Sauerländer. 1875. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.
4. Der Cölibatszwang und dessen Aufhebung, gewürdigt von Johann Friedrich von Schulte. Bonn, Neusser. 1876. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Papstthum und Christenthum oder Beweis, daß das moderne Papstthum innerhalb der christlichen Kirche keinerlei Berechtigung habe. Der gesammten Christenheit zur Beherzigung von G. A. Wimmer. Dritte Ausgabe. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1876. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Der Katholicismus und seine Bedeutung in der Gegenwart von F. A. von Hartsen. Nordhausen, Förstemann. 1874. Gr. 8. 1 M.
7. Gespräche über Kirchen und Staat als Erwiderung auf einige Paradoxen der Broschüre des Erzbischofs Ketteler von Mainz: „Der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zur Wiederherstellung". Von einem Invaliden. Leipzig, O. Wigand. 1875. Gr. 8. 1 M.
8. Die römisch-katholische Kirche seit der Restauration und ihre Befeindung des modernen Staats und der Bildung. Ein kurzer Hinweis auf unbestreitbare Thatsachen. Von Johannes Gihr. Zürich, Verlags-Magazin. 1876. Lex.-8. 75 Pf.

Eine eigenthümliche Ansicht äußert F. A. von Hartsen in seiner kleinen Schrift über den „Katholicismus und seine Bedeutung in der Gegenwart" (Nr. 6). Derselbe ist Convertit. Das Bedürfniß nach einer „positiven, logisch-consequenten Religion" hat ihn zu diesem Saltomortale veranlaßt. „Positives" ist allerdings vieles im Katholicismus; nur ist dieses Positive größtentheils für rein menschliche Zwecke berechnet. Und ob es gerade „logische Consequenz" verräth, von dem Bewußtsein der menschlichen Irrthumsfähigkeit zu dem Orakel der päpstlichen Unfehlbarkeit überzugehen, das möchten wir demjenigen zu bedenken geben, der selbst nach zwölfjähriger Erfahrung noch schwelgt in dieser „Religion von Blumen und Weihrauch und Mozart'scher Himmelsmusik und in der Religion von weißen Jungfrauen, weiß von Gewand und von Seele". Mit diesen „weißen Jungfrauen" ist es eine eigenthümliche Sache. Von dem Kronprinzen des Deutschen Reichs will man den Seufzer gehört haben: „Wenn nur allemal die Weißgewaschenen überstanden wären!" Hier aber wird ein förmlicher Cultus mit ihnen getrieben. Der Verfasser hat von der Macht des Katholicismus eine ungeheuere Meinung. Er geht sogar so weit, dieselbe auch uns Protestanten zuzuschreiben und aus der Thatsache, daß protestantische Fürsten ersten Ranges den Papst mit dem Titel „Se. Heiligkeit" anreden, den Schluß zu ziehen, daß diese Fürsten eine ähnliche Verehrung für den Papst hegten wie die Katholiken! Die ganze katholische Welt gibt dem Papste den Titel „Se. Heiligkeit"; so gilt denn derselbe als officiell, und Protestanten, die mit dem Papste in schriftlichen Verkehr treten, können sich der Anwendung dieses Titels ebenso wenig entschlagen, als wir einem Minister seine „Excellenz" vorenthalten dürfen, auch wenn wir ketzerisch genug sind, an die Excellenz seiner Begabung und seiner Leistungen gar wenig zu glauben.

Wenn der Verfasser durch seinen Uebertritt das Recht und die Möglichkeit erworben zu haben glaubt, den Katholicismus zu bekämpfen, und zwar mit Erfolg, weil mit Ruhe und Würde und als Freund, nicht als Feind, so läßt sich das immerhin hören; aber Herr Ketteler und Genossen werden wenig davon erbaut sein und vor einem solchen Convertiten mehr als ein bloßes Kreuz machen. Die Bekämpfung ist denn auch nicht gerade eine sehr intensive. Der Verfasser gibt zwar zu, daß es wirklich gläubige Katholiken, Menschen, die mit vollem Bewußtsein in allen Stücken der Kirchenlehre glauben, nicht gebe und nicht geben könne; daß es unter den katholischen Dogmen einige gebe, denen ein verständiger Mensch wol mit dem Munde, nicht aber im Geiste beistimmen könne, und daß diejenigen, welche meinen, wirkliche Katholiken zu sein, entweder die Lehre des Katholicismus oder sich selbst nicht genau kennen. Auch kritisirt er die etwas zweideutige Sprache bei den Verdammungen, damit die Ketzer sich danach einrichten könnten, findet logische Inconsequenzen in der katholischen Lehre, besonders in dem Dogma der Dreieinigkeit und der Person Gottes des Vaters, und gibt zuletzt den Rath, man solle entweder die Dogmen der kirchlichen Theodicee aufgeben oder die Terminologie der

Kirchenlehre ändern, da das Ganze nichts als ein Gewebe von Widersprüchen sei. Sehr bedenklich erscheint ihm die Unwissenheit der katholischen Geistlichkeit, welche von den Naturwissenschaften nicht das Geringste und selbst von der Bibel nicht viel mehr wissen als: „Tu es Petrus".

Es ist freilich schon viel, wenn ein Katholik alles das in einer schwachen Stunde eingesteht. Aber gesagt ist nicht gerade viel damit und gerade der Kern der Sache gar nicht berührt. Denn wenn man von der Macht des Katholicismus sprechen will, muß man weit mehr von seiner äußern Organisation und von seinen Mitteln und Zielen als von den Dogmen der Dreieinigkeit und der Theodicee sprechen. Etwas anderes ist es, wenn der Verfasser die zwei Gründe, auf welchen die Macht des Katholicismus beruhe, dessen eigene Tugenden und die Fehler seiner Gegner, bespricht und auf der einen Seite lauter Licht, auf der andern lauter Schatten erblickt, beständig zwischen den Extremen sich bewegend. Was soll es denn heißen, wenn er sagt, ein vernünftiger Mann werde lieber eine pflichttreue Gattin wollen und ihren Glauben an die Wundererscheinungen der Maria und an das Blut des sogenannten heiligen Januarius mit in den Kauf nehmen, als eine solche, welche sich durch die abenteuerlichen Schriften gewisser französischer Romanschreiber den Kopf heiß machen lasse? Vielmehr wird ein vernünftiger Mann sowol vor der einen wie vor der andern ein höfliches Compliment machen und aus der gottlob noch großen Menge von andern weder für den Januarius noch für Eugène Sue schwärmenden Damen eine passende Ehehälfte sich aussuchen. Und wie lächerlich nimmt es sich aus, wenn es heißt: „Der protestantische Geistliche mag doch seinerzeit gern eine Pfeife rauchen, einen Roman lesen, was wir ihm übrigens gar nicht verargen wollen; der katholische dagegen opfert alles auf: Familie, häusliches Glück, Essen, Trinken — alles." Woher dann der Ruf einzelner Geistlicher mit ihrem lebhaften Sinn für das Ewig-Weibliche? Das wäre alles nur ein schöner Traum? Daß der Katholicismus grundsätzlich das Volk verdumme und rohe Leidenschaften anfache, gibt Hartsen, trotz aller statistischen Angaben aus Frankreich, Baiern und andern Ländern, nicht zu; daß die Wasser von Lourdes Lähmungen und andere Krankheitserscheinungen zu heilen vermögen, und daß von der Stigmatisation der Luise Lateau ernsthaft gesprochen werde, hält er für nichts weniger als ungereimt, und für die Vertheidigung des Zwangscölibats hat er den einfachen Satz zur Hand, daß der Priester sich seinem Amte eher mit ganzer Seele widmen könne, wenn er ledig sei, als wenn er nebenbei für eine Frau und ein Regiment Kinder zu sorgen habe. Warum denn gleich ein ganzes Regiment? Andere sind viel bescheidener.

In einem andern Fahrwasser als der von weißen Jungfrauen umgaukelte Convertit befindet sich der ungenannte „Invalid", welcher seine Humanitätsideen in die Form eines „Gesprächs über Kirche und Staat" (Nr. 7) einkleidet. Er versetzt uns nach Amerika in den Salon der Pacific-Eisenbahn und läßt hier einen unitarischen Geistlichen, Namens Struth, ein sehr freimüthiges Gespräch mit einem katholischen Franzosen Namens Bonjour halten. Letzterer wundert sich, daß ein trinitarischer Geistlicher Herrn Struth so freundschaftlich entgegenkomme, da sie doch so verschiedenen Glaubens seien, und preist die katholische Kirche, welche allein den wahren Glauben habe und deshalb auch zu den andern Confessionen und Sekten exclusiv und vornehm sich verhalte. Dies gibt dem Unitarier Veranlassung, den Franzosen daran zu erinnern, daß schon zur Zeit der Apostel religiöse Streitigkeiten bestanden hätten, und daß der Grund zur Errichtung der Hierarchie und des Papstthums nicht in der Lehre des Evangeliums, sondern in dem kecken Zugreifen der nach weltlicher Macht lüsternen Bischöfe von Rom zu suchen sei, und daß diese katholische Kirche unter der Firma der Religion ganz abscheuliche Handlungen ausgeübt habe. Darüber wird es dem Franzosen schwül, und er fordert den Amerikaner auf, nicht blos an die Sünden, sondern auch an die Tugenden und Verdienste der Kirche der alten Zeit zu denken, welche unter anderm darin beständen, daß dieselbe dem Despotismus der Könige zum Zügel gedient habe, und daß diese Verbindung aller abendländischen Kirchen unter einem Papste den Verkehr der Nationen erleichtert habe und für die Länder Europas ein vereinigendes Band gewesen sei. Eben dies läßt der Unitarier nicht gelten und weist darauf hin, daß dieses Zusammenwirken der weltlichen und kirchlichen Macht vielmehr zu jenem blutdürstigen abergläubischen Wesen des Mittelalters geführt, die Freiheit der Völker unterdrückt habe, und daß erst aus der Uneinigkeit dieser beiden Gewalten der Same der Civilisation und der Freiheit hervorgegangen sei. Die Reformation und der Protestantismus seien das Product des Bedürfnisses der aufgeklärtern Zeit gegenüber der Volksverdummung und der Herrschaft des Aberglaubens, wie die Französische Revolution das etwas vulkanische Product des Freiheitsbedürfnisses gegenüber dem das Volk bis aufs Mark aussaugenden Absolutismus gewesen sei. Durch die Einführung des Ceremonienwesens, welches zuletzt im katholischen Gottesdienst die Hauptsache geworden sei, habe die katholische Kirche viel Heidnisches in sich aufgenommen und sei dem geistigen Fortschritt der Völker hindernd in den Weg getreten. Alles Leben in Rom sei auf Schein und Heuchelei gegründet, während der Zweck des menschlichen Daseins kein anderer sei als Humanität und Aufklärung. Damit vertrage sich die Mannichfaltigkeit der Kirchengenossenschaften, wie sie in Amerika bestehe, ganz gut. „Freie Kirche im freien Staat!" was der sterbende Cavour empfahl, ist auch das Losungswort des Unitariers. Wie lange dasselbe bei der eifrigen Agitation der Jesuiten in Amerika in Geltung bleibt, darüber werden die nächsten Jahrzehnte Auskunft geben. Das Mistrauen hat sich in den zwei letzten Jahren bedeutend gesteigert.

Als kleine Irrthümer dürfen wir wol dem Invaliden angeben, daß er Ketteler als „Erzbischof" titulirt, während derselbe vorderhand noch Bischof ist und immer noch sehr ungeduldig nach dem vacanten erzbischöflichen Stuhl in Freiburg ausschaut, und daß er den Altar mit der Aufschrift „Dem unbekannten Gott" nach Ephesus statt nach Athen versetzt, was dort bekanntlich dem Apostel Paulus Anlaß zu einer seiner interessantesten Reden gegeben hat.

Einen der Zeit nach engern Kreis hat sich **Johannes Gihr** (Nr. 8) gesteckt. In seiner Schrift „Die römisch-katholische Kirche und ihre Befeindung des modernen

Staats und der Bildung" beschränkt er sich auf den Zeitraum von der Restauration bis auf die Gegenwart. Wir haben also hier eine Geschichte des Papstthums von 1814—75. Damit gleich von Anfang an niemand über die wahre Ansicht des Verfassers in Zweifel sei, erklärt er in den ersten Zeilen, die römisch-katholische Kirche habe sich einer Revolution im schlimmsten Sinne des Wortes schuldig gemacht, da sie gegen das Gesetz des geistigen Fortschritts, gegen die Freiheit des menschlichen Denkens und gegen die erlösende Selbstverantwortlichkeit unsers Gewissens ankämpfe; sie habe von jeher Ansprüche auf unbedingte Gewissens- und auf allgemeine Weltherrschaft gemacht. Gleich die ersten Päpste geben ihm günstiges Material für seine Beweisführung an die Hand. Kaum ist Pius VII. nach Rom zurückgekehrt, so führt er den Jesuitenorden wieder ein. Der Verfasser setzt die Handlungsweise Clemens' XIV. und Pius' VII. in Parallele, gibt eine kurze Schilderung der Wirksamkeit des Ordens in den verschiedenen Ländern und erklärt, daß seit 1814 Römisch-katholisch und Jesuitisch identisch sei, das Papstthum vollständig unter dem Bann des Jesuitismus stehe. Die Kurzsichtigkeit der damaligen Regierungen kam den Wünschen und Absichten der Jesuiten entgegen; die „Solidarität zwischen Thron und Altar" war die neue Losung. Unter Leo XII. erschien mit seiner Bewilligung eine Schrift, welche dem päpstlichen Stuhle die Oberherrlichkeit über alle Fürsten nicht nur in kirchlichen, sondern auch in allen weltlichen Dingen zusprach. Gregor XVI. verdammte in einem Rundschreiben an die Bischöfe jede Wissenschaft, die nicht mit dem römischen Katechismus übereinstimmte, verwarf Gewissensfreiheit und Preßfreiheit und nannte das Verlangen nach einer Regeneration der Kirche einen Unsinn. Der Verfasser schildert hierauf die Regierung des „liberalen" Pius IX., seinen allmählichen Uebergang zum jesuitischen System, dem er sich zuletzt vollständig unterwarf, seinen übertriebenen Mariencultus, der bis zur Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß vorschritt, und die Versuche, durch Abschluß von Concordaten in Deutschland festen Fuß zu fassen. Die Reaction der funfziger Jahre sprach von der „Solidarität der conservativen Interessen", und die berliner Kreuz-Zeitung schloß eine Allianz mit dem päpstlichen Katholicismus. Im Vatican hielt man die Zeit für gekommen, seine höchsten Karten auszuspielen. Die Errichtung des Königreichs Italien wurde mit dem Erlaß der Encyclica vom 8. December 1864, die Errichtung des Norddeutschen Bundes mit der Eröffnung des Vaticanischen Concils und dem Unfehlbarkeitsdogma beantwortet, und die „Civiltà Cattolica", das Organ des Vaticans, nannte den Papst den „obersten Richter der bürgerlichen Gesetze, den König der Könige, den Herrn der Herrschenden".

Der Verfasser bespricht die Vorgänge auf dem Vaticanischen Concil so genau, als es in einer Schrift von drei Bogen möglich ist, bezeichnet als Folge der Annahme des Unfehlbarkeitsdogmas den Sturz der alten Kirchenverfassung und die Aufhebung des bisherigen Episkopalsystems und gibt folgerichtig dem Altkatholicismus recht, wenn derselbe die römisch-katholische Kirche des Abfalls von der ursprünglichen Lehre und Verfassung beschuldigt und für sich die Verfassungstreue in Anspruch nimmt. Im Gegensatz zu der nachträglichen Kniebeugung der deutschen Bischöfe hebt er das mannhafte Wort Döllinger's hervor, bespricht die Anfänge des Altkatholicismus und beschreibt den Verlauf des Culturkampfes in Deutschland und in der Schweiz, von der Excommunication Wollmann's in Braunsberg bis zur Encyclica vom 5. Februar 1875 und dem Erlaß des Sperrgesetzes und Klostergesetzes, und von der Ernennung des Pfarrers Mermillod zum Bischof in Genf bis zur Aufhebung der päpstlichen Nuntiatur und zur Annahme der neuen Bundesverfassung.

Diese Schrift macht, wie der Verfasser in einer „Nachbemerkung" sagt, keinen Anspruch auf besondern Werth. Sie ist der Abdruck des letzten Kapitels aus dem von L. Wittig herausgegebenen Werke „Ein Jahrhundert der Revolutionen". Sie hat aber Werth, sofern sie einen historisch durchaus richtig gehaltenen Ueberblick gibt über die Bestrebungen des Papstthums und des Jesuitismus, die Welt in Fesseln zu schlagen und sie sich vollständig zu unterwerfen. Die Geschichtschreibung unserer Zeit verlangt Specialisirung. Wie die verschiedenen populären Darstellungen der Geschichte von 1815 bis zur Gegenwart sich großen Beifalls erfreuen, mögen sie nun vorzugsweise den politischen und kirchlich-politischen Theil behandeln oder auch die Literaturgeschichte in ihren Kreis ziehen, so finden wir es ganz am Platze, daß die kirchlich-politische Geschichte mit stetem Hinblick auf die Entwickelung des jesuitischen Papstthums und mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands zu besonderer Darstellung komme. An Uebersichtlichkeit gewinnt dadurch dieser Theil der Geschichte, die in unsern Tagen so sehr in den Vordergrund getreten ist, ungemein. Einige Erweiterungen möchten wir dem Verfasser für eine zweite Auflage seiner Schrift empfehlen. Wir halten es nicht für richtig, wenn er die Geschichte des würtembergischen Concordats ziemlich erschöpfend behandelt, dagegen von dem preußischen Kirchenstreit, dessen Anfänge in das Jahr 1820 fallen, und der preußischen Convention von 1841 kein Wort sagt, obgleich gerade die Fehler jener frühern Regierungen Preußens die jetzige zu ihrem Auftreten gegen den Vaticanismus gezwungen haben. Auch hätten wol die Beziehungen des Jesuitismus zur Regierung Napoleon's III. und der Einfluß des erstern auf die Kriegserklärung eine Erwähnung verdient. Endlich sollte unter den zum Bisthum Basel gehörigen Cantonen auch Solothurn angeführt werden. Es ist zwar unmittelbar vorher gesagt, daß Bischof Lachat seine Residenz in Solothurn hatte; damit ist jedoch die Erwähnung dieses Cantons bei einer förmlichen Aufzählung der einzelnen Diöcesen nicht entbehrlich geworden.

Eine spiritistische Schrift.

Das streitige Land. Von Robert Dale Owen. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von Gregor Konstantin Wittig und herausgegeben von Alexander N. Aksákow. (In zwei Theilen.) Erster Theil: Eine kritische und experimentelle Untersuchung über den Beweis des Uebernatürlichen. Zweiter Theil: Eine Adresse an die protestantische Geistlichkeit aller Länder und Confessionen über die Ursachen des Verfalls des Protestantismus. Anhang: Ueber die Mittheilung der Religionswissenschaft an die Menschheit. Leipzig, Mutze. 1876. Gr. 8. 12 M.

Robert Dale Owen, Doctor der Rechte, der Verfasser des hier zu besprechenden Werks, ist ein Sohn des berühmten Socialreformators Robert Owen, geboren 1804 zu Newlanark in Schottland, hat unter anderm auch in Fellenberg's Institut in Hofwyl bei Bern Unterricht genossen und siedelte 1823 mit seinem Vater nach Amerika über. Er war in der Journalistik und in der Legislatur des Staates Indiana beschäftigt, saß zweimal im Nationalcongreß, brachte die Bill für Begründung des Smithsonian Instituts ein und wurde zu einem der Leiter desselben erwählt. Er hat eine Reihe von Abhandlungen und Werken über Socialangelegenheiten geschrieben und ward 1853 als Gesandter der Union nach Neapel geschickt, wo er fünf Jahre blieb. Im Jahre 1875 erlitt Owen infolge angestrengter Arbeit, nach einigen auch religiöser Grübelei, eine Geistesstörung, von der er jedoch bald wieder frei wurde. Das Original unsers Werks erschien 1871.

Owen nimmt unter den amerikanischen Spiritualisten einen sehr hohen Rang ein, nicht blos wegen der bedeutenden Stufe allgemeiner Bildung, auf welcher er steht, sondern noch mehr durch seine zahlreichen Erfahrungen und den außerordentlichen Fleiß, welchen er fast ein Menschenalter hindurch auf die Erforschung dieses Gebietes gewandt hat. Er eröffnet sein Werk mit der Betrachtung, daß der Glaube an das Wunderbare aus der Gesellschaft zu verschwinden scheine, die nur an das Wirken unveränderlicher Naturgesetze glaube, daß dann aber entweder die Werke Christi und der Apostel nicht verrichtet wurden und diese in Selbsttäuschung befangen waren, oder diese Werke keine Wunder sind. Die katholische Kirche gründet die spirituelle Wahrheit auf das Wunderbare, die protestantische richtet sich mehr nach dem Zeitgeist, und viele ihrer Anhänger leugnen die Wunder. Da kamen die spiritualistischen Phänomene, welche eine Versöhnung der Heiligen Schrift und der Philosophie vermitteln und zugleich die große Wahrheit der Unsterblichkeit selbst für die Ungläubigen der Schrift an das Tageslicht bringen können. Der Verfasser macht sich dabei zu große Vorstellungen von der Macht der katholischen Kirche und hält wegen der Infallibilität die christliche Religion durch sie ebenso bedingt, wie durch die positive Wissenschaft; der Spiritualismus würde, meint er, wenn der experimentelle Beweis von der Existenz seiner Phänomene geliefert werden könne, der Religion Christi unermeßliche Hülfe leisten und ihre Erfüllung sein. Der Verfasser hat schon in seinem frühern Werke „Footfalls on the Boundary of another World" diese Phänomene, wie sie von selbst sich zeigen, ins Auge gefaßt und sie zwei Jahrhunderte rückwärts verfolgt. Uebersetzer und Herausgeber des vorliegenden Werks: „Debattable Land", haben sich hiermit ein neues Verdienst um die Aufklärung eines schwierigen, aber vielversprechenden Gebietes erworben. Die Umstellung des Inhalts, welche sie vorgenommen, indem sie den zweiten Theil des Originals, in welchem die Haupttendenz und der factische Bestand begriffen sind, zum ersten Theil der Uebersetzung, den ersten Theil des Originals zum zweiten machten, kann man nur billigen.

Nachdem der Verfasser hervorgehoben hat, daß zwischen den Phänomenen der Natur und des Geistes ein wesentlicher Unterschied bestehe und daß beide nach ihrer besondern Art zu untersuchen sind, führt derselbe von sich an, daß er mit Millionen anderer lange den Glauben gehegt habe, es gebe keine den Sinnen unerkennbaren geistigen Wirkungskräfte. Da geschah es am Abend des 25. März 1856 zu Neapel in einer Gesellschaft bei dem russischen Gesandten, wo dessen Familie, der toscanische Gesandte nebst seiner Gemahlin und noch andere Personen gegenwärtig waren und die Unterhaltung in englischer Sprache geführt wurde, daß Mrs. M. einen Versuch mit automatischem Schreiben machte und Madame von F., die Frau des toscanischen Gesandten, die Frage stellte: „Wer gab mir diese Nadeln?", wobei sie auf drei große Nadeln mit goldenen Knöpfen zeigte, die ihr Kleid festhielten. „Wenn Mrs. M. dieses beantworten kann, so will ich glauben." Der Bleistift dieser letztern machte zuerst ganz langsam einige Schnörkel, dann schrieb er mehrere Worte, und als Madame von F. auf das Blatt blickte, erbleichte sie und sprach: „Zauberei, wenn es eine solche gibt!" Die Schrift lautete: „E., diejenige, welche dir ein Mädchen und einen Koch gibt." Man fand diese Antwort unpassend, aber Madame von F. erzählte, die Nadeln hätte ihr Cousine Elisabeth in Florenz gegeben, und auf ihre Bitte hätte ihr dieselbe auch ein Kammermädchen und einen Koch in den letzten Tagen geschickt; die in der Schrift angegebenen Umstände seien niemand außer ihrer eigenen Familie bekannt gewesen; sie habe, erst vor kurzem in Neapel angekommen, niemand davon gesprochen und mit Mrs. M. blos Karten getauscht. Dieser Fall erregte Owen's Nachdenken in hohem Grade und veranlaßte ihn zu einer eingehenden Untersuchung, die zur Folge hatte, daß er die Gegenwart eines unsichtbaren, vernünftig denkenden Wesens hierbei anzunehmen sich gedrungen fühlte, worin er bald durch weitere Erfahrungen bestärkt wurde. Bei einer Sitzung im August des gleichen Jahres war der Tisch höchst stürmisch und unlenksam, und da man keine Mittheilung erhalten konnte, fragte man, ob jemand hinderlich sei, und alsobald wurde eine bestimmte Dame, S. J., bezeichnet, nach deren Ausscheiden aus dem Cirkel der Tisch ruhig wurde. Man fragte weiter, warum derselbe, vielmehr die ihn leitende Intelligenz, sich der S. J. widersetze, und die Antwort lautete: Sie ist antipatic his simat. Eine Dame erklärte, sie verstehe diesen Satz, er heiße: Sie ist antipatichissima t und das t sei der Anfangsbuchstabe eines neuen Wortes. Der Tisch, ersucht, den Satz zu vervollständigen, klopfte: Sie ist antipatichissima to night, sie ist heute Abend ganz antipathisch.

Von Locke's Ausspruch: die Wunder hören auf, so-

daß die Menschen aufhören sie zu glauben, urtheilt Owen: das ist [illegible], aber nicht rational oder vernünftig. Ein Theil der sogenannten Wunder ereigne sich ohne Zweifel nicht, ein anderer aber doch und zwar unabhängig von unserm Glauben oder Nichtglauben. Den Spiritualismus für einen temporären Wahnsinn, für eine geistige Verirrung zu erklären, sei ebenso bequem wie unlogisch, befreie zwar den Menschen von der Unruhe des Forschens, könne ihn aber nicht befreien von den ernstesten Irrthümern. Als die Vorfälle im Hause der Fox zu Rochester bei Neuyork 1848 bekannt wurden, mit welchen der moderne Spiritualismus seinen Anfang nahm, sprachen manche von der Leichtgläubigkeit, dem stürmischen, einer gründlichen Untersuchung abgeneigten Wesen der Amerikaner; aber bald darauf vernahm man aus dem nüchternen, verständigen, kalt prüfenden England eine Reihe seltsamer, störender, vollkommen beglaubigter Ereignisse, die ungeachtet aller Untersuchung nicht auf die sogenannte natürliche Weise erklärt werden konnten, wie z. B. das Läuten der Glocken in manchen Häusern, sogar wenn die Glocken mit Schnüren verbunden oder die Drähte längere Zeit abgeschnitten waren. Im Hospital zu Greenwich begannen in den Zimmern des Lieutenants Rivers am 30. September 1834 die Glocken zu läuten und setzten dieses vier Tage lang fort, in Pausen von 5—10 Minuten, vier Glocken läuteten manchmal zugleich. Am Abend gegen 8 Uhr band er die Klöppel fest, wobei die Glocken gewaltig bewegt und heftig geschüttelt wurden, und als er sie am Morgen losband, ging das Läuten wieder an. Man entfernte die Dienstleute und andere Personen, ein Beobachter stellte sich an die Ziehwirbel der Glockenzüge, ein anderer beobachtete die Glocken selbst von unten und sie sahen sie zu ihrem Erstaunen läuten. Die von den andern abgesonderte Vorderthürglocke läutete nicht, Lieutenant Rivers brachte den Glockenzieher in Sicherheit, damit er nicht benutzt würde, und erklärte eben vielen herbeigeströmten Personen, er halte es für außerordentlich, daß diese Glocke sich nicht bei der Bewegung der übrigen betheilige, als sie sofort hell zu läuten begann. Wie Pumpenschwengel wurden durch unsichtbare Hand vor den Augen der Beobachter die Glockenwirbel wieder gezogen.

Owen untersucht auch Phänomene anderer Art, besonders genau das von Lord Erskine der skeptischen Lady Morgan erzählte. Er sei eines Morgens nach ziemlich langer Abwesenheit wieder in Edinburgh angekommen, auf der Straße seines Vaters altem Kellermeister begegnet, der bleich und elend aussah und auf des Lords Frage, was ihn nach Edinburgh führe, zur Antwort gab: „Ich wollte Euer Gnaden treffen und Ihre Vermittelung bei meinem gnädigen Herrn nachsuchen, um eine mir gehörige Summe zu erhalten, die mir der Haushofmeister nicht gezahlt hat.“ Lord Erskine hieß den Kellermeister mit ihm in einen benachbarten Buchhändlerladen treten, aber als er sich nach ihm umsah, war derselbe verschwunden. Von dessen Frau erfuhr der Lord, ihr Mann sei vor einigen Monaten gestorben und habe ihr noch gesagt, daß der Haushofmeister ihn um eine Summe betrogen habe, der junge Herr Tom aber, wenn er zurückkehre, ihr schon zum Rechte verhelfen werde, was dieser auch that. Lady Morgan war der Ansicht, daß Lord Erskine diese „seltsame Geschichte“ wirklich glaubte, hielt sie aber von ihrem oberflächlich skeptischen Standpunkte für eine sonderbare Verirrung seines Verstandes! Auch fernsehende Träume führt Owen an, der überhaupt in seinem Werke keine systematische Anordnung befolgt, sondern die verschiedenartigsten Fälle nebeneinander bringt. Ein junger, unserm Verfasser bekannter Commis träumte, daß er am nächsten Tage um 12 Uhr von einem gewissen Sommerstoff für 150 Dollars an einen Kunden verkaufen würde, was man lächerlich fand, da man von diesem Stoffe in zehn Jahren nicht so viel an einen Kunden verkauft habe. Aber am nächsten Tage, fast genau um 12 Uhr, trat ein Kunde herein, der für ein öffentliches Institut für die angegebene Summe von diesem Stoffe kaufte, den der Betreffende kaum herunterzuholen die Kraft hatte, so betroffen war er. Merkwürdig genug hatte der Commis seinen Posten nicht an dem Platze, wo diese Stoffe verkauft wurden, sondern ein anderer, der aber kurz vor Mittag abberufen wurde, sodaß der erstere dessen Stelle einnehmen und, obschon in großer Aufregung, das Geschäft besorgen mußte.

Owen kommt auch auf die physikalischen Phänomene des Spiritualismus zu sprechen, namentlich auch die Klopflaute, raps, das sogenannte Geisterklopfen, die er unter den verschiedensten Umständen auf dem Lande und zur See, bei Tage und bei Nacht, in allen Graden der Stärke gehört zu haben versichert, nirgends aber mit so befriedigenden Resultaten wie bei der ältesten und jüngsten Tochter des Mr. Fox, bei Leah (jetzt Mrs. Underhill) und Kate (Mrs. Jenkens). Owen spendet ihnen und ihrem Vater unbedingtes Lob, indem sie ihm alle Gelegenheit boten, die spirituellen Phänomene auf das genaueste zu untersuchen, und nie von einem andern Beweggrunde geleitet wurden als von dem der Erforschung der Wahrheit. Er sah einmal im Dunkeln, während die Hände des Cirkels verbunden blieben, Lichter, welche sich erhoben und dann gleich einem Hammer niederfielen, so, als wenn eine unsichtbare Hand mit einem leuchtenden Hammer Schläge führte, damit eben die Klopflaute hervorbringend. Die Gewichtsänderung der Körper, das Erheben der Tische ohne sichtbare Kraft, was in neuester Zeit so vielfach, auch von Crookes und Butlerow constatirt worden ist, hat Owen schon vor vielen Jahren mit Leah und Kate Fox untersucht. Nach der Betrachtung der sogenannten Geisterschriften des Barons von Güldenstubbe, über welche Referent in Nr. 28 d. Bl. f. 1870 schon berichtet hat, erzählt er einen außerordentlichen Fall. In einer Sitzung mit Kate Fox, wo er wie gewöhnlich das Zimmer auf das genaueste untersucht, die Thüren verschlossen und versiegelt hatte, sah er im Dunkeln auf einem der mitgebrachten Papierstreifen den Schattenumriß einer kleinen Hand, welche mit dem ebenfalls bereit gehaltenen Bleistift sich schreibend bewegte, während er die Hände von Kate Fox hielt, außer welcher niemand im Zimmer war. Als das Gas wieder angezündet war, fand Owen die Siegel an den Thüren unverletzt, seine Papierstreifen lagen auf dem Boden, sein Bleistift unter ihnen, auf einem der Streifen stand in englischer Sprache, daß diese Nacht nicht günstig für Erscheinungen sei, auf einem andern: „Sei nicht muthlos, du wirst mich von Angesicht zu Angesicht sehen“, ein Versprechen von einer Verstorbenen, die er Violetta

nennt, welches sich später nach seiner Darstellung auf eine wunderbare Weise erfüllte. Owen sagt: „Meine Gefühle, als ich diese Resultate sorgfältig geprüft hatte, waren solche, wie sie selten einem menschlichen Wesen zutheil werden.“ Im Jahre 1860 sagte das Medium Foster, der von Violetta nichts wußte, zu dem ihn besuchenden Owen, er sehe einen Geist neben ihm stehen mit einem Körbchen voll Veilchen, und als Foster ein Stück Papier und einen Bleistift 12—15 Minuten unter den Tisch gehalten, sah man auf dem Papiere ganz klein und verkehrt geschrieben den Namen Violetta, und der gleiche Name erschien wie mit rother Farbe aufgetragen auf Foster's bloßem Arm, der hierbei ganz ruhig saß und seine beiden Hände auf dem Tische hatte. Eine Menge kleiner Umstände dabei schlossen jeden Gedanken an Taschenspielerei aus, und auch unbewußte Gedankenmittheilung zwischen Owen und Foster genügt zur Erklärung nicht.

Für Owen steht es fest, daß es die Geister der Verstorbenen sind, welche diese Phänomene hervorbringen, die noch immer irdische Gedanken und menschliche Sympathien haben können, wobei aber die Täuschung stattfindet, daß die Geister nicht immer die sind, für welche sie sich ausgeben. Er führt jedoch eine Anzahl von Fällen an, welche nach seiner Ansicht die Identität mit bestimmten Verstorbenen, das eigentliche specimen crucis erweisen. Zwei der auffallendsten scheinen folgende zu sein. Mrs. R., Frau des Dr. R., und ihre beiden erwachsenen Töchter, ruhig bei weiblichen Arbeiten sitzend, sahen die Gestalt der Mutter des Dr. R. zwischen 1—2 Uhr nachmittags in der Quäkerkleidung in das Zimmer treten, welche sie im Leben trug. Sie blieb etwa ½ Minute vor dem Porträt ihres Sohnes stehen, bewegte sich dann langsam zu der Thüre, durch welche sie gekommen war, und verschwand dann plötzlich, ohne daß sich die Thüre öffnete. Alle drei Personen haben weder von ihr gesprochen noch an sie gedacht, aber sie, die 10 Jahre vorher gestorben war, augenblicklich erkannt, sowol nach Gesicht und Gestalt als nach den Einzelheiten der Kleidung. Sie hatte kurz vor ihrem Tode dem Sohn sehr zugeredet, das Haus, in welchem er gegenwärtig wohnte, zu kaufen, und ihrer Freundin Mrs. C. erklärt, wenn er es thue, wolle sie, um Zeugin seines Glücks zu sein, aus der andern Welt zurückkehren, wenn ihr dieses gestattet sei. Der Sohn kaufte also dieses Haus, und das Kaufinstrument wurde ihm von dem bisherigen Besitzer in derselben Stunde eingehändigt, in welcher die Erscheinung stattgefunden hatte. Die Familie, obwol im allgemeinen von der Absicht zu kaufen unterrichtet, war doch sehr überrascht, als Dr. R. abends bei seiner Rückkehr die Urkunde vorlegte. Man kann auch hier verschiedene Zweifel erheben; ein entscheidender Umstand dürfte aber sein, daß die Erscheinung in der Stunde stattfand, in welcher die Aushändigung des Instruments geschah.

Am 13. December 1847 ging der sehr geachtete Mr. Steins, Pastor an der presbyterischen Kirche der Madison-Straße in Neuyork, vor 12 Uhr mit seinen ältesten Söhnen auf der Grand-Street spazieren, als ihm plötzlich die ganze Gestalt seines Vaters erschien in seiner gewöhnlichen Kleidung und bekannten Mütze, die Pfeife in der Hand, ihn ernst anblickte und dann plötzlich verschwand. Er schrieb sogleich nach der Heimat, Neukirchen in Rheinpreußen, und erhielt von einem seiner Brüder die Nachricht, daß der Vater am Morgen des 13. December gestorben sei. Er war beim Frühstück ganz wohl und sprach sehr besorgt von dem Sohne in Neuyork, ging dann in den Hof hinaus und stürzte bei der Rückkehr, von einem Schlaganfall getroffen, plötzlich todt nieder. Er hatte denselben Anzug getragen, in welchem ihn der Sohn sah, wie gewöhnlich die Pfeife in der Hand.

Von sehr großem Interesse sind die fast fünf Jahre fortgesetzten Beobachtungen des Mr. Livermore, eines großen in Neuyork wohlbekannten Industriellen. Er hatte vor Jahren seine theuere Gattin Estella verloren, die, auf dem Sterbebette seinen Schmerz bemerkend, den ernstlichen Wunsch aussprach, daß es ihr nach dem Tode möglich sein möchte, ihm die Fortdauer ihres Daseins zu versichern. Weder sie noch er glaubten an spirituelle Phänomene, er hielt die Trennung für eine ewige, ließ sich jedoch durch Dr. Gray, den Arzt der Verstorbenen, bewegen, die Sitzungen von Miß Kate Fox zu besuchen, die dann zum Theil auch in seiner Wohnung gehalten wurden. Bei der vierundzwanzigsten Sitzung am 14. März 1861 erschien der trübe Umriß einer sich umherbewegenden Gestalt, und drei Tage später kam die Botschaft: „Ich weiß, daß ich mich dir sichtbar machen kann. Komme morgen Abend wieder. Verschließe Thüren und Fenster, damit die Prüfung über allem Zweifel sei, sowol zu deinem als anderer Besten.“ Nach Löschung des Gases am nächsten Tage kamen die Worte: „Ich bin hier in Gestalt“, es erschien unter knisternden Tönen ein Licht in Kugelform, das nach einiger Zeit zu einem verschleierten Kopfe wurde und einen kurzen Augenblick erkannte Livermore, der fortwährend die Hände des Mediums hielt, die Gesichtszüge Estella's. Dann wurde bei phosphorescirenden Lichtern eine Gestalt sichtbar, und es wurden Klopflaute durch einen leuchtenden Ball mit stumpfer Spitze hervorgebracht. Am 18. April 1861, wo eine halbe Stunde alles ruhig blieb und Livermore's Glaube schwach wurde, kam ein erschütternder Schlag auf den Tisch, Thüre und Fenster wurden unter heftigen Erschütterungen geöffnet und geschlossen, unter Klopflauten von allen Seiten fand Bewegung aller Gegenstände im Zimmer statt, worauf sich eine leuchtende Substanz erhob, welche die Form eines verhüllten Menschenhauptes annahm, sich abwechselnd Livermore näherte und entfernte, immer unter elektrischen Tönen; zuletzt sah man, wie eine menschliche Hand den Schleier hielt, welcher den untern Theil des Gesichts bedeckte, während der obere Theil frei war: es war das Antlitz Estella's, ihre Augen, ihre Stirne, ihr Ausdruck. Als Livermore sie erkannte, ertönten zahlreiche lebhafte Klopflaute aus allen Theilen des Zimmers; Estella's Haupt legte sich auf das von Livermore und ihre Haare fielen auf sein Gesicht; sie fühlten sich an wie Menschenhaar, aber schmolzen bald hinweg in nichts. Unter Verstärkung des elektrischen Geknisters erleuchtete sich die gegenüberliegende Wand, und es erschien auf ihr eine ganze weibliche Gestalt, die eine volle halbe Stunde, mehrmals sich bewegend, sichtbar blieb. Dann wurde durch Klopflaute angezeigt: „Sieh, wie ich mich jetzt erhebe“, und sie erhob sich in vollem Glanze bis zur Zimmerdecke, schwebte dann sanft nieder und verschwand,

um später noch einmal zu erscheinen, wobei auch ihr leuchtendes Bild im Spiegel sichtbar ward. Zwei Tage später kam die Mittheilung von Estella: „Mein Herz ist voller Freude. Wir können nicht dankbar genug sein dem Geber dieses großen Gutes. Ich habe dein Herz gesehen, die Schatten, die auf ihm ruhten, die Lichter, die es jetzt verklären. Sei glücklich und fürchte dich nicht." In der folgenden Zeit zeigte sich Estella's Gestalt noch oft, manchmal in engelgleicher Schönheit, „wie keine Einbildungskraft sich vorstellen, keine Feder beschreiben kann". Einmal wurde eine Karte aus seiner Hand genommen und ihm mit einer in eigenartigem Französisch (welche Sprache dem Medium unbekannt war) schön geschriebenen Mittheilung wieder zugestellt.

In einer Sitzung (es fanden deren mehrere hundert statt), wo wieder außer Kate Fox niemand gegenwärtig war, legte Livermore zwei große weiße, mit einem geheimen Merkzeichen versehene Karten und einen Bleistift auf den Tisch neben ein auf diesem erscheinendes Licht von der Form und Größe einer Melone; die Karten wurden bald vom Tische genommen, sodaß sie etwa 3—4 Zoll über ihm schwebten, wobei das Licht sich so bewegte, daß seine Strahlen auf die Karten fielen, worauf er eine Hand mit seinem silbernen Bleistift auf die Karten schreiben sah, fast eine Stunde lang, während Livermore wie gewöhnlich die Hände des Mediums hielt. Er fand nach der Sitzung die Karten auf beiden Seiten klein beschrieben, und die hierdurch ausgedrückten Empfindungen waren von reinstem geistigem Charakter.

Vieles andere, was bei diesen lange fortgesetzten Beobachtungen sich ereignete, muß hier mit Stillschweigen übergangen werden. Livermore gehört zu denen, bei welchen die sogenannte „Materialisation" sonst unsichtbarer geistiger Wesen zuerst in außerordentlicher Mannichfaltigkeit und Schönheit sich zeigte, aber seine Erfahrungen kamen nicht in die Oeffentlichkeit. Bekannter wurden die Materialisationen erst von 1871 an durch das, was im Hause des Mr. Keeler zu Moravia im Staate Neuyork geschah, wo das Medium Mrs. Mary Andrews war. Die englischen Spiritualisten nahmen die Nachrichten über Mrs. Andrews zuerst ungläubig auf, aber gegen Ende 1871 zeigten sich in England bei den Herren Williams und Herne und bei der sechzehnjährigen Miß Florence Eliza Cook ähnliche, und namentlich die letztern wurden von Crookes, Wallace u. a. genau beobachtet.

Wer diese Dinge nicht näher kennt, mag sich etwa vorstellen, daß das, was Livermore gesehen und erfahren hat, Producte seiner aufgeregten Phantasie und seiner tiefen Sehnsucht nach der verstorbenen geliebten Gattin gewesen seien, wenn nur nicht die Phänomene jahrelang gewährt und sein Medium Kate Fox und sein Freund und Arzt Dr. Gray das Gleiche gesehen hätten. Was den Charakter von Kate Fox, seit längerer Zeit in England verheiratheten Mrs. Jenkens, betrifft, so sind alle, die mit ihr in Berührung kamen, darüber einig, daß sie eine Frau von höchster Wahrhaftigkeit sei, und für Livermore und Dr. Gray stehen Owen und Epes Sargent ein. Es sind allerdings auch beim Spiritualismus schon Betrügereien vorgekommen, aber sie wurden immer schnell entdeckt. Man muß zugeben, daß die Phänomene so auffallender und erstaunlicher Art sind, so verschieden von dem gewöhnlichen Geschehen, daß sie dem höchsten Unglauben begegnen müssen, wenn etwa blos einzelne Facten erzählt werden; ein eingehendes Studium des ganzen großen Gebiets zeigt hingegen, daß doch alles zu einem harmonischen Ganzen sich zusammenschließt, was der Referent in einer umfassenden Darstellung und mit Vergleichung verwandter Vorkommnisse zu zeigen sich bemühen wird.

Der erste Theil von Owen's Buche ist für uns von näherliegendem Interesse, weil er Thatsachen enthält, als der zweite (im Original erste), in welchem religiöse Betrachtungen und Tendenzen entwickelt werden. Schon am Schluß des ersten bezeichnet Owen als seinen letzten Zweck „den beständigen geistigen Fortschritt und den Triumph von Christi Lehre als der Religion der Civilisation", er dringt immer auf „reines Christenthum" und meint, die Menschheit hätte nur die Wahl zwischen Renan oder St.-Peter. Er schreibt hierbei dem Spiritualismus deshalb eine ganz besondere Bedeutung zu, weil dieser durch seine Wunder die biblischen Wunder verständlich mache und erweise, und wenn er z. B. das Wesen des Spiritualismus und sein Hauptprincip entwickelt und auf Grund dieses das behauptete Verdienst desselben gründet, so muß dagegen erinnert werden, daß das, was hier dem Spiritualismus vindicirt wird, die Forderung der Vernunft überhaupt ist. Owen ist sehr zu Hause in der Kirchengeschichte seit der Reformation, die er zum Theil aus den Quellen studirt hat, und wer es nicht weiß, kann aus seiner Darstellung erfahren, was die Menschen in den vergangenen Jahrhunderten so machtvoll und leidenschaftlich bewegt hat: Fragen und Interessen, die uns jetzt gleichgültig lassen, wie z. B. der Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli oder die Gedanken von der Natur und Gottheit Christi des Miguel Servede im Gegensatz zu der Trinitätslehre Calvin's, wofür der erstere die schändlichste Behandlung von den Genfern und schließlich den Feuertod erleiden mußte, oder das Verdammungsurtheil Luther's über Erasmus von Rotterdam, „den nichtswürdigsten Ungläubigen, der jemals die Erde schändete; wenn ich bete, so bete ich um einen Fluch auf Erasmus". Und von Zwingli fürchtete er, er werde wegen seines Unglaubens an die leibhaftige Gegenwart Christi im Abendmahl die ewige Höllenstrafe erleiden. In einem Briefe an Melanchthon 1521 heißt es: „Es genügt, daß wir das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt, mit seinen Gnadenschätzen anerkennen; von ihm wird uns keine Sünde losreißen, obwol wir tausendmal, ja selbst an einem Tage tausendmal Unzucht treiben oder morden wollten." Man sieht, wie der vollendetste Unsinn je nach Zeit und Umständen für eine wichtige Wahrheit angesehen werden kann. Die Hauptlehren der Reformatoren: die Rechtfertigung durch den Glauben allein ohne die Werke, der Sündenfall, die namentlich in härtester Form von Calvin ausgesprochene gänzliche Verderbtheit des Menschen und die Vorherbestimmung — ohne alle Rücksicht auf die Haltung im Leben — zur Seligkeit oder Verdammniß haben für die Gebildeten der Gegenwart kaum noch einen Sinn.

Vielen Kummer macht unserm Verfasser fortwährend der Gedanke, daß der Protestantismus seit dem 16. Jahrhundert keine Fortschritte mehr gemacht habe, der Katho-

licismus hingegen stets an Ausbreitung gewinne: ein nur theilweise richtiger Gedanke. Er schreibt die Schuld dem Protestantismus des 16. Jahrhunderts zu, der wegen seines starren Bibelglaubens es versäumt habe, sich als die Religion der Civilisation zu erweisen, und nachdem er angeführt, für was die Welt den Reformatoren Dank schulde, sagt er, der Protestantismus habe deshalb den Katholicismus nicht besiegt, weil seine Theologie sowenig als die der römischen Kirche den Charakter einer fortschreitenden Wissenschaft habe und weil sie in diesem Zeitalter weder die Sitten zu verbessern, noch die Civilisation zu fördern vermögen:

> Die Kirche zu Rom hat dem Protestantismus einen unermeßlichen Vortheil durch den Irrthum einer wiederholten Behauptung der Unfehlbarkeit des Papstes eingeräumt. Aber der Protestantismus wird ihn verlieren, wenn er einen ebenso unhaltbaren Ueberrest des Katholicismus festhält: die volle Inspiration aller biblischen Schriftsteller. Es ist gleich verhängnißvoll, einen Menschen oder eine Reihe solcher für unfehlbar zu erklären.

Der ganze zweite Band ist eigentlich eine fortwährende Invocation der protestantischen Geistlichkeit, den Spiritualismus als Bundesgenossen anzunehmen, um durch ihn den Sieg der protestantischen Auffassung des Christenthums herbeizuführen, indem man dem katholischen Unfehlbarkeitsdogma ein anderes von größerer Zuverlässigkeit entgegenstelle. Die katholische Kirche wäre allerdings geeigneter, den Spiritualismus anzuerkennen, weil sie die Mysterien der Religion der Welt überhaupt besser bewahrt hat als der in die vollkommene Leugnung alles Wunderbaren auslaufende rationale Protestantismus; aber die katholische Kirche stößt den Spiritualismus als Dämonenwerk von sich ab, was zwar auch von den orthodoxen Protestanten geschieht, die in ihm Todtenbeschwörung sehen und von einem Mittelzustand zwischen Himmel und Hölle nichts wissen wollen, weil er sie an das Purgatorium der Katholiken erinnert.

Es scheint mir, man solle alles Tendenziöse in der Behandlung dieser Phänomene vermeiden, die wesentlich eine Aufgabe psychologischer und philosophischer Forschung sind und nur eine indirecte Beziehung zu der Religion haben. Das Gebot der Liebe, welches manche Spiritualisten für ihre Lehre in Anspruch nehmen, ist bereits vor bald 2000 Jahren in der einfachsten und edelsten Weise ausgesprochen worden, aber unzählige Menschen verletzen es fortwährend. Die persönliche Fortdauer, ein uralter Glaube der verschiedensten Völker, wird doch von zahllosen Menschen nicht mehr angenommen, die wol schwerlich durch den Spiritualismus zu ihm bekehrt werden dürften, indem sie auch nicht an die Auferstehung Christi und die Geistererscheinungen glauben. Haben ferner die Menschen die Wunder Christi, der Apostel und die nachfolgenden nicht geglaubt, so werden sie auch die spiritualistischen nicht anerkennen. Dazu kommen noch zwei bedeutungsvolle Umstände. Wie bei allen ungewöhnlichen Erscheinungen bleibt auch bei denen, welche ich die mystischen genannt habe, fast immer etwas Unsicheres, Ungewisses, ein unlösbarer Rest, welcher für das Zweifeln und Leugnen Raum läßt. Dann werden diejenigen, welche keinen offenen Sinn, keine Unparteilichkeit und Empfänglichkeit für diese Dinge haben, sich selbst durch ihre Natur zum Hinderniß für die Erfahrung und Ueberzeugung, und weil sie ihnen im Innersten widerstreben, sie von sich abstoßen, so sehen und erfahren sie auch nichts; die Kundgebungen verstummen in ihrer Nähe.

Die betreffenden Phänomene, in so hohem Grade interessant und wichtig für die Erkenntniß des geistigen Wesens des Menschen und der Natur, werden daher hauptsächlich vorerst nur diejenigen überzeugen, welche durch ihre gemüthliche und intellectuelle Anlage schon geeignet sind, Uebersinnliches anzunehmen und bis auf einen gewissen Grad zu begreifen, während viele andere dieses nur vermögen, wenn sie durch Umwandlung ihres Wesens im Leben oder im Tode hierfür bereitet werden. Obschon man jedoch die großen Hoffnungen unsers Verfassers in diesem sonst so verdienstvollen Werke über die ethische Wirksamkeit des Spiritualismus nur in beschränktem Maße theilen kann und den Hauptnachdruck auf die wissenschaftliche Erforschung des Gegenstandes legen zu müssen glaubt, zollt man doch gern auch jenem Streben des Verfassers und der ihm Gleichgesinnten die gebührende Anerkennung.*)

Maximilian Perty.

*) Wir wiederholen, daß wir auf einem andern Standpunkte stehen als der geehrte Referent; da aber seine Mittheilungen sehr viel Interessantes über ein den meisten fernliegendes Gebiet bringen, wollten wir den Artikel trotzdem unsern Lesern nicht vorenthalten. D. Red.

Revue des Literaturjahres 1876.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Eine sehr bedeutende Anzahl von größern und kleinern Schriften finden wir auf dem Gebiete der philosophischen Literatur. Dem historischen Charakter gemäß, der der Behandlung so vieler Wissenschaften in unserer Zeit unverkennbar aufgeprägt ist, ist die Geschichte der Philosophie auch in diesem Jahre durch eine fast übergroße Menge von Arbeiten vertreten. Interessant und erfreulich ist es aber zu sehen, wie ganz besonders lebendig das Interesse für die Kant'sche Philosophie und die mit ihr in näherm Zusammenhange stehenden Lehren sich kundgibt.

Wir lassen hier die Reihe der historischen Schriften zur Philosophie folgen: H. Merkens: „Friedrich's des Großen Philosophie, Religion und Moral"; H. von Stein: „Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus" (dritter Theil); A. Kind: „Teleologie und Naturalismus in der altchristlichen Zeit"; F. Dieterici: „Die Philosophie der Araber im 10. Jahrhundert n. Chr." (erster Theil); R. Zimmermann: „Schelling's Philosophie der Kunst"; F. G. Hann: „Die Ethik Spinoza's und die Philosophie Descartes'"; H. Spitzer: „Nominalismus und Realismus in der neuesten deutschen Philosophie mit Berücksichtigung ihres Verhältnisses zur modernen Naturwissenschaft"; H. Ginsberg: „Lebens- und Charakterbild Baruch Spinoza's"; G. A. Hennig: „Johann Friedrich Herbart"; A. Stadler: „Die

Grundsätze der reinen Erkenntnißtheorie in der Kant'schen Philosophie"; G. Berthold: „John Toland und der Monismus der Gegenwart"; G. Teichmüller: „Neue Studien zur Geschichte der Begriffe", erstes Heft: „Herakleitos"; M. Schonwälder: „Jakob Böhme"; J. H. Witte: „Vorstudien zur Erkenntniß des unerfahrbaren Seins, philosophische Abhandlungen speculativ- und historisch-kritischen Inhalts"; H. Gilow: „Ueber das Verhältniß der griechischen Philosophie im allgemeinen und der Vorsokratiker im besondern zur griechischen Volksreligion"; Karl Grün: „Die Philosophie in der Gegenwart"; A. Krebs: „Geschichte der Beweise für das Dasein Gottes von Cartesius bis Kant"; F. Harms: „Ueber die Lehre von F. H. Jacobi"; B. Knauer: „Geschichte der Philosophie"; O. Flügel: „Die Probleme der Philosophie und ihre Lösungen, historisch-kritisch dargestellt"; A. Döring: „Die Kunstlehre des Aristoteles"; G. Teichmüller: „Die Platonische Frage, eine Streitschrift gegen Zeller"; M. Lazarus: „Rede auf Herbart"; R. von Liliencron: „Ueber den Inhalt der allgemeinen Bildung in der Zeit der Scholastik"; M. W. Drobisch: „Ueber die Fortbildung der Philosophie durch Herbart"; W. Ostermann: „Ueber Kant's Kritik der rationalen Theologie"; F. Frederichs: „Ueber Kant's Princip der Ethik"; E. Laas: „Kant's Analogien der Erfahrung"; H. Vaihinger: „Hartmann, Dühring und Lange"; K. Werner: „Der Entwickelungsgang der mittelalterlichen Psychologie von Alcuin bis Albertus Magnus", „Die Psychologie und Erkenntnißlehre des Johannes Bonaventura", „Alcuin und sein Jahrhundert"; F. Mark: „Thomas Carlyle"; G. Thiele: „Kant's intellectuelle Anschauung als Grundbegriff seines Kriticismus dargestellt und gemessen am kritischen Begriffe der Identität von Wissen und Sein"; J. Hoffmann: „Der Gottes- und Schöpfungsbegriff des Johannes Scotus Erigena"; F. von Wangenheim: „Vertheidigung Kant's gegen Fries"; J. Jacobson jun.: „Ueber die Auffindung des Apriori"; „Der Briefwechsel des Spinoza", herausgegeben und eingeleitet von H. Ginsberg; angehängt: „La vie de B. de Spinoza" von J. Colerus; G. von Gizycki: „Die Philosophie Shaftesbury's".

Von Werken, die sich mit der Lösung metaphysischer Probleme, sei es im großen systematischen Zusammenhange, sei es in Erörterungen über einzelne Punkte beschäftigen, heben wir diejenigen, die sich leicht in die besondern Fächer der Erkenntnißtheorie, Religionsphilosophie u. s. w. einreihen lassen, weiter unten hervor. Die Schriften allgemeinern Inhalts mögen hier folgen: Eduard von Hartmann ließ die siebente Auflage seiner „Philosophie des Unbewußten" erscheinen. Außerdem gab er „Gesammelte Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts" heraus. Ferner erschienen: A. Riedel: „Idealer Kreislauf des Lebens in Natur und Offenbarung"; das geradezu meisterhaft geschriebene Werk Otto Liebmann's: „Zur Analysis der Wirklichkeit"; A. Riehl: „Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft"; Ph. Spiller: „Die Urkraft des Weltalls"; W. Wundt: „Ueber den Einfluß der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaften"; „Lichtstrahlen aus den Schriften katholischer Nuptiker"; A. Spir: „Empirie und Philosophie"; L. Noiré: „Die Doppelnatur der Causalität", H. Scheffler: „Die Naturgesetze und ihr Zusammenhang mit den Principien der abstracten Wissenschaften"; P. Majunke: „Die Ohnmacht der modernen naturwissenschaftlichen Forschungen"; L. Knorr: „Erörterungen und Abhandlungen auf philosophischem Gebiete"; P. M. Mainländer: „Die Philosophie der Erlösung"; J. H. von Kirchmann: „Die Bedeutung der Philosophie"; J. H. von Fichte: „Fragen und Bedenken über die nächste Fortbildung deutscher Speculation"; F. A. Hartsen: „Vermischte philosophische Abhandlungen"; E. Löwenhardt: „Ueber Gott, Geist und Unsterblichkeit"; J. Frohschammer: „Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses"; C. L. Michelet: „Das System der Philosophie als exacter Wissenschaft, enthaltend: Logik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie" (erster Band); O. Bertling: „Philosophische Briefe"; L. von Wekerle: „Zeitgerechte Reform der Philosophie"; E. Zeller: „Ueber die theologische und mechanische Naturerklärung in ihrer Anwendung auf das Weltganze"; L. Jacoby: „Die Idee der Entwickelung"; R. Graßmann: „Die Wissenschaftslehre oder Philosophie" (vier Theile); H. G. Schneider: „Selbst- und Welterkenntnißlehre auf physio-psychologischer Grundlage"; L. Flentje: „Büchner's Kraft und Stoff zum ersten male mit eigenem Lichte beleuchtet von der Verjüngung des Lebens"; O. Schmidt: „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Philosophie des Unbewußten"; M. Hamma: „Geschichte und Grundfragen der Metaphysik"; F. A. Hartsen: „Die Philosophie als Wissenschaft"; L. B. von Hellenbach: „Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes".

Erkenntnißtheoretische und logische Schriften sind: J. Bergmann: „Grundzüge der Lehre vom Urtheil"; A. Stadler: „Die Grundsätze der reinen Erkenntnißtheorie in der Kant'schen Philosophie"; R. Avenarius: „Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Principe des kleinsten Kraftmaßes, Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung"; J. K. Becker: „Die Grenzen zwischen Philosophie und exacter Wissenschaft"; G. Zahn: „Ueber die Kant'sche Untersuchung von Sinn, Verstand und Vernunft"; C. Uphues: „Kritik des Erkennens"; W. Goering: „Raum und Stoff, Ideen zu einer Kritik der Sinne"; P. Widemann: „Ueber die Bedingungen der Uebereinstimmung des discursiven Erkennens mit dem intuitiven".

Naturphilosophische Schriften, darunter namentlich den Darwinismus behandelnde sind: J. Lamarck: „Zoologische Philosophie", nebst einer biographischen Einleitung von Charles Martins, aus dem Französischen von A. Lang; G. von Gizycki: „Philosophische Consequenzen der Lamarck-Darwin'schen Entwickelungstheorie"; E. Du-Mont: „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauer's und Darwin's"; F. von Goeler-Ravensburg: „Die Darwin'sche Theorie"; H. Werner: „Ueber Darwin's Theorie von der Entstehung der Arten und der Abstammung des Menschen"; J. G. Fischer: „Das Princip des Wechsels im Bildungsgange der Organismen"; F. Lorinser: „Das Buch der Natur, Entwurf einer kosmologischen Theodicee"; G. Tschermak: „Die Einheit der Entwickelung in der Natur"; L. Büchner: „Die Darwin'sche Theorie von der Entstehung und Umwandlung der Lebewelt"; Hieronymus Lorm: „Der Naturgenuß, eine Philosophie der Jahreszeiten"; R. Schmidt: „Die Darwin'-

schen Theorien und ihre Stellung zu Philosophie, Religion und Moral"; L. Hasselmann von Hassel: „Die Entdeckung der Schöpfungskraft in der Natur als der größte Sieg der Aufklärung und der Wissenschaft"; R. Schellwien: „Das Gesetz der Causalität in der Natur"; A. M. Böhner: „Die brennenden Fragen der Gegenwart, Darwinismus, Radicalismus und Pessimismus im Lichte der Naturwissenschaft"; K. Freiherr du Prel: „Der Kampf ums Dasein am Himmel".

Schriften zur Psychologie: Eduard Reich: „Studien über die Volksseele"; H. Riemann: „Musikalische Logik, Hauptzüge der physiologischen und psychologischen Begründung unsers Musiksystems"; J. H. von Fichte: „Anthropologie" (dritte Auflage); F. Kirchner: „Leibniz' Psychologie"; J. J. Hoppe: „Das Gewissen"; L. du Mont: „Vergnügen und Schmerz"; G. Glogau: „Steinthal's psychologische Formeln"; E. Hering: „Zur Lehre von der Beziehung zwischen Leib und Seele"; A. Krause: „Die Gesetze des menschlichen Herzens, wissenschaftlich dargestellt als die formale Logik des reinen Gefühls"; A. Ritschl: „Ueber das Gewissen"; B. Carneri: „Gefühl, Bewußtsein, Wille"; R. Medem: „Grundzüge einer exacten Psychologie" (erster Band); W. Windelband: „Ueber den gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung"; P. Bimberg: „Das Studium der Psychologie ist für den Kunstbeflissenen unbedingt nothwendig"; A. Horwicz: „Zur Entwickelungsgeschichte des Willens"; F. W. Müller: „Grundzüge der Psychologie"; L. Ballauf: „Die Elemente der Psychologie".

Die Religionsphilosophie ist auffallend stark vertreten. Wie auf diesem Gebiete die schwierigsten und tiefsten Probleme ihrer theoretischen wie praktischen Lösung harren, wie sich hier die streitenden Parteien am heftigsten, am unversöhnlichsten bekriegen, wie endlich die kirchenpolitischen Bewegungen das Interesse für diese Fragen von ganz anderer Seite her als die Philosophie, aber nicht minder stark, nähren, das weiß jeder mit den Zeitströmungen vertraute Leser. Viele der anzuführenden Schriften tragen eine unverkennbare politische Färbung, doch verweisen wir die rein politischen Publicationen dieser Art natürlich in eine andere Rubrik.

Es erschienen: J. J. Doedes: „Der Angriff eines Materialisten (Büchner) auf den Glauben an Gott"; G. Oehlmann: „Die jüngsten religiösen Bewegungen und ihre Würdigung"; L. R. Landau: „Der Gottesbegriff und das geistige Princip oder die Philosophie und die Religion der Zukunft"; W. Parow: „Der Gottesbegriff, die Unsterblichkeit und die sittliche Idee gegenüber dem Darwinismus"; M. Kulischer: „Das Leben Jesu, eine Sage von dem Schicksale und Erlebnissen der Bodenfrucht"; Menschliche Satzungen und göttliche Wahrheiten in Gegenüberstellung", von einem Prediger; A. Lammers: „Verjüngung der Kirche"; C. Schwarz: „David Friedrich Strauß und sein letztes Werk: «Der alte und der neue Glaube»"; A. Krauß: „Das protestantische Dogma von der unsichtbaren Kirche"; K. Martin: „Irrthum und Wahrheit in den großen Fragen der Gegenwart"; L. von Schrautenbach: „Religionsideen eines Ungelehrten"; J. J. Hoppe: „Die Erforschung der Gefühle und moralischen Begriffe behufs der wissenschaftlichen Begründung und Rechtfertigung der Religion und des Cultus"; E. J. Meier: „Humor und Christenthum mit besonderer Beziehung auf den Katholicismus und den deutschen Protestantismus"; „Die Philosophie des Christenthums, ein Beitrag für die allgemeine Union", von einem Laien; G. Portig: „Religiöse Reden über die Grundwahrheiten des Christenthums"; F. L. Steinmayer: „Der Zweifel und die Glaubensgewißheit"; F. Ehrenfeuchter: „Christenthum und moderne Weltanschauung"; J. Frohschammer: „Das Christenthum Christi und das Christenthum des Papstes"; A. Hausrath: „David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit"; F. Maier: „Versuch einer «monistischen» Begründung der Sittlichkeitsidee; ein Beitrag zum Culturkampf"; H. Grünhut: „Die Religion des kommenden Jahrhunderts"; A. Heinsius: „Religion oder Philosophie?"; W. Tangermann: „Philosophie und Christenthum in ihren Beziehungen zur Cultur und Religionsfrage"; G. Feudius: „Geist, Kraft und Stoff oder die Naturwissenschaft ist die natürliche Grundlage einer allgemeinen Religionsphilosophie"; W. Marr: „Religiöse Streifzüge eines philosophischen Touristen"; M. Frommel: „Weltreich und Gottesreich in historischen und prophetischen Linien"; E. von Laveley: „Die religiöse Zukunft der civilisirten Völker", aus dem Französischen; E. Nied: „Religion und Erziehung"; M. Joël: „Religiös-philosophische Zeitfragen"; B. Weiß: „Ueber die Bedeutung der geschichtlichen Betrachtung für die neuere Theologie"; W. Herrmann: „Die Metaphysik in der Theologie"; H. Weiß: „Ueber die hauptsächlichsten Bildungsideale der Gegenwart, besonders ihr Verhältniß zum Christenthum"; Bärwinkel: „Ueber den religiösen Werth von Fritz Reuter's «Ut mine Stromtid»"; L. Reinhardt: „Die wahre Weltanschauung ist der biblisch-christliche Realidealismus"; P. Schanz: „Die christliche Weltanschauung und die modernen Naturwissenschaften"; R. Schramm: „Ueber die Inevidenz des theistischen Gottesbegriffs in der modernen Philosophie"; H. Zweifel: „Die Gesetze Gottes oder das höchste geistliche und das höchste weltliche Gesetz: das Gewissen und das Leben und ihre Versöhnung in der Weltordnung und im christlichen Staat oder die Lösung des Weltproblems".

Zur praktischen Philosophie, der wol auch die in neuerer Zeit so lebhaft discutirte Frage nach dem Werthe der Welt zuzuweisen ist, erschienen: W. Gaß: „Optimismus und Pessimismus; der Gang der christlichen Welt- und Lebensansicht"; B. Hartung: „Die Selbstauflösung der negativen und pessimistischen Richtungen der Gegenwart" (Strauß, E. von Hartmann); J. Huber: „Der Pessimismus"; Baron C. Dirckinck-Holmfeld: „Entweder — oder. Versuch zur Entscheidung der Lebensfrage"; J. Zwerger: „Die schönste Tugend und das häßlichste Laster"; F. J. Winter: „Vom Zweck des Daseins. Ethische Betrachtungen"; F. Wollny: „Ueber Freiheit und Charakter des Menschen"; C. Goering: „Ueber die menschliche Freiheit und Zurechnungsfähigkeit"; W. Hollenberg: „Welchen Werth hat die Statistik der sittlichen Thatsachen für die sittlichen Wissenschaften und welchen Einfluß muß sie auf das Studium jener Wissenschaften haben?"; E. Riedel: „Ansichten des Lebens; ethische Versuche".

Von Schriften zur Aesthetik ist vor allem zu verzeichnen das bahnbrechende Werk G. Th. Fechner's: „Vorschule der Aesthetik" (zwei Theile); außerdem: E. Becken-

stedt: „Ueber die Nachahmung der Natur in der Kunst"; H. Keiter: „Versuch einer Theorie des Romans und der Erzählungskunst"; C. Hermann: „Die Aesthetik in ihrer Geschichte und als wissenschaftliches System".

Im Anschluß an den zuletzt erwähnten Theil der Philosophie führen wir im Folgenden an, was zur Theorie und Geschichte der einzelnen Künste erschienen ist. Zur Theorie und Geschichte der Musik: F. Ziller: „Die Musik und das Komische"; L. Nohl: „Musik und Musikgeschichte"; Elise Polko: „Vom Gesange"; S. Bagge: „Ueber das Verhältniß der Musik zur Religion und zum christlichen Cultus"; F. Hiller: „Musikalisches und Persönliches"; H. Starcke: „Die Inscenirung und Charakteristik deutscher, italienischer und französischer Opern"; B. Loos: „Ueber den Einfluß der Renaissance auf die Entwickelung der Musik"; P. Lohmann: „An dramatische Tonsetzer"; O. Quantz: „Zur Geschichte der neuen chromatischen Claviatur und Notenschrift"; L. Kraussold: „Die Musik in ihrer culturhistorischen Entwickelung und Bedeutung von den ältesten Zeiten bis auf Richard Wagner"; E. Naumann: „Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart"; R. Müller: „Kurzer Ueberblick über das griechische Tonsystem"; L. Nohl: „Beethoven's Leben" (dritter Band).

Mit dem Wirken und den Ideen Richard Wagner's, namentlich mit dem baireuther Bühnenfestspiel beschäftigen sich: H. von Wolzogen: „Der Nibelungenmythos in Sage und Literatur"; F. Filippi: „Richard Wagner", aus dem Italienischen; E. von Hagen: „Ueber die Dichtung der ersten Scene des «Rheingold» von Richard Wagner"; C. F. Glasenapp: „Richard Wagner's Leben und Wirken"; C. Mehlis: „Götterglaube und Nibelungenring"; H. von Wolzogen: „Poetische Lautsymbolik; psychische Wirkungen der Sprachlaute im Stabreime aus Richard Wagner's «Ring des Nibelungen» versuchsweise bestimmt"; von demselben Verfasser: „Die Tragödie in Baireuth und ihr Satyrspiel"; G. Engel: „Das Bühnenfestspiel in Baireuth"; Friedrich Nietzsche: „Unzeitgemäße Betrachtungen", viertes Stück: „Richard Wagner in Baireuth"; H. Porges: „Das Bühnenfestspiel in Baireuth"; Paul Lindau: „Nüchterne Briefe aus Baireuth"; H. Ehrlich: „Für den Ring des Nibelungen gegen das Festspiel zu Baireuth"; Philokalon: „Das Reinmenschliche bei Richard Wagner"; M. Kalbeck: „Das Bühnenfestspiel zu Baireuth"; W. Mohr: „Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft im Lichte der baireuther Aufführung betrachtet"; E. Naumann: „Musikdrama oder Oper? Eine Beleuchtung der baireuther Bühnenfestspiele".

Zur Theorie und Geschichte der bildenden Kunst: J. E. Wessely: „Anleitung zur Kenntniß und zum Sammeln der Werke des Kunstdrucks"; C. Fiedler: „Ueber die Beurtheilung von Werken der bildenden Kunst"; H. Ludwig: „Ueber die Grundsätze der Oelmalerei und das Verfahren der classischen Meister"; A. Reichensperger: „Ueber monumentale Malerei"; A. Woltmann: „Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß"; A. Springer: „Michel Angelo in Rom, 1508—12"; J. E. Wessely: „Die Gestalten des Todes und des Teufels in der darstellenden Kunst"; W. Lübke: „Grundriß der Kunstgeschichte", siebente Auflage; C. Mayer: „Die Stadt Nördlingen, ihr Leben und ihre Kunst im Lichte der Vorzeit"; F. X. Kraus: „Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen"; K. Frenzel: „Renaissance und Rococo"; H. Dalton: „Rembrandt und seine Gemälde in der kaiserlichen Eremitage zu St.-Petersburg"; Paul Schuster: „Ueber die erhaltenen Porträts der griechischen Philosophen"; A. Greuser: „Deutsche Künstler im Dienste der Heraldik"; M. Hammerich: „Thorwaldsen und seine Kunst", aus dem Dänischen; T. Prüfer: „Der Todtentanz in der Marienkirche zu Berlin und Geschichte und Idee der Todtentanzbilder überhaupt"; G. Mitscher: „Zur Baugeschichte des straßburger Münsters"; B. Grüber: „Die Kunst des Mittelalters in Böhmen" (drei Theile); L. von Sybel: „Das Bild des Zeus"; F. Jauner: „Die Bauhütten des deutschen Mittelalters"; A. Reichensperger: „Ueber deutsche Kunst mit besonderer Beziehung auf Dürer und die Renaissance"; L. Urlichs: „Die Malerei in Rom vor Cäsar's Dictatur"; F. Pecht: „Aus dem münchener Glaspalast"; F. Leitschuh: „Joseph Heller, 1798—1849, in seiner Bedeutung für die Kunstgeschichte".

Zur Dramaturgie und Theatergeschichte: C. Fiedler: „Das deutsche Theater, was es war, was es ist und was es werden muß"; E. Wlassak: „Chronik des k. k. Hofburgtheaters"; „Das deutsche Theater und seine Zukunft" von einem Staatsbeamten; C. G. Berndal: „Ansichten über Errichtung einer dramatischen Hochschule"; K. Gutzkow: „Ueber Theaterschulen" (zweite Auflage); K. Fürst Czartoryski: „Unsers Burgtheaters Glück und Ende"; F. Dingelstedt: „Eine Faust-Trilogie, dramaturgische Studie".

Siegfried Lipiner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Theater und Musik.

Unter den am Horizont der deutschen Bühnen auftauchenden Trauerspielen findet „Marino Faliero" von Heinrich Kruse, ein Drama, welches im berliner Schauspielhause zur Aufführung kam, die aufmerksamste Beachtung seitens der Kritik. Der dramatische Stoff ist schon oft behandelt, von Byron, von Delavigne, in Deutschland von Albert Lindner und Murad Efendi. Kruse hat sich durch seine historischen Dramen „Moritz von Sachsen", „Wullenweber", „Erich von Schweden" sowie durch das mit einem Accessit vom berliner Preiscomité ausgezeichnete Drama „Die Gräfin" als Dramatiker einen Namen gemacht, während er als Chefredacteur der „Kölnischen Zeitung" sich schon längst als Publicist des ehrenvollsten Rufs erfreut. In seiner Behandlungsweise neigt er dem Muster der Historien zu; er schließt sich meistens treu an die Geschichte an, wie das auch in „Marino Faliero" der Fall ist, und legt mehr Gewicht auf das charakteristische Gepräge, das er seinen Helden gibt, als auf die Verwickelungen und den spannenden Fortgang der Handlung. Der dichterische Ausdruck hat oft echte Weihe und Schönheit. „Marino Faliero" wird als eins der wirksamsten von seinen Dramen bezeichnet und fand bei der Aufführung in Berlin eine ehrenvolle Aufnahme.

„Atho der Priesterkönig" von Guido Conrad (eigentlich Dr. Mosing), ein Stück, das, wie wir erwähnten, am wiener Burgtheater mit Beifall in Scene ging, behandelt einen altägyptischen Conflict, den Kampf zwischen Priester- und Krieger-

thum, und scheint damit eine etwas blasse Copie des sogenannten modernen Culturkampfes zu geben, welcher vielleicht die Rücksichten des wiener Hoftheaters noch größere Blässe ankränkelten. Der Held des Dramas ist der Sprosse eines alten Priestergeschlechts, der sich der Herrschaft wieder bemächtigt, welche von einem nordischen Kriegerstamme diesem Geschlecht entrissen wurde; doch er fällt durch Meuchelmord.

In Königsberg ist Ernst Wichert's „Moritz von Sachsen" zur Aufführung gekommen, ein Drama, das man in vieler Hinsicht als ein politisches Familiengemälde bezeichnen könnte und das sich dadurch von den Dramen von Kruse und Giseke unterscheidet; wir haben es in d. Bl. bereits eingehend besprochen. Jedenfalls besitzt der Dichter eine bühnenkundige Hand, und eine Tragödie, die bühnengerecht ist, darf sich eines immerhin nicht häufigen Vorzugs rühmen.

Auch das Werk eines andern in Königsberg weilenden Dichters, Felix Dahn, hat auf dortiger Bühne lebhaften Beifall gefunden. Dahn ist von dem Kothurn des Trauerspiels auf den Soccus des Lustspiels herabgestiegen und hat sich auch auf diesem Gebiete wie neuerdings auf dem des Romans versucht. Das Lustspiel heißt: „Die Staatskunst der Frauen".

— Am hamburger Stadttheater wurde das dreiactige Lustspiel „Eine Heirath auf Probe" von Oskar Welten aufgeführt und fand eine sehr freundliche Aufnahme. Die Kritik bestätigt den entschieden günstigen Erfolg, welchen das tolle Stück erzielte, tadelt aber des Verfassers Waghalsigkeit, mit welcher er den überaus heikeln Stoff seines Lustspiels erfand und verarbeitete.

— Bohrmann's Schauspiel „Verlorne Ehre", ein Drama, das in seinem Aufbau gänzlich den novellistischen Regeln folgt, indem alle Motive der Haupthandlung für das Publikum ein sich erst allmählich aufklärendes Geheimniß bleiben, fand bei seiner Aufführung am leipziger Stadttheater eine freundliche Aufnahme, welche sowol der humanen Tendenz des Ganzen, der Läuterung des Verbrechers durch ein späteres edles Leben, als auch einzelnen spannenden Situationen galt.

— Das Victoriatheater in Berlin brachte wieder ein glänzendes Ausstattungsstück: „Die schöne Melusine", dessen Heldin, die bekannte Märchennixe, auf den glänzendsten decorativen Hintergründen und in den wunderbarsten Beleuchtungseffecten erscheint; das Wallner-Theater eine neue Posse von Wilken: „Der Lärm des Tages", welche mit dem nöthigen Gewürz für die hervorragenden Possendarsteller der Bühne und für den Geschmack des Tags ausgestattet ist.

— Das vieractige Schauspiel „Touristen" von Otto Girndt, welches am berliner Hoftheater zur Aufführung kam, geht von einem glücklichen und fruchtbaren Gedanken aus, den es aber nicht genugsam ausbeutet, sodaß die Verwickelungen der letzten Acte keinen befriedigendeu Eindruck machen.

Bibliographie.

Anklageschrift des königlich preussischen Oberstaatsanwalts gegen den Grafen Harry von Arnim nebst Actenstücken. London. 1876. Gr. 8. 1 M.

Beeger, J., Entwurf eines Schulgesetzes für das Königreich Preussen. Gekröute Preisschrift. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Braun, L. v., Erinnerungsblätter aus der Geschichte Altenburgs in den Jahren 1525—1826, als Festgabe zur Feier des Einzugs unserer erhabenen Fürsten-Familie in Dero neue Residenzstadt Altenburg vor funfzig Jahren, den 23. November 1826, unter Ihrem damaligen ehrwürdigen Familienhaupt, dem höchstseligen Herzog Friedrich zu Sachsen-Hildburghausen. Altenburg, Blücher. 1876. Gr. 8. 8 M.

Brief des Grafen Harry von Arnim an den Fürsten von Bismarck. Entgegnung auf das im „Reichsanzeiger" veröffentlichte Schreiben des Fürsten von Bismarck an Se. Majestät den Deutschen Kaiser vom 14. April 1873. London. 1876. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Commis voyageur. Reise-Bibliothek. 1stes Heft: Nafia u. Comp. Eine Familiengeschichte von E. M. Vacano. Teschen, Schröder. 1876. 16. 1 M.

Deutsch, F., Papst Innocenz III. und sein Einfluss auf die Kirche. Mit Bezugnahme auf den gegenwärtigen, durch das Dogma der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes hervorgerufenen Kirchenconflict und Culturkampf des Ultramontanismus, insbesondere gegen Preussen und das deutsche Reich. Breslau, Bial und Freund. 1876. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ditfurth, F. W. Freih. v., Alte Schwänk und Märlein. Neu gereimt. Heilbronn, Henninger. 8. 3 M. 50 Pf.

Droste-Hülshoff, Freiin Annette v., Briefe. Münster, Russell. 8. 4 M.

Eccarius, J. G., Der Kampf des großen und des kleinen Kapitals oder die Schneiderei in London. Leipzig, Expedition des „Vorwärts". 1876. 8. 50 Pf.

Edler, K. E., Artemis. Novelle. Wien, Faesy u. Frick. 1876. 16. 2 M.

— — Ursinia. Novelle. Wien, Faesy u. Frick. 1876. 16. 2 M.

Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. Nach den Feld-Akten und anderen authentischen Quellen herausgegeben von der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegs-Archives. 1ste Serie. 2ter Bd. Wien, Gerold's Sohn. 1876. Gr. 8. 20 M.

Freiligrath, F., Neue Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 4 M.

Frommel, M., Der Kampf der deutschen Freikirche in der Gegenwart und seine Bedeutung für die Zukunft. Frankfurt a/M., Zimmer. Gr. 8. 1 M. 80 M.

Haeckel, E., Anthropogenie oder Entwickelungsgeschichte des Menschen. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Grundzüge der menschlichen Keimes- und Stammes-Geschichte. 3te umgearbeitete Auflage. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 15 M.

Hörmann, L. v., Tyroler Volkstypen. Beiträge zur Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen. Wien, Gerold's Sohn. 8. 6 M.

Radenhausen, C., Osiris. Weltgesetze in der Erdgeschichte. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Mikrokosmos. Der Mensch als Welt im Kleinen. Hamburg, O. Meissner. 1876. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Reymond, M., Der Culturkampf in der Bronze. Eine Pfahldorf-Geschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther. Bern, Frobeen u. Comp. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Das neue Laienbrevier des Häckelismus. Genesis oder die Entwickelung des Menschengeschlechts. Nach Häckel's Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht. Bern, Frobeen u. Comp. 16. 3 M.

Riecke, G. A., Salomo's Sprüche der Weisheit frei in Reime gebracht. Eßlingen, Weismann. 1876. 16. 3 M.

Nordhüsche Rieme unn Biller. Nr. 1 u. 2. Nordhausen, Haacke. 1876. Gr. 4. 25 Pf.

Robiano, L. v., Ebba Brahe. Historisches Familienbild. 3 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 9 M.

Roquette, O., Dramatische Dichtungen. 2ter Bd. Stuttgart, Cotta. 1876. 8. 4 M. 50 Pf.

Rüstow, W., Der Krieg in der Türkei. Zustände und Ereignisse auf der Balkanhalbinsel in den Jahren 1875 und 1876. 2te Lfg. Zürich, Schultheß. 1876. Gr. 8. 1 M. 65 Pf.

Salomon, L., Die Geschichte einer Geige. Aus den Erinnerungen eines alten Schulmeisters. Halle, Gesenius. 1876. 16. 1 M. 60 Pf.

Sauer, C. M., Aufwärts! Roman. 3 Bde. Görlitz, Vierling. 8. 12 M.

— — „Intermezzo". Neue Erzählungen. (Allan und Ellen. Eine Novelle. — Zwei Weihnachten. Eine Studentengeschichte.) Breslau, Schottländer. Gr. 8. 4 M.

Die Schauspielschule des Wiener Conservatoriums 1874—1876. Von G. v. G. Wien, F. Beck. 1876. Gr. 8. 1 M.

Scheibe, T., Mysterien aus Oesterreich. Romane. 1ste Serie: Gefangen in der Engelsburg oder der Alte aus der Hofburg. 1ste bis 8te Lfg. Wien, Martin. 1876. Gr. 8. à 40 Pf.

Schild, F. J., Aus dem Volk und für das Volk. Zwei Erzählungen in solothurner Mundart nebst einem Anhang von Gedichten. Biel, Kuhn. 1876. 8. 2 M.

Schmidt, F., Bilder aus dem Elsaß. 2 Bde. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag. 1876. 8. à 1 M. 50 Pf.

— — Bilder aus der Geschichte Lothringens. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag. 1876. 8. 1 M. 50 Pf.

Schröder, E., Vom alten Fritz. Denkwürdige Aussprüche aus seinen Werken gesammelt. Leipzig, O. Wigand. 1876. 16. 1 M. 50 Pf.

Seidl's, J. G., Gesammelte Schriften. Mit einer Einleitung von J. von der Traun. Herausgegeben von H. Max. 1ster Bd. Wien, Braumüller. 8. 4 M.

Sohaux, L., Im Kornfeld. Lieder und Träumereien. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1876. 16. 2 M.

Steudel, A., Philosophie im Umriss. 2ter Thl.: Practische Fragen. 1ste Abth.: Kritik der Sittenlehre. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 9 M.

Stern, A., Milton und seine Zeit. 1ster Thl.: 1608—1649. 1stes u. 2tes Buch. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 16 M.

Temme, J. D. H., Die Präsidentin. Kriminalgeschichte. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 3 M. 75 Pf.

Tharau, H., Viktor Melchior. Die Haiderosen. Zwei Novellen. Gütersloh, Bertelsmann. 1876. 8. 3 M.

Thiersch, H. W. J., Christian Heinrich Zeller's Leben. 2ter Bd.: 1842—1860. Basel, Schneider. 1876. Gr. 8. 3 M.

Vacano, E. M., Bilderbuch für Hagestolze. 3ter Bd. Wien, Kliĉ u. Spitzer. 1876. Gr. 8. 5 M.

Veit, E., Kleines Lieder- und Bilderbuch. Dresden, Schönfeld. 1876. 8. 2 M. 40 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 3te Serie. 3ter Bd.: Aus dem Geistesleben der Thiere oder Staaten und Thaten der Kleinen. Von L. Büchner. Berlin, Hoffmann. 1876. Gr. 8. 6 M.

Wachenhusen, H., Die neue Lorelei. Roman vom Rhein. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 7 M.

Wander, K. F. W., Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. 4ter Bd. (Sattel bis Wei.) Leipzig, Brockhaus. 1876. 4. 30 M.

Wernicke, M., Gouvernantenlieder. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1876. Gr. 16. 1 M.

Witte, J. H., Zur Erkenntnisstheorie und Ethik. Drei philosophische Abhandlungen. Berlin, H. R. Mecklenburg. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Witte, J. H., Salomon Maimon. Die merkwürdigen Schicksale und die wissenschaftliche Bedeutung eines jüdischen Denkers aus der Kantischen Schule. Berlin, H. R. Mecklenburg. 1876. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 25. Januar 1877.

Neue deutsche Dramen und Lustspiele.

Den Reigen unserer heutigen Besprechungen möge eine Anzahl Dramen eröffnen, die lediglich religiöse Ziele verfolgen.

1. Joseph in Aegypten oder die verfolgte Unschuld in ihrem Triumphe. Schauspiel in fünf Aufzügen. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1875. Gr. 16. 45 Pf.

Nach dem Titel würde man dieses unscheinbare Büchlein für ein Tractätlein in dramatischer Form, für eine harmlose Spielerei mit der Form des Schönen ohne Bedeutung und Werth halten, trüge das Opus nicht eine Widmung mit der Aufschrift: „Vor den Kerkerpforten unsers hochwürdigsten Oberhirten, des Bischofs Dr. Konrad Martin". Die daran hängenden Verse sind mehr ein kindisches Stammeln, dem selbst der echte ultramontane Zorn fehlt. Wie naiv klingt:

> Dort knieet hinter Schloß und Riegel
> Ein guter Vater, dachte ich;
> Er seiner Priester heller Spiegel,
> Der für die Wahrheit opfert sich.

Das also ist des Pudels Kern. Ein Drama als Waffe im Culturkampfe, nicht für, sondern gegen, ein Pfeil, der auf ein Haar dem Knabenpfeile gleicht, der aus Rohr geschnitten und dessen stumpfe Spitze obendrein in Pech getaucht wird, damit der Schmuz besser daran haftet. Nur deshalb auch schenken wir diesem sogenannten Schauspiel einige Beachtung, die es andernfalls weder gefunden noch verdient hätte. Man glaubt zuweilen, der Verfasser habe sich einen schlechten Witz mit dieser ganzen Bibelkomödie gemacht, wenn in der mehr als losen Handlung plötzlich Ruben das alte bekannte Lied singt: „In der Heimat ist es schön", oder Joseph im Gefängniß Mehul's: „Ich war Jüngling noch an Jahren", anstimmt, oder wenn Joseph, um den gedankenleeren Inhalt mit fremden Gedanken auszuputzen, ausruft:

> Ihr Berge,
> Ihr friedlich stillen Thäler, lebet wohl,
> Ich Joseph soll nun von euch scheiden.

Von einer eigentlich dramatischen Composition und poetischem Inhalt, von Charakterzeichnung und andern Erfordernissen eines dramatischen Kunstwerks sind hier nur dürftige Spuren zu finden. Wenn alle Waffen gegen den Culturkampf dieser glichen, so wären sie weniger als bedeutungslos und zu primitiv, um überhaupt mit Nutzen verwendet zu werden.

2. Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung von Bartholomäus Ponholzer. Augsburg, Kranzfelder. 1874. 8. 1 M. 60 Pf.

In dem Vorwort zu diesen Volksdramen lautet eine Stelle:

> Die Arzneikunde lehrt, daß veraltete Krankheiten oder ein durch längere Zeit falsch behandeltes Leiden sehr schwer zu heilen sind, und daß zur endlichen Hebung des Uebels der Arzt nicht ermüden darf, fortwährend das Heilsame zu verordnen. Aehnlich beschaffen sind gegenwärtig im socialen Leben gewisse Zustände, zu welchen auch die theatralischen Unterhaltungen zu zählen sind.

Wir verkennen keineswegs die Wahrheit dieses Satzes, aber glauben kaum, daß diese Volksdramen die rechte Medicin für das erwähnte Leiden sind. Eine Anzahl Märtyrer und Heilige sind zu Helden scenischer Machwerke, die sich Dramen nennen, erhoben. Es scheint, als ob man durch das Drama das, was man auf dem Gebiete des Glaubens an die Vernunft, die Wahrheit und das Wissen verloren, wiedererringen wolle, aber man hat dazu wol nicht die beste Form erwählt; denn schwerlich dürfte eine so naive Anschauung, wie sie in diesen Dramen und Opern vorausgesetzt wird, jemals wieder platzgreifen, sofern die Wissenschaft überhaupt nicht thatsächlich umkehrt. Auch führt man auf diesem Wege das Drama nicht mehr in den engen Rahmen der Kirche zurück, dem es längst entwachsen ist. Dazu fehlen diesen Stücken Poesie und Begeisterung, und selbst das „Pfingstwunder" hat die Phantasie des Dichters zu keinem höhern Aufschwunge fortzureißen vermocht, als zu den Versen:

Er legt des Wortes Samen in der Herzen
Erstorbenen Acker, den ein Winter deckt.
Ein neuer Geist durchströmt, wie Frühlingswehen,
Der Seele Schneeland.

Man denke sich den erstorbenen Acker der Herzen und der Seele Schneeland, und man wird von dieser Poesie genug haben, die kaum als theatralischer Unterhaltungsstoff katholischen Gesellenvereinen zu empfehlen wäre.

Auf demselben Niveau steht:

3. Parzival und Liasse. Ein dramatisches Seelengemälde in einem Act von J. Prott. Luxemburg, Brück. 1875. Gr. 16. 60 Pf.

Wie man ein durchweg kindisches Stammeln Seelengemälde nennen kann, ist unerfindlich und setzt ein hohes Maß von Selbstüberschätzung voraus. Von Poesie ist in diesen Versen überall keine Spur zu finden, ebenso wenig von gesunder Logik. Um den Glauben muß es nicht gut bestellt sein, der es zu keinem höhern Aufschwunge, zu keiner fortreißendern Begeisterung bringen kann, als zu den Abschiedsversen der Liasse:

Wir gehn, wo Lämmlein springen,
Auf frischem Mattengrün,
Wo liebe Vöglein singen
Und schöne Blümlein blühn.
Leb' wohl! der alles Leben
Dort oben treu bewacht,
Mag dir den Gral einst geben
Und eine schöne Nacht!

In dieselbe Kategorie gehören:

4. Schauspiele für jugendliche Kreise. 1. Die heilige Elisabeth von Thüringen. 2. Rosa von Tannenberg. Von Robert Weißenhofer. Linz, Ebenhöch. 1875. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Benedictiner haben von jeher den Ruf der Gelehrsamkeit besessen, manch gutes Schriftwerk aus dunkler Zeit in die helle Gegenwart gerettet und sonst noch manches Verdienstliche geleistet; aber wie jeder Ruf schwindet und jede Kraft sich endlich aufreibt und zur Neige geht, so scheint es nach vorliegendem Werke auch dem ehrwürdigen Benedictinerorden zu gehen. Eine Waffe gegen den Culturkampf enthalten diese Schauspiele allerdings nicht, die mehr als naive Voraussetzungen an Leser und Zuschauer machen und sich am besten zu Aufführungen für ein Metamorphosentheater eignen dürften.

Hieran reiht sich würdig:

5. Jugendbühne. Zwei Lustspiele fürs Haus: Böhmische Dörfer. Heimlichthuerei. Von M. Dymmann. Mitau, Behre. 1874. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Da beiden Lustspielen eine höhere Bestimmung nicht innewohnt, als zur Privatunterhaltung für Kinder zu dienen, wofür auch die Harmlosigkeit der Form und des Inhalts spricht, und da wir andererseits darin nichts weiter als eine zwecklose Spielerei sehen, so enthebt uns das jeder eingehenden Besprechung. Wer seinen Kindern ein Privatissimum in der Kunst des Mimen zu geben beabsichtigt, der mag allenfalls diese Jugendbühne als Versuchsobject benutzen.

Unterhaltender und zugleich belehrender für die Jugend dürfte sein:

6. Klein Däumling, Rapunzel mit dem langen Haar und Riquet mit dem Schopf. Weihnachtskomödie in fünf Aufzügen, nach den drei gleichnamigen Märchen bearbeitet von C. A. Görner. Altona, Verlags-Bureau. 1874. 8. 3 M.

Einem so bühnenkundigen Schriftsteller wie Görner konnte es nicht schwer fallen, den Inhalt von drei Märchen zu einer wirksamen Weihnachtskomödie zu gestalten, die mit der nöthigen Ausstattung nicht blos die Jugend, sondern auch das Alter zu unterhalten und zu erfreuen vermag. Aber freilich sind die scenischen Ansprüche, die diese Komödie erhebt, keine geringen. Jedoch wer bringt nicht für die Weihnachtszeit ein kleines Opfer, und da der moralische Kern dieser Komödie nicht zu unterschätzen ist, so mag sie größern Bühnen zur Aufführung bestens empfohlen sein.

Zwar keine Kinderkomödie, aber ein Schwank der gewöhnlichsten Art ist:

7. Ein Staatsgeheimniß. Lustspiel in einem Act von R. Schulz. Neu-Ruppin, Held. 1874. 8. 1 M.

Eine gänzlich inhaltsleere Farce, die das Zwerchfell nur sehr äußerlich kitzelt. Nicht um den Staat im höhern Sinne des Wortes, sondern um den Kleiderstaat handelt es sich in diesem Lustspiele, der das Staatsgeheimniß zweier verschrobenen Damen bildet, die damit Herzensziele zu erreichen gedenken. Die Handlung ist gleich Null, trotz der übertrieben gesucht komischen Situationen, und bietet kaum einen wahrhaft erheiternden Moment. Die Sprache ist geist- und witzlos und erhebt sich an keiner Stelle über die Gewöhnlichkeit.

Um einen Grad höher in der ästhetischen Werthschätzung steht:

8. Frauengeheimnisse. Bluette in einem Acte nach einer Novelle von Ferdinand Neustätter. München, Falter u. Sohn. 1876. Gr. 8. 50 Pf.

Eine harmlose dramatische Kleinigkeit, gerade gut genug, ein anspruchsloses Publikum zehn Minuten flüchtig zu unterhalten. Ohne schwierige scenische Verwickelungen oder geistreiche Wendungen, ist das diesem Lustspiele zu Grunde liegende Motiv ein ziemlich verbrauchtes: grundlose Eifersucht. Aber da das kleine Stück keinerlei Ansprüche erhebt, so kann es auch für das gelten, was es gelten soll: eine Bluette.

Auf einen höhern Standpunkt visirt ist:

9. Im Traum. Lustspiel in zwei Acten nach einem Novellenmotiv frei bearbeitet von Wilhelm Anthony.

Das ganze Lustspiel, das manche Vorzüge besitzt, scheint lediglich wegen der komischen Figur des Victor von Dillen geschrieben zu sein, deren Darstellung eine dankbare Aufgabe für einen jugendlichen Komiker ist. Eine junge Dame, die sich stets lyrisch in den Schlaf lullt, wenn der ihrem Herzen gefährliche junge Mann in der Nähe ist, ein Referendar, der jedesmal der im Schlaf Befangenen das Taschentuch entwendet und seine Karte zurückläßt, eine absichtliche Namensverwechselung zwischen diesem Referendar und dem Gecken Victor von Dillen, die zu komischen Situationen Veranlassung gibt, welche sich schließlich harmonisch in Liebe auflösen: das sind die schon vielfach gebrauchten Ingredienzen, aus denen dies Lustspiel zu-

sammengesetzt ist. Der Kritik gegenüber hat es sich auf den Standpunkt der Anspruchslosigkeit gestellt, und da es an und für sich harmlos ist und auch keine besondern scenischen Ansprüche stellt, so hat es bereits mehrfache Aufführungen erlebt und das Publikum unterhalten. Uebersehen wollen wir dabei noch die lyrische Sünde: „die goldenen Augen — der Waldeskönigin“. Goldene Augen??

Größere Aufmerksamkeit beansprucht:

10. Der Seelenretter. Lustspiel in einem Act von Hedwig Dohm. Wien, Wallishauser. 1876. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.

Trüge dieses kleine Werk an der Stirn die Bezeichnung Schwank statt Lustspiel, so hätten wir bereitwillig alle seine Schwächen übersehen, aber da es mit größern Ansprüchen auftritt, so müssen wir seine Mängel in eine schärfere Beleuchtung rücken. Der Inhalt ist etwa folgender. Ein junger Gutsbesitzer, Franz von Gerhard, eine harmlose Natur, hat seine junge Frau ins Bad geschickt und haust mit seiner Schwester Lotte, einer jungen, mit viel Leichtsinn und Koketterie begabten Witwe, auf seinem Gute. Hier besucht ihn ein ehemaliger Universitätsfreund und jetziger Professor Paul Marbach, ein trotz großer Gelehrsamkeit höchst einfacher Mann. Lotte übernimmt es in leichtsinnigem Uebermuth und um sich die Langeweile zu vertreiben, dem Professor gegenüber Gerhard's Frau zu spielen, nur um ihrem Bruder dadurch den Beweis zu liefern, daß seine Menschenkenntniß auf schwachen Füßen stehe und jeder Mann einer jungen hübschen Frau gegenüber in die Gefahr kommt, sich zu verlieben, gleichviel ob er dadurch sich an seinem besten Freunde versündige. Gerhard geht nach einigem Zögern auf das frivole Spiel ein, und der Professor befindet sich schon im Handumdrehen in den Schlingen der Kokette. Die Dazwischenkunft Lucie's, der Frau Gerhard's, führt allerdings einige komische Verwickelungen herbei, die stellenweise auf die Spitze gestellt sind und einen peinlichen Anstrich haben, aber sich schließlich in Freude und Frieden auflösen. Was nun die Charakterzeichnung anlangt, so ist ein Professor wie dieser Marbach ein Unicum, und Lotte eine zu leichtfertige Kokette, um liebenswürdig zu sein. An der Composition des Lustspiels wäre nur die zu breite Exposition zu rügen. Die Diction erhebt sich nirgends über das bloße Salongeschwätz mit einem Anstrich von Geistreichigkeit, und von den Citaten scheinen einige nicht die richtige Anwendung gefunden zu haben. Es klingt recht hübsch, wenn Marbach sagt:

> Jeder Gedanke, den ein Denker gedacht, ist dem Zauberstabe des Moses vergleichbar. Aus dem Felsen des Aberglaubens (sic!), dem Granit jahrtausendalter Vorurtheile (?), läßt er eine Quelle sprudeln für die Verschmachtenden und bietet ihnen einen Trunk, der den Durst von Generationen stillt.

Und doch gleicht diese Phrase aufs Haar einer schillernden Seifenblase. Um der komischen Situation willen wird leider sehr oft Logik und Charakterwahrheit in die Schanze geschlagen. Die Verfasserin besitzt ein ausgesprochenes Talent für das leichte Lustspiel, das nur Zeit zur Reife braucht. Jedenfalls ist auch dieser „Seelenretter“ angethan, eine halbe Stunde unterhaltend auszufüllen.

Eine schätzenswerthe Gabe bietet:

11. Dschingiskhan. Lustspiel in einem Aufzuge von Karl Gutzkow. Wien, Wallishauser. 1876. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Einem Namen wie Gutzkow gegenüber hegen wir nur das Gefühl der Hochachtung und Verehrung. Wer so Vieles und so Gutes für die deutsche Bühne geschaffen, wer sich das große Verdienst erworben, in schwerer Zeit ein Vorkämpfer für alles Große, Wahre und Schöne gewesen zu sein, von dem müssen wir selbst jede kleinere Gabe mit Anerkennung und Dank hinnehmen. Da auch die gebotene kleine Gabe die Spuren des Meisters zeigt, so verdient sie bei aller Harmlosigkeit doch volle Anerkennung.

Wol nur das Bedürfniß der Neugier befriedigen soll:

12. Auf dem Parnaß. Festspiel in einem Aufzuge von Karl Weiser. Aufgeführt zur Scheffel-Feier am 19. Februar 1876 in der Central-Turnhalle zu Karlsruhe. Karlsruhe. 1876. Gr. 16. 50 Pf.

Es ist ein eigenes Ding mit allen Gelegenheitsdichtungen; sie erregen meist nur das Interesse des Augenblicks. Ihre höchste Bestimmung erfüllen sie, wenn sie dem Moment, dem sie gelten, Weihe geben. Diese Bestimmung hat sicher auch „Auf dem Parnaß“ erfüllt, und mehr verlangt niemand von der kleinen Gelegenheitsdichtung.

Größere Ansprüche erhebt:

13. Intriguen. Schauspiel in fünf Acten von A. Schröder. Leipzig, Agentur der deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten.

Die Fabel dieses Schauspiels ist die alte Geschichte, die sich leider nur zu oft wiederholt. Die Heldin des Dramas ist ein junges Mädchen, die durch alle nur möglichen Intriguen abgehetzt wird, bis sie schließlich in den Armen der Liebe ein schützendes Asyl und Ersatz für das Erlittene findet. Durch eine öde sandige Fläche zu wandeln, in der kein Fleckchen Grün, keine noch so dürftige Blüte, kein Baum Abwechselung und Schatten bieten, das ist ebenso ermüdend als geisttödtend. Einer solchen Fläche können wir dies Schauspiel vergleichen. In einem Drama keinen Aufschrei der Leidenschaft, keinen Ausbruch des Zorns zu hören, sondern in das gewöhnlichste Intriguengewebe, die kleinlichste Bosheit sich hineingebannt zu fühlen, ohne eine Stelle der Erhebung und Befreiung, das ist zu viel. Ein Schauspiel ohne großen Gegenstand, ohne Leidenschaft und wahrhaften Schmerz, ohne erhebende Momente, ohne die Weihe der Poesie, das ist ein todtgeborenes Kind oder kann nur mit allen Mitteln der Kunst ein momentanes unerfreuliches Scheindasein fristen. So diese „Intriguen“, die der deutschen Bühne keinerlei Bereicherung bieten. Der Verfasser scheint von dem bisher betretenen guten Pfade abgeirrt zu sein, aber wahrlich nicht, um von der dem Ungeschmack gemachten Concession Früchte zu ernten. Das mag er für die Zukunft beherzigen.

Die Berechtigung zu größerer Beachtung haben:

14 Dramatische Werke von Otto Girndt. Zweiter Band: 1. Politische Grundsätze. Lustspiel in vier Acten. 2. Meine Mutter hat's gewollt. Schauspiel in fünf Acten. 3. Preußisches Strafrecht. Schwank in drei Acten. 4. Eine Stunde aus Schiller's Leben. Skizze in einem Act. Hamburg, O. Meißner. 1874. Gr. 8. 4 M.

Alle diese Dramen verfolgen ein höheres Ziel, haben

einen idealen Hintergrund, zumeist sogar eine geschickte dramatische Mache, aber es fehlt ihnen der eigentlich zündende Funken, die Weihe der Poesie, und darum erscheinen sie nüchtern und schwunglos. Auch über die gewählten Gegenstände ließe sich rechten. So drastisch die Situationen des „Preußischen Staatsrecht" sind, so beengt uns der Gegenstand und läßt keine rechte Freude aufkommen; ebenso wenig vermögen wir uns für die „Politischen Grundsätze" zu erwärmen, in denen das rein Menschliche zu wenig Berücksichtigung gefunden hat und den Figuren die eigentliche Lebenswärme fehlt. Beide Stücke haben keine nach der Zukunft gerichtete Perspective und sind als Photographien einer Zeit zu betrachten, die wir schon als Vergangenheit bezeichnen. Sie mögen vielleicht bei guter Aufführung nicht wirkungslos bleiben, aber die bewegenden Motive haben den Reiz der Neuheit verloren. Dem Schauspiel „Meine Mutter hat's gewollt" fehlt der warme Herzschlag der Poesie, die erschütternden, erhebenden Momente. Es enthält einen guten sittlichen Kern, hat aber eine zu düstere Färbung und gleicht einem dunkeln Bilde auf dunkelm Hintergrunde. Wir fühlen uns in seiner Anschauung wol niedergedrückt, aber das erlösende Gefühl der Erhebung und Befreiung bleibt aus. Wenn die Commerzienräthin, eine orthodoxe Jüdin, den einzigen Christen in diesem Drama, der ihre Tochter liebt, den Dr. Stephani, von Gewissensangst gefoltert, fragt:

> O sagen Sie mir — so ehrlich wie Sie fühlen — sind die Gotteslehrer im Recht, von uns zu fordern, daß wir die Achtung, die Liebe der theuersten Menschen gering anschlagen gegen Gottes Gesetze? —

und Stephani darauf antwortet:

> Wir alle sind Gotteslehrer! Jedes Geschöpf ist eine Verkörperung ewiger Gedanken. Und wer der Natur nacheifert, die Leben, Blüte und Frucht ausstreut, soweit sie zu wirken vermag, der erfüllt die höchsten Gesetze treuer und reiner, als wer sie in Symbolen und Formeln sucht! —

so klingt das zwar recht christlich freisinnig und schön, aber für einen Liebenden zu kalt gemessen, zu doctrinär. Die düstere Färbung des Schauspiels klingt nach aus den Schlußworten des entsagenden Rosenberg:

> Nimm es für einen Traum und träume ihn durch die ganze Nacht des Lebens — mein Auge wird ihn bewachen.

Die Charakterzeichnung ist lobenswerth, wenn auch hier und da schärfere Striche anzubringen wären.

„Ein Stündchen aus Schiller's Leben" ist interessant zu nennen. Freilich dürfte die Bezeichnung „dramatische Skizze" nicht allzu viel Anziehungskraft auf die meisten Bühnenleiter ausüben. Das kleine Drama hat eine aus der traurigsten Lebensperiode Schiller's genommene Episode zum Vorwurf, und zwar die, in welcher der Herzog von Augustenburg und ein Graf Schimmelmann den Dichter seiner drückenden Lage durch eine auf drei Jahre festgestellte Jahrespension von 1000 Thalern entheben wollten, um ihm so die Möglichkeit zu gewähren, seine schwerangegriffene Gesundheit wiederherzustellen. Das Motiv ist freilich sehr subtil und kaum für das Drama zu verwenden, aber die Handlung der Skizze ist nicht ohne ergreifende Momente. Wir begegnen zwar mancher bekannten Anekdote. Beherzigenswerth ist, was der Verfasser den Helden seines Dramas, Schiller, zu dem Theaterdichter und Bühnenleiter Jünger sprechen läßt, dem Vertreter des Realismus:

> Die Schaubühne soll das Volk bilden, und ihr verwahrlost es! Sie soll das Volk emporheben, ihr zieht es herunter! Das Volk soll lernen im Schauspiele, daß es noch eine andere Welt gibt außer der Welt des täglichen Brotes: eine Welt des Gedankens und Gefühls, ein ideales Reich, aus dem Gott Vater zu seinen Kindern sichtbar herniedersteigt auf dem Triumphbogen der Kunst!

Das Streben des Dichters ist jedenfalls ein höchst anerkennenswerthes, wenn ihm auch die gesteckten Ziele während des Schaffens oft weiter und weiter entschwinden.

Ueber den Kreis der Mittelmäßigkeit erhebt sich bedeutend:

15. Der Redacteur. Schauspiel in vier Acten von Björnstjerne Björnson.

Zwar nicht zu den bessern Werken des berühmten Autors zählend, trägt es dennoch die Signatur eines bedeutenden Dichters. Die Handlung des Dramas dreht sich um einen politischen Parteikampf, bei dem beiderseits die Principien nur sehr flüchtig angedeutet, nicht klar ausgesprochen werden und jedenfalls von zu localer Bedeutung sind, um das Interesse des deutschen Publikums zu erregen und dies dafür zu erwärmen. Wir sind glücklicherweise aus diesen Parteikämpfen herausgewachsen, die sich so tragisch zuspitzen, und zu skeptisch, um nicht die Tragweite jeden Entschlusses annähernd festzustellen. Auch wir hatten in unserer politischen Kindheit Creaturen genug als maßgebende zu verzeichnen, die allerdings des Unheils viel gestiftet und manches schwere Unrecht verschuldet haben, aber dramatisch finden sie bei uns nur in der Komödie, nicht in der Tragödie Verwendung, und selbst die Begabtesten unter ihnen haben es nicht vermocht, sich zu einer so gefürchteten Bedeutung emporzuschrauben wie der Titelheld dieses Dramas. Ein Redacteur, der so herzlos und alles Glaubens bar ist, der selbst zu den Anhängern der eigenen Sache kein Vertrauen hegt, für den es nichts Hohes und Heiliges gibt, keine Rücksichtnahme auf Freundschaft und Familienbande, der sich mit eherner Stirn vordrängt und einen beispiellos zu nennenden moralischen Zwang ausübt, ein solcher Redacteur würde in unserer guten Gesellschaft keine Aufnahme finden, und seine Bedeutung würde eine sehr einseitige bleiben. Es ist der incarnirte Egoismus, prächtig vom Dichter gezeichnet, aber ohne jenes beseelende Element, welches Wirkung hervorzubringen vermag und das Gefühl gewaltig packt. Der erste Act ist von einer geradezu ermüdenden Breite und die Motive so verdeckt, als wären sie in denselben dichten Nebel gehüllt, den der Dichter den ganzen zweiten Act verschatten läßt. Die an sich höchst effectvolle Schlußscene des dritten Actes verläuft ins Unschöne, weil der auf der Bühne erfolgende Tod am Blutsturz, der infolge eines boshaften Zeitungsartikels Halvdan Reja daniederwirft, vor dem Richterstuhle der Aesthetik sich nicht rechtfertigen ließe. Wir fügen diesen Auftritt hier ein als eine Probe der Dichtung:

Dritter Act. Fünfter Auftritt. Die Haushälterin. Der Redacteur.

Redacteur (tritt rasch ein). Ist es hier?

Haushälterin (leuchtet ihm ins Gesicht, erschrocken). Was wollen Sie hier?

Redacteur. Wo bin ich denn? Eine Magd kam mir entgegen und bat mich, heraufzukommen, einem Sterbenden beizustehen. Was kann ich thun — oder ist es nicht hier?

Haushälterin. Also dich hat sie getroffen! Dann ist es Gottes Fügung!

Redacteur. Was soll das Geschwätz? Wenn es nicht hier ist, so sagen Sie es!

Haushälterin. Ja, es ist hier; da liegt er!

Redacteur. So wollen wir ihn wol zu Bette bringen?

Haushälterin. Ja. Aber weißt du auch, wem du hilfst?

Redacteur (für sich). So, wir beide sind du. (Laut.) Nein, aber was kümmert mich das?

Haushälterin. Weil du sein Mörder bist!

Redacteur. Ich? — Sie ist verrückt.

Haushälterin. Der, der da liegt, ist Halvdan Reja. Und dein Artikel über ihn ist schuld. Komm und hilf mir ihn jetzt aufheben! (Geht mit der Lampe ins Schlafzimmer; man hört sie darauf von innen.) Heb ihn nur auf! Du wirst noch lange daran denken.

Redacteur (bückt sich, um anzufassen, erhebt sich wieder). Noch ist er nicht todt.

Haushälterin. So mußt du um so mehr zugreifen, und zwar schnell!

Redacteur (bückt sich wieder, erhebt sich noch einmal). Ich will ihn lieber an den Schultern nehmen.

Haushälterin. Warum?

Redacteur. Damit — wenn er etwa die Augen aufschlüge —

Haushälterin. Er dich nicht sehen kann. (Kommt wieder heraus, aber ohne Lampe.) Geh du hinein und nimm ihn bei den Schultern! (Er geht.) Was war das?

Redacteur (von innen). Ich glitt aus. Es ist etwas naß hier.

Haushälterin. Ja, das kommt von dem Blutsturz, den er hatte. Greift nur an! (Halvdan wird hineingetragen. Für einen Moment leere Scene.)

Redacteur (kommt aus dem Schlafzimmer, sich die Stirn trocknend. Er geht vor, tritt auf seine Zeitung, geht wieder zurück, indem er abermals darauf tritt, bemerkt es jedoch nicht). ... Ein unglücklicher Zufall ... Man schreibt für Sterbende keine Zeitungen ... Das ist ja nicht meine Schuld.

Blut an meiner Hand? Wahrhaftig, ja! (Trocknet sich mit dem Taschentuche.) Aber nun kommt es ans Taschentuch? (Wirft es von sich.) Nein, es trägt meinen Namen. (Hebt es wieder auf.) Niemand kann mir die Schuld geben. (Setzt sich, steht wieder auf, trocknet sich die Stirn mit dem Taschentuche, bemerkt dies indeß zu spät.) Es wird doch kein Blut an die Stirn gekommen sein? Ich glaube es zu fühlen! (Fährt mehrmals mit der Hand über die Stirne.) Nein. (Setzt sich, steht wieder auf.) Fort von hier! (Bleibt stehen.) Daß ich auch hierher kommen mußte! Gerade heute Abend bekam ich mein Blatt nicht und mußte ausgehen! Das ist fast mehr als Zufall!

Es ahnte mir oft, daß es so kommen werde. Also fort von hier! (In gleicher Linie mit der Thüre des Schlafzimmers.) Ob er wol todt ist? Ich glaube, ich hole den Doctor. Das hat aber gewiß die Magd besorgt! Und er hat wol wenige Augenblicke mehr, ich sah es. (Dreht sich um, streckt den Zeigefinger aus und kommt in den Vordergrund.) Da geht der, der Halvdan Reja gemordet! Er mußte ihn selbst aus seinem Blute aufheben! So wird man auf mich deuten wie auf — (Setzt sich.)

Ja, fort von hier! (Macht ein paar Schritte, bleibt entsetzt stehen.) Der Artikel morgen! Der ist ja noch ärger! (Zieht hastig die Uhr heraus.) Zu spät! Die Post! ... Geben möchte ich ...! (Steht stille.) Ich habe nichts, was des Gebens werth wäre! Morgen weiß es die ganze Stadt; zugleich liest man meinen neuen Artikel. Es wird einen Volksauflauf geben, man wird mir nachsetzen wie einem wilden Thiere.

Was fange ich an? Ich mache mich heimlich aus der Stadt! Nein, diese Freude kann ich ihnen nicht gönnen! Mit einer Niederlage darf ich nicht abtreten; nur mit einem Siege! Das ist der Fluch, daß man nie zu gelegener Zeit abtreten kann! (Tief aufseufzend, aber gedämpft.) Wohl dem, der aufhören kann! Aufhören, aufhören! Nur einen einzigen Tag vollen Friedens! Werde ich ihn finden? (Setzt sich.)

Ja, fort von hier! (Steht auf.) Mag der morgige Tag bringen, was er will. (Bleibt stehen.) Da liegt das Blatt, das er gelesen! (Geht um dasselbe herum.) Ich will es doch wegnehmen — und verbrennen. (Nimmt es.) Hier darf ich es nicht verbrennen; es könnte jemand kommen. (Will es in die Tasche stecken, ohne es zuvor zusammenzulegen; nimmt es wieder hervor, um es zu falten.)

Vom Sonntag? Also nicht die heutige Nummer? Eine alte Nummer? So ist ja das Ganze ein Irrthum! (Muß vor Bewegung innehalten.) Ich muß doch noch einmal sehen! (Entfaltet es und zittert.) Ich verdiene das nicht; aber angenommen —! (Liest.) Sonntag, den — Morgenblatt! Das hier! Wie in aller Welt? — (Erschrocken.) Die Artikel über Evje! Die — gedruckt? Habe ich denn nicht hingeschickt? Habe ich nicht geschrieben?

Auch das noch! Auch die Druckerei wagt sich gegen mich zu verschwören! Ja, es ist auf meinen Untergang abgesehen; so soll man mich denn noch einmal finden! Was kann schließlich ich dafür, wenn ein Schwachkopf stirbt, das Druckervolk betrunken ist und die Factoren das Delirium haben! Ich verfolge mein Ziel trotz aller Zufälligkeiten und Kunstgriffe, und ich werde sie zermalmen, ich werde sie zermalmen ... ich werde ... (Bekommt einen Anfall von Raserei.)

Sechste Scene. Der Assistent. Die Magd. Der Redacteur.

Redacteur (fährt zusammen). Wer ist da? Was wollen Sie? (Die Magd geht schnell in das Schlafzimmer.)

Assistent (ist stehen geblieben, kalt). ... Und ich frage: was wollen Sie hier?

Redacteur. Ich? Ich wurde heraufgerufen, um den Kranken ins Bett bringen zu helfen.

Assistent (wie vorher). So, Sie waren es! (Stille.)

Redacteur. Haben Sie mich vorher nie gesehen?

Assistent. Ich habe Sie früher schon mit den Zähnen knirschen hören. (Geht in das Schlafzimmer.)

Redacteur (bleibt eine Weile stehen, sieht ihm nach). Wie mich diese kalten Augen anstierten, so wird mich morgen alles anstieren. „Alle gegen einen und einer gegen alle!“ Das kann nur ein Ende nehmen. Heute Abend Versammlung; Harald Reja reißt sie mit sich fort. Morgen der Tod des Bruders — und mein neuer Artikel. Dazu jene über Evje, die jetzt den Groll nur vermehren. In zwei Tagen die Wahl; ja, jetzt wird er gewählt! So kann ich ebenso gut gleich jetzt abtreten. Ich kann mit dem nächsten besten Wolfe tauschen, der eine Höhle besitzt. Diese beiden kalten Augen! (Schaudert zusammen.) So werden morgen alle auf mich sehen! Meine Kraft ist gebrochen!

Assistent (kommt zurück, der Redacteur versucht sogleich seine frühere Haltung anzunehmen). Ich weiß es nicht, ob es Ihnen Vergnügen macht, zu hören, daß es vorüber ist.

Redacteur (murmelnd). Schurke!

Assistent. Die alte Haushälterin fühlt nicht Kraft genug, zu kommen und Ihnen zwei Worte zu sagen, die einzigen, die er sprach; sie heißen: Vergib ihm! (Geht.)

Redacteur (setzt sich). Nein, hier darf man mich doch nicht finden. (Steht auf, geht leise, als ob er fürchte, jemand zu wecken; bleibt stehen, sobald er in gleiche Richtung mit der Thür des Schlafzimmers gekommen, dreht sich um, streckt beide Arme in die Höhe und sagt endlich:) Vergib auch du mir!

(Der Vorhang fällt.)

Sicher ein Actschluß von erschütternder Wirkung, und dennoch fragt man vergeblich nach den Ursachen solch tragischen Conflicts, den doch ein bloßer politischer Parteikampf in ruhiger Zeit nicht herbeiführen kann. Die Ursachen bleiben uns eben verdeckt und das ist der große Fehler dieses Dramas, das der Vorzüge so viele und

große besitzt. Welcher Sache soll Leben, Liebe und Familienglück geopfert werden? Wir werden darüber im Unklaren gelassen. Die Charakterzeichnung ist durchweg vortrefflich, einzelne Liebesscenen sind von einer Innigkeit und einem Schmelze der Poesie überhaucht, der herzerquickend ist und wohlthuend anmuthet, wie ein zugleich erfrischender und stärkender Labetrunk, aber das Drama als Ganzes ist für uns Deutsche eben zu interesselos und wird deshalb schwerlich eine bleibende Heimstätte auf der deutschen Bühne finden. C. Nissel.

Zwei Jahrgänge des „Historischen Taschenbuch“.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Vierter und fünfter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1874—75. Gr. 8. Jeder Jahrgang 6 M.

Sammelwerke, wie das „Historische Taschenbuch“ üben bei der Lektüre einen eigenthümlichen Reiz. Es ist wie wenn man, ohne gerade ernstere Studien zu beabsichtigen, in einer müßigen Stunde eine Gemäldegalerie durchwandert. Eine Reihe von Bildern zieht in raschem und oft buntem Wechsel an unserm Blicke vorüber. Die einen interessiren durch den Gegenstand, welchen sie darstellen, andere durch die Art und Weise, wie sie ihn behandeln, wieder andere durch beides. Man hält sich bei jedem eine kürzere oder längere Weile auf und geht weiter, um, wenn man endlich den Raum verläßt, eine größere oder geringere Anzahl von neuen Vorstellungen und anregenden Eindrücken mit sich zu nehmen. Wir wollen indeß mit diesem vielleicht etwas hinkenden Vergleiche keineswegs angedeutet haben, daß der Inhalt der in Rede stehenden Sammlung nur einer flüchtigen Aufmerksamkeit werth sei. Was sie bietet, verdient und fordert meist eine eingehende und nachhaltige Beachtung. Das „Historische Taschenbuch“ zählt ebenso viele Mitarbeiter wie Artikel und schöpft seinen Inhalt aus dem Leben sehr verschiedener Zeiten und Völker.

Es ist wol die Folge der Neigung des Herausgebers und zugleich der Vorliebe des Publikums, daß von den acht Abhandlungen des Jahrgangs 1874 die überwiegende Mehrzahl in das Bereich der Culturgeschichte fällt. Gleich der erste Aufsatz: „Eine Heerschau des Xerxes“ von Ferdinand Justi, gehört in diese Kategorie. Er führt uns nach dem persischen Susa und in dessen Umgebungen. Warum nicht an den Bosporus, sehen wir nicht recht ab; ist doch die Revue, die der Verfasser in Persien abhalten läßt, im wesentlichen dieselbe mit der, welche nach Herodot beim Uebergange aus Asien nach Europa stattfand. Wäre diese Localität beibehalten worden, so hätte Justi gleich das ganze, bekanntlich zur Eroberung Griechenlands bestimmte Heer des Großkönigs vorführen können, während er jetzt genöthigt ist, die erst nach dem Abzuge aus Persien hinzukommenden Truppentheile nachhinken zu lassen. Doch war es ihm vielleicht darum zu thun, den Leser nebenbei mit der Frühlingsresidenz der persischen Könige näher bekannt zu machen. Die Schilderung der Heerschau aber ist recht anschaulich und lebendig. Wir sehen zunächst den König, wie er inmitten seines zahlreichen und glänzenden Gefolges daherzieht:

Zuerst kommen 4000 Schildträger, nach ihnen 1000 Leibgarden mit umgekehrten, von goldenen Granatäpfeln geschmückten Speeren, sodann 10 prachtvoll geschirrte nisäische Rosse, ferner der in den Krieg mitgeführte heilige Wagen des Ormasd, von acht weißen Hengsten mit goldenen Jochen gezogen, deren Lenker zu Fuß gehen müssen, weil kein Sterblicher den Wagen besteigen darf; sodann der König mit der blauen, von weißem Band umwundenen Tiara, in purpurnem mit einem breiten weißen Streif von oben nach unten verbrämten Kleid, mit rothen Beinkleidern und gelben Schuhen, auf einem von vier weißen nisäischen Rossen gezogenen Wagen, dessen Seiten die silbernen und goldenen Bilder der Gottheiten (Mond und Sonne) schmücken, dessen Joch mit funkelnden Steinen und zwei goldenen Bildern des Ninus und Bal geschmückt ist. Der Wagen wird beiderseits von je 1000 Dryphoren mit umgekehrten, von Aepfeln und Granatäpfeln gezierten Speeren begleitet. Die Waffen des Königs bestehen aus einem kurzen persischen Schwert, dessen Scheide mit Edelsteinen besetzt ist, Schild und Bogen, und der Wagenlenker Patiramphes, Sohn des Otanes, steht neben ihm. Es folgen 300 berittene Stabträger nebst einem Diener, welcher einen goldenen Schemel trägt, dessen sich der König beim Herabsteigen vom Wagen bedient; dann auserlesene persische, medische, armenische und hyrkanische Reiter und sonstiges Hofpersonal.

Der König ist zur Stelle und die Revue beginnt; langsam und feierlich zieht das gesammte Heer an ihm vorüber. Zunächst erscheint der ungeheuere Troß; ihm folgen die Kriegswagen, diesen die endlosen Scharen des Fußvolks; den Schluß macht die zahlreiche Reiterei, voran:

eine Elitetruppe, welche den Glanzpunkt der Heerschau bildet, sowol in Hinsicht der Körpergröße der Rosse und Reiter, wie der prachtvollen Ausrüstung. Sie besteht aus 10000 hochgewachsenen Söhnen der Landschaft Persis, deren Zahl nach Abgang eines Soldaten sofort ergänzt wird, woher sie den Namen Unsterbliche führt. Ein jeder dieser Reiter trägt einen mit Steinen besetzten Aermelrock und eine mit Goldstickerei bedeckte medische Stola, während auf der Brust wie bei den römischen Rittern eine goldene Kette glänzt.

Wie bei dieser, so läßt es sich der Verfasser auch bei allen übrigen Abtheilungen des Heeres angelegen sein, ihre charakteristische Eigenthümlichkeit ins Licht zu stellen. Bei jeder macht er uns mit der Herkunft der Krieger, ihrer Ausrüstung, ihren Anführern u. s. w. bekannt. Dazu kommen dann gelegentliche Bemerkungen, die sich auf das persische Kriegswesen im allgemeinen beziehen. Es ist dem Verfasser eben nicht blos um die Schilderung der Heerschau zu thun, er will zugleich ein Gesammtbild der militärischen Einrichtungen geben, wie sie im persischen Reiche bestanden. Die Notizen, welche er für diesen Zweck seiner Schilderung theils einfügt, theils vorausschickt oder folgen läßt, sind sehr instructiv, und um so werthvoller, da sie zuverlässigen Quellen entnommen werden. Freilich hat die doppelte Aufgabe, die er sich gestellt, zur Folge, daß sie nicht durchgängig befriedigend gelöst wird. Es ist nicht gerade leicht, die unmittelbar

wirkende lebendige Schilderung mit der belehrenden Erörterung zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen.

Der zweite Artikel dieses Jahrgangs versetzt uns aus den Hochflächen Persiens an die niedern Gestade des Adriatischen Meers, in das einst so belebte und volkreiche, jetzt fast verödete „Ravenna“, dessen wechselnde Schicksale Hans Prutz mit steter Berücksichtigung und an der Hand der zahlreichen und noch wenig bekannten Kunstdenkmäler, welche die von Touristen nur selten besuchte Stadt in sich birgt, in schwungvoller Darstellung an uns vorüberführt.

Von Ravenna ist es nicht weit nach Mailand, wo im Jahre 1576 die nach dem berühmten Erzbischofe benannte „Pest des heiligen Karl Borromeo“ wüthete, welche Max Lossen in dem vorletzten Aufsatze dieser Sammlung anziehend und mit besonderer Hervorhebung der erfolgreichen Maßregeln schildert, die von dem energischen Prälaten in Gemeinschaft mit der Stadtbehörde getroffen wurden, um die Leiden des Augenblicks zu mildern und die damals gewöhnlichen Folgen solcher Epidemien, Kleinmuth, Mangel und Verbrechen jeder Art, abzuwehren.

Auf französischem Boden spielt „Toulouser Studentenleben im Anfange des 16. Jahrhunderts. Eine Episode aus dem Leben Michael Servet's von H. Tollin“. Es ist eine zum Theil recht gut geschriebene Skizze, deren Aufschrift indeß treffender gewählt sein könnte. Zwar bildet das meist recht wüste und wilde Treiben der Studenten, welche damals aus allen Ländern Europas nach der berühmten südfranzösischen Rechtsschule zusammenströmten und, miteinander wie mit den Bürgern in beständigem Kampfe, nicht selten arge Excesse verübten, den Mittelpunkt des Aufsatzes. Doch ist mindestens ebenso ausführlich von der gut katholischen Frömmigkeit der Stadt und ihrer Behörden, und gleich eingehend von der juristischen Facultät, ihren Einrichtungen, Docenten und Verdiensten die Rede. Michael Servet, das bekannte unglückliche Opfer calvinischer Intoleranz, kommt dagegen nur insoweit in Frage, als seine vorübergehende Anwesenheit in Toulouse dem Verfasser den Anlaß zu seiner Arbeit gegeben und er einige Stellen aus dessen Briefen für sie benutzt hat.

Ueberschreiten wir die Pyrenäen, so begegnet uns „Johanna die Wahnsinnige von Castilien. Ein historisches Problem. Nach den neuesten Forschungen bearbeitet von A. von Winning“. Das Schicksal der unglücklichen Mutter Karl's V. ist bekannt. Als irrsinnig behütet und bewacht wie eine Gefangene, lebte sie länger als 40 Jahre in strengster Abgeschiedenheit von der Welt, bis ein elender Tod ihrem traurigen Dasein ein Ende machte. Bis vor kurzem wurde nicht daran gezweifelt, daß der Grund dieser langen Haft eine Geisteskrankheit gewesen, die ihre hohen Verwandten gezwungen habe, sie gefangen zu halten. Neuerlich aber hat Bergenroth, auf Documente gestützt, die er im Archive von Simancas aufgefunden, eine ganz andere Ansicht zu begründen versucht. Ihm zufolge war Johanna, wenigstens in jüngern Jahren, nicht wahnsinnig, sondern das Opfer der selbstsüchtigen Politik ihrer nächsten Angehörigen. Sowol ihr Vater Ferdinand von Aragonien wie später ihr Sohn Karl haben die angebliche Geistesstörung nur als Vorwand benutzt, um sie, die rechtmäßige Erbin der castilischen, dann auch der spanischen Krone, als regierungsunfähig darzustellen und, damit sie ihr Recht nicht etwa geltend machen könne, von jeder Verbindung mit der äußern Welt abzuschließen. Nun sind zwar andere bewährte Kenner der spanischen Geschichte und Archive bemüht gewesen, die Behauptungen Bergenroth's wenigstens in der Hauptsache als unbegründet nachzuweisen. Doch haben dieselben immerhin die Wirkung gehabt, daß die früher geltende Auffassung zweifelhaft geworden ist und über dem Sachverhalt bis auf den heutigen Tag ein gewisses Dunkel schwebt. Auch von Winning betrachtet ihn als ein Problem, dessen endgültige Lösung nur von der Bekanntwerdung weiterer Documente zu erwarten sei. Er selbst steht sich außer Stande, etwas zur Entscheidung der Frage beizutragen, und beschränkt sich deshalb darauf, die Lage der Dinge, wie sie gegenwärtig ist, darzustellen. Zu dem Ende erzählt er das Leben der Johanna in chronologischer Folge, wobei er am geeigneten Orte die Punkte hervorhebt, an welchen die Controverse vorzugsweise haftet. Aus der Art, wie dies geschieht, ersieht man, daß er die Bergenroth'sche Ansicht zwar insofern gelten läßt, als sie ihn zu einigen mehr oder minder erheblichen Modificationen oder Einschränkungen der bisherigen Auffassung bestimmt, sie aber im wesentlichen doch ablehnt. Wir glauben mit Recht. Denn daß Johanna schon früh an ernster Geistesstörung litt, scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen. Schon die maßlose Leidenschaft, mit welcher sie ihrem Gemahl, dem schönen Philipp, anhing, trägt den Charakter der Monomanie. Man lese nur, was der Verfasser von der Eifersuchtsscene berichtet, die sie in den Niederlanden aufführte:

> Zu ihrem Gatten zurückgekehrt, findet Johanna denselben in den Liebesnetzen einer ihrer Hofdamen, und entbrennt natürlich in heftigster Eifersucht. In maßloser Wuth stürzt sie sich auf die Schuldige, mishandelt sie und läßt ihr unter anderm das schöne goldene Haar abrasiren, das ihren Gatten so entzückt hat.

Als später Philipp Spanien verläßt, will sie ihm, obgleich der Entbindung nahe, um jeden Preis folgen, und bringt sogar, da man sie zurückzuhalten sucht, eine Nacht im Freien außerhalb des Palastes zu. Auffallender noch ist der seltsame Leichenzug, welchen sie nach dem Tode ihres Gemahls unternimmt. Von Winning erzählt:

> Trotz allen Widerspruchs der Granden und des Klerus trat sie die phantastische Reise mit der Leiche Philipp's an. Der Sarg mußte vorher geöffnet werden, sie umfaßte und küßte die modernden Reste, eine Ceremonie, welche mit entsprechender Leichenfeier nun täglich wiederholt wurde. In der Nacht des 20. December verließ sie nach feierlicher Messe mit einem prächtigen Trauerzuge Burgos, gefolgt von vier Bischöfen, vielen Geistlichen und Edelleuten, und gelangte in kurzen Tage- oder vielmehr Nachtreisen anfangs Januar nach Torquemada, wo sie am 14. desselben Monats die nachgeborene Infantin Katharina zur Welt brachte. Die Reisen geschahen nur nachts, weil die Königin sagte, eine Witwe müsse das Licht meiden, nachdem sie die Sonne ihrer Seele verloren habe. Mit mistrauischer Eifersucht ließ sie den Leichnam bewachen, und namentlich die Nähe von Frauen vermeiden. Als man einmal in einem Kloster Station gemacht, und sie zu spät bemerkte, daß dasselbe ein Nonnenkloster sei, ließ sie schleunigst den Leichnam vom Kirchhofe in das freie Feld hinaustragen, den

Sarg öffnen, um sich zu überzeugen, daß ersterer unberührt sei und verbrachte die stürmische Januarnacht, in welcher es nicht möglich war, die Fackeln brennend zu erhalten, mit ihrem ganzen Gefolge unter freiem Himmel. So zog sie nach ihrer Entbindung noch längere Zeit im Lande herum, bis sie im August 1507 mit ihrem, mittlerweile aus Italien heimgekehrten Vater in Tortales zusammentraf.

Wer solcher Extravaganzen fähig ist, befindet sich gewiß nicht bei gesundem Verstande, und kann man es nur in der Ordnung finden, daß ihr Vater sie unter specielle Aufsicht stellte. Ebenso spricht, was über ihr späteres Verhalten berichtet wird, für die Fortdauer der geistigen Störung. Tagelang verweilt sie einsam im dunkeln Zimmer, ohne irgendwelchen Antheil an dem, was um sie her vorgeht, unbekümmert selbst um Nahrung, Kleidung u. s. w., in ein dumpfes Hinbrüten versunken, aus welchem sie nur zu heftigen Wuthausbrüchen übergeht, wenn man ihre Launen durchkreuzt. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß dieser Zustand manche Unterbrechung erfuhr. Es gab Zeiten, wo Johanna ganz verständig zu sprechen wußte, sodaß man an die Rückkehr der Vernunft glauben konnte. Indeß beweisen diese lichten Perioden nichts gegen das Vorhandensein der Krankheit; es kommt ja nicht selten vor, daß solche Trübungen des Geistes vorübergehend verschwinden. Die Natur dieses Leidens bringt es mit sich, daß es oft nur langsam und allmählich fortschreitet und wenigstens in den ersten Stadien einer anscheinenden Besserung Raum läßt.

Eine andere Frage ist, ob die Behandlung, welche man der Kranken zutheil werden ließ, eine in jeder Beziehung angemessene war. Zwar daß sie, wie Bergenroth versichert, gröblich mishandelt oder gar gefoltert worden sei, scheint uns ebenso wenig erwiesen wie glaublich. Gewalt mag zu zeiten gegen sie angewandt worden sein, doch kann das nicht weiter befremden, denn Kranke dieser Art können nicht immer in Güte zu dem vermocht werden, was doch, wie etwa das Nehmen von Nahrung, der Wechsel der Kleidung u. s. w., zu ihrer Erhaltung nothwendig ist. Freilich scheint man zu solchen nothwendigen Dingen auch gewisse religiöse Uebungen, wie den Besuch der Messe, Beichte u. s. w., gerechnet zu haben. Doch ist nicht zu vergessen, daß die Beobachtung dieser Gebräuche in den Augen gut katholischer Spanier noch weit wichtiger ist als die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse. Was wir tadeln zu dürfen meinen, ist die strenge Abgeschiedenheit, in welcher man gleich anfangs die leidende Fürstin hielt. Hierbei mag allerdings, wie auch der Verfasser andeutet, die Politik von Einfluß gewesen sein; Ferdinand sowol wie Karl mochten, und nicht ganz ohne Grund, fürchten, daß Johanna, wenn sie in näherm Verkehr mit der Umgebung blieb, leichter von Unzufriedenen gegen sie und ihr Regiment benutzt werden könne. In derselben Besorgniß wählten sie auch wol zu Gouverneuren oder Aufsehern Männer, die sich zu diesem Amte durch ihr strenges und rauhes Wesen zu empfehlen schienen. Jedenfalls war die Umgebung der Kranken, mit Ausnahme ihres Beichtvaters, nicht geeignet, wohlthätig auf sie einzuwirken. Es bleibt unsers Erachtens ein gerechter Vorwurf für ihren Vater wie für ihren Sohn, nicht für eine Behandlung der Kranken Sorge getragen zu haben, wie sie zum Behufe ihrer Herstellung oder doch der Linderung ihrer Leiden erforderlich war. Wir stimmen in dieser Rücksicht mit dem Verfasser überein, wenn er am Schlusse der Abhandlung seine Ansicht in dem besonnenen und treffenden Urtheile zusammenfaßt:

> Das aber scheint mir über allen Zweifel festzustehen, daß Johanna nicht im Stande gewesen ist, einen Staat zu regieren, daß sie jedoch infolge fanatischen Glaubenseifers, übertriebener politischer Befürchtungen und der Roheit ihrer Zeit überhaupt, zwar nicht gefoltert worden, aber mehr hat erdulden müssen, als die Rücksicht auf den Staat und die Eigenthümlichkeit ihrer Krankheit erforderten.

Die vier zuletzt erwähnten Aufsätze waren den romanischen Völkern gewidmet; die drei noch übrigen haben es mit deutschen Verhältnissen oder Persönlichkeiten zu thun. In einem sehr eingehenden und interessanten „wirthschaftsgeschichtlichen Essay“ behandelt Karl Theodor von Inama-Sternberg „Die Entwickelung der deutschen Alpendörfer“. Eine kürzere ansprechende Skizze von Ferdinand Fischer hat „Radowitz. Seine politischen Anschauungen und deren Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV.“ zum Gegenstande.

Last, not least folgt eine größere Abhandlung des Herausgebers: „Die Kriegsgeschichte der deutschen Oper“. Den etwas ungewöhnlichen Titel erklären die Eingangsworte:

> Seit zweihundert Jahren ist die Geschichte der Oper die Geschichte eines unablässigen Kampfs, eine Kriegsgeschichte. Dieser Kampf bewegte und bewegt sich keineswegs blos auf musikalischem oder ästhetischem Felde, er umfaßt zugleich auch einen fortwährenden Widerstreit nationaler Gegensätze, ja sogar der socialen Cultur.

Diesen Kampf nun will der Verfasser „in seinen großen geschichtlichen Zügen betrachten, soweit er insbesondere auf deutschem Boden gefochten worden ist“. Er verhält sich aber zur Sache nicht objectiv und parteilos, vielmehr hat er, wenn er die Kriege der Oper erzählt, die sehr bestimmte Absicht, ihr selbst den Krieg zu erklären. Ohne Zweifel ist er ein gefährlicher Gegner; er weiß aus den historischen Thatsachen, deren Kenntniß ihm in reichstem Maße zu Gebote steht, schneidige Waffen zu schmieden. Indem er die Geschichte, namentlich der deutschen Oper von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart verfolgt, stellt er sowol die äußern Conflicte, in welche sie nach und nach geräth, wie die innern Widersprüche, die an ihr selbst hervortreten, in ein helles Licht. Wir lernen die Kämpfe kennen, in welchen sie mit ihren italienischen und französischen Rivalen zunächst um die Existenz, später um die Gleichberechtigung oder den Vorrang ringt. Gelingt es ihr dabei, den nationalen Geist und Sinn in etwas zur Geltung zu bringen, sie befindet sich doch mit ihm in beständigem Widerstreit; sie kann eben ihren romanischen Ursprung nicht verleugnen. Auf fremdem Boden entstanden und in ihren charakteristischen Formen ausgebildet, ist sie auch schon deshalb außer Stande, volksthümlich zu werden. Ueberdies steht dem der Umstand entgegen, daß ihre scenische Ausstattung sie nur einem kleinen Theile des Publikums zugänglich macht. Der Verfasser, der diesen Punkt sehr ausführlich behandelt, weist zugleich nach, daß die Künste, welche zur Inscenirung der Oper mitwirken, dabei keineswegs eine

ihrem Wesen entsprechende Anwendung erfahren. Insbesondere gilt dies von der Poesie, welche der Oper ihre dramatische Unterlage zu geben hat, und das nicht vermag, ohne sich selbst untreu zu werden. Riehl geht die verschiedenen Stoffe, welche die Oper zu behandeln pflegt, einzeln durch, untersucht, ob und inwieweit sie für ihren Zweck geeignet sind, und gelangt zu dem Ergebnisse, daß sie ihn nur in sehr mangelhafter Weise erreichen. Es ist seiner Ansicht nach unmöglich, den Anforderungen der dramatischen und der musikalischen Composition gleichzeitig zu genügen; die energisch fortschreitende dramatische Action verträgt sich nicht mit dem lyrischen Wesen und dem architektonischen Aufbau der Musik. Dies ist unsers Erachtens der entscheidende Punkt; hat der Verfasser in ihm recht, so ist das musikalische Drama ein Unding. Man muß ihm dann ohne weiteres zustimmen, wenn er am Schlusse seiner Erörterungen sagt:

> Und zuletzt wird es die Frucht der modernen Bewegung auf diesem Gebiete sein, daß das ästhetisch Zwitterhafte und Unhaltbare der Oper als Gattung immer allgemeiner erkannt wird. Die großartigen Versuche zur Oper, in welchem unsere besten Meister sich tragisch abmühten, sind darum doch nicht verloren. Aber die Kriegsgeschichte der Oper wird zuletzt die Oper selber zerstören.

Ist dies eine traurige Perspective, so fehlt doch auch der Trost nicht ganz. Riehl spricht zwar der Musik die Fähigkeit ab, ein Bühnendrama zu schaffen, ihren dramatischen Gehalt aber leugnet er nicht. Er will auch, daß derselbe zur Geltung komme, doch nicht auf der Bühne, sondern im Concertsaale, nicht in der Form der Oper, sondern im Oratorium, dem er für diesen Zweck eine erweiterte Anwendung geben möchte.

Der folgende Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“ (1875) beginnt, wie der vorstehende schließt, mit einem Aufsatze, welcher das Theater zum Gegenstande hat. Es sind die „Schauspieler und Schauspielkunst im griechischen Alterthum“, insbesondere der griechischen Tragödie, die derselbe „in Hinsicht auf ihre äußere Stellung, die Art und Weise ihres Auftretens auf der Bühne und dessen Wirkung auf das antike Publikum“ behandelt. Der Verfasser, Konrad Bursian, vertraut mit den Angaben der Alten wie mit den Ergebnissen der neuern Forschung, hat es verstanden, das zerstreute und ziemlich weitschichtige Material klar und übersichtlich zusammenzustellen. Ohne gerade wesentlich neue Aufschlüsse zu bieten, gibt seine gedrängte und gut geschriebene Skizze von den in Rede stehenden Verhältnissen ein treues und anschauliches Bild, dem man um so größeres Interesse abgewinnt, da es durch Einfügung persönlichen oder thatsächlichen Details belebt und durch gelegentliche Bezugnahme auf die so durchgreifend verschiedene moderne Bühne illustrirt wird.

Speciell mit der letztern beschäftigt sich ein anderer Artikel, wenigstens insofern, als „Friedrich Ludwig Schröder“, den er uns in seinen „Briefen an K. A. Böttiger“ vorführt, zu ihren hervorragendsten Mitgliedern gehört. Der Herausgeber Hermann Uhde hat sich durch die Veröffentlichung dieser zwanzigjährigen Correspondenz (1794—1816), die er dem dresdener Archive entnahm, ohne Zweifel ein nicht geringes Verdienst erworben, welches noch dadurch erhöht wird, daß er über die weniger bekannten Personen und Verhältnisse, die uns hier begegnen, die nothwendigen Erläuterungen beifügt. Den genialen Künstler freilich bringen uns die Briefe kaum näher; von der Thätigkeit Schröder's als Schauspieler, die übrigens in dieser spätern Periode seines Lebens eine sehr beschränkte war, ist nur selten und obenhin die Rede. Mehr tritt der Director des hamburger Theaters hervor, wiewol auch dessen Wirksamkeit zu der hier in Rede stehenden Zeit meist ruhte und fast nur von ihrer äußern Seite, in den Mühen, Sorgen und Widerwärtigkeiten, welche sie infolge der ungünstigen Local- und Zeitverhältnisse begleiteten, zur Sprache kommt. Allerdings fehlt es nicht ganz an Aeußerungen und Urtheilen, die, um mit dem Herausgeber zu sprechen, „den ausgezeichneten Dramaturgen, den feinen Beobachter des Bühnenspiels und den unbestochenen Geschmacksrichter über alle Leistungen auf dem Gebiete der Schauspielkunst“ verrathen. Doch vor allem ist es der treffliche Mensch und warme Patriot, den wir in diesen Briefen kennen und achten lernen. Uhde bemerkt mit Recht, daß uns aus ihnen „das edle Gemüth eines der besten Männer Deutschlands“ entgegentritt. Sie zeigen uns „den geraden, offenen Mann von Wort, der, rastlos thätig, stets nach Vervollkommnung strebt und auch in seinen Irrthümern immer von guten sittlichen Beweggründen ausgeht“. Sie bezeugen nicht minder „den treuen Freund, den stets opferwilligen Wohlthäter, den echt deutschen, frei- und hochgesinnten Mann“, der an den wechselnden Geschicken des Vaterlandes einen tiefinnerlichen Antheil nimmt und, „von bangen nur zu gerechtfertigten Todesahnungen gequält, Trost und Glück in dem Gedanken findet, daß er wenigstens nicht als Sklave stirbt“.

Wir waren doch höchlich überrascht, als uns unter dem Eindrucke, den die Lektüre der vorliegenden Briefe hinterlassen, in einer Anmerkung des Herausgebers das sehr abfällige Urtheil aufstieß, welches Eduard Devrient („Geschichte der Schauspielkunst“, V, 215) über den Charakter seines berühmten Collegen gefällt hat. Worauf dasselbe sich stützt, ist uns unbekannt; wir können nur sagen, daß es durch die hier mitgetheilte Correspondenz nicht nur nicht bestätigt, sondern geradezu dementirt wird.

Vom Theater zur Kirche ist nicht eben weit, wenigstens nicht in unserm Taschenbuche. Gleich der zweite Essay: „Savonarola“ von Johannes Huber, führt mitten in sie hinein. Man kennt den gewaltigen Bußprediger und begeisterten Propheten, der durch die Macht seiner Beredsamkeit Volk und Staat von Florenz eine Weile beherrschte, um dann, vom Papst, Fürsten und feindlichen Parteien verfolgt und von der wetterwendischen Menge preisgegeben, als ein Opfer seiner reformatorischen Bestrebungen eines qualvollen Todes zu sterben. Aber auch wer mit dem Leben und Wirken des außerordentlichen Mannes schon vertraut ist, wird dasselbe in dieser geist- und gemüthvollen, wirklich schönen Schilderung nochmals mit Vergnügen an sich vorübergehen lassen. Entrollt sie doch neben und mit dem Lebensbilde der in Rede stehenden Persönlichkeit zugleich ein anschauliches Gemälde der allgemeinen Zeit- und Bildungslage, in die sie gestellt war. Wenn dabei vorzugsweise die Kehrseite der damaligen Zustände, die religiöse Indifferenz und mora-

lische Corruption, ins Licht tritt, so ist das natürlich und in der Ordnung. Denn sie war es, die den frommen, ideal gestimmten Mönch zu seinem kühnen Vorgehen antrieb. Daß aber sein Versuch, eine Reform der Kirche herbeizuführen, einen so kläglichen Ausgang nahm, kann nicht weiter befremden. Einem einfachen Mönche konnte nicht füglich gelingen, was sich selbst für einen Papst unausführbar erwies.

Ein interessanter Aufsatz von Friedrich Nippold: „Die Reformbestrebungen Papst Hadrian's VI.", und die Ursachen ihres Scheiterns lehrt uns die Hindernisse kennen, die sich am Sitze der Curie jedem derartigen Unternehmen entgegenstellten und wirksam genug waren, das ernste Bestreben ihres Hauptes, die vorhandenen Misbräuche abzustellen, illusorisch zu machen. Ob Hadrian nicht dennoch mehr erreicht hätte, wäre ihm eine größere Thatkraft und der Feuereifer eines Savonarola eigen gewesen, kann fraglich erscheinen. So wie er war, ein sittenstrenger, von aufrichtiger Frömmigkeit und den besten Absichten beseelter, aber im Grunde doch schwacher, mehr zu gelehrten Studien als zu einer praktischen Thätigkeit im großen Stile geeignete Mann, haben ihm seine redlichen Bemühungen nur Widerspruch und Feindschaft, boshafte Verleumdungen und wahrscheinlich einen vorzeitigen gewaltsamen Tod durch Vergiftung eingetragen.

„Die Kirchenpolitik liegt in der Luft", sagt der Herausgeber im Vorworte. „Es ist daher nicht zu verwundern, daß in dem vorliegenden Bande des «Taschenbuch» die Beiträge, welche das Gebiet der Kirchengeschichte aufsuchen oder streifen, überwiegen." Zu den bisher besprochenen Abhandlungen dieser Art kommen noch zwei andere, von welchen die eine über „Die Toleranz im Zeitalter der Reformation" handelt. Weshalb Tollin, der Verfasser, sie nicht „Die Intoleranz der Reformatoren" überschrieben hat, sehen wir nicht recht ab; jedenfalls würde er unsers Erachtens ihren wesentlichen Inhalt so treffender angedeutet haben. Freilich spricht er auch von der Duldsamkeit, welche die Vorkämpfer des neuen Glaubens anfangs in Wort und Schrift predigten, aber doch nur, um daran den Nachweis zu knüpfen, daß sie von ihnen kaum länger vertreten und geübt wurde, als sie selbst ihrer bedurften. Daß auch Luther in dieser Beziehung keine Ausnahme macht, dürfte, obgleich das Gegentheil vielfach behauptet und geglaubt wird, nach den Ausführungen des Verfassers außer Frage stehen. Er zeigt, daß der Reformator von Wittenberg sich, besonders nach dem Auftreten der Antitrinitarier, über die Teufelsbrut der Ketzer und die Nothwendigkeit ihrer Ausrottung ganz ebenso aussprach wie die Vertreter der mittelalterlichen Kirche.

Erfreulicher als die Aeußerungen des religiösen Fanatismus, wiewol an sich seltsam genug, sind die der frommen Schwärmerei, mit welchen uns Reinhold Röhricht in den „Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande vor den Kreuzzügen" bekannt macht. Wir sehen aus seiner instructiven Darstellung, wie die Wallfahrten nach Palästina schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera beginnen und im Fortgange der Zeit, wenn auch nicht gerade stetig, an Umfang und Bedeutung zunehmen. Wir erfahren zugleich die äußern Umstände und geschichtlichen Vorgänge, durch welche sie befördert oder gehemmt wurden, und lernen nicht minder die mannichfachen, nicht immer lautern und keineswegs blos religiösen Motive kennen, aus welchen sie hervorgingen. Die Arbeit ist übrigens reich an interessantem Detail, werthvoll auch der ihr beigefügte „Katalog der wichtigsten Pilger, welche seit dem 3. Jahrhundert historisch nachweisbar nach dem Heiligen Lande gegangen sind".

Der Inhalt des siebenten und letzten Artikels: „Beiträge zur Geschichte der Paläontologie", ergibt sich aus dem Programm, womit der Verfasser, Karl Alfred Zittel, ihn einleitet. Wir lassen dasselbe hier mit der Bemerkung folgen, daß es in einem klaren und anziehenden Vortrage und so vollständig ausgeführt wird, wie der beschränkte Raum es gestattet. Zittel sagt:

> Die wechselnden Anschauungen über Versteinerungen und ihre Bedeutung für die Erdgeschichte werfen ein nicht uninteressantes Streiflicht auf die allgemeine Geistesrichtung der europäischen Culturvölker in verschiedenen Perioden. Wenig beachtet im Alterthum, wurden sie im Mittelalter ein beliebter Spielball scholastischer Afterweisheit. Noch waren die Verirrungen des 15. und 16. Jahrhunderts nicht völlig überwunden, so bemächtigte sich ihrer die Theologie und suchte aus den Versteinerungen Kapital für die mosaische Schöpfungsgeschichte zu schlagen. Fast das ganze vorige Jahrhundert wurde damit zugebracht, verrottete Irrthümer abzuschütteln und neue richtigere Auffassungen an deren Stelle zu setzen. Allein die wahre Bedeutung der Versteinerungen für die Entwickelungsgeschichte der Erde und ihrer Bewohner wurde erst gegen Anfang des 19. Jahrhunderts erkannt. Seit jener Zeit ist die Paläontologie oder Versteinerungskunde zu einer Wissenschaft herangewachsen, welche in hervorragender Weise an der Lösung einer der brennendsten philosophischen Fragen der Gegenwart, jener über willkürliche Schöpfung oder natürliche Entwickelung der Organismen, theilzunehmen berufen ist.

Neue lyrische und epische Dichtungen.

1. Auf Flügeln des Gesanges. Erzählende Dichtung von Wernine Zimmermann. Poesneck, Latendorf. 1875. Gr. 16. 2 M.
2. Gedichte von Karoline Gräfin Terlago. Wien, Gerold's Sohn. 1875. 8. 4 M.
3. Gedichte von M. Angely. Münster, Russell. 1875. 16. 2 M.
4. Nocturno. Gedichte von Eugen Zabel. Königsberg, Hausbrand. 1875. 16. 2 M.
5. Biblische Sterne. Drei Idyllen von Alfred Friedmann. Hamburg, Richter. 1875. 16. 1 M.
6. Schön-Helga und Gunnlaug. Eine Dichtung frei nach der altnordischen Gunnlaugssaga von Anton Edzardi. Hannover, Rümpler. 1875. 8. 4 M.
7. Gedichte von Karl Wilhelm Theodor Fischer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1875. 8. 3 M.
8. Sedan. Ein Heldenlied in drei Gesängen von E. von Wildenbruch. Frankfurt a. O., Waldmann. 1875. Gr. 8. 2 M.
9. Dichtungen eines rheinischen Poeten. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Fünfter Band: Rheinisches Märchenbuch. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 4 M.

„Auf Flügeln des Gesanges" (Nr. 1) werden wir in die heutige kritische Ueberschau neuer lyrischer und epischer Dichtungen hineingetragen, aber diese „Flügel des Gesanges" lassen uns nur zu bald im Stich, mit ihrem

schweren, bleiernen Fluge rühren sie den Staub der Heerstraße auf und hüllen uns in die dichten Wolken einer unerquicklichen Prosa ein. Der vor den vierräderigen Karren der modernisirten Nibelungenstrophe gespannte Pegasus scheint Flügel und Ohren hängen zu lassen, und selbst das Schellengeläut der freier gefügten Reime vermag ihn nicht aus seiner harmlosen, jedes erhöhte Tempo verschmähenden Beschaulichkeit aufzurütteln.

Die recht simple Liebesgeschichte, die uns Wernine Zimmermann zum besten gibt, hätte allenfalls den Stoff zu einer Miniatur-Novelle, aber nimmermehr zu einer so breit angelegten epischen Dichtung abgeben dürfen. Prosaische Strophen wie:

> Und weil dies Sonnenkind mit seinen Freudenthränen
> So schen und flüchtig nur dem armen Menschen naht,
> Und so unsäglich doch sich alle danach sehnen,
> Drum suchen meist für Glück sie sich ein Surrogat!

Oder:

> Vorsorglich hatt' er mit ein Butterbrot genommen,
> Auch einen Labetrunk, den selbst die Muhme braute,
> Und ausgezeichnet war ihm beides vorgekommen,
> Worauf nachdenklich er ins Blau des Himmels schaute —

begegnen uns fast auf jeder Seite und zeugen von einer weitschweifigen Redseligkeit, die mit wirklicher Poesie wenig gemein hat. Auch die eingestreuten Lieder, die ein gefälliges Formtalent erkennen lassen, gehen in ihrer Empfindung nirgends über das Landläufige hinaus.

Gegenüber dieser Hausbackenheit tragen die „Gedichte" von Karoline Gräfin Terlago (Nr. 2) ein vornehmeres Gepräge. Einige Gedichte, wie „Bergnebel", zeigen Phantasie und Energie des Ausdrucks, während die kleinern lyrischen Ergüsse manches Anempfundene und Abgelernte verrathen. Wenn die Sängerin ihren Sang in einem italienischen Olivenhain anstimmt, glaubt sie, daß der deutsche Klang ihres Liedchens den greisen Bäumen uralte Träume erwecke:

> Das ist ein Wogen und Wiegen,
> Ein Winken und ein Wehn:
> Ob sie in langen Zügen
> Vielleicht die Gothen sehn?

Damit schreibt die Dichterin ihrer „kleinen deutschen Weise", wie sie selbst sie nennt, eine wol übertriebene Wirkung zu. Nicht Gothen, eher Goethen werden jene Oliven sehen. Denn man vergleiche folgende Nachbildung. In Goethe's „Nachtgesang" heißt es:

> Bei meinem Saitenspiele
> Segnet der Sterne Heer
> Die ewigen Gefühle;
> Schlafe! was willst du mehr?
>
> Die ewigen Gefühle
> Heben mich hoch und hehr
> Aus irdischem Gewühle;
> Schlafe! was willst du mehr?

Karoline Terlago singt mit recht prosaischer Schlußwendung:

> Es drängen heitre Bilder
> Sich aus dem jungen Grün,
> Und ruhiger fließen und milder
> Die sanften Gefühle dahin.
>
> Die sanften Gefühle fließen
> Im Herzen vor und zurück,
> Und dies nenn' ich genießen
> Den schönen Augenblick.

Von andern Reminiscenzen zu schweigen, gibt uns die Dichterin, wie so viele Zierden ihres Geschlechts, auch etwas zu rathen auf. Aber diese Charaden und Räthsel, unter denen sich sogar ein „unorthographisches" befindet, wären besser unterdrückt worden. Den vortheilhaftesten Eindruck der ganzen Sammlung machen die sehr zahlreichen Sonette, deren nicht geringster Vorzug eine rühmliche Formgewandtheit ist. Unter diesen wiederum sind es die „Blumen-Physiognomien", die uns am meisten angemuthet haben. In ihrem poetischen Treibhause betrachtet die Verfasserin mit sinnigem Auge die Kinder der Flora aller Jahreszeiten; mit einer etwas gefallsüchtigen Gelehrsamkeit, die Anmerkungen aus dem Text verweisend, fügt sie in dem Pflanzenregister des „Inhalts" auch die lateinischen Taufnamen ihrer Lieblinge hinzu. Aber es ist Selbstgezogenes, was uns die moderne Glycera in ihren Reimkränzen bietet. Nicht auf fremdem Gebiete gepflückt sind diese Blumen in der bestäubten Botanisirtrommel der Sammlerin verwelkt und, ihres Duftes beraubt, in dem vierzehnblätterigen Sonett-Herbarium vertrocknet und reimweise gepreßt, sondern in eleganten Töpfen und Gefäßen stehen sie auf der vierzehnstufigen Terrasse des eigenen Gartens gereiht und gepflegt, bald lustig, bald melancholisch ihre Häupter regend, bald mit breiterm Geäst am saubersten Reimspalier aufgezogen. Wie fein und sinnig z. B. heißt es von der Alpentulpe:

> Wo um den Grat die Höhennebel trausen,
> Und niederrieselnd über Felsabhänge,
> Gleich Silberbändern von verschiedner Länge, (?)
> Die Gletscherbäche rings zusammenlaufen:
>
> Da blühst du stolz, hoch überm großen Haufen
> Verschmähend Gartens buntes Schaugepränge, (?)
> Des Beetes frohgeselliges Gedränge,
> Und achtest nicht, daß Stürme dich zerraufen.
>
> Umdröhnt von der Lavinen dumpfem Lärme,
> Umstarrt vom ew'gen Schnee der höchsten Firnen,
> Woher in deiner Farbe diese Wärme?
>
> „Ich muß wol feur'ger glühn auf Felsenstirnen,
> Als tief im Thal der Schwestern bunte Schwärme,
> Ich blühe ja zunächst an den Gestirnen."

Bis auf den falsch gemessenen Namen des Aeolus gehört ferner das Sonett „Rohr" zu den gelungensten und pointirtesten der Sammlung. In dem sonst hübschen Gedichte „Lotosblumen" stört der böse Reim „tunken" empfindlich die Harmonie des Ganzen. Auch „Astern" und „Eisblumen" haben unsern Beifall, wenngleich mitunter der Ausdruck durch das Metrum beeinträchtigt wird. Alles in allem, bekunden diese Gedichte ein wählerisches Talent.

Ueber die „Gedichte" von M. Angely (Nr. 3) können wir uns kürzer fassen, weil wir eigenartige Accorde aus ihnen nicht zu erlauschen vermögen. Wenn der Verfasser in seiner Widmung Gott als seinen Meister bezeichnet, der ihn sein Lied gelehrt habe, so können wir im Anschlusse an dieses Bekenntniß die religiösen Gedichte der Sammlung als die besten und stimmungsvollsten bezeichnen. Es sind fromme Klänge darunter, die dem Herzen entstammen und in verwandten Herzen widerhallen werden. Wir geben als Probe das Gedicht „Charfreitag", das in seinem schlichten Tone einen Musiker zur Composition anregen dürfte:

Vögel, lasset euer Singen!
Blumen, lasset euer Blühn!
Eure Farbenpracht verdirbt.
Keine Lieder sollen klingen,
Keine Blüten heute glühn!
Stille — still! — der Heiland stirbt! —

Schweige still, du heitres Scherzen,
Weiche einem heil'gen Leid!
Der den Himmel uns erwirbt,
Hohn und bittre Todesschmerzen
Trägt um unsre Seligkeit —:
Stille — still! — der Heiland stirbt! —

Die kleine dichterische Spende, die uns Eugen Zabel in seinem „Nocturno" (Nr. 4) auf kaum 40 Seiten bietet, beginnt mit einem an die Kritik gerichteten Sonett, das den Verfasser jedenfalls vor dem Vorwurfe eitler Selbstüberschätzung sicherstellt. Es hat den Anschein, als ob derselbe aus seiner dichterischen Rüstkammer zunächst einige Vortruppen habe aussenden wollen, um für die Nachfolge einer größern Streitmacht Quartier zu machen. Jedenfalls darf man nach dieser Probe die Nachfolge nicht ohne Theilnahme erwarten. Der Dichter, der in dem Sonett „Liebe" freimüthig bekennt, ein Weib noch niemals heimlich in berauschten Stunden geküßt zu haben und der sich bis jetzt von „liebesel'gen Flammen" frei weiß, scheint über alle Liebespoesie den Stab zu brechen, die er als „Altjungfernpoesie", als „Liebeszirperei", ja in wenig geschmackvoller Weise als „nassen Backfischjammer" und „Herzenskammerleerung" bezeichnet; er verschwört sich sogar, niemals „in den salzigen Gossen dichterischer Thränentraufe waten" zu wollen (!). Um mit Platen zu sprechen, scheint ihm „körniger Tiefsinn" die Hauptaufgabe des Lyrikers. Möge ihn Amor nie von dem hohen, vorgesteckten Ziele abdrängen, und möge er versuchen, den Ideengehalt seines Jahrhunderts in dichterischen Formen auszuprägen! Daß er aber auch vor den sogenannten Akademikern sich bekreuzigt, ist jedenfalls für ihn zu früh. Von diesen „Rittern von der Form", wie er sie betitelt, könnte er vorläufig doch noch einiges lernen. Seine Ode „Nachtbild" scandirt sich stellenweise mühsam genug und entbehrt der keuschen Grazie der sapphischen Strophe noch vielfach. Ueberhaupt möchten wir ihn ein wenig vor jener gereimten Polemik warnen, die jugendliche Erregung nur zu häufig für das wahrhaft erwärmende Feuer der Dichtkunst zu halten geneigt ist. Hierher gehören Zabel's nüchterne Stanzen „An die deutsche Bühne", während die andern Dichtungen des Büchleins zum Theil ein entschiedenes Talent bekunden.

Die drei Idyllen „Biblische Sterne" von Alfred Friedmann (Nr. 5) behandeln Hagar, Ruth und die Tochter Jephtha's. In freiern, den Reim verschmähenden Rhythmen, in meist dichterisch gewählter Sprache führt uns der Verfasser jene Gestalten des Alten Testaments vor, ohne jedoch im wesentlichen den schlichten Grundton der biblischen Ueberlieferung allzu sehr zu trüben. Dem Idyll „Ruth", das seinem Stoffe nach vollkommen dieser Dichtgattung entspricht, möchten wir den Preis zuerkennen. Es ist eine mehr ins poetische Detail ausgearbeitete Nachbildung des Buches Ruth, deren und des Boas Liebeswerbung zu anmuthigen Schilderungen Anlaß gibt.

Anton Edzardi bietet in seiner Dichtung „Schön-Helga und Gunnlaug" (Nr. 6) eine freie metrische Bearbeitung der altnordischen Gunnlaugssaga, welcher er die Entwickelung der Handlung seines Gesangs entnommen hat, während die mehr lyrisch gefärbten Partien eigene Zuthaten des Verfassers enthalten. Gerade diese Zuthaten, wiewol sie mitunter ein etwas zu modernes Element in die nordische Sage hineintragen, lassen uns des Dichters Begabung von einer sehr ansprechenden Seite erscheinen. Das Ganze, in der mannichfachsten Versification leicht dahinfließend, liest sich frisch und behaglich. Im Vorworte erkennt Edzardi selbst Tegnér's berühmte und in Deutschland so populär gewordene Fridthiofs-Dichtung als sein Vorbild an. Vielleicht aber hätte er besser gethan, in der äußern Form mehr von diesem Vorbilde abzuweichen. Die allzu häufig wechselnden Metra stören in etwas die Harmonie des Ganzen. Der Verfasser würde eine größere, für eine epische Dichtung förderlichere Einheit erzielt haben, wenn er die von ihm sehr geschickt gehandhabte Nibelungenstrophe für den Gang der Erzählung beibehalten hätte. Ohnehin boten ja die eingestreuten lyrischen Beigaben genug der Abwechselung in der Form. Doch sei dem wie ihm wolle, jedenfalls verdient diese lyrisch-epische Schöpfung die Beachtung und Theilnahme des Publikums.

Mit einem über 300 Seiten starken Bande (Nr. 7) tritt uns Karl Wilhelm Theodor Fischer entgegen. Der erste Abschnitt „Liebe und Liebende" bietet wenig Bemerkenswerthes. Der folgende Cyklus „Leben und Welt" enthält dagegen manches Eigenartige. Der Dichter, der sich als „ein Kind der neuen Zeit" bekennt, schlägt ungewohnte Töne an. Wir hören z. B. den Schopenhauer'schen „Willen" in Versen sprechen und mit der „Entsagung" kämpfen; der Olymp der Götter ist einzig das Hirn des Menschen; am Tage des Gerichts wird Gott selbst vor Gericht gefordert. Man höre Folgendes:

„Gott hat in sieben Tagen
Die Welt gemacht aus Nichts."
Das soll mir Früchte tragen
Am Tage des Gerichts.

Will er im Zorn verdammen
Mich Sünder, wie ich bin,
Ich trete auch in Flammen
Des Zornes vor ihn hin.

Du hast die Welt geschaffen,
Die Dinge groß und klein,
Wie kam mit Höllenwaffen
Der Satanas hinein?

Du setztest mit der Wage
Dich als ein Richter hin,
Und sahst doch unsre Tage
Vor unsrer Zeit Beginn,

Und hast uns doch gerufen
Und gabst uns freie Wahl!
Ich sag's vor deinen Stufen:
Du trägst die Schuld der Qual!

Anstatt mich zu verdammen
In ew'ge Höllenpein,
Schlag' mich, dein Werk, zusammen,
Laß wieder Nichts mich sein!

Der Abtheilung „Trauernde" folgt ein Abschnitt „Blätter aus Rom". Beide enthalten Bemerkenswerthes neben Mittelmäßigem und Bedeutungslosem, wie denn überhaupt Spreu und Weizen nirgends recht gesondert sind. Die „Blätter aus Rom" sind keine „Römischen Elegien" in Goethe's Sinn, sondern ihrem Stoffe nach mehr den „Venetianischen Epigrammen" zu vergleichen. Wir geben als Probe:

Götterwechsel.

Einmal war's ein Heidentempel;
Aus dem alten Bau
Trieb die marmorbleichen Götter
Unsre liebe Frau,

Setzte sich mit ihrem Sohne
Ueber den Altar,
Wunderthätig, segenspendend
Viele hundert Jahr';

Aber nun erschöpft die Fülle
Ihrer Wundermacht,
Sehnt sie sich, geschwärzt vom vielen
Weihrauch, nach der Nacht.

Ihre Priester zittern bange,
Daß die Heil'ge geht,
Wann ein neuer Götterodem
In die Halle weht.

Weiterhin folgen „Blätter aus Paris" und „Fabeln und Bildartiges", in welchem Abschnitt selbst der Tintenwischer auf höchst prosaische Weise gefeiert wird, während einige Fabeln einen dieser Gattung angemessenen kindlichen Ton anschlagen. „Balladen, Romanzen und Erzählungen" schließen sich an, deren einige und zwar die lesbarsten, ihren Stoff dem griechischen Alterthum entlehnen. Gerade in diesem Theile der Sammlung macht sich der Mangel einer ursprünglichen wahrhaft dichterischen Begabung am empfindlichsten fühlbar. Jeder Schwung der Phantasie fehlt, und auch der Ausdruck entbehrt einer eigenthümlichen poetischen Färbung.

Den erfreulichsten Theil der Gedichte bilden die in eleganten Distichen geschriebenen Liebes-Elegien: „Am Hechtsee". Den Beschluß macht eine in Hexametern verfaßte Bearbeitung des reizenden Märchens des Apulejus: „Amor und Psyche", welcher phantasievollen Erfindung des altrömischen Romandichters bekanntlich auch Rafael den Stoff zu seinen herrlichen Deckengemälden in der Farnesina entlehnt hat. Die Fischer'sche Bearbeitung liest sich fließend, aber sie ist nicht ohne Trockenheit, wie eine versificirte Inhaltsangabe zu jenen erwähnten Malereien. Um wieviel lebendiger, reizvoller, poetischer ist die in meisterhaften ottave rime geschriebene Bearbeitung desselben Märchens von dem verewigten Maler und Dichter Hugo von Blomberg!

E. von Wildenbruch's Heldenlied in drei Gesängen: „Sedan" (Nr. 8), ist eine von Mark und Feuer zeugende Dichtung. In zehnzeiligen, majestätischen Strophen, die bald wie Geschützdonner grollen, bald wie hallender Wogenschlag an das Ohr brausen, schildert der Sänger „den Tag der großen That". Die im zweiten und dritten Gesange eingeschalteten Episoden, wie werthvoll sie auch an und für sich sein mögen, hätte der Verfasser vielleicht besser gethan, zu unterdrücken. Der wuchtige Dreiklang seiner drei Gesänge wird durch diese zwei mitklingenden Intervalle in seiner unmittelbaren, fortreißenden Wirkung beeinträchtigt. Die ganze Dichtung hat etwas ungemein Straffes, Energisches, vorwärts Strebendes und Drängendes, sodaß man jene Episoden wie ein abschwächendes Ritardando in einem mächtig anwachsenden Crescendo empfindet. Kraftvolle Bilder und Gleichnisse geben den von frischer Begeisterung getragenen Schilderungen ein farbenprächtiges Colorit, das durch die Wahl volltönender Reime oft noch gesteigert erscheint. Die ersten besten Proben mögen dies bestätigen:

Wie ein Titan, der seine Ketten abwirft,
Stand auf das Unheil, schrecklich, riesengroß —
Wie eine Sündflut, die das Land hinabschlürft,
So strömten Männerscharen auf uns los.

Oder:

Vom Berge kam's — ein Brausen und ein Zischen —
Viel tausend Hufe donnernd wie ein Schlag,
Trompetentöne schmetterten dazwischen,
Gleich dem Posaunenruf am Jüngsten Tag.

Voran, auf ungestümen Berber-Rossen,
Chasseurs, von Algiers Sonne braun versengt,
Husaren, klirrend Glied auf Glied geschlossen,
Und Kürassiere hinterdrein gesprengt.

Oder:

Jung wie der Morgen, stark wie die Titanen,
Erwuchs das Volk blondlockiger Germanen!

Von den Klängen kriegerischen Aufruhrs und aus dem Donner der Schlachten wenden wir uns in die stille, sagenfrohe Welt des Märchens und der Romantik zurück. Von Wolfgang Müller's „Dichtungen eines rheinischen Poeten" (Nr. 9) liegt uns der fünfte Band vor, welcher „Prinz Minewin" und das „Märchenbuch für meine Kinder" enthält. Formgewandtheit und Phantasie zeichnen den Sänger in hohem Maße aus, dessen Märchen-Schöpfungen zu den anmuthigsten, sinnigsten und sonnigsten Gebilden dieser Gattung gehören, sodaß auch „die großen Kinder" nach wie vor mit stillem Vergnügen in diesem anheimelnden Sagenbuche blättern werden.

Emil Taubert.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von dem „Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen" von Ernst Gettke liegt der fünfte Jahrgang 1877 vor (Berlin, Selbstverlag der „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger"). Den Kern des Almanachs bildet ein Verzeichniß der sämmtlichen deutschen Bühnen, ihrer Vorstände und Mitglieder; hier und dort, bei diesem oder jenem Theater, sind auch die neu aufgeführten Stücke erwähnt. Doch fehlt in Bezug hierauf die Gleichmäßigkeit und Vollständigkeit. Ein Kalender mit den Geburts- und Todestagen namhafter Künstler und Schriftsteller, dem Datum erster Aufführungen classischer Stücke und moderner Opern, in Betreff der Vertreter der neuesten dramatischen Literatur ziemlich willkürlich und unvollständig redigirt, bildet die Ouverture des Almanachs. Die von

Joseph Kürschner zusammengestellte Chronologie des Theaters ist eine ausnehmend fleißige Arbeit; sie hatte diesmal über viele Jubiläen, diejenigen von Dingelstedt und Hülsen, Laube, Görner, Drüxler-Manfred u. a. zu berichten und unterzieht sich dieser Aufgabe mit Treue und Objectivität. Außerdem berichtet der Almanach über Genossenschaftsangelegenheiten.

— Von der „Allgemeinen deutschen Biographie" liegt der vierte Band vor (Leipzig, Duncker u. Humblot), welcher die gleichmäßige Durchführung des Unternehmens auf der einmal gewählten Grundlage von neuem bewährt. Es wird freilich schwer sein zu entscheiden, inwieweit auf den einzelnen Gebieten gleichberechtigte Größen nicht mit aufgenommen sind; denn sehr viele der Gelehrten, deren Lebenslauf wenn auch oft mit großer Kürze mitgetheilt wird, gehören der Specialwissenschaft an, und in jedem einzelnen Zweig kann nur der Fachmann entscheiden, ob nicht erwähnenswerthe Kräfte von gleichem Rang übergangen sind. Als besonders anziehend und auch eingehender heben wir aus dem vorliegenden Bande die Biographien der Mitglieder der Familien Cotta und Dalberg, außerdem diejenige Dahlmann's hervor. Die zahlreichen fürstlichen Christiane und Christophe, welche in der deutschen Geschichte eine größere oder geringere Rolle spielten, sind ausführlich dargestellt. Wir erwähnen noch die kurzen Biographien Clauren's und Cramer's und dann diejenigen Dawison's und der Crelinger, welche letztern beide von der Feder Joseph Kürschner's herrühren.

— Die „Gartenlaube" feiert mit dem Ende dieses Jahres ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum, da am 1. Januar 1853 die erste Nummer der „Gartenlaube" und zwar noch in sehr bescheidenem Format erschienen war. Glänzendere Erfolge als die „Gartenlaube" hat kein neueres journalistisches Organ aufzuweisen; sie verdankt dieselben der Energie und Umsicht des Herausgebers Ernst Keil, der das Volksthümliche und Gediegene zu vereinigen verstand und sich die tüchtigsten Mitarbeiter auf naturwissenschaftlichem und belletristischem Gebiet von Haus aus gesichert und ihre Zahl durch neuentdeckte frische Talente vervollständigt hat. Die „Gartenlaube" ist ein Weltblatt geworden und vermochte für anerkannte Schriftsteller Nationalpensionen, für zahlreiche Nothleidende höchst bedeutende Unterstützungen zu bewirken. Im ersten Jahre betrug die Zahl der Abonnenten 8000; im Jahre 1861 hatte die Auflage bereits die Höhe von 106000 erreicht, im Jahre 1866 setzte sie 142000 Exemplare um, im Jahre 1867 war sie auf 225000 gestiegen und hat jetzt die Höhe von 380000 Exemplaren erreicht. Der Druck wird durch 18 Dampfschnellpressen bewirkt, und an Papier werden in der Woche 167 Ballen 3 Ries verbraucht. Ein so günstiger Erfolg eines literarischen Unternehmens gehört nicht blos in Deutschland, sondern auch in Europa zu den Seltenheiten. Wie es in dem Sprichwort heißt: noblesse oblige, so kann man auch sagen: le succès oblige, und die „Gartenlaube" sowie ihr Leiter sind dessen stets eingedenk geblieben.

Ausländische Literatur.

Ein bedeutendes Werk politischen Inhalts ist das unter dem Titel „Les questions vitales" veröffentlichte von Léon Lefébure. Der Verfasser, in die Fußstapfen von Prevost-Paradol, de Tocqueville u. a. tretend, geht von der Ansicht aus, daß der Mechanismus einer complicirten Gesetzgebung an sich selbst unzulänglich sei, Frankreich seine ihm gebührende Stellung wiederzugeben; nicht sowol die äußern Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens bedürfen der Reform, als vielmehr die Gesellschaft selbst; die Krankheit, welche Frankreich aufzehre, sei der Mangel an einem energischen Willen. Er schreibt das Uebel dem von Napoleon I. ins Leben gerufenen Erziehungswesen zu, das er scharf tadelt, und schlägt vor, die Religion zum Schlußstein aller häuslichen und socialen Einrichtungen zu machen.

— Ch. Barthélemy hat der Charpentier'schen Sammlung von Autoren des 18. Jahrhunderts „Les confessions de Fréron, sa vie etc." einverleibt. Der einst berühmte Schriftsteller und Herausgeber des „Année littéraire", welcher den Ruhm genoß, die öffentliche Meinung mit den Encyklopädisten zu theilen, ist so wieder zu der ihm gebührenden Anerkennung gelangt. Eine ausführliche biographische Einleitung geht dem Werke voran, welches zerstreute Gedanken über verschiedene Fragen der Literatur, Philosophie und Kunst nebst Proben Fréron'scher Dichtung enthält.

— A. Jouault's „George Washington, d'après ses mémoires et sa correspondance", ist weniger Biographie des großen Helden, als eine Darstellung der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bestehenden Beziehungen Frankreichs und Englands zu Nordamerika.

— „Esquisses et croquis parisiens" von Bernadille sind pikante, saubere und kräftige Skizzen des pariser Lebens, die einen sehr gewandten Schriftsteller und Satiriker erkennen lassen, dem es jedoch nicht an edlerm Mitgefühl für die Geschicke der Menschen gebricht.

— In „Mon oncle Barbasson" von Mario Uchard wird der Polygamie das Wort geredet. Der Verfasser beschränkt jedoch das vorgeschlagene Experiment türkischer Sitten auf das südliche Frankreich.

— „Bosnie et Herzegovine" von Charles Yriarte ist ein schätzenswerther Beitrag zur brennenden Tagesfrage, in welchem der Verfasser zu dem unerfreulichen Schluß gelangt, daß, welche Reformen auch die Pforte ihren christlichen Unterthanen gewähren möge, die bestehenden Feindseligkeiten dieselben bleiben werden wie vorher und man früher oder später den Kampf mit vermehrter Heftigkeit von neuem beginnen werde.

Aus der Schriftstellerwelt.

In der Nacht vom 9. zum 10. December 1876 ist in Breslau, im Kloster der Barmherzigen Brüder, einer unserer Mitarbeiter, Dr. Edwart Kattner, gestorben, der ein vielbewegtes Journalistenleben geführt, in Bromberg und Berlin, Aachen und Breslau sich, stets literarisch thätig, aufgehalten und eine Zeit lang die „Aachener Zeitung" sowie später eine Zeitung in Oberschlesien redigirte. Ueberall stand dieser rastlos thätige und energische Autor auf der Warte, auf der er nach dem slawischen Osten ausspähte; die Ethnographie und Statistik desselben war sein eigentliches Gebiet, und mit besonderer Vorliebe behandelte er die Grenzdistricte, in denen eine germanische und slawische Bevölkerung mehr oder weniger im Culturkampfe lag. In zahlreichen Broschüren und Artikeln, von denen „Unsere Zeit" mehrere brachte, beschäftigte er sich mit den Zuständen in Ost- und Westpreußen, in Polen, in den russischen Ostseeprovinzen, in Ungarn; ein unermüdlicher Vorkämpfer des Deutschthums gegen Polen, Russen und auch Magyaren, bisweilen bis zu einer Erhitzung, welche vergaß, den Vorzügen der andern Nationalitäten ganz gerecht zu werden, immer aber optima fide, meistens auf dem Boden thatsächlicher Angaben stehend und als ein deutscher Patriot von Kopf zu Fuß. Er war so selbstverleugnend, so nur auf die Sache bedacht, daß er nie eine Sammlung seiner Artikel veranstaltet hat, in einer Zeit, wo so vielfach flüchtige Tageswaare aus Zeitungen und Zeitschriften zu stattlichen Bänden zusammengestellt wird. Und doch würde die Mehrzahl seiner Aufsätze sich leichter zu einem von gleichem Geist beseelten Ganzen reihen lassen als jene olla potrida, welche durch nichts als Heftung und Band des Buchbinders zusammengefaßt wird.

— Emil Kuh, bekannt als Kritiker, Herausgeber und begeisterter Anhänger Friedrich Hebbel's, starb am 30. December 1876 in Meran. Er war am 13. December 1828 zu Wien geboren, besuchte das Gymnasium daselbst bis 1846, widmete sich dem Handelsstande; doch bereits 1848 trat er aus dem Handlungsgeschäft seines Vaters aus und wurde als Journalist und Publicist thätig. Im Jahre 1854 war er Eisenbahnbeamter in Troppau geworden, eine Stelle, die er bis 1857 bekleidete. Später lebte er meist in Wien, wo er Vorträge hielt und später Professor an der Handelsakademie wurde. Die Herausgabe der „Sämmtlichen Werke Hebbel's" (12 Bde., Hamburg 1863—67) muß als sein literarisches Hauptverdienst betrachtet

werden. Eine größere Hebbel-Biographie ist von ihm nicht vollendet worden. In manchen seiner „Gedichte" herrscht eine stimmungsvolle Lyrik. Wenn man die jüdischen Kritiker in Talmudisten und Espritkritiker unterscheiden kann, so gehörte er den erstern an; er vertrat eine ernste, gediegene, aber ebenso oft einseitige und fanatische Kritik, welche nur gegen das geistig Wahlverwandte vollkommen gerecht sein konnte.

Bibliographie.

Angerstein, W., Frauennoth und Abhülfe. Eine Erörterung der Frauenfrage, herausgegeben von E. Janke. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 M.

Anzengruber, L., Der Schandfleck. Roman. Wien, Rosner. 8. 5 M.

Baier, A., Das Heidenröslein oder Goethe's Sessenheimer Lieder in ihrer Veranlassung und Stimmung. Heidelberg, Weiß. 8. 3 M.

Bauer, M., Kaiser Sigismund's Traum. Erzählendes Gedicht. Hamburg, Gaßmann. 16. 1 M.

Baumbach, R., Zlatorog. Eine Alpensage. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 3 M.

Beer, A., Maria von Ungarn. Tragödie. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Beldimano, A. A., Herr Karl Braun-Wiesbaden, der Tissot Romaeniens. Berlin, Mitscher u. Röstell. 1876. Gr. 8. 75 Pf.

Berthelot, M., Die chemische Synthese. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 25ster Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Björnson, B., Maria von Schottland. Historisches Schauspiel in fünf Acten. Nach dem norwegischen Original deutsch von E. Lobedanz. Diamant-Ausgabe. Berlin, Grote. 1876. 32. 2 M. 50 Pf.

Brackel, Ferdinande Freiin v., Nicht wie alle Andern. Aus fernen Landen. Zwei Novellen. Köln, Bachem. 8. 3 M. 30 Pf.

Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp. 1832—1848. Herausgegeben und eingeleitet von A. Kapp. Leipzig, O. Wigand. 1876. Gr. 8. 5 M.

Brinckman's, J., Ausgewählte plattdeutsche Erzählungen. 2ter Bd. Rostock, Werther. Gr. 16. 3 M.

Brockhaus, C., Jeremias Gotthelf, der Volksschriftsteller. Berlin, Springer. 8. 80 M.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. 10te verbesserte u. vermehrte Auflage. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Buxtorf-Falkeisen, Baslerische Stadt- und Landgeschichten aus dem 17. Jahrhundert. 3tes Heft: 1662—1700. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Conrad, M. G., „Mehr Licht". Kritische Betrachtungen über die Freimaurerei. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 75 Pf.

Deutschmann, J., Franz Kühn, weiland Hauptlehrer in Breslau. Ein Lebensbild. Breslau, Korn. 1876. 8. Gratis.

Dewall, J. van, Unkraut im Weizen. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M.

Fürstlich Württembergisch Dienerbuch vom IX. bis zum XIX. Jahrhundert. Herausgegeben von E. E. von Georgii-Georgenau. Stuttgart, Simon. Gr. 8. 6 M.

Dobbert, E., Das Wiederaufleben des griechischen Kunstgeistes. Vortrag. Berlin, Ernst und Korn. 1876. Gr. 8. 60 Pf.

Dohrn, H., Das Problem der Aufmerksamkeit. Eine psychologische Abhandlung. Schleswig, Bergas. 1876. Gr. 8. 1 M.

Dorn, H., Ergebnisse aus Erlebnissen. 5te Folge der Erinnerungen. Berlin, Liebel. Gr. 8. 3 M.

Ebers, G., Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 12 M.

Eckstein, E., Madeleine. Gedicht. Leipzig, Hartknoch. Gr. 16. 3 M.

— — In Moll und Dur. Gedichte. Leipzig, Hartknoch. Gr. 16. 6 M.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 105: Wolken des Wahnes. Original-Novelle von E. Fritze. Berlin, Behrend. 1876. 8. 1 M.

Elsaß-Lothringen, seine Vergangenheit — seine Zukunft. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Neue Erzählungen. Von J. Verfasser von „Geschichte eines jungen Mädchens". Aus dem Dänischen übersetzt von Elisabeth Longé. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 6 M.

Faucher, J., Vergleichende Culturbilder aus den vier europäischen Millionenstädten (Berlin — Wien — Paris — London). Hannover, Rümpler. Gr. 8. 8 M.

Frey, J., Neue Schweizerbilder. Erzählungen. Bern, Frobeen u. Comp. 8. 3 M.

Freytag, G., Die Ahnen. Roman. 4te Abth.: Marcus König. Leipzig, Hirzel. 1876. 8. 8 M.

Friedrich, E., Vielliebchen. Ein Märchen aus der Ritterzeit. Karlsruhe, Bielefeld. 1876. 16. 3 M.

Gottschall, R., Erzählende Dichtungen. 3ter Bd.: Maja. Ein Lotosblumenkranz. Dichtung. 2te Aufl. Breslau, Trewendt. 16. 1 M. 50 Pf.

Grebel, A., Darstellung und Kritik von Lessing's Fabeltheorie. Jena, Deistung. 1876. Gr. 8. 60 Pf.

Grimm, H., Goethe. Vorlesungen. 2 Bde. Berlin, Hertz. Gr. 8. 11 M.

Hahn, A., Ein Mann unserer Zeit: Paul Lindau. Berlin, Mahlo. 1876. Lex.-8. 50 Pf.

Hartmann, O., Briefe an eine Studentin. Zürich, Schmidt. 1876. Gr. 8. 80 Pf.

— — Moderne Idyllen. Zürich, Schmidt. 1876. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Heigel, K. T., Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karl's VII. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 8 M.

Hellwald, F. v., Der Islâm. Türken und Slaven. Acht Capitel aus der Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Herchenbach, W., Die Welt. Wanderungen über alle Theile der Erde. 1ster Bd.: Italien. I. Von der Tyroler-Grenze bis Venedig. Regensburg, Manz. 1876. 8. 1 M. 50 Pf.

Heß, W., Der Golf von Neapel, seine classischen Denkmale und Denkwürdigkeiten in Bildern aus dem Alterthum. Allen Italienfahrern und Alterthumsfreunden gewidmet. Leipzig, Weber. Gr. 8. 20 M.

Heuglin, M. T. v., Reise in Nordost-Afrika. Schilderungen aus dem Gebiete der Beni Amer und Habab, nebst zoologischen Skizzen und einem Führer für Jagdreisende. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 16 M. 40 Pf.

Hiller, F., Briefe an eine Ungenannte. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 4 M.

Hillern, Wilhelmine v., geb. Birch, Höher als die Kirche. Eine Erzählung aus alter Zeit. 1ste u. 2te Aufl. Berlin, Paetel. 16. 2 M.

Hölty, H., Aus der deutschen Götterwelt. Balladen. Hannover, Meyer. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Hunfalvy, P., Ethnographie von Ungarn. Mit Zustimmung des Verfassers ins Deutsche übertragen von J. H. Schwicker. Budapest. Gr. 8. 9 M.

Janssen, J., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. 1800—1819. Aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß dargestellt. Freiburg i/Br., Herder. Gr. 8. 6 M.

Jensen, W., Aus dem 16. Jahrhundert. Culturhistorische Novellen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Hoch 4. 20 M.

Joachim, A., Gestürzte Götzen. Erzählung. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1875. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Kiessling, G., Gedächtnissrede auf Ferdinand Ranke. Berlin, Weidmann. 1876. Gr. 8. 40 Pf.

Klunzinger, C. B., Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere. Stuttgart, Levy u. Müller. Gr. 8. 12 M.

Kogl, Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart. Wels. 1876. Gr. 16. 60 Pf.

Kolkmann, J., Die königlich preussische Staatsanwaltschaft und die freie Rede. Löbau W/Pr., Skrzeczek. 1876. Gr. 8. 75 Pf.

Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Biographien und Charakteristiken. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben. 1ste Abth.: Kunst und Künstler Deutschlands und der Niederlande bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. Unter Mitwirkung von W. Bode, O. Eisenmann, C. Lemcke etc., herausgegeben von R. Dohme. 1ster Bd. Leipzig, Seemann. Hoch 4. 25 M.

Lichterfeld, F., Illustrirte Thierbilder. Schilderungen und Studien nach dem Leben. Mit 30 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von G. Mützel, M. Hoffmann u. A. Bevorwortet von Bodinus. Braunschweig, Westermann. Lex.-8. 9 M.

Lindau, P., Wie ein Lustspiel entsteht und vergeht. Berlin, Grote. 1876. 16. 2 M.

Moltke, H. v., Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839. 2te Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn. 1876. Gr. 8. 8 M.

Müller, F., Kassel seit 70 Jahren, zugleich auch Hessen unter vier Regierungen, die westphälische mit inbegriffen. Geschildert auf Grund eigener Erlebnisse. Kassel, Hühne. 1876. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Riemann, W., Geschichte des 2. hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 76. Im Auftrage des Regiments zusammengestellt. Hamburg, Mauke Söhne. 1876. Gr. 8. 6 M.

Planta, P. C. v., Die Schweiz in ihrer Entwickelung zum Einheitsstaate. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Reuter, W., Geschichte der französischen Literatur. Mit Zugrundelegung des Werkes von A. Bougeault: „Précis historique de la littérature française" bearbeitet. Freiburg, i/Br., Herder. 1876. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Richter, G., Ueber Wesen und Ziele der Gymnasial-Bildung. Antrittsrede. Jena, Neuenhahn. 1876. Gr. 4. 30 Pf.

Samter, A., Gesellschaftliches und Privat-Eigenthum als Grundlage der Socialpolitik. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Schenkel, D., Die Grundlehren des Christenthums aus dem Bewußtsein des Glaubens im Zusammenhange dargestellt. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Schmeidler, W. F. C., Geschichte des Königreichs Griechenland. Nebst einem Rückblick auf die Vorgeschichte. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 8 M.

Schwebel, O., Kulturhistorische Bilder aus der alten Mark Brandenburg. Berlin, Weile. Gr. 8. 7 M.

Sepp, Görres und seine Zeitgenossen 1776—1848. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 9 M.

Sonnenburg, F., Der Bannerherr von Danzig. Eine deutsche Städtegeschichte. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 16. 4 M.

Spielhagen, F., Sturmflut. Roman in sechs Büchern. 3 Bde. Leipzig, Staackmann. 8. 15 M.

Teicher, F., Johann Freiherr von Wörth, kaiserlicher und churbayerischer General der Cavalerie. Augsburg, Jaumann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Thüngen, C. E. Freih. v., Dramaturgische Fragmente. Streifzüge im Gebiete der Theatergeschichte, Schauspielkunst, Bühnenleitung und Theaterzustände. Leipzig, Doufflet. 8. 2 M. 50 Pf.

Volkelt, J., Der Symbol-Begriff in der neuesten Aesthetik. Jena, Dufft. 1876. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wackernagel, W., Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch. 2te vermehrte u. verbesserte Auflage. 1ster Bd. 1ste Lfg. Basel, Schweighauser. Lex.-8. 2 M.

Wallner's allgemeine Schaubühne. 52ste Lfg.: Ludwig's XIV. Jugendliebe. Schauspiel. Mit freier Benutzung einer Novelle von A. E. Brachvogel von E. Volger. Erfurt, Bartholomäus. 1876. Gr. 8. 75 Pf.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Dorfleben im 18. Jahrhundert. Culturhistorische Skizzen aus Innerösterreich. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 1. Februar 1877.

Gesammelte historische Abhandlungen.

1. Drei Bücher Geschichte und Politik. Von Ottokar Lorenz. Berlin, Grieben. 1876. Gr. 8. 12 M.
2. Russische und baltische Charakterbilder aus Geschichte und Literatur von Julius Eckardt. Der „Baltischen und russischen Culturstudien" zweite völlig veränderte und vielfach vermehrte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1876. Gr. 8. 10 M.
3. Aus der Zeit Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's III. Abhandlungen zur preußischen Geschichte von Max Duncker. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1876. Gr. 8. 12 M.

Der geschichtliche Sinn hat bei dem deutschen Volke im Laufe der letzten Jahre eine höchst erfreuliche Anregung und Steigerung erfahren, und unverkennbar ist gegen früher der Kreis derjenigen beträchtlich erweitert worden, welche den sich schnell mehrenden neuen Errungenschaften der historischen Forschung ein lebendiges Interesse und dankbare Theilnahme entgegenbringen. Die frischere Empfänglichkeit des Publikums kann auch auf die Autoren nicht anders als erfrischend und anfeuernd einwirken: dieselben kommen ihrerseits den Lesern mehr entgegen und freuen sich, indem sie den Vortrag und die Behandlungsweise den Kreisen, zu denen sie reden und die von ihnen belehrt sein wollen, anpassen, den Eindruck und die Wirkung ihrer Arbeit nicht blos nach dem äußern Umfange, sondern auch nach der innern Energie mächtig gesteigert zu sehen. Wer gerade diese Seite unserer Literatur in ihrem Entwickelungsgange mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, der wird zugeben, daß das Verhältniß zwischen Publikum und Autoren, die zwischen beiden bestehende Wechselwirkung heutigentags wesentlich anders, wesentlich besser und für die Gesammtbildung der Nation fruchtbarer geworden ist, als es etwa vor einem Jahrzehnt noch war. Die Ursache dieser höchst erfreulichen, im Interesse beider Theile lange gewünschten Veränderung liegt aber keineswegs blos darin, daß die gewaltigen geschichtlichen Umwälzungen, deren Zeuge das jetzt lebende Geschlecht gewesen ist, und das durch die politische Arbeit der Gegenwart erzeugte Bedürfniß nach gründlicher historischer Orientirung die große Mehrzahl der Gebildeten für die Lehren der Geschichte empfänglicher gestimmt und für die Arbeiten unserer Historiker dankbarer gemacht haben, sondern es hat dabei ohne Frage auch der Umstand wesentlich mitgewirkt, daß durch den Einfluß der jüngsten Vergangenheit und die Anforderungen der Gegenwart unsere Geschichtschreiber, die in ihrer Mehrzahl bisher nur allzu sehr liebten, mit einer gewissen Vornehmheit nur für ihre Fachgenossen zu schreiben, überzeugt wurden, wie nothwendig es sei, zu dem Volke zu reden, und damit der von den eigentlichen Gelehrten misachteten populären Tendenz in der modernen Geschichtschreibung endlich zu ihrem Rechte verholfen haben. Zudem bot der Essay, der in unserer Literatur ja erst seit kurzem, aber gleich vollgültiges Bürgerrecht erworben hat, gerade dieser populären Geschichtschreibung eine Form, wie sie zur Erreichung des hier erstrebten Ziels passender kaum gedacht werden kann. Der historische und besonders der historisch-politische Essay hat denn auch in unserer geschichtlichen Literatur schnell eine sehr hohe Bedeutung erlangt, und man kann geradezu behaupten, daß in ihm die Form gefunden ist, durch welche der wissenschaftliche Neugewinn der historischen Forschung für die weitern Kreise der Gebildeten zugänglich und vielfach auch für die praktisch-politischen Aufgaben der Gegenwart nutzbar gemacht wird. Das glänzende, geradezu classisch zu nennende Vorbild, welches auf diesem Gebiete Heinrich von Treitschke gegeben, hat die dankenswertheste Nachfolge gefunden. Welch reiches Leben in diesem Gebiete herrscht, welche Mannichfaltigkeit sich da entwickelt und ein wie vielseitiger Gewinn daraus zu ziehen ist, das lassen von neuem die drei Sammlungen historischer Abhandlungen erkennen, welche uns heute vorliegen.

In die verschiedensten Zeiten und die ungleichartigsten Gebiete führen uns die „Drei Bücher Geschichte und Politik" von Ottokar Lorenz (Nr. 1), dem bekannten

wiener Historiker, dessen Namen seit seiner „Deutschen Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert" und dem unlängst in zweiter Auflage erschienenen ersten Bande von „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrhunderts" in der gelehrten Welt einen trefflichen Klang hat. Die meisten der hier vereinigten Abhandlungen sind schon anderweitig veröffentlicht worden; doch sind sie fast durchweg und zum Theil recht erheblich umgearbeitet und erweitert. Am wenigsten befreunden können wir uns mit dem Inhalte des dritten Buchs; die „Kritischen Untersuchungen zur Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts" sind von zu ausschließlichem Interesse für die Fachmänner, in Tendenz und Ton daher zu gelehrt, als daß sie in einer Sammlung, die sich doch an das große Publikum wendet, recht an ihrem Platze erscheinen sollten. Auch über manches Stück in dem zweiten Buch „Zur neuern und neuesten Geschichte" ließe sich mit dem Verfasser vielleicht rechten. Von selbständigem Werth ist da vor allem die Abhandlung über Kaiser Joseph II. und die belgische Revolution, welche eine bis dahin unbekannte, sehr reichhaltige und werthvolle Quelle, nämlich die Papiere des Grafen Joseph Murray, der seit 1781 Commandant der kaiserlichen Truppen in den Niederlanden war, zum ersten male verwerthet und daraus eine Fülle von neuen Zügen für die Kenntniß der großen Krisis gewonnen hat, durch welche der wahrhaft tragische Ausgang der im Sinne der Aufklärung reformeifrig vorgehenden Regierung Joseph's II. herbeigeführt wurde. Die warm und verständnißvoll geschriebenen Essays über Lord Palmerston und über König Ludwig I. von Baiern wird man auch an dieser Stelle gern wiederfinden. Die Abhandlungen über englische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts dagegen fallen, mit Ausnahme etwa der ersten, welche eine geistvolle Parallele zieht zwischen der Behandlung der englischen Geschichte durch englische und durch deutsche Historiker, mit besonderer Rücksicht natürlich auf Ranke, aus dem Rahmen der vorliegenden Sammlung ziemlich heraus, und die Skizze über das Wachsthum der englischen Verfassung ist doch allzu knapp und dürftig, als daß ihre Einreihung an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen könnte. Das ganze zweite Buch ist zu bunt und zu willkürlich gemischt; wir vermögen den die Einheit wahrenden leitenden Gedanken nicht mehr herauszuerkennen. Um so ungetheiltern und lebhaftern Beifall aber wird das erste Buch der vorliegenden Sammlung finden, das unter dem Titel „Staat und Kirche" eine Reihe von trefflichen historisch-politischen Essays über die Gestaltung des Verhältnisses der in unsern Tagen in neuem Kampfe liegenden beiden Gewalten darbietet: allein für dieses erste Buch will nur auch der Titel der ganzen Sammlung nicht passend erscheinen. Der erste Aufsatz behandelt das Verhältniß Kaiser Friedrich's II. zur römischen Kirche und zeigt, wie der zwischen Friedrich und Gregor IX. und Innocenz IV. entbrannte gewaltige Kampf vor allem deshalb ein so hohes Interesse beansprucht, weil in ihm der welthistorische Conflict zwischen Staat und Kirche in seiner reinsten Form zu Tage trat, und weil es sich hier am schlagendsten erwies, wie wenig selbst die höchsten Anstrengungen imperatorischer Gewalt ausreichend waren, die Kirche in diejenigen Bahnen zu leiten, welche dem Gedeihen und der Entwickelung des Staatslebens der Völker entsprechen. Die Summe der Untersuchung wird in dem für die Gegenwart doppelt lehrreichen Satz zusammengefaßt, daß nicht der Cäsarismus, sondern die innere Entfaltung der Völker allein jenes Maß zu setzen im Stande ist, welches den Staat und die Gesellschaft aus den Fesseln einer staatlichen Bevormundung befreien kann, wie sie das Zeitalter Innocenz' IV. bezeichnet: was in aller gigantischen Machtentfaltung Friedrich II. nicht vermocht, hat gleichzeitig in England eine ständische Opposition gegen die römischen Ansprüche allmählich, aber sicher durchgeführt. Der zweite mehr dem rein politischen Gebiete angehörige Aufsatz behandelt die wechselnde Gestaltung und Bedeutung, welche das Amt des Reichskanzlers und die Thätigkeit der von demselben geleiteten Reichskanzlei in dem alten Deutschen Reiche gehabt haben, und weist an der Hand der Geschichte den sinnvollen Einfluß nach, welchen die geschichtlichen Traditionen auf die Neubildung des deutschen Staats in unsern Tagen geübt, und der sich namentlich darin offenbart hat, daß mit dem deutschen Kaiserthum sofort auch das deutsche Reichskanzleramt wieder ins Leben getreten ist. Die übrigen Aufsätze beziehen sich dann wieder auf die großen kirchenpolitischen Fragen, deren endliche Lösung die vornehmste, aber auch schwierigste Aufgabe der nächsten Zukunft sein muß. Doch müssen wir darauf verzichten, an dieser Stelle von den höchst interessanten Abhandlungen über Papstwahl und Kaiserthum und über das Verhältniß der Bischofswahlen zur Kirchenfreiheit nähere Analysen zu geben, und möchten schließlich die Aufmerksamkeit unserer Leser wie auf die ganze Sammlung, so namentlich auf die aus reichen amtlichen Materialien schöpfende Darstellung lenken, die von dem Kampfe der Jesuiten gegen die Gründung der österreichischen Staatsschule gegeben wird.

Auch in den „Russischen und baltischen Charakterbildern aus Geschichte und Literatur", von **Julius Eckardt** (Nr. 2), begrüßen wir, zum Theil wenigstens alte Bekannte, freilich in wesentlich veränderter Gestalt und auch in neuer Gesellschaft: auf dem Titel selbst wird der vorliegende stattliche Band als „der russischen und baltischen Culturstudien zweite, völlig veränderte und vielfach vermehrte Auflage" bezeichnet. Der Namen Julius Eckardt's ist mit der jüngsten Vergangenheit der russischen Ostseeprovinzen so eng verflochten; der Träger desselben hat in dem Kampfe für die Bewahrung der alten Rechte und Freiheiten seiner Heimat eine so hervorragende und so verdienstvolle Rolle gespielt, daß alle, die für jenen von dem großen Körper getrennten Zweig des deutschen Volks ein Herz haben, diese Neubearbeitung jener ältern Studien mit dem lebhaftesten Dank begrüßen werden. Auf der andern Seite sichert die steigende Bedeutung, welche die politische, sociale und geistige Entwickelung Rußlands in unsern Tagen auch für den Westen Europas gewonnen hat, den Darstellungen eine warme Theilnahme, die uns hier von einer Meisterhand in Betreff der jüngsten Entwickelung Rußlands entworfen werden. Rein historischen Inhalts ist eigentlich nur die sehr umfängliche Biographie Ernst Gideon von Loudon's, des berühmten Feldherrn, welcher, anfangs in russischen Diensten stehend,

von dem preußischen Könige abgewiesen, unter Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art sich in der österreichischen Armee von Stufe zu Stufe emporschwang, sodaß ihn schließlich das einstimmige Urtheil seiner Zeitgenossen für den würdigen Nachfolger des großen Eugen von Savoyen erklärte und in ihm den einzigen ebenbürtigen Gegner des großen Preußenkönigs erkannte. Mit wohlthuender Wärme geschriebene Biographien schildern das Leben und Wirken zweier um die russischen Ostseeprovinzen hochverdienter Männer, Albert Hollander's, des Gründers und langjährigen Leiters der berühmten Erziehungsanstalt zu Birkenruh, und Ferdinand Walter's, des „Pastors der Pastoren", des allgeliebten Leiters der protestantischen Kirche seiner livländischen Heimat. „Eine livländische Spukgeschichte" eröffnet uns einen überraschenden Blick in die an epidemischen Wahnsinn streifende religiöse Schwärmerei, welche sich um die Zeit der großen europäischen Krisis, 1814, eines Theils des livländischen Landadels bemächtigt hatte. Alle übrigen Aufsätze beschäftigen sich mit Rußland. Zuerst wird uns im Anschluß an seine Autobiographie Philipp Wigel, „der deutsche Nationalrusse", geschildert, ein Mann deutscher Abkunft, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht, sein Deutschthum zu verleugnen, gegen den für Rußland bedrohlichen fremden und namentlich deutschen Einfluß zu eifern und russischer als der patriotischste Russe zu sein. Eine sehr lehrreiche Skizze behandelt die altgläubigen Sektirer in Rußland, Oesterreich und der Türkei, und weist in dem eigenthümlichen Treiben derselben einen Factor nach, dem gegebenenfalls eine gewisse Einwirkung auf politische Fragen nicht zu entziehen sein wird. Der hochverdiente P. L. Leontjew wird zum Mittelpunkt einer Schilderung der russischen Presse, aus der wir zwar mit Ueberraschung, aber vollkommen überzeugt, lernen, daß die Presse in Rußland thatsächlich zu einer viel entschiedenern Geltung gelangt ist, welche machtvoller auf die Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten einwirkt, als in irgendeinem westeuropäischen Staate. Die „neue Formel der Civilisation" führt uns mitten hinein in die große, noch in voller Entwickelung begriffene Frage nach der Emancipation der Bauern: die einst vielgepriesene „Entdeckung" des Herrn von Harthausen, der als die Grundlage und das Heil der russischen Agrarverhältnisse den angeblich uralten, national-russischen „Gemeindebesitz" entdeckt haben wollte, wird in ihrer gänzlichen Halt- und Grundlosigkeit nachgewiesen und zugleich gezeigt, wie sich um dieses Phantom eine förmliche Gemeinde russischer Socialpolitiker gesammelt hat, deren Widerstand das große Werk der Bauernbefreiung unendlich erschwerte. Am meisten Interesse dürfte für die Leser gerade d. Bl. die Abhandlung über Iwan Turgénjew, den ja auch bei uns eingebürgerten und beliebten russischen Novellisten, und dessen Zeitgenossen haben, aus welcher man nicht blos für die Würdigung Turgénjew's und seiner hochbedeutenden Stellung in der russischen Literatur der Gegenwart einen neuen Standpunkt, sondern auch einen überraschenden Einblick gewinnt in das reiche und mächtige, dabei nachdrücklich auf das Publikum einwirkende Leben, das in der schönen Literatur Rußlands während der letzten Jahrzehnte geherrscht hat.

Wenn der wissenschaftliche Werth und Gewinn an besserer Erkenntniß bisher ungenügend gekannter Verhältnisse und unrichtig aufgefaßter Thatsachen zum Maßstabe genommen wird, so gebührt unter den drei hier zusammengestellten Werken der Sammlung von Aufsätzen zur preußischen Geschichte ohne Frage der Preis, welche Max Duncker, der hochverdiente Verfasser der berühmten und in ihrer Art geradezu classisch zu nennenden „Geschichte des Alterthums", unter dem Titel „Aus der Zeit Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's III." (Nr. 3) vereinigt hat. Die unter diesem Titel zusammengefaßten sechs Arbeiten, die auch sämmtlich schon anderwärts gedruckt gewesen sind, vertheilen sich zu gleichen Theilen auf die beiden genannten Regierungen. Von den drei auf die Zeit Friedrich's des Großen bezüglichen Abhandlungen ist die über die Besitzergreifung von Westpreußen nicht blos äußerlich die umfangreichste, sondern auch die sachlich werthvollste. Mit erschöpfender Benutzung der ganzen sehr reichhaltigen Literatur und Heranziehung vieler bisher unzugänglicher Documente des preußischen Staatsarchivs — bekanntlich war Max Duncker eine Reihe von Jahren hindurch Director der preußischen Staatsarchive — entwirft diese Abhandlung ein klares, urkundlich beglaubigtes Bild von den vielfach verschlungenen Verhandlungen, durch welche 1772 die erste Theilung Polens zu Stande gebracht wurde; die Anklagen, welche Unkenntniß auf der einen und Parteileidenschaft auf der andern Seite wegen seines Antheils an der Theilung Polens gegen Friedrich den Großen lange Zeit zu schleudern liebten, sind nun abermals und hoffentlich endgültig widerlegt. Eine andere Arbeit gibt eine scharf eindringende Kritik der landläufigen Darstellung der Schlacht bei Kollin, wonach des Königs eigenmächtige Abweichung von dem anfangs festgestellten Schlachtplan die Niederlage veranlaßt haben soll, und weist nach, daß die Katastrophe vielmehr durch den im Widerspruch mit den Dispositionen des Königs zu frühzeitig erfolgten Angriff des linken Flügels veranlaßt worden ist, der eine totale Verschiebung der Schlachtreihe herbeiführte. Die Darstellung, welche Friedrich selbst von dem Kampfe gegeben hat und die nach der gewöhnlichen Ansicht die Schuld von ihm selbst auf andere abzuwälzen gesucht haben soll, erweist sich als die allein richtige und in jedem Zuge wahrheitsgetreue. Die den Band eröffnende Studie über „Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich" führt den Beweis, daß die „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe" nicht, wie man gemeinhin annimmt, 1736, sondern erst 1738 verfaßt sind und daß der Gedanke dazu dem Kronprinzen hervorging aus der gefährdeten Lage, in der sich Preußen damals befand angesichts des Zusammengehens von Oesterreich und Frankreich in der Jülich-Bergischen Frage und der thatlosen Gleichgültigkeit der Seemächte gegenüber dieser das Gleichgewicht Europas bedrohenden Verbindung.

Die zweite Gruppe der Duncker'schen Abhandlungen zur preußischen Geschichte, welche sich mit Fragen aus der Zeit Friedrich Wilhelm's III. beschäftigt, bringt eine Reihe höchst werthvoller Forschungen zur Geschichte des Zeitalters der Befreiungskriege. Auf Grund eines reichen archivalischen Materials zeichnet Duncker zunächst die Zu-

stände Preußens während der französischen Occupation (1807—13); unsere Kenntniß jener schweren Zeit und der Entstehungsgeschichte der großen Entschlüsse, die den Befreiungskrieg ins Leben riefen, ist seit langer Zeit nicht so wesentlich gefördert worden, wie durch diese Abhandlung, die eine Fülle neuer Thatsachen aufdeckt und der wir den ersten Platz einräumen müssen. Die zweite Abhandlung führt den Nachweis, daß Preußen nach der Katastrophe von 1806 im ganzen an Frankreich weit über eine Milliarde, nämlich 1,020,299,494 Frs. an Kriegsentschädigung gezahlt hat, d. h. eine Summe, die für jene Zeit und für die damaligen Zustände Preußens viel mehr bedeuten will als die fünf Milliarden, die Frankreich 1871 an Deutschland zu zahlen hatte. Die letzte Abhandlung endlich beschäftigt sich mit der neuerdings viel berufenen Mission des Obersten von dem Knesebeck nach Petersburg; sie zeigt, daß Knesebeck späterhin durchaus mit Unrecht das Verdienst für sich in Anspruch genommen hat, dem Kaiser Alexander den 1812 entscheidend gewordenen Feldzugsplan — steten Rückzug ins Innere Rußlands — an die Hand gegeben zu haben. Duncker begegnet sich hier mit den verwandten und zu ähnlichen Resultaten führenden Untersuchungen Max Lehmann's; man sieht, wie die bei uns eingebürgerte Darstellung der Befreiungskriege noch der eingehendsten kritischen Prüfung bedarf, wie viel Mythe und — Fälschung da noch zu beseitigen ist.

Hans Prutz.

Neue Romane und Novellen.

1. Durch eigene Kraft. Roman aus der niederländischen Gesellschaft. Dem Niederländischen des H. J. Schimmel frei nacherzählt von C. Bentlage (Walter West). Drei Bände. Jena, Costenoble. 1876. 8. 10 M. 50 Pf.
2. Dunkle Punkte. Erzählung von Ernst Fritze. Berlin, Behrend. 1876. 8. 1 M.
3. „Lady Hetty". Roman aus dem schottischen und australischen Leben. Von C. M. Caird. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1876. 8. 8 M. 70 Pf.
4. Aus der Sommerfrische. Erzählungen von Emil Frommel. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1877. 8. 1 M. 50 Pf.

Ganz allein „durch eigene Kraft" sich eine geachtete Stellung in der Welt zu erringen, ist, wenn wir jene Phrase wörtlich nehmen, in der Wirklichkeit fast ein Ding der Unmöglichkeit; nehmen wir es aber mit dem Wortlaut nicht so genau, nennen wir denjenigen, der durch Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, unterstützt von Gesinnungsgenossen, nach vielen Mühen und Kämpfen emporgekommen ist, einen self-made-Mann, so kann uns der Held des vorliegenden Romans „Durch eigene Kraft" (Nr. 1) als solcher ein Vorbild sein. Es ist zwar nur ein armer niedrig geborener Gutsverwaltersohn, aber desto mehr imponirt uns gleich bei seinem ersten Auftreten die Sicherheit der eigenen Ueberzeugung, der jugendliche Trotz, welcher sich keinem Machtgebote der Hochgeborenen unterwerfen will. Der Autor hat es verstanden, seiner Lieblingsfigur Leben und Farbe zu geben, die sich durch Originalität vor andern mehr schablonenhaften Romanfiguren auszeichnet, welche uns heutzutage in Hunderten von Erzählungen als Vorbilder männlicher Entschlossenheit vorgeführt werden. Wir begegnen in diesem etwas weit ausgesponnenen Roman überhaupt keinen Schablonen; alle Charaktere und Figuren, die uns entgegentreten, fordern unser Interesse durch die psychologisch feine Zeichnung des Autors heraus, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die den deutschen Lesern wenig bekannte holländische Scenerie ihr Theil dazu beitragen mag, daß mehr oder weniger bekannte Figuren nur in einem fremdartigern Lichte als gewöhnlich erscheinen. Jedenfalls fühlt der aufmerksame Leser heraus, daß der Autor den besten Willen hat, sein Talent, welches sich über die Grenze der Mittelmäßigkeit erhebt, nicht durch Schnellfertigkeit und Schnellschreiberei vorzeitig zu Grunde zu richten; vielmehr bemüht er sich ernstlich, die höchsten Ziele, welche einem Romandichter vorschweben, zu erreichen. Er will das Leben zeichnen, wie es ist, und doch zugleich kein Photograph, sondern ein Maler sein, welcher in echt künstlerischer Weise die nebensächlichen Momente fallen läßt, um den wichtigern und wichtigsten volle Aufmerksamkeit zutheil werden zu lassen. Dieses Bestreben des Verfassers ist sehr anerkennenswerth. Indem wir dies lobend hervorheben, müssen wir aber auch andererseits leider zugestehen, daß die Kraftanstrengungen des Autors nicht ganz verborgen geblieben sind, daß man sehr häufig bemerkt, wie er vergeblich ringt und strebt, gewisse Effecte zum richtigen Ausdruck zu bringen. Wir wissen nicht, ob dieser Roman ein Erstlingswerk ist; jedenfalls aber scheint uns das Talent des Schreibers nicht groß genug zu sein, ein so groß angelegtes Kunstwerk künstlerisch zu concipiren und harmonisch auszuführen. Daher stammt auch wol das wechselnde, bald geringe, bald größere Interesse, welches wir an dem Fortschritt der Handlung und den eingeflochtenen Episoden nehmen. Im allgemeinen — auf Specielles einzugehen fehlt der Raum — kann man von der Handlung sagen, daß sie in dem ersten und zweiten Band viel zu breit angelegt und fortgeführt ist, während sie im dritten ein schnelles und überhastetes Ende nimmt. Wenn der geneigte Leser die ersten beiden Bände geduldig durchblättert hat, wird ihn der dritte in nicht geringe Spannung versetzen, weil in diesem sich die Knoten eigentlich erst zusammenschlingen, um dann plötzlich und schnell wieder aufgelöst, respective durchgehauen zu werden. Wir wissen nicht, wie viel des Lobes und Tadels, den wir genöthigt waren auszusprechen, auf Rechnung des Bearbeiters zu setzen ist; jedenfalls ist die deutsche Uebersetzung geläufig und flott.

Die Erzählung „Dunkle Punkte" (Nr. 2), welche auf dem Umschlag als Novelle, auf dem Titel als „Erzählung" bezeichnet ist — eine zu tadelnde Zweideutigkeit, da doch ein Unterschied zwischen „Novelle" und „Erzählung" besteht — rechnet sich zu den „Eisenbahnunterhaltungen" und verdient als solche die Aufmerksamkeit aller Reisenden, welche sich in angenehmer Weise die Zeit

während einer langen Fahrt vertreiben wollen. Die Erzählung spielt in der Gegenwart, hauptsächlich in den geschäftlichen Kreisen, und ist reich an spannenden Kapiteln und beliebten Criminal- und Selbstmordeffecten. Gute und böse Menschen liegen miteinander im Kampf, und endlich siegt die Tugend und das Laster ertränkt sich. Der gewandte Autor versteht es, ein altes Thema in neuen Variationen genießbar zu machen. Nicht nur die Phantasie, sondern auch Geist und Gemüth des Lesers werden bisweilen durch anmuthige Schilderungen und Reflexionen angeregt, wenn auch im allgemeinen der crasse Effect die Hauptrolle spielt. Als angenehme Unterhaltung in unfreiwilligen Mußestunden sei das Büchlein jedermann empfohlen.

Ernstere Aufmerksamkeit verlangt hingegen in hohem Maße der Roman „Lady Hetty" (Nr. 3). Dieser in England unter dem Titel „Novantia" mit großem Beifall aufgenommene Originalroman eines Pseudonymus ist von der Schriftstellerin Helene Lobedan ganz vortrefflich verdeutscht worden und wird demzufolge ohne Zweifel denselben Zauber auf die deutschen Leser ausüben wie auf die englischen. Ich gebrauche absichtlich das Wort „Zauber", um mich eines eindringlichen Ausdrucks zu bedienen. Wer freiwillig oder unfreiwillig genöthigt ist, viele Romane und Erzählungen durchzulesen und kritisch zu betrachten, macht leider die trübe Erfahrung, daß die Qualität der Romane mit der Quantität auch nicht im entferntesten Schritt zu halten vermag. Es mag wol daher kommen, daß so viele Autoren ums liebe Brot schreiben und nicht in der Lage sind, sich die durchaus nothwendige Muße zur Ausarbeitung ihrer groß angelegten Arbeiten zu nehmen. Wäre es umgekehrt, würden vielleicht manche Talente weit angesehener sein; wie aber die Sache einmal liegt, herrschen die Producte, welche nach der Schablone gearbeitet sind, vor, und selbst diejenigen Erzählungen, welche sich vor der Masse auszeichnen, sind meistens von dem Bestreben angekränkelt, es jedem recht machen zu wollen, dem Könige und dem Arbeiter, dem Geschäftsmanne und dem Gelehrten, um einen möglichst großen Leserkreis zu gewinnen. Wer wie gesagt viele Romane und Novellen liest, wird allmählich etwas apathisch gegen die stets wiederkehrenden, sich ähnlich sehenden Handlungen nebst den dazu gehörigen allbekannten Ingredienzen, wird aber dagegen doppelt erfreut sein, wenn er auf einen Roman trifft, der so ganz und gar aus dem üblichen Gleise herausgewichen ist und neue Gefühle und Anschauungen im Herzen und im Geiste des Lesers zu erwecken sucht. Kommt nun noch hinzu, daß der Autor über ein eminentes Talent der Darstellung verfügt und eine freimüthige tendenzlose Gesinnung desselben sich in der Erzählung geltend macht, so kann man getrost das Erscheinen eines solchen Romans ein literarisches Ereigniß nennen. Alles Gesagte trifft meiner Meinung nach bei dem Romane „Lady Hetty" zu, und ich will es versuchen in Kürze meine Ansicht zu begründen.

Es handelt sich hier um keine gewöhnliche Liebesgeschichte, noch viel weniger um eine Geschichte, die mit einer Heirath endet, und noch wunderbarer erscheint es, daß die beiden Liebenden: Lady Hetty, die schottische Landedeldame, und Sir Francis, den Prediger ihres Bezirks, innige Liebe verbindet, daß sie es aber niemals zu einer directen Erklärung derselben kommen lassen. Sir Francis ist der Sohn eines in früherer Zeit nach Australien Deportirten, ist in jenem fernen Welttheile geboren und später von seinem Vater nach England geschickt worden, um hier zu studiren. Er thut es und wendet sich aus mancherlei Rücksichten der Theologie zu, weil er als Pfarrer Trost zu finden glaubt und Hülfe, um die angebliche Schande des allzu hart zum Verbrecher gestempelten Vaters ruhig und mit Demuth zu ertragen. Er hat gewissermaßen mit den Freuden und Ehren dieser Welt, die ihm unzugänglich erscheinen, abgeschlossen, aber er hat dies nicht als verbitterter Misanthrop und Weltverächter aus Zwang gethan, sondern er empfindet sein Unglück, wie aus der Skizze einer seiner Predigten, die uns mitgetheilt wird, hervorgeht, als die consequente Folge des Fehltritts seines Vaters. Es würde hier zu weit führen, auf die Parallele näher einzugehen, welche er selbst zwischen sich und Esau aufstellt, welcher letztere in seinem Alter für eine Jugendschwäche so sehr büßen muß, während der gesittete schlangengleiche Jakob mit irdischem Glück von Gott gesegnet wird. Die Folgerung aber, welche Francis aus seiner eigenen Geschichte und der Esau's zu ziehen sich berechtigt glaubt, ist die feste Glaubensansicht, daß irdisches Glück und Unglück von der Vorsehung gewissermaßen nach andern Grundsätzen vertheilt wird, als der unscheinbare und doch so sehr beseligende ideale Lohn wahrer Tugend. Mag man über diese Anschauung denken, wie man will, der Träger einer solchen verdient, besonders im Hinblick auf den gäng und geben Moralgemeinplatz, daß jede Tugend auch auf Erden ihren Lohn findet, unsere Achtung und mehr noch, unsere Bewunderung, wenn er bethätigt, was er denkt und spricht. Und das thut Francis, er bewahrt vor allen Dingen in der schwersten Prüfungszeit, in der Zeit leidenschaftlichster Liebe, seine Grundsätze und seinen Charakter. Er liebt schon kurze Zeit nach seiner Anstellung in Brorinderden, dem schottischen Dorfe, die Landedelmannstochter Lady Hetty, welche mit ihrer Stiefmutter und Schwester auf einem benachbarten Schlosse wohnt. Was ist Lady Hetty? Ist sie eine eitle Weltdame oder eine hartherzige Kokette, welche die Liebe Francis' unerwidert läßt? Nein. Wohl selten hat ein Autor es verstanden, uns mit wenigen Strichen ein so liebes, unschuldiges und schelmisches Mädchenbild in unsere Phantasie zu weben, wie Caird es in diesem Falle thut. Aber wie jedes lebensvolle Bild Licht und Schatten haben muß, so besitzt auch Hetty Schwächen, welche einem gewöhnlichen Romancier wol kaum als solche erscheinen würden, da sie in der Wirklichkeit häufig übersehen und bisweilen sogar als Tugenden aufgefaßt werden. Die Schwäche des schönen und geistreichen Mädchens besteht darin, daß sie überkommene Gewohnheiten und Vorurtheile ihres Standes und der scheinfrommen englischen Gesellschaft gedankenlos in sich aufnimmt und fortwirken läßt. Sie ist zwar voll tiefinnerlichen frommen Gefühls, aber ihre Worte und Handlungen (Tractätlein vertheilen u. s. w.) unterstützen die gedankenlose althergebrachte Scheinfrömmigkeit. Diese Schwäche wird vom Autor nur ganz fein angedeutet, und Hetty erscheint uns daher schon gleich im Beginne des Romans als die liebenswürdigste junge Dame, welche uns kaum lieber werden

kann, wie wir meinen. Sobald jedoch Francis erscheint, erkennen wir den trennenden Unterschied der beiden edeln Wesen. Er, der Mann, welcher alles Glück und den Flitter der Welt von sich abzustreifen sucht und mit hellen Geistesaugen nach dem edelsten Besitz, dem der religiösen Wahrheit, strebt; sie, das Weib, welches beherrscht ist von frommen, aber unklaren Gefühlen, Menschensatzungen für Wahrheit nehmend und trotz derselben, oder vielmehr durch dieselben, mit allen Fasern anmuthiger Sinnlichkeit an den erlaubten Freuden und dem Glanze dieser irdischen Welt hängend. Das unbegreifliche Etwas, die Liebe, verbindet ihre beiden Seelen. Sie fühlen, sie wissen es beide — und sie verloben sich nicht, obgleich weder der Verlobung noch der Heirath bedeutende Hindernisse in dem Weg zu stehen scheinen. Hier bewährt sich der Autor als meisterhafter Psycholog; er läßt nicht zwei Menschen sich lieben und heirathen, schließt dann das Buch und bekümmert sich dann nicht weiter darüm, wie die beiden Liebenden sich in der Ehe miteinander abfinden, sondern er stellt uns meisterhaft dar, wie die beiden unter dem Schutze der Liebe in Gefühlen und Anschauungen immer näher und näher kommen, bis sie sich fast ganz ähnlich werden. Auf diesem Punkte bricht die Erzähluug plötzlich ab. Der Autor überläßt es dem Leser, entweder das holde liebliche Bild der Seelenharmonie zwischen den Liebenden sich auszumalen, oder eine zukünftige prunkvolle Heirath und Ehe nebst obligater prosaischer Nachkommenschaft ins Auge zu fassen.

Und das ist die ungefähre Wiedergabe der ganzen Erzählung? fragen gewiß manche Leser erstaunt. Ich habe nur auf den rothen Faden hindeuten wollen, der durch die Erzählung läuft. Lady Hetty und Francis bringen ihre Zeit nicht damit hin, über Seelenharmonie zu disputiren; auch der Autor thut es nicht, sondern er deutet nur an, was ich in doctrinärer Weise habe erzählen müssen. Nein, nichts von Doctrinen, nichts von aufdringlicher Reflexionsseligkeit findet man in diesem lebensvollen abenteuerreichen Romane. Wie schon aus dem Titel hervorgeht, spielt er in Schottland und Australien, und Sir Francis lebt zuerst dort, dann hier, dann wieder in England. Das Geschick spielt ihm wacker mit, während Hetty auf ihrem Schlosse sitzt und sein Angedenken in sich wach erhält. Aber es würde zu weit führen, hier die reich gegliederte Handlung, die zahlreichen Episoden zu erläutern. Was ich noch zu sagen habe, muß der freundliche Leser als mein unmaßgebliches Urtheil über die Befähigung und das Talent des Autors hinnehmen. Ich glaube jedoch, dieses Urtheil wird jeder unbefangene Leser des Romans zu dem seinigen machen. England hat einen neuen Romancier hervorgebracht, der vielleicht dazu auserwählt ist, sich jener glänzenden Reihe erhabener Talente, einem Thackeray, Dickens, Bulwer u. s. w. ebenbürtig gleichzustellen. Noch fehlt Caird etwas dazu, nämlich die vollendete technische Meisterschaft, obgleich er auch hierin schon mehr leistet als viele seiner Collegen. Ich vermisse aber in dieser Beziehung vor allem eine gleichmäßige Ruhe in der Erzählung, der Verfasser wird noch zu häufig durch den Gegenstand, welchen er objectiv darstellen will, zu subjectiver Begeisterung hingerissen. Aber dies ist kein nennenswerther Fehler in einem Erstlingswerk, mit dem wir es hier ohne Frage zu thun haben. Im übrigen besitzt der Roman alle Eigenschaften eines geistvollen und originellen Kunstwerks. Situationen und die zahlreichen Charaktere sind neu und doch so frisch, als ob sie aus der Wirklichkeit herausgegriffen sind, die letztern insbesondere sind psychologisch meisterhaft ausgemeißelt. Neben dem tiefen Ernst, der der Erzählung zu Grunde liegt, finden wir eine Fülle urwüchsigen Humors, der dem von Boz wahrlich nichts nachgibt. Auch die Geisel der Satire wird über den Häuptern der scheinheiligen Gewohnheitsreligion und dem ebenso oberflächlicheu Weltchristenthume geschwungen, daß man trotz des Ernstes über die tragikomischen Capriolen der Gegeiselten lachen muß. Die Schilderung der verschiedenen Scenerien in Schottland, England und Australien ist packend und versetzt den Leser sofort in medias res, ebenso wie der Fortgang der Handlung ein stets spannender ist, wenn er auch nicht jener Breite entbehrt, die wir bei keinem englischen Schriftsteller von Geist entbehren und entbehren möchten. Vor allem aber sei zum Schluß noch hervorgehoben, daß dieser Roman durchaus kein religiös-confessioneller ist. Jeder Leser, welchem Lande und welcher Confession er auch angehören möge, wird überall durchsichtige Klarheit finden. Möge dieser Roman deshalb eine recht große Verbreitung auch in Deutschland finden.

Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Diese Erfahrung macht der Kritiker oft, wenn er ein ihm liebgewordenes Buch aus der Hand legt und das folgende zur Hand nimmt. O, hätte Pastor Frommel sich doch nie einfallen lassen, Erzählungen schreiben zu wollen, ich wäre dann nicht in meine jetzige verzweifelte Lage gerathen. Mit gutem Gewissen kann ich kein anderes Urtheil hinschreiben, als daß die Erzählungen: „Aus der Sommerfrische“ (Nr. 4) die fadeste Collection frömmelnder Anekdoten ist, welche mir seit Jahren vorgekommen. Ich will ja niemand das Recht streitig machen, Erzählungen zu schreiben, besonders wenn er vorher weiß, daß er eine gewisse Anzahl ihn verehrender Leser haben wird, aber der Autor möge dieselben mit einer bezeichnenden Etikette versehen, damit alle Uneingeweihten oder solche, welche sich an ähnlichen Geschichten schon den Geschmack verdorben haben, ihnen ausweichen können. Die vorliegenden Erzählungen haben sämmtlich keine Pointen, desto mehr aber von jenem süßlichen, in alterthümlichen Redewendungen und Wortbildungen sich bewegenden Humor und von jener flachen Moral, welche Ammen so gerne anwenden, um unartige Kinder zu schrecken. Die Redeweise des Verfassers ist durchaus pastörlich und erinnert nicht an eine sommerfrische Waldluft, vielmehr an die dumpfige Atmosphäre einer geheizten Kirche im Winter. Irgend poetischen oder ästhetischen Werth hat der Inhalt des Buchs nicht.

Oskar Riecke.

Revue des Literaturjahres 1876.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Von größern und allgemeinern Werken auf dem Gebiete der Geschichte der deutschen Literatur ist blos E. Höfer's „Deutsche Literaturgeschichte für Frauen und Jungfrauen" und die neunte Auflage von Barthel's „Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit" zu verzeichnen. Dagegen sind viele Schriften über einzelne Perioden oder Zweige der deutschen Literatur erschienen.

Zur ältern deutschen Literatur: W. Wackernagel: „Altdeutsche Predigten und Gebete aus Handschriften", mit Abhandlungen und einem Anhang; „Der Nibelunge Nôt, mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet, den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuche", herausgegeben von K. Bartsch, zweiter Theil, erste Hälfte; P. Anzoletti: „Zur Heimatfrage Walther's von der Vogelweide"; K. W. Piderit: „Bilder aus Parcival"; C. Schmidt: „Ist Gottfried von Straßburg straßburger Stadtschreiber gewesen?"; „Die Lieder der ältern Edda", herausgegeben von K. Hildebrand; M. Rieger: „Die alt- und angelsächsische Verskunst"; W. Lüngen: „War Hartmann von Aue ein Franke oder ein Schwabe?"; F. Vogt: „Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter"; F. Bobertag: „Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland (erste Abtheilung, erster Band, erste Hälfte); L. Braunfels: „Kritischer Versuch über den Roman Amadis von Gallien"; J. Bächthold: „Hans Salat, ein schweizer Chronist und Dichter aus dem 16. Jahrhundert"; E. Henrici: „Zur Geschichte der mittelhochdeutschen Lyrik"; „Notkers Psalmen", nach der wiener Handschrift herausgegeben von R. Heinzl und W. Scherer; F. Thauer: „Die Sprüche Walther's von der Vogelweide über Kirche und Reich"; M. Trautmann: „Ueber Verfasser und Entstehungszeit einiger alliterirender Gedichte des Altenglischen"; F. Körner: „Deutsche Götter und Göttersagen"; F. W. von Ditfurth: „Funfzig ungedruckte Balladen und Liebeslieder des 16. Jahrhunderts mit den alten Singweisen".

Zur classischen Periode: „Neue Mittheilungen aus Goethe's handschriftlichem Nachlasse" (drei Theile), herausgegeben von F. T. Bratranek; H. Grosse: „Goethe und das deutsche Alterthum"; G. von Gyurkovics: „Eine Studie über Lessing's «Laokoon»"; Emilie Kellner: „Goethe und das Urbild seiner Suleikha"; „G. E. Lessing's 54 zum Theil noch ungedruckte dramatische Entwürfe und Pläne", herausgegeben von R. Boxberger; „Lessing's Nathan der Weise", erster Entwurf, herausgegeben von R. Boxberger; Schmidt-Weißenfels: „Schiller in Marbach"; E. Gottschlich: „Lessing's aristotelische Studien und der Einfluß derselben auf seine Werke"; H. Düntzer: „Charlotte von Stein und Corona Schröter"; J. H. Hennes: „Aus F. L. von Stolberg's Jugendjahren"; „Stolberg in den letzten Jahrzehnten seines Lebens"; K. F. A. Kahnis: „Stolberg und Voß"; H. Pröhle: „Lessing, Wieland, Heinse"; F. X. Wegele: „Goethe als Historiker"; G. Kutschera von Eichbergen: „Johann Anton Leisewitz"; W. Cosack: „Materialien zu Lessing's «Hamburgischer Dramaturgie»".

Zur neuern und neuesten Literatur: W. L. Holland: „Ueber Uhland's Ballade «Merlin der Wilde»"; E. Eckstein: „Beiträge zur Geschichte des Feuilletons" (zwei Bände); P. von Radics: „Anastasius Grün und seine Heimat"; G. Gnissel: „Das moderne Ehebruchsdrama"; J. Fisahn: „Paul Lindau als Kritiker und das Theater"; A. Kohut: „Aus meiner rheinischen Studienmappe; Charakterbilder, Literaturporträts und Skizzen aus der Gegenwart".

Die im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Sammlungen zur deutschen Literaturgeschichte wurden durch folgende Bände bereichert: „Deutsche Dichtungen des Mittelalters", vierter Band: „Heliand", herausgegeben von H. Rückert; „Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts", achter und neunter Band: Georg Rollenhagen's „Froschmeuseler", herausgegeben von K. Goedeke; „Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts", neunter Band: Simon Dach's „Gedichte", herausgegeben von H. Oesterley; „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts", 38. Band: Novalis' „Heinrich von Ofterdingen", 39. Band: Zacharias Werner, „Die Weihe der Kraft", beide herausgegeben von Julian Schmidt; 40. Band: Klopstock's „Hermanns Schlacht", herausgegeben von H. Düntzer.

Von Schriften über antike Literatur sind zu verzeichnen: E. Rohde: „Der griechische Roman und seine Vorläufer"; J. C. Pöstion: „Griechische Dichterinnen"; F. D. Gerlach: „Aristophanes und Sokrates".

Mit der Literatur der modernen nichtdeutschen Völker beschäftigen sich: R. Nicolai: „Geschichte der neugriechischen Literatur"; J. L. Klein: „Geschichte des Dramas" (zwölfter Band: „Geschichte des englischen Dramas"); L. Möser: „Ein Beitrag zur Kritik der französischen Tragödie mit Beziehung auf Deutschland"; R. Moser: „Ueber Thomas Otway's Leben und Werke, mit besonderer Berücksichtigung der Tragedies"; K. Bandow: „Charakterbilder aus der Geschichte der englischen Literatur"; G. Brandes: „Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts" (vierter Band, aus dem Dänischen); E. Kölbing: „Beiträge zur vergleichenden Geschichte der romantischen Poesie und Prosa des Mittelalters unter besonderer Berücksichtigung der englischen und nordischen Literatur"; E. Wunder: „Ueber den epischen Werth der Voltaire'schen «Henriade»"; „Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft", elfter Jahrgang; H. von Friesen: „Shakspeare-Studien", dritter Band; F. Hettinger: „Grundidee und Charakter der Göttlichen Komödie von Dante Alighieri"; H. von Struve: „Hamlet, eine Charakterstudie"; H. Baumgart: „Die Hamlet-Tragödie und ihre Kritik"; J. P. Charpentier: „Geschichte der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts", übersetzt von E. C. Otto; K. Elze: „William Shakspeare"; G. Liebau: „Shakspeare-Galerie" (erste Lieferung: Abhandlung über „Romeo und Julie").

Die politische Geschichte wurde im verflossenen

Jahre mit jener Vorliebe gepflegt, welche unsere Zeit für alles Historische deutlich genug an den Tag legt. Zwar ist die Anzahl der groß angelegten Werke auch auf diesem Felde verschwindend klein gegen die Masse von Publicationen, welche mit minutiöser Genauigkeit ganz specielle Themen behandeln. Doch sind einige Schriften von Historikern ersten Ranges zu verzeichnen. Leopold von Ranke veröffentlichte: „Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg"; G. Waitz: den siebenten Band seiner „Deutschen Verfassungsgeschichte"; A. von Arneth: den siebenten Band seiner „Geschichte Maria Theresia's"; M. Duncker: Abhandlungen zur preußischen Geschichte unter dem Titel: „Aus der Zeit Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's III."; W. Wattenbach: eine „Geschichte des römischen Papstthums". Zu Droysen's „Geschichte der preußischen Politik" ist der Index zum ersten bis vierten Theile von K. Gerstenberg erschienen.

Von Werken, die ein allgemeines Bild der Weltgeschichte überhaupt oder einzelner Völker geben, ohne sich auf einzelne Zeiträume zu beschränken, erwähnen wir: F. J. Holzwarth: „Weltgeschichte"; C. J. Jireček: „Geschichte der Bulgaren"; T. W. Higginson: „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika in populärer Darstellung", aus dem Englischen; F. O. Adams: „Geschichte von Japan von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart", übersetzt von Lehmann (erster Band); A. Dimitz: „Geschichte Krains von der ältesten Zeit bis auf das Jahr 1813".

Zur alten Geschichte: S. Klein: „Charakterbilder aus der Weltgeschichte; das Alterthum"; K. von Becker: „Geschichte des badischen Landes zur Zeit der Römer"; C. Rossel: „Die römische Grenzwehr im Taunus"; A. von Gutschmid: „Neue Beiträge zur Geschichte des alten Orients, eine Assyriologie in Deutschland"; A. F. Abraham: „Zur Geschichte der germanischen und pannonischen Kriege unter Augustus".

Zur Geschichte des Mittelalters: E. C. F. Hoffmann: „Gregor VII. und Heinrich IV."; E. Mühlbacher: „Die streitige Papstwahl des Jahres 1130"; H. von Eicken: „Der Kampf der Westgothen und Römer unter Alarich"; A. de Gasparin: „Das apostolische Jahrhundert, Konstantin, Innocenz III. Hauptzüge aus der Geschichte des Christenthums", aus dem Französischen; O. Meltzer: „Papst Gregor VII. und die Bischofswahlen" (zweite Auflage); R. Hildenhagen: „Heinrich IV. von 1090—92"; G. Freiherr von der Ropp: „Zur deutsch-skandinavischen Geschichte des 15. Jahrhunderts"; „St.-Gallens Antheil an den Burgunderkriegen", herausgegeben vom Historischen Vereine in St.-Gallen; H. Friedjung: „Kaiser Karl IV. und sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit"; K. Hoch: „Murten und Karl der Kühne"; K. Dändliker: „Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege"; P. Schweizer: „Vorgeschichte und Gründung des Schwäbischen Bundes"; H. Wendel: „Granadas Alhambra, erobert 1492"; K. H. Roth von Schreckenstein: „Herr Diethelm von Krenkingen, Abt von Reichenau und Bischof von Konstanz, Beitrag zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz"; E. L. Rochholz: „Tell und Geßler in Sage und Geschichte"; G. F. Ochsenbein: „Die Kriegsgründe und Kriegsbilder des Burgunderkriegs"; T. Lindner: „Geschichte des Deutschen Reichs vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation".

Zur neuen Geschichte: G. Freiherr Schenk zu Schweinsburg: „Das letzte Testament Landgraf Wilhelm's II. von Hessen vom Jahre 1508 und seine Folgen"; R. Brendel: „Die Schlacht am Weißen Berge bei Prag"; O. Scholz: „Hubert Languet als kursächsischer Berichterstatter und Gesandter in Frankreich 1560—72"; F. Schroller: „Die Wahl Sigmund's zum römischen Könige"; G. H. Dufour: „Der Sonderbundskrieg und die Ereignisse von 1856"; J. A. Freiherr von Helfert: „Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des wiener Octoberaufstandes 1848" (vierter Band); R. Röpell: „Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts"; M. Lehmann: „Knesebeck und Schön"; K. Molitor: „Der Verrath von Breisach 1639"; W. Müller: „Politische Geschichte der neuesten Zeit 1869—75"; „Geschichte der europäischen Staaten" herausgegeben von Heeren-Ukert (siebenunddreißigste Lieferung, zweite Abtheilung: „Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentinischen Freistaats" von A. von Reumont); E. von Friedenfels: „Joseph Bedeus von Scharberg, Beiträge zur Zeitgeschichte Siebenbürgens im 19. Jahrhundert"; J. R. Mucke: „Die politischen Bewegungen in Deutschland von 1830—35"; C. von Höfler: „Der Aufstand der castilianischen Städte gegen Karl V."; A. Riese: „Die eiserne Maske"; F. von Weech: „Das wormser Synodale von 1496"; F. Katt: „Beiträge zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs"; F. Reiser: „Die Reformation des Königs Sigmund"; H. A. Spieske: „Aus Oldenburgs glücklichen und unglücklichen Zeiten"; G. Wolf: „Geschichte der Juden in Wien, 1156—1876"; C. Blind: „Preußens Verdienste um Deutschland im 19. Jahrhundert"; J. Goll: „Die französische Heirath"; W. Blos: „Die Revolution zu Mainz, 1792 und 1793"; G. Müller: „Die neuesten Besprechungen des rastadter Gesandtenmordes"; J. Janssen: „Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters"; M. H. Friedländer: „Kore Haddoroth, Beiträge zur Geschichte der Juden in Mähren"; A. Freiherr von Weyhe-Eimcke: „Karl Bonaventura von Longueval, eine Episode aus dem Dreißigjährigen Kriege"; J. Eckardt: „Livland im 18. Jahrhundert" (erster Band); G. Drouven: „Die Reformation in der kölnischen Kirchenprovinz zur Zeit des Erzbischofs und Kurfürsten Hermann V., Grafen zu Wied"; W. Müller: „Politische Geschichte der Gegenwart" (neunter Band); J. Renner's „Livländische Historien" herausgegeben von Hausmann und Höhlbaum; A. Bebel: „Der deutsche Bauernkrieg, mit Berücksichtigung der hauptsächlichsten socialen Bewegungen des Mittelalters"; F. Fischer: „Preußen am Abschlusse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts"; M. Jähns: „Die Schlacht von Königgrätz"; H. A. Rattermann: „Geschichte des großen amerikanischen Westens"; R. Schmidt: „Die Schlacht bei Wittstock"; E. Szavits: „Der serbisch-ungarische Aufstand vom Jahre 1735"; H. B. Tollin: „Melanchthon und M. Servet"; A. Bachmann: „Ein Jahr böhmischer Geschichte"; Fulda und Hoffmeister: „Hessische Zeiten und Persönlichkeiten 1751—1831"; W. von Hassel: „Der Aufstand des Prä-

1877. **Literarischer Anzeiger.** Nr. 5.

Dieser Anzeiger wird den Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Unsere Zeit“, der Heftausgabe der zwölften Auflage von Brockhaus' „Conversations-Lexikon“ und andern Lieferungswerken der Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig beigegeben.
Monatlich erscheinen 2 Nummern. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 50 Pf.

:onik"; „Bei-
eilung, erster
bearbeitet von
im Ausgange
: „Geschichte
gen im Jahre
die Thore der
iber die Vor-
er Reichsstadt
Fiedler: „Bei-
Kieler Stadt-
sgegeben von
Beitrag zur
von Hördtl:
e Alterthümer
der Geschichte
der Stadt und
chsstadt Nörd-

der Wissen-
behandelten Ge-
„Griechenthum
wirkung"; C.
sch: „Aus ver-
e Sagen über
Schwedischen;
Partsch: „Die
e des Agrippa";
(achter Theil);
e der religiösen
hrhundert"; J.
: „Das Papst-
auf die Gegen-
erlins und ihre
schichte unserer
zum Tode; ein
R. Calinich:
Dawkins: „Die
T. Paur: „Zur
Stintzing: „Das
. Diercks: „Die
auf die Cultur
der Hexenpro-
Bunsen: „Das
; K. Faulmann:
der Buchstaben-
den Hebräern";
ber die Wieder-
in Deutschland";
s Nordamerika";
eite Auflage); A.
. von Kremer:
Europa und dem
deutscher Sage
Welt in ihrem
Die Nomaden als
taaten"; C. von
Andreae: „Das
. Graf Baudissin:
ite"; F. Freihold:

Jahre mit jene
alles Historische
ist die Anzahl
sem Felde versch
blicationen, we
cielle Themen b
Historikern erst
Ranke veröffent
Preußen zwisch
Hubertusburg";
„Deutschen Ver
siebenten Band
M. Duncker:
unter dem Titel
und Friedrich
„Geschichte des
„Geschichte der
ersten bis vierte
Von Werke
geschichte überh
sich auf einzelne
F. J. Holzwart
schichte der Bu
der Vereinigten
Darstellung", a
schichte von Ja
Gegenwart", ü
Dimitz: „Geschi
das Jahr 1813
Zur alten
aus der Weltge
„Geschichte des
E. Rossel: „Die
Gutschmid: „N
Orients, eine Af
„Zur Geschichte
unter Augustus"
Zur Geschi
mann: „Gregor
„Die streitige
Eicken: „Der K
Alarich"; A. be
dert, Konstantin
schichte des Chri
Meltzer: „Papst
(zweite Auflage)
1090—92"; G.
skandinavischen G
Gallens Antheil
vom Historischen
„Kaiser Karl IV
seiner Zeit"; K.
K. Dändliker: „
kriege"; P. Schw
Schwäbischen Bu
erobert 1492";
Diethelm von Kr
von Konstanz, L
Konstanz"; E. L
und Geschichte";

Jahre mit jen
alles Historisch
ist die Anzahl
sem Felde ver
blicationen, n
cielle Themen
Historikern er
Ranke veröffen
Preußen zwis
Hubertusburg“
„Deutschen Be
siebenten Ban
M. Duncker:
unter dem Tit
und Friedrich
„Geschichte de
„Geschichte der
ersten bis viert
Von Werk
geschichte überh
sich auf einzeln
F. J. Holzwar
schichte der Bi
der Vereinigten
Darstellung“, a
schichte von Ja
Gegenwart“, ü
Dimitz: „Gesch
das Jahr 1813
Zur alten
aus der Weltge
„Geschichte des
C. Rossel: „Die
Gutschmid: „
Orients, eine Af
„Zur Geschichte
unter Augustus“
Zur Geschi
mann: „Gregor
„Die streitige
Eicken: „Der K
Alarich“; A. be
bert, Konstantin
schichte des Chri
Meltzer: „Papst
(zweite Auflage)
1090—92“; G.
skandinavischen G
Gallens Antheil
vom Historischen
„Kaiser Karl IV
seiner Zeit“; K.
K. Dändliker: „
kriege“; P. Schw
Schwäbischen Bu
erobert 1492“;
Diethelm von Kre
von Konstanz, B
Konstanz“; C. L.
und Geschichte“;

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

tendenten Karl Eduard Stuart 1745—46"; G. Voigt: „Moritz von Sachsen 1541—47"; C. von Höfler: „Der deutsche Kaiser und der letzte deutsche Papst, Karl V. und Adrian VI."

Außerdem sind folgende vermischte historische Schriften zu verzeichnen: T. von Kern: „Geschichtliche Vorträge und Aufsätze"; W. Heß: „Erinnerungen an Sylt; naturwissenschaftliche und historisch-geographische Skizzen"; G. Uhlhorn: „Vermischte Vorträge über kirchliches Leben der Vergangenheit und der Gegenwart"; K. Braun-Wiesbaden: „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei" (fünfter Band); C. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande" (zweite Abtheilung). Von Hülfsmitteln zum Studium der Geschichte erwähnen wir: K. Rikli: „Chronographischer Geschichts-Atlas für Schule und Haus"; G. Gerland: „Atlas der Ethnographie"; H. Lange: „Atlas der Geographie"; M. J. A. Voelkel und A. Thomas: „Taschenwörterbuch der Aussprache geographischer und historischer Namen". Von Schlosser's „Neuestem Geschichtskalender" erschien der siebente Jahrgang, die Ereignisse von 1875 enthaltend; von H. Schultheß' „Europäischem Geschichtskalender" der sechzehnte Jahrgang sammt einem Beilageband.

Auf dem Gebiete der Quellenkritik und der historischen Hülfswissenschaften erschienen: H. Breßlau: „Actenstücke zur Geschichte Ducros'"; H. Grotefend: „Ueber Sphragistik"; P. Scheffer-Boichorst: „Die Chronik des Dino Compagni"; E. von Bunsen: „Biblische Gleichzeitigkeiten"; E. Lüttgen: „Die Quellen und der historische Werth der fränkischen Troja-Sage"; C. Wittichen: „Das Leben Jesu in urkundlicher Darstellung"; „Sammlung von Urkunden zur Geschichte des Concils von Trient", herausgegeben von Döllinger (erster Band); J. G. T. Gräße: „Geschlechts-, Namen- und Wappensagen des Adels deutscher Nation"; M. Lenz: „Drei Tractate aus dem Schriftencyklus des constanzer Concils untersucht"; E. Friedberg: „Actenstücke, die altkatholische Bewegung betreffend"; C. Schirren: „Beiträge zur Kritik älterer holsteinischer Geschichtsquellen"; A. Seelheim: „Georg Spalatin als sächsischer Historiograph"; B. Simson: „Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen" (zweiter Band); K. Kohlmann: „Die braunschweiger Reimchronik auf ihre Quellen geprüft"; „Sammlung weltgeschichtlicher Flugschriften des 16., 17. und 18. Jahrhunderts", herausgegeben von F. Koppel; C. Riel: „Der Doppelkalender des Papyrus-Ebers verglichen mit dem Fest- und Sternkalender von Dendera"; R. Lorenz: „Beiträge zur Kritik der Geschichtschreibung über den Schmalkaldischen Krieg"; H. Prutz: „Quellenbeiträge zur Geschichte der Kreuzzüge"; „Briefe und Acten zur Geschichte des Religionsgesprächs zu Marburg 1529 und des Reichstags zu Augsburg 1530", herausgegeben von F. W. Schirrmacher; K. Beurath: „Ueber die Quellen der italienischen Reformationsgeschichte".

Zur Städtechronik und Städtegeschichte: J. Wegeler: „Koblenz in seiner Mundart und seinen hervorragenden Persönlichkeiten"; Westphal: „Geschichte der Stadt Metz"; W. Ahlers: „Skizzen aus der Vorzeit der Vorderstadt Neubrandenburg"; K. G. Bockenheimer: „Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz" (zweiter Band); W. B. Theele: „Chronik Alfelds"; C. Mayer: „Die Stadt Nördlingen"; A. Höpfner: „Perleberger Reimchronik"; „Beiträge zur Geschichte Böhmens" (vierte Abtheilung, erster Band: „Handbuch von Brüx bis 1526", bearbeitet von L. Schlesinger); G. von Wyß: „Zürich am Ausgange des 13. Jahrhunderts"; M. von Oesfeld: „Geschichte der Occupation von Nürnberg durch Preußen im Jahre 1796"; J. Marx: „Die Ringmauern und die Thore der Stadt Trier"; W. Königstein: „Tagebuch über die Vorgänge seines Capitels und die Ereignisse der Reichsstadt Frankfurt in den Jahren 1520—48"; H. Fiedler: „Beiträge zur Geschichte der Stadt Plauen"; „Kieler Stadtbuch aus den Jahren 1264—89", herausgegeben von P. Hasse; R. Chalybäus: „Lippstadt; ein Beitrag zur deutschen Städtegeschichte"; A. Freiherr von Härdtl: „Gasteiner Chronik"; A. Prinzinger: „Die Alterthümer der Stadt Salzburg"; L. Rothe: „Aus der Geschichte der Stadt Zeitz"; F. Schultz: „Geschichte der Stadt und des Kreises Kulm"; L. Müller: „Die Reichsstadt Nördlingen im Schmalkaldischen Kriege".

Zur Culturgeschichte und Geschichte der Wissenschaften (mit Ausnahme der bereits oben behandelten Geschichte der Philosophie): W. Beyschlag: „Griechenthum und Christenthum in ihrer ersten Wechselwirkung"; C. Hoffmann: „Occident und Orient"; G. Rasch: „Aus vergangenen Tagen"; V. Rydberg: „Römische Sagen über die Apostel Paulus und Petrus", aus dem Schwedischen; M. Pangerl: „Die Choden zu Taus"; J. Partsch: „Die Darstellung Europas im geographischen Werke des Agrippa"; J. J. Roßbach: „Geschichte der Gesellschaft" (achter Theil); H. von Zwiedineck-Südenhorst: „Geschichte der religiösen Bewegung in Innerösterreich im 18. Jahrhundert"; J. Grosmann: „Kaiserin Bertha"; H. M. E.: „Das Papstthum in seiner allmählichen Entwickelung bis auf die Gegenwart"; F. Meyer: „Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten" (II); P. Trentlein: „Geschichte unserer Zahlzeichen"; R. Reinhard: „Der Tanz zum Tode; ein Nachtstück aus dem 14. Jahrhundert"; R. Calinich: „Aus dem 16. Jahrhundert"; W. B. Dawkins: „Die Höhlen und die Ureinwohner Europas"; T. Paur: „Zur Literatur- und Culturgeschichte"; R. von Stintzing: „Das Sprichwort «Juristen böse Christen»"; G. Diercks: „Die Araber im Mittelalter und ihr Einfluß auf die Cultur Europas"; Jaraczewski: „Zur Geschichte der Hexenprocesse in Erfurt und Umgegend"; E. von Bunsen: „Das Symbol des Kreuzes bei allen Nationen"; K. Faulmann: „Neue Untersuchungen über die Entstehung der Buchstabenschrift"; J. Goldziher: „Der Mythos bei den Hebräern"; M. Birck: „Georg Cassander's Ideen über die Wiedervereinigung der christlichen Confessionen in Deutschland"; F. Ratzel: „Städte- und Culturbilder aus Nordamerika"; F. von Hellwald: „Culturgeschichte" (zweite Auflage); A. Jugler: „Aus Hannovers Vorzeit"; A. von Kremer: „Culturgeschichtliche Beziehungen zwischen Europa und dem Orient"; O. Schwebel: „Der Tod in deutscher Sage und Dichtung"; G. Hoyns: „Die alte Welt in ihrem Bildungsgange"; W. W. Grigoriew: „Die Nomaden als Nachbarn und Eroberer civilisirter Staaten"; C. von Vincenti: „Die Ehe im Islam"; G. Andreae: „Das Bürgerthum in Leid und Freud"; W. W. Graf Baudissin: „Studien zur semitischen Religionsgeschichte"; F. Freihold:

„Die Lebensgeschichte der Menschheit" (erster Band); W. Platz: „Geschichte des Verbrechens der Aussetzung"; E. A. Steglich: „Skizzen über Schrift- und Bücherwesen der Hebräer zur Zeit des Alten Bundes"; J. Großmann: „Die amsterdamer Börse vor 200 Jahren"; „Bilder aus der Geschichte der katholischen Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts", herausgegeben von J. Rieks; P. Heinzig: „Beiträge zur Geschichte des französischen Unterrichtswesens"; J. C. Mörikofer: „Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz"; E. F. J. von Ortenberg: „Aus Werdens Vergangenheit; Sittenbilder aus der Reformationszeit"; T. Muther: „Zur Geschichte der Rechtswissenschaft und der Universitäten in Deutschland"; F. Ratzel: „Die chinesische Auswanderung"; W. Heinzelmann: „Aus der Blütezeit der erfurter Universität"; R. Reuß: „Zur Geschichte des großen straßburger Freischießens und des züricher Hirsebreies"; H. Vámbéry: „Der Islam im 19. Jahrhundert", „Sittenbilder aus dem Morgenlande"; H. Wesendonk: „Die Begründung der neuern deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer und Schlözer"; J. B. Dornbusch: „Aus dem Leben und Treiben einer alten Siegstadt"; O. Knoll: „Beiträge zur italienischen Historiographie im 14. Jahrhundert"; H. Scheube: „Die Frauen des 18. Jahrhunderts"; G. V. Schiaparelli: „Die Vorläufer des Kopernicus im Alterthum"; V. von Zuccalmaglio: „Geschichte der deutschen Bauern"; A. Ewald: „Die Farbenbewegung; culturgeschichtliche Untersuchungen"; G. Jensen: „Aus vergangenen Tagen"; H. Simonsfeld: „Andreas Dandolo und seine Geschichtswerke"; „Geschichte der ehemaligen Hochschule Julia Carolina zu Helmstädt"; A. Budinski: „Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter".

Ueberaus eifrig gepflegt ist die biographische Literatur. Die beiden größten deutschen biographischen Sammelwerke, die „Allgemeine deutsche Biographie" und der von Rudolf Gottschall herausgegebene „Neue Plutarch" gedeihen in erfreulichster Weise und erlangen ein immer wachsendes Ansehen. Von der erstern liegt die zwanzigste Lieferung, vom letztern der vierte Band vor. Einzelne Biographien sind: F. von Hellwald: „Oskar Peschel"; R. Baumstark: „Cervantes"; „Benjamin Franklin; sein Leben von ihm selbst geschrieben", mit einem Vorwort von B. Auerbach; G. Plitt: „Jodocus Trutfetter, der Lehrer Luther's"; „Eine Erinnerung an G. Herwegh"; K. L. Grube: „Der heilige Bischof Altfried von Hildesheim"; J. Bachmann: „Ernst Wilhelm Hengstenberg"; Wilhelmine Bardua: „Jugendleben der Malerin Karoline Bardua"; „J. J. Görres", ein Beitrag zur Säcularfeier; G. Poel: „J. G. Hamann"; A. Denk: „Joseph Görres und seine Bedeutung für den Altkatholicismus"; P. Prinz: „Markwart von Auweiler"; E. Engel: „Königin Luise"; J. Jireček: „Leben des Grafen Wilhelm Slawata"; A. Klar: „Jos. V. Scheffel"; G. E. von Natzmer: „Aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer"; H. E. Brockhaus: „Friedrich Arnold Brockhaus" (zweiter Theil); A. Kluckhohn: „Luise von Preußen"; O. Mittelstädt: „Kaspar Hauser und sein badisches Prinzenthum"; M. Schönwälder: „Jakob Böhme"; A. Bärthold: „Noten zu Sören Kierkegaard's Lebensgeschichte"; J. Caro: „Katharina II. von Rußland"; G. Kramer: „August Hermann Francke"; A. von Miaskowski: „Isaak Iselin"; „Dr. K. Pfiffer", biographische Skizze; J. B. Heinrich: „Joseph Görres"; A. Reißig: „Jean Baptiste Molière's Leben und Schriften"; P. Tschackert: „Anna Maria von Schürmann, der Stern von Utrecht"; B. Erdmann: „Martin Kuntzen und seine Zeit"; H. Jacques: „Alexis de Tocqueville"; „In memoriam! Karl Adolf von Vangerow und Robert von Mohl"; E. Köpke und E. Dümmler: „Kaiser Otto der Große"; Theodor Mommsen und H. von Treitschke: „Königin Luise"; R. Pott: „Johann Heinrich Pott"; „Karl Maria von Weber"; A. E. Biedermann: „Heinrich Lang"; E. Engel: „Lord Byron"; H. Flach: „Die Kaiserin Eudoxia Makrembolitissa"; H. Spaeth: „Luther und sein Werk"; T. Pauly: „Carstens"; A. Richter: „Paul Gerhard"; A. Laun: „Oliver Goldsmith"; „Lord Macauly's Leben und Briefe", herausgegeben von P. O. Trevelyan, aus dem Englischen; J. Mayr: „Markwart von Anweiler"; J. A. Pupikofer: „Der Freiherr Ulrich von Hohen-Sax"; F. Stanonik: „Dionysius Petavius"; H. Wild: „Zum Gedächtniß an M. H. von Jacoby"; J. Knapp: „Gustav Friedrich Oehler"; H. Baumgarten: „Jakob Sturm"; C. F. Glasenapp: „Richard Wagner's Leben und Wirken"; H. von Hurter: „Friedrich von Hurter"; K. Goedeke: „Adolf Ellissen"; A. Hager: „König Heinrich VIII. von England"; A. Mücke: „Kaiser Heinrich VI."; „Dr. Albert Ostertag", ein Lebensbild; H. W. J. Thiersch: „Christian Heinrich Zeller's Leben"; O. Brunckow: „Generalfeldmarschall Graf Wrangel"; J. Classen: „B. G. Niebuhr"; O. Stobbe: „Wilhelm Eduard Albrecht"; A. Prowe: „John Osawatomie Brown, der Negerheiland"; G. L. Schmidt: „Georg Witzel, ein Altkatholik des 16. Jahrhunderts"; R. Hesse: „Chr. Gottfried Ehrenberg"; G. Mühl: „Der elsässische Bildhauer Andreas Friedrich"; W. Pailler: „Jodok Stülz, Prälat von St.-Florian"; F. von Pulszky: „Franz Deak", aus dem Ungarischen; K. Buchrucker: „Chr. Friedrich Buchrucker"; J. Klaczko: „Zwei Kanzler: Fürst Gortschakoff und Fürst Bismarck"; T. Martin: „Das Leben des Prinzen Albert"; K. Schultze: „Ludwig Erk"; F. Dahn: „Des Paulus Diaconus Leben und Schriften"; H. Dalton: „Johann von Muralð"; „Dr. Strousberg und sein Wirken", von ihm selbst geschildert; F. Krüner: „Johann von Rusdorf, kurpfälzischer Gesandter und Staatsmann"; L. F. Ofterdinger: „Christoph Martin Wieland's Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz"; „Des Malers Karl Blaas Selbstbiographie, 1815—76", herausgegeben von A. Wolf.

Zur Literatur der Memoiren, Tagebücher und Briefe: E. Schüller: „Jugenderinnerungen"; K. Gerok: „Jugenderinnerungen"; Baronin von Grotthus: „Vier Lebensbilder aus dem Tagebuche einer Schwester des dritten Ordens"; Marie Börner-Sandrini: „Erinnerungen einer alten Dresdnerin"; Karoline Bauer: „Aus meinem Bühnenleben" (zweite Auflage); „Memoiren einer Idealistin" (drei Bände); K. Gutzkow: „Rückblicke auf mein Leben"; „Blätter aus dem Tagebuche eines hannoverischen Offiziers aus den Jahren 1848 und 1849"; Fürstin Galitzin: „Briefwechsel und Tagebücher" (neue Folge); „Aus den

Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön" (dritter Band); F. Stelzhamer: „Aus meiner Studienzeit"; „Dr. Anton Baumstark, seine Lebensgeschichte", von ihm selbst verfaßt; J. Most: „Blätter aus meinem Gefängnißtagebuch"; J. N. Dunkl: „Aus den Erinnerungen eines Musikers"; Graf Prokesch-Osten: „Mehemed-Ali, Vicekönig von Aegypten; aus meinem Tagebuche, 1826—41"; H. Fürst von Pückler-Muskau: „Briefwechsel und Tagebücher", herausgegeben von Ludmilla Assing (neunter Band); Karoline Herschel: „Memoiren und Briefwechsel"; „Bismarckbriefe, 1844—70"; „Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg", herausgegeben von F. M. Müller; C. von Clausewitz: „Briefe von Marie von Clausewitz, geb. Gräfin Brühl"; Moritz Hauptmann: „Briefe an Ludwig Spohr und andere"; „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta", herausgegeben von W. Volmer; P. A. F. Walter: „Briefwechsel der großen Landgräfin Karoline von Hessen"; „Briefe von Johann Philipp Freiherr von Wessenberg aus den Jahren 1848—58 an Isfordink-Kostnitz" (zwei Theile).

Zur kriegsgeschichtlichen Literatur erschienen: A. May: „Geschichte der Kriegstelegraphie in Preußen 1854—71"; H. Schmidt: „Das großherzogliche badische 2. Dragonerregiment im Feldzuge 1870—71"; H. Scherf: „Die Theilnahme der großherzoglich hessischen Division an dem Feldzuge 1870—71"; A. Zerbs: „Die russische Expedition gegen Chiwa im Jahre 1873"; von Colomb: „Aus dem Tagebuche während des Feldzugs 1870—71"; „Der Krieg in Italien 1859", herausgegeben vom k. k. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte (zweiter Band); „Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71", redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes (zehntes und elftes Heft); Becker: „Deutsche Reiterei in den Kriegen der Urzeit und des frühen Mittelalters"; von Kretschmar: „Geschichte der kurfürstlichen und königlich sächsischen Feldartillerie von 1620—1820"; F. von der Wengen: „Villersexel und Belfort"; „Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen", herausgegeben von der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegsarchivs (erste Serie, dritter Band); Freiherr von Schilling-Cannstadt: „Das großherzoglich badische 5. Infanterieregiment im Feldzuge 1870—71"; G. Amon von Treuenfest: „Geschichte des k. k. 12. Husarenregiments"; J. Bock von Wülfingen: „Tagebuch vom 11. Juni bis 3. Juli 1866"; W. Sunkel: „Geschichte des 2. hessischen Infanterieregiments Nr. 82"; T. Fontane: „Der Krieg gegen Frankreich 1870—71"; J. von Hartmann: „Kritische Versuche, 1.: Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71" (erster Theil); Wilhelm Rüstow: „Der Krieg in der Türkei 1875, 1876"; „Geschichte des 5. hessischen Infanterieregiments Nr. 65"; H. Meynert: „Das Kriegswesen in Ungarn in seiner geschichtlichen Entwickelung bis zur Errichtung des stehenden Heers"; von Ollech: „Geschichte des Feldzugs von 1815".

Zur Länder- und Völkerkunde: H. von Lankenau und L. von der Oelsnitz: „Das heutige Rußland" (erster und zweiter Band); W. von Lindheim: „Rußland in der neuesten Zeit"; A. Sturm: „Culturbilder aus Budapest"; „Bilder aus Böhmen"; Hoffmeister: „Das europäische Rußland"; F. Parkmann: „Frankreich und England in Nordamerika", deutsche Ausgabe (zweiter Band); C. von Rosen: „Vom baltischen Strande"; K. Hillebrand: „Zeiten, Völker und Menschen" (dritter Band: „Aus und über England"); „Italia", herausgegeben von K. Hillebrand (dritter Band); J. H. Becker: „Die hundertjährige Republik"; F. Kapp: „Aus und über Amerika"; A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld: „Unter dem Halbmonde"; Ebinger: „Studien über Bosnien und die Herzegowina"; F. von Etzel: „Aus dem Reichslande"; F. von Hellwald: „Die Erde und ihre Völker"; H. Zschokke: „Religiöse, sociale und häusliche Verhältnisse des Orients unter dem Einflusse des Islam"; K. E. Franzos: „Aus Halbasien"; Gottfried Kinkel: „Die christlichen Unterthanen der Türkei in Bosnien und der Herzegowina"; W. Lobscheid: „Ethnographische Miscellen"; F. von Hochstetter: „Asien, seine Zukunftsbahnen und seine Kohlenschätze"; „Das luxemburger Land"; Fligier: „Beiträge zur vorhistorischen Völkerkunde Europas"; H. Burmeister: „Physikalische Beschreibung der Argentinischen Republik (erster Band); F. Riff: „Ein Jahr im Elsaß"; J. J. Borelius: „Skandinavien und Deutschland"; Ida von Düringsfeld und O. Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld: „Forzino; ethnographische Curiositäten".

Zur Reiseliteratur sind erschienen: Vor allem G. Rohlfs: „Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste im Winter 1873—74" (zweiter Band); R. von Schlagintweit: „Die Prairien des amerikanischen Westens"; dann: F. Toselowski: „Eine Reise um die Erde mit zweimaligem Aufenthalt in Japan"; J. Faucher: „Ein Winter in Italien, Griechenland und Konstantinopel"; F. von Löher: „Griechische Küstenfahrten" und „Nach den glücklichen Inseln, canarische Reisetage"; O. Fraas: „Drei Monate am Libanon"; B. Schwarz: „Aus dem Osten"; K. Braun-Wiesbaden: „Eine türkische Reise" (erster und zweiter Band); A. Tschend: „Sicilien in Reisebildern"; A. Graf Adelmann: „Aus Italien"; Ferdinand Gregorovius: „Wanderjahre in Italien", fünfter Band: „Apulische Landschaften"; F. Toula: „Eine geologische Reise in den westlichen Balkan und die benachbarten Gebiete"; N. von Przewalski: „Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets in den Jahren 1870—73", aus dem Russischen; L. von Jedina: „Um Afrika"; E. H. Palmer: „Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels; Fußreisen in der Sinai-Halbinsel und einigen angrenzenden Gebieten", aus dem Englischen; J. Kolber: „Nach Ecuador"; G. S. Schaefer: „Zehn Wochen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas"; La Mara: „Im Hochgebirge"; E. Venbrüggen: „Wanderstudien aus der Schweiz" (fünfter Band); H. Noé: „Deutsches Alpenbuch" (zweiter Band) und „Winter und Sommer in Tirol"; K. Gutzkow: „Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien, 1832—73"; J. Rodenberg: „Ferien in England"; R. L. Stab: „Touristenfahrten"; T. Hausen: „Aus dem Reisetagebuche eines evangelischen Theologen und Pädagogen"; W. Mohr: „Achtzehn Monate in Spanien"; A. Hilberg: „Nach Eski-

Djumaia, Reiseskizzen aus Bulgarien"; T. Kirchhoff: „Reisebilder und Skizzen" (erster Band).

Von dem auf dem Gebiete der staatsrechtlich-politischen Literatur erschienenen Werken erwähnen wir: Graf J. Russell: „Erinnerungen und Rathschläge, 1813—1873", aus dem Englischen; J. Winckler: „Die periodische Presse Oesterreichs"; W. Blos: „Unsere Preßzustände"; J. C. Bluntschli: „Lehre vom modernen Staat"; P. D. Fischer: „Die Telegraphie und das Völkerrecht"; M. A. von Bethmann-Hollweg: „Ueber Gesetzgebung und Rechtswissenschaft als Aufgabe unserer Zeit"; Heinrich Prinz von Hanau: „Absolutismus und Föderalismus". Einzelne politische Themen behandeln: A. von Obentraut: „Kleine Gedanken über eine große Frage, eine Studie über unsere Verwaltungsreform"; „Die staatsrechtliche Opposition in Oesterreich"; G. Bing: „Ein Eisenbahnprogramm"; J. A. Freiherr von Helfert: „Revision des ungarischen Ausgleichs"; P. de Lagarde: „Ueber die gegenwärtige Lage des Deutschen Reichs"; A. Claudicus: „Ein Gespräch am Kachelofen oder des deutschen Reichskanzlers ideale Steuerdoctrin"; C. Rothschild: „Ideen über Umwandlung sämmtlicher deutscher Bahnen zu Reichseisenbahnen"; Freiherr von Varnbüler: „Soll das Reich die deutschen Eisenbahnen erwerben?"; N. Schlesinger: „Die gedungene berliner Revolverpresse"; „Die Erwerbung der deutschen Eisenbahnen durch das Reich" von G. M.; Graf M. Lonyay: „Ueber unsere öffentlichen Angelegenheiten. Die Bankfrage", aus dem Ungarischen; „Die katholisch-conservative Partei in Deutschland und die orientalische Frage" von einem österreichischen Katholiken; S. Brie: „Ueber Nationalität"; „Nationalliberale Partei, nationalliberale Presse und höheres Gentlemanthum" von einem Nichtreichsfeinde; Weizmann: „Die deutsche Reichsbahn"; C. Frantz: „Literarisch-politische Aufsätze"; C. F. Riecke: „Geniestreiche im norddeutschen Eisenbahnwesen"; R. Schramm: „Der welsche Betrug und die europäische Union"; „Einige Bemerkungen über die Situation und Aussichten unserer politischen Parteien"; V. Böhmert: „Enquête über die Reichs-Eisenbahnfrage"; „Deutschlands Umkehr und seine Stellung zur Orientfrage", von einem Reichsfreunde; C. J. Cremer: „Europa, Rußland und die orientalische Frage"; J. Debelak: „Die centralasiatische Frage"; J. Schlüter: „Für Kaiser und Reich"; H. Reuter: „Die Wacht an der Leitha"; O. von Diest-Daber: „Der sittliche Boden im Staatsleben"; „Zehn Jahre preußisch-deutscher Eisenbahnpolitik"; „Die politische Langeweile oder die deutsche Politik im Jahre 1876", von einem Preußen; A. Schweizer: „Nach Rechts und nach Links"; Ed. Lasker: „Berichtigung und einige Worte an unbefangene Leser"; J. A. Macgahan: „Die türkischen Greuel in Bulgarien"; A. August: „Der gordische Knoten Europas"; T. Curti: „Autonomie und Intervention"; „Die Aufgabe der deutschen Landesparteien"; „Briefe über Oesterreich" von einem Fernstehenden; „Die Projecte zur Lösung der Orientfrage".

Religiöse und kirchliche Fragen und ihr Verhältniß zum Staate überhaupt und den neuern kirchenpolitischen Umwälzungen insbesondere behandeln: G. Oehlmann: „Die jüngsten religiösen Bewegungen und deren Würdigung"; W. E. Gladstone: „Rom und die neuesten Moden in der Religion", aus dem Englischen; C. Rößler: „Das Deutsche Reich und die kirchliche Frage"; F. von Holtzendorff: „Der Priester-Cölibat", in Heft 63 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen"; H. von Gauvain: „Das Bündniß der Evangelischen und Katholiken wider den Sturz des Offenbarungsglaubens"; A. Lammers: „Die Verjüngung der Kirche"; J. F. von Schulte: „Der Cölibatszwang und dessen Aufhebung"; J. Meister: „Gedanken über Staat, Kirche und Wissenschaft"; P. Reichensperger: „Culturkampf oder Friede in Staat und Kirche"; J. Friedrich: „Ueber Wahrheit und Gerechtigkeit"; C. von Raumer: „Die Zukunft der katholischen Kirche vom politischen Standpunkte betrachtet"; J. Frohschammer: „Das Christenthum Christi und das Christenthum des Papstes"; W. E. Freiherr von Ketteler: „Warum können wir zur Ausführung der Kirchengesetze nicht mitwirken?"; P. Majunke: „Die Ohnmacht der modernen naturwissenschaftlichen Forschungen"; „Ein praktisches Mittel gegen den Ultramontanismus, realpolitische Studie"; G. Scheve: „Das Papstthum und die deutschen Frauen"; „Staat oder Papst", von einem Weltgeistlichen im Münsterlande; „Der Culturkampf" von H. von O.; J. H. von Kirchmann: „Die Reform der evangelischen Kirche in Lehre und Verfassung"; C. A. Salmond: „Fürst Bismarck und die Ultramontanen", aus dem Englischen; W. von Bock: „Staatskirchenthum in der Sackgasse"; E. Freiherr von Bernewitz: „Zur Frage vom Verhältniß der Kirche zum Staat"; Bluntschli: „Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes"; J. H. Reinkens: „Revolution und Kirche"; H. Ritter: „Deutsche Wacht wider Rom"; F. Maaßen: „Neun Kapitel über freie Kirche und Gewissensfreiheit"; Opitz: „Die Stellung der evangelischen Kirche zu den leitenden Ideen unserer Zeit".

Sociale und nationalökonomische Fragen behandeln: H. V. von Unruh: „Die volkswirthschaftliche Reaction" und „Volkswirthschaftlicher Katechismus"; M. Wirth: „Oesterreichs Wiedergeburt aus den Nachwehen der Krisis"; W. Oechelhäuser: „Die wirthschaftliche Krisis"; H. Contzen: „Ueber die sociale Bewegung der Gegenwart" und „Geschichte, Literatur und Bedeutung der Nationalökonomie"; A. Geib: „Der Normalarbeitstag"; C. Hillmann: „Praktische Emancipationswinke" und „Die Organisation der Massen, eine Gefängnißarbeit"; Hirsch: „Die angeblichen socialen Theorien und die wirklichen politischen Bestrebungen des Herrn Bakunin"; J. Pierstorff: „Die Lehre vom Unternehmergewinn"; C. A. Schramm: „Grundzüge der Nationalökonomie"; N. Jacobsohn: „Patentfrage und Krisis"; J. Fröbel: „Die Wirthschaft des Menschengeschlechts" (dritter Theil); „Herr von Treitschke, der Socialistentödter, und die Endziele des Liberalismus, eine socialistische Replik"; „Die Aufgabe des Mittelstandes gegenüber der socialen Frage"; W. Klein: „Die gegenwärtige wirthschaftliche Lage Deutschlands"; C. Sporn: „Freier Handel und Wandel"; C. Wilmanns: „Die «goldene» Internationale und die Nothwendigkeit einer socialen Reformpartei"; W. Bracke: „Nieder mit den Socialdemokraten!"; L. Brentano: „Ueber das Verhältniß von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung";

J. Volkmann: „Die gesellschaftliche Stellung der Juden"; E. Wiß: „Die Arbeiter und die Strafbarkeit des Contractbruchs"; R. Fischer: „Der Credit"; M. Balta: „Zins und Discont, als transscendente Function der Zeit nachgewiesen und mit einer Kapitals-Ephemeride versehen"; „Socialpolitische" Broschüren (Heft 1—5); B. Geiser: „Die Forderungen des Socialismus an Zukunft und Gegenwart"; O. von Monteton: „Ein Wort der Ueberlegung an die Agrarier und an die Leser der Kreuzzeitung"; Graf Pinto-Mettkau: „Suum cuique und die von Hansemann aufgepflanzte Fahne"; G. Runde: „Das Reichseisenbahnproject von volkswirthschaftlichem und finanziellem Standpunkte auf Grund amtlicher Statistik beleuchtet"; L. Cohnstädt: „Zur Silberfrage"; „Die Eisen-Industrie und die Handelsverträge"; G. Schönberg: „Die sittlich-religiöse Bedeutung der socialen Frage"; „Ins Schlaraffenland mit den Socialdemokraten!", sieben Leitartikel der „Magdeburgischen Zeitung"; M. Schall: „Arbeiterquartier in Mülhausen im Elsaß"; J. Graf Schweinitz: „Studien über die wirthschaftliche Gegenwart und Zukunft Siebenbürgens und des Szeklerlandes"; K. T. von Inama-Sternegg: „Adam Smith und die Bedeutung seines «Wealth of nations» für die moderne Nationalökonomie"; E. Jäger: „Geschichte der socialen Bewegung und des Socialismus in Frankreich"; C. Schrader: „Zur Manchester-Schule"; F. J. Neumann: „Ertragssteuern oder persönliche Steuern vom Einkommen und Vermögen?"; S. Smiles: „Die Sparsamkeit", übersetzt von M. Busch; Freiherr von Wolff: „Die Staats-Rentenschuld in Frankreich, ein Beitrag zur Geschichte des Staatscredits" (erster Band); H. Malzahn: „Die ländliche Arbeitsnoth und ihre Ueberwindung von seiten der Arbeitgeber"; H. Scheffler: „Betheiligung am Gewinne und Nationalversorgung"; S. Glattstern: „Die Steuer vom Einkommen"; E. Morpurgo: „Die Statistik und die Socialwissenschaften", aus dem Italienischen; E. L. Jäger: „Das Geld nebst einer kurzen Geschichte des deutschen Geldes".

Zur Frauenfrage erschienen: Hedwig Dohm: „Der Frauen Natur und Recht"; O. Vogt: „Frauenthätigkeit und Christenthum".

Folgende Schriften behandeln pädagogische Themen oder stehen in innigem Zusammenhange mit den Fragen des Unterrichts und der Erziehung: F. Dittes: „Schule der Pädagogik. Gesammtausgabe der Psychologie und Logik, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Methodik der Volksschule, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts"; E. Haunausek: „Kritische Bemerkungen über die organisatorischen Verhältnisse von Unterrichtsanstalten gewerblicher Richtung des Deutschen Reichs, der Schweiz und Oesterreichs"; H. Keferstein: „Beiträge zur Frage der Lehrerbildung"; O. Müller: „Zur Reform der höhern Unterrichtsanstalten"; J. W. O. Richter: „Der deutsche Unterricht an höhern Schulen"; A. Schopf: „Reform des geographischen Unterrichts an Gymnasien"; W. E. Freiherr von Ketteler: „Die Gefahren der neuen Schulgesetzgebung"; A. Reißmann: „Die königliche Hochschule für Musik in Berlin"; L. Rein: „Pädagogische Studien" (zweites Heft); H. Sevin: „Die deutsche Sprache in der Volksschule"; „Zur pädagogischen Kritik, mit besonderer Rücksicht auf Baiern"; „Pädagogische Fragen" (drittes Heft); F. J. Knecht: „Die Früchte der badischen Schulreform und der neue Gesetzentwurf über zwangsweise Einführung der gemischten Schule"; J. C. L. Schumann: „Die echte Methode Wolfgang Ratke's"; H. Fischer: „Die Reform der höhern Schulen"; M. Strack: „Die häuslichen Arbeiten der Schule"; Arnold: „Pädagogische und didaktische Vorträge"; „Die Forderungen der Gymnasien an ihre Lehrer und Schüler"; K. A. H. Störl: „Wolfgang Ratke"; T. Ziller: „Vorlesungen über allgemeine Pädagogik"; R. Dieck: „Die obern Lehrstellen an höhern Mädchenschulen"; F. W. Hassencamp: „Die Einführung der Simultanschule unter besonderer Berücksichtigung ihrer kirchlich-politischen Seite"; B. Heinzig: „Beiträge zur Geschichte des französischen Unterrichtswesens vom Beginn der Revolution bis zur Gründung der Université de France"; B. von Marenholtz-Bülow: „Gesammelte Beiträge zum Verständniß der Fröbel'schen Erziehungsidee" (erster Band); G. Nied: „Religion und Erziehung"; J. Beeger: „Die Disciplinargewalt der Schule"; W. F. L. Schwartz: „Der Organismus der Gymnasien in seiner praktischen Gestaltung"; „Zur Gymnasialfrage in Oesterreich"; C. Hirzel: „Vorlesungen über Gymnasialpädagogik"; A. Naumann: „Die Doctorpromotionen der Chemiker"; A. Philippi: „Ueber die Reform der Doctorpromotion"; H. F. Wagner: „Der Pädagoge Joseph Wismayr in Salzburg"; C. Grob: „Unsere städtische Schule und ihre Zukunft"; H. Laras: „Der Hofmeister oder die vernünftige Erziehung der Kinder im Hause der Aeltern"; C. Nohl: „Pädagogische Seminarien auf Universitäten"; „Beiträge zur Uebersicht über das leipziger Schulwesen"; F. Schultz: „Die häusliche Erziehung im Zusammenhange mit der Schule"; „Pädagogische Studien", herausgegeben von W. Rein, achtes Heft: „Das deutsche Schulwesen nach seiner historischen Entwickelung" von H. A. Mascher; P. Schramm: „Grundgedanken und Vorschläge zu einem deutschen Unterrichtsgesetz".

Von populär-naturwissenschaftlichen Schriften erwähnen wir: K. Ruß: „Naturwissenschaftliche Blicke ins tägliche Leben" (2. Aufl.); A. Vogel: „Wissenschaft und Leben, Bilder aus dem Gebiete der Natur und Technik"; H. J. Klein: „Naturwissenschaftliche Studien und Kritiken"; K. E. von Baer: „Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze", zweiter Theil: „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften"; K. A. Specht: „Populäre Entwickelungsgeschichte des Weltalls"; S. Günther: „Einfluß der Himmelskörper auf Witterungsverhältnisse"; F. Pfaff: „Die Theorie Darwin's und die Thatsachen der Geologie"; L. Barchole: „Die Schöpfung des Alls"; K. Kerber: „Die Orientirung auf der Erdoberfläche"; T. Ball: „Die Welterschaffung als Erschaffung des Menschen"; G. Fendius: „Geist, Kraft und Stoff"; L. Schmerz: „Naturgeschichtliche Briefe eines Schulmeisters"; F. Siegmund: „Untergegangene Welten"; A. Bernstein: „Naturkraft und Geisteswalten" (neue Ausgabe); O. Stolz: „Die Sonne". Von Helmholtz' „Populären wissenschaftlichen Vorträgen" ist das dritte Heft, von der Sammlung „Die Naturkräfte" der siebzehnte Band erschienen. Die „Internationale wissenschaftliche Bibliothek" brachte in Band 19: K. F. Peters: „Die Donau und ihr Gebiet"; in Band 20:

W. D. Whitney: „Leben und Wachsthum der Sprache"; in Band 21: W. Stanley Jevons: „Geld und Geldverkehr"; in Band 23: P. Schützenberger: „Die Gärungserscheinungen"; in Band 24: P. Blaserna: „Die Theorie des Schalls". Von der „Bibliothek naturwissenschaftlicher Schriften" ist der erste Band erschienen.

Folgende Gesammtausgaben sind zu verzeichnen: H. C. Andersen's Werke, illustrirte Ausgabe; A. von Tschabuschnigg: „Gesammelte Werke" (vierter Band); H. Laube: „Gesammelte Schriften" (sechster und siebenter Band); D. F. Strauß: „Gesammelte Schriften", herausgegeben von E. Zeller (erster Band); R. Gottschall: „Dramatische Werke" (neuntes und zehntes Bändchen); A. Blumauer: „Gesammelte Schriften" (erste Lieferung). Von Brockhaus' „Conversations-Lexikon" ist der fünfte Band der zwölften Auflage, von Meyer's „Conversations-Lexikon" der neunte Band der dritten Auflage erschienen. Das ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon bildende Prachtwerk: „Bilder-Atlas. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" (Leipzig, Brockhaus) liegt in zweiter, vollständig umgearbeiteter Auflage vor.

Zum Schluß erwähnen wir noch mehrere Schriften, die sich nicht gut in besondere Fächer bringen lassen. In dieser vermischten Literatur der Essays, kritischen Studien, Aphorismen u. s. w. findet sich diesmal einiges Beachtenswerthe, ja Bedeutende; so F. Vischer: „Goethe's «Faust», neue Beiträge zur Kritik des Gedichts"; H. Grimm: „Funfzehn Essays, neue Folge"; „Das Kind, Tagebuch eines Vaters"; Berthold Auerbach: „Tausend Gedanken des Collaborators"; O. Jung: „Aus der Provinz"; K. Elze: „Vermischte Blätter"; G. Th. Fechner: „Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers"; L. Strackerjan: „Eintausend deutscher Sprüche"; H. Milberg: „Sprüche und Sinngedichte"; E. Rocco: „Der Umgang in und mit der Gesellschaft"; C. Berthold: „Im Freien"; E. O. Hopp: „Transatlantisches Skizzenbuch"; L. Wiese: „Die Macht des Persönlichen im Leben"; J. W. O. Richter: „Deutsches Kyffhäuserbuch"; M. Buchner: „Aus Krieg und Frieden"; R. Werner: „Seebilder"; M. Wirth: „Cultur- und Wanderskizzen"; C. Brand: „Aus meinem Skizzenbuch"; R. Schweichel: „Italienische Blätter"; R. W. Emerson: „Ueber häusliches Leben"; „Licht und Schatten, Briefe an ein Kind"; C. E. Luthardt: „Gesammelte Vorträge verschiedenen Inhalts"; E. Ohly: „Reise- und Heimatbilder aus Krieg und Frieden"; A. von Rutenberg: „Von der Zinne der Partei". Von Rudolf Gottschall's „Porträts und Studien" ist der fünfte und sechste Band erschienen.

Wir wären zu Ende. Wieviel von der Literatur des verflossenen Jahres nicht, den Jahren gleich, verfließen, wieviel etwa unsterblich dauern dürfte? Ueber manches ließe sich schon jetzt leicht und sicher das Urtheil sprechen. Das andere aber erwarte die Entscheidung jener Richterin, die alles weiß und alles lehrt der Zeit. **Siegfried Lipiner.**

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Erfolg und wie er ihn gewonnen" von E. Werner, wovon Christina Tyrrell eine englische Uebersetzung besorgt hat, sagt die „Saturday Review", es sei mit einigen Schattenseiten ein Werk von wirklichem Verdienst und Interesse. Die Schattenseiten seien erstens eine gewisse Plötzlichkeit in der Verwandlung, welche sowol in Eugenie wie in Arthur platzgreift, besonders aber in ersterer, und zweitens die Einschaltung der vollständig sinnlosen kleinen Episode mit Fräulein Melanie und Herrn Wilberg. Mit diesen zwei Ausnahmen sei „Erfolg" eine reizende Erzählung, von frischer Verwickelung und gesundem Tone und ebenso glücklich erfunden wie ausgeführt. Nach einer längern Inhaltsangabe schließt der Recensent mit folgenden Worten: „Der scharfe Gegensatz zwischen den jungen Männern — dem trägen Gentleman und dem rauhen und ungestümen Bergmann — ist nicht das geringste künstlerische Verdienst des Buchs, und der Edelmuth, welcher zuletzt siegt, nicht dessen geringster sittlicher Reiz. Im ganzen wird der Roman «Erfolg» vielen Lesern gefallen und kann keinen verletzen (offend). Er ist frisch und rein; er berührt einige der zartesten Saiten unserer Natur und zwar mit keiner unsichern Hand; er ist voller Pathos und kleiner Nebenzüge, die von außerordentlichem Werthe im Gemälde sind, und in seiner Ruhe und Reinheit gewährt er eine Erholung nach dem schwülstigen und trüben Unsinn, mit welchen so viele unserer eigenen Romandichter uns überschütten."

Ueber „Gesammelte Schriften von D. F. Strauß, eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen von E. Zeller" (erster Band) sagt dasselbe Blatt: „Die Auslassungen in dieser Sammlung sind seltsam und bedeutungsvoll; wir vermissen erstens das «Leben Jesu», dasjenige Werk, durch welches man sich des Verfassers hauptsächlich erinnern wird und welches sein bedeutendster origineller Beitrag zur theologischen Literatur ist. Zweitens ist die «Glaubenslehre», jene mühsame und geistreiche Anwendung des Geheimnisses Hegel's, womit Strauß sich einmal geschmeichelt hat, er habe die Versöhnung des Dogmas mit der Kritik vollbracht, gänzlich verschwunden. Das «Leben Jesu» ist wenigstens durch die spätere und lesbarere, wenn auch weniger wissenschaftliche Bearbeitung der mythischen Lehre für die Volkslektüre vertreten; die «Glaubenslehre» hingegen ist dem gänzlich antitheologischen Werke «Der alte und der neue Glaube» gewichen. Diese bedeutungsvollen Veränderungen lassen uns eine wichtige Seite des europäischen Gedankenganges seit 1835, eines Jahres, denkwürdig durch einen großen Fortschritt und einen großen Rückzug, durch die volle Entwickelung des Rationalismus im Leben Jesu einerseits und das stille Zurücknehmen des päpstlichen Anathemas gegen das Kopernicanische System andererseits, erblicken. Wie weit dies von einer vollständigen Darstellung der europäischen Geistesbewegung ist, das brauchen wir nicht zu sagen; und dessen Bedeutung selbst, was Strauß' eigenen Antheil daran betrifft, wird durch das offene Geständniß seiner untheologischen Geistesverfassung, welches er in dem liebenswürdigen Stücke literarischer Autobiographie, das als Einleitung zu dieser Ausgabe seiner Werke dient, ablegt, noch vermindert. Die Aehnlichkeit zwischen diesem und einem ähnlichen Vermächtniß David Hume's ist auffallend und regt zu einem Vergleich zwischen den beiden Männern an. In beiden finden wir denselben scharf kritischen Verstand, der durch die Gewohnheit, auf Sachen des Gefühls eine reine Verstandesprobe anzuwenden, in Paradoxie ausartet. In beiden finden wir dieselbe richtige Würdigung alles dessen, was den gewöhnlichen Maßstab menschlicher Leistung erreicht, dieselbe Unfähigkeit, das zu schätzen, was darüber hinausgeht; denselben bequemen Optimismus, dieselbe heitere Standhaftigkeit, dasselbe gemilderte Selbstbewußtsein und dieselbe nicht unliebenswürdige Selbstgefälligkeit. Strauß' Schätzung seiner schriftstellerischen Leistungen kann man

nicht gerade als gewaltig übertrieben tadeln; wenn irgendetwas anstößig ist, so ist es seine gelegentliche Annahme, daß er sie mit Recht viel höher hätte anschlagen dürfen. Die Einzelheiten, die er hinsichtlich des Ursprungs und der Schicksale seiner Schriften mittheilt, sind im allgemeinen interessant und sachgemäß. Die häufigen Blicke, die er uns in seine Privatverhältnisse thun läßt, lassen ihn meist in einem liebenswürdigen Lichte erscheinen, wenngleich Spuren von der Quengelei und allzu großen Empfindsamkeit, die in seinen polemischen Schriften wahrnehmbar, vorhanden sind. Von seiner Gattin spricht er mit einem schaudererregenden Widerwillen, der beredter ist als jeder Tadel."

Was „Sagwissenschaftliche Studien" von J. H. von Hahn betrifft, so findet die „Saturday Review" vom 23. December 1876, daß der Vorzug des Buchs weniger in dessen philosophischen Ansichten, als in seinen zahlreichen und interessanten Vergleichungen hellenischer mit teutonischen Mythen, besonders in der Untersuchung der vielen Berührungspunkte zwischen den Homerischen und Hesiodischen Dichtungen und den Eddas, bestehe.

Ueber „F. C. Schlosser, der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken" von Georg Weber, sagt dasselbe Blatt, es sei zu discursiv, um gänzlich zu befriedigen, was freilich durch den Mangel an hinlänglichem Material zu entschuldigen sei. „Schlosser's Leben war von seltener Ereignißlosigkeit; das Interesse, welches er, abgesehen von seinen wissenschaftlichen Leistungen, einflößt, rührt von seiner stark ausgeprägten Individualität und der in seinem Privatbriefwechsel sich kundgebenden Gefühlswärme her. Er war ein Mann von kräftigem, aber rauhem und eckigem Charakter, großmüthig, stolz, voller Vorurtheil und übertrug auf die gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens die Entschiedenheit und Ostentation, welche in seinen Geschichtswerken so sichtbar sind. Er zog sich natürlich viele Feinde zu und nahm während seines ganzen Lebens eine isolirte und fast herausfordernde Stellung ein. Die Aergernisse, welche ein solcher Zustand mit sich brachte, wurden durch seine innige Anhänglichkeit an zwei vortreffliche Freundinnen bedeutend gemildert, obschon auch dieses Verhältniß durch sein peinliches Wesen oder seine Laune zuweilen gestört wurde. Seine Briefe an diese beiden Damen bilden den interessantesten Theil des Werks. Unter den im Anhang sich befindenden bisher noch nicht gedruckten Essays ist die Besprechung der Memoiren Mirabeau's der wichtigste."

Die „Geschichte der neugriechischen Literatur" von R. Nicolai, heißt es daselbst ferner, komme einem unzweifelhaften Bedürfniß entgegen. Es sei dieselbe ein werthvolles Repertorium über Schriftsteller, die vielleicht an und für sich wenig Anziehendes bieten, als Vertreter der nationalen Auferstehung aber von Bedeutung seien, und behandele mit Sorgfalt die ermittelbaren Einzelheiten aus dem dunkeln Zeitabschnitte des Scheintodes, von der Einnahme Konstantinopels bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Das „Athenaeum" von dem nämlichen Datum bespricht Spielhagen's „Sturmflut" in ausführlicher Weise, und hält diese seine neueste Schöpfung für seine beste überhaupt, wie sie ihn selbst als den hervorragendsten deutschen Romandichter der Gegenwart bezeichnet, „wie wenig oder wie viel dies auch bedeuten möge", setzt der Recensent freilich spöttisch hinzu. Da hat er doch wol Auerbach und Freytag vergessen, um Heyse's und mehrerer anderer gar nicht zu gedenken.

Einen besondern Artikel widmet die „Saturday Review" vom 16. December dem sehr fleißigen und lehrreichen Werke: „Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter" von Alexander Budinszky.

Bibliographie.

Amyntor, G. v., Randglossen zum Buche des Lebens. Elberfeld, Lucas. 1876. Gr. 8. 6 M.

Arweb, E., Der Saphir. Mainz, Kirchheim. 1876. 8. 4 M.

Auerbach, B., Nicolaus Lenau. Erinnerung und Betrachtung. Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. 1876. Gr. 8. 1 M.

Baldamus, A. C. E., Vogel-Märchen. Dresden, Schönfeld. 1876. 8. 2 M. 70 Pf.

Bärenbach, F. v., Herder als Vorgänger Darwin's und der modernen Naturphilosophie. Beiträge zur Geschichte der Entwickelungslehre im 18. Jahrhundert. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Behm, H. M. T., Ueber den Verfasser der Schrift, welche den Titel „Hirt" führt. Historisch-kritischer Versuch. Gekrönte Preisschrift. Rostock, Werther. 1876. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Berndt, R., Geschichte der Juden in Gross-Glogau. Glogau, Zimmermann. 1876. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bibliothek deutscher Curiosa. 2ter u. 3ter Bd.: Nachtwachen von Bonaventura (J. H. von Schelling). Lindau, Ludwig. 8. à 1 M. 50 Pf.

Bibliothek für Haus und Reise. 30ster u. 31ster Bd. Ein heimliches Verhältniß. Eccl. Von O. Girndt. — Ein Familiendrama. Von L. Schücking. Berlin, Goldschmidt. 1876. 8. 4 M. 20 Pf.

Billewicz, J. v., Zur Orientirung über Speculation und Empirie. Eine psychologische Studie mit Anknüpfung an historisch-documentirte Thatsachen. Leipzig, F. Fleischer. 1876. Gr. 8. 60 Pf.

Bluntschli, J. C., Lehre vom modernen Staat. 3ter Theil: Politik als Wissenschaft. Stuttgart, Cotta. 1876. Gr. 8. 10 M.

Bölte, Amely, Neues Frauen-Brevier. Leipzig, C. J. Günther. 1876. 8. 4 M. 50 Pf.

Brentano, L., Das Arbeitsverhältniss gemäss dem heutigen Recht. Geschichtliche und ökonomische Studien. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Classen, A., Physiologie des Gesichtssinnes zum ersten Mal begründet auf Kant's Theorie der Erfahrung. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1876. Gr. 8. 5 M.

Correspondenz Kaisers Ferdinand II. und seiner erlauchten Familie mit P. Martinus Becanus und P. W. Lámormaini, kaiserlichen Beichtvätern S. J. Herausgegeben von B. Dudík O. S. B. Wien, Gerold's Sohn. 1876. Lex.-8. 2 M.

Herr Dr. Ernst Eckstein und seine die Jugend demoralisirenden Schulhumoresken. Ein ernstes Wort von einem Schulmanne. Bielefeld, Gülker u. Comp. 1876. Gr. 8. 50 Pf.

Farina, Salvatore. Novellen. 1ster u. 2ter Bd. Aus dem Italienischen übersetzt von O. Borchers. Leipzig, Grunow. 1876. 8. à 5 M.

Ficker, J., Beiträge zur Urkundenlehre. 1ster Theil. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 9 M. 20 Pf.

Frank, H., Italienische Plaudereien. Leipzig, O. Wigand. 1876. Gr. 8. 7 M.

Friedrich's des Grossen ausgewählte Werke. Ins Deutsche übertragen von H. Merkens. Eingeleitet von F. X. Wegele. 3ter Bd. 1ste Hälfte: Briefwechsel Friedrich's des Grossen. 1ster Theil: Briefe an Voltaire. Würzburg, Stuber. 1876. Gr. 8. 3 M.

Friesen, H. Freih. v., Dr. Karl Elze's William Shakespeare (Halle 1876) besprochen. Leipzig, Hirschfeld. 1876. Gr. 8. 80.

Ganting, L. v., Die Grundzüge der musikalischen Richtungen in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1876. Gr. 8. 1 M.

Golowatskij, J. F., Sweipolt Fiol und seine kyrillische Buchdruckerei vom Jahre 1491. Eine bibliographisch-historische Untersuchung. Wien, Gerold's Sohn. 1876. Lex.-8. 50 Pf.

Grosse, J., Sophie Monnier. Roman in fünf Büchern. 2 Bde. Dresden, Baensch. 1876. 8. 6 M.

Grothe, H., Die Betheiligung Deutschlands an der Pariser Ausstellung 1878. Berlin, Springer. 1876. Gr. 8. 50 Pf.

Grün, A., In der Veranda. Eine dichterische Nachlese. Berlin, Grote. 1876. 8. 3 M.

Harms, F., Ueber den Begriff der Wahrheit. Berlin, Dümmler. 1876. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Hirsch, C., Die Parteipresse, ihre Bedeutung und Organisation. Leipzig, Expedition des „Vorwärts". 1876. 8. 40 Pf.

Hirth, G., Unsere volkswirthschaftliche Krisis. Versuch einer kurzen vorurtheilslosen Auseinandersetzung. Mit einem Anhang: Uebersicht der hauptsächlichsten deutschen Schutzzölle. Leipzig, Hirth. 1876. Gr. 8. 40 Pf.

Hübner, J., Helldunkel. Aus dem poetischen Tagebuch eines Malers. Sonette und Lieder. 2te Folge. Dresden, Th. Meinhold. 1876. Gr. 8. 4 M.

Jordan, W., Epische Briefe. Frankfurt a/M., Jordan. 1876. Gr. 8. 5 M.

Klapp, M., Die Bankgrafen. Roman aus der Schwindelzeit in zwei Bänden. Bern, Frobeen u. Comp. 8. 9 M.

Klein, K., Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Knaff, A., Prinzessin Amalia Maria da Gloria Augusta der Niederlande, geborene Prinzessin von Sachsen-Weimar-Eisenach. Biographische Skizze. Luxemburg, Brück. 1876. 8. 80 Pf.

Der Krieg in Italien 1859. Nach den Feld-Acten und andern authentischen Quellen bearbeitet durch die Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegsarchives (Generalstabs-Bureau für Kriegsgeschichte.) 3ter Bd. Wien, Gerold's Sohn. 1876. Lex.-8. 12 M.

Ludwig, G., Ein Blick in die römischen Katakomben. Vorträge. Bern, Haller. 1876. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Nohl, L., Unsere geistige Bildung. Leipzig, Schloemp. Gr. 8. 2 M.

Obrist, J. G., Dr. Balthasar Conradinus. Eine culturhistorische Skizze. Innsbruck, Wagner. 1876. 8. 60 Pf.

Oefele, Freih. E., Geschichte der Grafen von Andechs. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Oesterreich und die Orientfrage. Wien, Hartleben. 1876. Lex.-8. 1 M. 80 Pf.

Petrich, H., Stargarder Skizzen-Buch. Alte Bilder in neuem Rahmen. Stargard, Weber. 1876. 8. 1 M. 80 Pf.

Pommer, C., Unsere heutige wirthschaftliche Lage. Neue Gesichtspunkte zu einer richtigen Beurtheilung derselben. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schneller, C., Skizzen und Culturbilder aus Tirol. Innsbruck, Wagner. 8. 3 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 8. Februar 1877.

Geographisches.

1. Die Fortschritte auf dem Gebiete der Geographie. 1872—73. Köln, E. H. Mayer. 1874. 8. 2 M. 40 Pf.

Bei dem überaus reichen Inhalt des hochinteressanten Werks vermögen wir unsern Lesern nur kurze Mittheilungen aus demselben zu geben, hoffend, daß dieselben genügen werden, um ein lebhaftes Interesse für das Werk selbst zu erwecken. Dasselbe enthält die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Geographie und erwähnt zunächst des von dem General Baeyer entworfenen und ausgearbeiteten Projects einer großen europäischen Gradmessung, das sich langsam, aber sichern Schrittes seiner Realisirung nähert. Sodann auf die Fortschritte der Geographie in den einzelnen Erdtheilen übergehend, beginnt es mit „Europa“. Hier stoßen wir zunächst auf die Forschungen von F. von Hochstetter und Kanitz auf der türkisch-griechischen Halbinsel. Die Vorarbeiten zur Projectirung eines die Türkei durchziehenden Schienenwegs gaben Hochstetter Gelegenheit, bis ins Herz der Balkanhalbinsel vorzudringen. Kanitz dagegen war es gestattet, die Quellgebiete sämmtlicher dem westlichen Balkan entfließenden Ströme in einer Weise zu erforschen, wie es bisher niemand vermocht hat. Kanitz passirte zwölf mal den Balkan und darunter einmal in dem bisher ganz unbekannten Isker-Défilé, dem einzigen, welches die langgestreckte Kette ganz durchbricht. Auch die Archäologie fand durch die Kanitz'schen Reisen ihre Bereicherung, und seine „Byzantinischen Monumente Serbiens“ werden durch jene von „Bulgarien“ ihre Vervollständigung erhalten. Ethnographisch wurden von ihm namentlich die Nationalitätsverhältnisse Bulgariens klar zu stellen versucht. Ueber die ethnographischen Verhältnisse in Ungarn finden wir im „Ausland“ eine sehr reichhaltige Abhandlung, aus welcher wir leider zu unserm Bedauern entnehmen, daß das deutsche Wesen überall numerisch im Abnehmen begriffen ist, und daß die einst so blühenden Sitze deutschen Lebens, jene gewerbreichen Städte, heute vielfach zu elenden Dörfern herabgesunken sind. Was die Alpen anbelangt, so ist es hauptsächlich der deutsche Alpenverein, welcher der plastischen Gestaltung derselben wie der immer genauern Erforschung der speciell hypsometrischen Verhältnisse seine ununterbrochene Aufmerksamkeit widmet; in dieser Hinsicht erscheinen Hoffmann's und Stüdl's „Wanderungen in der Glockner-Gruppe“, Studer's verdienstvolle Arbeit über „Eis und Schnee“, wie Whymper's Schilderungen seiner „Alpenbesteigungen“ von besonderer Wichtigkeit. Die großen Veränderungen in den politischen Grenzen Europas haben Anlaß zu den zahlreichsten Berichten und Karten gegeben, von denen besonders die mit Karten begleiteten Abhandlungen der Professoren Kiepert und Wagner hervorzuheben sind. Als eine der wichtigsten Arbeiten erscheint das große Werk des Erzherzogs Ludwig Salvator über „die Balearen“. Dasselbe beruht auf den genauesten Studien und enthält Mittheilungen über die geographische Lage, das Klima, die geologischen Verhältnisse, die Fauna und Flora, Anthropologie und Ethnologie dieser Inselgruppe.

Bezüglich der geographischen Forschungen in „Asien“ wird zunächst auf das Werk des Hrn. von Maltzahn über Arabien hingewiesen. Es lag in der Absicht dieses Forschers, die ganze Landschaft zwischen Makalla und dem Ras-el-Hadd, dem Südende des Persischen Golfs, zu durchreisen; allein da durch die Ostmonsune eine Segelschiffahrt nach Mahra verhindert wurde, es aber andererseits nicht in seiner Absicht lag, von Aden aus das Innere des Landes zu besuchen, so benutzte er seine Muße dazu, durch die zahlreichen sich in Aden zeitweilig aufhaltenden Araber Erkundigungen über das Innere des Landes einzuziehen. Diese wichtigen Ermittelungen umfassen nicht allein die geographische Beschaffenheit des Landes wie seiner Cultur und Production, sie geben auch Aufschluß über die Bewohner, deren Abstammung, Sitten und Gebräuche, ihre Religion, Regierungsweise, Wohn-

sitze u. s. w. Ueber Syrien geben die Briefe des englischen Consuls Richard Burton, welcher im Verein mit Tyrwhitt Drake das Land fleißig durchforschte, weitere Aufschlüsse. Dieses gilt namentlich von dem nördlichen Theile des Antilibanon, in welchem sie die Existenz von bisher unbekannten Gebirgsstöcken feststellten. Der höchste Gipfel des Tala 'at Músá erreicht 2658 Meter Höhe, während im Libanus der Jebel Timárún 3210 Meter Höhe erreicht. Die Reisen mehrerer deutschen Alterthumsforscher, der Professoren Curtius und Stark, des Baurath Adler, Major Regely, Dr. Gelzer und Hirschfeld nach dem westlichen Kleinasien und zwar nach dem Felde von Troja und von dort über Smyrna nach Ephesus haben nicht unerhebliche Resultate geliefert.

Im Sommer 1871 unternahmen Gustav Radde und Dr. Siewers eine Reise ins armenische Hochgebirge. Schon auf seiner frühern Expedition 1867 hatte Radde festgestellt, als er aus der Höhe von 6—8000 Fuß bis auf 4500 Fuß Erhöhung im Gebiete des Kars-tschai herabstieg, daß in Hocharmenien zwei Hauptzonen mit ganz voneinander abweichenden Naturcharakteren zu unterscheiden sind. Die höhere, bis 5000 Fuß herabreichende, zeigt in den niedern Regionen den Charakter der Steppenflora, während höher hinauf das rasenbildende Element vorherrscht und bei 7500—8000 Fuß Seehöhe sich die basalpine Flora entwickelt. In dieser Zone ist die Hitze gemildert, und es finden sich die europäischen Naturverhältnisse. Die tiefern Gegenden sind ausschließlich von Eingeborenen bewohnt. Da in denselben im Juni die Vegetation fast gänzlich verschwindet, so zwingt der Mangel an Viehfutter einen Theil der Bevölkerung dazu, ins Hochgebirge zu wandern. 1871 gingen Radde und Siewers von Tiflis aus nach dem Hochgebirge und bestimmten den höchsten Punkt des Wegs bei dem Dorfe Semenowka barometrisch zu 7100 Fuß. Statt der bisherigen Vegetationszustände des Hochsommers herrschte hier eine vollständige Frühlingstemperatur. Wir müssen uns weiter gehender Schilderungen enthalten und bemerken nur, daß die Reisenden vom Spiegel des Goktschai in die untern Zonen Hocharmeniens hinabstiegen. Von Eriwan wurden mehrere Ausflüge östlich gemacht; dann wandten sie sich westlich, erstiegen den Alagös und reisten das Araxesthal aufwärts nach Kulpi zu den Salzwerken. Sie überschritten dann die türkische Grenze, erstiegen den Aschich-dadé und wandten sich zum Euphrat. Bei Ersteigung des Ararat erreichten sie in einer Höhe von 14233 Fuß den festliegenden Eiskarnies des nördlichen Hauptgletschers. Im August wurde auch der kleine Ararat von ihnen erstiegen.

Bezüglich der Forschungen in Centralasien tritt zunächst der Plan der russischen Geographischen Gesellschaft, das Problem der alten Oxusmündung einer definitiven Lösung entgegenzuführen, hervor. Die unter Leitung des Ingenieurs Koschkal und Lieutenant Maloma stattgehabten Voruntersuchungen führten zu einer eingehenden Untersuchung der Balkanbucht in topographischer wie physikalischer Beziehung. Die von Siewers und Radde beabsichtigten Erforschungen wurden durch die politischen Zustände in Turkestan sehr beeinträchtigt. Stebenitzki's Reise hat für die topographischen Kenntnisse jener Gegend reiche Ausbeute geliefert. Besondere Aufmerksamkeit ist auch Turkestan zugewandt. Fedtschenko's Bericht über seine Expedition zum Alai bietet in geographischer Beziehung insofern interessante Resultate, als durch dieselbe das Dasein der erhabenen südalaischen Bergkette bekannt wird. Jenseit derselben liegt irgendwo, nicht gerade weit ab, die berühmte „Pamyr-Ebene". Die Eingeborenen kennen sie unter dem Namen „Pamil" und geben an, daß es ein ebenes, ausgedehntes, außerordentlich hoch liegendes Land sei, auf welchem die alaischen Kirgisen wegen Dünnheit der Luft nicht leben können. Die Reise Fedtschenko's gewinnt an Wichtigkeit, da sie von Norden her eine Bestätigung der Resultate liefert, welche die Reise Mirza-Sudja's und Hagard's von Süden ergeben hatten:

> Es gibt kein meridional verlaufendes Gebirgssystem des Bolor, sondern nur eine nordwestliche Fortsetzung des Himalaja, die mittels allmählicher Uebergänge sich mit dem System des Thianschan verbindet. Das sich hier erhebende Hochplateau Pamir, „das Dach der Welt", ist das ersehnte Ziel centralasiatischer Entdeckungsreisen!

Von weiterer Bedeutung sind hervorzuheben: die Reise Fr. Schmidt's an den untern Jenisei, wie die Abhandlung Meinhausen's über das Wiluigebiet in Ostsibirien, sodann Paladius' „Amur-Ussuri"-Expedition und Pawlinow's Reise in der westlichen Mongolei. Matussowski's Reise von Uliassutai nach dem obern Jenisei erscheint um so bedeutungsvoller, als seit Ritter's Zeiten keine weitern Berichte über jene unbekannten Gegenden erschienen. Fast gleichzeitig mit Matussowski's Bericht ist die Erzählung eines Kaufmanns aus Minussinsk erschienen, welcher 1863 und 1869 den obern Jenisei behufs Handels mit den Uriänchen besuchte und uns Mittheilungen über das Leben und Treiben dieses Völkchens zukommen läßt. Weiterer Erwähnung verdienen die wichtigen Reisen des Stabskapitäns Prschewalski zum mittlern Hoong-ho und Ordosland.

Was die „afrikanischen Entdeckungen" anbetrifft, so tritt zunächst der Bericht Stanley's über seine Reise von Zanzibar an den Taganikasee behufs Auffindung Livingstone's in den Vordergrund. Ihm folgen die Berichte Livingstone's während seines Verschollenseins, an welche sich der Bericht über die gemeinschaftliche Reise beider nach dem nördlichen Ende des Taganikasees anreiht. Aus Livingstone's Berichten selbst glaubte Behm entnehmen zu können, daß dieser sich in seiner Annahme, die Quellen des Nil entdeckt zu haben, geirrt habe; vielmehr sei anzunehmen, daß er auf den obern Lauf des Congo gestoßen sei. Behm schließt aus dem Vergleich der Regenzeiten und Flußschwellen, daß Livingstone's „Luabala" keinem der nordhemisphärischen Ströme angehören könne; und da auf der Südhemisphäre von Afrika nur der Congo geeignet erscheint, so gewaltige Wassermassen aufzunehmen, so kommt Behm zu der Annahme, der Luabala sei ein Arm des Congo, oder aber er ergieße sich in einen Binnensee ohne Abfluß, was nicht wahrscheinlich ist. Zur Ergründung dieser Annahme sind neue Expeditionen ausgerüstet worden und jetzt in Thätigkeit. Mit außerordentlichem Erfolge und unerhörtem Glück hat Dr. Schweinfurth seine Expedition in das obere Nilgebiet

durchgeführt. Innerhalb vier Jahre erschloß er das Gebiet des Gazellenflusses, namentlich des Djur, und drang südlich bis jenseit des Uëlle vor, der nicht mehr zum Stromgebiet des Nil gehört. Für die weitere Erschließung des obern Nilgebietes ist die vom Khedive angeordnete Erbauung einer Eisenbahn nach Chartum von größter Wichtigkeit. Die von der ägyptischen Regierung großartig ausgestattete Baker'sche Expedition, behufs Unterdrückung des Sklavenhandels, hat trotz sachkundiger Führung und bedeutender Machtentfaltung bisjetzt wenig Erfolg gehabt. Mit ebenso wenig Glück war die Entsendung Sir Bartle Frere's nach Zanzibar begleitet, da immer noch Tausende von Sklaven unter französischer Flagge ausgeführt werden.

Von den weitern Entdeckungen in Ostafrika heben wir nur als eine der glänzendsten die Wiederauffindung der Ruinen von Zimbaô durch den unermüdlichen Karl Mauch noch hervor, eine Entdeckung, welche die alte vielfach ventilirte Ophirfrage aufs neue anregte.

Unter den Entdeckungsreisen im Innern Südafrikas zeichnet sich als eine der bedeutungsvollsten die Reise E. Mohr's von den Tategoldfeldern nach den Victoriafällen des Zambesi aus. Unter den Entdeckungsreisen im Westen Afrikas verdient zunächst die des Dr. Nachtigal nach Sudan besondere Beachtung. Der Zweck derselben bestand zunächst darin, dem Sultan von Bornu Geschenke des deutschen Kaisers zu überbringen. Aufgehalten in Murzuk, unternahm Dr. Nachtigal von hier aus seine berühmte Erforschungsreise nach Tibesti, in der östlichen Hälfte der Wüste Sahara, die unter den furchtbarsten Anstrengungen und Entbehrungen durchgeführt wurde. Nach Ueberreichung der Geschenke trat Nachtigal dann von Kuka noch eine weitere neunmonatliche Reise nach dem Nordosten des Tschadsees an, durch welche es ihm gelang, eine „bahnbrechende und grundlegende Kenntniß für die östliche Hälfte der Sahara" zu gewinnen. Dann unternahm er eine neue Reise nach dem südlichen Theile von Bagirmi. Weitere Beachtung verdient ferner die Reise der Herren von Fritsch und Rein nach Marokko und die mit dem größten Erfolge durchgeführte Reise Grandidier's nach Madagascar. Die Mittheilungen des Werks sind auf allen diesen Gebieten vielfach überholt und der Ergänzung bedürftig.

Bei dem überaus praktischen Sinne der Yankees haben sich die Entdeckungen in „Amerika" zunächst denjenigen Gebieten zugewandt, deren Erschließungen materielle Vortheile versprechen. Nach den Berichten des Kapitän Raymond über Alaska, wie Kirkby's und Richardson's über die Länder westlich der Hudsonsbai wurden die daran geknüpften Hoffnungen zwar nicht erfüllt, dagegen haben die stattgehabten riesigen Eisenbahnunternehmungen zur geographischen Erschließung Nordamerikas außerordentlich viel beigetragen. Auch das Innere von Neufundland, mit seiner Menschenarmuth und seinem Reichthum an jagdbaren Thieren, hat sich in der letztern Zeit mehr erschlossen. Die interessanteste Entdeckung bleibt indessen die des „neuen Wunderlandes" im Territorium Montana, durch Professor Hayden. Dasselbe liegt in den Rocky-Mountains und bildet ein erhabenes, beckenartiges Thal, durch welches der Yellowstonefluß dem obern Missouri zufließt. Die Beschreibung dieses merkwürdigen Landes, mit seiner unabsehbaren Kette von Lava-Pics, unter welchen sich mehr als 100 Spitzberge befinden, die über 11000 englische Fuß über dem Meeresspiegel liegen, mit seinen heißen Quellen und dem wunderbaren Geyser des Fire-Hole-Basin an den Quellwassern des Madison, bildet einen der anziehendsten Abschnitte des ganzen Werks. Durch die Aufnahme und Messungen der Uinta-Berge hat sich Professor Hayden ein außerordentliches Verdienst erworben. Durch Whitney's Forschungen in den Rocky-Mountains ist festgestellt, daß ein namenloser, nie erforschter Gebirgszug, westlich des Arkansas, eine große Anzahl Gipfel von mehr als 14000 englische Fuß Höhe enthält, daß also der höchste Theil der Rocky-Mountains zwischen dem Arkansas und Grandfluß liegt. Aus Mittelamerika liegen die Berichte Kapitän Selbridge's vor, welcher bemüht war, eine passende Stelle zur Kanalverbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean zu erforschen. In Südamerika haben sich die Erforschungen zunächst dem Quellgebiet des Amazonenflusses zugewandt. Durch Brown's Ermittelungen in Britisch-Guyana ist festgestellt, daß die Wasserscheide zwischen den Quellgebieten des Corentyn und Essequibo gegen den Amazonenstrom nur in einem welligen Lande mit dichten Wäldern und Sumpfstrecken besteht. Von Dr. Abendroth liegt ein Bericht über seine Reisen in den Pampas des Sacramento vor. Die eingehenden Schilderungen über die Argentinische Republik zeigen uns dieses Land mit außerordentlichem Reichthum ausgestattet. Ueber Patagonien geben die interessanten Berichte des Marinelieutenants Muster Auskunft, welcher das ganze Land von der Magellansstraße bis zum Rio-Negro durchwanderte. Die Tiefseeforschungen von Agassiz im Südatlantischen und Stillen Ocean haben außer reichen naturgeschichtlichen und geologischen auch nennenswerthe geographische Ergebnisse geliefert, zu welchen namentlich die Untersuchung des Haßlergletschers in der Magellansstraße gehört, dessen interessante Beschreibung beigefügt ist.

Von den uns über „Australien" zukommenden Mittheilungen heben wir nur die wesentlichsten hervor; dahin gehört die Legung der Telegraphenverbindung vom Spencer-Golf im Süden nach Fort Darwin im Norden. Die Telegraphenverbindung im Süden verbindet sich mit einer zweiten von Queensland aus, die an der Ostküste entlang bis Cardwell und dann durch eine 393 englische Meilen lange unbewohnte Strecke nach Normanton führt und sich dann am Roperstrom mit der ersten verbindet. Bemerkenswerth sind die Versuche Forrest's, von Westaustralien nach Südaustralien vorzudringen, wie Giles' vergeblicher Versuch, den Westen zu erforschen.

Aus der asiatischen und australischen „Inselflur" wird zunächst der politischen und socialen Entwickelung Japans Erwähnung gethan. Erhöhtes Interesse erweckt der Bericht des Kapitän Blakiston über die Insel Jesso. Von den Philippinen meldet Gustav Wallis die Bildung eines neuen Vulkans auf der Insel Camiguin. Auch auf der Insel Cebu befürchtet man einen neuen Ausbruch. Ebenso hat der Vulkan Ruwang auf der Insel Tagulandang furchtbare Verheerungen angerichtet. Aus Nordborneo

liegt ein Bericht des Lieutenant de Crespigny über den Padaßfluß, sowie über die Muruts und andere Stämme, welche seine Ufer bewohnen, vor. Von der Insel Formosa wurde der nördlichere Theil von Dr. Collingwood erforscht; Hughes dagegen drang mehr in das Innere des Südens vor, und Thomson machte von Taiwarfu mehrere Ausflüge ins Innere. Die Berichte des Kapitän Delargy und Lieutenant Chester schildern das entgegenkommende Benehmen der Eingeborenen Neuguineas bei freundlicher Behandlung und Vorsicht. Nach Atkin's Berichten über die Salomonsinseln erscheint die ganze Gruppe als vulkanisch und von häufigen, nicht zu starken Erdbeben heimgesucht. Von Dr. Gräffe ist ein ausführlicher und anziehender Bericht über die Samoa- und Fischerinseln erschienen. Ueber die Osterinsel mit ihren merkwürdigen Resten alter Cultur hat Bastian eine vortreffliche Arbeit geliefert. Agassiz hat neuerdings der Insel Juan-Fernandez, Robinson Crusoe's Aufenthalt, einen Besuch abgestattet.

Bezüglich der Erforschungen in den „Polarregionen" wird zunächst der beiden deutschen Expeditionen unter Kapitän Koldewey gedacht, die leider den Erwartungen nicht entsprachen, da die ostgrönländische Basis für derartige Unternehmungen als eine verfehlte erscheint. Dagegen wurden von einigen norwegischen Thranjägern bei Nowaja-Semlja und im Karischen Meere die merkwürdigsten Fahrten unternommen, welche hinreichend beweisen, daß der einst so gefürchtete Karische See einen nicht unbeträchtlichen Theil des Jahres hindurch ohne Eisgefahr befahren werden kann. Bilden sich auch während des Winters ungeheuere Eismassen, so erliegen dieselben doch den Zerstörungen von Wind, Sturm, Regen, Strömungen und vor allem den heißen Strahlen einer nie untergehenden Polarsonne. Skonesby beobachtete, daß bei 80° nördl. Br. die Sonne auf der einen Seite seines Schiffs das Pech schmolz, während es auf der andern Seite stark fror. An diese Berichte schließt sich derjenige der merkwürdigen Recognoscirungsfahrt der beiden österreichischen Offiziere Payer und Weyprecht zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja, welche auf einem kleinen Segelschiff fast den 79.° nördl. Br. erreichten. Ihre Entdeckung eines offenen, weiten, schiffbaren Meers fand durch die Berichte des norwegischen Kapitäns Tobiesen ihre Bestätigung. Die Fahrt des Engländers Smith und des norwegischen Kapitäns Ulve geschah an der Westküste Spitzbergens. Sie erreichten am 1. September die Nordspitze der niedrigen Insel. Im steten Treibeise folgten sie dann der Nordküste des Nordostlandes und drangen bis 27° 25′ östl. L. von Greenwich vor. Auch sie entdeckten ein völlig eisfreies Meer. Was das tragische Schicksal der von Kapitän Hall geleiteten Expedition auf der Polaris anbetrifft, so müssen wir hierüber wie über die Erfolge aller sonst noch stattgehabten Expeditionen, deren Zahl sich seit dem Erscheinen des Werks wesentlich vermehrt hat, unsere Leser auf das Werk selbst hinweisen, von dem wir unsers Erachtens genügende Mittheilungen gemacht haben, um nicht allein seinen wissenschaftlichen Werth darzuthun, sondern es auch allen Anhängern geographischer Studien als eine „höchst willkommene Gabe" zu bezeichnen.

2. Spanien und die Balearen. Reiseerlebnisse und Naturschilderungen nebst wissenschaftlichen Zusätzen und Erläuterungen. Von Moritz Willkomm. Mit Plan der Tropfsteinhöhlen in Artá. Berlin, Grieben. 1876. Gr. 8. 7 M.

Es ist ein reizendes Reisebild, welches uns der Verfasser vorführt, anmuthig und anziehend, interessant und belehrend. Eine heitere, ausschließlich deutsche Reisegesellschaft besteigt in Genf den Kurierzug, dampft stromabwärts das Rhônethal, passirt die malerisch geformten, grauweißen Felsmassen des südlichen Jura und wird von dem in einem Gasflammenmeer strahlenden Bahnhof von Lyon-Perrache aufgenommen, von wo die Reise weiter über Avignon, dann über die weißen, kahlen Kalkhügel der südlichen Provence nach Marseille führt. Bot die Gegend bis Avignon einen ungewöhnlichen Wechsel anmuthiger und großartiger Landschaftsbilder, deren interessanteste die tiefe, eng gewundene Felsenschlucht des Perte-du-Rhône wie die Gegenden von Bellegarde und Ambérieux sind, so entwickelte dagegen die Provence das Bild des in seiner ganzen Herrlichkeit prangenden südeuropäischen Frühlings. Bald trat dann auch die tiefblaue, von kreideweißen Felsen umgürtete Bucht des Mittelländischen Meers hervor, und kurz darauf verkündete die reichvergoldete, weithin glänzende Kolossalstatue der Heiligen Jungfrau von Notre-Dame de la Garde die Nähe von Frankreichs erster Hafenstadt. Marseille, mit seinen Prachtbauten, der in Form eines griechischen Tempels gebauten Börse, seinem Hafen, der großartigen Wasserleitung, dem berühmten Palais Longchamps, mit der auf künstlichem Felsen errichteten Neptunsgruppe, den ausgedehnten Gartenanlagen, seiner Gemälde-, Sculptur- und überaus reichhaltigen Naturaliensammlung, ist unbedingt eine der schönsten Städte Südeuropas, wozu die neuen prachtvollen, mit Platanenalleen und Springbrunnen versehenen Villenstraßen nicht wenig beitragen. Die Ueberfahrt nach Barcelona war nicht von günstigem Wetter begleitet, doch brach gegen Ende der Fahrt die Sonne siegreich durch die Nebel und ließ die im Maigrün prangende Küste Cataloniens mit ihren zahlreichen Orten erblicken, welche mit ihren weißübertünchten Häusern wie Perlen auf grünem Grunde erglänzten. Ein Ausflug auf den Berg Tibidabo gewährte eine prachtvolle Aussicht nach dem malerischen Montserrat und den tief hinab mit Schnee bedeckten Ostpyrenäen. Eine wegen der politischen Verhältnisse mit einem gewissen Gefühl der Unsicherheit angetretene Reise nach Tarragona führte durch die schönen, starkbevölkerten und sorgsam cultivirten Thäler des Llobregat und der Noja. Es ist ein lachendes Bild, das uns hier entgegentritt; es zeigt uns die Natur in ihrer ganzen Pracht und Lieblichkeit. Wir begleiten den Verfasser weiter auf seiner Reise nach Tarragona und von da über Reus nach Monroig, wir besteigen mit ihm die Kuppen der Mola, nehmen Antheil an seinen kleinen Reiseabenteuern, werfen auf dem Rückwege noch einen flüchtigen Blick auf Tarragona mit seinen zahlreichen römischen Alterthümern und seiner schönen Kathedrale und versetzen uns dann mit einem kühnen Sprung nach Mahon, der Hauptstadt Menorcas.

Die Stadt liegt an der Riva gleichen Namens, eines der trefflichsten Häfen, der zur Zeit der englischen Herrschaft der Stapelplatz des blühendsten Handels war, dann

aber unter spanischem Regimente allmählich herabsank bis zu seiner jetzigen vollständigen Verödung. Erbaut auf mehrern Hügeln und am Abhange des zur Riva stellenweise in scharfen Felsenwänden sich herabsenkenden Plateau, hat die Stadt ein sehr malerisches Aussehen und zeigt eine südliche, wenn auch keineswegs spanische Physiognomie. Ihre Bewohner zeichnen sich durch viele Tugenden, große Zuvorkommenheit, Gastfreundlichkeit, besonders aber durch Arbeitsamkeit und Ehrlichkeit aus, tragen aber einen ausgesprochenen Particularismus zur Schau, der häufig unangenehm berührt. Die zur Zeit herrschende politische Erregung hatte noch keine großen Dimensionen angenommen, beschränkte sich vielmehr auf die oft leidenschaftlichen Verhandlungen der verschiedenen Clubs und auf die Leitartikel der Zeitungen. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört der weit draußen auf dem Plateau gelegene Kirchhof. Derselbe enthält Grabgewölbe, in welche die Leichen eingemauert werden. Ueber diesen befinden sich dann kapellenartige, nach dem Innern des Friedhofs gelegene offene Hallen, deren jede ein Familienbegräbniß bildet; Marmortafeln mit dem Namen u. s. w. der Verstorbenen zieren die Innenwände. Die Unbemittelten sind in Grabgewölben beigesetzt, welche sich unter dem Boden der offenen Räume befinden, und letztere sind deshalb ebenfalls mit Reihen numerirter Steinplatten belegt, auf denen die Namen der Verstorbenen stehen. Auf der Insel Menorca gibt es, außer den Hauptstädten Mahon und Ciudadela wie vier andern kleinen Städten und wenigen Dörfern, keine geschlossenen Ortschaften, vielmehr zerfällt die Insel in eine große Anzahl Quintas, größere Landgüter, Fincas, kleinere Pachtgüter, und Caserios, Bauerhöfe. Die Bauern selbst sind meist nur Pächter. Um das Eindringen der zahlreichen Schafe und Ziegen, die sich fast stets auf der Weide befinden, in die Gärten und Felder zu verhindern, werden alle zu einem Bauerhof gehörenden Fluren mit Steinmauern von losen Steinen umgeben, über die hinweg dann Fußstege führen; Thore primitivster Art finden sich nur da, wo Fahr- und Viehwege die Mauern durchschneiden. Kleinere von Mahon aus angestellte Ausflüge, wie eine viertägige Reise in das Innere, verschaffen uns weitere Aufschlüsse über die Formation des reizenden kleinen Insellandes und seiner reichen Vegetation.

Von Mahon führt uns der Verfasser nach Alcudia auf der Insel Mallorca. Alcudia liegt in einer weiten, sorgsam angebauten, künstlich bewässerten Ebene, die mit einem Walde von Fruchtbäumen und zahlreichen Caserios bedeckt ist und im Osten wie im Westen durch schützende Berghöhen begrenzt wird. Das Städtchen selbst, der Wohnsitz von 1500 Einwohnern, macht in seinem zerfallenen Zustande einen überaus traurigen Eindruck. Zu seinem Verfall haben offenbar die Verpestungen der Atmosphäre durch die in der Nähe liegenden Sümpfe der Strandseen Albufera und Albuferata nicht wenig beigetragen. Den großartigen Unternehmungen einer englischen Gesellschaft, diese Seen und ihre Sümpfe durch ein Kanalsystem trocken zu legen und in fruchtbares Ackerland zu verwandeln, ist es zu danken, daß seitdem auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung sich gebessert hat und die bösartigen Fieber nachgelassen haben. Die Besteigung der Berge Puig de S.-Martin und Puig de la Victoria gewährten malerische Fernsichten und einen reizenden Ueberblick über die liebliche Landschaft. Alcudia wird mit der Hauptstadt Palma durch eine schöne, mit Pappeln, Ulmen und Zedrachbäumen bepflanzte Chaussee verbunden. Das Land, welches diese Straße durchschneidet, gleicht einem großen Garten. Fette Weizenfluren, Puffbohnenfelder, mit hineingepflanzten Fruchtbäumen aller Art, wechseln unaufhörlich mit Mandel-, Feigen- und Oelbaumpflanzungen ab. Die von hohen Kirchthürmen überragten und mit Fruchtbäumen umgebenen Ortschaften werden durch breite chaussirte Fahrwege mit der Hauptstraße verbunden, an welcher sich zahlreiche Ventas und Weinkrüge befinden.

Palma selbst besteht in seinem obern, ältern Theile aus einem Gewirr von finstern, engen Gassen maurischen Ursprungs, dagegen zeigt der nach dem Hafen zu gelegene Theil breite Straßen mit schönen Gebäuden. Der Baustil der Stadt ist entschieden spanisch. So finster und unfreundlich die ältern Häuser der Patricier und die Paläste des Adels auch aussehen, so zeigen dieselben sich doch im Innern hell und freundlich und luxuriös eingerichtet. Viele enthalten stattliche Höfe, mit Marmor-Springbrunnen, Bäumen und Boskets geschmückt. Eine Hauptzierde der Stadt bildet die sehr anmuthige, mitten in derselben gelegene, mit Platanenalleen und Ruhebänken versehene, abends durch Doppelreihen von Gaslaternen beleuchtete Promenade: el Borne, der Sammelplatz der schönen Welt. An die Allee schließt sich ein kleiner Ziergarten, neben welchem auf hoher Terrasse der Palacio Real sich erhebt, die Wohnung des Generalkapitäns der Balearen, wie der Sitz verschiedener Oberbehörden. Der Hafen der Stadt ist sehr geräumig und wird durch einen großen, breiten, tief in das Meer hineinragenden Molo geschützt. Jenseit der Stadt, dem Hafen gegenüber, erhebt sich das Castell Belver, die alte Zwingburg der mallorcinischen Könige auf kieferbewaldetem Hügel, auf dessen Abhange viele Villen liegen, während weiter westwärts der Hafenort Puerto Pi, mit dem Fort San-Carlos und dem Leuchtthurm, dicht über die blaue Flut herüberschaut. Zu den Zierden Palmas gehört der Prachtbau der Kathedrale, dessen nothwendig gewordene Restauration noch nicht vollendet ist. Die beiden Langseiten derselben sind auswendig mit mächtigen, in gothischen Spitzen auslaufenden Strebepfeilern versehen, die beiden Thürme an ihrer Frontseite aber leider unvollendet geblieben. Das Innere, ebenfalls in dem edeln, reinen gothischen Stile des 13. Jahrhunderts erbaut, besteht aus drei grandiosen Schiffen, deren hochgespannte Kreuzgewölbe durch zwei Reihen sehr schlanker Säulenpfeiler getragen werden. Unter den zahlreichen Grabmonumenten, welche der herrliche Dom umschließt, verdienen besonders das Grabmal Don Jaime's II., ersten Königs von Mallorca, und das des berühmten Marques de la Romana hervorgehoben zu werden, von denen namentlich das letztere in seiner sinnreichen Auffassung und imposanten Ausführung einen hohen künstlerischen Werth verräth. Als in architektonischer Beziehung bemerkenswerthe Gebäude sind ferner zu erwähnen: die Longa oder ehemalige Handelsbörse, ein monumentaler, aus mächtigen Quadern aufgeführter, aus dem 15. Jahr-

hundert stammender Prachtbau, sowie die Kirche des Franciscanerklosters und das Stadthaus.

Hat die Schilderung Palmas bereits unser ganzes Interesse in Anspruch genommen, so folgen wir mit gleicher Theilnahme den weitern spannenden Kapiteln des gediegenen Werks. Dieselben enthalten die Beschreibung der Umgebung Palmas, der Huerta, eine Beschreibung jener eigenthümlichen, auf Mallorca gebräuchlichen Windmühlen; ferner des Castells Belver, das so oft in frühern Zeiten die Residenz und der Zufluchtsort der Könige von Mallorca war, andererseits aber auch wiederholt als Staatsgefängniß gedient hat und an das sich die traurigen Erinnerungen von Jovellano's sechsjähriger Gefangenschaft wie der Execution General de Lacy's knüpfen; sodann die Beschreibung eines Ausflugs nach Valdemosa und nach Miramar, der Besitzung des geistreichen Erzherzogs Ludwig Salvator, des anonymen Verfassers des Prachtwerks: „Die Balearen in Wort und Bild", und endlich der Bericht über einen Besuch des Landguts Raxa mit seinem Museum, sowie die Schilderung einer Besteigung des Puig de Galatzo.

Demnächst trat der Verfasser eine dreiwöchentliche Reise in das Innere an. Sein Besuch galt den Orten Llummayor, Campos, den Bädern von S.-Juan und den Salinen der Südküste, der Stadt Felanitx und dem Puig de Salvator, von wo dann die Reise über Manacor nach Arta fortgesetzt wurde. Die Schilderung dieser Reise besteht in eingehenden und anmuthigen Berichten, in einer Charakteristik des Landes, seiner Schönheit und seines Reichthums. Wir sehen vor uns die lachenden, reichgesegneten Huertas mit ihren Gruppen von Obst-, Feigen- und Mandelbäumen, mit ihren gesegneten Fluren und zahllosen Ortschaften; wir erfreuen uns von den Gipfeln der Berge der entzückendsten Aussichten, die vielkuppige Sierra breitet sich vor uns aus, aus deren Centrum die Zwillingsgipfel des Puig Major de Soller und Puig de Torella majestätisch hervorragen. Wenden wir den Blick, so spiegelt sich in der Ferne die Bai von Palma mit ihrer zerrissenen Felsenküste, auf welcher der Leuchtthurm strahlt. Bild reiht sich da an Bild, eines lieblicher als das andere; aber damit auch die Schattenseite nicht fehle, so zeigen sich uns die traurigen morastigen Strandseen, mit den sie umgebenden Sümpfen und ihren verpestenden Ausdünstungen. Von wahrhaft hinreißender Schönheit ist aber die Beschreibung der wunderbaren Tropfsteinhöhlen des Cabo Vermey bei Arta, die mit ihren unterirdischen Prachtsälen und Hallen und ihren mannichfachen Stalaktiten- und Stalagmitenbildungen zu den imposantesten und interessantesten Tropfsteingrotten Europas gehören.

Aber nicht nur der Erforschung des Landes widmet der Verfasser seine Aufmerksamkeit, auch seine Bewohner werden uns „gelegentlich" vorgeführt; wir haben vielfach Gelegenheit, ihre Sitten, Gebräuche, die Art ihrer Trachten, ihre Anschauungsweise, ihre Gastfreundschaft wie ihren Bildungsgrad kennen zu lernen, ja selbst die mallorcinische Küche bleibt uns nicht ganz unbekannt. Von Arta fand dann die Fortsetzung der Reise über Pollenza nach dem Colegio de Lluch und von da nach Söller statt. Es sind immer wieder neue Bilder, die uns fesseln und die in ihrer Lieblichkeit und Großartigkeit unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die wenngleich baumlose, doch überaus fruchtbare, mit einem Blumenheer überfäete, einem Garten gleichende Ebene des Flachlandes, an welche sich Eichen- und Olivenhaine schließen; das rings von bewaldeten Bergen umgebene Thalbecken von Lluch, die Beschreibung des Colegio de Nuestra Señora de Lluch, jener berühmten Wallfahrtskirche mit dem großen Hospiz und der Erziehungsanstalt für Kinder, die enge, wildromantische Thalschlucht des Torrente de Pareis, der blaue Schlund (Gorg bloau), die Barranca de Söller, die Beschreibung der romantischen Lage dieser Stadt, die Schilderung der Besteigung der so vielfachen Berghöhen mit ihren malerischen, großartigen Fernsichten: alles dieses bildet zusammengenommen ein anziehendes Gemälde, in welchem Großartigkeit mit Lieblichkeit wechseln.

Die Ueberfahrt von Mallorca nach Alicante gestattete dann noch einen kurzen Besuch der Insel Iviza, deren landschaftliche Schönheit uns geschildert wird. Die kleine Stadt Iviza, am Abhange eines fast isolirten, mit einem umfangreichen Castell gekrönten Felsenhügels, bietet von jeder Seite einen malerischen Anblick. Nicht minder interessant ist die Durchfahrt zwischen den zahlreichen Klippen und Eilanden, die den Kanal zwischen Iviza und Formentera erfüllen; ebenso boten die malerischen Felsencaps und die dazwischen tiefeinschneidenden Buchten der Südküste Spaniens in prächtiger Abendbeleuchtung die wundervollsten Aussichten. Nach kurzem Aufenthalt in Alicante wurde die Reise per Diligence über Elche nach Murcia fortgesetzt. Der berühmte Palmenwald von Elche mit seinen circa 100000 Stämmen wie die mit Dattelpalmen und Granatbäumen bedeckte Huerta gibt Anlaß zu einer sehr eingehenden Schilderung. In jedem Palmengarten steht ein Haus, das oft mit Orangenbüschen und Blumenbeeten umgeben ist. Der Baustil dieser weißgetünchten, mit Azoteas versehenen Häuser stimmt trefflich zu der afrikanischen Scenerie ihrer Umgebung. Trotz Staub, Hitze, höchst beengter Plätze und der Schleunigkeit der in rasender Eile dahinfahrenden Diligence vermag der Verfasser dennoch die lieblichsten Bilder der Gegend zu erfassen. Ueberall finden sich außerdem Anknüpfungspunkte zu weitern Auseinandersetzungen, und so gibt denn auch ein zufälliger Festtag den Anlaß zu einer Beschreibung der landesüblichen Trachten. Der Aufenthalt in Murcia im Hause des Gastfreundes Don Angel Guirao wurde zum Besuch der Sehenswürdigkeiten der Stadt verwendet. Von denselben zeichnen sich besonders die Kathedrale, ein aus dem 16. Jahrhundert stammendes monumentales, im romanischen Stil aufgeführtes Gebäude, wie die Jesus-Kirche mit ihren sieben großen Passionsgruppen, wahrhaften Meisterwerken eines murcianischen Künstlers, aus, bei welcher letztern nur zu bedauern ist, daß sie viele Anachronismen enthält. Erwähnenswerth erscheint auch die Fuerta-Sana, eine Heilquelle, in deren Nähe sich eine hübsche Kirche und unweit davon ein Mönchskloster befindet.

Von Murcia wandte der Verfasser sich nach Madrid; er schildert uns diese Hauptstadt in ihrer gegenwärtigen Vergrößerung und Verschönerung. Namentlich ist es die Puerta del Sol mit ihrem monumentalen Brunnen und den strahlenförmig von ihr auslaufenden acht Straßen, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Aber

auch in allen andern Straßen haben sich Prachtbauten, namentlich luxuriös eingerichtete Cafés und große Waarenlager erhoben. Besonders großartig ist die Umgestaltung der Vorstädte, die ganz neue Stadttheile, mit Alleen geschmückte Boulevards und elegante, mit Blumenboskets und Brunnen gezierte Squares zeigen. Alle diese Umwälzungen verdankt die Stadt den Eisenbahnen, wie der Vollendung des Isabellen-Kanals, einer der großartigsten Wasserleitungen, welche die Stadt mit vorzüglichem Trinkwasser versorgt. Die beschränkte Zeit des Aufenthalts wurde zur Besichtigung der wichtigsten Bauwerke, der Sammlungen und des Escorial benutzt.

Wir begleiten dann den Verfasser über die Sierra-Morena nach Cordova, in deren unvergleichlicher Kathedrale neuerdings eine Portalverzierung mit wunderschönem Arabeskenschmuck aufgedeckt wurde. Ein Abstecher nach Sevilla zeigt uns auch diese Stadt in ihrem Emporblühen, jedoch hat sie seitdem ihr poetisches Volksleben eingebüßt. Die Restauration ihrer berühmten Alcazar-Hallen ist vollendet, diese gewähren jetzt mit ihrem feenhaften Arabeskenwerk und der reichen Vergoldung einen bezaubernden Anblick. Was die weitern Mittheilungen über die Reise nach Granada und Malaga betrifft, so sind dieselben mehr flüchtige Reiseberichte, da der Verfasser unter Hinweis auf sein früheres Werk: „Zwei Jahre in Spanien", es unterläßt, in detaillirte Beschreibungen einzugehen. Vielfache Parallelen indessen zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, wie die Schilderung der zur Zeit herrschenden politischen Zustände gewähren ein weiteres Interesse. Von Malaga aus erfolgte die Ueberfahrt über Almeria und Cartagena nach Alicante. An beiden erstgenannten Orten gestattete das Anlaufen des Dampfers einen kurzen Besuch. Auch Almeria hat sich sehr entwickelt und zeigte ganz neue Straßen mit schönen Häusern und Promenaden. Cartagena hingegen schien unverändert zu sein, dagegen war das weite Hafenbecken sowie der enge Zugang desselben in außerordentlicher Weise befestigt. In Alicante benutzte der Verfasser dann die Eisenbahn und fuhr nach Valencia. Es war dieses die letzte Fahrt auf spanischem Boden. Von Valencia aus geschah die Ueberfahrt nach Barcelona. Eine sechsunddreißigstündige Rast daselbst gestattete einen letzten Besuch der Stadt und einen Abschied von den dortigen Freunden. Von Barcelona erfolgte sodann die Ueberfahrt nach Marseille, und von dort aus durch Oberitalien die Rückkehr nach Deutschland.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Novelletten.

1. Wahres Glück. Novelle von A. Rodenwoldt. Norden, Soltau. 1875. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Curszettel über die allgemeinen Werthverhältnisse des neuesten Roman- und Novellenmarktes ließe sich am kürzesten dahin fixiren, daß derselbe fast nichts bringt, was man unbedingt gelesen haben muß, aber außerordentlich viel, was man auch bei ansehnlichen Bildungsansprüchen gelesen haben kann. Dafür aber, daß er dann und wann denn doch auch etwas zum Verkaufe bietet, was man selbst bei bescheidensten kritischen Anforderungen nicht genießbar zu finden im Stande ist, gibt die vorliegende Novelle einen deutlichen Beleg.

Es könnte dieses angebliche „Wahre Glück" vielmehr als ein wahres Unglück ausgelegt werden, denn die zahllosen logischen und stilistischen Verunglückungen darin steigern sich in so methodischer Consequenz, daß die ihnen zu Grunde liegende Ueberschwenglichkeit, die an protestantisch-pietistische Tractätlein und Tendenzromane aus den dreißiger und vierziger Jahren erinnert, den Eindruck der absichtlichen Affectirtheit und zum Theil glänzenden Ironisirung hervorbringt. Der große Napoleon I. hat bekanntlich zu Goethe gesagt, daß er in „Werther's Leiden" eine doppelte Motivirung erkenne, indem Werther sowol durch seine Liebe zur Natur als durch die zur Kunst leide, und daß es daher nicht völlig klar werde, durch welche von beiden sich sein tragisches Geschick vollende. Anderweitige Literaturkritik geht sogar in ihren sondirenden Hypothesen so weit, daß sie geradezu in dieser doppelten Motivirung verschiedene Federn erkennen und einzelne wenige Züge der Verdeutlichung des künstlerischen Pathos dem bekannten Kriegsrath Merck in Darmstadt, nach „Wahrheit und Dichtung" einem persönlichen Vorbilde zum Mephistopheles, zuschreiben möchte. Wenn wir hier auch einen ganz andern Maßstab des schriftstellerischen Verdienstes anlegen müssen, so könnte man doch in diesem fraglichen „Wahren Glück" mephistophelische Hahnenfederstriche in der Art vermuthen, als ob hier ein Autor von wirklichem Beruf, Bildung und Erfahrung das Elaborat einer offenbar aus jugendlichster Unbeholfenheit stammenden Gefühlsunklarheit mit manchen extremen Pointen und persiflirenden Effecten ausgeputzt habe, um die moralische und eventuell selbst juridische Bedenklichkeit solcher phantastrenden Gefühlsunklarheit in künstlerische Beleuchtung zu versetzen. Gegen das Ende der Erzählung werden die Sätze und Bilder zwar einigermaßen einfacher und verständiger; aber allein schon die unbedingt criminalrechtliche Provocation, welche einer in öffentlicher Achtung stehenden Familie von höchsten Staats- und Justizstellungen einen bestellten und bezahlten Mord insinuiren will, macht diese Art von moderner Dichtung für die Literatur unmöglich.

2. Susanne, oder Treu bis in den Tod. Novelle von Paula Herbst. Leipzig, Wölfert. 1876. Gr. 16. 2 M.

Zwei französische Emigrantenfamilien, deren Namen beide der höhern Genealogie angehören, gerathen miteinander in ihren deutschen Asylen in Streit. Aber intime Berührungen zwischen königlichen Hofcirkeln und manierlichen Zofen werden Lesern unserer Bildung doch wol nicht ganz so natürlich vorkommen, als diese Novellistin sie ansieht. Denn wenn außergewöhnliche Zeiten auch manches Außergewöhnliche begreiflich erscheinen lassen, so muß es, um begriffen zu werden, auch als außergewöhnlich dargestellt sein.

3. Heiderosen. Sammlung niedersächsischer Novellen. Von Eduard Ziehen. Erstes Bändchen. Leipzig, Wölfert. 1876. Gr. 16. 1 M.

Diese ersten „Heiderosen" sind nicht eigentlich Heiderosen, denn sie sind Baderosen, und da sie nur unter den Fremden eines kleinen niedersächsischen Badeortes am nördlichen Harze zur Entfaltung kommen, so sind sie auch eigentlich nicht „niedersächsische" Novellen. In der „Verlobung auf dem Meere" macht ein biederer Haudegen von Rittmeister mit interessanten spanischen Geschichten dem siebenbändigen „Romanzero" des berühmten Dr. Johannes Fastenrath eine freilich etwas verspätete Concurrenz; und dürfte man in der „Johannisnacht" vielleicht unausgesprochen eine Familienfeier des Jahrestags von Solferino erkennen?

4. Jesuitenränke. Moderne Criminalgeschichte von E. H. von Dedenroth. Berlin, Brigl. 1875. 8. 2 M. 40 Pf.

Diese anmaßlichen „Jesuitenränke" werden einem literaturerfahrenen Leser weder als jesuitisch noch als interessant erscheinen. Personen, die hier poetisch-handelnd auftreten, sind: Millionär Broikhof, der wegen denuncirter Selbsthülfe criminell nicht verurtheilt ist; Lucie, seine Tochter, die ein Baron Holzdorf, ein Gegner der Jesuiten, heirathen will; Hr. von Sila, ein sogenannter Italiener, der sich bisweilen mit Liebesanträgen und bisweilen mit Gewaltsamkeiten gegen Lucie beschäftigt und darum der ränkespinnende Jesuit sein soll; Commis Friedmann, der wegen Meineidszeugniß gegen Broikhof criminell verurtheilt ist und, als er von demselben dennoch immer noch nicht angestellt wird, endlich Lucie, weil sie ihr Vermögen glücklich losgeworden ist, heirathet und auf seine Art glücklich macht; ferner der fürstliche Polizeidirector, der bei alledem gar nicht weiß, worauf es ankommt; und endlich Krause, der Polizeispion, wie er sein soll, der alles klar macht und sogar den Kullmann'schen Selbstschuß vom 13. Juli 1874 am Tage nachher richtig entdeckt. So erheben sich die Ereignisse denn auch hier in der anonymen Kleinstaaterei zu der Höhe des modernen Culturkampfes, auf dessen obligate Fortsetzung heute noch alle Welt gespannt ist.

5. Max Havelaar, oder die Holländer auf Java. Zeitgemälde von Multatuli. Deutsch von Th. Stromer. Berlin, G. H. C. Müller. 1875. 8. 4 M.

„Ich bin Makler in Kaffee und wohne Lauriergracht Nr. 37", nämlich in Amsterdam. So fängt dieses Buch an und bringt dann auf 221 Seiten eine nicht immer recht zusammenhängende Causerie über Kaffee, Holländer, Holländer in Java, Java und Javanesen und wieder über Kaffee, Kaffee und Kaffee, bis es sich schließlich, um manche den bekanntlich mohammedanischen Malaien lästige Misbräuche in der Colonialverwaltung von Java zu rügen, an König Wilhelm III. von Holland wendet, als den „Kaiser des herrlichen Reiches Insulinde, das sich um den Aequator schlängelt wie ein smaragdner Gürtel", und daran erinnert: daß dem Haupte der nassau-oranischen Dynastie, zum Ersatze für die früher nassauisch-souveräne, jetzt königlich preußische Badeverwaltung von Wiesbaden und den von dort an die kaiserliche Reichsgerechtigkeit nach Berlin annectirten Geheimen Justizrath Dr. Karl Braun, „dort unten" im javanischen Süden ein zum Theil paradiesisches Reich von 30 Millionen zum Theil schon getauften Einwohnern erbeigen und unterthan ist, in welchem außer manchen andern Producten auch der Kaffee wächst, den der vorhin erwähnte Herr „Makler in Kaffee von Laurierstraße Nr. 37" in Amsterdam sowie manche andere europäische Makler gleichfalls beziehen.

Wenn der Autor „Multatuli" selbst darauf aufmerksam macht, daß dieses sein Buch für alle Makler in Kaffee — was dem Leser freilich nicht ganz evident wird — sehr wichtig werden solle, so veranlaßt er allerdings seinen Recensenten insbesondere darauf aufmerksam zu sein: warum eigentlich dieses sogenannte Zeitgemälde „Max Havelaar oder die Holländer in Java" so wichtig werden solle. Und so entdecke ich denn unter anderm darin ein von Justus von Liebig verrathenes Recept, „wie man Gras in Wolle verwandelt". Dasselbe lautet einfach dahin: man treibe ein Schaf oder auch viele auf die Weide und warte, bis man scheren kann. Das ist aber nur für Leute, die in der Wolle sitzen wollen, nicht aber für europäische Makler in Kaffee oder solche, die es unter günstigen Conjuncturen gleichfalls gern sein möchten.

6. Was das schwarzburger Land erzählt. Zum Besten armer Kinder herausgegeben von Reinhold Sigismund. Rudolstadt, Müller. 1874. Gr. 16. 1 M.

Schwarzburg ist ein Land, dessen Nationalfarben früher einmal Schwarz, Roth und Gold gewesen sein sollen. Aus diesem Lande erzählt uns ein Autor, der offenbar ein sehr gebildeter und wohlmeinender Arzt ist, allerlei theils anmuthige, theils schreckliche Märchen, an denen die Kritik nur das Eine auszusetzen hat, daß sie nicht ersehen kann, was sie von alledem der dichterischen Erfindung und was der culturhistorischen Forschung zu verdanken hat. Aus der Magikologie wird an einer Stelle ein Mittel gegen die „unsichtbaren Insekten" angegeben, an die man im Mittelalter glaubte und die mit „Doctor Faust's Höllenzwang" in Verbindung gebracht wurden. An andern Orten glaubte man, daß gegen dämonische Grillen und Gemüthsstimmungen bestimmte Melodien unfehlbar wären, daß aber jemand, der dieselben nicht ganz genau zu treffen wisse, sich nebenbei noch durch Räuchern und Parfumiren sichern müsse. Derartigen romantischen Aberglauben bringt der gelehrte Verfasser gelegentlich in Erinnerung, indem er bis auf Paracelsus, auf das Heidenthum und die isländischen Sagen zurückgeht. Er hat schon früher eine Gedichtsammlung „Thüringer Waldblüten" herausgegeben.

7. Jüdische Geschichten von Bernhard Heßlein. Berlin, Liebheit u. Thiesen. 1876. 8. 1 M. 50 Pf.

„Denn tief in unserm Stamme wurzelt die Familie." Dieser Glaube des Judenthums ist darum so werthvoll, weil er sich praktisch bewährt. Und ein anderer geistreicher Schriftsteller hat dazu jüngst hinzugefügt: die unberechenbare Macht des Judenthums ruht in dem Zusammenhalte der Gemeinde. Wie die Nationen verschieden waren und sind durch verschiedene Culturen, die Staaten durch verschiedene Verfassungen, so auch die

Familien und Gemeinden durch verschiedene Gewohnheiten, Sitten und Grundsätze, durch verschiedene Charaktere, Capacitäten und Organisationen. Wo diese Verschiedenheit sozusagen in der Stilistik und Technik des Familien- und Gemeindelebens zum praktischen Bewußtsein gelangt, fängt die überlegene Bildung an; und da, wo solche sociale Stilistik und Technik von maßgebender Intelligenz geleitet und beherrscht wird, da wird die wahre Cultur souverän.

„Der Bocher" ist die Bezeichnung für einen Studenten der talmudischen Theologie, und die kleine Novelle, die diesen Titel trägt, ist eine der lesbarsten von allen Novelletten, die mir seit lange begegnet sind, denn in einem ebenso verständigen als anspruchslosen, sinnvoll aphoristischen Tone bringt sie beachtenswerthe Grundgedanken von dem, was die Welt über Beziehungen des Judenthums in Lehre und Leben zur modernen Geistesrichtung zu denken hat, in Anregung. Nur gegen einen Jargonausdruck darin ist eine Einwendung zu machen, nämlich da, wo dem eleganten „Moritz", dem berliner Reformgläubigen, in der orthodoxen Chewre (Judenschule) ein Mädchen zur Heirath empfohlen wird: hübsch und mit sehr viel Messuma (Geld), wie eine „Malcheikin", d. h. Königin. Kabbalistisch mag man so überschwenglich vergleichen können, deutsch klingt das nicht mehr geschmackvoll.

Eine Schrift über Erkenntnißtheorie.

Kritik des Erkennens. Von Karl Uphues. Würdigung der Erkenntnißtheorien Eduard von Hartmann's, Ueberweg's und der alten und neuen Scholastik. Münster, Brunn. 1876. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die philosophische Forschung hat sich in den letzten Jahren mit besonderer Vorliebe der Erkenntnißtheorie zugewandt und es sind in neuester Zeit eine ganze Reihe von Schriften über diesen Gegenstand erschienen. Die weitern Kreise der Gebildeten, die sich für Philosophie interessiren, pflegen von diesen Schriften im allgemeinen nicht viel Notiz zu nehmen, da ihnen der Stoff zu trocken und abstract erscheint. Von vielen Schriften dieser Art, besonders solchen, die ausführliche erkenntnißtheoretische Detailuntersuchungen bringen, mag dies in der That gelten.

Mit gewissen Grundfragen der Erkenntnißtheorie muß aber doch jeder vertraut sein, der sich mit Philosophie beschäftigen will. Es gibt auch erkenntnißtheoretische Schriften, deren Lektüre für weitere Kreise von Wichtigkeit und Interesse ist, da sie sich mit solchen Grundfragen befassen und einen orientirenden Ueberblick geben. Zu diesen Schriften gehören unter andern die beiden Arbeiten von Karl Uphues: „Reform des Erkennens" (Münster 1874) und „Kritik des Erkennens" (Münster 1876), mit welcher letztern Schrift wir uns in Nachfolgendem etwas näher beschäftigen wollen.

Diese beiden Schriften gewinnen ganz besonderes Interesse durch die Person ihres Verfassers. Karl Uphues ist nämlich katholischer Priester und zwar derzeit Kaplan in Westfalen. Daß ein solcher die Leistungen der modernen deutschen Philosophie so zu schätzen weiß, sie so unparteiisch und frei von aller Orthodoxie beurtheilt und sich so eingehend mit ihr beschäftigt, beweist, wie sehr die Erkenntniß ihrer Bedeutung und ihres Werths immer mehr in alle Kreise der Denkenden in Deutschland eindringt und wie sie sich die verdiente Anerkennung verschafft. Aus diesen Arbeiten des katholischen Theologen kann der katholische Klerus ersehen, wieweit die Erkenntnißtheorie der modernen deutschen Philosophie der scholastischen und neuthomistischen (die bei ihm gäng und gebe ist) voraus ist und wieviel derselbe noch von ihr zu lernen hat. Dies klar und offen darzulegen, war wol ein Hauptziel dieser Schriften des Verfassers. Allerdings wird es unter den katholischen Geistlichen und Theologen wenige so aufgeklärte und unparteiische Männer geben wie Karl Uphues. Wie wir aus competenter Quelle erfahren, ist derselbe auch ein philosophisch tüchtig gebildeter Kopf, der die eingehendsten Studien auf diesem Gebiete gemacht hat. Er ist in der deutschen Mystik ebenso sehr bewandert wie in der Scholastik und Patristik; er hat den Plato mit allen Commentaren gelesen und besitzt auch bedeutende Kenntnisse in der modernen deutschen Philosophie. Wenn derselbe weniger schüchtern auftreten würde und nicht durch seine amtliche Stellung sehr gehindert wäre, in der er begreiflicherweise mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, so könnte er gewiß noch höchst Bedeutendes auf diesem Gebiete leisten. Jedenfalls hoffen und wünschen wir, daß er der philosophischen Forschung auch fernerhin erhalten bleibe.

Die Grundlage für die vorliegende Schrift bilden Eduard von Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" und dessen erkenntnißtheoretische Schriften, die bekanntlich zu den bedeutendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete gehören. Der Verfasser wählt aus ihnen eine Anzahl der wichtigsten Stellen aus und fügt denselben seine eigenen Erläuterungen, Ergänzungen und kritischen Untersuchungen bei. Damit verbindet er beständig die vergleichende Besprechung der hervorragendsten Punkte aus Ueberweg's „Logik" und der aristotelisch-scholastischen Philosophie. Die betreffenden Stellen sind stets vollständig abgedruckt, wodurch es dem Leser erleichtert ist, sie mit der darauffolgenden kritischen Erläuterung des Verfassers zu vergleichen und letztere selbst zu prüfen.

Weise und Tendenz seiner Schrift will der Verfasser durch ein ihr vorgesetztes Motto, einer Stelle aus Ueberweg, charakterisirt wissen. Diese beginnt also: „Die treue Auffassung der gegnerischen Ansicht, das volle sich Hineinversetzen und gleichsam Hineinleben in den Gedankenkreis des andern ist eine unerlaßliche, aber nur selten erfüllte Bedingung der wissenschaftlichen Polemik." Soweit es möglich ist, hat der Verfasser diese Bedingung erfüllt und sich an eine solche unparteiische Behandlungsweise gehalten. Daß es ihm nicht überall gelungen ist, kann man wol verzeihen. Es ist immerhin kaum glaublich, daß ein katholischer Kaplan diese Schrift geschrieben hat.

Eduard von Hartmann stellt der Verfasser sehr hoch, er weiß dessen eminente Leistung wohl zu würdigen. In manchen Punkten stimmt er mit ihm ganz überein; in andern weicht er wieder sehr von ihm ab; stets aber weiß er Anregung aus dessen Untersuchungen zu ziehen. Er nennt sehr richtig die „Philosophie des Unbewußten" das „bestgehaßte, aber auch meist geschätzte philosophische Ereigniß der Gegenwart". Von den auserlesenen Stellen aus Hartmann's erkenntnißtheoretischen Schriften sagt er: „Sie empfehlen sich durch Verständlichkeit der Auffassung, Glätte der Diction und Bedeutsamkeit des Inhalts und bilden eine in sich zusammenhängende, fast vollständige Kritik des Erkennens." Gegenüber den vielen Anfeindungen von Philosophie-Professoren und Literaten ist diese aufrichtige Würdigung des geistreichen Philosophen durch Karl Uphues anerkennend hervorzuheben.

Nächst Hartmann stellt der Verfasser Ueberweg sehr hoch und widmet ihm einen ganzen Abschnitt: „Die Logik als Erkenntnißlehre". Auch andere neuere Schriften über Erkenntnißtheorie, z. B. Friedrich Paulsen's „Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Kant'schen Erkenntnißtheorie", zieht er in den Kreis seiner Betrachtungen und bespricht z. B. diese Schrift ziemlich eingehend, wobei er aber stets die Hartmann'schen Untersuchungen im Auge behält.

Die ganze Schrift besteht aus einer Reihe einzelner Abhandlungen, die aber alle im Zusammenhange stehen und die „Kritik des Erkennens" bilden. Die Aufgabe derselben hat der Verfasser in dem einleitenden Kapitel sehr richtig dahin präcisirt, daß sie die beiden Fragen zu beantworten habe: „Ob unsere Erkenntnißformen mit den Existenzformen übereinstimmen oder nicht, und ob wir beim Erkennen Erkenntniß- und Existenzformen unterscheiden oder nicht."

Die kritischen und erläuternden Untersuchungen des Verfassers selbst enthalten viele richtige und werthvolle Gedanken, die in einer leichtverständlichen Form vorgetragen sind; aber doch auch mancherlei Irrthümer oder Misverständnisse, besonders in Bezug auf E. von Hartmann. Im ganzen sucht sich der Verfasser auf denselben Standpunkt zu stellen wie E. von Hartmann, nämlich den des transscendentalen Realismus (metaphysischen Idealismus), und dem transscendentalen Idealismus und naiven Realismus auszuweichen. Ueberall gelingt es ihm allerdings nicht, hier und dort schleichen sich noch Reminiscenzen aus naivem Realismus, Scholastik u. s. w. in seine Untersuchungen ein.

Bezüglich der Kritik E. von Hartmann's lassen sich insbesondere folgende Misgriffe erwähnen. Hartmann's Idee verwechselt der Verfasser mit dem aristotelisch-scholastischen Begriff, worauf wir noch unten zurückkommen, und dessen Causalitätsbegriff mit der Identität, worauf er dann die irrige Beschuldigung des Rationalismus gründet. Sodann polemisirt er gegen die Causalität als Brücke zwischen Immanentem und Transscendentem, während es doch eine andere gar nicht geben kann. Er selbst operirt versteckterweise damit, denn die Begriffe „gegeben, bestimmt, erzwungen", die er anwendet, sind doch eben nichts anderes als „verursacht".

Unbedingt das interessanteste Kapitel der Schrift ist das, welches den Titel „Lösung der Grundfrage" hat. Er setzt demselben die wichtigste Stelle aus Hartmann's „Kritischer Grundlegung des transscendentalen Realismus" vor. Die Hauptsätze, die der Verfasser hier aufstellt, sind äußerst wichtig. Sie lauten folgendermaßen:

> Der Grund der Uebereinstimmung unserer Bewußtseinsinhalte mit den Dingen kann einzig und allein gefunden werden in einer unserm Denken und den Dingen vorausliegenden Vernunft, welche sowol die Ursache der Dinge als unsers Denkens ist und beide nach denselben übereinstimmenden Gesetzen regelte und gestaltete. Unser Denken muß ein Nachdenken eines Vorgedachten sein, wenn es wahr sein soll. Eine Erkenntniß ist nur möglich, sofern es Vernunft in den Dingen gibt. Undenkbar für das reflexive Erkennen ist, was nicht Gedanke einer ihm vorausliegenden Vernunft, nicht selbst Gedachtes ist.

Hier berührt der Verfasser die Haupt- und Grundfrage alles philosophischen Erkennens, und er hat sie im wesentlichen völlig richtig erfaßt und beantwortet. Er hat den Kernpunkt der Sache getroffen. Wenn er aber dann sagt, daß er der Ansicht E. von Hartmann's darin nicht folgen könne, daß sie die Dinge selbst für ein Ideales, für Gedanke erkläre — freilich nicht innerhalb, sondern außerhalb unsers Bewußtseins —, so beruht diese Polemik offenbar auf einem Misverständniß.

Es ist durchaus nicht einzusehen, wie ein Unterschied bestehen könnte zwischen „Gedanke" und „Gedachtes". Der Verfasser müßte nur etwa meinen, daß die Dinge Stoff seien, der gedanklich gestaltet sei. Der Stoff ist aber erkenntnißtheoretisch wie metaphysisch Unsinn. Sind die Dinge Gedachtes, so sind sie auch Gedanke. Die Polemik gegen die Dinge als Ideen beruht auf der obenerwähnten Verwechselung von Idee und Begriff. Der Verfasser übersieht außerdem, daß nach von Hartmann's Ansicht die Dinge nicht blos Ideen sind, sondern außerdem noch mehr, nämlich Willensacte. Die gegensätzliche Natur, von welcher der Verfasser spricht, liegt eben in der Willensopposition. Er hat den Hauptpunkt der Hartmann'schen Untersuchungen nicht ganz erfaßt, welcher in dem Schlusse liegt, daß das Nicht-Immanente, weil es Gedanke (Ideales) sein muß und doch nicht Gedanke unsers actuellen Bewußtseins sein kann, nur als unbewußter Gedanke oder Idee aufgefaßt werden darf. Die Polemik gegen den Begriff des „unbewußten Gedankens" selbst beruht auf einer schiefen Auffassung des Sachverhalts oder bloßem Wortstreit. Sie ist schon so oft widerlegt worden, daß wir dies zu thun hier nicht mehr nöthig haben.

Aus allem dem geht hervor, daß der Verfasser auf dem richtigen Wege ist und nur einige Irrthümer und Misverständnisse sich noch störend in seinen Untersuchungen geltend machen. Wenn wir recht berichtet sind, hat derselbe dies auch schon größtentheils selbst eingesehen und wird dieselben in einer spätern Schrift zu berichtigen suchen. Ist dies wirklich der Fall, so werden die spätern Arbeiten desselben noch bedeutender und werthvoller sein als die vorliegende, die wir indeß schon als ein recht erfreuliches Ereigniß der philosophischen Literatur begrüßen können. Wir hoffen, daß dem Verfasser in seiner erfolgreichen Thätigkeit auf philosophischem Gebiete kein Hinderniß störend in den Weg trete, und wünschen ihm Muße zu seinen fernern Arbeiten.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Eine Biographie Niebuhr's.

Barthold Georg Niebuhr. Eine Gedächtnißschrift zu seinem hundertjährigen Geburtstage den 27. August 1876 von Johannes Classen. Gotha, F. A. Perthes. 1876. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Aus der Reihe glänzender Geister, die wie Sterne ersten Ranges am Firmament Deutschlands in dem trüben und nur durch das Feuer der Freiheitskriege erhellten ersten Viertel dieses Jahrhunderts aufstiegen und ihre Bahn verfolgten, leuchtet neben dem Minister von Stein, Wilhelm von Humboldt, Schön, Ernst Moritz Arndt der Name Barthold Georg Niebuhr's als der bedeutendsten, der besten einer rein und makellos hervor. Am 27. August sind es hundert Jahre geworden, daß dieser Mann, den wir als Staatsmann und mehr noch als Geschichtsforscher einen großen nennen dürfen, der Welt und speciell seinem deutschen Vaterlande geschenkt wurde. Wir sagen Deutschland, obgleich seine Wiege nicht auf deutschem Boden, sondern in Kopenhagen stand, wo sein Vater, ein berühmter Reisender und Forscher Arabiens und Persiens, seit 1767 eine staatliche Stellung innehatte. Des Sohnes ganzes Wesen, sein ganzes Leben war doch deutsch, und nur „Deutschland und in ihm Preußen erkannte und liebte er als sein Vaterland".

Niebuhr verlebte seine Jugendzeit noch auf dänischem Boden, wo es ihm indeß frühzeitig vergönnt war, theils in der süderdithmarschen Stadt Meldorf, wohin sein Vater bereits 1778 versetzt wurde, theils während seiner Studien auf der Universität zu Kiel mit deutschen Männern, deren Ruf um diese Zeit nicht allein ihr Vaterland, sondern auch weit über seine Grenzen hinaus die fremden Länder erfüllte, eine enge Verbindung zu erhalten. Ueberdies war das dänische Volk und Land zu jener Zeit noch keineswegs so streng von dem benachbarten und verwandten Reiche geschieden, wie das heute der Fall ist. Beweis dafür ist die Unterstützung Klopstock's durch den König Friedrich V. seit dem Jahre 1751. Diesen Dichter lernte Niebuhr 1793 in Hamburg kennen, wo er für kurze Zeit die dortige Handelsschule besuchte und wo, wie Boje an seinen Schwager Voß schreibt, der Hauptumgang des Jünglings der Verkehr mit dem greisen, auf seinen Lorbern ausruhenden Dichter bildete. Boje selbst, der frühere Herausgeber des „Göttinger Musenalmanach", wohnte als Landvogt in derselben Stadt Meldorf und hat als der vertrauteste Freund des väterlichen Hauses einen wesentlichen Einfluß auf des Knaben Geistes- und Herzensbildung ausgeübt. Auch mit J. Voß kam Niebuhr durch dessen Schwager Boje in mannichfache Berührung. Von ungleich nachhaltigerm Einfluß aber war die Bekanntschaft mit Friedrich Heinrich Jacobi, die Niebuhr während seiner Universitätszeit zu Kiel 1794 machte. „Mir ist es sehr gegenwärtig", schreibt er 1811 an Jacobi, damals Präsident der bairischen Akademie in München, „wie in den Jahren warmer Jugend, als ich Ihres Wohlwollens froh zu ihren Füßen saß, Sie die Träume anhörten, wie ich mir Herstellung der Geschichte des Alterthums durch meine Hand möglich dachte, und Sie dazu aufmunterten." Durch ihn wurde er zuerst in das philosophische System Spinoza's eingeführt, von dessen „Ethica und Politica" Niebuhr einmal selbst gesteht, daß er keinem andern Buche für seine sittliche Ausbildung mehr verdanke. Neben den historischen Studien und der Philosophie trieb Niebuhr sehr eifrig auch Jurisprudenz. Dieses Fach sollte sogar das erste sein, in dem er seine Kenntnisse und Anlagen zeigen konnte.

Im Jahre 1796 wurde Niebuhr vom dänischen Finanzminister Grafen Schimmelmann als dessen Privatsecretär nach Kopenhagen berufen, aus welcher Stellung er jedoch 1797 ausschied, um ein ihm vom Minister Bernstorff angebotenes Amt eines Secretärs an der königlichen Bibliothek anzutreten. Während er hier von neuem seinem Lieblingsstudium, der Philologie und Historik, mit Muße sich widmen konnte, ergriff er eine sich ihm im Frühjahr 1798 darbietende Gelegenheit, durch eine Reise nach Schottland und England und einen längern Aufenthalt, namentlich an der Universität zu Edinburgh, tiefere und gründliche Einsicht in Staats- und Geschäftsverhältnisse zu gewinnen. So ausgerüstet und durchgebildet mit der umfassendsten Kenntniß dieses Landes, seiner Geschichte und seinen vielbewährten Institutionen, kehrte Niebuhr 1800 nach Kopenhagen zurück und begann hier zuerst als Secretär bei der permanenten Commission für die Barbaresken-Angelegenheiten und später auch als Director der Bank eine emsige und ersprießliche Thätigkeit, die bis zum Jahre 1806 währte.

Unterdessen zog sich das von Westen her drohende Ungewitter immer dichter und schwärzer um Deutschland und die benachbarten Länder zusammen. Im September 1805 erklärte Napoleon an Oesterreich den Krieg; am 2. December desselben Jahres erfolgte der entscheidende Schlag bei Austerlitz, und am 26. desselben Monats legte sich Oesterreich dem Kaiser von Frankreich im Frieden von Preßburg zu Füßen. Schon am 16. December hatte sich Preußen in der Person seines unfähigen Ministers von Haugwitz zu Schönbrunn von Napoleon die Hände binden lassen: Grund genug zu schweren Besorgnissen für alle Patrioten. Die Unfähigkeit des Cabinets, das Friedrich Wilhelm III. noch immer beibehielt, ward immer allgemeiner erkannt, ebenso die Sorglosigkeit, mit der in Armee- und Finanzangelegenheiten bisher gewirthschaftet worden war. Freiherr vom Stein, der 1805 zum Leiter des Finanz- und Handelswesens berufen worden, machte im April 1806 durch seine „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Cabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerialconferenz" zuerst auf die verderblichen Schäden des preußischen Regierungs- und Verwaltungssystems aufmerksam. Auf seine Veranlassung waren schon im Winter 1805 mit Niebuhr, dessen Ruf als eines bedeutenden staatswirthschaftlichen Talents bereits über die engen Grenzen seines Vaterlandes hinaus gedrungen war, Verhandlungen angeknüpft worden, um ihn zum Eintritt in den preußischen Staatsdienst zu veranlassen; im Sommer 1806 nahm derselbe definitiv die Berufung als Mitdirector der Seehandlungssocietät, jenes bedeutenden preußischen Finanzinstituts, an.

Aber schon war die Katastrophe über das unglückliche, in Selbstverblendung versunkene Land hereingebrochen. Zu dem Zeitpunkte, wo die Niederlagen bei Jena und Auerstädt das preußische Königreich an den Rand des Abgrundes brachten, trat Niebuhr sein neues Amt an. In Berlin war seines Bleibens nicht; mit dem Hofe flüchtete er nach Königsberg und weiter nach Memel, indem er sich sogleich mit Eifer der Sorge für die Rettung der Regierungskassen vor den nachrückenden Franzosen, wie auch für das Verpflegungswesen widmete. Nachdem Stein nach kurzer Unterbrechung im September 1807 wieder an die Spitze des Staats berufen worden war, um in diesem Amte der wahre Retter des Vaterlandes zu werden, erstand ihm in Niebuhr eine Hauptstütze für die Reorganisation der Finanzen des Staats. Noch Ende desselben Jahres wurde ihm eine Mission zur Anknüpfung einer Anleiheunterhandlung Preußens in Holland übertragen, „die einzige Aushülfe, welche Stein noch für möglich gehalten, um Preußen vor dem finanziellen Ruin zu bewahren". Niebuhr reiste Anfang 1808 nach Amsterdam ab und kehrte erst im April 1809 von da zurück, nachdem er mit der uneingeschränkten Zustimmung des Königs und des damaligen Finanzministers Altenstein die Anleihe im März 1809 zum endlichen Abschluß gebracht hatte.

Leider wurde durch die Einverleibung Hollands in Frankreich am 9. Juli 1810 die geplante Operation zunichte, wenn auch die glücklich zum Abschluß gebrachten Verhandlungen die finanziellen Verhältnisse Preußens wesentlich consolidirten.

Da noch während der Abwesenheit Niebuhr's in Holland im November 1808 durch die von Napoleon gegen Stein erklärte Aechtung ein Ministerwechsel in Preußen eintrat, sah jener nach seiner Rückkehr nach Berlin sich bald den unangenehmsten und peinlichsten Schwierigkeiten gegenüber, die nicht sowol politischer als zunächst persönlicher Natur waren. Während nämlich noch sein directer Vorgesetzter, der Finanzminister Altenstein, amtirte, wurde der bereits zu seinem Nachfolger designirte Freiherr von Hardenberg vom König beauftragt, sich Informationen in Bezug auf die finanzielle Lage bei den betreffenden Räthen zu verschaffen. Dadurch wurde Niebuhr's Gewissenhaftigkeit, der immer noch Altenstein als seinen einzigen Vorgesetzten und Amtsvertrauten ansah und ansehen mußte, tief verletzt; mußte doch ein Eingehen auf das Ansinnen, das Hardenberg in Bezug auf die eben angeführte königliche Cabinetsordre auch an ihn stellte, in seinen Augen „als ein selbstsüchtiger Uebergang zu dem Stern erscheinen, der gerade im Aufgehen war, und als ein treuloses Verlassen des eigenen Vorgesetzten, von dem man annahm, daß er die höchste Gunst verloren hatte". Das veranlaßte Niebuhr, am 23. Mai seine Entlassung einzureichen mit der Bitte um seine Anstellung als Professor der Geschichte an der im Herbst zu eröffnenden berliner Universität. Beides wurde ihm am 19. Juni gnädigst mit dem Bemerken gewährt, daß er fortwährend „mit dem Staatskanzler allein in Verbindung bleiben und einige wichtige Finanzgegenstände unter der alleinigen Oberaufsicht desselben leiten solle". In der Zwischenzeit, am 28. Mai, wurden ihm indeß die Hardenberg'schen Finanzvorschläge vom König zur Begutachtung vorgelegt, die er in seiner ausführlichen Zuschrift vom 23. Juni als „einen im Ganzen und in seinen Theilen unausführlichen Plan, der unser Elend vermehren und gar keine Hülfe gewähren würde", bezeichnen mußte. Bei solcher Divergenz der Ansichten war es nur natürlich, daß er eine bald darauf ihm von Hardenberg angebotene Stelle als Finanzminister ausschlagen zu müssen glaubte, weil sie ihm keine Aussicht gab, seinen eigenen Grundsätzen in einer solchen Stellung treu zu bleiben.

Der Beginn der Vorlesungen Niebuhr's an der berliner Universität im Winter 1811 bezeichnet einen neuen Abschnitt in seiner Thätigkeit. Da er sich ganz der Wissenschaft widmete, die er bisher nur als eine Erholung von den ihm obliegenden Staatsgeschäften betreiben konnte, sollte sich ihm sein eigenes Wort, das er schon in Kiel äußerte, in schönster Weise erfüllen; daß sein Name nicht nur als der eines politischen Schriftstellers und Staatsmannes, sondern auch als der des Geschichtschreibers und Alterthumsforschers genannt werden würde. Gleich seine ersten Vorlesungen betrafen die römische Geschichte, die ihm schon damals in klaren Zügen vor der Seele stand. „Ich werde von den ältesten Zeiten Italiens anfangen", so schreibt er an seine Freundin, „und so weit es möglich ist, die alten Völker nicht allein aus dem engen Gesichtspunkt ihrer Unterjochung, sondern auch an sich und was sie früher waren, darstellen; dann in der römischen Geschichte die Verfassung und die Administration, wovon ich ein sehr lebhaftes Bild vor Augen habe." Und wahrlich, so wie er es sagte, hat er es in Wort und Schrift ausgeführt! Bald nach dem Beginn seiner Vorlesungen sah Niebuhr eine Menge von Zuhörern vor sich, auf die er nie gehofft; denn neben vielen Studenten fanden sich Beamte und Offiziere aller Grade, Professoren und Mitglieder der Akademie ein, um seinen Worten, die durch den reichen und tiefen Gehalt des Vortrags und den Ausdruck seiner auf gründlichster Forschung beruhenden Ueberzeugung die Geister anregten und die Gemüther erwärmten, zu lauschen. Dieser Lehrthätigkeit, die bis zum Ausbruch des Freiheitskriegs fortgesetzt wurde, folgten die Vorträge, welche Niebuhr im Herbst und Winter 1814 dem Kronprinzen, nachmaligem König Friedrich Wilhelm IV., über Gegenstände der Finanzkunde hielt. Auch diese Wirksamkeit wurde für Niebuhr eine liebe Beschäftigung, für den jugendlichen Prinzen selbst eine gründliche Anregung, sich auf diesem Gebiete zu vervollkommnen. Schön schreibt 1844:

> Es fand zwischen dem Prinzen und Niebuhr ein schönes Verhältniß statt. Das Reine und Edle in seinem Lehrer hatte das ganze Gemüth Friedrich Wilhelm's erfaßt, dem eminenten Geiste mit ausgebreiteten Kenntnissen bezeugte er mit Freuden seine Achtung.

Und weiter:

> Die größte Empfänglichkeit für das Gute, welches Niebuhr dem Prinzen gewährte, zeigte sich in dem Grade, daß das edelste Freundschaftsverhältniß sich daraus entwickelte. Und diese Achtung und Liebe für Niebuhr hat bis zu dessen Tode unser Kronprinz bewahrt, und der Verlust Niebuhr's ist der höchste Schlag, der unsern jetzigen König treffen konnte, und wurde dadurch ein harter Schlag für das Volk.

In dieser ganzen Zeit trat Niebuhr in engen Verkehr mit den deutschen Männern, die damals an der Spitze

des geistigen Lebens in Berlin standen; mit Spalding, Buttmann, Heindorf, Schleiermacher und Savigny hatte er täglich vertrauten Umgang. Und Savigny, der berühmte Rechtslehrer, selbst ein eifriger Besucher von Niebuhr's Vorlesungen, äußert sich über sein damaliges Wirken und Schaffen:

> Mit jugendlicher Kraft und Freudigkeit lebte er damals in einer steten, durch die dankbarste Anerkennung belohnten Productivität, und es ist in seinen Briefen sichtbar, wie es durch viele Aeußerungen an Freunde bestätigt wird, daß ihm keine Zeit seines Lebens so hohen, ungetrübten Genuß gewährte wie diese.

Außer durch das Wort war Niebuhr in gleicher Weise durch die Schrift thätig. Schon 1811 erschien der erste Theil seiner „Römischen Geschichte", 1812 folgte der zweite, beide aus den gehaltenen Vorlesungen entstanden, aber durch eine durchgängige Umarbeitung zu einem neuen Werke geworden. Ueber den Werth dieses Geschichtswerks, das, wie Treitschke sagt, „zu den classischen Werken gehört, welche niemals überwunden werden, auch wenn sie in jedem einzelnen Satze widerlegt sind", brauchen wir uns hier nicht des Weitern auszulassen. Am besten charakterisirt Goethe denselben, indem er am 17. December 1811 an Niebuhr schreibt: „Der vorrömische Zustand Italiens wird uns nun anschaulich, und die mehrern gleichsam übereinandergeschobenen Schichten von Völkern ihrer Folge nach deutlich. Die Sonderung von Dichtung und Geschichte ist unschätzbar, indem keine von beiden dadurch verliert, ja vielmehr erst recht in ihrem Werth und Würde bestätigt wird, sowie es unendlich interessant ist, zu sehen, wie sie beide wieder zusammenfließen und wechselseitig aufeinander wirken. Möchten doch alle ähnlichen Erscheinungen der Weltbegebenheiten auf diese Weise behandelt werden!"

In dem ausbrechenden Freiheitskampfe des deutschen Volks finden wir Niebuhr wieder im Interesse der Sache seines preußischen Vaterlandes thätig, so namentlich im Frühjahr und Sommer 1814, wo er abermals sich in Holland aufhielt zum Zweck der Verhandlungen mit den englischen Commissarien über den Subsidienvertrag. Und im Jahre 1815 war er der kräftigste Gegner des Geheimen Raths Schmalz und seiner Schrift über politische Vereine, indem er in zwei Gegenschriften die böswilligen Verleumdungen und gehässigen Verdächtigungen wahrhaft deutscher für Freiheit und Einheit begeisterter Männer durch eine Partei, die leider in den folgenden Jahren immer mächtigern Einfluß gewinnen sollte, gründlich widerlegte. Auch in den lebhaften Schilderungen, die sich an die Verhandlungen des Wiener Congresses um die Theilung Sachsens knüpften, war Niebuhr auf preußischer Seite thätig.

In demselben Jahre 1815 bekam er vom Staatskanzler Hardenberg die wichtige Mission, als preußischer Gesandter nach Rom zu gehen. Diese Mission war insofern bedeutungsvoll, als um diese Zeit der preußische Hof damit umging, sein Verhältniß zur päpstlichen Curie in Bezug auf die Einrichtungen der katholischen Kirche im Staate definitiv durch eine Uebereinkunft mit ihr zu regeln. Die darauf bezüglichen Instructionen ließen freilich jahrelang auf sich warten, theils wegen der in den Jahren 1817 und 1818 stattfindenden Veränderungen im preußischen Ministerium des Cultus und der auswärtigen Angelegenheiten, theils weil die Regierung den Abschluß ähnlicher Verhandlungen des päpstlichen Stuhls mit den süddeutschen Staaten erst abwarten wollte. Unterdessen wurde Niebuhr's Verhältniß zu den leitenden Kreisen in Rom, namentlich zum Cardinal-Staatssecretär Consalvi, ein sehr angenehmes und freundliches. Für Pius VII., den schwer geprüften Papst, hatte er eine wahrhaft kindliche Pietät. Ein Irrthum Niebuhr's war es indeß und zugleich die beste Kennzeichnung seiner Anschauung über das moderne Papstthum, wenn er einmal von dem letztern sagt, „daß seine Harmlosigkeit im 19. Jahrhundert bis zu seinem in den Veränderungen, welche Europa bedrohen, unvermeidlichen Untergang immer nur zunehmen könne". Das hinderte ihn jedoch nicht, das Interesse seines Staats fest im Auge zu behalten, wie denn Consalvi selbst in einem Schreiben an Hardenberg vom 11. October 1820, nachdem er Niebuhr's gute Gesinnung und seinen Eifer für die Sache der Uebereinkunft gebührend hervorgehoben, sich nicht der scherzhaften Bemerkung entschlagen kann, daß „Seine Excellenz (der Staatskanzler) ihn vielleicht weniger hätte schwitzen lassen". Die Bulle De salute animarum vom 16. Juli 1821, die unter den Augen Hardenberg's selbst während dessen Anwesenheit in Rom im Frühjahr desselben Jahres ihren Abschluß fand, war das Resultat dieser Unterhandlungen. Bekanntlich bildet dieselbe noch jetzt die Grundlage der Beziehungen Preußens zur römischen Curie. Schon der Umstand, daß in ihr das Veto des Königs gegen misliebige Kapitel uneingeschränkt behauptet wird, beweist, wie standhaft Niebuhr das in der damaligen Zeit so schwer festzuhaltende Staatsinteresse gegenüber der omnipotenten Kirche gewahrt hat. Freilich täuschte er sich in dem Glauben, daß eine grundsätzlich für das Beste ihrer Unterthanen handelnde evangelische Regierung ihre erleuchteten landesväterlichen Absichten mit den Bestrebungen der römisch-katholischen Hierarchie auf die Dauer in Einklang zu halten vermöchte, aber diesen Irrthum theilte er eben mit den edelsten Geistern seines Volks, und er und sie werden der Nachwelt vielleicht um so theurer sein um dieses Irrthums willen.

Daß bei Niebuhr während seines Aufenthalts in Rom, der bis zum September 1823 währte, die Wissenschaft und namentlich die Beschäftigung mit der römischen Geschichte, die ihm hier unmittelbar in so vielen Zeugnissen der Vergangenheit vor die Augen trat, die andere Seite seiner Thätigkeit bildete, braucht kaum bemerkt zu werden. Hier möge eine charakteristische Aeußerung in einem Briefe vom 12. März 1817 an seinen Freund, den Buchhändler Georg Reimer in Berlin (derselbe ist merkwürdigerweise am selben Tage des gleichen Jahres wie Niebuhr geboren), Platz finden. „Ich speculire die Gräber hier, die Gräber der Scipionen zu kaufen; vielleicht ist noch irgendwo ein Grab versteckt und vergessen geblieben; und ich mag gern daran denken, am Auferstehungstage so einem großen alten Helden gleich die Hand zu geben und unsere Toilette gemeinschaftlich zu machen, ohne von dem Gesindel, worunter man sich sonst finden würde, gestört zu werden, wenn man ein vernünftiges Wort zusammen

spricht." Großen Antheil bezeugte er besonders auch an den Werken der deutschen Künstler in Rom, eines Overbeck, Schadow, Koch, Platner. Am höchsten stellte er aber Cornelius, der sich denn seiner lebenslänglichen Freundschaft zu rühmen hatte. Den Geist dieser wissenschaftlichen Wirksamkeit Niebuhr's schildert E. Curtius trefflich, indem er sagt: „Niebuhr hat das unvergeßliche Verdienst, daß er der deutschen Wissenschaft in Rom einen festen Sitz gegründet und, nach der einseitigen Bevorzugung des Griechischen, die Studien über römische Geschichte und Ortskunde unter den deutschen Römern ins Leben gerufen hat."

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland zog Niebuhr sich aus dem Staatsleben zurück und war von nun an ausschließlich als Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn thätig. Im Winter 1824—25 schrieb er zunächst dasjenige, was zum dritten Bande der „Römischen Geschichte" ausgearbeitet in seinem Nachlaß sich vorfindet. Erst im Sommer 1825 hielt er seine erste Vorlesung über griechische Geschichte seit der Schlacht von Chäronea. Classen, der Hausgenosse Niebuhr's in dessen letzten Lebensjahren, schreibt:

> Diese und die folgenden Vorlesungen über römische Geschichte und Alterthümer, über alte Länder und Völkerkunde, über alte Geschichte und über die neueste seit der französischen Revolution (die er ganz aus der freien Erinnerung vortrug, was ihm bei seiner großen Gedächtnißgabe nicht schwer ward), fesselten durch Fülle des Stoffs, tiefe Forschung und Frische der Behandlung die jugendlichen Zuhörer, auf welche er zugleich durch herzliche Vertraulichkeit aufs wohlthuendste einwirkte.

Im Jahre 1827 erschien eine vollständige Umarbeitung des ersten Bandes der „Römischen Geschichte", im Jahr 1830 die des zweiten Bandes. Wenige Monate darauf machte eine Lungenentzündung dem Leben dieses Mannes ein Ende, zu früh für die Wissenschaft und für sein Vaterland, denen beiden er als ein Weiser und Held gedient. In der That, um mit diesen Worten Classen's zu schließen, Niebuhr ist einer der wenigen hervorragenden deutschen Männer, die mit seiner hohen Stellung in der Wissenschaft eine eingreifende Wirksamkeit in Staatsgeschäften verbunden haben.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine „Zeitschrift für vergleichende Sprachkunde" erscheint seit Mitte Januar in Klausenburg in Siebenbürgen mit englischem, deutschem und französischem Titel und mit Mottos in englischer, französischer, spanischer und ungarischer Sprache. Unter den deutschen Mitarbeitern befinden sich Johannes Minckwitz, Dr. Avenarius und Dr. Wessely in Leipzig, Dr. Johannes Scherr in Zürich u. a. Da uns der in ungarischer Sprache geschriebene Prospect der Redaction nicht verständlich ist — ein so wichtiges Actenstück hätte wol in einem polyglotten Journal in mehrern Sprachen abgefaßt werden sollen —, so können wir uns in Betreff der Tendenz des Unternehmens nur an den deutschen Text einer Notiz im Briefkasten halten. Dort heißt es: „Unser Blatt will allerdings ein Vereinigungsort von Dichtern (Uebersetzern) und Philosophen aller Nationen sein. Die gewöhnlichen Wissenschaften, als welche ohnehin, sei es ihrer heimlichen oder offenen Tendenz nach, nur praktischen Zwecken dienen, sind ganz und gar ausgeschlossen. Auch hat ja jede Fachwissenschaft gerade genug der Organe. Blos Eine Wissenschaft und zwar die von uns besonders zu cultivirende hat noch keins: wir meinen die besonders erst seit Goethe ihrer vollen Bedeutung nach gewürdigte Uebersetzungskunst, deren Consequenz nichts ist als eben nur unsere erst im Entstehen begriffene Zukunftswissenschaft: vergleichende Literatur. Der Scrupel, daß eine «erst im Entstehen begriffene» Wissenschaft eigentlich kein Organ haben darf, würde auf die ältere Schwester unserer Zukunftswissenschaft, die vergleichende Sprachforschung angewendet, die eben auch nur erst im Entstehen begriffen, wenn auch in vielen ihrer riesigen Partien bereits wohl ausgebaut ist, großen Widerspruch hervorrufen. Uebrigens hat auch die vergleichende Literaturgeschichte schon ihre directe Vertretung gefunden, selbst in Hörsälen deutscher Hochschulen (unter andern durch Carriere in München). Zu ihren indirecten Vertretern aber gehört die ganze stattliche Reihe der deutschen Kunstübersetzer. (Wir meinen nicht die Legionen der Uebersetzer zweiten und dritten Ranges.)" Nicht uninteressant ist in dieser ersten Nummer der Anfang eines Essays: „Philosophie des Romans", mit besonderer Berücksichtigung des modernen deutschen Romans, weil der Autor desselben gegen die augenblickliche hohe Schätzung dieser Dichtgattung einen etwas polemischen Ton anschlägt: er will beweisen, „daß der Roman blos eine secundäre Kunstform ist, wenn man diesen Ausdruck gestatten will. Es ließe sich sogar in Frage stellen: ob diese wolkenbruchartig auftretende secundäre Gattung überhaupt eine nennenswerthe Zukunft habe? . . . Denn das beliebte Schlagwort, das den Roman als das moderne «Surrogat» des heute nicht mehr möglichen Epos bezeichnet, gehört zu jenen Irrlehren des 19. Jahrhunderts, deren es nicht weniger gibt als im finstern Mittelalter. Auf die beliebte Zweifelfrage: wie wäre heutzutage auf der Basis des modernen Lebens ein Epos möglich? gibt es nur Eine treffende Antwort, wie man sie sonst nur den allzu wißbegierigen Kindern zu geben pflegt: daß die Homere allerdings nicht auf den deutschen Hopfenstangen wachsen. Der Roman ist also gewissermaßen ein ausgeartetes (prosaisches) Epos, jedenfalls aber eine secundäre Kunstform. Als solcher kann der hier zu untersuchende Anspruch auf Einreihung unter die höhern Kunstgattungen immer nur mit dem entsprechenden Vorbehalte geschehen. Diese Gattung, um durch die Blume zu sprechen, kann mit der Kunst nur eine morganatische Ehe eingehen. Deshalb nannte Schiller den Romanschriftsteller den «Halbbruder des Dichters». Und wenn man uns gestattet, des Dichters Wort zu parodiren, so kann der Roman als ein Halbgeschwister des Epos bezeichnet werden, des stärkern Bruders. Die Inferiorität des Romans gegenüber dem Epos ist schon durch seine prosaische Form bedingt. Und ist es nicht bezeichnend, daß gerade Frauen auf dem Gebiete des Romans excelliren? In Holland sind zu Ende des vorigen Jahrhunderts geradezu die Begründer unserer Gattung zwei Frauen gewesen (Agathe Deken und Elisabeth Bekker). Am deutlichsten finden wir diese secundäre Natur des Romans ausgeprägt, sobald wir uns ihm auf dem historisch-etymologischen Wege nähern. Denn dann tritt als selbstverständliches Ingredienz des Romans ein vielgenanntes und noch mehr verkanntes Element hervor: das romantische. Etymologisch-historisch genommen ist wenigstens der abendländische Roman gar nicht denkbar ohne romantischen Hautgoût. Man verzeihe den etwas starken Ausdruck. Ich verstehe darunter: christlich-germanische Händelsucht, Duellunwesen, französische Galanterie, Ritterunwesen, Zweikämpfe, Nationalitätsschwindel, gewisse Unternehmungen ad majorem dei gloriam und wie unsere mittelalterlichen Errungenschaften alle heißen mögen." Wir werden diese „Philosophie des Romans" mit Antheil weiter verfolgen; sie ist eine, wenn auch etwas ketzerische Ergänzung zu der Schrift von H. Keiter: „Versuch einer Theorie des Romans" (Paderborn 1876), welche als eine an treffenden Bemerkungen und praktischen Winken reiche Poetik des Romans bezeichnet werden kann.

— Hallberger's „Illustrated Magazine, founded by Ferdinand Freiligrath", wird, nach dem Tode des ersten Herausgebers, wie die vor uns liegenden Hefte, die Schlußhefte des Jahrgangs 1876 und das erste Heft von 1877 beweisen, im Sinne Freiligrath's weitergeführt. Romane und Erzählungen der Braddon und anderer englischer Schriftstellerinnen bilden den Kern des Unternehmens, an den lyrische Ergüsse, Miscellen, Humoresken, Essays und Porträts anschießen. Die Illustrationen sind meistens geschmackvoll. Was die literarischen Porträts betrifft, so erregen die von Longfellow und George Sand in den vorliegenden Heften besonderes Interesse.

— Von „Italiens Kunstschätze", herausgegeben von Ernst Eckstein (Leipzig, Payne) liegen jetzt siebenunddreißig Hefte vor. Die Gemälde und Bildwerke aus der Galerie degli Uffici, der Loggia de' Lanzi sowie aus römischen Kirchen und Galerien geben ein ansprechendes Bild der Originale. Der Text, der mit den Bildern nicht parallel geht, schildert in den letzten Heften vorzugsweise Pompeji.

— Ein Prachtwerk erscheint in Stuttgart im Verlag von Paul Neff: „Bilder aus Elsaß-Lothringen"; Originalzeichnungen von Robert Aßmus, Schilderungen von Karl Stieler. Es liegen von diesem Werke sechs Lieferungen vor, welche wohl geeignet sind, uns ein Bild von den landschaftlichen Schönheiten und städtischen Merkwürdigkeiten der beiden dem Deutschen Reiche wiedergewonnenen Länder zu geben. Die landschaftlichen Motive sind recht glücklich aufgegriffen. Der Text beschäftigt sich auch mit dem Volksleben und den culturgeschichtlichen Interessen der neuen Reichslande.

— Daß das Interesse für Geographie mit den Verkehrserweiterungen und großen Entdeckungen der Neuzeit zugenommen hat, beweist auch der buchhändlerische Eifer, mit welchem neue geographische Rundgemälde mit Illustrationen veröffentlicht werden. Der bekannte Culturhistoriker Friedrich von Hellwald gibt im Verlag von W. Spemann in Stuttgart ein geographisches Hausbuch „Die Erde und ihre Völker" heraus, von welchem uns vierundzwanzig Lieferungen vorliegen. Das Werk ist mit eingehender Benutzung aller neuen Entdeckungsreisen verfaßt, in thatsächlicher Hinsicht reichhaltig und doch nicht trocken in der Darstellungsweise, und enthält zahlreiche größere und kleinere Illustrationen, die meistens für Anschauung der Volkstypen und landschaftlichen Physiognomien von Werth sind. Ein ähnliches Hausbuch des geographischen Wissens ist die in sechster Auflage vorliegende „Allgemeine Erdbeschreibung" Adrian Balbi's, bearbeitet von Karl Arendts (Wien, Hartleben). Von diesem Werk liegen uns zwanzig Lieferungen vor; es ist sehr sorgfältig und eingehend, doch wol mehr für das Nachschlagen als für die Lektüre berechnet.

— In Hartleben's Verlag in Wien erscheint auch eine populäre Geschichte der Schöpfung und neue Darstellung der Wunder der Urwelt unter dem Titel „Untergegangene Welten" von Ferdinand Siegmund (bisjetzt liegen uns acht Lieferungen vor). Die Fauna und Flora der vorweltlichen Erdepochen ist durch entsprechende Illustrationen erläutert.

— Illustrationen zur „Topographie des alten Rom" mit erläuterndem Text für Schulen sind von Christoph Ziegler herausgegeben worden (Stuttgart, Neff). Die Bilder der alten Monumente sowie die Pläne und Umrisse sind mit fester Hand entworfen und erfüllen den Zweck, der Phantasie der Schüler ein klares Bild jener Alterthümer zu geben.

— Das im Verlag des militärwissenschaftlichen Vereins in Wien erschienene Werk: „Die Streitkräfte der europäischen Staaten", enthält eine kurze übersichtliche Darstellung der Heeresorganisation Frankreichs, der Türkei mit Rumänien und Serbien, Montenegros und Griechenlands, Italiens, Rußlands und Deutschlands. Es gibt in gedrängter Fassung eine leichtfaßliche ausreichende Belehrung über die Wehrpflicht, Heeresergänzung und Mobilisirung jener Staaten und ist wegen seiner Vollständigkeit und Genauigkeit trotz seiner lakonischen Form jedem zu empfehlen, der sich über die erwähnten militärischen Zustände Aufklärung zu verschaffen wünscht. Der Abschnitt über Deutschland bringt eine klare umfassende Darstellung des deutschen Heerwesens, dessen Kenntniß vielfach, besonders für das Offiziersexamen der Einjährig-Freiwilligen, unerlaßlich ist und wol kaum sonst in so bequemer Weise so gründlich erlangt werden kann.

Bibliographie.

Beumer, W., Wider das Pensionat. Sechs Briefe an eine Mutter. Detmold, Meyer. 1876. 8. 50 Pf.

Benthien, A., Sleswig-holsteener Buerngeschichten. Klaas Hinnerk. 1ster Bd. Lübeck, Seelig. 1876. 8. 3 M.

Bojanowski, V. v., Die englischen Fabrik- und Werkstätten-Gesetze. Auf Veranlassung des königlich preussischen Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten in deutscher Uebersetzung herausgegeben. Berlin, v. Decker. 1876. Lex.-8. 6 M.

Brandes, G., Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Charakterbild. Aus dem Dänischen. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 4 M.

Debenroth, E. H. v., Verleumdung. Criminalgeschichte. Berlin, Brigl. 1876. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Dieterich, K., Kant und Newton. Tübingen, Laupp. 1876. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Edzardi, A., Bilder aus deutscher und nordischer Sage. Kleine Dichtungen. Anklam, Krüger. 1876. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Engel, C., Deutsche Puppenkomödien. 5ter Thl.: Christoph Wagner, ehemals Famulus des Dr. Johann Faust. — Antrascheck und Juratscheck, oder: Die Räuber in Siebenbürgen. Oldenburg, Schulze. 1876. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Fastenau, J. B., Ein Student aus dem Waldviertel. Erzählung. Krems. 1876. Gr. 8. 2 M.

Fechner, A. W., Chronik der evangelischen Gemeinden in Moskau. Zum 300jährigen Jubiläum der evangelisch-lutherischen St. Michaelis-Gemeinde zusammengestellt. 2 Bde. Moskau, Deubner. 1876. Gr. 8. 15 M.

Focke, W. O., Ueber die Begriffe Species und Varietas im Pflanzenreiche. Jena, Dufft. 1875. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Hagen, C., Dichtungen in alemannischer Mundart aus Vorarlberg. 3te Sammlg. Innsbruck, Wagner. 1876. 8. 4 M.

Henoumont, E., Vier Theaterstücke. Leipzig, Mutze. 1876. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jamben eines greisen Ghibellinen. Cogitantibus. Bonn, Neußer. 1876. 8. 9 M.

Irmin, Rüdiger Markgraf von Bechelaren. Dramatisches Gedicht. 2 Thle. Leipzig, Mutze. 1876. Gr. 8. à 2 M.

Klein, J. L., Geschichte des Dramas. 13ter Bd.: Geschichte des englischen Dramas. 2ter Bd. Leipzig, T. O. Weigel. 1876. Gr. 8. 18 M.

Kluçzek, Die Rose von Wien. Historischer Sensations-Roman der Gegenwart. 1stes bis 6tes Heft. Reichenberg, Schöpfer. 1876. Gr. 8. à 40 Pf.

Krenkel, M., Sulze vor der Synode. Freimüthige Betrachtungen über den Synodalbeschluß vom 25. October 1876. Dresden, Türk. 1876. Gr. 8. 50 Pf.

Krichenbauer, A., Die Irrfahrt des Odysseus als eine Umschiffung Afrikas erklärt. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71 und das Generalstabswerk von C. von B. 5tes Heft: Die Ereignisse bei Metz, Straßburg und an den deutschen Küsten. Berlin, Levit. 1876. Lex.-8. 3 M.

Kruse, H., Marino Faliero. Trauerspiel. Leipzig, Hirzel. 1876. Gr. 8. 2 M.

Kürnberger, F., Literarische Herzenssachen. Reflexionen und Kritiken. Wien, Rosner. Gr. 8. 5 M.

Laicus, P., Zur rechten Stunde. Eine Erzählung aus dem amerikanischen Pflanzerleben. Frei nach dem Englischen des Mayne Reid. 2 Bde. Krefeld, Klein. 1876. Gr. 8. 3 M.

Lebensbild eines katholischen Priesters. Von ihm selbst geschrieben. Heidelberg, König. 1876. 8. 3 M.

Leistner, E., Raucherlieder. Humoristische und ernste Original-Gedichte. Wien, Hartleben. Gr. 8. 3 M.

Lermontow, M., Der Dämon. Eine morgenländische Sage. Aus dem Russischen übertragen von Jessen (Ludwig von Osten). Berlin, H. Peters. 1876. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Lindau, R., Robert Ashton. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Lorinser, F., Das Buch der Natur. Entwurf einer kosmologischen Theodicee. 2ter Bd. Regensburg, Manz. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Mayer, E., Ueber die Gestalt und Grösse der Erde. Eine historisch-geodätische Studie. Fiume. 1876. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Menzel's, W., Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von dem Sohne K. Menzel. Drei Bücher in 1 Bde. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 8. 7 M.

Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. 29ster Bd.: Die Naturkräfte in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft. Von W. von Hamm. München, Oldenbourg. 1876. 8. 3 M.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von B. ten Brink, W. Scherer, E. Steinmeyer. 18tes Heft: Flandrijs. Fragmente eines mittelniederländischen Rittergedichtes. Zum ersten Male herausgegeben von J. Franck. Strassburg, Trübner. 1876. Gr. 8. 4 M.

Die Stärke und der Zustand der russischen Armee im Falle einer Mobilisirung. Vom Petersburger Correspondenten der „Oesterreichisch-ungarischen militärischen Blätter". Teschen, Prochaska. 1876. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die chemische Synthese.

Von

M. Berthelot.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, XXV. Band.)

Der verdienstvolle französische Chemiker Professor Berthelot, Mitglied des Instituts, liefert hier eine gemeinverständliche Darstellung der organischen Chemie, sowol nach ihrer geschichtlichen Entwickelung als auf Grundlage der bisjetzt bekannten synthetischen Methoden. Dem interessanten Stoff entspricht die geistreiche Schreibweise des Autors.

Bd. 1—24 der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" enthalten:

1. **J. Tyndall.** Das Wasser in seinen Formen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
2. **Oscar Schmidt.** Descendenzlehre und Darwinismus. Zweite Auflage. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
3. **A. Bain.** Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
4. **Walter Bagehot.** Der Ursprung der Nationen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
5. **H. Vogel.** Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
6. 7. **E. Smith.** Die Nahrungsmittel. Zwei Theile. Geh. 8 M. Geb. 10 M.
8. **E. Lommel.** Das Wesen des Lichts. Darstellung der physikalischen Optik. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
9. **Balfour Stewart.** Die Erhaltung der Energie, das Grundgesetz der Naturlehre. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
10. **J. Bell Pettigrew.** Die Ortsbewegung der Thiere. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
11. **H. Maudsley.** Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
12. **J. Bernstein.** Die fünf Sinne des Menschen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
13. **J. W. Draper.** Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
14. 15. **H. Spencer.** Einleitung in das Studium der Sociologie. Zwei Theile. Geh. 8 M. Geb. 10 M.
16. **Josiah P. Cooke.** Die Chemie der Gegenwart. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
17. **K. Fuchs.** Vulkane und Erdbeben. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
18. **P. J. van Beneden.** Die Schmarotzer des Thierreichs. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
19. **K. F. Peters.** Die Donau und ihr Gebiet. Eine geologische Skizze. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
20. **William Dwight Whitney.** Leben und Wachsthum der Sprache. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
21. **W. Stanley Jevons.** Geld und Geldverkehr. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
22. **Léon Dumont.** Vergnügen und Schmerz. Zur Lehre von den Gefühlen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
23. **P. Schützenberger.** Die Gärungserscheinungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
24. **Pietro Blaserna.** Die Theorie des Schalls in Beziehung zur Musik. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Uhland als Dramatiker

mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses

dargestellt von

Adelbert von Keller.

8. 7 M. 50 Pf.

Mit erschöpfender Benutzung der nachgelassenen Handschriften des Dichters gibt der Verfasser Rechenschaft über Uhland's dramatische Poesie, deren Entwickelungsgang von den ersten Versuchen bis zu den Meisterwerken seiner Reife verfolgt wird. Von fast dreißig Stücken haben sich Nachrichten, Entwürfe und mehr oder weniger vollständige Ausführungen erhalten, welche hier zum ersten mal in kritisch behandelten Texten und in methodischer Anordnung ans Licht treten.

Stuttgart, Januar 1877.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben erschien bei mir:

Wörterbuch

zu der

Nibelunge nôt (liet).

Von

August Lübben.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Geheftet. Preis 2 M. 25 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

G. Stalling in Oldenburg.

Die (Augsburger) Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher und Handels-Beilage)

kostet in Deutschland und Oesterreich bei Postbezug vierteljährlich 9 Mark; direct per Kreuzband monatlich 4 Mark (5 M. 60 Pf. für die andern Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung: im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 22 M. 50 Pf.

Leitartikel und wissenschaftliche Aufsätze in Nr. 18—24: Eine antirussische Kundgebung des englischen Whig-Organs. — Die letzte Stunde des österreichisch-ungarischen Bankstreites. — Aegyptische Zustände. (I.) — Die Russen in Armenien. — Die Schlußforderungen der Conferenz. — Das Ende der Conferenz. — Die Lage in Mexico. — Die Wahlen im Reichslande. (I.) — Nicotera und Cantelli. — Eine Geschichte des griechischen Romans. — Transatlantische Fahrten der deutschen Kriegsflotte im Jahre 1876. — Die Goethe-Bildnisse. Von H. Rollet. — Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. — Vergleichende Angaben über die Schneegrenzen in Hochasien und in den Alpen. — Zur deutschen Kunstgeschichte. Von W. Lübke. — Aus dem amerikanischen Westen. — Die Krisis der englischen Nationalökonomie. — Benedict von Spinoza. — Enrico Bindi. (Nekrolog.) — Ueber Kirchenstrafen im Mittelalter. Von Dr. H. Simonsfeld. — Ueber Universalität. Von Dr. A. von Brinz. — Paul Lindau: Alfred de Musset. — Rentabilitätsberechnung der preußischen Staatsbahnen pro 1. April 1877—78. — Reichseisenbahnfrage.

Aufträge für Kreuzbandsendungen an die

Expedition in Augsburg.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 15. Februar 1877.

Neue Romane.

II.

Gustav Freytag's „Marcus König".

Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. Vierte Abtheilung: Marcus König. Zweite Auflage. Leipzig, Hirzel. 1876. 8. 6 M.

Ein neuer Band von Freytag's „Ahnen" wird von den zahlreichen Freunden des Dichters stets als ein Ereigniß begrüßt, wenn auch der vorhergehende den Lesern eine nicht eingestandene Enttäuschung bereitet haben sollte; doch der Glaube an die Meisterschaft des Dichters überlebt solche Enttäuschungen. Der letzte Band der „Ahnen": „Die Brüder vom deutschen Hause", brachte wol die schwächste der bisherigen culturgeschichtlichen Erzählungen, die in der glorreichen Zeit der Hohenstaufen spielt; sie war matter als alle frühern, und die eigentlichen Fäden der Handlung verloren sich unter den Händen des Autors und des Lesers, sodaß der letzte Rest der Spannung in dem Bestreben hervortrat, durch Zurückblättern sich über die verlorenen Anknüpfungspunkte der Handlung zu orientiren, die so wenig markirt waren, daß sie sich kaum dem Gedächtniß einprägten. Die Ueberwucherung mit culturhistorischen Arabesken ließ die tragenden Pfeiler der Handlung gar nicht zur Anschauung kommen.

Der neueste Roman oder vielmehr die neueste culturgeschichtliche Erzählung des Autors, „Marcus König", spielt im Reformationszeitalter; wir haben also die mittelalterliche Romantik mit Hieb und Stoß, mit ihren Turniervergnügungen und zusammengeflickten Wappenmänteln hinter uns und bewegen uns auf dem Boden einer großen Zeit, deren Protest gegen die kirchliche Autorität, deren freie geistige Bewegung die vollen Sympathien der Gegenwart hat. Wo bleiben aber „die Ahnen" in dieser Zeit? Kämpfen sie unter den Bannern des sächsischen Kurfürsten bei Mühlberg? Helfen sie die rebellischen Bauern unter Thomas Münzer bei Frankenhausen daniederwerfen? Abenteuern sie mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg? Stürmen sie mit Moritz von Sachsen die Ehrenberger Klause? Stehen sie als treue Anhänger dem Mönchlein in Worms zur Seite, welches da ausruft: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Unsere Phantasie würde sich fruchtlos in Muthmaßungen erschöpfen, wo Freytag seine neuen Helden in die großen Ereignisse der Reformationszeit eingreifen läßt; wir vergessen ja ganz, daß ein Dichter, welcher culturgeschichtliche Genrebilder zu malen beabsichtigt, den großen historischen Tableaux aus dem Wege gehen muß. Freilich wird es uns trotz dieses Zugeständnisses unerwartet kommen, daß er ihnen so weit aus dem Wege geht, wie es in der That geschieht, und daß er die gute Stadt Thorn an der Weichsel zur Localbühne für die Handlung seiner Erzählung macht. Zwar die geistigen Einflüsse der Reformationszeit machten sich damals an jedem Orte geltend, wo die deutsche Zunge gesprochen ward; aber doch dort nur in voller Reinheit und Energie, wo der Kampf gegen den Papst und später gegen den Kaiser gewaltig entbrannt war. In den Grenzdistricten des deutschen Geistes brachen sie sich bereits in einem trübern Medium; die verschiedensten localen und nationalen Interessen spielten mit herein, wie in Thorn der Kampf zwischen Deutschthum und Polenthum. Dadurch, daß Freytag die Bühne seiner Handlung in einen nordöstlichen Winkel deutscher Sprachgrenzen verlegte, entfernt er sich hinlänglich weit vom Herd der damaligen geistigen Bewegung, um die Ausstrahlungen derselben im Rahmen eines Genrebildes auffangen zu können.

Wol vollzog sich auch damals im äußersten Nordosten ein Ereigniß von welthistorischer Bedeutung: die Umwandlung des Ordenslandes Preußen in ein weltliches, von Polen lehnbares Herzogthum und der Uebertritt des Hoch-

mindert vom Protestantismus. Doch das Ereigniß selbst ist nur skizzirt, was historienhaft als Thatsache der Chronik behandelt, nirgends ist durch Einleitungen und Vorbereitungen, durch tiefere oder innere Motivirungen unsere Spannung auf dasselbe hingelenkt. Nicht die weltgeschichtlichen Helden sollen zwar die eigentlichen Helden des historischen Romans sein, sondern freierfundene Persönlichkeiten; doch diese müssen in jene großen Ereignisse mit eingreifen. Der Held unserer Erzählung, nicht Marcus König selbst, sondern der Sohn desselben, erlebt aber nur Abenteuer, die für jene große geschichtliche Wendung gänzlich gleichgültig sind.

Doch wie geräth Marcus König unter die „Ahnen"? Wie kommt das bürgerliche Kukuks-Ei in das ritterliche Nest der Zaunkönige? Freytag beeilte sich, das Reich der geharnischten Rothsattel zu verlassen und baldmöglichst bei „Soll und Haben" anzukommen. So ist ein bürgerlicher Kaufmann auf einmal aus dem bändereichen Gespinst der ritterbürtigen Ahnen zu Tage getreten. Zwischen den Hohenstaufen und Martin Luther liegt ja Zeit genug, um die merkwürdige Wandlung möglich zu machen und zu erklären.

Man wird sich besinnen, daß Ivo und die thüringer Helden gen Nordosten zogen und sich in Thorn niederließen; die Nachkömmlinge Ingo's und Ingraban's wurden deutsche Ordensritter, einer von ihnen selbst Hochmeister. Von ihm erzählt Marcus König seinem Sohne:

Vernimm, was von ihm die Chronik kündet. Herr Ludolf wurde zu seiner Zeit gerühmt als ein weiser und kriegstüchtiger Herr. Er führte ein großes Kreuzheer gegen die Heiden in Litauen, wohlüberlegt war der Kriegsplan, und er hoffte Ruhm für sich und Landgewinn für den Orden. Aber die große Hoffnung erwies sich als eitel, die Litauer wichen weit rückwärts in ihre Sümpfe, und während er einsam durch die Wildniß nachzog, brachen andere Heerhaufen der Heiden in das preußische Land und verwüsteten erbärmlich Gut und Volk des Ordens. Als er auf die Trauerbotschaft umkehrte, verlief sich unzufrieden das Kreuzheer, und von allen Seiten erhoben sich Klagen gegen ihn selbst. Das Unglück des Landes fraß ihm am Herzen, sodaß er in Trübsinn verfiel und in schwarzer Stunde mit dem Messer nach einem Ordensbruder stach. In seinem Gram über die Missethat entsagte er selbst seiner Herrschaft. Nach Jahren schwand die Wolke von seinem Geiste und die Brüder, welche seinen Werth wohl kannten, wollten ihn wieder auf den Herrenstuhl setzen, er aber weigerte sich. Und als er von dieser Erde schied, umgeben von trauernden Brüdern und Männern unsers Geschlechts, da sprach er, wie die Sage meldet, eine schwere Besorgniß aus: „Oft ist das Schicksal der Könige von Thorn gewesen, daß durch den Lauf der Welt vereitelt wurde, was sie redlich wollten; ihnen ist, wie ich fürchte, kein Glück auf Erden beschieden. Sorgt dafür, Kinder meines Geschlechts, daß ihr im Himmel euch gute Fürbitter gewinnt." Was der Sterbende sprach, hat die folgende Zeit erfüllt. Einst saß unser Geschlecht ehrenvoll in den großen Städten und in der Landschaft, es sind wenige davon übriggeblieben, hier in Thorn sind wir beiden die letzten.

Der Großvater von Marcus König ist wegen seiner Anhänglichkeit an den Deutschen Orden bei dem großen thorner Blutgericht von den polnischen Machthabern hingerichtet worden. Marcus selbst sinnt auf Rache. Das sind Motive von größerer Tragweite, von einer gewissen tragischen Bedeutung: doch wie verzetteln sie sich, wie matt ist ihr Verlauf, wie nichtssagend ihr Ende! Die einzige Situation, in welcher ein Zug geschichtlicher Größe liegt, ist diejenige, in welcher der reiche Kaufmann dem Hochmeister seine Schätze zur Verfügung stellt; wir meinen darin ein Abbild des Bündnisses zu sehen, welches mächtige Hansastädte mit den Fürsten schlossen. Doch die Handlung des Romans geht darüber bald zur Tagesordnung über; nirgends reiht sich an dies Bild die entsprechende Folge; unter der Arabeskenmalerei des Genremalers, unter den hundert kleinen Bilderchen und Schilderchen mit den culturgeschichtlichen Inschriften verliert sich der Gang der großen Ereignisse und wird uns nur chronikenhaft berichtet. Marcus König muß seiner Vaterstadt den Rücken kehren; der Hochmeister wird Vasall der Krone Polens: das ist das Ende des geschichtlichen Conflicts, der sich verheißungsvoll ankündigt und dann im Sande verläuft.

Der Sohn des Marcus König, Georg, ist der thorner Ingo, Ingraban und Ivo, ein tapferer Held, rasch zum Dreinschlagen bereit, und dabei im Herzen empfänglich für minnigliche Liebe. Die Bilder aus dem Volksleben der Stadt Thorn, in welche die Tractätlein der Reformation hineingeflattert sind, der Buchhändler, der die fliegenden Blätter verkauft, der humoristische Magister Fabricius, jedenfalls die gelungenste Gestalt des Romans, die Liebe des Ritters Georg zur Tochter desselben, Anna, die Händel auf dem Kirchhofe zu St.-Johannis, wo der Klerus die reformatorischen Flugschriften und das Bild des Reformators selbst verbrennt, während der Magister protestirt und Georg mit der Rüststange den Schutzmann der Mönche, den Polen Pietrowski, zu Boden schlägt: das sind die Situationen und Charaktere, die uns von Freytag mit der Grazie seines dichterischen Talents, mit einer gewissen feinen Liebenswürdigkeit und mit jener Schalkhaftigkeit und Keuschheit geschildert werden, in denen die Eigenart seiner etwas spröden und phantasiearmen Begabung zu suchen ist. Namentlich ist es die erwachende Neigung von Georg und Anna, die, im Stil der reinsten minniglichen Liebe gehalten, aus den Genrebildern des Magisterhauses und der lateinischen Schule, des Gärtchens und der alten Burg uns freundlich anmuthend entgegenlächelt. Da fehlt nichts zum Gesammtbilde traulicher Häuslichkeit, und damit dem Dichter nicht der Ruhm eines Steffeck verloren gehe, den er sich durch seine Hundemalerei in der „Verlorenen Handschrift" erworben hat, so fehlt auch das Hündlein nicht, das als niedliche, naturtreue Staffage mit sicherer Hand in das Genrebild hineingemalt ist.

Freilich, wenn wir von der Staffage und Scenerie absehen, so haben wir wieder den deutschen Jüngling und die deutsche Jungfrau, deren Charakter sich von den Helden und Heldinnen der frühern Erzählungen durchaus nicht unterscheidet: dieselben Gesichter, nur andere Costümbilder. Der Dichter hat im Grunde nur eine Probirmamsell, der die verschiedensten culturhistorischen Garderoben übergeworfen und umgehangen werden, ob sie nun Irmgard oder Hildegard, Friederun oder Anna heißt. Ja einzelne Situationen haben etwas Verwandtes: die Scenen zwischen dem lateinischen Klosterschüler und der lateinischen Klosterschülerin, zwischen Immo und Hildegard, im „Nest der Zaunkönige" erinnern sehr an die Begegnung zwischen dem Lateinschüler und des Magisters Töchterlein, es ist dieselbe „lateinische Atmosphäre", nur umweht sie uns

dort mit klösterlichem Hauch, hier mit dem freiern Hauch der humanistischen Wissenschaft, und wie im „Nest der Zaunkönige" später die poetische Begegnung unter der Sommerlinde stattfindet, so hier in des Magisters Garten. Diese Scene ist jedenfalls die Glanzscene des Romans; alle obenerwähnten Vorzüge der Freytag'schen Muse finden sich hier vereinigt; wir theilen sie daher als Probe mit:

Denselben Tag stand Anna allein im Hausgarten. Durch das Laub des Fliederstrauchs warfen einzelne Sonnenstrahlen goldenen Schein auf ihre langen braunen Zöpfe und auf das feine Roth ihrer Wangen und malten ihr bunte Muster über das dunkle Hauskleid. Hoch aufgerichtet hielt sie die gebogenen Zweige mit der Hand und sah nach einem Vogelnest: „Die Kleinen sind ausgeflogen und ich werde ihr Gezirp nicht mehr hören; hütet euch, ihr Flatterer, daß euch die Menschen nicht einfangen und in ihre Bauer stecken. Wie ist es doch traurig, im Gefängniß zu sitzen, wenn die warme Sonne scheint und der würzige Geruch von Blumen und Kräutern in der Luft schwebt." Da lief das Hündlein und bellte, kam zu ihr und zog sie am Gewande. Sie wandte sich um, an der Außenseite des Zaunes lehnte Georg und sah bewundernd nach ihr hin. Beiden rötheten sich die Wangen höher, als sie einander gegenüberstanden; da aber Georg, hingerissen von dem Anblick der Geliebten, stumm blieb, begann sie endlich verlegen: „Der Vater wird gern vernehmen, daß Ihr aus dem Gefängniß befreit seid." Ihr Gruß löste ihm die Zunge. „Es war keine schwere Haft, doch war sie nicht so lustig als der Zaun, von dem Ihr umschlossen seid. Dort kam ich heraus, hier möchte ich hinein, wenn Ihr es vergönnt." — „Bleibt doch draußen", versetzte sie ängstlich, „gute Nachbarn tauschen ihren Gruß auch über den Zaun." — „Ach, liebe Jungfer Anna, meine Freude wäre groß, wenn Ihr mich für einen guten Nachbar hieltet; dem Nachbar reicht man auch wol etwas Gutes über den Zaun." Er schwenkte seinen Hut. „Ich würde fröhlicher meine Straße ziehen, wenn ich einen kleinen Strauß aus Euerm Garten auf dem Hute tragen dürfte zum Andenken an dieses Wiedersehen." — „Tragt Ihr einen Strauß am Hute, so wissen alle Leute, daß eine Magd ihn Euch gebunden hat, und sie rathen, was jedes Kraut und jede Blume für Euch bedeuten." — „Vermag doch niemand zu errathen, wer mir den Strauß angebunden hat, und jede Blume, die Ihr mir schenkt, bedeutet für mich Gutes." — „Mich aber ängstigt, ob ich die rechten wähle", antwortete sie befangen. „Dies hier wage ich Euch zu geben, nehmt das Eisenkraut, da Ihr doch ein stürmischer Junker seid", und sie bot ihm den blühenden Stengel über den Zaun. „Wie einen wilden Kriegsmann behandelt Ihr mich", sprach Georg, den Stiel haltend. „Ich bitte herzlich, thut noch etwas Wohlriechendes hinzu, Salbei und Muskatkraut, damit ich Euere gute Meinung erkenne." Sie bückte sich zu den Beeten. „Nehmt auch noch die Sternblume, sie deutet auf die Sterne und daß die Geberin Gutes für Euch erfleht", und sie wand ihm das Büschel mit einem Halm zusammen. Er hob fröhlich den Hut. „Gesegnet sei der Garten und gesegnet sei die Jungfrau darin, und mir sei es gute Vorbedeutung, daß ich Euch zuerst hier wiedersehe, allein, in freier Luft, wo die Vögel fliegen und die Sonne lacht." — „Mit Recht lobt Ihr den Garten", sagte Anna, um seine verklärten Augen von sich abzulenken, „denn ist der Raum auch nur klein, er birgt doch ein Wunder des Sommers, seht dorthin. Die Rosenzeit ist längst vorüber und wenn ein König seine Boten aussenden wollte nach einem Rosenkranze, er würde weit umhersuchen müssen, hier aber trägt ein Stock zum zweiten mal seine Blüte." Sie wies nach der Seite. „Ihr sagt es, daß die Rose blüht", versetzte Georg bekümmert, „aber für einen, der draußen steht, ist sie vom Baumlaube verdeckt."

Da rührte Anna's Hand leise an der Gitterthür, Georg sprang herein; sie trat zurück und wies wieder nach der Blume. So standen sie im Garten, beiden bebte das Herz in Ahnung und freudigem Bangen, und beiden war der Blick wie mit einem Flor verhüllt und die Wange in freudigem Schreck verblichen. Sie traten zu der Rose, die am Gipfel des Strauchs im Halbschatten leuchtete, und Georg begann leise: „Wo eine Rose einsam steht, da ist hier Brauch, daß man ihr Vertrauliches offenbart. Und wenn eines dem andern etwas zu sagen hat und die Scheu beim Anblick des andern die Lippen schließt, dann wenden sich beide voneinander ab und sprechen zu der Blume. So thue ich hier." Anna wandte sich ab und faltete die zitternden Hände. „O liebe Rose Jungfer Anna, seit Jahr und Tag bin ich Euch gut und trage meine Sehnsucht still im Herzen. Einst war ich ein frecher Knabe gegen Euch, aber die Liebe hat meinen Sinn gewandelt; auch wenn Ihr streng gegen mich wart, seid Ihr mir immer lieber geworden, das Höchste seid Ihr mir, was ich auf der Erde habe, ich scheue Euch und ehre Euch und frage unablässig, was Ihr von mir denkt. Laßt's Euch gefallen, daß ich Euch im Herzen trage, seht mich freundlich an mit Euern treuen Augen, und sprecht auch milde Worte zu mir, denn ich lebe in Unglück und Verstörung, wenn ich denke, daß Ihr mir zürnt." In tiefen Athemzügen bebte seine Stimme, und bei dem zitternden Klange pochte das Herz des Weibes; sie stand unbeweglich, und als er schwieg, antwortete sie fast unhörbar mit bebenden Lippen: „Ich sah, wie die Knospe aufschoß, und ich sah, wie die rothen Blätter aus der Hülle brachen, und jetzt, da die Rose blüht, muß ich sorgen, fallen die Blätter in der Nacht oder wird sie morgen noch blühen." Da wandte sich Georg zu ihr und rief: „Die Rose kommt und welkt in wenig Tagen, mir aber wurde die Jungfrau lieb für mein Leben, und wenn ich sie missen muß, will ich nimmer leben." Auch sie sah zu ihm auf, ihre Augen strahlten von Liebe und Zärtlichkeit, aber sie hob die Hand abwehrend gegen ihn und sprach tonlos: „Liebt Ihr mich und ehrt Ihr mich, so flehe ich, daß Ihr geht." Und der wilde Knabe ging.

Freilich hat der Dichter hier auch bereits alle Trümpfe seiner Liebespoesie ausgespielt; im Verlaufe des Romans verliert der stereotype Goldschein, der auf diesen Blüten der Minnepoesie spielt, seine warme Wirkung.

In der That ermattet im weitern Verlauf die dichterische Kraft Freytag's; er schildert uns die Gefangennahme Georg's wegen seiner Gewaltthat, seine Flucht; wie er bei den Landsknechten Dienste nimmt, sich dort mit Anna an der Trommel vermählt, wie er in allerlei Scharmützeln und Kämpfen sich herumschlägt, zuletzt mit seiner Anna von Martin Luther in gültiger Ehe verheirathet wird und mit dem verbannten Vater sich aussöhnt, der an der alten Heimstätte seines Geschlechts, auf der Burg Koburg, stirbt.

Hier in dieser größern zweiten Hälfte der Erzählung verläuft sich die Handlung ins Breite; der Culturhistoriker trägt über den Dichter den Sieg davon. Es war dies schon in Freytag's bestem Roman, in „Soll und Haben" der Fall; die Schilderung der polnischen Wirthschaft war viel zu weit ausgeführt für den Gang des Romans. In diesen culturgeschichtlichen Erzählungen ist dies mehr die Regel als die Ausnahme. Ueberall Culturgeschichte in breiter Ausführung. Die Schilderung des Landsknechtwesens, der geworbenen Söldner, die sich hüben und drüben gegenüberstehen und doch eine Art von gemeinsamem Comment haben, ist eine weit über das rechte Maß architektonischer Verhältnisse hinausgehende. Zeitgenössische Sitten mag der Romanschriftsteller schildern, wie dies im „Simplicissimus" geschehen ist; aber breitausgeführte Sittenbilder aus älterer Zeit, in welche die Reflexe der Haupthandlung nur matt hereinspielen, sind ein Compositionsfehler, durch den die Dimensionen des Romans verrückt werden.

Es ist manches hübsche Genrebild, manche ergötzliche Schilderung, ja auch mancher poetische Zug in dem Scenen-

conglomerat, welches uns das soldatische Räuberthum der Landsknechte, ihre innere Organisation, ihr Hausen in alten Schlössern mit Weib und Kind darstellt. Der Rahmen der Erzählung wird immer weiter; doch ihre Umrisse immer skizzenhafter. So Georg's Wanderritt durch das Deutschland des Reformationszeitalters; es sind lauter Guckkastenbilder, die uns der Dichter vorführt, eine Mosaik, die kein geschichtliches Gesammtbild schafft. Dagegen ist das Wiedersehen zwischen Georg und Anna wieder mit einer Menge feiner und poetischer Züge ausgemalt und gemahnt uns wie eine Oase in den endlosen Steppen, welche weite, aber unerquickliche Perspectiven gewähren.

Was wäre indeß ein Bild der Reformationszeit ohne das Bild des großen Reformators selbst? Freytag fühlte dies und versuchte als Schlußstein seiner Bilderkette den markigen Reformator Martin Luther hinzustellen. Es ist bekannt, daß er in seinen culturgeschichtlichen Essays ein prächtiges, quellfrisches Bild des Mannes entworfen hat, der einer ganzen Epoche sein Gepräge aufdrückte. Desto nichtssagender ist der Luther in dieser Erzählung. Freytag war als Culturhistoriker ein Dichter, als Dichter ist er oft Culturhistoriker und bisweilen ohne poetische Weihe. Es ist wahr, die Situation ist nicht danach angethan, uns Luther in seiner geschichtlichen Bedeutung zu zeigen; doch das ist eben die Schuld des Dichters. Luther soll eine Ehe einsegnen, und das gehört zum theologischen alltäglichen Metier. Es heißt zwar am Schlusse:

Die Krähen und Dohlen flogen schreiend um die Thürme der Burg, und im Gebüsch an der Mauer sangen furchtsam die kleinen Vögel. Da klang über den Lauten der Natur die feierliche Stimme des Mannes, in welchem sich die Kraft, die Größe und die Einfalt des deutschen Wesens vereinten, wie nie vorher in einem einzelnen Menschen.

Doch diese Größe Luther's tritt aus den wenigen Reden, die er an Marcus König richtet, nicht hervor; er fällt zwar nicht aus seiner Rolle, es sind Anschauungen, die er ausgesprochen hat, es sind Wendungen, die sich in seinen Schriften finden; aber der Träger des Reformationszeitalters tritt nicht vor uns hin. Dazu bedurfte es einer andern Situation, in welcher die Kühnheit seiner weltbewegenden Proteste sich durchgreifend bewähren konnte. Es ist Luther von einem Genremaler gezeichnet; doch bei welthistorischen Männern hat die Genremalerei mit ihren Cabinetsstücken einen schweren Stand. Dies Lutherbild ist aber weit davon entfernt, ein Cabinetsstück zu sein, wie etwa der Luther in Goethe's „Götz", der zwar auch nur eine episodische Figur ist, aber doch der Mann der Lebensfrische und der geschichtlichen Initiative. In dem Roman wird uns geschildert, wie die thorner Mönche außer dem Bücherballen, den sie in die Flamme werfen, auch einen Stock mit eisernem Stachel herzubringen, an welchem eine lebensgroße Puppe mit Teufelshörnern befestigt war; auf der Brust der Misgestalt war der Name eines Mannes geschrieben, und in dem ausgestreckten Arme hielt sie einen Holzschnitt, welcher das Gesicht desselben Mannes darstellte. Es war das Bild, welches jeder Thorner während der letzten Monate an dem Bretergestell des Buchführers Hannus gesehen hatte und das in manchen Häusern heimlich bewahrt und guten Freunden gezeigt wurde. Da sich an diese „Misgestalt auf dem Scheiterhaufen" das Geschick des jugendlichen Helden anknüpft, so hätte künstlerische Oekonomie verlangt, daß am Schluß das Gegenbild des leibhaftigen Mannes in seiner ganzen geschichtlichen Größe vor uns hinträte. Das hat der Dichter versäumt. Luther löst zwar den Knoten, zu dessen Schürzung sein Bild wesentlich beigetragen hat; aber er löst ihn in bequemer Weise, wie es jeder andere leidlich entschiedene Prediger auch gethan haben würde.

Auf die Gefahr hin, leichtfertiger Ketzerei beschuldigt zu werden, müssen wir erklären, daß, was Erfindung der Situationen betrifft, die Erzählung „Marcus König" wenig über den geschichtlichen Erzählungen eines Blumenhagen und Tromlitz steht. Die höhern Intentionen, die ein kunstverständiger Autor von höherm Range hat, bleiben ohne Werth, wenn die Ausführung versagt. Dagegen ist im Detail wieder die feine Ciselirarbeit des Autors unverkennbar, und durch den wohlerwogenen Stil, der in möglichster Knappheit vielsagend zu sein sich beeifert und hin und wieder echt poetischen Duft und Augenaufschlag hat, steht Freytag über jenen historischen Novellisten der Routine. Die Manierirtheit des Stils, die besonders in dem ersten Bande der „Ahnen" zu höchst geschmacklosen Ausschreitungen führte und auch noch später merkwürdige Naivetäten zu Tage förderte, tritt in diesem Romane mehr zurück. Freilich fehlt es auch hier nicht an manchen absonderlichen Redewendungen, z. B.: „es gedeiht immer zwischen ihr und mir"; „die Trauten" der Bischöfe will uns auch etwas manierirt dünken; es ist das eine Art Keuschheitsprobe des Freytag'schen Stils, der dieselbe jedenfalls gut besteht, denn in der Kühle seiner Schilderungen liegt niemals etwas Verführerisches. Mit der Sache selbst ist es weniger geheuer. Wir erinnern nur an die böse Absicht, mit welcher Hedwig in den „Brüdern vom deutschen Hause" erscheint und den Wappenmantel zum Lager der Liebe ausbreiten will; wir erinnern an die Keuschheitsleiter im Schlosse, durch welche Georg von Anna getrennt ist, bis diese eines schönen Tags mit der Kühnheit hingebender Liebe die Leiter heruntersteigt, die so erst, nach abwärts führend, zu einer Himmelsleiter wird. Die Liebenden sollen getrennt werden:

Er wandte sich ab, setzte sich auf die Bank bei seinem Lager und kehrte das Gesicht dem Gitterfenster zu. Anna erhob sich, in fliegender Eile rückte sie an den Töpfen, setzte ihm das Schüßlein mit seinem Abendessen an die Ecke des Herdes und entfloh aus dem Gemach die Leiter hinauf. Als Georg sich nach ihr umwandte, sah er nur noch den Saum ihres Gewandes. Er saß allein, das Feuer seines Herdes stieg und sank, es flackerte noch einmal, dann verging es in bläulichem Scheine. So heiß war die Flamme gewesen und so kurz das Licht und die Wärme, welche sie gab. Schweigend, ohne Klage und ohne ein Wort des Trostes, löste sich sein Weib von ihm. In röthlicher Dämmerung lag das Gemach, bald kam die schwarze kalte Finsterniß; er schlug die Hände vor sein Angesicht und warf sich auf das Lager. Draußen war es still, von der Stadt her vernahm man verlorene Klänge eines Liedes, das ein Landsknecht sang, und vom Wasser her tönten die Rufe der Nachtvögel. Da stieg etwas die Leiter herab, es glitt am Herde vorbei und neigte sich über das Lager. Den Liegenden umschlangen zwei weiche Arme, er fühlte den warmen Hauch an seiner Wange und vernahm die flehenden Worte: „Ich komme zu dir. Du über alles Geliebter, behalte mich bei dir." Stille draußen und im Thurme. Aber vom Weiher klang jetzt schmetternd wie Siegesruf Gesang der Nachtigallen.

In der Haltung sehr delicat, haben die Frauen Freytag's in ihrem Wesen doch immer etwas leidlich Emancipirtes, wie auch jene Adelheid, die den Renommisten Bolz vi, clam aut precario heirathet. Sowenig Makart'sches Colorit in derartigen Freytag'schen Schilderungen herrscht, so fordern sie doch die Phantasie zu Ergänzungen heraus: und es ist die Frage, was aufregender wirkt: die Glut leidenschaftlicher Schilderung oder die Andeutung, welche das selbstthätige Spiel der Phantasie mit leisem Anreiz hervorruft. Wir tadeln weder das eine noch das andere; denn es ist das Vorrecht des Romans, auch die Abenteuer sinnlicher Liebe zu schildern, und er hat von den alten bis in die neuesten Zeiten sich stets dieses Vorrechts bedient; wir wollten nur erwähnen, daß die Freytag'sche Muse durchaus nicht so prüde ist, wie es auf den ersten Blick scheint.

Viel eher verstimmt uns das Süßliche in der Freytag'schen Darstellung; es erinnert oft an den Stil Carlo Dolce's oder gar älterer Goldgrund-Heiligenbilder, z. B. wenn Georg von Anna sagt: „Mich soll's nicht wundern, wenn ihr am Rücken zwei Flügel herauswachsen", oder wenn er zu Hans meint: „Sie gleicht einem Heiligenbilde, kannst du dir ihre Augen denken, daß sie holdselig lachen?"

Außer dem Magister Fabricius, der den Geist humanistischer Bildung mit so freiem Behagen vertritt, erscheint uns eine der episodischen Figuren, der Diener Dobise, der schließlich am Galgen ein tragisches Ende nimmt, als diejenige, die am originellsten erdacht und ausgeführt ist; dieser Dobise, der an die Herrschaft der alten Preußen glaubt, von denen er abstammt, und als Hausteufel im Hause des Marcus König herumrumort, besonders als bischöfliche Einquartirung im Hause lag:

> Am Abend schlich Dobise mit einer Laterne über den Bodenraum des alten Hauses, er sah scheu um sich, bevor er einen Breterverschlag öffnete, der mit alten Kisten und Fässern gefüllt war. Dort wand er sich zwischen dem Geräth, hob an der Rückwand ein Bret und schlüpfte durch die schmale Oeffnung in einen engen lichtlosen Raum, den er sich allmählich hergerichtet hatte und den nur er kannte. Es war darin gerade für einen Schemel Gelaß und für einige Kisten. Dobise hing die Laterne an einen Pflock, richtete sich so hoch auf als er vermochte und sah sich stolz in dem Verschlage um. „Jetzt ist Dobise wieder ein Edelmann und Kaufherr von Thorn." Er warf seine Jacke ab, hob aus der Kiste einen stattlichen Pelzrock und eine Mütze von Marderfell, that beides an und setzte sich auf den Schemel, dann holte er aus einem andern Behältniß einige Stücke schweren Seidenstoffs, die mit Gold durchwirkt waren, breitete sie um sich her und sah entzückt, wie die bunten Muster im Licht der Laterne glänzten. „Dies ist der fürstliche Mantel für mich, und hier ist auch ein Prachtkleid für die Alte im Dorfe, das ich ihr aufhebe." Er griff wieder in eine Ecke, holte einen Krug hervor, schwenkte ihn und murmelte: „Dies trinke ich zu meinem eigenen Wohl, es ist das Beste aus dem Keller des Alten." So saß er da, ähnlich einem Hauskobold, die kleinen Augen zwinkerten unter den schwarzen Brauen, und die schmalen Lippen in dem gelben Gesicht zogen sich in behaglichem Lachen zu beiden Ohren. „Niemand weiß es, daß ich hier sitze als der echte Herr der Stadt und des Landes, auch der Alte bildet sich ein, daß ich an unsern Kisten zimmere; drüben in der Kaufkammer rechnen sie, und der fremde Gast, der unter mir wohnt und aus seinem schwarzen Buch beten sollte, zankt sich mit seinen Dirnen; ich aber trete mit meinem Fuß auf ihre Köpfe und freue mich." Wieder trank er und murmelte: „Deutsche und Polen sind jetzt darüber her, einander umzubringen. Wenn sie abgewürgt sind, bleiben wir übrig und werden wieder Gebieter des Landes, wie wir einst waren. Vivat Rex Dobise", rief er, den Becher hebend, „möge allen Fremden scharfes Eisen durch die Hälse fahren." Er trank und setzte ab. „Meinen Alten nehme ich aus, dem gebe ich ein bis zwei Goldstücke zur Heimfahrt über das gelbe Weichselwasser, den Georg nehme ich aus, und vielleicht noch wenige Städter, darunter Barthel Schneider." Er lachte über das ganze Gesicht. „Den Schneider soll alle Tage der Teufel zwicken, wenn ich erst Herr von Thorn bin. Dann werfe ich auch dieses goldene Kleid der Jungfer Anna zu und mache sie zur Königin." Er hielt an und lauschte. „Der Bischof zankt noch immer mit seinen Weibern; es ist ein filziger Pfaffe, den sie in unser Haus gelegt haben, und meinem Alten liegt wenig an ihm, denn der Alte und ich, wir sahen einander an, und mein Alter frug: «Ob der Pole hier Ruhe findet? Mancher wird furchtsam, wenn die Katzen auf dem Boden springen.»" Nach diesen Worten fuhr Dobise in die Höhe und sprang mit beiden Beinen kräftig gegen den Fußboden, saß nieder und fuhr verächtlich fort: „Es ist ein schmuziger Pfaffe, der zu der schwarzen Marnschka von Czenstochau betet, obgleich dies Weib aussieht wie des Teufels Großmutter. Wie will das polnische Weibsstück wagen, sich gegen unsere Maria von Thorn zu brüsten, welche weiß und roth in der Kirche steht mit goldener Krone und blauem Mantel. Ich denke, es wird dem Alten ein Gefallen sein, wenn ich den Bischof aus dem Hause schicke." Er kniete an der Seite nieder, wo er die Flasche unter dem Fußboden heraufgeholt hatte: „Gepriesen sei mein Kellerloch. Mühsam habe ich den Schutt ausgewühlt bis zu den Deckbretern über der Gaststube, dafür höre ich die Reden dort unten." Er neigte das Ohr: „Der Pfaffe zankt noch immer auf polnisch." Dobise steckte den Kopf in das Loch, stieß ein wildes Gebrüll aus und schrie in polnischer Sprache: „Hoho, der Teufel ist über euch, ihr Satansbrut", worauf er schnell das seidene Gewebe und den Krug versteckte und aus der Kammer sprang. Er polterte noch zwischen den Kisten, löschte das Licht aus und fuhr unter dem Dache nach dem Hinterhause.

Das Schicksal des Dobise hat mitten in unserer Culturwelt etwas vom Schicksal der Rothhäute.

Fast hört sich der Schluß dieser Erzählung, der auf der alten Feste Koburg wieder an den Anfang, an die Geschicke Ingo's anknüpft, wie der Schluß des ganzen Cyklus an:

> Spätere Enkel desselben Geschlechts deuteten das Unermeßliche nach dem Maß ihres Erkennens und nach dem Bedürfniß ihres Herzens zugleich freier und bescheidener; aber alle spätern, wohin sie auch der himmlische Landwirth nach dem Bedarf seiner Wirthschaft säete, wurden Dank schuldig für ihre Freiheit und für ihre Frömmigkeit dem Doctor Martinus Luther.

Es wäre schade, wenn der Bildersaal anmuthiger Genrebilder, welche nur überschätzende Kritik zu großen Kunstwerken aufbauscht, während sie gerechter Würdigung als gelungene Producte eines im Kleinen und Feinen bewährten poetischen Grabstichels erscheinen schon geschlossen werden sollte; es werden hoffentlich noch mehr „behende Knaben" aus dem Stamme Ingo's nachfolgen, die mit ihren deutschen Hieben als thatkräftige Jünglinge und hoffentlich erfolgreicher als der Landsknecht Georg König an der deutschen Geschichte mitarbeiten.

Rudolf Gottschall.

Geographisches.

(Beschluß aus Nr. 6.)

3. Die Russen in Turkestan. Nach den Skizzen D. Iwanow's, deutsch von A. von Drygalski. Stuttgart, Auerbach. 1876. 8. 5 M.

Die vorliegenden Blätter schildern uns das Leben der russischen Soldaten in Turkestan, das Leben der Sieger mitten im Herzen der Besiegten. Es sind dieses keineswegs sehr verlockende Bilder, welche sich vor unsern Augen aufrollen, sie zeigen uns vielmehr das Leben in seiner wahren Gestalt und Nacktheit. Der Verfasser schildert zunächst das Aussehen der Steppe. Ein großer Fluß treibt seine trüben Gewässer durch die Ebene, seine Ufer begleiten Sümpfe und Moore mit endlosen Schilfwaldungen. Auf der einförmigen Ebene tummeln sich Rudel halbwilder Pferde; der gelbe Fuchs und der Steppenhase treiben ihr Spiel, während hoch oben in der Luft der Habicht schwebt. Daneben zeigen sich Heerden von Kamelen und Buckelschafen, und im langsamen Schritt ziehen die Handelskaravanen dahin. In dieser Ebene liegt ein Fort, mit einer russischen Colonie. Doch wie entstand diese Colonie? Der Soldat erhielt den Befehl: „Setze dich hier fest, grabe dich ein und lebe!" Und getreu dem erhaltenen Befehl grub er sich ein und lebte. Auf einem viereckigen Festungsplatze baute er zunächst eine Kaserne, dann ein Zeughaus, eine Commandantenwohnung und Kanzlei und umgab das Ganze mit Wall und Graben. Dann entstand die Kirche, und als auch diese vollendet war, so rief der Offizier seine Gattin, der Soldat seine Wirthin. Diese bauten sich außerhalb an, und so entstand die Vorstadt, die theils freiwillig, theils erzwungen von Soldatenfamilien bevölkert ward. Das Soldatenweib eröffnete eine Kabake, die Offiziere bildeten einen Club, Ssarten und Tataren kamen hinzu, und bald bildete sich ein kleiner Bazar. Nun fing man an in Gemeinschaft zu handeln, zu denken, sich zu beschäftigen. Doch das Leben, das in solch kleinem, von der Außenwelt fast ganz abgeschlossenem Orte erblühen konnte, mußte naturgemäß sehr einförmig sein und drehte sich lediglich um die Kirchthurmsinteressen. Derartig sind denn auch die Schilderungen desselben. Der Verfasser zeigt uns zunächst das Leben des Soldaten in der Kaserne wie im Dienst. Es ist dasselbe wie überall in den kleinen Garnisonen, und die Leute befinden sich im allgemeinen wohl dabei. Ganz anders verhält es sich mit dem Offizier. Ohne jegliche Anregung irgendeiner Art, bei geringer dienstlicher Beschäftigung, ist sein Leben so trostlos und monoton wie möglich, und alle Bestrebungen, dasselbe zu bessern, wie die Anlegung eines Casino mit einer kleinen Bibliothek, gelegentliche Bälle u. s. w., haben bisher noch keine dauernde Aenderung hervorzubringen vermocht. So ist es denn für die Offiziere allmählich zum Bedürfniß wie zur Sitte geworden, sich alle Morgen in der Kanzlei zu versammeln, wo die alltäglichen Neuigkeiten besprochen, geschwatzt und verabredet wird, was während des Tags zu beginnen sei. Als Murrköpfe werden diejenigen bezeichnet, welche diesem Leben fremd bleiben und es vorziehen, sich wissenschaftlich oder mit mechanischen Arbeiten zu beschäftigen. Spiel, Gelage, bei denen guter Schnaps, zwei Maß Sprit auf ein Maß Wasser, nicht fehlen darf, bilden dann die Tagesbeschäftigung. Die einzige wohlthuende Unterbrechung dieses langweiligen Einerlei gewährt die Jagd. Die unabsehbaren Schilfflächen am Stromesufer, nur selten unterbrochen von niedrigem Gebüsch und verkümmerten Weiden, über welche hinwegschwebend der Raubvogel seine Kreise zieht, bilden das Jagdrevier. Hier in diesen Schilfhainen finden sie keine Langeweile. Häufig und lange streichen die unermüdlichen Wanderer in diesem Rohrwalde herum, vertiefen sich in sein Leben, lauschen seinen Tönen und gewinnen fort und fort diesem vagabundirenden Dasein größern Geschmack ab. Sie sind ihnen bekannt, diese langen Seen, über denen fortwährend das Geschrei der Enten, Gänse und Schnepfen erschallt; diese hohen Sumpfgrasbüschel, untermischt mit jungem Schilf, wo sich die Fasanenweibchen bergen, und diese endlosen, dicht bewachsenen Sümpfe, in denen das wilde Schwein sein Wesen treibt. Reich beladen mit Beute kehren sie dann heim und suchen die nächtliche Ruhe in dem Kirgisenzelt, dessen Herrin, bekleidet allein mit einem blauen, unter der Taille durch einen Gürtel festgehaltenen Hemde, am vollen braunen Busen ungenirt den Säugling stillt. Nach erfrischendem Mahle wird dann auf riesigen Schilfhaufen neben der Kibitke das Lager auf Teppichen bereitet. Und schön ist es dort draußen in der Nacht, wenn am Himmel Myriaden von Sternen strahlen. Ja der Verfasser hat vollkommen recht, wenn er begeistert ausruft:

> Kein Wunder, daß die Steppe in der Geschichte der sittlichen Entwickelung der Menschen eine bedeutende Rolle gespielt hat. Sie schuf Philosophen, Poeten, sie brachte die ersten Astronomen und Mathematiker hervor, sie erzog den ersten Anbeter der Gottheit. In ihr, angesichts dieser grandiosen Einfachheit, unter diesem reinen hohen Himmel entdeckte der Mensch in seiner Seele Tiefen, die ihn der Wirrwarr des anderweitigen Lebens zu ermessen hinderte. Weder im Walde noch im Gebirge hat sich der Urmensch mit den die Welt regierenden Fragen beschäftigt. Dort ängstigte, erschreckte ihn die Natur, in der Steppe aber dachte er nach und — betete!

Doch zu solchen reinen Gedanken vermag sich nicht jeder zu erheben. In der Kibitke, in welcher die Diener nächtigten, machte die Flasche bis zum Uebermaß die Runde, und gefällige Kirgisenmädchen hielten die Sinne gefangen.

Auch die Gefahren der Tigerjagd führt uns der Verfasser in seiner so überaus ansprechenden, jede Uebertreibung vermeidenden Weise vor, er zeigt uns in derselben die muthige Entschlossenheit und kalte Todesverachtung des russischen Offiziers. Doch ehe wir die kleine Garnison verlassen, müssen wir unsern Lesern noch ein echt orientalisches Bild, das Bild eines Bazars, vorführen. Abends, wenn die Schwüle des Tags entwichen und die Steppe zum Leben erwacht, da ziehen von allen Seiten Massen von Kirgisen der russischen Zwingburg zu. Im trägen Postgange trotten die Kamele eins hinter dem andern her; die kleinen Glöckchen an ihrem Halse verkünden schon aus der Ferne das Herannahen der Karavane. Die armen Thiere stoßen Schmerzensschreie aus, der Holzspäne wegen, welche zur Anbringung des Leitseils durch

den stets blutenden und zerrissenen Nasenknorpel gezogen sind. An ihrer Seite hängen alle möglichen Ballen, Säcke und ungeheuere Bündel Seile; Sackfaulzweige und riesige Schilfbunde bedecken das ganze höckerige Thier. Ueber Nacht sammelt sich dann alles, was zum Bazar gehört und die aufgehende Sonne zeigt uns ein buntes Gewirr von Pferden, Kamelen, Ballen, Widdern, Kühen, Reitern. Dazu Gesumme, Gekreische, Geschrei der Dromedare, Pferdegetrappel, alles zusammen ein wildes Chaos. Hier handeln Ssarten, Perser, Bucharen, seltener reiche Kirgisen, welche von jenen mit vornehmer Ueberlegenheit angesehen werden. Die Kaufläden enthalten alles, was für jene einfachen Naturmenschen wünschenswerth erscheint: Kaftans, Pelze, Filzmützen, prächtige Teppiche, russische mit Eisen beschlagene Koffer, Ledertaschen, Früchte aller Art, Rosinen u. s. w. Der Bazar ist für den Kirgisen, der ohne Anregung nicht zu leben vermag, ein wahrer Festtag, gewissermaßen ein riesiger Club, auf dem er alle Neuigkeiten erfährt. Doch auch für die Kosacken und russischen Soldaten hat er seine Anziehungskraft, und zwar besonders der Kleinhandel wie der Schacher mit alten Sachen. Ebenso schließen hier die Artelschtschiks, die Vertrauensmänner der Tischgenossenschaften, ihre Einkäufe an Kühen und Hammeln ab.

Der zweite Abschnitt des Werks, welchen der Verfasser mit dem Ausdruck „Soldatenleben" bezeichnet, schildert zunächst die Verhältnisse bei den Vortruppen. In einem weiten offenen Niederungsterrain, links begrenzt von einer Hügelreihe, während sich rechts davon eine unbegrenzte, leicht gewellte unfruchtbare Ebene ausdehnt, auf welcher sich nur in der Nähe der Flüsse einige ärmliche kleine Häuser und Gärten befinden, lag eine Art Befestigung. Dieselbe bestand aus einem nicht hohen Erdhügel, auf welchem man Baulichkeiten in Art der landesüblichen Hütten oder halbeingestürzte Mauern erblickte. Am Fuße der Bastionen zeigten sich im Halbkreise niedrige Häuserchen, welche von der russischen Civilbevölkerung bewohnt wurden. Die Häuser, welche als Kasernen, Lazarethe u. s. w. dienten, waren ebenfalls klein, armselig, flach gedeckt und die Fenster mit Oelpapier beklebt. Bei Regen und schlechtem Wetter ist der Aufenthalt daselbst geradezu trostlos. Es regnet überall ein, sodaß sich die Insassen kaum zu schützen wissen, der Fußboden starrt von Schmuz, und die ewig herrschende Finsterniß wie die übeln Ausdünstungen verschlimmern nur die Lage. Die natürlichen Folgen einer solchen Existenz sind anhaltende Fieber. Freilich bessert sich dieses alles bei gutem Wetter; allein das Leben in diesem abgelegenen Winkel, in dieser vollständigen Einöde bleibt geradezu entsetzlich. Da ertönt plötzlich mitten in diese ewige Langeweile, in dieses verzweifelte, stumpfe Dasein das Zauberwort hinein: „Eine Okasija!" Unter Okasija versteht man einen für entferntere Detachements bestimmten militärischen Transport, welchem sich häufig Civilpersonen mit Pferden und Wagen anschließen. Der diesmalige Transport brachte die Löhnung, die Post und einen Marketender, wie auch gleichzeitig die Nachricht von der Beförderung eines Kameraden. Kann man sich wundern, wenn unter diesen Umständen die Freude auf den Gipfel stieg und schließlich bei Offizieren wie Soldaten in einer großartigen Orgie endete?

Doch verlassen wir diesen trübseligen Aufenthalt, ohne uns weiter mit der Anführung sonstiger kleiner Zufälle zu befassen, welche dieses geisttödtende Einerlei unterbrechen, und folgen wir den weitern Mittheilungen des Verfassers. Dieselben zeigen uns den russischen Soldaten auf dem Marsche wie im Kampfe. Es sind dieses wahrhafte Charakterbilder, die in ihrer Einfachheit und Ungeschminktheit nicht verfehlen können, unser Interesse wach zu rufen. Wir sehen den unermüdlichen, so überaus gutmüthigen Soldaten unter heitern Scherzen und singend alle Strapazen des Marsches ertragen; wir sehen, wie er sich im Gefecht als der tapfere, unerschrockene, seinem Offizier mit vollem Vertrauen folgende Untergebene zeigt. Einzelne mitgetheilte kleinere Episoden tragen noch dazu bei, den Gesammteindruck zu vervollständigen und einen richtigen Einblick in die Verhältnisse zu gestatten.

Der dritte Abschnitt des Werks trägt die Ueberschrift: „Auf stolzer Höhe!" Und wol war es eine stolze Höhe, auf der jetzt die Eroberer standen: Samarkand lag erobert ihnen zu Füßen.

Wir sehen sie vor uns liegen im Morgengrauen, die alte, einst so prachtvolle Stadt. Von Osten her schimmert, immer stärker werdend, ein bleicher Streifen.... Geisterhafte, wesenlose Töne dringen, als ob aus der Ferne vom Winde hergeweht, durch die Nacht. Bald werden sie deutlicher: hohe, langangehaltene Noten; eine Art von langgedehntem Rufen, halb Gestöhn, halb Weinen!

Die Mundzins sind es, welche von der Höhe der Minarets den Gläubigen das Frühgebet zurufen: „La ilacha, il alláh, Mohamed rassúl alláh!

Doch daneben erheben sich noch andere Töne, auch sie sind lang angehalten, aber doch ganz anderer Art:

Ruhig, süß durchzittern sie die Morgenluft, wunderbar mit dem ersten, kaum wahrnehmbaren Schimmer des Tags, dem ersten Windhauche, dem ersten Gezwitscher des soeben erwachten Vögelchens harmonirend. Vorsichtig hebt die Weise an, als ob sie sich scheute, den süßen Schlaf plötzlich durch rauhe Noten zu stören!

Die russische Reveille ist es, die bei aller ihrer Einfachheit einen so tiefen feierlichen Eindruck macht. Und nicht lange darauf, so tritt die Sonne in all ihrem Glanze, sprunghaft gleichsam, hervor und beleuchtet die echt centralasiatische Stadt, die einem Amphitheater gleich vor der Citadelle liegt, die von ihr im Halbkreis umfaßt wird. Zwischen viereckigen, einförmig aus grauem Ton hergestellten Häuserchen erblickt man ähnlich gestaltete kleine Moscheen mit Miniaturkuppeln, daneben zahllose Schuppen, gestützt durch dünne hölzerne Pfeiler: alles dicht durchmischt mit Baumgruppen, Gärten und ganzen Hainen der verschiedenartigsten Hölzer. Neben dem dunkeln Grün der Maulbeerbäume prangen die frischen hellen Blätter der Platane, wie die tiefdunkeln ungeheuern Häupter der Buchen, überragt überall von den zierlichen Pyramidenpappeln, deren leise im Winde bewegte Blätter wie Silber erglänzen. Vor den Thoren der Citadelle aber erheben sich die gigantischen Ueberreste vergangener Größe, die Bauten mehrerer Jahrhunderte mit ihren massiven Façaden, Kuppeln und Minarets. Daneben liegt die Citadelle und in ihr auf engen, kaum eine Achtel-Quadratmeile umfassenden Raume eine hastig zusammengezimmerte, den Glutstrahlen der Sonne ausgesetzte neue

Stadt, orientalischen Ursprungs, mit europäischen Fenstern, daneben Säulenreihen und originelle Arabesken, mit christlichen Kreuzen auf dem platten Dache und dem Glockenthurme der zur christlichen Kirche umgewandelten Moschee. „Und so stehen die beiden Städte, eine innerhalb der andern — der Sieger in dem Besiegten: zwei Typen, zwei Idiome, zwei Bekenntnisse, zwei Civilisationen!"

Wir können bei dieser Beschreibung von Samarkand nicht umhin, den oft wahrhaft poetischen Schilderungen des kleinen Werks unsere ganze Anerkennung zu zollen. Um so unangenehmer berühren uns dagegen die letzten Kapitel des Werks, in welchen uns das sociale Leben der Eroberer vorgeführt wird. Weder das Benehmen der russischen Herren im Salon, noch das Benehmen der einzigen, viel umworbenen Dame, der allgemeinen Braut, entspricht den Ansprüchen, die wir nach deutscher Auffassung an gute Sitten machen. Wenn uns aber in den folgenden Kapiteln darüber Aufklärung wird, wie Völlerei und Unsittlichkeit bei allen Ständen geradezu zur Tagesordnung geworden sind, so drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, ob ein solches Leben geeignet erscheint, die Civilisation nach fremden Erdtheilen zu verpflanzen. Der Verfasser scheint dieses auch selbst gefühlt zu haben, denn indem er uns eine Orgie echt orientalischer Art bei einem russischen Fürsten vorführt, in welcher Knaben die Hauptrolle spielen und ein Kind mit ungewöhnlich schönen, schmachtenden Augen, rosigen Bäckchen und üppigen Lippen als die „reine du bal" bezeichnet wird und bei welcher überdies ein Harem nicht fehlt, legt er einem der Besucher die Frage in den Mund: Wer sind denn eigentlich hier die Civilisatoren, wir oder sie? Er hilft sich dann mit einer ziemlich banalen Phrase darüber hinweg, indem er die Antwort gibt: „Diejenigen, welche die Dinge zu nehmen wissen wie sie sie finden. Charité bien ordonnée commence par soi-même.... Und dann à qui vous en voulez ici? Wie soll man hier anders existiren? Man müßte ja sonst stumpfsinnig werden!"

Wir können hier keineswegs die Ansicht des Verfassers theilen, sind vielmehr der Ueberzeugung, daß es die erste Pflicht des Siegers bleibt, durch gute Sitten, durch Ausbreitung von Cultur und Wissenschaft wie weise Gesetze der materiellen Eroberung die moralische hinzuzufügen. Wo dieses nicht stattfindet, da bleibt in unsern Augen die Eroberung nur eine fortgesetzte Zwingherrschaft, die von jedem Sturm erschüttert werden kann.

Der Verfasser dagegen sagt:

> Im turkestanischen Gebiete erscheint als der russische Pionnier, als der erste Colonisator der Soldat. Er bahnte sich den Weg, eroberte Plätze und siedelte sich an. Alle Mühe der Colonisation fiel zunächst ihm zu. Er baute Befestigungen, Häuser, Kasernen, ebnete, brach nieder, säuberte — mit einem Worte, er brachte die neue Colonie zuerst auf die Beine und gründete die russischen Zwingburgen, inmitten einer zahlreichen, feindseligen Bevölkerung, gleich Felsen im Wüstensand. Doch nie war es ihm beschieden, lange die Früchte seiner Arbeit zu genießen. Kaum hatte der neue Vorposten europäischer Cultur einigermaßen Wurzel geschlagen, so trieb ein neuer Krieg die soldatischen Werkleute weiter, vorwärts, immer vorwärts. Neue Orte, neue Mühe, neue Arbeit. Wann, wo naht das Ende?

Ja, das ist es. Diese letztere Frage möchten auch wir machen. Wo naht das Ende? Und die weitere Frage daran knüpfen: Ist das Fundament stark genug, das gewaltige Gebäude zu tragen?

Wir nehmen hiermit von dem Werke Abschied, das wir im hohen Grade für beachtenswerth halten und für dessen Mittheilungen wir dem Verfasser nur Dank wissen können.

Zur Cultur- und Kunstgeschichte.

1. Culturgeschichtliche Vorlesungen, gehalten in den Wintersemestern 1872—73, 1873—74, zu Offenbach a. M. von Heribert Rau. Wiesbaden, Limbarth. 1875. Gr. 8. 4 M.
2. Aus dem 16. Jahrhundert. Culturgeschichtliche Skizzen von Robert Calinich. Hamburg, Mauke Söhne. 1876. 8. 4 M.
3. Aufsätze zur Geschichte des Buchhandels im 16. Jahrhundert. Von E. Frommann. Erstes Heft: Frankreich. Jena, E. Frommann. 1876. 8. 2 M. 40 Pf.

Mit der Betrachtung dieser drei Werke sei eine flüchtige Ueberschau verschiedener Neuigkeiten aus dem Gebiete cultur- und kunstgeschichtlicher Schriften begonnen. Was zuerst das hübsch ausgestattete Buch des jüngst verstorbenen Heribert Rau (Nr. 1) betrifft, so ist demselben das Verdienst einer flotten, frisch dahinschreitenden Darstellung nicht abzusprechen; leider aber begibt sich der Verfasser so häufig auf das Gebiet der Phrase, daß die Wirkung je länger, desto unerfreulicher wird. Wahrscheinlich ist diese Schwäche beim mündlichen Vortrage, für den diese Ausarbeitungen ja zunächst bestimmt waren, nicht so störend zu Tage getreten wie beim Lesen; der Recensent des Buchs aber hat es eben nur mit diesem zu thun und muß auf den Cardinalfehler desselben hinweisen. Entsprechend dem verzückten Tone, welcher in dem Werke herrscht, bewegt sich sozusagen selbst dessen äußere Form in Hyperbeln; es ist unglaublich, was da alles mit gesperrter Schrift, klein- und groß-fett u. s. w. gedruckt ist, und wie die Interpunktion (durch Häufung von drei, vier Gedankenstrichen, zwei und mehr Ausrufungszeichen, einem halben Dutzend Punkten u. s. w.) sich hat misbrauchen lassen müssen, um den nöthigen Aufwand von Pathos gleichsam schon für das Auge zu bestreiten. Nun ist aber von wissenschaftlichen Untersuchungen eine gewisse Dosis Nüchternheit, die sich mit begeistertem Schwunge sehr gut verträgt, nicht wol fernzuhalten; der Untersuchende geräth sonst in Gefahr, daß ihm die Phantasie mit dem Verstande davonläuft. Dies scheint Rau's Fall zu sein; um des Standpunktes willen, auf den er sich einmal gestellt hat — es ist der freireligiöse —, müssen die Thatsachen sich allerlei Verrenkungen gefallen lassen, zu denen die besonnene Kritik nur zu oft den Kopf schütteln muß. Rau sieht fortwährend durch die gefärbte Brille der Tendenz, und das ist schlimm für ein Werk, welches mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit auftritt. Hervorgehoben zu werden verdient dabei, daß Rau diese Tendenz durchaus bona fide

vertritt; es ist ihm heiliger Ernst mit seiner Ueberzeugung, und darum folgen wir trotz alledem seinen Ausführungen keineswegs ohne innere Theilnahme. Der Brustton seiner Ueberzeugung findet bis zu einem gewissen Grade ein Echo in unserm Herzen, wie jede ehrliche Meinung, auch wenn wir uns ihr nicht anschließen, eben um ihrer Ehrlichkeit willen.

Dies der allgemeine Eindruck des Buchs auf den Unbefangenen; Incorrectheiten und Sonderbarkeiten im einzelnen aus der Arbeit hervorzuheben und detaillirt nachzuweisen, erscheint nicht angebracht. Nur das möge gesagt sein: daß wir jene Anmerkung, in welcher Rau als Quelle für „das Leben der großen Männer Mozart und Beethoven" seine beiden vielbändigen culturhistorischen Romane über dieselben anführt, denn doch lieber vermißt hätten.

Wenden wir uns nun zu Robert Calinich's Schrift (Nr. 2), so werden wir finden, daß dieselbe in mehr als einer Hinsicht ein erfreuliches Gegenbild zu Rau's Buche vorstellt, wie dies sogleich die Einleitung beweist:

> Ein Stück Culturleben unserer Vorfahren aus dem denkwürdigen, kampfbewegten Jahrhundert der Reformation bieten die nachfolgenden Skizzen. Sie verdanken Wahl und Entstehung einer Reihe von Vorträgen, die im Lauf der Zeit in engerm Freundeskreis gehalten wurden. Geschöpft theils aus den kirchenhistorischen Quellenstudien des Verfassers, theils aus andern ältern und neuern nur den Leuten vom Fach bekannten Quellen, versprechen sie sich ein freundliches Willkommen bei allen Liebhabern treuer culturgeschichtlicher Schilderungen. Wer sich freilich die Illusion von der sogenannten „guten alten Zeit" um keinen Preis verkümmern lassen will, der mag sie ungelesen lassen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß ich nichts dafür kann, wenn meine Helden sich auf unsere moderne Salonsprache nicht verstehen, sondern just so reden, wie den Leuten damals der Schnabel gewachsen war.

Wer sich mit Culturgeschichte beschäftigt hat, weiß, daß bei der Erforschung derselben das Märchen von der „guten alten Zeit" sich immer als Illusion erweist; für diese Regel konnte also schlechterdings auch Calinich's Buch keine Ausnahme bilden, wenn anders dasselbe dem höchsten existirenden Gesetze, dem der Wahrheit, sich unterwerfen wollte. Und das ist geschehen; da, wo bei Rau nur zu häufig die Phrase dominirt, finden wir bei Calinich Wirklichkeit. Das Echte setzt er dem Schimmernden entgegen; das ist auf den ersten Anblick vielleicht minder bestechend, aber es ist auf die Dauer stichhaltiger.

In vier einander auf höchst interessante Weise wechselseitig beleuchtenden Kapiteln schildert Calinich die Pastoren, die Fürsten und Fürstinnen, dann die Presse, endlich das peinliche Recht des 16. Jahrhunderts; diesen Gegenständen ist manche neue Seite abgewonnen, und manches Schlaglicht weiß der Verfasser gewandt auf Menschen und Zustände zu werfen. Oftmals wollte es uns gemahnen, als läsen wir eine Arbeit des Großmeisters der deutschen Culturgeschichtschreibung, eine Arbeit Riehl's, und in der That kann man jeden Jünger nur beglückwünschen, der, mit Bewahrung seiner Selbständigkeit, in den Bahnen dieses ebenso gelehrten wie seine Forschungen geschmackvoll verwerthenden Mannes wandelt. Dies ist bei Calinich der Fall, und durch den Hinweis auf die glücklich bewahrte Selbständigkeit ist zugleich der Gedanke abgewiesen, als sei hier an eine Nachahmung auch nur im entferntesten zu denken. Im Gegentheil ist gerade die eigene Forschung aus den Quellen selbst ein Verdienst der Calinich'schen Skizzen, welche sich den gehaltvollsten Büchern würdig anreihen, die wir in diesem Literaturzweige besitzen. Sollen wir sagen, welches der vier Kapitel uns am meisten gefesselt hat, so entscheiden wir uns — und man verzeiht dies wol dem referirenden Schriftsteller; der Pastor würde den ersten, der Jurist den letzten Abschnitt des Buchs mit Vorliebe nennen — für die Studie über die deutsche Presse im 16. Jahrhundert. Die Geschichte der Journalistik bleibt ja noch immer zu schreiben, ebenso die Geschichte des Buchhandels; um so dankenswerther ist es, Steine zum Bau herbeizutragen.

Dies hat auch Eduard Frommann gethan; sein Schriftchen (Nr. 3) wird nicht verfehlen, allen, denen es zu Gesicht kommt, die angenehmste Ueberraschung in jedem Sinne zu bereiten. Zunächst persönlich und rein menschlich, denn man freut sich, einen Sprossen des berühmten Frommann'schen Hauses hier abermals in die Literatur eingeführt zu sehen; man freut sich ferner, daß dies auf demjenigen Gebiete der Fall, auf welchem schon der greise Fr. J. Frommann so unvergleichlich Tüchtiges geleistet hat, nämlich auf dem Gebiete der Erforschung der Vergangenheit des eigenen Standes. Pietätvoll hat der Sohn die Verdienste des Vaters dadurch anerkannt, daß er sein Vorwort vom Geburtstage des letztern datirte. Außerdem aber ist es doch überhaupt an sich kein Kleines, einen deutschen Buchhändler mehr in einer so ausgezeichneten Weise wissenschaftlich sattelfest zu finden, wie hier den Verfasser unserer „Aufsätze"; mag es sein, daß, wie vielfach geklagt wird, der deutsche Buchhändlerstand in der Neuzeit mit Elementen verquickt worden ist, welche denselben zu heben nicht gerade geeignet erscheinen, so ist es doch auch unleugbar richtig, daß noch vor einem halben Jahrhundert eben dieser Stand eine so große Menge von Angehörigen nicht entfernt aufzuweisen hatte, welche fähig gewesen wären, Arbeiten zu liefern, wie wir sie jetzt nicht nur aus dem Verlage, sondern auch aus den Köpfen so vieler hervorgehen sehen.

Eduard Frommann's Schrift zerfällt in vier Abschnitte, von denen zwar jeder einzelne an und für sich ein abgeschlossenes Ganzes bildet, welche einander aber doch gegenseitig stützen und tragen. Vom Allgemeinen zum Besondern übergehend, skizzirt der Verfasser zuerst die Privilegien und Preßgesetze jener Zeit überhaupt; dann schildert er die interessanten Kämpfe des berühmten Robert Stephanus gegen die Sorbonne, ein auch wegen seines an den „Culturkampf" gemahnenden Hintergrundes überaus fesselnder Gegenstand; hierauf wird uns Heinrich Stephanus, Robert's Sohn, in einem lebensvollen Bilde vorgeführt; endlich erfahren wir Näheres über einen Buchdruckerstrike unter der Regierung des Königs Franz I. Es versteht sich wol von selbst, daß Frommann gerade diese Ausschnitte aus seinem reichen Gesammtstoffe nicht ohne ganz besondern Zweck gewählt hat, und in der That sind denn auch der Parallelen mit heutigen Zuständen so viele, so ungesuchte und doch so schlagende, daß man sich unwillkürlich fragt: Ja, ist denn die Welt seit dreihundert Jahren wirklich fortgeschritten, oder stehen wir

noch auf dem alten Fleck? Auf der andern Seite wiederum ist es tröstlich, auch auf diesen Gebieten dem schon Dagewesenen zu begegnen, denn wenn jene Gärungen und vielfach dumpfen Zustände damals siegreich überwunden wurden, so haben wir desto gegründetere Hoffnung, daß auch in unsern Tagen die Finsterniß nicht über das Licht, Bosheit und Uebelwollen nicht über edle und reine Absichten, der Aberglaube nicht über die Aufklärung obsiegen werden.

4. Funfzehn Essays von Hermann Grimm. Neue Folge. Berlin, Dümmler. 1875. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Man weiß, daß Hermann Grimm, in seiner Eigenschaft als Mitarbeiter an verschiedenen gediegenen deutschen Zeitschriften, wenn irgendein neues, in seine Specialstudien einschlagendes Buch erscheint, wenn ein hervorragender Zeitgenosse stirbt, oder wenn ein ähnlicher Anknüpfungspunkt sich zufällig darbietet, seine Gedanken über ein solches kleines Ereigniß zu Papier zu bringen und weitern Kreisen, eben durch Vermittelung jener Zeitschriften, zugänglich zu machen pflegt. Diese Thätigkeit, welche deren Urheber augenscheinlich sehr hoch anzuschlagen geneigt ist, da er die aus ihr hervorgegangenen Gelegenheitsarbeiten wiederholt sorglich für eine längere Dauer gesammelt hat, ist nicht eigentlich eine Kritik, welche an Büchern oder Menschen geübt wird; auf die objective Feststellung des Werthes derselben läßt sich Hermann Grimm kaum ein; er benutzt das Eintreten oben angedeuteter zufälliger Ereignisse lediglich dazu, um allerlei, was er auf dem Herzen hat, öffentlich zu sagen, weshalb es ihm häufig begegnet, daß er im Grunde de omnibus rebus et quibusdam aliis und nur nebenbei über das redet, worüber er eigentlich hat reden wollen.

Auf diese Weise, wenn ein so belesener, geistreicher und publicistisch gewandter Mann wie Hermann Grimm sie handhabt, können ohne Zweifel sehr interessante, sehr anregende Journalaufsätze entstehen, welche im Augenblicke ihres Erscheinens nicht nur vollberechtigt, sondern im höchsten Grade dankenswerth waren. Auch hindert der Umstand, daß der Natur der Sache zufolge zwischen dem Erscheinen dieser einzelnen Aufsätze immer ein längerer Zeitraum liegt, das Gewahrwerden oder doch das Lästigfallen einer gewissen Manier des Autors, die allerdings gerade bei Hermann Grimm auffallend ausgebildet ist.

Nun aber ist es nicht nur höchst überflüssig, sondern sogar entschieden schädlich — schädlich für die gesunde Entwickelung unserer Literatur im großen und ganzen, schädlich auch für den betreffenden Schriftsteller, der sich aller Vortheile begibt, die ein Journalartikel als solcher eo ipso für sich hat —, wenn dergleichen kleine raisonnirende Aufsätze, welche nichts enthalten als des Autors zufällige Gedanken bei einer zufälligen Gelegenheit, nach längerer Zeit wieder an das Tageslicht gezogen werden, wie dies in Deutschland leider jetzt eine beliebte Mode ist. Es wäre interessant, einmal statistisch festzustellen, wie viele „Bücher“ man bei uns jährlich lediglich „zusammenstellt“, nicht aber wirklich schreibt. Sehr groß ist die Zahl der Schriftsteller, die jedes Zufallswörtchen, das sie einmal von sich gegeben haben, für so hochbedeutend halten, daß sie es nicht ertrügen, auch die winzigste ihrer Arbeiten mit dem Augenblicke vergehen zu sehen, für den dieselben doch ursprünglich ganz allein bestimmt waren, und auf erschreckende Weise mehren sich jetzt die von der Selbstüberschätzung ihrer Herausgeber erzeugten, als „Bücher“ verkleideten Sammlungen von Tageswaare, wie Feuilletons, kritische Berichte u. s. w. Vollkommen komisch wirkt es dabei, sich folgenden Verlauf der Dinge vorzustellen: 1) Eggers schreibt ein Buch über Rauch. 2) Grimm schreibt über Eggers' Buch über Rauch. Diese Leistung wird „Essay“ genannt, damit es vornehm klingt; andere „Essays“ finden sich dazu, und es entstehen „Funfzehn Essays“, ein sogenanntes „Buch“. Irgendein Kritiker nimmt dieses „Buch“ ernsthaft und schreibt 3) einen „Essay“ über Grimm's „Essay“ über Eggers' Buch über Rauch u. s. w.; da aber Grimm's Kritiker natürlich dasselbe Recht hat wie Grimm, so gibt auch er seine Herzensergießungen „gesammelt“ heraus, und wir erhalten 4) ein Buch über ein Buch über Bücher — eine Schraube ohne Ende! Wie vieles Neue in Aftergebilden solcher Art, wie diese mit seltener Fertigkeit auf Bücher gepfropfte Bücher, zu finden ist, sagt sich jeder wol selbst.

Das Sammeln kleiner raisonnirender Journalartikel geradezu in ein System zu bringen und erst mit „Essays“, dann mit „Neuen Essays“, ferner mit „Funfzehn Essays“ und endlich mit „Funfzehn Essays, neue Folge“ auf dem literarischen Markte zu erscheinen, dünkt uns eine frivole Buchmacherei. Der deutsche Buchhandel klagt beständig, daß wissenschaftlich-ernste, werthvolle Originalarbeiten keinen Absatz fänden; das Publikum dagegen hat ein Recht, den Verlegern zu sagen: daß diese selbst den Markt verderben helfen, indem sie unter der Maske vorgeblicher „Bücher“ mit Schränken voll alter Sachen an die Oeffentlichkeit treten. Man denke sich die ganze gespreizte und doch meist so hohle Literatur von solchem ephemeren Simmelsammelsurium aus den Meßkatalogen hinweg, und es liegt auf der Hand, wie viel Raum, wie viel Lebensluft geschaffen wäre für wirklich Neues von Werth.

Was man aber dem Publikum gegenwärtig glaubt bieten zu können, erhellt aus Hermann Grimm's „Vorbemerkung“ zu seinen „Funfzehn Essays, neue Folge“. Nach der gemüthlichen Enthüllung: wie diese Arbeiten, „die größere Hälfte des letzten Aufsatzes ausgenommen, bereits in zum Theil doppelter Gestalt einzeln gedruckt gewesen seien“, folgt die naive Betheuerung: „Sämmtliche Aufsätze sind genau durchgesehen“, welche offenbar bedeuten soll: wie das Publikum die besondere Sorgfalt einer „genauen Durchsicht“ mit gebührendem ehrfurchtsvollen Danke entgegenzunehmen habe, während man allerdings meinen möchte: es dürfte denn doch dem Leser eigentlich nichts dargeboten werden, was der Autor nicht vorher „genau durchgesehen“ hätte. Ist es in Deutschland dahin gekommen, daß Autoren sich der Erfüllung ihrer nächstliegenden Pflicht in „Vorbemerkungen“ ausdrücklich rühmen dürfen?

Zu diesen Betrachtungen gibt das sogenannte „Buch“ aus dem Dümmler'schen Verlage, mit dem wir es hier zu thun haben, Anlaß. Auf dessen Inhalt näher einzugehen, verbietet das Programm d. Bl., welche nur wirklich neuen Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit widmen

wollen. Ueberdies dürfte es wol keinem Leser der „Essay"-Sammlung gelingen, eine geschlossene, einheitliche Stimmung zu gewinnen gegenüber einer Publication, in welche eben hineingestopft ist, was an alten Sachen gerade noch bei der Hand war, um die nun einmal rein willkürlich gewählte Zahl von „funfzehn" jener „Essays" voll zu machen. Ist von vornherein jeder, wenn auch noch so schüchterne Versuch, eine literarische Erscheinung bis zu einem gewissen Grade zum Range eines harmonisch in sich gerundeten Kunstwerks zu erheben, ausdrücklich abgelehnt und spielt nur der Zufall, die blanke Willkür den Buchmacher, so hat man es denn doch mit einem gar zu fragwürdigen Erzeugniß zu thun. Von „Schinkel als Architekt Berlins" über „Rauch, nach Eggers" mittels kühnen Sprunges sofort nach Ephesus und Athen, dann wieder gen Florenz, hierauf nach Braunschweig vor das Theater des Herzogs Heinrich Julius sich zu schwingen, um alsdann von Shakspeare's „Sturm", darauf von Alfieri und seiner Mirra, hiernächst von Hamlet's Charakter, zuletzt aber von Rafael, Holbein und Cornelius zu lesen: das erfordert jedesmal einen Saltomortale der Phantasie, den sich schwerlich viele Leser zumuthen mögen. Der gesunde Sinn wenigstens kann angesichts einer so grell bunten Zusammenwürfelung schreiendster Gegensätze sich nicht anders als ablehnend verhalten, und beklagenswerth genug bleibt es, daß jemand von der Stellung und großen Begabung Hermann Grimm's nicht Bedenken trug, seinen mit vollem Rechte hochgeschätzten Autornamen mit solchem italienischen Salat in Verbindung zu bringen.

5. Der Tod in deutscher Sage und Dichtung. Von Oskar Schwebel. Berlin, Weile. 1876. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
6. Die Gestalten des Todes und des Teufels in der darstellenden Kunst. Von J. E. Wessely. Mit zwei Radirungen des Verfassers und 21 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, Vogel. 1876. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Zwei allerliebste kleine Schriften, die, anspruchslos auftretend, hoch willkommen sind als hübsche Beiträge zur Cultur-, beziehungsweise Kunstgeschichte. Der Inhalt des Schwebel'schen Buchs liegt im Titel genugsam angedeutet; es ist eine gewandt zusammengestellte Ueberschau, die der Verfasser uns bietet, und es erfreut, den Gegenstand wohlgeordnet im Zusammenhange betrachten zu können; man gewinnt ihm auf diese Weise manchen neuen Reiz ab. Wessely, der auch durch zwei eigene Radirungen, die seinem Werke beigegeben sind, für sich zu interessiren weiß, behandelt seinen Gegenstand wissenschaftlich strenger; seine kleine Schrift ist eine sehr bedeutsame Gabe. Namentlich wird der Eingang zur Ikonographie des Todes, weil dieser sich vielfach mit der bekannten Lessing'schen Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet", berührt, sehr bemerkenswerth bleiben; alsdann folgen wir mit steigender Theilnahme den Auseinandersetzungen über Todtentänze. Hier werden wir belehrt: wie anfangs der „Tod" als Mumie, erst dann aber als Skelet gebildet worden sei; um so merkwürdiger erscheint daher der Todtentanz des Jakob von Wyl zu Luzern, weil auf ihm sich beide Arten, den Tod darzustellen, vermischen. Dieser Wyl'sche Todtentanz besteht aus sieben großen Bildern und einem kleinen als Schluß; er bietet 24 Gruppen dar, die nach verschiedenen Abstufungen, nach Aemtern, Ständen und Alter gereiht sind. Zuletzt folgt das Beinhaus, als Sammlung aller Gebeine. Es ist im Jahre 1838 eine von den Gebrüdern Eglin in Luzern verfertigte, vom Chorherrn und Professor Burkart Leu mit Text begleitete Folge von Lithographien der Umrisse dieses Wyl'schen Kunstwerks erschienen, welche von letzterm einen zwar nur schwachen, aber immerhin einen Begriff gibt. Mit Recht sagt Leu:

In der Idee, in der Zeichnung zeichnet sich dieser Todtentanz gewiß vor allen (besser wol vor vielen) andern durch Geist, Leben und Wahrheit aus ... es weht in diesen Bildern offenbar ein christlicherer Sinn als in denen seiner Vorgänger, die ihre Darstellungen zu Satiren auf den katholischen Cultus benutzten und geistliche Personen lächerlich zu machen sich bestrebten ... (was dem guten Chorherrn Leu allerdings entsetzlich sein mußte). Der Tod erscheint auch hier nicht so schreckhaft wie auf andern Todtentänzen, er ist mit künstlerischer Hand behandelt, es ist lebendiger Ausdruck in diesen Todtenköpfen, in der ganzen Haltung; es ist nicht der kahle, unästhetische, steife Knochenmann; er überrascht auch nicht zu einem schrecklichen Gerichte, sondern mehr, um zur Ruhe zu rufen. Nur dem Wucherer erscheint er als Schrecken und dem Kurfürsten zu unzeitig.

Sinnig hat auch Wyl die physische Gewalt des Todes über seine Opfer durch Ueberragung an Größe ausgedrückt, wie dies vor ihm schon anderweitig geschehen war, namentlich von Nikolaus Manuel von Bern um 1520. Leider sind zur Zeit der Revolution die gereimten Ueber- und Unterschriften von diesem Todtentanze weggeschnitten worden und nun verloren, wie denn überhaupt das ganze so ungemein interessante Kunstwerk nur wie durch ein halbes Wunder für uns Nachlebenden gerettet wurde. Schwerlich aber ist es seiner vollen Bedeutung nach richtig gewürdigt, in weitern Kreisen wenigstens gewiß nicht; kaum ist es in diesen so bekannt wie es verdiente. Um so lieber ward Gelegenheit genommen, hier von jener Kunstschöpfung zu reden: Wessely's hübsches, in jedem Betracht empfehlenswerthes Buch (auch die beigegebenen Abbildungen sind gut gemacht) bot dazu den willkommenen Anlaß.

7. Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens und Gottfried Schadow. Von Hermann Riegel. Erster Theil: Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der allgemeinen Wiedergeburt des deutschen Volks. Mit 4 Holzschnitten. Hannover, Rümpler. 1876. Gr. 8. 8 M.

Riegel ist längst durch eine Reihe gediegener Schriften über Kunst und Künstler als eine tüchtige Kraft bekannt; seit mehrern Jahren hat Braunschweig das Glück, ihn in hervorragender amtlicher Stellung zu besitzen. Wie das ebengenannte Buch entstand, darüber gibt der Prospect der Verlagshandlung folgende Auskunft:

Es war dem Herrn Verfasser vergönnt, diese Geschichte der neuern deutschen Kunst im Zusammenhange zweimal während der letztern Jahre vorzutragen und zwar zuerst an der Universität zu Leipzig, dann an der Polytechnischen Schule (Collegium Carolinum) zu Braunschweig, und er faßte darauf den Entschluß, diese Darstellung in geeigneter Durcharbeitung auch dem kunstfreundlichen Publikum als Buch, das gewiß in mehr als einem Betrachte zeitgemäß sein dürfte, vorzulegen.

Wie man sieht, empfängt der Leser hier ein reifes, ausgetragenes Geisteskind; im wohlthuenden Gegensatze zu dem trostlosen Flickwerke, wie es uns jetzt nur zu oft in dreister Weise geboten wird, stellt sich Riegel's Buch als schönes Ganzes dar.

Und zwar ist dieses Ganze ausgegangen von einem ebenso genau wie durchaus selbständig forschenden Geiste, der seinen Gegenstand quellenmäßig studirt, ihn dann aber frei und originalschöpferisch aus sich heraus wiedergeboren hat. Da ist nichts Zusammengestoppeltes, nichts Halbes; da ist auch keine Principienreiterei und keine Schablone, kein tendenziöser Standpunkt, von dem aus die Dinge betrachtet und alle Einzelheiten weggeschnitten oder gewaltsam gebeugt worden wären, die in das einmal angenommene Schema nicht passen wollten. Endlich nimmt auch Riegel die Künstler nicht vor wie eine Hammelheerde, die en bloc abgethan wird, sondern jeder Einzelne kommt zu seinem Rechte und mit feiner Unterscheidung und weiser Abstufung ist jedem sein Platz angewiesen worden. Immer hat man das wohlthuende Gefühl: dieser Autor beherrsche seinen Gegenstand bis in die kleinste, anscheinend entlegenste Einzelheit; immer freut man sich an der nobeln, gediegenen Einkleidung des Stoffs und an der soliden Schreibweise Riegel's; er weiß uns durchaus zur Sympathie für seine Sache anzuregen, und zwar durch die lautersten Mittel, zu denen nicht zum wenigsten die große patriotische Wärme gehört, welche wie ein rother Faden das Werk durchzieht und in wohlthuendster Weise auch den Leser ergreift. Auch da stehen wir auf Riegel's Seite, wo er gegen Unkundige oder Uebelwollende zu polemisiren gezwungen ist, und wenn mancher zunächst stutzen wird über die herbe Kritik, die sich z. B. Schadow gefallen lassen muß, so bleibt doch immer wieder die Selbständigkeit, Unerschrockenheit und Wahrheit dieses kräftigen Urtheils erfreulich. Riegel ist mindestens original, und in einer Zeit, wo die ganze klägliche Fertigkeit der Meisten darin besteht, mit wiedergekäuter Speise aufzuwarten, ist der Selbständige schon willkommen, weil er selbständig ist; gesetzt auch, nicht jeder wäre geneigt, jedes da gesagte Wort ohne Rückhalt zu unterschreiben. Mag man aber über Einzelheiten bei Riegel noch so abweichende Vorstellungen bisher gehabt haben, und mag man noch so starrsinnig auf seiner vorgefaßten Meinung beharren wollen, ohne Riegel's Gegengründe zu beachten, so wird man doch immer den Muth des Schriftstellers lobenswerth finden, der sich nicht scheut, in ganz bedeutende Wespennester zu stechen, auf die Gefahr hin, daß die gereizten Insekten ihm den Kopf umsummen. Unter diesen Umständen dürfte Riegel's Buch sich unstreitig seinen Leserkreis erobern; es ist lehrreich, gut geschrieben, durchweg interessant und stets wissenschaftlich genau. Nicht viele Bücher, die wir haben, können die gleichen Vorzüge von sich geltend machen.

Hermann Uhde.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur neuern schweizer Geschichte.

1. Der Sonderbundskrieg und die Ereignisse von 1856. Von G. H. Dufour. Eingeleitet durch eine biographische Skizze. Mit Karten und des Autors Bildniß. Basel, Schwabe. 1876. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Diese Publication aus dem Nachlasse des schweizer Generals Dufour ist schwerlich geeignet, weitgehendes Interesse zu erwecken; dazu kommt sie zu spät. Der Historiker allerdings wird die an sich ja höchst werthvolle Arbeit als schätzbares Material dankbar empfangen, aber für das große Publikum, und ganz besonders für ein deutsches Publikum, dürfte es schwerlich einen Gesichtspunkt geben, von welchem aus der Leser sehr dankbar wäre für das, was er empfängt. Der Sonderbundskrieg, dessen große politische Tragweite gewiß niemand leugnen wird, war in seinem kurzen Verlaufe gleichwol nur ein Sturm im Glase Wasser, und uns, die wir die Kriegsjahre von 1864, 1866 und endlich 1870—71 in steigender Wichtigkeit durchlebt haben, erscheint die ganze Angelegenheit gegenwärtig vollends fast wie eine Bagatelle. Gewiß, sie war es nicht; aber wenn dem Deutschen, der sein 1870—71 mit Bewußtsein durchlebt hat, infolge der damals gewonnenen ungeheuern Eindrücke, infolge von Kämpfen, bei denen die Heere, die Verwundeten, die Todten nach Hunderttausenden zählten — wenn uns Deutschen schon die Erinnerung an die in ihrer Art doch auch gigantische Erhebung von 1813 abgeblaßt erscheint: dann kann man es uns nicht übel nehmen, wenn die Sonderbunds-Krähwinkliade mit ihren in Summa 78 Todten und 260 Blessirten nicht mehr sehr imponirt. Selbst den confessionellen Hintergrund des ganzen Haders haben wir seitdem leider viel farbensatter ausgemalt erhalten. Bei alledem ist es recht gut, daß wir eine authentische Darstellung jener Epoche aus der Feder Dufour's besitzen; zur Specialgeschichte der Schweiz bleibt natürlich die Arbeit eine Perle, um so *mehr*, *als* Dufour's Darstellung gediegen und lichtvoll ist, auch in ihrer von jeder Phrase entfernten, wohlthuenden Einfachheit den Beweis ihrer Wahrheit gleichsam in sich selbst trägt, wie wir ja auch vor die jahrhundertealten Porträts großer Meister treten und die Aehnlichkeit sozusagen instinctmäßig fühlen.

Eingeleitet ist der „Sonderbundskrieg" durch eine gut geschriebene interessante Skizze über Dufour's Lebensgang und wissenschaftliche Thätigkeit; namentlich die Beziehungen des Generals zum Prinzen und spätern Kaiser Ludwig Napoleon sind in hohem Grade bemerkenswerth. Eben diese Beziehungen, ein Ausfluß von Dufour's Lehrthätigkeit, waren auch Anlaß zu des Generals diplomatischer Sendung nach Paris 1856; diese, mit den neuenburger Verhältnissen zusammenhängend, wird in Deutschland noch das meiste Interesse erwecken, um so mehr, als etliche Briefe Napoleon's an Dufour beigegeben sind, welche auf die damalige allmächtige Stellung des Kaisers abermals bedeutungsvolle Schlaglichter werfen.

2. Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft. Von Karl Hilty. Bern, Fiala. 1875. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Vom Besondern führt uns diese Schrift des bekannten Lehrers des Bundesstaatsrechts an der berner Universität zum Allgemeinen; aus dem Engen ins Weite. Das Buch ist der studirenden Jugend der Schweiz gewidmet; es soll also in die Breite und auf eine lange

Zeit hinaus wirken, denn der Jugend gehört allemal die Zukunft. Um so erfreulicher ist die echt staatsmännische Einsicht, welche in Gediegenheit und Reife aus Hilty's Publication spricht. Nachdem in neun Kapiteln zunächst ein historisch-politischer Rückblick auf den ganzen Umfang des Gegenstandes gegeben worden (das achte Kapitel behandelt den „Sonderbund" und die confessionelle Politik überhaupt), bespricht der Verfasser in verständigster Weise die heutige der Eidgenossenschaft vorgezeichnete Politik. Unter Politik eines Staats überhaupt, in dem Sinne, wie sie Hilty betrachtet, versteht derselbe

die leitenden Ideen, die ihn in seinem Leben, Streben und Verhalten nach innen sowol wie nach außen andern Staaten gegenüber bestimmen; sie ist der Geist, gewissermaßen die geistige Individualität des Staats, die ihn kennzeichnet, ihm einen Charakter verleiht, ihn überhaupt einer Besprechung und Beurtheilung nach einem vergleichenden sittlichen Maßstabe fähig macht.

Sehr interessant ist nun die historische Ueberschau, welche Hilty gibt, und die schlagendsten Parallelen mit der Gegenwart drängen sich, wie ja immer bei tieferm Studium der Geschichte, fortwährend auf. Dadurch besonders wirkt das Buch frisch, anregend, fesselnd. Daß ein echt freiheitlicher Hauch, eine liberale Gesinnung in der edelsten Bedeutung des Wortes, die mit rothen Umsturzgedanken oder Phrasen nichts, auch nicht das Entfernteste, gemein hat, die Vorlesungen durchweht, macht sie uns sympathisch; den anhangsweise gegebenen „praktischen Winken" und politischen Aphorismen, wie man diese geistreichen Gedankenspäne nennen könnte, leihen wir gern unser Ohr, obgleich wir Deutschen ja in den Fall der Anwendung jener Praxis nicht kommen können, wenigstens nicht in den einer schablonenhaft genauen Anwendung. Wol aber dürfen auch wir mit Hilty uns zu dem erhabenen Goethe'schen Gedanken bekennen: daß „das Gesetz nur" uns die echte Freiheit geben kann.

Drei Reisehandbücher.

Der wegen seiner zahlreichen schwedischen und dänischen Uebersetzungen weit geachtete Schriftsteller, Wirklicher Kammerrath Dr. Emil J. Jonas in Berlin, dem wir die Herausgabe der bezaubernden Nordlandsbilder „Der Geisterseher" von Jonas Lie (Berlin, Imme), sowie namentlich der mit Illustrationen der ersten deutschen Künstler geschmückten, durchaus vollständigen Ausgabe von „Andersen's sämmtlichen Märchen, Romanen, Dramen, Gedichten" (Berlin, Imme), mit Biographie, Einleitung und interessanten Beigaben, in neuer Uebersetzung danken, hat im Zeitraum von zwei Jahren als Resultat vieljähriger Reisen, Studien und unermüdlich fortgesetzter opfervoller wissenschaftlicher Arbeiten mit kundiger praktischer Feder drei in unserer Literatur einzig dastehende Reisehandbücher erscheinen lassen:

1. Illustrirtes Reise- und Skizzenbuch für Schweden. Von E. J. Jonas. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Mit 9 Karten und Plänen und 20 Illustrationen. Berlin, Imme. 1875. 8. 8 M.
2. Illustrirtes Reise- und Skizzenbuch für Norwegen. Von E. J. Jonas. Mit 14 Karten und Plänen und 32 Illustrationen. Berlin, Imme. 1876. 8. 8 M.
3. Italien. Praktisches Handbuch für Reisende. Mit besonderer Berücksichtigung Oberitaliens und der klimatischen Curorte. Von E. J. Jonas. Mit vielen Karten und Plänen. Berlin, Goldschmidt. 1876. Gr. 16. 9 M.

Der tüchtige, erfahrene Verfasser geleitet den Reisenden in freundlicherer Weise durch die von der nördlichen Natur mit allen Reizen ausgestatteten Länder „der tausend Seen", Schweden und Norwegen, sowie in letzterm Buche durch das von der Pracht der südlichen Vegetation wie durch die trefflichen Denkmale der classischen und der neuen Kunst gleich ausgezeichnete Künstlerland Italien. Man kann sich in der That keinen bessern, geistvollern, umsichtigern, dabei liebenswürdigern und taktvollern Führer wünschen, als den allseitig und tief gebildeten Verfasser, mit seiner verständlichen, übersichtlichen und fließenden Mittheilungsweise. Gleichsam peripatetisch gibt er alles Wissenswerthe, liefert Geschichtliches, Topographisches, Culturhistorisches, unterrichtet über Sehenswerthes, schildert die Sitten und Gebräuche, warnt vor Misbräuchen, Gefahren u. s. w.

Wir geben nur von dem ersten Buche als Probe für den Gehalt einen ungefähren Einblick in den überreichen Inhalt. Der allgemeine Theil behandelt neben Geschichtlichem, Statistischem u. s. w. die Fragen, wie und wann man reisen soll, er verbreitet sich über Paß, Zoll, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Posten, Wagenausrüstung, Reiserouten von Deutschland nach Schweden und über alles für den Besucher der betreffenden Länder Wissenswerthe. Daran reihen sich 35 lohnende Routen in und durch Schweden, sowie endlich trefflich gelungene, farbenvolle Skizzen der einzelnen Gegenden, Städte, Museen, Naturmerkwürdigkeiten u. s. w. Der Verfasser bewährt sich namentlich in diesen Skizzen als Genremaler, indem er mit relativer Vollständigkeit und Volksthümlichkeit die Schilderung der Scenerie und der Personen verbindet, sodaß man schon durchs Lesen ein freundliches, treues, plastisch anschauliches Bild erhält. Durch Beigabe gut ausgewählter und ausgeführter Illustrationen, ebenso der vielen Specialkarten und guten Situationspläne hat die Verlagshandlung den Werth des Buchs in dankenswerther Weise erhöht, indem dasselbe auch bei allen Fußtouren ohne weitern Führer über jeden Weg Auskunft ertheilt.

So ist den Reisebüchern Jonas', der wie kein Zweiter die gründlichste Kenntniß von Land und Leuten hat, durch Vollständigkeit, durch den Reichthum des Gebotenen, durch die wissenschaftlich universelle Behandlung, durch die Uebersichtlichkeit der Disposition, durch die populäre, gewandte Schilderung, wie durch äußerst sorgfältige typische und die elegante äußere Ausstattung eine hohe Stelle unter den ähnlichen Erscheinungen unserer Literatur einzuräumen, und zweifeln wir nicht, daß dieselben auch für den Nichtreisenden belehrende und unterhaltende Lese- und

[illegible] „[illegible] Entwickelung", die [illegible] Norwegens [illegible] und der [illegible] nicht genug empfehlen [illegible]

C. Beyer.

Feuilleton.

[illegible]

[illegible] 1177 [illegible] 1146 [illegible] gegen [illegible] im Verlage [illegible] zurückgegangen; die [illegible] gegen [illegible], die zweite [illegible] gegen [illegible] im Vorjahre [illegible]. Auch Geographie und Reisen sind von 314 auf [illegible] in diesem Jahre zurückgegangen. Die neuen und alten Sprachen dagegen haben eine kleine Zunahme zu verzeichnen; jene sind von [illegible] auf [illegible], diese von 477 auf [illegible] gestiegen.

[illegible] meiste Interesse [illegible] hat die Schöne Literatur; auch diese ist von [illegible] auf [illegible] in die Höhe gegangen, [illegible] eine gewisse Gleichmäßigkeit der Production nachweisen zu können. [illegible] Romane, Dramen, Gedichte! Man spricht damit ein großes Wort gelassen aus! Was unsere „Blätter für literarische Unterhaltung" betrifft, welche auf diesem Gebiete wenigstens nach irgend erreichbarer Vollständigkeit streben, so haben sie eine für ihren Umfang fast erdrückende Aufgabe zu bewältigen, um so mehr, als sie auch die hervorragendsten geschichtlichen, philosophischen, pädagogischen, naturwissenschaftlichen und geographischen Schriften in den Kreis ihrer Besprechungen ziehen. Die Herren Verleger, welche wegen der Recension ihrer Werke Mahnungen einschicken und Bescheid verlangen, wann die Kritiken erscheinen werden, mögen freundlichst erwägen, daß gegenüber mehr als tausend Schriften solche Angaben und die Beantwortung derartiger Anfragen geradezu unmöglich ist.

Ausländische Literatur.

Die „Revue des deux mondes" vom 15. Januar bringt einen von Charles Louandre geschriebenen Artikel: „Les études historiques en France", welcher einen heftigen Ausfall gegen die deutschen Gelehrten enthält. Nachdem der Verfasser die Leistungen der Franzosen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft aufgezählt und sie denen der Deutschen, wenn auch in einigen Fällen mit Anerkennung derselben, doch im ganzen keineswegs zu ihren Gunsten gegenübergestellt hat, schließt er wie folgt: „Wir können, wie ihr sehet, den Vergleich aushalten, ohne daß wir nöthig hätten, eure Gelehrten herabzusetzen, wie ihr die unsrigen herabsetzt. Wir anerkennen sogar, daß ihr in einem gewissen Genre eine unbestreitbare Ueberlegenheit über uns habt, um die wir übrigens weit entfernt sind, euch zu beneiden. Ihr seid geduldig, ihr leset alle unsere Bücher, die mit inbegriffen, die wir nicht lesen [illegible] Revue des deux mondes [illegible] D. Ref.); [illegible] und die [illegible] auch ein Buch [illegible] oder der andern Seite [illegible] einige Sätze, [illegible] denn niemand [illegible] einmal ge[illegible] Abhandlungen [illegible], jetzt selbst [illegible]. Die französische Seite wird [illegible] unsere Ideen wieder [illegible] zu sagen, daß ihr sie [illegible]. Die Lehre vom latrocinium honestum, welche, wie Tacitus uns erzählt, einen Theil des Nationalunterrichts bei den Germanen, euern Vorfahren, bildete, wird [illegible] bei euern Philologen, Archäologen und Orientalisten in Anwendung gebracht, und wenn ihr sie schonungslos in Contribution gesetzt habt, so organisirt ihr gegen sie die Verschwörung des Stillschweigens. Indem wir die stolze Geringschätzung sehen, die ihr gegen die französische Wissenschaft vorgebt, haben wir uns daran gewöhnt, an die Unfehlbarkeit der eurigen zu glauben, ohne zu zweifeln, daß eure Gelehrten wie eure Infanterie gut Schritt zu halten verstehen und daß wir es sind, die wir ihnen den Takt angeben. Das Kaiserreich hat euer Fußgestell erhöht, indem es euch gedungen hat, am Leben Cäsar's zu arbeiten, indem es euch mit Orden geschmückt und freigebig pensionirt hat, wie es für Herrn Mommsen und andere gethan; heute aber sagen wir uns von eurer Bewunderung los, und wir werden nicht mehr, wie wir es so lange und so arglos gethan, unsere heimischen Götter, dii indigetes, dem Götzen von Irmensul opfern." In „The Academy", das muß der Gerechtigkeit wegen hier bemerkt werden, beklagt Monod diesen Artikel als bereits eine der Folgen nachlässiger Redaction und meint, unter dem kürzlich verstorbenen Besitzer und Redacteur Buloz wäre eine solche Fahrlässigkeit nie vorgekommen und ein solcher Artikel, noch dazu von einem so wenig bekannten und wenig sachverständigen Verfasser, nicht aufgenommen worden.

Theater und Musik.

„Der ledige Hof", das neue Schauspiel von Ludwig Anzengruber, welches am Theater an der Wien zur Aufführung kam, interessirt durch eigenthümlichen Inhalt, durch einzelne scharf charakterisirte Typen sowie durch eine volksthümlich kräftige Sprache. Einzelne Motive werden getadelt als zu sehr auf den Effect speculirend.

— Das wiener Stadttheater gibt jetzt häufig französische Schwänke, so den „Sectionschef" von Gondinet, und von Sardou eine Posse, die nichts weiter ist als eine Bearbeitung des bekannten Lustspiels von Oliver Goldsmith: „She stoops to conquer". Es ist beschämend für das deutsche Theater, daß es sogar Bearbeitungen englischer Stücke über Paris bezieht.

— Ernst Eckstein's Lustspiel: „Ein Pessimist", ist am berliner Hoftheater zur Aufführung gelangt. Obgleich ein Bühnenerfolg in das Gebiet des Thatsächlichen gehört, worüber billigerweise keine widersprechenden Berichte zu erwarten sind, so ist dies gerade bei neuen Stücken oft der Fall. Einen Beweis dafür geben die Mittheilungen der berliner Zeitungen. Die Kreuzzeitung spricht von donnerndem Applaus und Her-

vorrufen des Dichters; die „National-Zeitung“ von herber Ablehnung. Jedenfalls hat der dritte Act des Stücks am meisten angesprochen.

— Julius Grosse's fünfactige Tragödie „Tiberius“ ist am dresdener Hoftheater mit günstigem Erfolg zur Aufführung gekommen.

— Friedrich Spielhagen's „Lustiger Rath“ kam am berliner Residenztheater mit Erfolg zur Darstellung. Das Drama ist schon am hamburger Thaliatheater gegeben, doch nachher von dem Dichter umgearbeitet worden. Auch die Aufnahme des vieractigen Lustspiels „Der Kurprinz“ von Hans Herrig am münchener Hoftheater war eine günstige.

— Die große Oper „Galilei“ von G. Dahlwitz wurde in Koburg mit Erfolg gegeben; Ignaz Brühl's bereits in Berlin mit Erfolg aufgeführte Oper „Das goldene Kreuz“ neuerdings in Köln, eine Operette von Strauß: „Methusalem“, am wiener Karltheater.

Bibliographie.

Alcott, Louisa M., Kleine Frauen. Aus dem Englischen. Bremen, Balett u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Aschbach, J. Ritter v., Geschichte der Wiener Universität. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Wiener Universität und ihre Humanisten im Zeitalter Kaiser Maximilians I. Herausgegeben von der k. k. Universität in Wien. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 M.

Anzinger, P., Eichenzweig und Daxbosch'n. Hochdeutsche und oberbayerische Gedichte. München, Fritsch. 8. 3 M.

Bahnsen, J., Mosaiken und Silhouetten. Charakterographische Situations- und Entwickelungsbilder. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 M.

Der falsche Baurath. Eine Novelle für Kunst und Alterthumsfreunde. Von Utis. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.

Beer, A., Die Finanzen Oesterreichs im XIX. Jahrhundert. Nach archivalischen Quellen. Prag, Tempsky. Gr. 8. 10 M.

Böhme, F., Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert. Gesammelt und erläutert. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 20 M.

Böttcher, K., Bunte Skizzen. Federzeichnungen. Königsberg, Merkel. Gr. 16. 1 M.

Bulthaupt, H. A., Durch Frost und Gluthen. Gedichte. Breslau, Trewendt. Gr. 16. 3 M.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. 3te vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 M.

Caspari, O., Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens. 2te durchgesehene und vermehrte Auflage. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 M.

Conrad, G., (Prinz Georg von Preußen), Der Alexanderzug. Phantastisches Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Alexandros. Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 4 M.

— — Arion. Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Die Marquise von Brinvilliers. (La chambre ardente.) Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 4 M.

— — Bianca Capello. Drama. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 4 M.

— — Cleopatra. Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 1 M.

— — Elektra. Schauspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 1 M.

— — Lurley. Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 2 M.

— — Medea. Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 3 M.

— — Phädra. Melodrama. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 1 M.

— — Phädra. Ein Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Rudel und Melisande. Romantisches Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 3 M.

— — Don Sylvio. Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Der Talisman. Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 2 M.

— — Umsonst, oder Christine, Königin von Schweden. Trauerspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 4 M.

— — Wo liegt das Glück? Lustspiel. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 1 M.

— — Jolanthe. Phantastisches Trauerspiel. Mit einem Nachspiel „Der Wyssehrad“. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Diefenbach, L., Die Volksstämme der europäischen Türkei. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Duckwitz, A., Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben von 1841—1866. Ein Beitrag zur bremischen und deutschen Geschichte. Bremen, [illegible]nemann. Gr. 8. 5 M.

[illegible]gers, F., und K. Eggers, Christian Daniel Rauch. 2ter Bd. 1ste Hälfte. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 3 M.

Eilker, G., Die Sturmfluten in der Nordsee. Emden, Haynel. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Johann Faust. Ein allegorisches Drama. (Gedruckt 1775, ohne Angabe des Verfassers.) Vermuthlich nach G. E. Lessing's verlorenem Manuscript. Herausgegeben von C. Engel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Frantz, C., Wahlaufruf an die Föderalisten. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 50 Pf.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. 38ste Lfg. 1ste Abth.: Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentinischen Freistaats. 2ter Thl.: Haus Lothringen-Habsburg. Jahr 1737—1859. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 M.

Glagau, O., Aktien. Historisches Schauspiel aus der allerjüngsten Vergangenheit. Mit einem Vorwort über die heutigen Theaterverhältnisse. Leipzig, Frohberg. 8. 3 M.

Hackländer, F. W., Das Ende der Gräfin Patatzky. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 8 M.

Halm, Margarethe, Wetterleuchten. Skizzen und Essays. Leipzig, Hartknoch. 8. 1 M. 50 Pf.

Hartmann-Plön, C., Geheimnisse. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 9 M.

Henrich, F., Vorträge über Geologie. 1stes Heft. Wiesbaden, Bischkopff. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hosäus, W., Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach und Goethe in ihren Beziehungen zu Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau. Dessau. Gr. 8. 50 Pf.

Kirchner, F., Gottfried Wilhelm Leibnitz. Sein Leben und Denken. Köthen, Schettler. 8. 4 M.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von A. Träger. 19ter Jahrg. 1877. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 4. 13 M.

Leitschuh, F., Der gleichmässige Entwicklungsgang der griechischen und deutschen Kunst und Literatur. Culturhistorische Studien. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Löher, F. v., Kretische Gestade. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 5 M.

Meyer, B., Studien und Kritiken. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 8 M.

Meyer, M. W., Selbstbiographisches vom Himmel. Darstellung der jüngsten Resultate der astronomischen Forschung in ihren Beziehungen zu Vergangenheit und Zukunft des Weltgebäudes. Leipzig, Schloemp. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Michel, G., Du sollst nicht lügen. Lustspiel. Nach dem Englischen. Weimar, Weißbach. 1876. 8. 1 M. 40 Pf.

Michelet, C. L., Das System der Philosophie als exacter Wissenschaft, enthaltend Logik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie. 2ter Bd.: Die Naturphilosophie auf dem Grunde der Erfahrung. Berlin, Nicolai. 1876. Gr. 8. 8 M.

Niendorf's, M. A., Gesammelte Werke belletristischen Inhalts. 1ste u. 2te Lfg. Berlin, Niendorf. Gr. 16. à 2 M.

Italienische Novellen. Ausgewählt und übersetzt von K. Simrock. 2te verb. u. verm. Auflage. Heilbronn, Henninger. 8. 4 M. 20 Pf.

Illustrirter deutscher Novellen-Almanach für 1877. Mit Original-Beiträgen von F. W. Hackländer, E. M. Vacano, A. v. Quaglio ꝛc. Herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 M 50 Pf.

Ollanta. Peruanisches Drama aus der Zeit der Inca's. Aus dem kritisch bearbeiteten Grundtext metrisch übersetzt von G. Flammberg. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 1 M. 50 Pf.

Pietschker, K., Georg Bleibtreu, der Maler des neuen deutschen Kaiserreiches. Kunststudie und biographische Skizze. Erneuter Abdruck. Köthen, Schettler. Gr. 8. 80 Pf.

Plüddemann, M., Die Bühnenfestspiele in Bayreuth, ihre Gegner und ihre Zukunft. Kolberg, Post. Gr. 8. 1 M.

Polko, Elise, Aus Vergangenheit und Gegenwart. Bilder und Skizzen. Leipzig, Wölfert. 8. 4 M. 50 Pf.

Bonholzer, B., Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung. (7te Folge.) Augsburg, Kranzfelder. 8. 1 M. 60 Pf.

Pröll, B., Waldstein, Herzogs von Friedland letzte Lebensjahre und Tod in Eger. Nach Urkunden und den neuesten Forschungen. Falkenau a. E. 1876. Gr. 8. 3 M.

Ranke, F. H., Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 5 M.

Rauchenegger, Sophie v., geb. de Spèt, Meine Mission bei Pius IX. und Napoleon III. 1859—64. Enthüllungen über die römische und französische Camarilla. Elberfeld, Loll. Gr. 8. 3 M.

Recken, W., Gedichte. Kassel, Jungklaus. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Reime eines Verschollenen. Herausgegeben von G. von Oertzen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 5 M.

Reinhardstoettner, C. v., Luiz de Camoens, der Sänger der Lusiaden. Biographische Skizze. Leipzig, Hildebrand u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Richter, H., Die Waise vom Teufelssee oder der Lumpensammler und sein Pflegekind. Volksroman. 1ste bis 4te Lfg. Berlin, Große. 1876. Gr. 8. à 30 Pf.

Roquette, O., Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit. Stuttgart, Cotta. 1876. 16. 2 M. 50 Pf.

Rufer, J., Wilde Rosen. Gedichte. 1stes Bdchn. Bern, Lang u. Comp. 1876. 8. 1 M. 20 Pf.

Rustige, H., Reime und Träume im Dunkelarrest. Stuttgart, Levy u. Müller. 1876. 8. 2 M.

Sakuntala. Metrisch übersetzt von L. Fritze. Schloß-Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 16. 2 M. 70 Pf.

Schiemann, T., Charakterköpfe und Sittenbilder aus der baltischen Geschichte des 16. Jahrhunderts. Mitau, Behre. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.

Schlaegel, M. v., Prinzeß Rothhaar. Erzählung. Stuttgart, Richter u. Kappler. 16. 3 M.

Schopenhauer's, A., sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. Frauenstädt. 6 Bde. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 48 M.

Scott, W., Guy Mannering. Ein Roman. Neu übersetzt von B. Tschischwitz. Berlin, Grote. 1876. 8. 4 M.

— — Der Talisman. Ein historischer Roman. Neu übersetzt von B. Tschischwitz. Berlin, Grote. 1876. 8. 4 M.

Spirgatis, M., Die Lieder Friedrich's von Hausen. Tübingen, Fues. 1876. Gr. 8. 80 Pf.

Strauß, D. F., Gesammelte Schriften. Nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt. Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen von E. Zeller. 2ter Bd. Bonn, Strauß. 1876. Gr. 8. 5 M.

Thürheim, A. Graf, Feldmarschall Carl Joseph Fürst de Ligne, die „letzte Blume der Wallonen“. Eine Lebensskizze. Wien, Braumüller. Gr. 8. 7 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Handels-Correspondenz
Französisch-Deutsch und Deutsch-Französisch.
Von
Carl Wagner.
8. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.

Lehrbuch der Handels-Correspondenz
Englisch-Deutsch und Deutsch-Englisch.
Von
Carl Wagner.
8. Geh. 4 Mark. Geb. 5 Mark.

Mit Hülfe dieser nach einer durchaus praktischen Methode verfaßten Lehr- und Handbücher ist jeder genügend Vorbereitete im Stande, sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem fertigen französischen und englischen Correspondenten heranzubilden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Noback's
Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.
Das Geld-, Maass- und Gewichtswesen,
die Wechsel- und Geldkurse, das Wechselrecht und die Usanzen.
Zweite Auflage,
gänzlich neu bearbeitet von **Friedrich Noback.**
8. Geh. 18 Mark. Geb. 20 Mark.
(Auch in 14 Lieferungen à 1 M. 20 Pf. zu beziehen.)

Diese nun vollständig vorliegende **zweite Auflage** des allgemein als vorzüglich anerkannten **Noback**'schen Werks ist auf Grund der durchgreifenden Umwandlungen, welche das Münz-, Maass- und Gewichtssystem namentlich Deutschlands in jüngster Zeit erfahren hat, gänzlich neu bearbeitet worden. Dem gesammten Handelsstande empfiehlt sich das Werk als ein zuverlässiges, unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch.

Die (Augsburger) Allgemeine Zeitung
(mit wissenschaftlicher und Handels-Beilage)

kostet in Deutschland und Oesterreich bei Postbezug vierteljährlich 9 Mark, direct per Kreuzband monatlich 4 Mark (5 M. 60 Pf. für die andern Länder des Weltpostvereins).
[illegible] bei wöchentlicher Versendung: im Weltpostverein 11 M. 40 Pf., außerhalb desselben 28 M. 50 Pf.

[illegible]

Aufträge für Kreuzbandsendungen an die
Expedition in Augsburg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hermanns Schlacht.
Ein Bardiet für die Schaubühne
von
Friedrich Gottlieb Klopstock.
Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben
von
Heinrich Düntzer.
8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.
(Bibliothek der deutschen Nationalbibliothek des 18. und 19. Jahrhunderts. 40. Bd.)

Klopstock's Bardiet „Hermanns Schlacht", ein lebendiges Bild von jener für Deutschlands Zukunft so entscheidend gewesenen Schlacht und von den Zuständen, aus welchen sie hervorgegangen, erscheint hier in einer neuen, durch Professor **Düntzer** eingeleiteten und mit erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe. Der Text ist genau nach dem ersten Druck wiederhergestellt und von allen den Abschwächungen gereinigt, die er später erfahren hat.

In demselben Verlage erschien:

Klopstock, Friedrich Gottlieb. Oden. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **Heinrich Düntzer.** 8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der
Doppelkalender des Papyrus-Ebers
verglichen mit
dem Fest- und Sternkalender von Dendera.
Von
Carl Riel.
Mit einer lithogr. Tafel. 4. Geh. 3 M.

Der Verfasser des Werks „Das Sonnen- und Siriusjahr der Ramessiden" (1875, 30 M.) führt in der vorliegenden Schrift den Beweis, dass das feste Jahr des Doppelkalenders auf dem Papyrus-Ebers kein anderes ist als das durch ihn nachgewiesene feste Jahr von Dendera.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

mar. 19

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 22. Februar 1877.

Zur kirchlich-politischen Literatur.

II.

1. Das Papstthum in seiner allmählichen Entwickelung bis auf die Gegenwart. Dargestellt von H. M. E. Leipzig, Brockhaus. 1876. Gr. 8. 4 M.
2. Die Lehre und Praxis der Jesuiten in religiöser, moralischer und politischer Beziehung mit Rücksicht auf ihr Verhältniß zur römisch-katholischen Kirche und zum Papstthum. Nach den Quellen bearbeitet von Heinrich Wiskemann. Gekrönte Preisschrift. Kassel, Grobel. 1876. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Ueber die religiösen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen von J. Frohschammer. Elberfeld, Loll. 1875. Gr. 8. 4 M. 25 Pf.
4. Vermischte Aufsätze von J. Buchmann. Fünftes Heft: Curialismen. Breslau, Fiedler u. Hentschel. 1874. Gr. 8. 2 M.

Den nämlichen Stoff wie Johannes Gihr behandelt auch H. M. E. in der Schrift: „Das Papstthum in seiner allmählichen Entwickelung bis auf die Gegenwart" (Nr. 1). Er hat sich dabei ein weiteres Ziel gesteckt und behandelt nicht blos die Geschichte des Papstthums von dessen Restauration bis zur Gegenwart, sondern greift bis zu den Anfängen des Papstthums und über dasselbe hinaus bis in die Zeit der Apostel zurück. Auch das, was beiden Verfassern gemeinsam ist, wird denn doch von jedem derselben auf eine eigenthümliche Weise angefaßt und erörtert. Gihr legt den Nachdruck mehr auf die Beziehungen des Papstthums zu der Außenwelt, H. M. E. mehr auf die Darstellung des innern Entwickelungsprocesses desselben. Doch treten die Beziehungen des Papstthums zu den weltlichen Regierungen stark genug hervor; es ist ja diese ganze Periode nichts anderes als eine Zeit der Stöße und der Gegenstöße. So spricht der Verfasser bei der Geschichte der Restauration des Papstthums und der Jesuiten von dem Wüthen derselben gegen alle Bibelgesellschaften und von dem Befehl, den Gläubigen die in der Volkssprache gedruckten Bibeln aus den Händen zu reißen, da kein Mensch das Recht habe, mit eigenem Verstande die Bibel zu erklären. Kurz und bündig ist die Geschichte des Papstthums unter Pius IX. beschrieben. Nachdem der Verfasser die liberalen Anläufe dieses Papstes geschildert hatte, zeigt er ihn uns als den Bundesgenossen oder als das Werkzeug der Jesuiten. Die von den frühern Päpsten angestrebten und verkündigten Grundsätze durchzuführen, die höchste geistliche und weltliche Macht in der Person des Papstes zu vereinigen, durch ihn die in einer beständigen Gärung begriffene Welt zu ordnen und den revolutionären Geist zu unterdrücken, war von nun an die Aufgabe der päpstlichen Curie. Zu diesem Zwecke wurde von den Jesuiten die Zeitschrift „Civiltà cattolica" gegründet, in welcher sie ihre Plane niederlegten und die Welt auf die nothwendige Umgestaltung der politischen und bürgerlichen Verhältnisse vorbereiteten. Sehr günstig für ihre Zwecke wirkten die von dem Frankfurter Parlament verkündigten und in die preußische Verfassung übergegangenen Grundsätze von der Selbständigkeit der Kirche. Die Bischöfe konnten nicht genug diese neuen Freiheiten preisen, griffen mit beiden Händen zu, errichteten die Knabenseminarien und Convicte und gründeten unter der Fahne der Glaubensfreiheit einen Absolutismus, unter welchem die Gläubigen sich willig beugten und vor welchem die Regierungen Schritt für Schritt zurückwichen. Was damals geschah, führte direct entweder nach Canossa oder zum Culturkampfe.

Noch günstiger ließen sich die Verhältnisse in Oesterreich an. Das Concordat vom 18. August 1855 lieferte den Klerus, die Schule, die Familie, die Presse der Willkür des Papstes aus und vernichtete den Rest des Josephinischen Systems. Der italienische Krieg von 1859 griff störend und hemmend in diese weltumspannenden Plane ein. Die Curie, in Erfinnung neuer Hülfsmittel nicht verlegen, suchte durch die höchstmögliche Steigerung der päpstlichen Macht den Verlust der weltlichen Herrschaft auszugleichen und durch jene auch diese wiederzuerringen. Der Syllabus vom Jahre 1864 wurde als Pionnier vorangeschickt, das

C.

Concil von 1870 verkündigte unter Posaunentönen, daß es einen „Kaiser-Gott" gebe, dessen Willen alle weltlichen Herrscher unterworfen seien. Aufs neue kam die Nemesis, und aus dem Kaiser-Gott wurde der „Gefangene" im Vatican, der „arme" Mann, der auf einem elenden Strohsack schläft, und die Zeiten „Diocletian's" brachen über die Kirche herein. Der Verfasser spricht hiervon als von den drei Lügen der Jesuiten und beschwört die Apostel Johannes und Petrus herauf, läßt sie eine Anrede an Pius halten und die Frage an ihn richten, wie er dazu komme, sich den Stellvertreter des Herrn auf Erden und seinen Statthalter zu nennen und als der vermeintliche Nachfolger Petri, der nicht mehr gewesen sei als die andern Apostel, ein bischöfliches Primat anzusprechen. Gegenüber den österreichischen liberalen Staatsgrundgesetzen und den preußischen Maigesetzen stellte sich Pius auf seinen alle weltlichen Herrschaften überragenden Thron und erklärte diese Gesetze für null und nichtig, kündigte dem Deutschen Kaiser trotz dessen Protestantismus seine Unterordnung unter das Papstthum an, umspannte das katholische Deutschland mit einem Netze von unzähligen Vereinen, drohte mit Entfesselung der socialen Revolution und suchte durch einen übertriebenen Mariencultus, durch persönliche Erscheinungen der Jungfrau Maria, durch die Wallfahrten zu den Quellen von Lourdes und andern Wunderorten, und durch Einführung des Herz-Jesu-Cultus Frankreich in eine religiöse Ekstase zu versetzen und zu einem vernichtenden Kreuzzug gegen das ketzerische Deutschland aufzustacheln.

Sehr interessant ist, was der Verfasser speciell über Baiern sagt. Dort war zur Zeit des Concils von Trient fast das ganze Volk, Adeliche wie Bürgerliche, der Reformation zugeneigt, und Herzog Albrecht V. glaubte den Abfall seiner Unterthanen von der katholischen Kirche nur dadurch verhindern zu können, daß er vom Concil als geringste Concession die Darreichung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und die Aufhebung des priesterlichen Zwangscölibats forderte. Doch verstanden es die Jesuiten, den Herzog auf andere Gedanken zu bringen, infolge dessen er die Concilsbeschlüsse sammt ihrem ganzen Register von Verfluchungen annahm und in seinem Lande durchführte. Baiern wurde von da an das Bollwerk, von dem aus die Curie allmählich ganz Deutschland wiederzuerobern und zu unterwerfen hoffte. Der Hof zu München wurde der Mittelpunkt aller jesuitischen Bestrebungen in Deutschland, und die Herzoge und spätern Kurfürsten fühlten sich glücklich, wenn sie dem Jesuitismus einen Dienst erweisen konnten. An Belohnungen seitens der Curie fehlte es begreiflicherweise nicht. Das Erzbisthum Köln blieb dem bairischen Fürstenhause länger als ein Jahrhundert wie ein Erbgut eigen. Mit mehr als kaiserlichen Ehren wurde Pius VI. im Jahre 1782 in München aufgenommen, nachdem er Joseph II. in Wien besucht und über dessen Unbeugsamkeit sich so bitter geärgert hatte. Damals schon galt München als das deutsche Rom, wie noch die neueste Katholikenversammlung mit einem schmerzlichen Anachronismus diese Stadt nannte. Dieses Verhältniß änderte sich unter König Max I. Es gelang dem restaurirten Papstthum nicht, die Regierung dieses Königs dahin zu vermögen, daß sie die katholische Religion als Staatsreligion bezeichnete und die Protestanten von allen Staatsämtern ausschloß. Unter Ludwig I. wurden zwar neue Concessionen gemacht, das Kloster- und Ordenswesen blühte auf; aber Max II. wahrte 1850, als die in Freising versammelten Bischöfe die maßlosesten Forderungen stellten, das oberste Schutz- und Aufsichtsrecht des Staats über die Kirche, wenn er auch in einigen Dingen nachgab. Und wie schmerzlich mußte es für die Curie sein, daß der erste mannhafte Widerstand gegen die päpstliche Unfehlbarkeit gerade von München ausging, daß fast die ganze Universität sich für Döllinger erklärte, daß König Ludwig II. ihn auf jede Weise auszeichnete, daß der Altkatholicismus, der Curie noch viel verhaßter als der Protestantismus, dort seinen Anfang nahm.

Mit Klarheit und Genauigkeit hat der Verfasser die Geschichte des Papstthums von seinen Anfängen bis auf unsere Zeit geschildert. Kaum eine einzige Thatsache, ein einziges Datum möchte zu verbessern sein. Da, wo von dem Abschluß des Züricher Friedens von 1859 die Rede ist, sollten nach dem Satze: „Die Fürsten sollten in ihre Länder zurückkehren dürfen", noch die Worte beigefügt sein: „falls ihre frühern Unterthanen sie ausdrücklich zurückberiefen"; denn eben an diese Bedingung, von welcher Napoleon wohl wußte, daß sie nicht eintrat, war die Rückkehr der Fürsten geknüpft.

Das von Heinrich Wiskemann herausgegebene Buch: „Die Lehre und Praxis der Jesuiten" (Nr. 2), ursprünglich eine gekrönte Preisschrift und als solche zuerst in dem „Wahren Protestanten" abgedruckt, behandelt in seiner geschichtlichen Einleitung die Lebensumstände des Ignatius von Loyola, die Stiftung des Jesuitenordens, den Zweck, die Verfassung und die Verwaltung desselben. Der ostensible Zweck des Ordens sollte sein, unter der Fahne des Kreuzes Gott dem Herrn und *seinem Statthalter*, dem römischen Bischof, zu dienen, und dieser Dienst sollte bestehen in Vervollkommnung christlichen Lebens und christlicher Lehre, in Ausbreitung des Glaubens durch öffentliche Predigt und Verwaltung des göttlichen Wortes, durch geistliche Uebungen, Werke und Liebe, Unterricht der Jugend und der Unwissenden, Tröstungen der Gläubigen in der Beichte. Das liest sich ganz gut und erregt keinen Argwohn. Anders ist es schon, wenn die päpstliche Bestätigungsbulle von 1582 die Ausbreitung und Vertheidigung des Glaubens als Zweck des Ordens nennt. Die im katholischen Glauben Wankenden zu befestigen, die Abgefallenen wieder zu gewinnen, die Ungläubigen zu bekehren, die Herrschaft der Kirche neu zu begründen, ihre Macht in immer größern Räumen auszubreiten, war somit das Ziel der Jesuiten, und sie haben dasselbe mit einem Eifer und einer Thatkraft verfolgt, wie sie noch kein Orden bewiesen hatte. Alle Beschaulichkeit fiel hier weg; die That, die große Action war die Lebensaufgabe dieses Ordens, welcher sich sofort in den schärfsten Gegensatz zum Protestantismus stellte.

In seinem ersten Theile spricht der Verfasser von der Lehre und Praxis der Jesuiten in religiöser Beziehung und hebt dabei hervor, daß nach ihrer Lehre nicht das Verdienst Christi, das durch den Glauben angeeignet wird, sondern das menschliche Werk das Uebergewicht bei dem Erlösungswerke hat, daß die Bekehrung, Rechtfertigung und Seligkeit durchaus von dem Willen des Menschen

abhängt, nicht von der göttlichen Gnade, und daß das Hauptmittel ihrer religiösen Wirksamkeit der Beichtstuhl war, wodurch hauptsächlich die Beherrschung der Gewissen ihnen möglich wurde. Sie bemächtigten sich auch der Schule und der Kanzel, erzogen sich in jener ein neues Geschlecht, wirkten durch diese auf die Menge; aber nur im Beichtstuhle vermochten sie einem jeden ganz nahe zu treten und ihren Einfluß und ihre Herrschaft in den Herzen der Menschen zu gründen. Auf wahre Reue, auf innere Einkehr, auf gründliche Besserung legten sie wenig Werth, um so größern aber auf Fasten, Beten, Almosen, Schenkungen an die Kirche und an den Orden. Sie führten einen Werkdienst ein, der an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters, ja des Heidenthums erinnert. Ablaßkram, Wallfahrten, Heiligenverehrung, Reliquienhandel, Mariencultus mit seinen vielen Wundern wurden mit Vorliebe betrieben, dadurch der Aberglaube vermehrt, der Fanatismus gesteigert, die Unwissenheit systematisch gefördert. Die Allgewalt des Papstes über Concilien und Bischöfe gehörte zwar zu ihren Dogmen; wenn aber ein Papst ihren speciellen Ordenszwecken widerstrebte, so machten sie sich kein Gewissen daraus, demselben den Gehorsam aufzukündigen, wie dies bei ihren äußern Missionen einigemal der Fall war.

In dem zweiten Theile des Buchs, welcher von der moralischen Lehre und Praxis der Jesuiten handelt, bemerkt der Verfasser, daß der denselben zugeschriebene Satz: „Der Zweck heiligt das Mittel", allerdings in ihren Constitutionen sich nicht finde, aber in ihrem ganzen System liege. Durch Ausbildung der mittelalterlichen Casuistik, bei welcher der Probabilismus, die Intention, die sogenannte Mental-Reservation und die Restriction sammt den Zweideutigkeiten eine so große Rolle spielen, halfen sie sich und andern über alle Grundsätze des Christenthums und der Ethik weg und brachten es über sich, die verwerflichsten Handlungen zu rechtfertigen. Von der Liebe zu Gott sprachen sie kaum, etwa so, daß sie sagten, man könne dieselbe bis zur Todesstunde verschieben; durch die Pflichten der Nächstenliebe ließen sie sich in ihren Planen und Zielen nicht geniren, für Mord und Ehebruch hatten sie alle möglichen Entschuldigungen, und sie haben dadurch wesentlichen Antheil an jener Lasterhaftigkeit, welche in den beiden letzten Jahrhunderten unter den romanischen Völkern zum Vorschein gekommen ist. Der Verfasser nimmt keinen Anstand, einen großen Theil der Schuld von dem, was in der Französischen Revolution geschehen, den Jesuiten zuzuschreiben, welche die Gebote der Liebe zu Gott und dem Nächsten verlachten, die innern Bande, durch welche die Menschen fester aneinandergeknüpft werden, lockerten, das Verhältniß zwischen Mann und Weib, Aeltern und Kindern, Herren und Dienern auflösten, sobald ihr Nutzen es erheischte, und so unter den Völkern eine moralische Laxheit einführten, welche vom wahren Christenthum nicht einmal den Schatten mehr hatte.

Im dritten Theile beleuchtet der Verfasser die Lehre und Praxis der Jesuiten in politischer Beziehung und setzt auseinander, daß dieselben zuerst überall von dem weltlichen Ursprung der Staatsgewalt und von der Volkssouveränetät sprachen, letztere dem königlichen Ansehen gegenüberstellten und den Tyrannenmord für etwas Erlaubtes erklärten, wobei sie natürlich unter einem Tyrannen nicht einen gottlosen und moralisch schlechten Fürsten verstanden, sondern einen ketzerischen oder einen der Kirche nicht durchaus gehorsamen. Die Geistlichen wurden ausdrücklich vom Gehorsam gegen die weltlichen Gesetze dispensirt und den Unterthanen die Wahl gelassen, ob sie den Gesetzen gehorchen wollten oder nicht. Aber diese Stellung der Jesuiten zu den Fürsten, denen sie stets mit der Macht des souveränen Volks drohten, dauerte nur so lange, als jene ihrer Herrschaft sich zu entziehen suchten. Sobald sie dieselben wieder unter ihre Gewalt gebracht hatten, änderten sie ihre Taktik, sprachen vom unbedingten Gehorsam der Unterthanen gegen ihre Herrscher, von dem göttlichen Recht der Könige, von der Rechtmäßigkeit jedes Mittels, die Völker zum Gehorsam zu bringen oder darin zu erhalten, und redeten jeder Art von Despotie das Wort. Es ist ja bekannt, daß die Einsetzung des Ministeriums Polignac im Jahre 1830 das Werk der Jesuiten gewesen ist, und daß der Jesuit Jahnson, Beichtvater des Königs Karl X., großen Antheil an den Juliordonnanzen gehabt hat. Der Verfasser bezeichnet seiner Ausführung zufolge die Jesuiten als die unversöhnlichen Gegner des modernen Staats und stellt ihnen das Prognostikon, daß sie entweder, falls die romanischen Völker ihre Herrschaft noch länger ertrügen und zur Abschüttelung derselben bereits zu schwach wären, erst mit dem Untergange dieser ihren eigenen Untergang finden würden, oder daß sie, falls jene Völker, von dem sie umgebenden protestantischen Geiste angeregt, sich ermannten, zum zweiten mal ausgestoßen werden würden. Das letztere hält er für das Wahrscheinlichere.

Aus Vorstehendem ergibt sich, daß das mit reichen Citaten versehene Buch sehr viel Interessantes enthält, über Lehre und Praxis der Jesuiten in objectivster Weise ein vernichtendes Urtheil fällt und allen denjenigen, welche vor lauter Doctrinarismus zu einer Billigung des Verbots des Jesuitenordens sich nicht aufraffen können, zur Privatlektüre zu empfehlen ist.

Die von Frohschammer herausgegebenen Abhandlungen: „Ueber die religiösen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart" (Nr. 3), haben die Ereignisse der Jahre 1870—75 zum Gegenstande und sind bereits in verschiedenen Zeitungen, die meisten in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", zur Veröffentlichung gekommen. Es sind zwölf größere und elf kleinere Aufsätze. Den Inhalt der größern führen wir hier an: „Zur Würdigung der Beschlüsse des vaticanischen Concils" (1870); „Papstthum und Staat" (1870—71); „Das Unfehlbarkeitsdogma und die Staatsregierungen" (1870); „Die Opposition gegen das Unfehlbarkeitsdogma" (1871); „Die deutsche Nation und die römische Papstherrschaft" (1871); „Der deutsche Protestantismus und das Unfehlbarkeitsdogma" (1871); „Die bairische Staatsregierung und die Kirchenfrage" (1871); „Das Programm des Altkatholikencongresses in München" (1871); „Die Oberherrschaft der katholischen Kirche über den Staat" (1871); „Der Bischof von Mainz als Kirchenorakel in Deutschland" (1874); „Zur Beleuchtung der geistigen Krisis in der Gegenwart" (1874); „F. Laurent: Der Katholicismus und die Religion der Zukunft" (1870).

Der Verfasser hat recht, wenn er sagt, daß die Abhandlungen, wenn auch schon seit einigen Jahren entstan-

den, doch wol nicht veraltet sein würden, da man ja noch fern vom Ende des Culturkampfes sei und zum Behufe der endgültigen Lösung der schwebenden Fragen diese Aufsätze noch immer Berücksichtigung finden möchten. Dieselben haben allerdings einen höhern Werth als bloße Zeitungsartikel, bieten auch nicht blos einen historischen Rückblick, sondern geben auch eine Beurtheilung der Thatsachen und Lehren, um welche es sich handelt, ertheilen Rathschläge und zeigen die Ziele, durch welche Wissenschaft und Staat bei der Bekämpfung der päpstlichen Ansprüche sich sollten leiten lassen. Die Abhandlungen sind nicht vom Standpunkte einer speciellen, sogenannten positiv-religiösen oder confessionellen Glaubenslehre geschrieben, sondern vom philosophischen Standpunkte, von dem der allgemeinen und idealen Wahrheit aus. Den zu bekämpfenden Gegner bezeichnet der Verfasser als eine ungeheuerliche Organisation, als eine große historische Maschinerie, welche einem überwundenen Bildungsstadium der Menschheit angehöre und nun ihre Befähigung und Berechtigung zur Führung und Beherrschung des geistigen Lebens verloren habe. Der Kampf mit diesem auf Wunder- und Zaubermacht gegründeten kirchlichen Organismus, dem Kampf der Ritter mit ungeschlachten Riesen vergleichbar, sei dadurch ein schwierigerer, weil nicht blos die gewaltige Priestermacht, sondern auch die organisirte Unwissenheit, Wundersucht, Selbstsucht und Schwäche der Menschen zu überwinden seien.

Der Standpunkt des Verfassers wird klar hervortreten, wenn wir einige dieser Abhandlungen mit wenigen Worten skizziren. In der 1871 in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Abhandlung über „Die Opposition gegen das Unfehlbarkeitsdogma" geht Frohschammer davon aus, daß dieselbe ursprünglich durchaus keine liberale, sondern eine conservative sei, jedoch ein modernes liberales Moment in sich schließe, das allerdings die Theilnahme des Liberalismus für diese Opposition erkläre und begründe. Dieses Moment ist ihm die historisch-theologische Forschung, welche sich der Willkür und dem Machtspruch der kirchlichen Autorität und deren Trägern entgegenstelle. Der Kampf könne nicht auf das Unfehlbarkeitsdogma beschränkt, nicht gleichsam localisirt werden, sondern sei ein Kampf zwischen dem Recht der Wissenschaft, der Vernunft und des unverfälschten Wahrheitssinnes einerseits und der absoluten Gewalt der kirchlichen Autorität und dem blinden Gehorsam gegen dieselbe andererseits. Nicht in einer Summe von sogenannten dogmatischen Wahrheiten bestehe das Wesen des Katholicismus, sondern in dem Princip der absoluten Autorität der herrschenden Hierarchie (Papst und Gesammt-Episkopat) und in der Pflicht der Unterwerfung unter dieselbe für alle Gläubigen. Von welcher Seite man auch das vaticanische Concil angreife: man werde vom katholischen Standpunkte aus nichts damit erreichen, zumal da ja auf demselben der Heilige Geist die letzte Entscheidung gebe. Eine Localisirung des Streites, eine Beschränkung desselben auf die Frage über die Unfehlbarkeit sei daher nicht möglich; der absoluten Autorität gegenüber werde jede Opposition sofort zu einem Principienstreit. Nur bei einem solchen sei ein Erfolg möglich; dieser müsse darin bestehen, daß der Herrschaft des Papstes und der Bischöfe ein Ende gemacht werde, welche gegenüber dem Wahrheitsgefühl und der sittlichen Bildung des Volks sich auf die Dauer nicht mehr halten lasse. Dabei erwähnt der Verfasser eine Thatsache vom Jahre 1863, welche ein eigenthümliches Streiflicht auf manche Persönlichkeiten wirft. Er habe eine Schrift „Ueber die Freiheit der Wissenschaft" gegenüber der Autorität veröffentlicht; auf Veranlassung Döllinger's habe sich eine Versammlung von katholischen Gelehrten (meist Theologen) in München mit dieser Frage beschäftigt, und als Schlußresultat habe der Vorsitzende (Döllinger) ein Telegramm an den Papst gesandt des Inhalts, daß die wichtige Frage über das Verhältniß der Wissenschaft zur Autorität im Sinne der Unterwerfung der Wissenschaft unter die Autorität entschieden worden sei. Das Zustandekommen einer zweiten Gelehrtenversammlung sei durch ein Schreiben des Papstes an den Erzbischof in München vereitelt worden, in welchem den Gelehrten mit dürren Worten gesagt worden sei, ihr Beschluß sei eine selbstverständliche Sache, da die Wissenschaft sich nicht blos den erklärten Dogmen, sondern auch den päpstlichen Constitutionen, den Decreten des Index u. s. w. zu unterwerfen habe. Auf dies hin sei die Versammlung unterblieben, die Gelehrten hätten geschwiegen, von dem Verfasser sich fern gehalten und es gerade so gemacht wie 1871 die deutschen Bischöfe.

In der Abhandlung „Die bairische Staatsregierung und die Kirchenfrage" bespricht der Verfasser jenen Erlaß des Cultusministers von Lutz vom 27. August 1871, in welchem er das neue Dogma für staatsgefährlich erklärte, die Verkündigung desselben seitens der Bischöfe, ohne daß sie das königliche Placet eingeholt hatten, als eine Verletzung der Staatsgesetze bezeichnete, die staatliche Mithülfe zur Verbreitung der neuen Lehre zwar verweigerte, aber mit positiven Maßregeln gegen die Gesetzübertreter nicht vorging. Dieses von den Liberalen und von den Altkatholiken getadelte Verfahren des Ministers billigt der Verfasser und verspricht sich viel davon, wenn man sich entschlösse, an dem Unfehlbarkeitsdogma eine Scheidung vorzunehmen zwischen dem rein kirchlichen und dem rein politischen Moment desselben, jenes wie alle andern Dogmen hinzunehmen, dieses zurückzuweisen, und wenn der Papst eine detaillirte Verzichtleistung auf jede Intervention in politischen Dingen unterschriebe. Ja „Wenn!" Offen gesagt, wir versprechen uns von diesen Vorschlägen gar nichts. Diese Scheidung in eine rein kirchliche und eine rein politische Seite ist eine Unmöglichkeit; die Farben dieser beiden Großmächte spielen beständig ineinander über; kaum ist man bei der einen angelangt, so hat man auch schon das Gebiet der andern betreten. Und wer wollte den Papst zu einer solchen Verzichtleistung nöthigen? oder von seinem freien Willen eine solche erwarten? Und wie detaillirt müßte sie sein, um nicht immer wieder neue Verwickelungen hervorzurufen? Zum Schluß läßt uns der Verfasser die Wahl zwischen einem hierarchischen Absolutismus, einem kirchlich-politischen Byzantinismus und einer Trennung des Staats von der Kirche. Er versteht unter letzterer eine strenge Wahrung der Rechte des Staats allen religiösen Genossenschaften gegenüber, jedoch so, daß der Staat einen weiten, sozusagen rechtlichen und sittlichen Rahmen bildet für freie Bewegung und Entwickelung auf dem religiösen Gebiete. Der Verfasser entscheidet sich für letztere Lösung.

In der Abhandlung über „Italien und das Papstthum" geht der Verfasser davon aus, daß er constatirt, die Italiener hielten eine Versöhnung des Königreichs mit dem Papstthum nicht blos für wünschenswerth, sondern auch für möglich. Diesen Wahn zerstreut er, indem er sagt, das Papstthum als eine „göttliche" Macht, als die „Statthalterei Gottes" beanspruche eine Universalherrschaft, erkenne das Königreich Italien gar nicht als gleichberechtigt an, werde niemals Verzicht auf den Kirchenstaat leisten und könne sich niemals einem fremden Staatswesen anschließen. Daran werde der Tod des jetzigen Papstes nichts ändern; selbst wenn sein Nachfolger wollte, könnte er nicht; denn das Papstthum sei mächtiger als der Papst. Von einer Versöhnung könne also keine Rede sein, vielmehr nur von einem Kampfe, und zwar von einem solchen, bei dem es sich um Sein oder Nichtsein des Papstthums handle. Der Sieg über dasselbe könne nur dadurch errungen werden, daß die Wissenschaft und die Bildung das Papstthum als ein auf Illusion und Irrthum beruhendes darstelle und den Glauben an seine Göttlichkeit und Uebernatürlichkeit widerlege und zerstöre. Die Durchführung dieser Aufgabe weist der Verfasser dem Deutschen Reiche zu und glaubt, daß Italien gut daran thäte, demselben alle Theilnahme und Unterstützung zu gewähren. Denn wie in Deutschland kein Friede und keine Eintracht hergestellt werde, solange der Papst noch eine Herrschaft daselbst ausübe, so sei der Bestand des Königreichs Italien stets bedroht, solange das Papstthum bestehe.

In dem letzten Aufsatze, welcher die Aufgabe der liberalen Presse im kirchenpolitischen Streite der Gegenwart bespricht, wirft der Verfasser die Frage auf, warum die deutschen Bischöfe, obgleich sie recht wohl wissen, daß sie die neuen Kirchengesetze nicht mehr rückgängig machen oder auch nur ändern können, vom Kampf nicht ablassen und in ihren Hirtenbriefen und Collectiverklärungen den Schein annehmen, als ob sie auf einen nahen Sieg hofften. Alle diese Demonstrationen, ist die Antwort, sind lediglich auf das gläubige, urtheilslose Volk berechnet, auf dessen Haltung natürlich sehr viel ankommt. Indem dann der Verfasser die der Hierarchie zu Gebot stehenden Mittel, um das Volk in Wahn, Unwissenheit und Unterwürfigkeit zu erhalten, aufzählt, und damit die Waffen des modernen Staats vergleicht, tadelt er an der liberalen Presse, daß sie nicht methodisch und principiell genug verfahre, daß sie der geschlossenen Einheit des Klerikalismus gegenüber es nicht zu einer Einigung über bestimmte religiöse und ethische Grundsätze bringe, daß sie immer nur polemisirend, nicht auch positiv belehrend eingreife. Es genüge nicht, seine Entrüstung darüber zu äußern, daß der Papst die Oberherrschaft über alle Fürsten und Regierungen in Anspruch nehme und dadurch alle staatliche Autorität aufhebe; die Hauptsache sei, dem Volke in klarer und verständlicher Rede und Schrift zu zeigen, warum diese Forderung ganz unberechtigt sei und deren Erfüllung geradezu verderblich wäre für den Staat und für das Volk. Die liberale Gesetzgebung allein könne den Sieg nicht erringen; die liberale Presse müsse ihr zur Seite stehen und das, was die Wissenschaft über das wahre Wesen der Religion und des Christenthums erkenne, in populärer Form zur Veröffentlichung bringen und durch Vereine in alle Volksschichten überleiten. Dadurch, hofft der Verfasser, würden der Macht des päpstlichen Absolutismus Schranken gesetzt, dessen Straf- und Verdammungsmittel zur Ohnmacht verurtheilt und die Befreiung des niedern Klerus vom Joche des höhern angebahnt. Es ist zuzugeben, daß in dieser Sache von der liberalen Presse zu wenig geschieht, daß die ungemeine Rührigkeit der klerikalen Presse zu wenig Nachahmung findet, daß vielleicht auch zu wenig Werth darauf gelegt wird, das niedere Volk zu belehren und zu gewinnen. Einige Anfänge zur Besserung sind gemacht, und es wird uns mit dem Verfasser freuen, wenn auch auf diesem Felde immer mehr Freiwillige in die Linie der modernen Evangelisten eintreten.

Auch **Buchmann**, der Verfasser der „Curialismen" (Nr. 4), ist der Ansicht, daß den klerikalen Wühlereien gegenüber der deutsche Patriot seine Pflicht gegen das Vaterland nicht vollständig erfülle, daß er nicht thue, was er könne, um das römische Trugsystem zu enthüllen, daß diejenigen, welchen die Gabe populärer Darstellung verliehen worden ist, das, was die wissenschaftliche Quellenforschung ans Tageslicht gefördert hat, für die irregeführten Massen bearbeiten sollten. Ausgehend von dem Satze: „Rom gesehen, Glauben verloren", hält er es für bedenklich, von diesem „modificirten Heidenthum", von diesem „Heidenthum mit christlichem Ueberwurf" gerade den Ueberwurf herabzureißen und das gläubige Volk dem Ungewissen preiszugeben. Dieses Ungewisse wäre bei den romanischen Völkern der Unglaube; denn zwischen diesem und dem römisch-katholischen Glauben kennten dieselben kein Drittes, während in Deutschland auf den Ruinen dieses Glaubens erst ein warmes, inniges Glaubensleben sich entwickelt habe. Zur Beleuchtung der „Curialismen" übergehend, bemerkt der Verfasser, daß es sich hier um Aufdeckung von Fälschungen handle, welche die Curie zu verschiedenen Zeiten sich erlaubt habe, als ob sie das ihr nach papistischer Lehre von Christus übertragene Wächteramt über den Schatz der Heilswahrheiten in dem Sinne faßte, daß sie dadurch ein Corruptionsmonopol erhalten hätte. In seinem ersten Artikel spricht der Verfasser von einer Verfälschung Cyprianischer Schriften, welche die Päpste sich erlaubt haben, um von dem berühmten Bischof von Karthago, welcher von einem Primat des römischen Bischofs nichts wußte und nichts wollte, ein Zeugniß für denselben zu erhalten. Der Verfasser führt den richtigen Text und den gefälschten, von Papst Pelagius veröffentlichten Text an; wir sehen daraus, daß die Curie nichts Arges darin findet, gerade diejenigen Worte, welche sie für sich braucht, in den ursprünglichen Text hineinzulegen. Wo Cyprian ganz allgemein von der Kirche spricht und ausdrücklich sagt, daß Petrus keinen höhern Rang einnehme als die übrigen Apostel, läßt ihn Pelagius durch eine schmähliche Interpolation die Worte gebrauchen: „Dem Petrus wurde der Primat gegeben, auf daß Christi Kirche und die Cathedra als *eine* dargestellt werde. Wer den Lehrstuhl Petri, auf den die Kirche gebaut sei, verlasse, wie könne der glauben, in der Kirche zu sein?"

Eine andere Art der Fälschung bestand darin, daß die Curie Beschlüsse von Particularsynoden als Beschlüsse von

ökumenischen Synoden ausgab, oder daß sie, falls auch Particularsynoden ihr nicht die wünschenswerthe Unterlage für ihre Plane darboten, die Existenz von Concilien geradezu erdichtete. Eine willkommene Gelegenheit, ihre Herrschergewalt auf auswärtige Diöcesen auszudehnen, waren der römischen Curie die Appellationen fremder Priester. Trotzdem daß dem Herkommen gemäß jeder Kleriker, der sich durch das Urtheil seines Bischofs beschwert fühlte, sich an seine Particularsynode zu wenden hatte, und daß dieses Herkommen durch die Synode zu Nicäa zum geschriebenen Gesetze wurde, nahm doch Papst Zosimus die Appellation des afrikanischen Priesters Apiarius an, nur um die afrikanische Kirchenprovinz als eine von ihm abhängige darzustellen, und berief sich dabei auf das ökumenische Concil von Nicäa und auf den Text von zwei Satzungen, worin es hieß, daß Bischöfe, die sich durch die Straffentenz der Bischöfe ihrer Provinz beeinträchtigt fühlten, nach Rom appelliren könnten. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß die Synode von Nicäa die Appellation an einen auswärtigen Bischof direct untersagte, und daß die Provinzialsynode von Sardica in Bulgarien obigen, der römischen Curie erwünschten Beschluß gefaßt hatte. Zur Einschmuggelung des Satzes, daß der Inhaber des ersten Bischofsstuhles, möge er fromm oder lasterhaft leben, hier auf Erden keinen Richter habe (prima sedes a nemine judicatur), berief sich Papst Nikolaus I. auf die Entscheidung der Synode von Sinuessa, einem kleinen Städtchen zwischen Rom und Capua, obgleich dort nie eine Synode gehalten worden ist. Aber der Curie erschien es so wichtig, im Besitze der juristischen Unverantwortlichkeit zu sein, daß sie kein Bedenken trug, zu einer Zeit, wo sie in den Concilien noch nicht so den Herrn und Meister spielte wie im Jahre 1870, ein Concil geradezu zu fingiren. Das Nämliche that sie, als sie von einem auf der Synode zu Telle in Afrika angenommenen Schreiben des Papstes Sicilius sprach, dessen Forderungen von dieser Synode zu Gesetzen erhoben worden seien: sowol die Synode zu Telle als das Schreiben des Papstes waren erdichtet.

Wie hier die Päpste, was sie von sich aus nicht zu decretiren oder decretiren zu lassen wagten, durch Anwendung von Lug und Trug den Concilien zuschoben, so machten sie sich andererseits, sobald die Beschlüsse der Concilien ihnen nicht convenirten und letztere eine Unfehlbarkeit für sich beanspruchten, kein Gewissen daraus, eine, wie der Verfasser sagt, „anticonciliare Theorie und Praxis" zu schaffen. Während das Concil zu Trient 1546 das Recht der Auslegung der Heiligen Schrift nur der „heiligen Mutter, der Kirche", vindicirte, der es allein zustehe, über den wahren Sinn und die Auslegung der Schrift zu urtheilen, erklärte der Jesuit Lainez 1562 auf dem Concil, Christus habe dem Apostel Petrus das Vorrecht der Unfehlbarkeit in seinen Urtheilen über den Glauben, über die Sitten und überhaupt über die ganze Religion ertheilt und die Kirche verpflichtet, ihn anzuhören und alle seine Aussprüche fest zu glauben; das sei der Grund des christlichen Glaubens und der Fels, auf welchem die Kirche gebaut worden sei. Indem er begreiflicherweise dieses Vorrecht von Petrus auf den Papst forterben ließ, kam er zu dem Schluß, daß das Concil nur ein menschliches Ansehen habe, daß in allen Concilien nur der Papst entscheide, daß die Kirche für sich kein Richteramt habe, daß dies nur der Papst habe; dieser sei die „heilige Mutter" und kein anderer. Daß nicht schon damals der päpstliche Universalepiskopat nebst der Infallibilität des Papstes mit überwiegender Majorität zum Beschluß erhoben wurde, daran war hauptsächlich die Ankunft des Cardinals von Lothringen und einer großen Anzahl französischer Anticurialisten schuld, welche jedenfalls die Minorität zu einer respectabeln gemacht hätten. Auch hinsichtlich des Glaubenseides ging der Papst über das tridentiner Concil hinaus. Letzteres beschloß, daß alle Kirchendiener und Universitätslehrer jährlich ein öffentliches Glaubensbekenntniß nach dem herkömmlichen nicäisch-konstantinopolitanischen Symbolum ablegen sollten. Der Papst änderte dies dahin, daß dieser Eid nur einmal abgelegt werden solle, dehnte aber die Verpflichtung hierzu auf alle Lehrer an Gymnasien und allen höhern öffentlichen und privaten Unterrichtsanstalten aus und substituirte eine Eidesformel, welche von der tridentinischen unter anderm darin abwich, daß dem Papste, als dem „Stellvertreter Jesu Christi" geschworen werden mußte, wovon in der Concilsformel nichts stand. Während das Concil der Kirche den Eid, dem Papst das Gelöbniß geleistet wissen wollte, verlangte der Papst für die Kirche nur Anerkennung, für sich aber den Eid. Bei der Verurtheilung des in Frankreich sehr verbreiteten Erbauungsbuchs Quesnel's erlaubte sich die Curie nicht blos Fälschungen durch Auslassungen und Einschiebsel, sondern verdammte auch tridentinische Sätze, welche Quesnel theils wörtlich, theils dem Sinne nach in sein Buch aufgenommen hatte. Und wie weit ging Pio nono *hinsichtlich* der Prädicirung der Mutter Jesu über die in Trient gefaßten Beschlüsse hinaus! Dort ging der Antrag der Franciscaner, die Sündenlosigkeit Maria's zu dogmatisiren und die entgegengesetzte Lehre mit dem Anathem zu belegen, nicht durch, sondern es wurde nur historisch in einem Zwischensatze bemerkt, die Kirche glaube, daß Maria kraft eines speciellen Privilegiums sich auch von „läßlichen Sünden" freigehalten habe. Pius aber verkündigte 1854, die Lehre, daß Maria beim ersten Augenblick ihrer Empfängniß vor allem Makel der Erbschuld bewahrt worden, sei von Gott geoffenbart und somit von allen Gläubigen fest und standhaft zu glauben.

Der Verfasser schließt seine treffliche Schrift mit einem Hinweis auf das vaticanische Concil, in welchem der Episkopat vollends des Restes seiner Autorität entkleidet worden sei. Der jetzige Episkopat sei nur noch gut genug für die Papstkirche, aber unbrauchbar für ein christliches Kirchenthum. Doch noch ein Dogma fehle, das nach der Verkündigung der päpstlichen Infallibilität bereits in der Luft schwebe, das Dogma der päpstlichen Impeccabilität. Ein Papst, der nach Belieben sich unfehlbar machen könne, müsse sich auch zum Heiligen machen können. Das eine Dogma habe nicht mehr gegen sich als das andere. Verlangt nicht längst der Curialstil, daß man den Papst als „Heiliger Vater" anrede? Man darf ja mit diesen Worten nur Ernst machen, so hat man das Dogma.

Neue erzählende Schriften.

1. Der Bauernrebell. Roman aus der Tirolergeschichte von Hermann Schmid. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1876. 8. 6 M.
2. Zu früh vermählt. Roman von R. Edmund Hahn. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1876. 8. 5 M.
3. Gesammelte Novellen von Ernst Wichert. Erster und zweiter Band. Jena, Costenoble. 1876. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Der Roman des Lebens. Neue Novellen aus der höhern Gesellschaftswelt. Von F. von Hohenhausen. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1876. 8. 10 M.
5. Die dunkle Vergangenheit. Novelle von Adolf Streckfuß. Zwei Bände. Berlin, Brigl. 1876. 8. 5 M.
6. Ringende Mächte. Eine Novelle aus dem östlichen Judenthum von J. Bonnet. Norden, Soltau. 1876. 8. 3 M. 50 Pf.
7. Simon Spira und sein Sohn. Erzählung von A. E. Brachvogel. Berlin, Janke. 1876. 8. 4 M.
8. Schloß Raunach. Erzählung von ***. Mit einem Vorwort von E. Frommel. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1876. Gr. 8. 5 M. 25 Pf.
9. Sophie. Eine Erzählung vom rigaer Strande von Rudolf Schulz. Leipzig, Bidder. 1875. 8. 3 M.

Mit wenig Behagen blicken wir diesmal auf die Reihe belletristischer Schriften, welche uns zur Besprechung vorliegen, von denen aber nur der geringere Theil auf Beachtung Anspruch machen kann. Schon „Der Bauernrebell" (Nr. 1) ist eine Arbeit, die ihrem Verfasser wenig Ehre macht. Hermann Schmid hat gewiß ein sehr hübsches Erzählertalent, und seine Leistungen auf dem Gebiete des historischen Romans sind allenthalben nach Verdienst gewürdigt worden. Wenn er sich aber damit ein Passepartout für alles erworben zu haben glaubt, was ihm zu schreiben beliebt, so ist er sehr im Irrthum, weil wir durchaus nicht der Meinung huldigen, daß man gerade dort Nachsicht üben müsse, wo größere Fähigkeiten vorhanden und bethätigt worden sind. Hermann Schmid aber müssen wir ganz speciell den Vorwurf machen, daß seine neuern Romane nachgerade den Stempel der Fabrikarbeit auf der Stirn tragen und, was das Breittreten des Sujets betrifft, das Möglichste leisten. So beschaffen ist nun auch sein neuester Roman, welcher eine an und für sich ganz unbedeutende Episode aus der Geschichte der tiroler Bauernaufstände zur Zeit Ferdinand's III. (um 1680) behandelt. Schon der Umstand, daß die Hauptperson, auf die wir unser Interesse concentriren sollen, nicht ein rechter tiroler Bauer ist, sondern ein allerdings aus Tirol gebürtiger Landsknecht, welcher im Dreißigjährigen Kriege sich im Morden und Plündern und Brennen geübt hatte und dem die Interessen des Bauernstandes nicht besonders nahe gehen, scheint uns nicht glücklich gewählt. Doch wenn dieser Kriegsmann noch mit Leib und Seele für die nun einmal ergriffene Partei einstünde, wenn er sich als fester, vertrauenswürdiger Charakter bewiese und als tüchtiger Rottenführer, so wollten wir sein Schicksal mit Theilnahme verfolgen. Doch dieser Landsknecht Doser ist eine schwankende, zu Treulosigkeit jeder Art hinneigende, seine eigene Bedeutung überschätzende Natur, der wir wenig Gutes zumuthen können, am allerwenigsten daß er im Falle eines Gelingens der Rebellion sich mit dem Bewußtsein, der guten Sache zum Siege verholfen zu haben, begnügen, viel eher, daß er noch im letzten Moment mit dem Feinde einen für seine Person günstigen Vertrag schließen werde. Dazu kommt es nun allerdings nicht, denn er ist ein Verrathener und den Feinden Ueberlieferter, ehe es ihm möglich wird, zum Verräther zu werden; auch steht das ganze Unternehmen so, daß ein guter Ausgang selbst im günstigsten Falle nicht erwartet werden kann. Jedoch sympathisch wird uns dieser Held trotzdem nicht, und sein Ende wirkt nichts weniger als tragisch. Mit diesem einen Charakter aber steht und fällt unser Interesse an dem ganzen Werke, da die Rebellion an und für sich in ihrer Geringfügigkeit darauf keinen Anspruch machen kann, und ebenso wenig die zahlreichen Nebenfiguren, von denen überhaupt nur eine, Doser's Geliebte, Lucia, etwas mehr in den Vordergrund tritt. Natürlich entbehrt dieser Roman nicht, obwol im ganzen eine mislungene Arbeit, vieler Einzelvorzüge, namentlich in Bezug auf markante Zeichnung der in die Handlung eingreifenden Personen. So ist vor allem die Gestalt des römischen Kaisers Ferdinand III. mit weichen Conturen sehr sympathisch und lebensvoll zugleich hingestellt, und der Verfasser verabsäumt nicht, in den verschiedenen hochwürdigen Jesuiten, die in einem tiroler Romane ja doch nicht fehlen dürfen, ebenso charakteristische als anrüchige Repräsentanten des Ignazischen Ordens auftreten zu lassen.

Gleichfalls eine schwache Arbeit ist der Roman „Zu früh vermählt" von R. Edmund Hahn (Nr. 2), einem Autor, der uns bisher völlig unbekannt war. Auch haben wir keine besondere Ursache, die Fortsetzung dieser Bekanntschaft zu wünschen. Denn wenn wir Herrn Hahn auch ein gewisses Combinations- und Compositionstalent nicht absprechen dürfen, so müssen wir mit diesen Fähigkeiten doch insofern rechten, als es der Autor mit der Wahrscheinlichkeit dessen, was er erfindet und uns als Geschehniß mittheilt, nicht allzu genau nimmt. Zudem fehlt ihm Geist und Schwung, sowol was seine Gedanken als die Wiedergabe derselben betrifft — von Originalität gar nicht zu sprechen. Er ist mit einem Worte einer jener zahlreichen mittelmäßig begabten deutschen Romanschreiber, deren Werke von einem großen Leihbibliotheken-Publikum allerdings gern gelesen werden, doch nur um nach einem gewissen nicht allzu großen Zeitraum über andern Werken gleicher Kategorie vergessen zu werden. Uebrigens wäre es zu wünschen, daß eine größere Mehrzahl dieser Romane so anständig und rechtschaffen in ihrer Tendenz wären und mehr auf das Gemüth des Lesers als auf seine Sinne zu wirken suchten, wie es hier der Fall ist, was anzuerkennen wir uns dem Autor gegenüber verpflichtet fühlen.

Von den „Gesammelten Novellen" Ernst Wichert's (Nr. 3), des geschickten Dramatikers, liegen uns die zwei ersten Bände vor, die drei Stücke: „Schuster Lange", „Störungen" und „Ein kleines Bild" enthaltend. Wir glauben uns nicht berechtigt, nach diesen drei Proben ein allgemeines Urtheil über Wichert's Rang unter den deutschen Novellisten abzugeben, zumal wir Grund haben, anzunehmen, daß es nicht eben die drei erlesensten Arbeiten sind, die hier publicirt erscheinen, wenn sie auch als ganz gefällige Lektüre gelten können. „Schuster Lange" ist eine

Charakterstudie, mit vielen hübschen und feinen Zügen ausgestattet, die unser Interesse fesseln, ohne uns jedoch über ein Bedenken hinauszuheben, das wir gern widerlegt sähen. Dieser Schuster Lange nämlich, den wir als einen Schuster mit Begeisterung, als einen Mann kennen lernen, der sein Handwerk fast als Kunst auffaßt und seinen Beruf, die Füße der Menschen zu bekleiden, eher über- als unterschätzt, der überdies in sehr glücklicher Ehe und in den rangirtesten Verhältnissen lebt, entpuppt sich schließlich doch als ein in sich selbst zerfallener und eben infolge seines Metiers als Schuster zerfallener, unzufriedener, mit der Welt hadernder Griesgram. Und der Grund dieser Erscheinung? Blos der kleinliche Umstand, daß sein Bruder, ein sehr eitles und ehrgeiziges Individuum, Hofrath ist und als solcher mit dem Bruder Schuster nichts zu schaffen haben will, ja in einem Falle sogar denselben verleugnet. Uns will fast bedünken, als wäre dieses Motiv nicht genügend, um einen wirklich gediegenen und gemüthlich tief beanlagten Menschen derart zu stören, wie es hier geschildert wird. Wollen wir aber zugeben, daß solche Störung aus solchem Motiv erwachsen kann, so haben wir allen Grund, Schuster Lange's ostentatives Pochen auf die Würde und Wichtigkeit seines Berufs und was drum und dran hängt als bis zu einem gewissen Grade erheuchelt zu betrachten, womit aber gleichzeitig unser Interesse für diesen Charakter schwindet.

Eine ebenso graziöse als pikante Arbeit ist die zweite Novelle „Störungen". Die Idee, das astronomische „Problem der drei Körper" auf menschliche Verhältnisse anzuwenden, wird mit viel Humor und Scharfsinn durchgeführt und erquicklich gelöst. Ganz charmant sind auch die vier Menschen, zwischen denen sich der in dieser Novelle geschilderte, eigentlich rein innerliche Vorgang abspielt, gezeichnet — durch und durch liebenswürdige Charaktere, welche auf die Individualität des Autors das angenehmste Licht werfen.

Das dritte Stück der Sammlung: „Ein kleines Bild", welches den ganzen zweiten Band füllt, bethätigt zwar ebenfalls die Gabe Wichert's, fließend und gemüthlich zu erzählen, doch ist es in der Erfindung nicht originell genug, um ein tieferes Interesse zu erwecken. Ein junger deutscher Krieger findet in einer verlassenen französischen Villa, in die er behufs einer gebotenen Verpflegungsrecognoscirung dringt, das Bild eines reizenden jungen Mädchens, einer Französin natürlich, das einen zu mächtigen Zauber auf sein Gemüth übt, als daß er sich von ihm wieder zu trennen vermöchte. So nimmt er es denn mit, und binnen kürzester Frist verliebt er sich nach echt deutschem Brauch in das Bild. Selbstverständlich lernt er bald darauf das Original dieses Conterfeis kennen und überträgt seine Liebe in noch verstärktem Maße auf dieses. Die anfängliche Widerhaarigkeit der jungen ungezogenen Dame, an welcher er fast zu scheitern droht, weicht allmählich einer mildern Auffassung, als sie bemerkt, daß ein Prussien durchaus kein Scheusal sei, sondern sogar ein ganz liebenswerthes Menschenkind sein könne, in dessen Armen sich es im Grunde ganz gut ruhen lassen würde. Doch Papa Blanchard, Juliettens Vater, ist ein enragirter Preußenfeind, und an seiner starren Opposition gehen vorläufig alle freundlichen und verlockenden Zukunftsplane des verliebten Paares zu Grunde. Und wenn sich dieser deutsche Arnold und diese französische Juliette vermöge ihrer anziehenden Charaktergegensätze nicht gar so treu und unverbrüchlich lieben würden, sie kämen wol niemals zusammen. So aber, wie sie sind, geht ihnen der Liebe Lohn nicht verloren, und sie werden, wenn auch erst nach Jahren und herben Prüfungen, endlich doch ein glückliches Paar. Vorzüglich ist in Papa Blanchard der Typus eines die Deutschen hassenden Franzosen verkörpert, und ungemein wohlthätig berührt im Gegensatze hierzu die friedliche, versöhnungheischende Tendenz des Buchs. Als angenehme Unterhaltungslektüre dürfen demnach diese drei Wichert'schen Arbeiten durchaus willkommen geheißen werden.

Ein Gleiches gilt leider nicht von den neuen Novellen der Frau von Hohenhausen (Nr. 4). Hier kann man nur zum Theil noch von mittelmäßigen Leistungen sprechen, und wenn die Verfasserin durch den pompösen Titel: „Der Roman des Lebens. Neue Novellen aus der höhern Gesellschaftswelt", blenden wollte, so ist ihr das vollends mislungen, denn sie erweckt mit demselben Erwartungen, welche zu erfüllen sie überhaupt außer Stande zu sein scheint. Namentlich aber sind die vier Erzählungen des ersten Bandes so unglücklich erfunden und in Form und Ausdruck so seicht und unelegant, daß wir nur den Mangel an Selbstkritik beklagen müssen, den Frau von Hohenhausen durch Veröffentlichung derselben bekundet hat. Diese vier Erzählungen sind getauft: „Der Arzt des Herzens", „Nur eine Liebesheirath", „Badebekanntschaften", „Die polnische Gräfin", und füllen 300 schöne kostbare Druckseiten. Daß wir in denselben die sogenannte „höhere" Gesellschaftswelt entschieden vermissen, sei nur nebenbei bemerkt. Etwas besser, sowol in Erfindung als auch in Schreibweise, sind die vier Stücke des zweiten Bandes, von denen jedoch auch nur das zweite: „Die Entführung", eine Art Rittergeschichte aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, einen tiefern Eindruck macht. Das erste und dritte Stück würden vermöge ihres Inhalts Interesse erwecken, wenn sie nicht mit so starken Sensationseffecten ausgestattet und im Colorit nicht so grell gehalten wären. An dieser Stelle sei uns übrigens die Frage gestattet, wie so die Verfasserin, welche wiederholt betont, daß sie in Rücksicht auf ihre Leserinnen über gewisse pikante Dinge und Verhältnisse die dichtesten Schleier zu breiten genöthigt sei, sich darauf einlassen kann, mit fast wissenschaftlichem Eifer detaillirte Definitionen von den besondern Merkmalen der pariser Grisetten und Loretten zu liefern? Wir dächten, das sei weder Aufgabe des Novellisten überhaupt noch einer schriftstellernden Dame insbesondere. Und wenn sich Frau von Hohenhausen schon zu solchen Excursionen auf culturhistorisches Gebiet berufen fühlt, so möge sie doch wenigstens nicht die moralisch-rücksichtsvolle Maske vornehmen. Dies verstimmt doppelt. Völlig mislungen ist die letzte Novelle der Sammlung: „Ein Dichterleben", denn das Moment, daß der Held dieser Novelle schriftstellert, beweist noch durchaus nicht, daß er ein Dichter ist, und wenn die Verfasserin in diesem „Dichter" Evermann den verdienstvollen Karl Leberecht Immermann kennzeichnen wollte, so hat sie sich in der That eines Vergehens gegen den wehrlosen Todten schuldig gemacht.

In die Kategorie gewöhnlicher Sensationsnovellen-

fabrikate gehört „Eine dunkle Vergangenheit" von Adolf Streckfuß (Nr. 5). Bereits auf der vierten Seite wird geraubmördert, und im weitern Verlaufe der Geschichte, die sich recht gruselig anhören mag, wenn sie in stürmischer Novembernacht hinter dem warmen Ofen beim milden Lampenscheine vorgelesen wird, machen wir die angenehme Bekanntschaft eines ganzen „Bandels" von Dieben, Hehlern, Einbrechern und Mördern, die vor uns ihre nicht zu verachtenden Talente mit Virtuosität entwickeln. Daß im Gegensatze hierzu auch sehr edle Menschen vor uns erscheinen, und daß am Schluß die Tugend siegt und das Laster unterliegt, braucht wol nicht weiter ausgeführt zu werden. Der Verfasser, welcher über einen recht kräftigen Pinsel verfügt, hat sich offenbar Temme's Criminalnovellen zum Vorbilde genommen, doch fehlt ihm wol die criminalistische Erfahrung sowie auch die feine Combinationsgabe und durchdringende Menschenkenntniß, um seinen Arbeiten jenen interessanten Gehalt zu geben, welcher die Temme'schen Arbeiten charakterisirt.

Eine culturhistorisch hochinteressante Arbeit sind J. Bonnet's „Ringende Mächte" (Nr. 6), ein Werk, auf das wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen. Der Verfasser nennt es, etwas unrichtig deutsch: eine Novelle aus dem „östlichen Judenthum", womit die Juden Ostgaliziens gemeint sind, und sagt in der Vorrede zur nähern Kennzeichnung dessen, was er zu schildern beabsichtigt, unter anderm:

Die östlichen Juden bilden noch eine abgeschlossene Menschenart mitten in den Ländern und unter den Völkern, wo ihre Wiege steht. Sie verschanzen sich hinter den morschen Mauern des Talmud und können doch nicht hindern, daß mancher ihrer bedeutendern Söhne sich um die Fahne jugendlicher Geistesmächte schart. Es gärt in ihrer Mitte. Ein Neues scheint vorbereitet zu werden. Auch um sie her ist eine Gärung spürbar. Weil ihre Interessen sich mit denen ihrer Mitbürger vielfach kreuzen, so glimmt ein verborgener Brand, der leicht als Flamme hervorschlägt, die unbequemen Fremdlinge (d. i. die Juden) zu verzehren. Selbst in den Ländern der Cultur, bei völliger Gleichstellung der Juden mit den Andersgläubigen, bleibt ein innerer Gegensatz, der sich, wie von unsichtbarer Hand gesäet, verhängnißvoll von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Im Osten aber hat er sich geradeswegs zu der sogenannten Judenfrage ausgebildet.... Begleitest du mich also, lieber Leser, so wirst du einen Blick thun in die tiefen Dämmerungen jener jüdischen Zustände, wie sie sich in der unruhigen Beleuchtung elektrischer Lichter darstellen.

Bonnet hält im höchsten Grade, was diese einleitenden Zeilen versprechen. Das Gemälde, das er vor uns entrollt, wirkt ebenso nachhaltig durch unverkennbare Naturtreue und oft erschütternde Tragik der Ereignisse als durch den geistig hohen, vorurtheilsfreien Standpunkt, den der Verfasser einnimmt, und den schonungslosen Freimuth, mit welchem er sich äußert. Das schwere Ringen nach Erkenntniß in Fragen der Religion und des Glaubens, das endliche Apostatenthum, die Flucht und die fernern Lebensschicksale eines jungen hochgegabten ostgalizischen Juden Jakob, aus der Sekte der Chassidim, bildet den interessanten Mittelpunkt der Handlung, und um diese Uriel-Acosta-Gestalt, die nicht vortrefflicher und realistisch wahrer gezeichnet sein könnte, gruppiren sich die verschiedenen andern in diese Handlung eingreifenden Personen, vor allem Rebekka, seine Schwester, der fanatische Rabbi Haimann Moses, der milde katholische Pfarrer Eiselt, die genußsüchtige, im Glauben laue, üppige Jüdin Mirjam, Jakob's Braut, der arglistige, neidische, ohrenbläserische Lewison, der vornehme, glaubenslose Stadtjude Joseph Victor und viele andere. Vortrefflich und eine gediegene Kenntniß des Talmud bekundet die Darstellung, die der Verfasser von dem allmählich wachsenden Zweifel in die Richtigkeit der jüdischen Glaubenslehre im Gemüthe Jakob's gibt bis zur endlichen Ueberzeugung, daß dieselbe viel Falsches enthält, daß es ein Irrthum sei, noch auf den Erlöser zu warten, nachdem unverkennbar Jesus Christus, „der Gehenkte", dieser Messias gewesen sei, von dem in den Büchern der Propheten geschrieben steht. Und als Jakob, unfähig weiterhin im Banne finstern Glaubenszwanges zu verharren und seinen brennenden Durst nach Licht und Wahrheit zu unterdrücken, endlich flieht, und Haimann Moses, der Rabbi, der ihn gerade zu seinem Nachfolger in dieser heiligen Würde bestimmt hatte, zur Erkenntniß dieses schlimmsten Verraths gelangt, da bricht der Sturm los:

Der große Bann wurde über den Abtrünnigen verhängt. Verflucht wurde er selbst, verflucht sein Leben und Streben, verflucht die Scholle, die ihn trug, die Luft, die ihn umgab, der Bissen, der ihn nährte, der Trunk, der ihn labte, verflucht alles an ihm und um ihn. Sein Name wurde als der eines Todten aus der Reihe der Lebenden getilgt und das Gerücht verbreitet, daß bereits der Verfluchte sich selbst entleibt habe und wie ein räudiger Hund auf einem Schindanger modere, während seine verdammte Seele in ein Schwein gefahren sei, über das niemals ein Weiser den Segen sprechen konnte. Der Bannbrief aber klebte in großer Schrift an den Ecken der Straße.

Mit viel novellistischem Talent ist weiterhin die Entführung Rebekka's durch den Pfarrer, ihre Flucht über die Karpaten, ihre Vereinigung mit dem geliebten Bruder geschildert, und sehr bezeichnend für den Fanatismus, die große Macht und die Nichtachtung des Staatsgesetzes von seiten der orthodoxen Judenpriester der gewaltthätige Raub Rebekka's durch Haimann Moses und seine Gesellen. Wir müssen uns mit diesen Andeutungen begnügen, obwol dieselben kaum vermögen werden, einen auch nur annähernden Begriff von dem bedeutsamen Inhalt des ganzen Buchs zu geben; doch hoffen wir, durch dieselben immerhin zur Lektüre desselben angeregt zu haben. Der Verfasser scheint uns zwar kein Schriftsteller von Fach zu sein, und in sprachlicher Beziehung wäre wol manches auszusetzen, sowie auch das Stoßweise und Unvermittelte der Erzählungsweise in den Anfangskapiteln unangenehm auffallen dürfte; im weitern Verlaufe jedoch entwickelt sich das Erzählertalent Bonnet's ganz vortrefflich, er schildert anschaulich und lebendig, psychologisch wahr, es stellt sich auch für jeden Begriff zur rechten Zeit das rechte Wort ein, sodaß das Buch auch in Rücksicht auf Form und Ausdruck höhere Ansprüche zu befriedigen vermag.

Gleichfalls eine interessante Judengeschichte, wenn auch nicht von der Bedeutung der „Ringenden Mächte" ist A. E. Brachvogel's Erzählung: „Simon Spira und sein Sohn" (Nr. 7). Diese Arbeit hat unserer Ansicht nach mehr historischen als novellistischen Werth, obwol auch letzterer nicht geleugnet werden soll. Doch ist es zu ersichtlich und fühlbar, daß es dem Verfasser in erster Linie um eine möglichst lebendige und eindrucksvolle Schilderung der Belagerung Prags durch die Schweden im

Jahre des Westfälischen Friedens 1648 und die tapfere erfolgreiche Vertheidigung der Nepomuksbrücke durch Rabbi Spira's kriegskundigen, heldenmüthigen Sohn Marcus und seine Judenschar zu thun war. Die unglückliche Liebe dieses Marcus zu der schönen Esther Katz sollte dem historisch beglaubigten Vorgange einen romantischen Beigeschmack geben; doch muß der Leser sein Hauptinteresse eben diesem Vorgange zuwenden. Eine ganz imposante Leistung, die dem bewährten Erzähler Brachvogel alle Ehre macht, ist die Reihe von Schilderungen, welche den furchtbaren Kampf um die berühmte Nepomuksbrücke in Prag zwischen den Schweden und den Juden anschaulich machen sollen. Die Gestalt des Marcus ist voll Würde und Mark und Tüchtigkeit, so zwar, daß wir seine allzu große Liebe zu dem überstolzen, hartherzigen, dünkelvollen Weibe, das diese Liebe wie eine Beleidigung, wie einen ihr angethanen Schimpf zurückweist, gar nicht recht begreifen, noch weniger billigen können. Doch da solche Verkehrtheiten im Leben häufig genug vorkommen und schließlich die übermüthige Esther zur Erkenntniß ihres Unwerths und ihrer Thorheit gelangt und sich in ihrem Herzen Verachtung und Haß in brünstige, demüthige Liebe verkehrt, so lassen wir es uns immerhin gefallen, daß sie dem Marcus anfangs so übel mitspielt und ihn in den blutigen Kampf jagt. Wurde doch damit Prag gerettet, — und wer weiß, ob nicht der Dreißigjährige Krieg ohne diese stolze Jüdin noch länger gedauert hätte. Denn daß Prag damals gehalten wurde, war mit entscheidend für das endliche Zustandekommen des Westfälischen Friedens.

Auch dieses Buch verdient gelesen zu werden, wogegen wir vor der Lektüre des nun zu besprechenden aus christlicher Nächstenliebe warnen möchten. Es ist das die 568 enggedruckte Seiten umfassende Erzählung „Schloß Raunach" (Nr. 8), dessen Verfasser oder Verfasserin nicht genannt sein will und sich nur durch drei Sternchen auf dem Titelblatte kennzeichnet. Es fällt uns auch gar nicht ein, mit ihr darüber zu rechten, daß sie, offenbar einem unabweislichen Bedürfnisse Folge leistend, ein Manuscript von bedenklichem Umfange zu Tage gefördert hat, ebenso wenig auch, daß dieses Manuscript von Katholicismen — wenn ich so sagen darf —, von salbungsvollen Sprüchen, Bibelstellen, Gebeten, frommen Reden, guten christlichen Lehren strotzt; endlich wollen wir ihr auch nicht vorwerfen, daß ihre Geschichte so langweilig ist, daß dieser Graf Joachim sich so weltlich gemein benimmt, und daß das Gretchen, eine christkatholische Musterjungfrau, vor welcher selbst ein Faust Respect haben würde, schließlich ins Kloster geht: denn solange all das nur im Manuscripte geschrieben steht, ist es wie eine böse That, die man nur denkt, aber nicht ausführt, die also auch dem lieben Nächsten keinen Schaden zufügt. Daß aber ein feingebildeter Mann, der doch auch in literarischen Dingen ein tüchtiges Urtheil haben sollte — für einen solchen ist doch selbstverständlich Herr Frommel schon in Ansehung seines Standes als Hofprediger und Garnisonspfarrer in Berlin zu halten —, zur Veröffentlichung dieses Manuscripts durch den Druck die hülfreiche Hand bot und vielleicht gar die Verfasserin dazu aneiferte, ihre Zeit auch weiterhin mit so zweckloser, nervenschwacher Arbeit zu vergeuden, das ist ganz entschieden zu tadeln. Bücher von dieser frömmelnden Sorte haben gar keine Berechtigung, zu erscheinen. Aesthetisch vollkommen werthlos, können sie dem gebildeten Leser unmöglich zusagen, ebenso wenig auch den ungläubigen oder nicht frommen Leser bekehren. Individuen aber, die bereits pietistisch angekränkelt sind, insonderheit Frauen und Mädchen dieser Sinnesrichtung kann ein solches Buch nur nachtheilig sein, indem es sie in ihrer krankhaften Stimmung bestärkt, anstatt zu rüstigem Arbeiten, zu gesunder Thätigkeit sie zu gedankenlosem „Beten" und träger Beschaulichkeit aneifert. Ein Buch, welches ein gesunder frommer Hauch durchweht, lassen wir gern gelten; aber wo die Frömmigkeit zur Frömmelei, das Buch eine pietistische Tendenzschrift wird, da glauben wir ein energisches Veto einlegen zu müssen.

Um mit keinem Miston zu schließen, haben wir die Besprechung von Rudolf Schulz' Erzählung „Sophie" (Nr. 9) an letzte Stelle gesetzt, obwol die Arbeit vermöge ihres innern Werths eine erste Stelle einzunehmen verdient hätte. Der Name dieses jungen talentvollen Autors dürfte unsern Lesern bereits vortheilhaft bekannt sein, da wir über sein Erstlingswerk „Stepan Nikititsch Sarafanow", eine Erzählung aus dem kirchlich-politischen Leben Livlands, in anerkennendster Weise zu berichten Veranlassung hatten. Steht nun auch die Erzählung „Sophie" nicht auf gleicher Höhe mit jenem Werke, welches namentlich durch seine interessanten Schilderungen der schwierigen Position und des unermüdlichen Ringens der deutschen Bevölkerung in den baltischen Provinzen gegen die Russificirungswuth der herrschenden Rasse fesselt, so bleibt sie doch immerhin eine viel Talent verrathende novellistische Arbeit, und der grell contrastirende Gegensatz zwischen den hochtragischen Ereignissen, welche hier mitgetheilt werden und eine ganze Welt von herzbrechendem Weh in sich schließen, und dem verwegen humoristischen Tone, welchen der Verfasser gleich im Beginne anschlägt und fast bis zum Schlusse festzuhalten weiß, verfehlt nicht, auf den Leser einen tiefen Eindruck zu machen. Es ist, wie wenn ein Meister der Violine mit heitern Weisen das trübe Motiv seines Vortrags zu übertönen strebte, bis dies allmählich immer dringender, immer siegreicher hervortritt, um endlich, den Spieler selbst überwältigend, in wildschmerzlichen Traueraccorden auszuklingen.

So mindestens hat uns diese Erzählung in ihrem seltsamen Verlaufe angemuthet, und wenn wir dieselbe infolge ihres verstimmenden, fast erschreckenden Schlusses, der eine allzu pessimistische Weltanschauung zum Ausdrucke bringt, ihrem absoluten Werthe nach dem ersten Werke des Verfassers hintanstellen müssen, so möchten wir doch andererseits der Ansicht Raum geben, daß die poetische Individualität und das Talent desselben darin, wenn auch zu unharmonischem, so doch imponirenderm Ausdruck gelangt. Unbedingt aber halten wir Rudolf Schulz für einen Schriftsteller, der Bedeutendes zu leisten vermag und um so mehr Beachtung verdient, als von jenem deutsch-russischen Ländercomplex, der an der Ostsee liegt und fast wie ein Stück geraubtes Deutschland aussieht und wohin Schulz seine Erzählungen verlegt, in belletristischer Form bisher wenig Kunde zu uns gelangt ist.

Oskar Welten.

Zur Cultur- und Kunstgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 7.)

8. Wiener Kunstrenaissance. Studien und Charakteristiken von C. von Vincenti. Wien, Gerold's Sohn. 1876. 8. 8 M.

Vom Weiten führt uns dieses Buch ins Enge; vom Allgemeinen zum Besondern. Aber dieses relativ „Enge" ist an sich bedeutend genug, um die eingehende Betrachtung zu verdienen, welche Vincenti ihm widmet. Er nennt „Wiener Kunstrenaissance"

das Wiederaufleben der bildenden Künste in Wien seit einem halben Menschenalter, seit dem Tage, wo Neu-Wien geboren ward. Die Architektur ging voran, ihr folgten Plastik und Malerei.

Die „Blüten, welche diese Künste trieben, bis der große Frost kam", zieht Vincenti liebevoll in den Kreis seiner Betrachtung; ja er dehnt die Grenzen dieses Kreises sogar unvermuthet aus, indem er dem Burgtheater, Grillparzer's „Libussa", Wilbrandt's „Arria und Messalina" und der Shakspeare-Woche einen eigenen Abschnitt gewidmet hat, der sich allerdings an dieser Stelle und in dieser Umgebung wunderlich genug ausnimmt. Im ganzen dürften die Vincenti'schen Skizzen, bei deren Niederschrift, wie ausdrücklich hervorgehoben ist, „den einheimischen kunstklimatischen Verhältnissen volle Rechnung getragen wurde", hauptsächlich in Wien ihr Publikum finden, obwol auch derjenige, dem die Stadt und ihre „kunstklimatischen Verhältnisse" fremd sind, manches in dem hübsch ausgestatteten Buche nicht ohne Interesse lesen wird.

9. Der Goldene Schnitt und die Anwendung desselben in der Kunst. Ein stenographirter Vortrag, gehalten im hannoverischen Künstlerverein am 24. Januar 1874 von Theodor Wittstein. Mit einer lithographirten Tafel. Hannover, Hahn. 1874. 8. 75 Pf.

Bekanntlich ist der „Goldene Schnitt", die sectio aurea, die Eintheilung einer Linie in zwei Theile, a und b, die sich so zueinander verhalten wie der größere von beiden (b) zu der ganzen Linie (a + b), nach der Formel: $a : b = b : a + b$. Zeising hat den Goldenen Schnitt als ästhetisches Gesetz in Betreff des Baues des menschlichen Körpers nachgewiesen, insofern bei dessen Länge vom Scheitel bis zur Sohle der Eintheilungspunkt nach der sectio aurea in die Gegend der Rippengrenze falle; Wittstein nimmt Zeising's Fingerzeig mit ebenso viel Glück wie Geist wieder auf, indem er die Lehre vom Goldenen Schnitt weiter ausbaut und sie namentlich auch auf Gegenstände der bildenden Kunst — nur von dieser kann ja bei räumlichen Messungen die Rede sein — überträgt. Der Schlüssel zu dem großen Räthsel: Was ist schön? dürfte damit, wenn auch erst in derjenigen Begrenzung, welche in der Natur der Sache liegt, gefunden, oder doch der Weg gezeigt sein, wie er zu finden wäre. Die Wittstein'schen Ausführungen, welche in ihrer Einfachheit bei großem Scharfsinn etwas vom Ei des Columbus an sich tragen, ziehen den Leser so fest in ihren Bann, daß er noch tagelang nach der Lektüre des ungemein anregenden Schriftchens sich versucht fühlt, an Fenstern, Thüren, Büchern, Zeitungsblättern u. s. w. die Messung nach dem Goldenen Schnitt vorzunehmen. Es ist wie mit einer Melodie, die sich uns ins Ohr gehängt hat und die wir nicht los werden können. Sache der Aesthetiker von Fach wird es sein, auf dem von Wittstein gelegten Grunde weiter zu bauen; hoffentlich geht die Kathederweisheit nicht vornehm an der kleinen Schrift vorüber. Sie verdient ihrer Originalität wegen mehr Beachtung als manches dickleibige Buch, das vielleicht nicht einen einzigen neuen Gedanken enthält, während die in diesem dünnen Heftchen vorgetragenen Anschauungen gewiß zahlreiche höchst fruchtbare Keime in ihrem Schose bergen.

10. Die Elemente der Kunstthätigkeit. Erläutert von Bernhard Grueber. Leipzig, Brockhaus. 1875. Gr. 8. 6 M.

Diesem Werke geht es ähnlich wie dem zuvor betrachteten; in anspruchsloser Form bringt es eine ungemein große Fülle neuer Anschauungen und Gedanken; aus mehr oder minder Bekanntem gewinnt es neue, überraschende Resultate; es ist eine wahre Bereicherung der einschlägigen Literatur. Im Laufe eines drei Jahrzehnte umfassenden Wirkens als Lehrer an einer Akademie der Künste hatte Grueber Gelegenheit genug, sich vertraut zu machen mit den Bedürfnissen derartiger Anstalten; und wir glauben gern, wie er es hierbei sehr schmerzlich empfand, daß ein Lehrbuch, durch welches die Gesetze des Sehens, der Farben und Formenbildung in leichtfaßlicher Weise erklärt werden, zur Zeit noch fehle und für Lehrer wie Schüler gleich wünschenswerth sei.

Diesen, den Lehrern und Schülern, sollte sich aber noch ein dritter Stand beigesellen, der Grueber's Buche ein ganz besonderes Interesse entgegentragen müßte, nämlich derjenige der Recensenten. Die allgemeine Antheilnahme an den Erzeugnissen der bildenden Kunst hat jetzt die weitesten Kreise ergriffen; jährlich wiederkehrende, in einigen Städten unsers Vaterlandes auch dauernde, endlich ambulante Ausstellungen solcher Erzeugnisse, welche letztern seit der Erfindung unserer modernen Transportmittel überhaupt erst möglich geworden und noch immer im Zunehmen begriffen sind, beschäftigen das Publikum. Nun tritt für Zeitungsredacteure und Journalisten die Nothwendigkeit auf, in den Tagesblättern, in der vielbeliebten Rubrik „Unter dem Strich" (auch „Feuilleton" oder nach dem Vorschlage eines rheinischen Organs: „Blattwerk" genannt) über dasjenige ein kräftig Wörtlein zu reden, was eben das Tagesgespräch bildet; mit andern Worten: es müssen „Kunstkritiken" geliefert werden. Fallen nun aber schon in leider nur zu vielen deutschen Zeitungen die Theaterberichte kläglich genug aus, so ist dies Beiwort doch in noch weit höherm Maße auf dasjenige anzuwenden, was so ein deutsches Tagesblatt seinen Abonnenten und Lesern in Betreff von Bilderausstellungen glaubt bieten zu können. Nicht nur die Welt wird im allgemeinen mit sehr wenig Verstand regiert, sondern auch die öffentliche Meinung, und Detmold's köstliche „Anleitung zur Kunstkennerschaft" hat seit nunmehr etwa dreißig Jahren nichts von ihrer schlagenden Wahrheit eingebüßt.

Auch diesen trostlosen Zuständen abzuhelfen, ist Grueber's Buch ganz geeignet; nicht minder sollten die Re-

gisseure deutscher Bühnen, welche in Farbenzusammenstellungen oft Unglaubliches leisten, es studiren. Der Verfasser hat seinem Werke insoweit eine populäre Haltung gegeben, daß der gebildete Laie den größten Nutzen daraus ziehen muß, Bilderrecensenten also wie Regisseuren, denen es mit ihrer Aufgabe Ernst ist, leisten sich selbst den größten Dienst, wenn sie „die Elemente der Kunstthätigkeit“ erst einmal gehörig ins Auge fassen, wie sie Grueber darlegt; wenn namentlich jene das zweite Kapitel: „Licht und Farbe“, das dritte: „Bildung und Charakteristik der Form“, endlich das vierte mit seiner lehrreichen Untersuchung über den Horizont recht genau durchlesen. Würde Grueber's ausgezeichnete Arbeit auch nach dieser Seite hin wirken, so möchte man es vielleicht noch erleben, ein Geschlecht von Recensenten herangebildet zu sehen, welche über Bilder urtheilen, trotzdem sie etwas davon verstehen.

Auf alle Fälle ist, mit Grueber's Buche in der Hand, das große Publikum, der Kunstliebhaber, der Bilderfreund in den Stand gesetzt, eine tüchtige Grundlage für sein Urtheil sich zu schaffen; hoffentlich wird die Gelegenheit, sich nach dieser Richtung hin zu belehren, von recht vielen ergriffen werden. Alsdann wird der Dilettantismus der Anschauungen auf diesem Gebiete ganz von selbst allmählich schwinden, und das reife, wohlbegründete Urtheil an dessen Stelle treten.

Wie sich nun theoretische und kunstgeschichtliche Uebersicht in Grueber's Werke glücklich verbindet und zu harmonischer Verschmelzung und gegenseitiger Durchdringung gekommen ist, kann hier im einzelnen nicht belegt, es muß vielmehr summarisch auf die Lektüre und das Selbststudium des Buchs verwiesen werden, denn d. Bl. sind kein fachwissenschaftliches Organ. Einen Punkt aber gilt es noch, aus Grueber's schönem Ganzen hervorzuheben; einen Punkt, der bis auf diesen Tag hartnäckig umstritten, aber gleichwol für denjenigen nicht unentschieden ist, der vom Allgemeinen auf das Besondere zu schließen sich zum Gesetz gemacht hat. Das ist Goethe's Stellung zur Farbenlehre. Dieses Kapitel bei Grueber muß das lebhafteste Echo im Herzen selbst solcher Leser wecken, die zwar zu der bildenden Kunst kein näheres Verhältniß haben, denen aber die vaterländische Literatur am Herzen liegt.

Tiefer, als man heutzutage noch glauben sollte, ist in der zweifelnden Brust des deutschen Bildungsphilisters die kindische Anschauung begründet, als wären Goethe's wissenschaftliche Bestrebungen für nichts zu achten. Man frage nur einmal herum bei dem Volke der Dichter und Denker, und man wird erschreckt erstaunen, wie viele bekennen werden, daß es doch eigentlich schade sei um die verlorene Zeit, welche Goethe auf Osteologie, Mineralogie, Botanik, Farbenlehre u. s. w. verwendet habe. Was Goethe Großes und Gewaltiges für die strenge Wissenschaft geleistet, würdigen bis heute noch die wenigsten; gleichwol heißt dieses Nichtwürdigen geradezu nichts anderes, als Goethe überhaupt so gut als gar nicht kennen. Vollkommen richtig hat eine Autorität wie Wilhelm Scherer es neulich ausgesprochen: „Je genauer wir Goethe kennen lernen, desto höher steigt neben dem Dichter der Gelehrte.“ Merkwürdig genug wird es immer bleiben, daß Jahrzehnte nach dem Tode des noch dazu im höchsten Alter gestorbenen Goethe vergehen mußten, ehe diese Anschauung seines Wesens auch nur einigermaßen allgemein wurde; herrschend ist sie ja noch lange nicht! Herrschend ist nur die wol aus den rohen Gelehrtenzänkereien älterer Zeiten leider bis auf unsere Tage gerettete Unsitte, an der Größe einer so gewaltigen Erscheinung wie Goethe womöglich so lange hämisch zu mäkeln, zu deuteln und zu nörgeln, bis nichts mehr daranbleibt. Unbedingte, freudig-enthusiastische Hingabe an einen unzweifelhaft großen Genius liegt nicht nur ganz und gar nicht im Charakter des deutschen Volks, sondern im Gegentheil: je niederträchtiger die Angriffe sind, mit welchen nichtswürdige Schamlosigkeit einen Großen anzwackt, desto vergnügter reibt eine schadenfrohe Mehrheit sich die Hände. Statt daß ein Schrei der Entrüstung das Froschgequak der Menzel, Börne und Consorten über Goethe sofort bei dem ersten Laute, den diese Gesellen von sich zu geben wagten, ein für allemal erstickt hätte, ward vielmehr auf der ganzen Linie deutscher Bierbankpatrioten in die Hände geklopft, und ein lautes „Bravo“ belohnte und ermuthigte jene Kläffer. Dankbarkeit gegen Goethe war von jeher eine nicht vorhandene Seite des deutschen Volkscharakters; es galt als weit mehr „national“, weit mehr „patriotisch“, ja als einzig „deutsch“, diesen größten Deutschen so klein zu machen wie nur möglich. Ob man zugleich, indem man sich die Nase abschnitt (um ein triviales, aber bezeichnendes Bild zu gebrauchen), das eigene Angesicht schändete — das wurde weiter nicht bedacht.

Dieser Stand der Dinge, wenn er auch nicht mehr in seiner ganzen ehemaligen Ausdehnung vorhanden sein mag, herrscht doch auch heute noch weit mehr, als es recht und billig ist; noch heute interessirt sich die Menge weit mehr für „Goethe's Liebschaften“ (wie sogar ein Buch — recht geschmackvoll! — betitelt werden konnte) als für die Resultate, die der Gewaltige erzielt, für die Förderung, die er der Erkenntniß, dem Wissen, der Entwickelung des geistigen Lebens hat angedeihen lassen. Willkommen ist daher jeder, der in der Lage ist, nachzuweisen wie sehr im einzelnen Goethe noch gegenwärtig unterschätzt wird, und es ist Grueber's höchst glücklicher Gedanke und seines Buchs besonderes Verdienst, den Bemühungen des Dichters für die Farbenlehre gerecht geworden zu sein. Grueber wünscht: „daß die Farbenlehre, mit welcher uns Goethe einst beschenkt habe, bald in einer den Anforderungen der Gegenwart entsprechenden Form als neue Auflage ans Licht trete“, nachdem er sich über das Werk selbst folgendermaßen ausgesprochen hat:

> Goethe ist Künstler und Aesthetiker, seine Anschauung der Dinge eine höchst geläuterte. Begabt mit einem rastlosen Forschungseifer und dem feinsten Unterscheidungsvermögen, konnte es, als er die Farben zum Gegenstand seiner Untersuchungen machte, nicht anders geschehen, als daß er sich der Newton'schen Lehre gegenüberstellte. Durch seinen Umgang mit Künstlern und seine Reisen in Italien war Goethe in das Reich der Farben eingeführt worden, und wahrscheinlich hatte er in Rom gegenüber den Meisterwerken Rafael's, Tizian's und Correggio's den Entschluß gefaßt, eine Farbenlehre auszuarbeiten, die er jedoch erst in seinem neunundfunfzigsten Jahre vollendete. Das Irrthümliche der Newton'schen „Optics“ erkannte Goethe vollständig, und sein Bestreben war vor allem dahin gerichtet, den schädlichen Wirkungen dieser Lehre vorzubeugen. Er benennt übrigens sein eigenes Werk nicht eine Theorie, sondern nur den „Entwurf einer Farbenlehre“, bietet aber in der That unendlich mehr, als der Titel verspricht. Goethe hat seine Arbeit zunächst für Künstler bestimmt, weil in künstlerischer Beziehung

das Bedürfniß fester Anhaltspunkte am meisten gefühlt wurde: sein Verfahren ist daher nicht allein gerechtfertigt, sondern kann den Werth nur erhöhen, in keinem Falle aber beeinträchtigen. Daß die Farbe in ganz ähnlicher Weise wie die Wärme als Begleiterin des Lichts auftrete, keineswegs aber ein dem Lichte unmittelbar angehörender Theil sei, wurde dem feinen Beobachter bald klar; er suchte nach einer richtigen Erklärung und fand sie in den verschiedenen Graden der Trübung, welche der Strahl zu durchdringen hat. Und wie durch die Entdeckungen des Kopernicus die endlosen Wirrnisse des Ptolemäischen Weltsystems beseitigt wurden und die Bewegung der Himmelskörper sich als eine einheitliche darstellte, so führt auch Goethe's Lehre die Farbenerscheinungen auf einfache Naturgesetze zurück und stellt die vollkommene Uebereinstimmung aller Farbenglieder her. In Einem Punkte irrte der große Mann ganz unbegreiflich, indem er glaubte, es werde die Wahrheit seiner Lehre alsbald siegreich durchdringen. Der Dichter hatte keine Idee von dem Schlendrian der Schulmänner und Stubengelehrten; von ihrem Widerwillen, selbst zu denken und eigene Versuche anzustellen. Diese Leute machen Bücher aus Büchern und kommen nie dazu, in Gottes freier Welt sich umzuschauen. Da liegt vor mir ein Berg von neuern Werken über Physik, Optik und Physiologie, darunter die umfassenden Arbeiten von Eisenlohr, Münch, Johann Müller u. a.: in allen sind die Newton'schen Fabeln von den sieben homogenen Lichtern Wort für Wort nachgeschrieben, wobei Goethe's Name meistens gar nicht genannt wird. Verwundern darf man sich über diese Thatsachen nicht; erscheinen ja heute noch in Süddeutschland (vielleicht auch anderwärts) Lehrbücher über Geographie, in denen das Feststehen der Erde behauptet wird, trotz Kopernicus und aller Weltumsegelungen. Hätte übrigens Goethe den ganzen polemischen Theil seines Werks nebst den eingestreuten Widerlegungen der Newton'schen „Optics" fortgelassen, würde seine Lehre ungleich größere Anerkennung gefunden haben. Die Mathematiker und Physiker vom Fach, welche von vornherein gegen die Arbeit eines Dichters eingenommen waren, wurden ergrimmt über die Zurechtweisungen, welche derselbe einem ihrer Koryphäen angedeihen ließ, und rächten sich durch Ausfälle oder wenigstens durch beharrliches Ignoriren. Goethe's bescheidenes Motto: „Si vera nostra sunt aut falsa, erunt talia, licet nostra per vitam defendimus. Post fata nostra pueri, qui nunc ludunt, nostri judices erunt", hat sich nicht in seinem Sinne bestätigt. Aus den damals spielenden Knaben sind keine unparteiischen Richter erwachsen, sondern die Leutchen spielen noch immer mit hingeworfenem Tand, und von dem Richteramte, welches ihnen die Weltgeschichte auferlegt, wissen sie keinen Gebrauch zu machen.

Diese schönen, warm empfundenen Worte ehren gleichmäßig den großen Genius, welchem sie gelten, wie den Gelehrten, der sie geäußert hat. Nicht wirkungsvoller kann man Grueber's geistreiches Buch empfehlen als durch den Hinweis auf die vorstehend mitgetheilte Stelle.

Hermann Uhde.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In der „National-Zeitung" hat der geistreiche Publicist und Reichstagsabgeordnete L. **Bamberger** einen Artikel: „Eine deutsche Revue des deux mondes", veröffentlicht, in welchem er die von Rodenberg herausgegebene „Deutsche Rundschau" als eine solche hinstellt. Wir haben gegen diese trefflich redigirte Revue keine Einwendung zu erheben, wol aber gegen das Princip Bamberger's, daß dieselbe in Deutschland die einzige bleiben und alle andern zu Grunde gehen sollen, um ihre alleinige Blüte und ausschließliche Souveränetät zu sichern. Bamberger spricht überdies sehr geringschätzig von der Abonnentenzahl der übrigen deutschen Revuen, jedenfalls ohne genauere Kenntniß derselben, sodaß ihr Untergang wie der Untergang der Rothhäute als eine nur für sie selbst beklagenswerthe geschichtliche Nothwendigkeit erscheinen müsse. Wenn eine neue Revue wie die „Deutsche Rundschau" häufig sich in der Lage sieht, ihren Aufschwung durch Veröffentlichung der Zahl ihrer Abonnenten zu unterstützen, so sind Revuen, die seit Jahrzehnten bestehen, durchaus nicht genöthigt, zu solchen Mitteln zu greifen, und es ist seitens Bamberger's offenbar eine optische Täuschung, wenn er deshalb verkennt, daß diese ältern Revuen auf einer soliden Grundlage ruhen, und ihnen ohne weiteres jede Existenzberechtigung und nicht weniger die Möglichkeit der Existenz abspricht.

Abgesehen von diesem voreiligen Todesurtheil, welches Bamberger über mehrere Zeitschriften verhängt, die sich noch ahnungslos ihres Lebens freuen, ist aber auch die literarische Centralisation, welche in dem Verlangen einer einzigen deutschen Revue liegt, principiell anfechtbar und in Deutschland nicht durchzuführen; ja auch Frankreich hat zu jeder Zeit mehrere Revuen neben der „Revue des deux mondes" gehabt. Der Vielseitigkeit des Geschmacks Rechnung zu tragen, ist eine Aufgabe, der sich die Journalistik nicht entziehen darf; vor allem aber bedarf es der Instanzen. Eine zu ausschließlicher Alleinherrschaft gelangte Revue könnte in Hände gerathen, denen es mehr um Ausübung einer literarischen Dictatur als um eine gerechte Würdigung der Kunst- und Literaturerzeugnisse zu thun ist.

Wenn aber Bamberger die „Deutsche Rundschau" als unsere Revue des deux mondes bezeichnet, so darf man ihm wol entgegnen, daß „Unsere Zeit" schon seit länger als einem Jahrzehnt diese Bezeichnung für sich in Anspruch nimmt und, ohne die französische Revue sklavisch nachzuahmen, ihr doch in vieler Hinsicht näher kommt als die „Deutsche Rundschau". So bringt sie z. B. längere Artikelfolgen, die Bamberger selbst in der „Rundschau" vermißt, wenn auch nicht über ältere geschichtliche Perioden, wie dies oft in der „Revue des deux mondes" der Fall ist, doch über die neueste Geschichte der hervorragendsten europäischen Staaten. „Unsere Zeit" bringt interessante geographische und ethnographische Artikel, im Anschluß an die neuesten Entdeckungen; und auch dies Gebiet wird von der „Deutschen Rundschau" bisher nicht angebaut, während die „Revue des deux mondes" häufig derartige Aufsätze enthält. Dann aber hat „Unsere Zeit" durch ihre geistvollen Essays und Charakterköpfe sich Ruf erworben und erinnert dadurch an diejenigen von Saint-Beuve und Planche in der „Revue des deux mondes". Eine Unähnlichkeit der beiden Zeitschriften besteht darin, daß die französische Revue Romane und Novellen der ersten Schriftsteller bringt, während „Unsere Zeit" dies belletristische Element ausgeschlossen hat. Die Redaction glaubte, in Deutschland davon absehen zu können, da es nicht blos in Zeitungsfeuilletons wie in Frankreich, sondern in zahlreichen illustrirten und nicht illustrirten Journalen selbständige Vertretung findet. Hierin ist die „Deutsche Rundschau" in die Bahnen der französischen Revue getreten.

Wir sind indeß weit davon entfernt, die geringere oder größere Aehnlichkeit mit dem französischen Vorbilde, das sich allerdings eines verdienten Weltrufs erfreut, zum Maßstab machen zu wollen für die Würdigung des Verdienstes, das eine deutsche Revue sich erwirbt; wir legten diesen Maßstab nur an, weil Bamberger ihn schon durch die Ueberschrift seines Artikels als den entscheidenden für seine Betrachtungen bezeichnet hat. Möge jede Revue in ihrer Art und Weise ein Culturgemälde der Gegenwart zu geben suchen; „Unsere Zeit" und auch manche andere Revuen brauchen noch keinen Hermes Psychopompos, der ihnen das Geleite in die Unterwelt gibt.

— Auf allen Gebieten der deutschen schönen und kritischen Journalistik regt es sich jetzt mit besonderer Productivität. Wenn die industriellen Unternehmungen daniederliegen, so scheint dagegen der deutsche Buchhandel nichts eingebüßt zu haben von

seiner Unternehmungslust. Otto Hammann und Wilhelm Henzen geben im Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig eine Monatsschrift heraus unter dem Titel „Dramaturgische Blätter", welche sich als ein ernstes Fachorgan für das Theater einführt, etwa wie es Rötscher's dramaturgische Zeitschrift gewesen ist. In der Einleitung heißt es: „Die neue Monatsschrift würde sich aber im voraus mit dem Scheine von Oberflächlichkeit umgeben, wollte sie sich mit der Beurtheilung einzelner Theaterereignisse und -Erscheinungen begnügen. Sie bringt daher an der Spitze allgemeine Aufsätze über Theater, dramatische und dramatisch-musikalische Kunst, einzelne Gebiete derselben, einzelne Künstler, literarisch-historische Fragen u. s. w. Will sie ferner auch ein treues Spiegelbild der modernen Theaterzustände zeigen, so müssen doch, da man ohnehin geneigt ist, über den Darstellern das Dargestellte zu übersehen, im Sinne der Kunstförderung nicht sowol jene als die Novitäten, neuen Einstudirungen und Einrichtungen, in den Vordergrund der Betrachtung gerückt werden. Endlich ist auch die moderne Theaterliteratur nicht zu übergehen; denn erst ihre genaue Kenntniß ermöglicht den endgültigen Schluß, ob das deutsche Theater wirklich dem Verfall entgegengeht oder eines neuen Aufschwungs fähig ist, und ob, jenes angenommen, die Verkehrtheit der Bühnenleitungen oder der Mangel an guter Production und guten Schauspielern oder letztlich der thörichte Geschmack der Zeit den größern Theil der Schuld trägt. Es zeugt ebenso von Klugheit wie von Selbsterkenntniß, wenn man den künftigen Vorwürfen dadurch die Macht zu entziehen sucht, daß man im voraus seine Fehler offen eingesteht. Nur einen Vorzug, der freilich ein großes Publikum hat, wird das neue Blatt entbehren müssen, — es wird sich weder am Skandale weiden, noch mit pikanten Pointen das Große vergiften und das Alltägliche und Gemeine versüßen wollen. Humor und treffender Witz sei erlaubt, die unparteiische Wahrheit geboten!" Gewiß sind diese Principien anzuerkennen in einer Zeit, wo ein großer Theil der Theaterkritik der Witzhascherei und dem Skandal sowie der kläglichsten Parteilichkeit huldigt; auch die Dreitheilung des Journals, wie sie das erste Heft zeigt: „Allgemeine Aufsätze", „Theaterbriefe", „Literaturberichte", ist zu billigen, und unter den Mitarbeitern finden sich tüchtige Namen: Wichert, Kürnberger, Sauer u. a. Dagegen ist ein Bedenken, das gerade dem Bestand tüchtiger dramaturgischer Zeitschriften stets im Wege war, schwer zu beseitigen: die Indifferenz eines überwiegenden Theils der deutschen Schauspieler gegen alle Theaterliteratur, in welcher sie selbst nicht die Hauptrolle spielen und ihren Namen nicht gedruckt finden; doch bieten ja die „Theaterbriefe" auch hierfür eine Handhabe, wenngleich sie in Beurtheilung der einzelnen Kräfte nicht so ins Detail gehen können wie die Localkritik.

— Der „Deutschen Dichterhalle", welche von Ernst Eckstein taktvoll redigirt wird und außer Beiträgen der namhaftesten Poeten auch kleine ästhetische Essays und kritische Glossen verschiedenster Art enthält, ist ebenfalls eine Concurrenz erwachsen. Eine schweizerische „Dichterhalle" bestand schon seit zehn Jahren, unter der Redaction von Rudolf Fastenrath; Beiträge schweizerischer Dichter bildeten den Kern derselben, doch nahm sie auch Kritiken auf, und ihre Anordnung war derjenigen der „Deutschen Dichterhalle" in der letzten Zeit sehr ähnlich. Doch Fastenrath begnügt sich nicht mit einer alpinen Concurrenz; er gibt jetzt eine „Neue deutsche Dichterhalle" heraus (Leipzig, Thiele, und Stuttgart, Neff), welche sich von der Eckstein'schen in der äußern Anordnung kaum unterscheidet; der erste Theil bringt Poesien, der zweite Prosadichtungen, kurze Erzählungen, Skizzen, Vermischtes sowie einen interessanten offenen Sprechsaal und Briefkasten. Die „Neue deutsche Dichterhalle" erklärt, daß sie bei lyrischen Gedichten der sangbaren Form den Vorzug gibt. Sie unterscheidet sich von der Eckstein'schen indeß durch einen lyrischen Beiwagen mit einem Damensalon, „Orphelia", zu dem nur deutsche Dichterinnen zugelassen werden. Wir begegnen in beiden Dichterhallen vielfach denselben Namen; für die lyrische Production selbst kann es deren nicht genug geben, und auch einer dritten und vierten würde es nicht an Beiträgen fehlen. Will doch auch die „Neue deutsche Dichterhalle" weniger bekannte gediegene Kräfte heranziehen. Vorläufig wird aber die Eckstein'sche durch die hervorragenden Talente, über die sie gebietet, wol einen Vorsprung haben. Eine dritte Dichterhalle, wenn sie auch nicht diesen Namen trägt, sind die „Declamatorischen Blätter" von F. Wilibald Wulff (Hamburg, Schardius). Sie bringen keine Prosa, kein Feuilleton, sondern nur Gedichte, die sich zum Vortrag in geselligen, öffentlichen und privaten Kreisen eignen.

— Eine neue illustrirte Zeitung für Kunst, Literatur und Unterhaltung: „Namenlose Blätter", erscheint unter der Redaction von Louis von Selar (Berlin, Mecklenburg); sie bringt Novellen, Kunstcorrespondenzen, Plaudereien, Vermischtes, manches darunter recht ansprechend. Ein journalistisches Berufsblatt, „Die Feder", redigirt von Otto von Breitschwert (Berlin, Meyer), vorläufig von bescheidenem Umfang, bringt Aufsätze über journalistische Technik, journalistisches Vereinswesen und anderes sowie geschäftliche Inserate.

Ausländische Literatur.

„Essai sur le ministère de Turgot" von T. Foncin ist wol das Vollständigste, was über diesen Minister bisher geschrieben worden. Es ist nicht blos Biographie, sondern, wie der Titel andeutet, eine ausführliche Geschichte der Reformen, welche unter Ludwig XVI. versucht wurden, und des Widerstandes, auf den sie seitens der blinden Anhänger des ancien régime mit all seinen Misbräuchen stießen.

— Ein sehr gelehrtes und werthvolles Werk, historisch-geographischen Inhalts, ist das „Histoire de la formation territoriale des États de l'Europe centrale" betitelte, von Auguste Himly, Professor der Geographie an der Sorbonne. Aehnlicher Art ist „Géographie historique et administrative de la Gaules romaine" von Ernest Desjardins, nur daß ersteres sich bis auf die neueste Zeit erstreckt, letzteres nur das Alterthum behandelt.

— Von Philarète Chasles' „Études sur le seizième siècle en France" ist eine umgearbeitete Auflage erschienen. Voran geht eine Abhandlung über die Versendung von Büchern und Handschriften vor und nach der Erfindung der Buchdruckerei.

— „Les légistes; leur influence sur la société française", ist das Werk eines bisjetzt unbekannten, aber verheißungsvollen Schriftstellers, A. Bardoux, welcher hier gegen den Fatalismus in der Geschichte Verwahrung einlegt und nicht zugeben will, daß „vollendete Thatsachen" deshalb nothwendigerweise recht sein müssen. Das heutige Frankreich sei die Schöpfung einerseits der légistes (Gesetzgeber) und andererseits der Schriftsteller. Durch ihr Festhalten am Buchstaben des Gesetzes haben jene den Weg zur Dictatur der revolutionären Anführer und zum Siege der Gleichheit auf Kosten der Freiheit gebahnt.

— Pikante Anekdoten, Skizzen und Porträts mit politischem Hintergrunde bilden den Inhalt des kleinen Bändchens „Les cours et les chancelleries: impressions et souvenirs" von E. Léonzon-Leduc. Außer französischen Staatsmännern, worunter besonders die Schilderung Lamartine's interessirt, finden wir hier auch die Porträts des Lord Beaconsfield und des Fürsten Bismarck.

— In Madame Claire de Chandeneux, welche soeben „Le lieutenant de Rancy", den fünften ihrer unter dem Haupttitel „Les ménages militaires" herausgegebenen Romane veröffentlicht hat, scheint die französische Literatur ihren Hackländer gefunden zu haben. Als Gattin eines hochgestellten Offiziers hat sie augenscheinlich gute Gelegenheit zur Beobachtung gehabt, und ihre Schilderungen sind ebenso eigenartig wie lebensgetreu.

— In der „Bibliothèque de philosophie contemporaine" (Verlag von Germer Baillière) ist soeben eine anonyme Uebersetzung der Schrift über „die Freiheit des menschlichen Willens" „Essai sur le libre arbitre" von Arthur Schopenhauer erschienen. Aus den Anmerkungen dazu ist ersichtlich, daß der Uebersetzer seinem Verfasser abhold ist, und wenn die „Saturday

Review", der wir die Mittheilung entnehmen, richtig berichtet, hat er einen groben Irrthum begangen, indem er Schopenhauer sagen läßt, er habe Kant's Skepticismus bis zu seinen letzten Folgen geführt. Kant ein Skeptiker!

— Der Schöpfer des Feuilleton, Jules Janin, hat in M. Piédguel einen Biographen gefunden, der ihm ein würdiges Denkmal gesetzt, welches einen vortrefflichen Beitrag zur Geschichte der neuern französischen Literatur bildet.

— Unter dem Titel „Lord Palmerston — Lord Russell" hat Auguste Laugel diesen beiden Staatsmännern eine Schrift gewidmet, in welcher er sie in wenig günstiger Weise schildert. Von ersterm sagt er, er frage weder nach Gerechtigkeit, noch nach Freiheit, noch nach Menschlichkeit, noch nach Sittlichkeit, noch, um es kurz zu sagen, nach irgendeinem der Grundsätze, welche die Menschen mit dem Himmel verbinden. Mit Napoleon III. habe er außer andern Zügen besonders diesen gemeinsam gehabt, daß er eine tiefe Ueberzeugung hegte, die Franzosen seien der Freiheit unwürdig. Nicht viel besser kommt der Graf Russell weg.

— „Psychologie réaliste: étude sur les élements réels de l'âme et de la pensée" von T. Sièrebois ist, wie der Titel besagt, eine rein materialistische Philosophie, nach welcher die Seele eine bloße Anhäufung von Moleculen ist. ‚Entgegengesetzter Richtung ist „Introduction à la recherche des causes premières. De la méthode" von P. A. Barbauld. Gegenüber den französischen Positivisten Comte und Taine behauptet er das Vorhandensein primärer Ursachen und meint, die Kenntniß derselben sei vom menschlichen Geiste zu erreichen, nur müsse man nicht dogmatisch verfahren, sondern sich wie Sokrates mit der hypothetischen Methode begnügen. Etwas französischer Patriotismus, was jetzt mit Haß der Deutschen gleichbedeutend ist, liegt wol zum Theil in seiner Beurtheilung Hegel's, den er einen unlogischen Denker, unverständlichen Schriftsteller und, wie Schopenhauer, einen Sophisten und Quacksalber nennt.

— Unter den neuesten französischen Romanen verdienen mit besonderer Auszeichnung genannt zu werden Henry Gréville's „Dosia" und André Lemoyne's „Alice d'Evran".

— Aus der neuesten englischen Literatur sind zu verzeichnen: „Charles Kingsley: his Letters and Memoirs of his Life", von dessen Gattin herausgegeben, wo wir den vielseitigen Mann, der Geistlicher, Schriftsteller, Dichter und Professor war, von der liebenswürdigsten Seite kennen lernen, und „Letters of Elizabeth Barrett Browning, addressed to Richard Hengist Horne", herausgegeben von S. R. Townshend Mayer, eine Sammlung interessanter Briefe dieser anerkannt größten englischen Dichterin, in welchen sie viele ihrer Zeitgenossen beurtheilt und mit dem Adressaten Horne eine Polemik über Metrik führt.

Bibliographie.

Adolphi's, A., Poetischer Nachlaß. Riga, Brutzer u. Comp. Br. 8. 5 M.

Bergemann, B., Das höfische Leben nach Gottfried von Strassburg. Berlin, Kamlah. 1876. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von F. Pfeiffer. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von F. Pfeiffer. 5te Aufl. Herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Erinnerungen eines Schwaben. Zeit- und Sittenbilder aus den letzten und ersten Tagen des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von J. E. Günthert. 2te Reihe. Nördlingen, Beck. 8. 2 M. 75 Pf.

Glehn, N., Nordische Lieder. Leipzig, Richter. 8. 2 M. 20 Pf.

Gopčević, S., Montenegro und die Montenegriner. Leipzig, Fries. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Haeberlin, J., Der Kanton Thurgau in seiner Gesammtentwicklung vom Jahre 1849—1869 geschildert. Frauenfeld, Huber. 1876. Gr. 8. 5 M.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 24ste Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 2 M. 40 Pf.

Lasser, genannt Auersperg. Eine cisleithanische Zeitstudie. Amberg, Habbel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Marx, F., Gemüth und Welt. Gedichte. 3te um die Hälfte vermehrte Auflage. Leipzig, E. J. Günther. 16. 3 M.

Mehring, F., Zur Geschichte der deutschen Socialdemokratie. Ein historischer Versuch. Magdeburg, Faber. Gr. 8. 2 M.

Molitor, W., Die Weisen des Morgenlandes. Ein Weihnachts- und Dreikönigsspiel. Münster, Russell. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Pocci, F., Lustiges Komödienbüchlein. 6tes Bdchn. München, Stahl. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Porter, Rosa, Sommerreiser zum Winterfeuer. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Maria Morgenstern. Basel, Schneider. 8. 2 M. 40 Pf.

Rothenbach, J. E., Volksthümliches aus dem Kanton Bern. Localsagen und Satzungen des Aberglaubens. Gesammelt von H. Grunholzer durch seine Seminarzöglinge. Zürich, Schmidt. 1876. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schaefer, J., Gedichte. Krefeld, Klein. 1876. 8. 2 M.

Elsässer Schatzkästel. Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen in Straßburger Mundart, nebst einigen Versstücken in andern Idiomen des Elsasses. Mit einem „Schlüssele zuem Schatzkästel" von A. Stöber. Straßburg, Schultz u. Comp. Gr. 8. 6 M.

Schmid, H. v., Winland oder die Fahrt ums Glück. Erzählende Dichtung. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 6 M.

Schmitz, A., Nero. Historische Tragödie. Leipzig, Webel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schneider, G. H., Ueber die Empfindung der Ruhe. Psychologische Untersuchung. Zürich, Schmidt. 1876. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Die Unterscheidung. Analyse, Entstehung und Entwickelung derselben bei den Thieren und beim Menschen. Vergleichende psychologische Untersuchungen über die Einheit unseres Erkenntnissvermögens im Sinne einer monistischen Naturphilosophie, gestützt auf die allgemeine Bedeutung des psychologischen Gesetzes und auf die Thatsache der genetischen Entwickelung der animalischen Wesen. Zürich, Schmidt. 1876. Gr. 8. 2 M.

Schram, W. C., Jean Paul als Pädagoge. Brünn, Knauthe. 8. 50 Pf.

Drei Schummerstunden aus Gretchens Leben. Das Lachen. Erzählungen einer Frau. Berlin, Dobberke u. Schleiermacher. 8. 1 M. 50 Pf.

Schuster, R., Bilder aus der Weihnachtszeit und für die Weihnachtszeit. Vortrag. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. Gr. 8. 40 Pf.

Schütte, W., Der Sternhimmel. Eine populäre Darstellung des Weltgebäudes. Leipzig, Brandstetter. Lex.-8. 10 M.

Shakespeare's Werke. Für Haus und Schule deutsch mit Einleitungen und Noten bearbeitet von A. Hager. 1ster Bd. Freiburg i/Br., Herder. 8. 2 M. 40 Pf.

Siegmey, Die neue Odyssee. Tragikomische Irrfahrt durch moderne Culturgebiete. Illustrirt von Duyffke. Berlin, Denicke. 1876. Gr. 8. 3 M.

Spitzer, D., Wiener Spaziergänge. 3te Sammlung. Wien, Rosner. 8. 5 M.

Stieve, F., Das kirchliche Polizeiregiment in Baiern unter Maximilian I. 1595—1651. München, Rieger. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Stommel, G., Die deutsche Industrie vor dem Reichstag. Versuch einer umfassenden gemeinverständlichen Darstellung der Zollfrage aus den Gesichtspunkten des Nationalsystems und der Freihandelslehre. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Storm, T., Aquis submersus. Novelle. Berlin, Paetel. 16. 3 M.

— — Ein stiller Musikant. — Psyche. — Im Nachbarhause links. Drei Novellen. Braunschweig, Westermann. 16. 3 M. 60 Pf.

Tegnér, E., Axel. Romanze. Deutsch von M. Vogel. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 16. 75 Pf.

Neue Thalia. Taschenbuch für Damen. 1877. Wien, Perles. Gr. 16. 7 M.

Tharau, H., Im Hochland. — Fee. Zwei Novellen. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 3 M. 60 Pf.

— — Vera. Eine Novelle. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 1 M. 80 Pf.

Neues Wiener Theater. Nr. 68: Fromont junior und Risler senior. Drama von A. Dodet und A. Belot. Autorisirte Uebersetzung. Wien, Rosner. 8. 2 M. 40 Pf.

Theater-Correspondenz. Nr. 1: Gorilla oder Chimpanse. Schwank von F. Koppel-Ellfeld. Dresden, Pierson. Gr. 8. 2 M.

Tomaschek, J. A., Die beiden Handfesten König Rudolf's I. für die Stadt Wien vom 24. Juni 1278 und ihre Bedeutung für die Geschichte des österreichischen Städtewesens. Eine kritische Studie. Wien, Gerold's Sohn. 1876. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Traun, J. von der, Die Aebtissin von Buchau. Eine Novelle. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Verne's, J., Schriften. 22ster u. 23ster Bd.: Der Courier des Czar. (Michael Strogoff.) Von Moskau nach Irkutsk. 2 Bde. Wien, Hartleben. 8. à 2 M. 70 Pf.

— — Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. 3te Serie. 43ste bis 54ste Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 50 Pf.

Vincenti, C. v., In Glut und Eis. Novellen und Geschichten. 2 Bde. Dresden, Baensch. 8. 6 M.

Volger, F., Wie denken Sie über Serbien? oder eine türkische Eroberung. Posse mit Gesang mit freier Benutzung eines französischen Stoffes. Musik von F. Richter. Landsberg a/W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

Waal, A. de, Cardinal Antonelli. Bonn, Hauptmann. 1876. 8. 50 Pf.

Wagner, R., Geschichte der Belagerung von Strassburg im Jahre 1870. Auf Befehl der königlichen General-Inspection des Ingenieur-Corps und der Festungen nach amtlichen Quellen bearbeitet. 3ter Thl. 1ste Hälfte. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 22 M.

Waitz, T., Anthropologie der Naturvölker. 2te Auflage, mit Zusätzen des Verfassers vermehrt und herausgegeben von G. Gerland. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes und den Naturzustand des Menschen. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 8 M.

Wallner's allgemeine Schaubühne. 53ste u. 54ste Lfg.: Leonore. Schwank von E. Volger. — Hegelmann's psychologische Briefe, oder Folgen eines Gedankenstrichs. Lustspiel von R. Rahsalf. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. à 75 Pf.

Weddigen, O., Lessing's Theorie der Tragödie mit Rücksicht auf die Controverse über die κάθαρσις τῶν παθημάτων. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 80 Pf.

Weiss, C., Geschichte der Stadt Speier. Speier, Lang. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Welf, P., Ein seltenes Leben. (Friedrich Wilhelm Rogge.) Zürich, Schmidt. Gr. 8. 8 M.

Zur Erinnerung an Franz Pocci. (Von H. Holland.) München, Stahl. Gr. 16. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Arthur Schopenhauer's
Sämmtliche Werke.

Herausgegeben von Julius Frauenstädt.

Zweite Auflage.

Sechs Bände. 8. Geh. 48 M. Geb. 57 M.

Binnen drei Jahren ist die erste Auflage von Schopenhauer's Sämmtlichen Werken vergriffen worden: ein sprechendes Zeugniß von der Bedeutung, welche der Schopenhauer'schen Philosophie fortwährend in der ganzen gebildeten Welt zuerkannt wird. Die zweite Auflage, von dem Herausgeber mit Berichtigungen und Zusätzen versehen, ist vollständig auf einmal erschienen.

Einzelne Bände werden daraus nicht abgegeben, doch sind die in denselben enthaltenen Werke in folgenden Separatausgaben zu beziehen:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Vierte Auflage. 2 Bde. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Parerga und Paralipomena. Dritte Auflage. 2 Bde. 8. Geh. 17 M. Geb. 20 M.

Die beiden Grundprobleme der Ethik. Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M.

Ueber den Willen in der Natur. Dritte Auflage. 8. Geh. 3 M.

Ueber das Sehn und die Farben. Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M.

Außerdem erschienen nachfolgende Werke, welche sich als Supplemente an die Gesammtausgabe anschließen:

Schopenhauer-Lexikon. Ein philosophisches Wörterbuch, nach Arthur Schopenhauer's sämmtlichen Schriften und handschriftlichem Nachlaß bearbeitet von Julius Frauenstädt. Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Herausgegeben von J. Frauenstädt. 8. Geh. 8 M.

Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von J. Frauenstädt. Dritte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Frauenstädt, J. Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. Geh. 6 M.

— — Neue Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. Geh. 6 M.

Arthur Schopenhauer's Bildniss. Stahlstich. 1 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Elementar-Grammatik der neugriechischen Sprache.

Von

Dr. Angelos Vlachos.

Dritte Auflage. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In achter Auflage erschien soeben:

Neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch.

Mit Bezeichnung der Aussprache.

Von

Dr. J. H. Kaltschmidt.

61 Bogen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 80 Pf.

Kaltschmidt's „Fremdwörterbuch", bereits in achter Auflage vorliegend, ist nicht nur das umfassendste, sondern auch das verhältnissmässig wohlfeilste aller Fremdwörterbücher. Im Anhang wird ausserdem geboten: ein sehr reichhaltiges Verzeichniss von geographischen, historischen und Personennamen, eine Uebersicht der neuen Maasse und Gewichte, und eine vergleichende Münztabelle.

Die (Augsburger) Allgemeine Zeitung
(mit wissenschaftlicher und Handels-Beilage)

kostet in Deutschland und Oesterreich bei Postbezug vierteljährlich 9 Mark; direct per Kreuzband monatlich 4 Mark (5 M. 60 Pf. für die andern Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung: im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 22 M. 50 Pf.

Leitartikel und wissenschaftliche Aufsätze in Nr. 22—28: Die diplomatischen Beziehungen der Mächte zur Pforte nach der Conferenz. — Die militärischen Verhältnisse in der Türkei und die letzten Kriegsrüstungen. (I II.) — Zur letzten deutsch-französischen Preßcampagne. — Die katholische Presse in Europa zu Neujahr 1877. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Türkische Offensivpläne. — Gentz über die Türkei und Europa. — Von Bozen nach Salzburg. (I.) Von G. Dahlke. — Protocoles de la Conférence de Constantinople 1876/77. — Cornelius Vanderbilt. (Nekrolog.) — Frankreich und Elsaß-Lothringen. — Zum Denkmal für Walther von der Vogelweide. Von J. Schrott. — Römische Briefe. (V.) — Ueber das altdeutsche Volkslied. Von H. A. Köstlin. — Afrika, die Geographischen Gesellschaften und der König der Belgier. Von Professor Dr. Forchhammer. — Die neueste Forschungsreise in Moab. Von K. Schlottmann. (I.) — Berliner Briefe. (II.) — Völkerrechtliche Erörterungen aus Anlaß der „Franconia"-Angelegenheit. — Rußland und die Mongolei. — Aegyptische Zustände. (IV.) — Zur Tarifreform. — Eine elsäßische Stimme über die Lage der deutschen Industrie. — Gotthardbahn.

Aufträge für Kreuzbandsendungen an die

Expedition in Augsburg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Drei

Schul-Karten vom Königreich Sachsen.

Für den Gebrauch der Schüler beim Unterricht in der vaterländischen Geographie bearbeitet von

Henry Lange.

Dritte berichtigte und ergänzte Auflage.

1. **Karte des Königreichs Sachsen.** 2. **Die Flussgebiete.** 3. **Höhenschichten-Karte.**

Quer-Folio. 50 Pf. Jede Karte einzeln 20 Pf.

Bereits in vielen sächsischen Schulen eingeführt und in der vorliegenden dritten Auflage bis auf die neueste Zeit ergänzt, verdienen diese vorzüglichen, wohlfeilen Karten immer weitere Verbreitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 1. März 1877.

Reiseskizzen.

Kaum so sicher ist es, daß der deutsche Winter Schnee und Eis bringt, als daß alljährlich sein Anfang literarisch bezeichnet wird durch das Erscheinen einer, wenn nicht jedesmal und nicht durchgängig qualitativ, so doch gewiß immer quantitativ bedeutenden neuen Reiselektüre. Wir verstehen dies Wort hier nicht so, daß wir Lektüre auf der Reise oder für die Reise meinen, sondern in dem Sinne von Reisebeschreibungen, welche in den meisten Fällen den praktischen Zweck verfolgen, dem oder jenem Leser, welcher die gleiche Reise unternommen, als Handhabe zu angenehmer Erinnerung zu dienen, oder einem andern, welcher sich mit dem Plane trägt, dieselbe Reise erst zu unternehmen, den kundigen Wegweiser und vorbereitenden Führer darzubieten. Oft genug auch ist die Tendenz solcher Schriften noch eine besondere, wehmüthig freundliche — möchten wir sagen. Nämlich: sie sind denen, welche aus irgendwelchem zwingenden Grund nicht selbst von Hause abkommen und in der Fremde sich tummeln und erfrischen konnten, das leidliche Surrogat für die nicht gemachte Reise, ein gewisser leidlicher Trost und halber Ersatz, der doch immer noch besser ist als gänzliches Ermangeln und Leerausgehen.

Will man die Existenz dieser Reisebücher und bunten Sammlungen größerer und kleinerer touristischer Ausflüge und Bilder sich als eine berechtigte und überhaupt als erklärliche vergegenwärtigen, so muß vor allem der in einer großen, an Vergnügungen und Zerstreuungen reichen Stadt Lebende nicht von seinem Standpunkte aus jene Werke beurtheilen wollen. In Berlin oder Wien — um gleich bei diesem vornehmsten Städtepaar stehen zu bleiben — braucht allerdings, wer seinen freien Abend sich angenehm mit irgendwelcher geistigen, sei es auch nur leichten Kost vertreiben will, nicht zur Lektüre von Büchern zu greifen — Theater, Concerte, Vorlesungen, alles, was das Herz begehrt, steht ihm dort zu Gebote! Dagegen der nach einer Mittel- oder kleinen Stadt Verschlagene? Wird es der nicht dankbar empfinden, wenn beim Fehlen der andern Vergnügungen und Zerstreuungen ihm wenigstens das Vergnügen einer angemessenen und angenehmen Lektüre zur Hand ist?

Der Büchertisch des Kritikers lag auch zu Anfang dieses Winters wieder angefüllt mit allerlei neuen Erscheinungen der Reiseliteratur, deren einige — wie uns dünkt, besonders ansprechende — hier in einer Gruppe zusammengestellt und von uns kritisch plaudernd betrachtet werden mögen.

Da ist der Verfasser der vielbelobten, schon in drei Auflagen erschienenen, warm und anziehend geschriebenen „Musikalischen Studienköpfe", der pseudonyme La Mara (hinter welchem Pseudonym sich eine Dame verbergen soll). Vom Gebiete der Kunst, in dem dieses feinsinnigen Schriftstellers Federzeichnungen bisher ausschließlich heimisch waren, schweifte er in dem vor uns liegenden Buche:

1. Im Hochgebirge. Skizzen aus Oberbaiern und Tirol. Von La Mara. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1876. 8. 4 M.

in den Bereich der Natur hinüber, die Porträtgalerie seiner Musikalischen Studienköpfe durch eine Reihe von Landschaftsskizzen unterbrechend. Es sind deren zehn. In der Mehrzahl wurden sie zuerst im „Alpenfreund", im „Daheim" und in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" mitgetheilt; ihre Entstehung umfaßt die Jahre 1869—75.

Gleich in der ersten dieser Skizzen: „Vom Tegernsee zum Brenner", finden wir verschiedene besonders fesselnde Episoden, die sich sogar durch einen fast novellistischen Gehalt und Zuschnitt auszeichnen; um eine Probe von des Verfassers ansprechender Schilderung und Stilisirung zu geben, möge das folgende anziehende Bildchen aus der Umgebung von Bad Kreuth hier stehen:

Wer, um nach dem Dörfchen Enterrottach zu gelangen, den Pfad nach „der Wolfsgruben" einschlägt, kommt am Fuße des Wallbergs an einem freundlichen Anwesen vorüber, das eine eigene Geschichte hat. Ein seltsames Menschendasein spinnt sich hinter diesen weißgetünchten Mauern hin. Der Vorüber-

[illegible] Fenster [illegible] Wirkung [illegible], deren [illegible], dem Alter ge- [illegible]. In ihren [illegible] ein paar [illegible], während sie einem andern [illegible] an ihrer Seite [illegible] ein altes [illegible]. Den vornehmen Besuchern der [illegible], die sich in ihrer Nähe zeigen, gönnt sie keinen Blick; sie scheint ganz und gar nur der kleinen Welt, die sie umgibt, hingegeben. Und dennoch verräth ein einziger Blick in das ländlich ausgestattete Zimmer, daß es eine Zeit gegeben, wo dessen Bewohner eine größere Welt gekannt. Das Malergeräth in der Ecke und die eleganten mit Goldschnitt gebundenen Bücher auf dem geschnitzten Tische contrastiren wundersam mit dem bäuerlichen Charakter des Hauses, als dessen Besitzerin man dem neugierig Fragenden „die Baron Hans" nennt. Jedes Kind im Dorfe kennt die wunderbare Geschichte der wunderlichen Frau; selbst novellistischer Behandlung hat sie schon mehrfach zum Stoff gedient (vgl. darüber Pichler, „Allerlei Geschichten"). Thatsache ist, daß vor ungefähr zwanzig Jahren eine Baronin M., eine nassauer Hofdame, in die hiesige Gegend gekommen, krank und mit der Welt zerfallen, Gott weiß es warum. Sie lebte eine Zeit lang am Achensee, drüben in Tirol. Dort lernte sie auf der Gaisalm den Senner Hans kennen. Der schlichte Bursch gewann ihre Neigung, und bald darauf reichte sie ihm ihre Hand. Alle Einsprüche ihrer Familie und der Gerichte fruchteten zu nichts. Ihr geringes Vermögen reichte zum Ankauf des kleinen Anwesens am Wallberg aus. Hier bewirthschafteten sie gemeinsam, ohne sonderlichen Erfolg, bis sie es endlich andern Händen übergab und sich in jenes stille „Austraglerstüble" zurückzog, darin wir sie soeben belauscht. Hier lebt sie glücklich und zufrieden nach ihrer eigenen Versicherung und vermehrt ihr dürftiges Einkommen, indem sie die Kinder des Nachbardorfs unterrichtet. Nicht in vornehmer Abgeschlossenheit, sondern in freundlichem Verkehr steht sie mit Groß und Klein, mit Alt und Jung, und „alle haben sie lieb", so berichtete mir ein Kind, das ich am Wege aufgriff. Jegliche Berührung mit der großen Welt aber meidet sie sorglich, und von einem kurzen Besuche Münchens kehrte sie krank zurück, von der Empfindung überwältigt, wie wenig sie selbst mehr zu ihr gehöre. Je mehr sie sich aber von der Welt zurückzog, in eben dem Maße begann dieselbe sie zu suchen. Sie selbst erzählt, wie neugierige Fremde sich nicht selten in ihr Haus drängen, „um die Philosophin zu sehen", die es gewagt, den Gesetzen der Gesellschaft so kühn zu trotzen. „Das macht mich ganz verzagt" klagte sie einem ihr befreundeten Herrn, und bittend hörten wir sie hinzufügen, „man möge die alte Frau doch in Ruhe lassen". Und ihr Mann, den der Volksmund in unbewußter Ironie „Baron Hans" getauft? Von dem hübschen Burschen, der er vor Jahren gewesen, ist wenig mehr übriggeblieben, er ist alt und grau geworden inzwischen. Beim Schreiner, beim [illegible] Wastlwirth, verrichtet er Knechtsdienste, [illegible] im Hause, im Felde oder Garten. Dort trafen wir ihn, die Hacke in der Hand, den Kopf mit dem verwitterten Hute über das [illegible] gebeugt. Der Sonnenschein spielte über dem breiten Goldreif, den er am Finger trug, und das [illegible] auf dem Haupte [illegible] eine [illegible] Hand als die eines [illegible]. Wir fragten ihn, ob er der „Baron" sei, und als er das lächelnd bejahte, begannen wir mit ihm ein [illegible]

[illegible] Straße. [illegible] zum Brenner: [illegible]

dieser Tour herauszufinden und seinen Lesern anzuempfehlen. Und ganz dasselbe gilt von allen weitern Partien, die wir noch unter seiner Führung zu unternehmen Anlaß durch sein Buch finden. Mit welcher Aufmerksamkeit und welch liebevollem Eingehen auf jede einzelne Oertlichkeit und jede dazu irgendwie in Bezug stehende Persönlichkeit der Verfasser zu reisen, zu schauen und zu studiren die Gewohnheit hat — gerade dies Wort dürfte hier das richtige sein —, zeige dem Leser z. B. die folgende Stelle aus der Skizze: „Nach und von Oberammergau":

Eine Untersuchung interessanter Art führte uns nach dem Klösterle (am Walchensee). In unserm Berlepsch hatten wir gelesen, daß, einer Volkssage zufolge, der Kaisermörder Johannes Parricida daselbst gestorben sei und auf dem verwitterten Kirchhofe begraben liegen solle. Darauf hatten wir den dort wohnenden Pfarrer aufmerksam gemacht und waren von ihm eingeladen worden, herüberzukommen und mit ihm gemeinsam Nachsuchungen anzustellen. Vom Klosterkirchhof war nichts mehr sichtbar als ein Grasplatz, den ein Stück verfallenen Gemäuers begrenzte. Auch die Krypta, die gegenwärtig zum Keller profanirt worden war, zeigte nichts Auffallendes, als einen aus der Mauer herausschauenden Todtenkopf. Reste einer Inschrift schienen sich darunter zu befinden, waren aber nicht mehr zu entziffern. Von einem Grabe fand sich nirgends eine Spur. Und schon der erste Einblick in die Chronik des Klosters widerlegte schlagend die Richtigkeit der betreffenden Angabe. Denn die „uralte Ansiedelung der Benedictiner von Benedictbeuern", von der dies im übrigen meist sehr zuverlässige Reisehandbuch redet, führt laut der Chronik ihre Gründung nur bis zum Jahre 1624, also 300 Jahre nach Parricida's Tode zurück. Viel eher wäre eine Verwechselung mit dem erwähnten Kirchlein St.-Rupert's am Nordgestade oder mit Walchensee selber möglich, woselbst bereits 1048 unter Heinrich III. eine erste Ansiedelung entstand, wie denn auch die dortige St.-Jakobskirche schon 1291 von Abt Otto von Benedictbeuern erbaut und eingeweiht wurde. Trotz eifriger Nachforschungen in Kirchen und Gottesacker aber ist es uns nicht gelungen, irgendetwas zu ermitteln, was darauf hindeutete, und so ist das Ganze wol einfach in das Gebiet der Fabel zu verweisen.

La Mara gehört nicht zu jenen, die mit dem Lande nicht auch die Leute ihrer Beachtung werth halten. Gerade die Zeichnung von Charakterbildern aus dem Volke ist neben der landschaftlichen Malerei seine starke Seite. Schon oben das Porträt der „Philosophin" bewies das; eins der hervorragendsten Kapitel seines Buchs ist sodann die Lebensgeschichte des „Schnitzer-Toni vom Kasbachthal", einer Originalgestalt, so gut wie das pikante Modell der Maler: „Besenbinder-Karl" von Brannenburg. Hören wir, wie La Mara letztere „meilenweite Berühmtheit" schildert:

Man muß ihn sehen, den wunderlichen Alten, mit dem [illegible], hochaufragenden Gliederbau und dem wildverwachsenen Haupt- und Barthaar, in dem ein interessantes Exemplar der ausgestorbenen Species der Höhlenmenschen unserm heutigen Geschlecht als Curiosum aufbewahrt scheint! Wenn er, der die Bürde seiner 70 Jahre mit der Elasticität eines Jünglings trägt, seine tägliche Rast im „Keller" zu Brannenburg unter dem breiten Schatten der Kastanien im Garten hält, haftet der Blick der Anwesenden unwillkürlich auf der [illegible] Erscheinung. Eine bedürfnißlosere Existenz als die seine kann es nicht geben. Eine Höhle in dem waldreichen [illegible] ist sein Quartier. Dort haust er jahraus jahrein, Sommer und Winter, Frost und Hitze standhaft überdauernd. [illegible], wenn der Winter Weg und Steg überschneit und ihn in der [illegible] Gruft gefangen hält, gleich einem lebendig Begrabenen: er harrt geduldig der bessern Tage, die da kommen. Ein alter Ofen, den ihm die Eisenbahnverwaltung [illegible] geschenkt, sorgt für die nothdürftigste Wärme.

ein Mooslager dient ihm zur Bettstatt — darauf beschränken sich alle Bequemlichkeiten seiner Behausung, die zwei Hunde und zwei Katzen, die einzigen Genossen seiner Einsamkeit, mit ihm theilen. Sie müssen sich Mäuse, Eidechsen, Blindschleichen zur dürftigen Nahrung suchen, da seine Armuth ihm nicht gestattet, ihnen schmackhaftere Zehrung zu reichen. Bietet die ihn umgebende Einöde ihm selber doch keine andern Leckerbissen als Eichhörnchen, Schlangen oder Wildkatzen, solange die Unwegsamkeit der Waldsteige ihm verwehrt, die im brannenburger Gasthofe für ihn bereit gehaltenen Ueberbleibsel in Empfang zu nehmen. Münchener von Geburt und Korbmacher seines Zeichens, hat er sein einstiges Gewerbe längst an den Nagel gehängt, um seit nun nahezu zwei Jahrzehnten dies sonderbare Höhlenleben zu führen, das heutigentags, inmitten unserer deutschen Lande der Bildung und Gesittung, wol ohne Beispiel sein dürfte. Das anfängliche Mistrauen der Behörde ob dieses seines Treibens hat inzwischen einer freundlichen Duldung Platz gemacht. Von Brannenburg aus schlingt ein Pfad sich durch grüne Bergenge, springende Wasser dir zur Seite, die über bemoostes Felsgetrümmer lustig dahinschäumen; ringsum ernsten, schweigenden Wald in schöner Mischung von Laub- und Nadelholzbeständen. Einer menschlichen Ansiedelung begegnen wir nirgends. Es ist still umher, ganz still. In sanfter Steigung leitet der Weg aufwärts; da — wir mögen eine reichliche Stunde von Brannenburg entfernt sein — nimmt er plötzlich einen kühnen Anlauf, Wasserfälle rauschen, vor uns öffnet sich ein Felsenthor, die Schlucht zur Rechten senkt sich tiefer: hier, so belehrt uns die Inschrift eines hölzernen Täfleins, geht es hinab zum Besenbinder-Karl. Wer sich, der Curiosität halber, den viertelstündigen Weg gönnt, ist bald am Ziel. Um einen freundlichen Empfang darf ihm nicht bange sein. So abenteuerlich der Alte dreinschaut, mit dem mächtigen Bergstock bewaffnet, den Spitzhut, von dem eine Reihe Eichhornschwänze als Jagdtrophäen herabnicken, auf dem Kopfe, er versagt dem neugierigen Gast nicht ein treuherziges Willkommen. „Aber fürchtet Ihr Euch denn nicht in dieser Einöde?" fragten wir ihn. „Fürchten?" versetzte er lächelnd, „vor wem denn? Ich fürchte nur Einen, über mir!" Und seine Hand wies nach oben. „Doch so mutterseelenallein, so fern den Menschen!" — „Zum Sterben braucht man niemand!" lautete die lakonische Antwort des Philosophen im Walde.

Oberbaiern und Tirol sind ferner auch das erwünschte, lustvolle Ziel verschiedener Fahrten gewesen, deren Schilderung der Reisende, welcher sie unternehmen durfte, gesammelt hat:

2. Im Herbst. Bunte Fahrten von Friedrich Lampert. Zwei Bände. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1867. 8. 6 M.

La Mara und Lampert ergänzen sich gegenseitig in den betreffenden Partien ihrer Bücher; der Unterschied zwischen beiden ist: La Mara dürfte der Aeltere, Lampert der Jüngere sein; jener schreibt und empfindet vornehmer, reifer, stilvoller, dieser burschikoser, ungebundener, naiver. Während übrigens La Mara's innige und gediegene Art und Natur sich auf Oberbaiern und Tirol beschränkt und er sechs Jahre hintereinander, gleich einem treu Liebenden zu der einen Auserwählten, stets sehnsüchtig zu denselben Plätzen und Stätten zurückkehrt, deren ganze Schönheit auf solche Weise auskostend und bis zur Neige leerend, huldigt Lampert vielmehr dem Dichterwort: „Gebt mir vom Becher nur den Schaum", und ist vielmehr ein flüchtiger Gast und schneller Geselle, der einmal irgendwo Rast macht und dann bald wieder wandert nach andern Erdenflecken, die seinen begehrlichen, Veränderung wünschenden Sinn ebenfalls magnetisch anziehen. So fahren wir denn mit Lampert auch in die Schweiz — die wirkliche und die fränkische, in den Schwarzwald; wir befahren mit ihm die Donau und die Ostsee, und kehren von letzterer auf Rügen ein und in der alten Empore Danzig, zu deren begeistertem Schilderer unser anmuthig plaudernder Verfasser sich macht. Er nennt Danzig „die Perle der Ostsee" und recurrirt auf Alexander von Humboldt, der es irgendwo sogar „das Neapel des Nordens" genannt hat. Wir lesen unter anderm bei Lampert:

Wie paradiesisch Danzig gebettet liegt, das kann man vom nahen Bischofsberg, dem Thurme von St.-Marien, dem Leuchtthurme auf der Ostmole sehen; aber am schönsten erscheint seine reiche Umgebung von Nordwesten her, von dort her, wo hinaus zu an einem längs der Seeküste hinlaufenden Höhenzug, dessen vornehmste Punkte der Johannes- und Karlsberg, das liebliche Jäschkenthal liegt, Olivas Thürme die Waldkronen überragen und Zoppot seine Ansprüche als renommirtes Seebad erhebt. Dort hinaus sind jene Aussichtspunkte, von denen gewichtige Stimmen sagen, daß sie nur von einzelnen am Adriatischen und Mittelländischen Meere, von keinen der Nord- und Ostsee übertroffen würden. Am Hohen Thor besteigt man einen Taradey, wie die besondern offenen Wagen heißen, die immer dort in großer Zahl bereit stehen, und fährt durchs Olivathor in die prachtvolle, fast einzige Lindenallee, welche sich eine Stunde weit bis zur Vorstadt Langfuhr zieht. Außer der viel kleinern Pallemaille in Utrecht und dem allerdings gleichprächtigen Lindengang vom Haag nach Scheveningen weiß ich keine schönere Allee in der Welt als diese vier Reihen, wie sie dastehen Baum um Baum, jeder fast gleich hoch und stark, wie nach der Schnur gezogen! Langfuhr ist eigentlich eine Stadt von Gärten und Landhäusern, zu denen des Abends Wagen auf Wagen hinausrollen, um die Kaufherren nach des Tages Last und Hitze zu ihren dort Sommerfrische haltenden Familien zu bringen. Unmittelbar bei Langfuhr beginnt das Jäschkenthal, ein waldiges Schluchtenthal voll herrlichsten Waldes, saftiger Wiesen, Gartenanlagen, Steigen und Stegen, Villen und Wirthschaften. Wir wähnen uns dem Norden entrückt und in eine Landschaft aus dem Süden, in ein Thal des Thüringer- oder gar Schwarzwaldes versetzt, so warm und frisch, so frei und gebirglich sieht sich alles an! Der Weg durch das Jäschkenthal zieht sich in verschlungenen Pfaden mehr und mehr aufwärts, die steilsten Höhen vielleicht sind es, die sich in Norddeutschland finden. Endlich stehen wir auf dem Johannisberge, der Spitze dieses Höhenzugs. Danzig liegt nahe genug, um genau seine einzelnen, hinter den grünen Festungswällen sich heraushebenden Thürme und Hauptgebäude zu erkennen; es beherrscht sie alle der Riese von St.-Marien, es funkelt im Sonnenglanz der goldene Ritter des Rathhausthurms. Wir sehen, wie die Stadt dem Meere die Hand reicht und die Weichsel in den Kanal übergeht, in dem schon wirkliche und wahrhaftige Meereswellen fluten, von dem die Wälle von Weichselmünde, die Häuser von Neufahrwasser herüberschauen. Die Molen laufen weit hinaus in das Wasser, der schlanke Leuchtthurm steht einsam auf der wogenumspülten Warte. Die See selbst liegt vor uns südöstlich weit hinaus bis zu den fernher blauenden Höhen des Samlandes, von den Dünen und dem Fichtendunkel der Nehrung bewegt. Weiter draußen schwimmt die kleine Halbinsel Hela wie ein Kartenblatt auf dem Wasser. Links nach Norden ist die Aussicht begrenzt durch den Küstenhöhenzug, der sich in geschmeidigen, fast jenen anmuthvollen Formen, wie sie die Bergstraße auszeichnen, über Oliva, das aus seinem Baumdickicht hervorlugt, und Zoppot, das hier gänzlich verdeckt ist, hinzieht und mit dem weit in die See vorspringenden Vorgebirgen Adlershorst und Oxhefft schließt, um dann wieder dem Blick auf das offene Meer freien Raum zu lassen. Und wird dann das Auge müde von dem Schauen und Suchen draußen, von dem bis ins innerste Herz hineindringenden Schauen ins unendliche Meer, dann kann es ausruhen und sich erholen auf dem herrlichen Waldvordergrunde des Jäschkenthals dicht zu unsern Füßen, dessen Häuser und Anlagen, von hier aus gesehen, sich in der Schlucht zusammen-

gedrängt haben wie die Vogelbrut im Nestchen. Und auch rückwärts, unmittelbar hinter uns, wollen wir uns den Blick gefallen lassen: ganz eigenthümliche Hügel, mit Feld bedeckt, gehen da bunt und kraus ineinander hinein, fast wie ein früherer Meeresgrund, wie Dünen erscheinend, von denen sich scheinbar die See auf Augenblicke zurückgezogen, um sie mit dem blühenden Reiz eines vergänglichen Sommers zu schmücken. Und wenden wir uns dann noch einmal nach Süden und Südwesten, so gewahren wir noch in der Ferne über das fruchtbare danziger Werder hin die beiden Wunderwerke der Vergangenheit und der Gegenwart, die da, beide gleich charakteristisch für den Geist ihrer Zeit wie ehrenvoll für die Kraft des menschlichen Geistes, so nahe beieinanderstehen: die dirschauer Eisenbahnbrücke und die Zinnenkrone der Marienburg, der „Alhambra des Nordens"!

Man wird zugestehen, daß Kraft und Frische, Wärme und Hingebung in dieser Malerei eines nordischen Landschaftsbildes ist. Daß der Süden nicht allein an landschaftlichen Reizen und Schönheiten reich, gibt jeder Vorurtheilslose zu, aber wie in der bildenden Kunst, so bleibt er auch in der Literatur der Reisen der fast ausschließlich bevorzugte Stoffspender. Um so erwähnenswerther dürfte es sein, daß hier auch einmal dem stiefmütterlich behandelten Norden ein liebevoll eindringendes Auge sich zugewendet, ein gewandter, des Formen- und Farbensinns nicht ermangelnder Griffel sich seiner zur Darstellung von vielleicht etwas versteckteren, doch darum um so anziehendern und unberührtern Schönheiten einer ernsten Natur und keuschen Eigenart bemächtigt hat.

Noch weit abwechselungsreicher und allumfassender sind die Bilder, welche der Oesterreicher Adolf Ritter von Tschabuschnigg, bisher als Novellist, Lyriker und auch als Dramatiker bekannt, vor uns in einer Sammlung touristischer Skizzen und Studien entrollt:

3. Aus dem Buch der Reisen. Bilder und Studien von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1876. 8. 4 M.

Von Italien führt der Autor uns durch Deutschland nach Dänemark und Schweden, von der Schweiz nach Holland und England, ja wir kehren zuletzt selbst im Bosporus ein und machen einen Abstecher nach Aegypten mit.

Tschabuschnigg ist der Formloseste und Flüchtigste unserer Gruppe. Das muß man bei ihm schon in Kauf nehmen, ist er darum doch nicht minder interessant und vielfach anregend, weil selbst aufs vielfältigste angeregt. Zwischen die einzelnen Reisebilder sind Literatur- und Culturbilder, Excurse verschiedenster Art über künstlerische, dichterische oder auch sociale Themata eingestreut. Wie hübsch der Verfasser speciell über Kunst und Kunstwerke zu plaudern versteht, thun, wie man leicht denken kann, vornehmlich seine „Blätter und Studien aus Italien" dar. Wir greifen z. B. heraus, was er unter anderm von dem Besuch in der Villa Albani zu Rom niedergeschrieben hat:

Schön über jeden Begriff ist eine Büste aus Basalt, Berenice genannt; sie müßte die Gemahlin des Ptolemäus Euergetes sein, deren schönes Haupthaar der Sage nach unter die Gestirne versetzt worden. Diese Büste war früher unter dem Namen einer Kleopatra bekannt, Winckelmann spricht von ihr als von einem idealen weiblichen Kopfe. Da sie in Basalt gearbeitet ist, zählte man sie von jeher unter die in Aegypten entstandenen Werke, und die edle, hinreißende Schönheit in den Zügen, die hohe Vollkommenheit in der Bearbeitung des stahlharten Steins scheinen in der That auf die Periode hinzuweisen, da nach Alexander die Kunst aus dem zerrütteten Griechenland floh und am Hofe der edeln Ptolemäer eine neue Freistätte fand. Der Bildhauer, der sie schuf, ist unbekannt. Der Kopf ist in grünlichem Basalt gearbeitet, und auf eine antike, doch nicht dazu gehörige Brust von Porphyr aufgesetzt. Meines Dafürhaltens ist dieser Kopf der schönste weibliche, den wir in Stein besitzen; Niobe und ihre Töchter erscheinen noch zu streng, zu hart in ihren Gesichtszügen; die mediceische Venus besticht durch die Vollendung ihrer Glieder, das Antlitz allein betrachtet, obwol voll Liebreiz, trägt eine gewisse Dürftigkeit zur Schau; die schöne Faustina der römischen Kaiserperiode ist schon merklich manierirt. Alle modernen Köpfe zeigen aber zu offenbar, daß die Künstler entweder nur zu porträtiren verstanden oder, wo sie idealisiren wollten, nicht der eingeborenen Idee der Schönheit, einer eigenschöpferischen Selbstbegeisterung folgten, sondern irgendeinen Schultypus, z. B. das griechische Profil vor sich hatten und danach modellirten. Die fixe Idee des sogenannten griechischen Profils, so schön es ist, wo es organisch im Kunstwerk hervortritt, hat Canova's Kunst um die Apotheose gebracht. Man betrachte dagegen das Profil dieser Berenice, es ist das griechische in seiner edelsten Reinheit, nicht eingelernt und angemeißelt, sondern nothwendig, in sich berechtigt. Wie süß schwebt die sanft ausgesenkte Linie dieses jugendlichen Kopfs über Stirn und Nase herunter, wie zärtlich ist der Umriß dieses Gesichts, welcher Liebreiz liegt auf den weichen, makellosen Wangen! Die leise geöffneten Lippen schmachten nach Liebe, und das sanft gerundete Kinn vollendet das herrliche Oval des Gesichts. Die Haare sind am Wirbel des Kopfs zu einem Knoten verbunden, aber nur lose zurückgedrängt und bilden so den lieblichsten Umriß für das Haupt. Sie erscheinen werth, unter den Sternen zu stehen. Der Anblick dieser Büste ist hinreißend und sehnsuchterregend, er wiegt ein Museum auf und man kann sich nur schwer davon trennen. Vor dieser Büste fühlt man, daß die echte Schönheit kummer- und schmerzstillend ist; wer diese Berenice sieht, dem fließt, wie Homer sich ausdrückt, an diesem Tage keine Thräne mehr über die Wangen. Ich hielt lange bei ihr an, und im Drange, solcher Schönheit zu huldigen, drückte ich, bevor ich schied, einen Kuß auf ihre Lippen — endlich einmal wieder nach Jahren ein Kuß — auf Basalt!

Jedoch die Kunst ist es nicht allein, welche Tschabuschnigg auf seinen Reisen mit offenem Auge und warmem Sinne studirt hat, sondern nicht minder ist es das Leben. Wie fein er die Lebensgewohnheiten und Anschauungen eines Volks, sowol in seinen allgemeinsten Sphären, wie in den eigentlich gesellschaftlichen Schichten, zu durchschauen und zu empfinden versteht, zeigen z. B. seine Bemerkungen über „Englische Landsitze":

Pracht und Comfort der englischen Landsitze sind sprichwörtlich geworden, auf dem Continent beliebt man aber oft manches einen englischen Park zu nennen, für das man in England kaum einen Namen finden würde. In der That verfolgt der Engländer auch in seinen ländlichen Wohnungen und Umgebungen eine eigenthümliche Richtung, die ebenso sehr seiner Wohlhäbigkeit und Gastfreundschaft, als seiner Abgeschlossenheit und seiner Laune entspricht. Mag er seinen ländlichen Aufenthalt Hütte (cottage) nennen, mag er sich in einer aufgelassenen Abtei, in einem alten Castell eingerichtet haben, oder seinen Wohnsitz als Haus, Hof oder Halle bezeichnen, jederzeit muß er für Diener und Gäste Raum genug darin finden, es darf ihm keine seiner Angewöhnungen verkürzt werden, und noch obendrein muß für Sport aller Art günstige Gelegenheit geboten sein. Der Stall ist immer mit trefflichen Pferden besetzt, die für Kirchthurmritt und Hatzjagd abgerichtet sind, wohldressirte Hunde stehen bereit, und auch sein Lieblingsvergnügen, das Angeln, ist nirgends vergessen. Dabei bietet das Innere des Hauses alle Bequemlichkeiten behaglichen Daseins. Alte Fahnentrophäen, Waffen und Familienkleinode werden sorgsam aufbewahrt, stören aber nicht im geringsten den Luxus modernsten Lebens. Oft glaubst du eine gothische Abtei zu betreten, und schon an der Schwelle begrüßt dich aller Reiz echt

englischen Comforts. Anspruchslos unter Weinlaub steht ein Häuschen im Ulmenschatten, aber in seiner Bescheidenheit hat es dir absichtlich die schmalste Seite zugewendet, du findest die „Hütte" geräumiger als du gedacht hast, alle Fußböden sind mit Teppichen bedeckt, prächtige Kupferstiche und Gemälde schmücken die Wände, und aus dem anmuthigen Zimmer trittst du unmittelbar in die Veranda mit Springbrunnengeplätscher und Blumenduft.

Auch die Landschaft daneben trägt einen eigenthümlichen Charakter. Die weit auslaufenden, sanft gezogenen Linien erinnern fast an die Campagna um Rom, allerdings steht hier nur nordischer Himmel darüber, und statt der glühenden Tinten jener reizenden Wildniß umgibt uns das berühmte englische Grün auf allen Seiten. Der Engländer verwendet eine vorzügliche Sorgfalt darauf. Das feuchte Klima seines Landes wirkt schon ohnedies vortheilhaft auf selbiges; dabei schert er seine Wiesen aufs emsigste und walzt sie dann nieder, schont jeden Baum, der gutes Wachsthum verspricht, und pflegt ihn wie einen Liebling. Kein Wunder, daß man so vorzügliche Wiesen und Baumgruppen wie in England kaum irgendwo auf der Welt trifft. Beide in freiester, lieblichster Abwechselung auf meilenweiten Strecken bilden die englischen Parks, und — es ist kaum zu viel gesagt — diese den Kern, die Eigenthümlichkeit der englischen Landschaft. Kornfelder erscheinen an den Hauptstraßen nicht eben häufig, sondern ihre Stelle vertritt ein reicher gleichmäßiger Wiesenwuchs, nicht so blumenreich und sentimental wie unser deutscher, aber viel gediegener und kräftiger. Zunächst an den ländlichen Wohnhäusern wird seine Einförmigkeit durch eingestreute Blumenbeete unterbrochen, jedes derselben trägt Blumen einer Farbe und Gattung; weiter hinaus sind sie umhegt und werden als Wildheg oder als Weidegrund für Heerden riesiger Kühe und Hammel verwendet. Einzelne uralte Bäume prächtigen Wuchses oder ganze Gruppen von solchen schmücken diese Triften; es sind gewöhnlich Ulmen, Eichen, Linden oder vorzügliche Gattungen von Nadelholz, darunter sehr häufig Cedern. Altengland besitzt ältere, schönere Cedern als der Berg Libanon. Bei der nördlichen Lage Englands ist es zu verwundern, daß dort südliche Gesträuche, z. B. Jasmin, Lorber, Myrte, im Freien so vortrefflich gedeihen; man findet selbe kaum niedriger als am Comersee. Die geringere Kälte der Nächte, die gleichmäßigere Temperatur der Jahreszeiten und die nährende Feuchtigkeit in der Luft begünstigen ihren Wuchs. Diese klimatischen Verhältnisse äußern ihre volle Wirkung um so mehr auf jene Gesträuche, die dem Lande angemessen sind; größere Stachel- und Johannisbeeren als in England findet man kaum irgendwo. Auch viele Blumengattungen, darunter Hortensia, Amaranth, wachsen in England bis zu ungeheuerer Größe. Der Engländer liebt seine Parks so sehr, daß er die häufigen Eisenbahnen, die sie durchkreuzen, wo es nur immer möglich ist, in Tunnels unter ihren niedrigen Hügeln hinführt. Bei der Kostbarkeit des Terrains lohnen sich selbst die theuersten Erdarbeiten. Zur Eigenthümlichkeit der englischen Parks gehört häufig angebrachtes Wasser, meist in kleinen Seen. Auch Geflügel und Singvögel gibt es in großer Menge darin, unter letztern zahllose Rothkehlchen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Philosophische Literatur.

1. Steinthal's psychologische Formeln, zusammenhängend entwickelt von Gustav Glogau. Berlin, Dümmler. 1876. Gr. 8. 4 M.
2. Leibniz' Psychologie. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Naturwissenschaft von Friedrich Kirchner. Köthen, Schettler. 1875. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Gedanken über das Wesen der menschlichen Erscheinung von Lazar B. Hellenbach. Wien, Braumüller. 1876. Gr. 8. 4 M.
4. Die Philosophie seit Kant von Friedrich Harms. Berlin, Grieben. 1876. Gr. 8. 11 M.

Glogau's Werk: „Steinthal's psychologische Formeln" (Nr. 1), gehört zu den wenigen, die man vom Anfang bis zum Ende mit dem Gefühle liest, daß der Verfasser etwas zu sagen hatte, als er das Buch zu schreiben unternahm. Nirgends eine überflüssige Phrase, nirgends ein gedankenlos hingeworfenes Wort. Ueberall Klarheit und Präcision sowol der Darstellung als des dargestellten Inhalts. Von einer wirklichen Recension dieser Schrift, deren Thema eine mathematische Entwickelung psychologischer Gesetze bildet, kann hier nicht die Rede sein. Das gehört in eine fachwissenschaftliche Zeitschrift. Wir begnügen uns also damit, das Buch anzuzeigen und dasselbe jedem, der sich für exacte Psychologie interessirt, aufs wärmste zu empfehlen. Der Verfasser hält sich, wie der Titel sagt, an Steinthal's Principien, wie sie dieser Gelehrte in seiner „Einleitung in die Psychologie" entwickelt hat. Die Uebereinstimmung mit seinem Meister in der Methode und in allen Hauptpunkten hindert den Verfasser jedoch nicht, hier und da seine abweichende Meinung kundzugeben. Von ganz besonderm Interesse ist der dritte Theil des Buchs: „Formeln für den Sprachproceß", der auch noch besser und gründlicher als die beiden ersten Theile („Elementarformeln" und „Apperceptionsformeln") gearbeitet ist.

Glogau's Werk wird gewiß nicht verfehlen, Steinthal's Ansichten Eingang in weitere Kreise zu verschaffen. Und es steht zu hoffen, daß die Phänomene des Seelenlebens, einerseits von den physiologischen und psychophysischen Untersuchungen, andererseits von einer im Steinthal'schen Sinne aufgebauten Associationspsychologie beleuchtet, durch dieses Doppellicht so weit an Klarheit gewinnen werden, daß von der Psychologie als einer gesicherten Wissenschaft wird gesprochen werden können. Sehr bedauerlich wäre es, wenn Albert Lange's einseitige Hervorhebung des physiologischen Gesichtspunktes zur allgemeinen Ansicht werden und die sogenannte Associationspsychologie ganz verdrängen sollte. Doch ist dies schwerlich zu fürchten. Ueber die erwähnte Lange'sche Stellung zur Psychologie hat Steinthal in seiner „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" vortrefflich gesprochen.

Das vorliegende Buch ist übrigens als Vorläufer eines größern Werks, eines „Grundrisses der Mechanik des Geistes" anzusehen, den uns der Verfasser am Schlusse seiner Schrift verspricht. Glück auf!

An der Arbeit Friedrich Kirchner's: „Leibniz' Psychologie" (Nr. 2), wäre vor allem auszustellen, daß sie zu viele Dinge behandelt. Es ist gar nicht möglich, auf so kleinem Raume einen so bunten Inhalt gründlich und erschöpfend darzustellen. Der Verfasser erörtert nicht blos die Hauptpunkte der Leibniz'schen Philosophie (die er mit Recht für eine erweiterte Psychologie erklärt), sondern er versucht auch zu zeigen, wie Leibniz' Gedanken mit gewissen Hypothesen der modernen Naturwissenschaft und mit

den Ansichten anderer Philosophen zusammenhängen. Eine Uebereinstimmung Leibniz' mit irgendwelchen, sei es naturwissenschaftlichen, sei es philosophischen Lehren nachzuweisen, ist ein Lieblingsgeschäft des Verfassers. Da kann es denn nicht fehlen, daß hier und da die Concordanz auf gewaltsame und oberflächliche Weise hergestellt wird. So z. B. ist das Kapitel „Schopenhauer und Leibniz" ein Musterbild, wie man Parallelen nicht ziehen soll. „Die einzige Thätigkeit", sagt der Verfasser, „die der Monade übrigbleibt, ist die Vorstellung.... So ist also jede Monade eine Kraft der Vorstellung, d. h. da Kraft soviel als Selbstbehauptung, Willensdrang: Wille und Vorstellung." Nun, meint der Verfasser, falle jedem Leser sogleich Schopenhauer's Lehre ein. Ja und nein. Die Worte fallen uns ein, nicht die Sache. Was in aller Welt sollen Leibniz' vorstellende Monaden, die ja die ganze Welt ausmachen, in Schopenhauer's System? Die Vorstellung stellt sich ja nach Schopenhauer erst auf der höchsten Objectivationsstufe des Willens ein! Es gehört wahrlich viel Gewaltsamkeit dazu, „Kraft der Vorstellung" in „Wille und Vorstellung", diese bei Schopenhauer so heterogenen Begriffe, zu verwandeln.

Bei alledem ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser die psychologischen Lehren Leibniz' recht gut nach den zerstreuten Aeußerungen des Philosophen zusammenhängend erörtert und gerade dadurch, daß er an Leibniz' Psychologie die fruchtbarsten Gedanken der neuern Naturwissenschaft knüpft, sehr anregend auf den Leser wirkt. Eins aber ist entschieden zu rügen: daß der Verfasser den Grundfehler Leibniz' nicht betont, obwol er die aus ihm resultirenden Fehler sehr gut einsieht und richtig darstellt: wir meinen die Lehre, die Seele sei eine Monade. Man darf nie vergessen, was sich Leibniz darunter dachte: die Monaden sind vorstellende metaphysische Punkte. Jede Monade enthält virtuell die ganze Welt; die Schranke ihrer Activität, ihrer bewußten Vorstellung, stellt sich dieser letztern als Materie dar. Nun geräth Leibniz in Verlegenheit, wenn er den beseelten Organismus erklären soll. Es ist hier offenbar ein ganz anderes Verhältniß zwischen vorstellender „Monade" (Seele) und „Materie" (Leib) als im ersten Falle. Eine Monade kann wol gewisse Monaden klarer als andere percipiren, aber sie kann sich nimmer in ihnen auswirken, wie sich etwa Aristoteles' „Form" im Leibe auswirkt. Sie kann ja nie aus sich heraus, kann als Monade nur vorzustellen streben, nicht aber als Wille im Körper wirken, ja das Wort „Körper" hat hier gar keinen Sinn, weshalb eben Leibniz sich eine „zweite Materie" construiren muß. Es ist eine Erschleichung, der Seelenmonade die Aristotelische „Entelechie" zu substituiren. Das weiß Leibniz und kann sich aus allen diesen Gründen nicht anders aus der Verlegenheit helfen, als indem er einerseits das so räthselhafte „substantielle Band" der Körpermonaden, andererseits die prästabilirte Harmonie aufstellt. Diese letztere und das ihr zu Grunde liegende vollständige Trennen von Seele und Leib erklärt der Verfasser für „lächerlich". Mit Recht. Er erklärt es aber auch für eine Inconsequenz Leibniz'. Mit Unrecht. Eine Seelenmonade kann nur durch ein Wunder auf den „Körper" wirken. Was folgt aber aus alledem? Die Seele ist eben keine Monade. Dies hätte der Verfasser rund und klar heraussagen sollen, wobei freilich nicht Leibniz, sondern der Verfasser mit den Resultaten der neuern psychologischen Forschung (Fechner, Wundt) in Uebereinstimmung stände.

Den beiden ebenbesprochenen Werken gegenüber erscheinen Schriften, wie „Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes" von Hellenbach (Nr. 3), in einem sonderbaren Lichte. Dort klares wissenschaftliches Bewußtsein, hier ein unerquickliches Gewebe von Confusion und plumper Mystik. Ich sage plumper Mystik; denn es fehlt dem Hellenbach'schen Buche sogar an jenem Schwunge, an jenem Hauch poetischer Wahrheit, der sonst die Begriffsdichter auch dem strengern Beurtheiler werthvoll macht. Der Verfasser will uns seine Gedanken über die menschliche Erscheinung zum besten geben und stellt bei dieser Gelegenheit ganz kaltblütig und so, als ob nichts geschehen wäre und nie ein Kant gelebt hätte, allerlei Sätze auf, die nicht blos über die menschliche, sondern überhaupt über alle Erscheinung hinausliegen. Was würde Friedrich Albert Lange sagen, wenn er noch unter den Lebenden wandelte und den neuen „Philosophen des gesunden Menschenverstandes" erblickte?

Doch was kümmern Leute wie Lange den Herrn Hellenbach? Er philosophirt ganz munter darauf los, im stolzen Bewußtsein seiner Verstandesgesundheit. So z. B. ist es ihm aufgefallen (was wol schon einigen andern aufgefallen sein dürfte), daß wir vorläufig mit der Entstehung des Organischen unsere liebe Noth haben. Sehr wahr. Nur hat man noch keine Ursache, eine Unerklärbarkeit dieses Phänomens zu constatiren. Dagegen scheint das Bewußtsein wirklich eine „Grenze des Naturerkennens" zu bilden, sei es daß man das Problem vom Standpunkte Du Bois-Reymond's, sei es daß man es von erkenntnißtheoretischen Principien aus betrachte. Aber Hellenbach macht sich aus dem letztern Problem nichts und aus dem erstern alles. Daß das Bewußtsein aus dem Gehirn entspringe und mit ihm im Tode untergehe, das leuchtet ihm ein und ist ihm ganz gewiß. Aber der Organismus! Das ist etwas anderes. Für diesen postulirt er einen „Erbauer", nennt diesen uns ganz unbekannten „ohne Präjudiz" Seele, unter der er aber nicht das Bewußtsein oder das Ich oder etwas Aehnliches verstanden wissen will. Dieser Erbauer, sagt der Verfasser, kann auch unabhängig von der Vorstellung, also an sich, existiren. Denn das Principium individuationis, also Zeit, Raum, Causalität, sei nicht bloße Vorstellungsform, sondern gehöre „der Erscheinung" an, die er neben dem Ding an sich und der Vorstellung als ein Drittes anerkannt wissen will. Was soll das heißen? Es kann wol gesagt werden, daß das Ding an sich nicht „die Nacht sei, in der alle Kühe schwarz sind" (Hegel), aber auch nichts weiter. Es gehört wahrlich nicht viel dazu, um einzusehen, daß wir nur reden können von einer Welt als Vorstellung und einer Welt außer der Vorstellung oder einem Ding an sich. In diesem letztern mag schließlich auch irgendein „Grund" für die Vielheit und ihre Formen sein, doch kann darüber, der Natur der Sache nach, nichts Bestimmtes gesagt werden. (Vgl. über Erscheinung und Vorstellung Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung".) Allein der Verfasser glaubt das Principium individuationis „für die ganze Welt

und deren ganze Dauer" in Anspruch nehmen zu müssen. Daß nun aber jener „Erbauer", jene „Seele" ebenso lange dauere wie das Principium „individuationis" und die Welt, das beweist der Verfasser auf sehr einfache und gewiß höchst einleuchtende Weise. „Es kam ein Todter aus der Gruft gestiegen." Er baut seine „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" auf den — Mediumismus! Er berichtet uns einige interessante Dinge von seiner Communication mit dem Jenseits, deren Beweiskraft er übrigens zumeist selbst bezweifelt. Auf den „unabweisbaren Thatsachen" wird nun ein philosophisches Gebäude aufgeführt, und wir bekommen da allerlei schöne Sachen zu hören, wie: daß die unsterbliche Seele (nach dem Verluste des cerebralen Bewußtseins!) eine Wanderung durchmacht, wobei sie merkwürdigerweise ein Erkennendes ist und bleibt und sogar dreifach erstaunlicherweise ihr Ich, ja ihren ehrlichen bürgerlichen Namen zu behalten scheint, da ja der todte Kant dem Verfasser die mediumistische Mittheilung zukommen ließ, „daß die Weltseele des guten Schopenhauer Unsinn sei".

In der That, das metaphysische Bedürfniß ruft in unsern Tagen seltsame Erscheinungen hervor. Bei welchen Instanzen werden wir noch Anleihen machen, um der entsetzlichen Armuth des stolzen „fortgeschrittenen" Zeitgeistes aufzuhelfen? Daß aber jemand auf den Einfall kommen kann, eine „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" allen Ernstes auf den Mediumismus zu gründen, das zeigt so recht, wie dieser bankrott gewordene „gesunde Menschenverstand" wirthschaften wird, wenn das Verständniß der idealistischen Philosophie verloren gehen oder vielmehr nicht aufs neue erwachen sollte. Deshalb: caveant consules!

Freilich wird dies Verständniß nie gewonnen werden, wenn es nicht aus der Urquelle, aus den Werken unserer großen Denker, sondern, wie dies leider so oft geschieht, aus dem trüben Gewässer der Historie geschöpft wird. So weit nöthig, ist für die Geschichte der Philosophie wahrlich genügend gesorgt. Wir haben vortreffliche Darstellungen, von Ritter, Zeller, K. Fischer, Erdmann, Ueberweg u. s. w.

Was soll nun aber das ewige Häufen flacher Reproductionen, dessen unsere Zeit so voll ist? Wozu hat z. B. Friedrich Harms seine „Philosophie seit Kant" (Nr. 4) geschrieben? Er hat uns darin nichts gesagt, was nicht andere schon besser gesagt hätten, es sei denn neue Unrichtigkeiten, Misverständnisse, ja Entstellungen der crassesten Art. Und selbst wer seine Ansicht über Fichte für neu und richtig hält, kann dieses Buchs sehr wohl entrathen. Der Verfasser hat sich ja darüber schon einmal vernehmen lassen; auch seine Polemik gegen Schopenhauer hat er uns bereits einmal vorgetragen.

Gehen wir auf den Inhalt des Buchs etwas näher ein. Der Verfasser stellt die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Kant dar, deren Grundcharakter er in der Begründung einer geschichtlichen und ethischen Weltansicht zu sehen glaubt. Schon dies ist falsch. Kant selbst hat keine geschichtliche, Herbart keine ethische Weltansicht gelehrt. Schopenhauer negirt den geschichtlichen, wenn auch nicht, wie der Verfasser meint, zugleich den ethischen Charakter einer philosophischen Anschauung der Dinge. Daß der Verfasser Schopenhauer die ethische Weltbetrachtung abspricht, als deren eigentlichen Repräsentanten er vielmehr Fichte ansieht, zeigt, wie er das Wesen der Schopenhauer'schen Philosophie nicht verstanden hat.

Der Raum verbietet uns, jedes einzelne Kapitel des Buchs eingehend zu betrachten. Auch würde dies wahrlich nicht die Mühe lohnen. Der Verfasser stellt unvollständig und confus dar. Selbst seinen hochgepriesenen Fichte lernt man aus Harms' Darstellung nicht kennen. Der Verfasser bringt Fichte's so höchst charakteristischen Gedankengang, seine Methode, sein starres Consequenzmachen nicht zum Bewußtsein des Lesers. Nie wurde wol eine confusere Darstellung der Kant'schen „Kritik der Urtheilskraft" gegeben, als sie Harms gibt. Das betreffende Kapitel führt die Ueberschrift: „Die mögliche Uebereinstimmung der Erkenntniß mit dem erkannten Gegenstande". Was soll dies? Jeder, der die „Kritik der Urtheilskraft" kennt, sieht ein, daß dies nicht im entferntesten der Sinn des Kant'schen Werks sein kann. Die Frage nach einer solchen Uebereinstimmung verbietet Kant. Aber der Verfasser sagt:

> Kant zeigt die Möglichkeit dieser Uebereinstimmung auf der Grundlage der Empirie (!), wenn sie durch die reflectirende Urtheilskraft aufgefaßt wird, und scheint demnach gefunden zu haben, was er suchte: die Möglichkeit einer wahren Erkenntniß des Seins, wie es ist. Allein er stellt immer wieder in Frage den Fortschritt, den er selbst gemacht, und kehrt wieder zurück zu dem Anfange, von welchem er ausging u. s. w.

Und dabei bleibt es. Kant mag reden, was er will: stimmt er nicht mit Harms überein, so sagt Harms in aller Ruhe, Kant widerspreche sich, er schreite fort und schreite auch wieder zurück:

> Dieses Fortschreiten und Rückschreiten dient aber mehr zur Charakteristik von Kant als zur Beurtheilung seiner Philosophie, da sich doch nicht das eine mit dem andern verbinden läßt, die Lehre über das Denken, welche die „Kritik der reinen Vernunft" enthält, und die Auffassung nach der „Kritik der Urtheilskraft", die ein inductives Denken lehrt u. s. w.

So versteht der Verfasser die Kant'sche Philosophie. Was liegt auch daran, ob man diese versteht oder nicht versteht? Der Verfasser sagt ja: „Die Frage der deutschen Philosophie heißt nicht Kant oder nicht Kant, sondern Fichte." (Eine wunderlich stilisirte Fragstellung!)

Fichte meint der Verfasser wesentlich anders auffassen zu müssen, als dies gemeiniglich geschieht; Fichte habe keinen subjectiven Idealismus gelehrt, habe auch nicht zwei verschiedene Stadien seines Philosophirens durchschritten. Und die Gründe? Der Verfasser bringt keine bei. Im Gegentheil: er citirt ganz naiv folgende Sätze aus Fichte's „Bestimmung des Menschen":

> Alle Realität verwandelt sich in einen wunderbaren Traum ohne ein Leben, von welchem geträumt wird, und ohne einen Geist, der da träumt, in einen Traum, der in einem Traume von sich selbst zusammenhängt. Das Anschauen ist der Traum, das Denken — die Quelle alles Seins und aller Realität, die ich mir einbilde, meines Seins, meiner Kraft, meiner Zwecke — ist der Traum von jenem Traume. Ich habe eingesehen und sehe klar ein, daß es so ist, ich kann es nur nicht glauben.

Darauf sagt der Verfasser: „Er kann nicht glauben, daß das Ergebniß der blos theoretischen Philosophie wahr ist." Sehr wohl! Es ist uns ganz gleichgültig, was Fichte oder Friedrich Harms glauben oder nicht glauben können. Auf das klar Eingesehene, auf das Ergebniß der

„blos" (!) theoretischen Philosophie kommt es an. Was sonst, einer klaren Einsicht zum Trotze, von Fichte behauptet wird, ist eben darum Fichte's Glaube, nicht Fichte's Philosophie. Und wenn es noch so moralisch klänge, einen wissenschaftlichen Werth hat es nicht. Und dabei bleibt Fichte's Philosophie unbestreitbar subjectiver Idealismus, denn das ist jede Philosophie, die das Sein aus dem Bewußtsein ableitet. Dieses Bewußtsein als absolutes Ich zu fassen, ist schon ein Sprung und ein Widersinn zugleich. Denn „absolutes Ich" ist eine contradictio in adjecto, das Ich ist nur im Gegensatz zum Nicht-Ich, wie schon Jacobi erkannt hat und Zeller („Geschichte der deutschen Philosophie") mit Recht hervorhebt. Eben durch diesen Widerspruch wird das Fichte'sche System gezwungen, sein eigenes Princip zu verneinen und das absolute Ich in ein absolutes Sein zu verwandeln, welches an sich unbegreiflich sei. Damit hört das System auf, subjectiver Idealismus zu sein, und wird realistischer Theismus, eine Anschauungsweise, die von der ersten Fichte'schen Lehre himmelweit entfernt ist. Fichte hat in der That zwei Systeme gelehrt; im ersten wird das Sein aus dem Bewußtsein, im zweiten das Bewußtsein aus dem Sein abgeleitet. Der Verfasser behält also in jeder Beziehung unrecht, was sich übrigens schon darin verräth, daß er die Principien der spätern Fichte'schen Philosophie für unhaltbar erklären muß, um eben die Einheit aller Fichte'schen Lehren zu retten.

Man hört übrigens auf, sich über jene, vom Verfasser so belobte Mishandlung der „blos" theoretischen Philosophie zu wundern, wenn man die Harms'sche Darstellung weiter verfolgt. „Das Princip der Fichte'schen Philosophie", sagt Harms, „ist die Freiheit." Die Freiheit aber ist, wie Harms ausdrücklich zugesteht, „ein Räthsel, das Wunder der Fichte'schen Philosophie; an sich unbegreiflich, kann sie nur in einer persönlichen Erfahrung, in intellectueller Anschauung (!) erkannt werden." ... „Auf einer persönlichen Erfahrung ... läßt sich kein allgemeingültiges Wissen gründen." Sehr wohl! Diese „persönliche Erfahrung" ist zudem die ganz gemeine Täuschung über die Freiheit des Willens, die alle Deterministen von Spinoza bis Schopenhauer zu überwinden gehabt und bei allen philosophischen Köpfen wirklich überwunden haben. Und eine solche Philosophie wagt Friedrich Harms für die „Philosophie der Zukunft" zu erklären! Das Buch Friedrich Harms' wäre wol damit zur Genüge charakterisirt. Allein wir können es uns nicht versagen, wenigstens noch auf ein Kapitel einen Blick zu werfen. Es ist das Kapitel über Schopenhauer. Hier muß ja der Verfasser recht zu Hause sein, da er sich über diesen Denker, wie erwähnt, schon zum zweiten male vernehmen läßt. Nie aber ist eine verkehrtere, gehässigere Darstellung dieses Systems geschrieben worden.

Doch ehe wir dies an einigen charakteristischen Zügen nachweisen, müssen wir eins erwähnen. Der Verfasser sagt in der Vorrede:

> Mein Vortrag: „Arthur Schopenhauer's Philosophie", hat den Zorn seiner Anhänger in eine zu große Aufregung versetzt. Daher habe ich es nicht unterlassen, damit sie mehr Anlaß zu dieser leidenschaftlichen Aufregung haben, noch einige Zusätze zu der Abhandlung von Schopenhauer's Philosophie hinzuzufügen, welche dem Leser noch deutlicher den Ursprung dieser pessimistischen Lehre zeigen.

Gewiß ein echt philosophisches Motiv bei einem Schriftsteller! Nun, Recensent versichert dem Verfasser, daß er zwar Schopenhauer sehr hoch verehre, daß er aber diesem Denker noch mehr, und freilich in einem ganz andern Sinne und Tone als der Verfasser, zu widersprechen gedenkt. Hier wird also nichts in der „zu großen Aufregung des Zorns" eines unbedingten Anhängers gesagt werden.

Gleich im Anfang des betreffenden Abschnitts steht ein tiefsinniger Satz: „Die Welt will Schopenhauer ohne die Annahme eines Absoluten aus sich selber erklären, nur beachtet er nicht (!), daß er sie selbst als ein Absolutes setzt, da er sie aus sich selber erklären will." Schopenhauer setzt ja aber die Welt bewußt und klar als Absolutes. Sein „Wille" als Ding an sich ist ihm das Absolute. Aber der Verfasser kann sich nun einmal mit dem Gedanken nicht befreunden, daß die Philosophie ein Denken der Welt sei. Er muß ein überweltliches Etwas haben. Und wenn Schopenhauer den Willen als Ding an sich frei nennt, so ist Friedrich Harms gleich bei der Hand und sagt: „Die Freiheit, welche der mögliche Ursprung ist der Welt, des Willens zum Leben, was ist sie denn anders als ein Gott, der die Welt schafft?" Wann hat Schopenhauer von einer Freiheit als möglichem Ursprung des Willens gesprochen?

Es gehört wenig erkenntnißtheoretische Bildung dazu, um den Schopenhauer'schen Satz: „Kein Object ohne Subject", d. h. „die Welt ist meine Vorstellung", zu begreifen und zuzugeben. „Welt" bedeutet hier so viel wie Kant's „Erscheinung". Aber Friedrich Harms decretirt: „Der Behauptung: die Welt ist meine Vorstellung, *liegt* der Begriff des Schaffens aus dem Nichts (!) zu Grunde", und setzt gleich hinzu: „Die Welt ist eine Vorstellung des schaffenden Geistes, nur ist es fraglich, ob der Mensch dieser schaffende Geist ist." Daß nun aber Schopenhauer lehrt, die Vorstellung und eben darum die Welt als Vorstellung sei etwas Hinzugetretenes, Secundäres; vor und außer der Vorstellung sei das wahrhaft Seiende, der an sich vorstellungslose Wille, das genirt den Verfasser nicht, er sagt nichtsdestoweniger mit großer Gemüthsruhe: „Schopenhauer schränkt nicht die Erkenntniß, sondern das Sein auf bloße Erscheinungen ein."

So geht es munter fort: „Fichte nannte die Anschauung, welche das Ich von sich als ein wollendes Wesen hat, eine intellectuelle Anschauung. Nach Schopenhauer ist auch die sinnliche eine intellectuelle Anschauung!" Die von Schopenhauer so oft verspottete „intellectuelle Anschauung" der Begriffsromantik ist dem Verfasser ohne weiteres dasselbe, was Schopenhauer „intellectuale" Anschauung nannte, nämlich das ganz gewöhnliche, empirische Sehen, Hören u. s. w. Dieses nennt Schopenhauer intellectual, nicht sensual, weil die Sinnesperceptionen auf einem unbewußten Schlusse beruhen, auf einem Schlusse von den Empfindungen als Wirkung auf die sie veranlassende Außenwelt als Ursache — eine Lehre, die von exacter Seite (Helmholtz) glänzend bestätigt wurde (vgl. Schopenhauer's „Vierfache Wurzel", §. 21, und „Das Sehn und die Farben", §. 1). Das hindert übrigens den Verfasser nicht, zu behaupten, Schopenhauer habe einen

Sensualismus gelehrt, oder gar einen „transscendenten(!) Sensualismus, der alle Anschauungen zu intellectuellen Anschauungen macht, worin alle Erkenntnisse vor allem Nachdenken (sic) und aller Wissenschaftsbildung schon gegeben sind".

Soll ich den Leser mit solchen Proben der Harms'schen Darstellung noch weiter belästigen? Nur noch einige Stellen. Schopenhauer spricht vom „Willen". Friedrich Harms schiebt ihm den „begehrlichen Willen" unter. Was soll dieser Pleonasmus? Aber der Leser glaubt wol, das sei ein harmloser Zusatz Friedrich Harms'. Da irrt der Leser. Wir kommen nämlich durch dieses „begehrlich" auf den „Ursprung der pessimistischen Lehre", den der Verfasser „noch deutlicher zu zeigen" versprach, um die Schopenhauerianer aufzuregen. Wir werden es bald sehen.

Wenn Schopenhauer behauptet, Egoismus sei jedem Dinge in der Natur wesentlich, und zugleich die Ausrottung dieses Egoismus predigt, so wird bei Friedrich Harms Schopenhauer allgemach zum Vertreter des Egoismus, der „ein falsches Ideal verfolgt und dabei seinen Zweck verfehlt" u. s. w. Und welches ist nach Friedrich Harms dieses Schopenhauer'sche falsche Ideal? Friedrich Harms sagt:

> Der Pessimismus folgt nicht aus der Thatsache, daß Noth und Elend, Schmerz und Uebel in allem menschlichen Leben sich findet, sondern er entspringt aus einem falschen Ideale, dem das Leben nachläuft, und das es verfehlt, weil es ein falsches Ideal ist. Das Ideal ist der Wille zum Leben.

Und weiter unten:

> Der universelle Egoismus, der in allen animalen Wesen gegeben sein soll(!), ist nicht der Zweck der Welt, sondern ein falsches Ideal, das der Egoist nur ersonnen hat, da er annimmt, die Welt stamme aus seinem Ideal, dem Willen. Diesem Ideal des Egoismus entspricht die Welt nicht, und daher macht er sie schlecht u. s. w.

Was heißt alles dies? Warum verdreht der Verfasser ohne weiteres den Pessimismus zum Egoismus? Erkennt der Verfasser die Thatsache des Egoismus nicht an? Und hat Schopenhauer gelehrt, der universelle Egoismus sei der Zweck der Welt? Schopenhauer hat das Gegentheil gelehrt. Eben vom Egoismus, vom Befangensein im principium individuationis, ja vom Willen selbst soll uns das Leben zurückführen! Was sollen die falschen und hohlen Worte über den Pessimismus? Der Pessimismus entspringt gerade aus der Thatsache, daß Noth, Elend und Schmerz in allem Leben sich findet, d. h. eben aus der Thatsache, daß der Kern des Lebens ein ruheloser, angstvoller Wille sei. Und dieser soll ein Ideal, soll Schopenhauer's Ideal sein? Schopenhauer's falsches Ideal? Schopenhauer's Ideal ist ja nicht der Wille, sondern die Willenlosigkeit! Oder soll etwa dies das „falsche Ideal" sein, daß Schopenhauer eine Welt fordert, in der nicht ein Wesen das andere auffressen müßte, in der nicht Gemeinheit und Dummheit so unsaglich überwiegend wären?

Jedem Leser Schopenhauer's ist es bekannt, daß er den Optimismus für schlechthin unethisch, für ruchlos hält, daß ihm das Judenthum wegen seiner optimistischen Färbung verhaßt ist. Aber der Verfasser sagt:

> Das Judenthum ist dem Verehrer des Buddhismus ein Greuel. Er hat nicht unrecht, denn die sittliche Weltordnung, welche darin enthalten ist, widerspricht in allen Stücken dem Pessimismus(!), der aus dem Egoismus entsteht, sofern es glaubt, daß die Welt nicht entstanden(!) ist aus einem großen Egoisten, dem blinden Willen zum Leben, sondern aus einem vernünftigen Wesen, aus einem Gotte, der nicht der Welt ein falsches Ideal gegeben hat, für dessen Verwirklichung sie die Mittel nicht enthält, sondern ein Ideal, das von den Menschen nicht die Verkehrung aller sittlichen Maximen in der Bejahung des begehrlichen Willens und der Verneinung des Willens zum Leben, sondern die Befolgung sittlicher Maximen in der Verneinung des begehrlichen Willens und in der Bejahung des vernünftigen Willens fordert.

Da ist er, der „begehrliche" Wille in seiner echtesten Bedeutung! Also Schopenhauer hat die Bejahung des „begehrlichen" Willens gefordert! Ihm ist eine Religion „ein Greuel", weil sie eine sittliche Weltordnung enthält! Und doch sagt er in „Parerga und Paralipomena", II, §. 110: „Daß die Welt blos eine physische, keine moralische Bedeutung habe, ist der größte, der verderblichste, der fundamentale Irrthum, die eigentliche Perversität der Gesinnung, und ist wol im Grunde auch das, was der Glaube als den Antichrist personificirt hat" u. s. w. Oder diese Stelle: „Ein glückliches Leben ist unmöglich; das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt der, welcher in irgendeiner Art und Angelegenheit, für das allen irgendwie zugute Kommende, mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird. Dann bleibt er am Schluß, wie der Prinz im «Re Corvo» des Gozzi, versteinert, aber in edler Stellung und mit großmüthiger Geberde stehen" u. s. w. Hier hat der Verfasser Schopenhauer's Ideal!

Aus Schopenhauer's „Seligkeit der künstlerischen Anschauung" construirt sich der Verfasser die Behauptung, der Pessimismus sei weder bei Schopenhauer, noch bei seinen Anhängern eine ernste Lebensansicht, denn die künstlerische Weltanschauung hebe sie über ihn hinweg; der Pessimismus sei nur die gemeine Weltansicht. Aber das ist ja eben das Unglück, daß der Pessimismus die „gemeine" Weltansicht ist und sein muß, daß die Momente des künstlerischen Schaffens nur ausnahmsweise und nur bei wenigen eintreten. Eben das ist ja auch ein Beweis für die elende Beschaffenheit des Daseins, daß es der Genialen so wenig gibt, deren Intellect „die Sonne ist, welche die Welt offenbar macht", die „Fabrikwaare der Natur" aber so sehr überwiegt, deren Erkenntnißvermögen blos „die Laterne ist, die ihren Lebensweg beleuchtet". „Aber", meint Harms, „eine Laterne, die den Lebensweg beleuchtet, ist doch werthvoller als die künstlerische Anschauung der Sonne in ihrem Glanze, welcher den Genialen verblendet, der den richtigen Lebensweg verloren hat, da er aus dem Standpunkte des Pessimismus zurückflieht in die künstlerische Weltanschauung." Der Verfasser glaubt doch nicht, eine Sonne, welche die Welt offenbar macht, beleuchte den Lebensweg schlechter als die Laterne der „Fabrikwaare der Natur".

Uebrigens, wenn der Verfasser die Laterne für werthvoller hält als die Sonne, so bleibe er bei seiner Laterne. Nur möge er nicht vergessen, welchen Eindruck es machen muß, wenn er mit seiner Laterne die Sonne beleuchtet, um zu erspähen, ob sie nicht etwa Flecken habe.

Siegfried Lipiner.

Neue spanische Dichtungen.

1. Die Liebenden von Teruël. Drama in fünf Aufzügen von Juan Eugenio Hartzenbusch, deutsch von Adolf Seubert. Leipzig, Reclam jun. 1876. 16. 20 Pf.

Die vorliegende Uebersetzung ist nach einer ältern Bearbeitung dieses Dramas vorgenommen worden. Diese ältere Gestaltung des Stoffs wies vielfache Mängel auf, die dem dramatischen Scharfblick des Dichters nicht entgehen konnten und ihn zu einer gründlichen Umarbeitung veranlaßten, die eine wesentliche Veränderung und durchgreifende Verbesserung der ganzen Anlage des Stücks zur Folge hatte. Die auffallend schwachen Actschlüsse, hauptsächlich in den ersten Acten, wurden wirksamer gestaltet, die kraftlosen weitschweifigen Dialoge, welche die Lebendigkeit der Handlung in hohem Maße beeinträchtigten, in knappere angemessenere Form zusammengedrängt und einige Prosastellen in Verse umgewandelt. Besonders wurde die Schwerfälligkeit und Gedehntheit der Ausdrucksweise im ersten Act durch verständige Kürzungen beseitigt, indem Hartzenbusch hier einige inhaltlose, unwirksame Scenen gänzlich strich, andern eine völlig veränderte Gestalt gab. Durch diese Absonderung des Unwesentlichen und Wirkungslosen war es möglich, daß die Zahl der Acte, welche in der alten Fassung fünf betrug, auf vier herabgesetzt werden konnte.

Alle diese hervorgehobenen Gebrechen des Dramas in seiner ursprünglichen Gestalt spiegelt die deutsche Uebersetzung in verzerrten Zügen getreulich ab, und damit noch nicht zufrieden, fügt sie ihnen noch ihre eigenen, nicht weniger tadelnswerthen hinzu. Es ist wol an und für sich zu billigen, bei der Uebersetzung einer fremden Dichtung das Versmaß des Urtextes beizubehalten, doch ist dies gewiß nicht dann der Fall, wenn dasselbe dem deutschen Geschmacke und den Gesetzen der deutschen Dichtkunst widerstrebt. Wir haben nun einmal für unser Drama den fünffüßigen Jambus eingeführt, der sich auch am besten für den freien geistigen Schwung, für die kraftvolle Entfaltung unserer Sprache eignet; uns stören beständig wechselnde Versmaße, die bisweilen sogar von Prosa unterbrochen werden; am allermeisten wenn dieser Wechsel mit einer solchen Unregelmäßigkeit und Willkür stattfindet, wie in dieser Uebersetzung, in der an manchen Stellen kaum drei Verse vollständig gleichartig sind.

Infolge der Bemühungen des Uebersetzers, das gedrängte kurze Versmaß beizubehalten, haben sich, abgesehen von einer höchst unangenehm berührenden Versetzung der einzelnen Satzglieder, mancherlei Unklarheiten und ungeschickte Wendungen eingeschlichen. Zur Begründung unserer Behauptung führen wir nur folgende Auszüge aus den ersten Acten an. So sagt Zuleima:

> So ist es! Doch, obschon ein Weib,
> Genießt mein Wort Gesetzeskraft.

Außerdem kommen noch in den Dialogen folgende ungewöhnliche Redensarten und kühne Bilder vor:

> ...Das heißt mir sauber danken!

> ...Die Zeit der Rosigkeit verrann.

> ...Wenn du ein Weib wie eine Sklavin
> Am Tone deiner Stimme hängen siehst!

> ...In Schmerzgeheul soll sich dein Lächeln wandeln.

> ...Ihr habt den Zweikampf angefacht.

> ...Vielleicht, daß er in Zion seufzt
> Beim Taktschlag schwerer Ketten,
> Vielleicht, daß er in einer Wüste
> Im lib'schen Lande stöhnt!

> ...Mich hatte Gott verdammt
> An dieser Bitterkeit zu nagen.

> ...Vergoß unsinn'ge Thränen.

Wir wollen uns an dieser kleinen Auswahl aus der reichen Blumenlese begnügen und erwähnen nur noch, daß in den letzten Acten ebenfalls, wenngleich in geringerer Ergiebigkeit, ein Schatz solcher sprachlichen Seltsamkeiten verborgen ruht. An einigen besonders dazu geeigneten Stellen zeigt sich ein flüchtiges Aufleuchten einer schwungvollen Phantasie, jedoch vermag die Sprache dem Flug der Gedanken auf die Dauer nicht recht zu folgen und zwingt den Geist bald wieder auf die frühern holperigen Bahnen zurück. Im ganzen schließt sich die Uebersetzung zu eng an die Worte des spanischen Textes an, macht infolge dessen jeden freien Aufschwung einer dichterischen Begeisterung unmöglich und schleppt sich matt, mehrfach bedenklich stolpernd bis zum tragischen Ende fort.

Der Grund, daß das Stück trotz aller Schwächen in seiner alten Fassung auf der Bühne zu Madrid mit durchschlagendem Erfolg aufgeführt wurde und dem Verfasser, dessen erste dramatische Erzeugnisse vollkommenes Fiasco machten, die ruhmvolle Laufbahn eines beliebten volksthümlichen Dichters erschloß, dürfte wol darin zu suchen sein, daß der schädliche Einfluß der etwas schwachen Gliederung des Ganzen durch die schöne klangvolle Sprache, durch den innigen tiefempfundenen Ausdruck der wechselnden Gefühle, die treffliche Zeichnung der Charaktere und die Wirksamkeit einzelner Situationen völlig aufgehoben wurde.

Wie ein leuchtender Faden zieht sich durch das ganze Drama der Grundgedanke der Verherrlichung der edelsten Gefühle und Gesinnungen, die ihre hervorragendsten Träger in den Liebenden Isabel und Marzilla finden. Gegenseitige innige Liebe und unerschütterliche Treue, die selbst aus dem schweren Kampfe mit dem feindlichen Schicksale und mit den glänzendsten Verführungsversuchen siegreich hervorgehen, bilden die Grundzüge ihres Charakters.

Welche tieferschütternde Wirkung mußte nicht die verhängnißvolle Kunde von der Ehe Isabellens mit seinem reichen Nebenbuhler auf das treuliebende Herz Marzilla's ausüben, der mit männlicher Festigkeit, eingedenk seiner fernen Geliebten, die glänzenden Versprechungen und die Hand der mächtigen Sultanin Zuleima, als er in Valencia ihre Sklavenketten trug, ausgeschlagen hatte. Wie gerechtfertigt und psychologisch begründet erscheint da sein plötzlicher Tod in dem Augenblick, als Isabel bei seiner Ankunft, in ihrem Eifer ihn fernzuhalten, vielleicht auch gereizt durch seine Vorwürfe, sich zu einer unbedachten Aeußerung hinreißen ließ, die bei der Gemüthsstimmung Marzilla's einen so verderblichen Ausgang herbeiführen mußte.

Es ist durchaus dem ganzen Wesen der Isabel entsprechend, daß sie, die getäuscht durch erdichtete Nachrichten von der Untreue und dem Tode Marzilla's und genöthigt durch die Kenntniß des schrecklichen Geheimnisses ihrer Mutter, durch die Pflichten der Dankbarkeit gegen ihren Vater, als Opfer der Ehre ihrer Familie, jedoch erst nach Ablauf der anberaumten Frist, an der Hand eines andern zum Altare trat, trotzdem sie die Liebe für Marzilla im Herzen treu bewahrte und ihm, dessen Mörderin sie zu sein wähnte, von Reue und Schmerz überwältigt, mit gebrochenem Herzen in den Tod nachfolgt.

Das tragische Verhängniß tritt uns in der leidenschaftlichen maurischen Königin Zuleima verkörpert entgegen, deren heiße unerwiderte Liebe zu dem Sklaven Marzilla sich in glühende Rache verwandelte. Eingeweiht in die Verhältnisse der Liebenden, bringt sie, ehe Marzilla seine Freiheit wiedererlangen konnte, als Ritter verkleidet, Isabel die trügerische Kunde von der Untreue und dem Tode ihres Geliebten. Durch listige Ränke weiß sie jede Aufklärung des wahren Sachverhalts zu hintertreiben, und als Marzilla selbst nach Teruël zurückkehrt, hetzt sie ihm Räuber auf den Hals, aus deren Händen sie ihn erst befreit, als die Glocken die letzte Stunde der abgelaufenen Frist verkündeten. Mit dem Bewußtsein befriedigter Rache theilt sie ihm die Hochzeit Isabel's mit seinem Nebenbuhler mit. Doch auch sie sollte der gerechten Strafe nicht entgehen. Ein Abgesandter ihres treulos verlassenen Gemahls ersticht sie, als sie im Begriff steht, an Marzilla zum Verräther zu werden. Die Charaktere der andern auftretenden Personen, der Väter der Liebenden, der Mutter Isabel's, des verhaßten Nebenbuhlers sind mit Naturwahrheit entworfen und mit großem Geschick in den Rahmen des Dramas eingepaßt.

Als geschichtliche Thatsache liegt dem Stück nur der Tod der beiden Liebenden sowie die Isabellen gestellte bestimmte Frist zu Grunde. Alles andere ist eigene Erfindung des talentvollen Dichters, und die geschickt angelegte Verwickelung, die Erfindung neuer Personen und Motive zeugen von seiner reichen Begabung.

Bestritten wurde die Wahrscheinlichkeit des tragischen Endes der Liebenden, indem einige behaupteten, daß unglückliche Liebe nicht so plötzlich tödten könne. Der spanische „Figaro" rechtfertigte den Dichter in folgender Weise:

> Auf diese Beschuldigung kann der Verfasser erwidern, er habe hier eine historische Thatsache benutzt; Gram und Leidenschaft hätten mehr Kirchhöfe gefüllt als Aerzte; Liebe tödte (wenn auch nicht immer) ebenso gut wie Ehrgeiz und Neid; mehr als eine Unglücksbotschaft habe kräftige Personen augenblicklich wie ein Blitz todt zu Boden geworfen. Doch möchte es nach unserm Dafürhalten besser sein, wenn der Dichter auf diese Beschuldigung gar nicht antworte, da die, welche die Antwort nicht im Herzen finden, sie nie begreifen werden. Theorien, Doctrinen, Systeme werden erklärt; Gefühle muß man empfinden!

Wir möchten gern das lobenswerthe Streben des Uebersetzers, die schönsten Blüten der spanischen Literatur in verständlicher, leichtfaßlicher Form dem deutschen Volke zugänglich zu machen, anerkennen, doch versprechen wir uns von der vorliegenden Uebersetzung wegen der bereits gerügten Mängel und Unzweckmäßigkeiten diesen gewünschten Erfolg nicht, sondern fürchten vielmehr, daß durch sie die unverdiente Geringschätzung der neuesten spanischen Literatur noch vermehrt werden könnte.

2. Spanische Dorfgeschichten von Fernan Caballero und Antonio de Trueba. Deutsch von Pauline Schanz. Wien, Hartleben. 1877. 8. 2 M. 75 Pf.

Vorliegendes Buch enthält sechs Erzählungen von Caballero und de Trueba, die verschiedenen Schriften dieser so beliebten und volksthümlichen Schriftsteller entlehnt sind, deren Wirksamkeit ihnen eine hervorragende Stellung in der neuern spanischen Literatur gesichert hat. Die ersten drei Erzählungen sind aus der Feder Caballero's geflossen, unter welchem angenommenen Namen sich bekanntlich eine jüngst verstorbene Frau, Cecilia Böhl von Faber, verbirgt, und athmen einen belebenden Hauch geistiger Frische, der, mit tiefer Innigkeit und warmer Empfindung gewürzt, einen durchaus wohlthuenden Eindruck macht.

Die erste Erzählung: „Arme Dolores", hat zu ihrem Grundgedanken das traurige Los eines vom Schicksal hart betroffenen Mädchens, welches mit ihrer Mutter, einer verwitweten Matrosenfrau, und ihrem Bruder bei einer ehrbaren Familie freundliche Aufnahme gefunden hat und durch die verhängnißvolle Verkettung der Umstände kurz nacheinander die Mutter, den Bruder und den Geliebten verliert. Die erstere fand man als Leiche eines Morgens am Meeresgestade, wohin sie in der vorhergehenden stürmischen Nacht die bange Sorge um ihren als Matrosen auf der See befindlichen Sohn getrieben hatte. Der Bruder kehrte glücklich heim, fiel aber infolge eines unseligen Misverständnisses durch die Hand des eifersüchtigen Liebhabers der Dolores. Dieser wurde wegen des Verbrechens durch Begnadigung der Königin zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt. Dolores beklagt mit Rosa, der Geliebten ihres Bruders, welche, die Tochter einer durch Erbschaft reich gewordenen Maulthiertreiberswitwe, durch ihre unglückselige Liebe ihr heiteres, lebenslustiges, zu Neckereien geneigtes Wesen mit einem ernsten und tiefsinnigen vertauscht hatte, tiefbekümmert ihren herben Verlust. Eine wehmüthige Stimmung weht durch diese ganze Erzählung, welche in naturtreuer Darstellung der Sitten und Gewohnheiten der Bauern des andalusischen Dorfes Rola einen klaren Einblick in die einfache Lebensweise der schlichten andalusischen Bewohner überhaupt verstattet. Caballero erwähnt in einem einleitenden Abschnitt, der in der Uebersetzung unbegreiflicherweise völlig übergangen worden ist, daß der infolge der abgeschlossenen Lage des Dorfs etwas beschränkte Gesichtskreis seiner Bewohner dem leichtspielenden Witz der launigen scherzliebenden Andalusier zu vielfachen scherzhaften Erzählungen und lustigen Liedern Anlaß gegeben hat, die noch jetzt im Volksmunde leben, und deren Inhalt an unsere Schildbürgergeschichten erinnert.

Die zweite Erzählung: „Mehr Ehre als Ehren", behandelt das Leben eines Findlings, Gabriel mit Namen, der von einer armen Familie wie ein leibliches Kind aufgenommen und in der streng sittlichen, gottesfürchtigen Anschauungsweise der andalusischen Landleute aufgezogen wird. Er faßt eine innige Zuneigung zu Anna, der Tochter seiner Pflegeältern, die von ihr im gleichen Maße erwidert wird. Nur die Namenlosigkeit des Findlings tritt

der Zustimmung der Aeltern zu ihrer ehelichen Verbindung hindernd entgegen. Als Gabriel nach langen Jahren von seinem wirklichen Vater, einem General, nach der Stadt gerufen wurde, schwur er vor seiner Abreise seiner Geliebten ewige Treue und hielt diesen Schwur, obgleich ihm sein liebloser ehrgeiziger Vater eine ehrenvollere Partie ausgesucht hatte. Dieser ließ ihm in verschiedenen Fächern gründlichen Unterricht ertheilen, führte ihn in die hohen gesellschaftlichen Kreise ein und suchte ihn für die Freuden des Stadtlebens empfänglich zu machen. Doch Gabriel's Natur vereitelte seine Plane. Ihn widerte diese Art von Vergnügungen an; er suchte in der Arbeit die Sehnsucht zu ersticken, welche ihn zu dem stillen Herde der einfachen, aber ehrlichen Landleute, zu der schönen Tochter seiner Pflegeältern zog. Lange fügte er sich schweigend dem Willen seines Vaters, doch endlich, als dieser seine Verbindung mit einer ungeliebten Dame verlangte, brach er völlig mit ihm und wurde infolge dessen enterbt. Doch froh, von diesem lästigen Zwange befreit zu sein, eilte er mit dem aus dem Verkauf seiner Sachen erlösten Gelde zu seinen Pflegeältern zurück, die schon an seiner Rückkehr und der Aufrichtigkeit seiner Liebe zu zweifeln begonnen hatten. Er bat sie um die Hand ihrer Tochter Anna, welche ihm mit Freuden bewilligt wurde. Er lernte durch die hämischen Bemerkungen eines herzlosen Mannes, dessen Tochter er verschmäht hatte und der in seiner geistigen Beschränktheit sich so rächen wollte, seinen Großvater kennen, der als Bettler in derselben Familie Aufnahme gefunden und von Anfang an eine besondere Zuneigung zu ihm an den Tag gelegt hatte. Vor unsern Augen entfaltet diese Erzählung ein Bild häuslichen Glücks, stiller Genügsamkeit und liebevoller Herzlichkeit. Die derbe Biederkeit, mit der ein ungewöhnliches Zartgefühl Hand in Hand geht, und der strenge Rechtssinn der schlichten Landbewohner tritt uns hier zugleich mit ihren schroffsten Gegensätzen, der Herzlosigkeit, dem Ehrgeize hochgestellter Personen, entgegen. Caballero geiselt durch den Mund Gabriel's in kurzen schlagenden Worten die Gebrechen der gebildeten Gesellschaft, und seine frische urwüchsige Ausdrucksweise übt dabei eine erquickende Wirkung aus.

Die dritte Erzählung: „Lucia Garcia", schließt sich würdig an die vorhergehenden an. Ihr Inhalt ist in kurzem folgender. Ein Landmann, der in die Netze einer verrufenen Schenkwirthin gerathen ist, verheirathet sich nach dem Tode seiner Gattin mit dieser, ohne das Abrathen seiner Verwandten und Kinder zu beachten. Sein Sohn Lukas weigert sich, bei ihm zu bleiben, und läßt sich als Soldat anwerben. Seine Tochter Lucie mußte bleiben und die Mishandlungen ihrer verderbten Stiefmutter und ihrer häßlichen neidischen Stiefschwestern ertragen. Das Zusammenleben mit diesen lasterhaften Wesen übte verderblichen Einfluß auf den Charakter des schüchternen unbefangenen Mädchens, das nur das edle Blut ihrer Mutter und deren strenge Erziehung vor der Sünde bewahrten. Die Stiefschwestern wollten ihren guten Ruf untergraben und ließen den Oberst eines im Dorfe einquartierten Regiments zu ihr ein. Doch dieser wurde durch ihre edle Erscheinung und ihr unschuldiges Wesen zur sofortigen Entfernung veranlaßt, wobei er aus dem Fenster springen mußte und dem betrunkenen Vater des Mädchens in die Hände fiel, von dem er sich jedoch unerkannt befreien konnte. Lucia nahm ihre Zuflucht vor der Wuth des berauschten Vaters zu dem Oberst, den sie in sehr zweifelhafter Stellung mehrere Jahre begleitete. Ihr Bruder, den sie bei einer Revue sah, verleugnete sie in sittlicher Entrüstung, und als sie später arm, verlassen und hülflos in ihr Dorf zurückgekehrt, blieb er trotz der Fürbitte eines Verwandten, bei dem Lucia freundliche Aufnahme gefunden hatte, hartnäckig dabei, daß er keine Schwester mehr habe. Der Gesang eines ernsten traurigen Liedes, das Lukas in früherer Zeit seiner Schwester selbst gelehrt hatte, mit dem Bedeuten, diese wehmuthsvolle Weise anzustimmen, wenn er jemals seines der Mutter gegebenen Versprechens, für seine Schwester zu sorgen, uneingedenk sein sollte, rief die Erinnerung an jene Stunde wach und gab der reuigen Schwester das Herz ihres versöhnten Bruders zurück.

Auf diese drei Erzählungen Caballero's folgt eine gleiche Anzahl aus der Feder de Trueba's, dessen Stil wesentlich von dem seiner Vorgängerin abweicht, welche letztere mit großem Geschick die sinnige, gemüthvolle Richtung des neuen Romans in Spanien vertritt. In de Trueba's Schriften, welche dem Geschmack, dem Verständniß und den Anschauungen des spanischen Volks huldigen, begegnen wir oft plötzlichen Unterbrechungen des Fortgangs der Handlung durch die verschiedensten Abschweifungen, jedoch helfen die trefflichen Gedanken, der gediegene Gehalt und die anmuthige Darstellungsweise leicht über diese Mängel hinweg.

Die erste Erzählung: „Der Pfarrer von Paracuellos", hat zum Inhalt das Leben eines Tagelöhnersohns, der durch hohe Gönner und eifriges Studium die Anstellung als Pfarrer in seinem Heimatdorfe erlangte. Leider genoß er den für einen Diener Gottes nicht gerade passenden Ruf, ein vortrefflicher Stierkämpfer und als solcher der Stolz der ganzen Gegend zu sein, deren Bewohner die den Spaniern eigene Leidenschaft für dieses Kampfspiel besaßen.

Der Erzbischof, der auf einer Rundreise die allgemein gerühmte Eigenschaft des Pfarrers erfuhr und vom kirchlichen Standpunkte aus die Betheiligung desselben an dem grauenvollen Mordspiel eines Stiergefechts für unvereinbar mit den Pflichten seines Amtes hielt, wollte ihn, trotz vielfacher Bitten der ganzen Bevölkerung, aus seiner Stellung entfernen. Da, als alle Vorstellungen, Bitten und Gesuche nichts fruchteten, trat eines Tags, als der Kirchenprälat über die Wiesen nach den Ufern des Jaronna wandelte, der Vermittler wie ein Deus ex machina in Gestalt eines Stiers auf, der die Unverschämtheit besaß, selbst bei einem solchen geistlichen Herrn einen scharlachrothen Mantel nicht leiden zu wollen, und wüthend auf den Träger desselben zustürzte. Dieser suchte seinen schwerfälligen Körper so rasch wie möglich aus dem gefährlichen Bereiche des rasenden Thiers zu bringen, wäre aber wegen seiner Unbehülflichkeit dem Grimme seines Verfolgers zum Opfer gefallen, wenn nicht der wirksame Beistand des stierkampfgeübten Pfarrers, der den Stier an den Hörnern festhielt, bis der erschrockene Hirt ihn in Empfang nehmen konnte, jede Gefahr beseitigt hätte. Infolge dieses Ereignisses blieb der Pfarrer in seiner Stellung, nachdem

er geschworen hatte, den priesterlichen Mantel nie wieder in solcher Weise zu misbrauchen. Diesem eidlichen Versprechen blieb er getreu und ließ sich einmal widerstandslos nach einem vergeblichen Fluchtversuch von einem wilden Stier aufspießen.

In der zweiten Erzählung: „Die Trunkenbolde", wird uns das Leben eines Schwindlers vorgeführt, der durch einen befreundeten Trunkenbold zum Laster der Trunksucht verleitet wird und trotz seiner eigenen guten Vorsätze, trotz der Warnungen seiner jungen Frau seiner sündhaften Neigung nicht Herr werden kann, bis Gram und Kummer über seine Lebensweise seiner Frau und seiner Tochter ein frühes Grab bereiten und sein Verführer einen plötzlichen Tod durch den Sturz auf eine Felsenkante gefunden hatte. Die tiefe Reue über sein vergangenes Leben und dessen traurige Folgen, der Schmerz über den unersetzlichen Verlust seiner Lieben geben ihm endlich die Kraft, allen Versuchungen zu widerstehen. Er suchte durch ein strebsames Leben die Verirrungen alter Zeiten wieder gutzumachen. Diese Erzählung, sowie die nächstfolgende, hat eine sittliche Tendenz und bezweckt, in aller Einfachheit veredelnd und bildend auf die Gemüther einzuwirken.

In der letzten Erzählung: „Der schwarze Hund", tritt uns das böse Gewissen in der Gestalt eines schwarzen Hundes entgegen, der einen Kohlenbrenner, welcher einen Mord an einer Brothändlerin, ohne helfend einzugreifen, aus der Ferne mit angesehen hatte, unablässig verfolgt. Vergeblich sind alle Versuche des Geängstigten, sich von diesem Plagegeiste zu befreien, und voll Verzweiflung will er endlich den Tod in den Wellen suchen. Doch der Reiz der schönen Gegend macht seinen Entschluß wankend und weckt neue Lebenslust. Da hört er plötzlich einen angstvollen Hülferuf, sieht ein Mädchen mit den schäumenden Wellen kämpfen und stürzt sich, eingedenk der Ursache seiner Leiden, mit verzweifeltem Muthe ins Wasser. Es gelang ihm, die Gefährdete, die Tochter eines Bankiers, glücklich lebend ans Ufer zu bringen, und er erhielt von ihrem Vater zum Lohne für seine kühne That 100 Unzen Goldes. In ängstlicher Spannung erwartete er wieder das tägliche Erscheinen seines Quälgeistes, doch dieser ließ sich seit jenem Tage, wo der Kohlenbrenner durch seine gute That die schwere Schuld gesühnt hatte, nicht wieder sehen.

Die Uebersetzung von Pauline Schanz spiegelt in treuen Zügen mit lebendiger Anschaulichkeit die Anmuth und Naturwahrheit in den Erzeugnissen der spanischen Meister wieder. Das Gefällige und Innige des Ausdrucks, die Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung, die nur an einzelnen Stellen durch allzu langen Periodenbau beeinträchtigt wird, die kräftige Frische der Sprache sind im hohen Grade geeignet, die Spannung des Lesers wach zu erhalten und einen wohlthuenden, erwärmenden Eindruck zu machen. Besondere Anerkennung verdient das im allgemeinen erfolgreiche Bestreben der Uebersetzerin, die bedeutungslosen, unwesentlichen Stellen wegzulassen und verschiedene Weitschweifigkeiten der Ausdrucksweise in geschickter Weise zu vermeiden. Doch den schon erwähnten ersten Abschnitt der „Armen Dolores" und einige ernste Betrachtungen vermissen wir nur ungern, und ebenso wäre folgende logische Unklarheit besser vermieden worden. Es heißt nämlich im zweiten Abschnitt derselben Erzählung:

> Antes de entrar en esta casa, que pertenecia al anciano jinete, es preciso describirla y dar cuenta de quiénes eran sus moradores.

Die Uebersetzung hat das Wort describirla mit stiller Geringschätzung übergangen, wodurch die nun folgende Beschreibung des Hauses ganz ungerechtfertigt erscheint. Doch abgesehen von diesen unbedeutenden Mängeln können wir uns nur anerkennend über die verdienstvolle Uebersetzung aussprechen und hoffen, daß die gewandte Feder von Pauline Schanz noch andere hervorragende Schöpfungen spanischer Schriftsteller dem deutschen Volke in frischer, lebenskräftiger Gestalt vermitteln wird.

Ein volksthümlicher Kosmos.

Populäre Entwickelungsgeschichte des Weltalls von Karl August Specht. Gotha, Stollberg. 1876. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Eine populäre, d. h. gemeinverständliche Entwickelungsgeschichte des Weltalls, eine naturgetreue, wahre, geschichtliche Darstellung der Entwickelung des Weltganzen nach allen seinen Beziehungen hat wol schon jeder Gebildete, wie namentlich jeder strebsame Laie gewünscht. Es liegt ja im Drange des menschlichen Geistes nach Licht, sich Aufklärung über die großen Fragen der Entwickelung des Weltganzen, der Einrichtung des Weltgebäudes und der höchsten Probleme des menschlichen Forschergeistes zu verschaffen und zu erfahren: welches sind die Resultate der neuesten Forschungen, wie weit steht der Zeiger auf der Uhr des dogmenerschütternden Naturforschens? Das obige Werk macht mit dem Stand des Gesammtwissens in Bezug auf Entstehung der Welt bekannt, indem es sich freihält von philosophischen Träumereien und metaphysischen Speculationen, wie sie z. B. die Kant-Laplace'sche Theorie bietet, ja, indem es ostensibel alle Nebelgebilde eines aberwitzigen, blind hinnehmenden Glaubens und einer kühn ausspinnenden Phantasie bekämpft. So bildet es eine dankenswerthe Ergänzung zu Humboldt's „Kosmos", bei dessen Abfassung sehr wesentliche Beobachtungen der Neuzeit, z. B. in Bezug auf Spectralanalyse, fehlen mußten, sowie es auch eine populäre Interpretation der verdienstlichen Kosmogenie Spiller's bietet.

Wohlthuend wirkt der sittliche Mannesernst, die wissenschaftliche Klarheit, die eminente Fachkenntniß und dabei der volksthümliche Ton des Verfassers, dem wir schon manches bedeutende Buch danken. Es ist geradezu ein wissenschaftlicher Genuß, des Verfassers Ausführungen über Entstehung des Entstandenen, über Ewigkeit des Stoffs, über die Entwickelungsperioden der Weltkörper zu folgen, sich von ihm über Einheit der Natur, über die Mechanik des Universums, über die erfahrungsmäßige Weltgeschichte belehren zu lassen. Wir wenigstens haben trotz unserer frühern eingehenden Naturstudien auf jeder Seite Neues,

Ueberraschendes, Wichtiges gefunden, und können daher unsern Dank gegen den fleißigen und gelehrten, im Kampfe für die Wahrheit unbeugsamen Volkslehrer nur durch eine angelegentliche Empfehlung seines verdienstlichen Werks zum Ausdruck bringen. Jeder freisinnige Lehrer hat darin eine Fundgrube von Stoffen zu Vorträgen für Jung und Alt, gebildete Männer und Frauen aber eine Quelle werthvollster Belehrung, ein Mittel zur Erweiterung des geistigen Horizonts. Das Buch bietet außer dem Vorworte und der glänzend geschriebenen Einleitung folgende höchst interessante Kapitel: „Der Himmel oder die Welt der Sterne"; „Die Ewigkeit und die Unendlichkeit"; „Raum und Zeit"; „Die Ewigkeit des Stoffs"; „Die fünf Entwickelungsperioden der Weltkörper und die Nebelflecke als Ur- oder Weltenstoff"; „Die Entwickelung unsers Sonnensystems"; „Die Urgeschichte der Erde"; „Das Alter der Erde"; „Gegenwärtige Vertreter der fünf Entwickelungsperioden im Weltraum"; „Die Sonne". Nähere Betrachtungen des Sonnensystems: 1) „Einleitende Bemerkungen"; 2) „Das allgemeine Weltgesetz"; 3) „Die Entdeckung des Neptun"; 4) „Uranus"; 5) „Saturn"; 6) „Jupiter"; 7) „Die Gruppe der Planetoiden und die Meteorsteine"; 8) „Mars"; 9) „Die Erde"; 10) „Der Mond"; 11) „Venus"; 12) „Die Kometen und Sternschnuppen".

C. Beyer.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 17. Februar starb in Wien der Dichter Salomon Hermann Mosenthal an einer plötzlich sich einstellenden Herzkrankheit; er gehörte zu den liebenswürdigsten und begabtesten Autoren des heutigen Wien und hat dem Burgtheater manche dramatische Dichtung von Werth und Wirkung geschenkt. So reich ist das heutige Wien nicht an wahrhaft productiven Schriftstellern, daß der Verlust eines Dichters wie Mosenthal nicht schmerzlich empfunden werden sollte. Zwar hatte er unter seinen dramatischen Productionen neben den Treffern auch manche Nieten aufzuweisen und seinen Dramen zuletzt durch ein einförmig wiederkehrendes Schema den Reiz frischer Selbständigkeit genommen; immerhin aber hatte der Dichter der „Deborah" Erfolge aufzuweisen wie kein anderer der jetzt in Wien lebenden Dramatiker, Heinrich Laube ausgenommen.

Mosenthal war am 14. Januar 1821 in Kassel geboren, wo er seine Gymnasialstudien vollendete, um in die technische Carrière einzutreten. Doch nachdem er eine Zeit lang das Polytechnikum in Karlsruhe besucht hatte, gab er diese Carrière auf und widmete sich, ohne dieselbe durch Universitätsstudien zu ersetzen, der Literatur. Im Jahre 1846 debutirte er mit einem Volksmärchen: „Der Holländer Michel", im Theater an der Wien; ein poetisch gehaltenes Stück: „Die Sklavin", folgte im Jahre 1847 ohne nachhaltigen Erfolg. Diese Erstlingswerke bezeichnen zugleich die doppelte Richtung der Mosenthal'schen dramatischen Muse, die sich theils dem genrebildlich Volksthümlichen, theils dem idealen Stil der Jambentragödie zuwendete.

Beide Richtungen zugleich sind in dem großen Haupttreffer der Mosenthal'schen Muse „Deborah" vorhanden, welches Stück im Jahre 1847 auf „Die Sklavin" folgte. An der Burg zurückgewiesen, fand es zuerst Aufnahme in Hamburg, wo der geniale Director Baison damit ein Zugstück gewonnen hatte; in Wien wurde es dann im Theater an der Wien gegeben. Berlin folgte im Jahre 1850 und das Burgtheater am 28. Juni 1864; seitdem hat sich das Stück hier glänzend auf dem Repertoire behauptet. Die Titelrolle war Künstlerinnen, die aus dem Holze geschnitzt waren, aus dem man tragische Heroinen schafft, hochwillkommen. Vor allen haben Fanny Janauschek und Klara Ziegler die Deborah auf ihren Gastrollen mit glänzendem Erfolg über alle Bühnen geführt. Adelaide Ristori spielte die Rolle in italienischer Uebersetzung bei ihren Rundreisen in Europa und Amerika. Miß Bateman feierte in Neuyork und am londoner Adelphitheater nachhaltige Triumphe als „Leah", wie Deborah in der englischen Uebersetzung, die zugleich eine totale Umarbeitung ist, umgetauft wurde. Auch in mehrere slawische Sprachen wurde das Drama übertragen und an polnischen und czechischen Bühnen zur Aufführung gebracht. „Deborah" hat von allen deutschen Dramen der neuern Zeit den größten internationalen Erfolg davongetragen und ihn erzielt durch den heißen Athem orientalischer Glut in seinen mehr lyrischen Stellen, den großen Monologen und Liebesdialogen, durch die trefflichen Genrebilder der Volksscenen und Volkscharaktere und durch die an Bendemann's Gemälde erinnernden Tableaux des idealisirten Judenthums.

„Deborah" bezeichnet den später nicht mehr erreichten Höhepunkt der Mosenthal'schen Muse. Von seinen dorfgeschichtlichen Dramen hat „Der Sonnwendhof" (1854) den meisten Erfolg gehabt; weniger glücklich war ein späteres, in Westfalen spielendes Drama: „Der Schulz von Altenbüren". Aus der deutschen Literatur- und Theatergeschichte entnahm er den Stoff zu zwei Dramen: „Ein deutsches Dichterleben" (1850), dessen Held Bürger mit seiner Doppelliebe ist, und „Die deutschen Komödianten" (1862), welches Stück wol zu den bessern Productionen des Dichters gehört. Zuletzt ging Mosenthal zu dem französirenden Conversationsdrama über; „Madelaine Morel" (1871) bewegte sich in dem Fahrwasser des jüngern Dumas; „Die Sirene" (1874) erinnerte an Bauernfeld.

Diese ganze ebenerwähnte dramatische Production, die in mannichfachen Farben spielt, ist im realistischen Stil gehalten; alle diese Dramen sind in Prosa geschrieben. Daneben geht eine ebenso fruchtbare Production in Dramen mit poetischer Form, in Jambentragödien, in denen allerdings das Pathos oft in verblaßter Gestalt und ohne hinreißende Ursprünglichkeit erschien. Das Register dieser Dramen ist nicht klein: „Cäcilie von Albano" (1849), „Düweke" (1859), „Pietra" (1865), „Isabella Orsini" (1869), „Maryna" (1870), „Lambertine von Méricourt" (1874), „Parisina" (1875). Von diesen Stücken hatten „Pietra" und „Isabella Orsini" den meisten Erfolg. Auffallend ist, daß in allen Heldinnen die Trägerinnen sind; das Talent des Fräulein Wolter, das den Erfolg zu verbürgen schien, mochte den Dichter zu solcher Wahl vorzugsweise bestimmen. Männliche Charakterrollen von irgendwelcher Bedeutung finden sich in allen diesen Stücken nicht.

Die große Theater- und Versgewandtheit, die sich in ihnen ausprägt und die auch eine feindliche Kritik dem Dichter nicht absprechen konnte, hatte zur Folge, daß er sich auch einem andern Gebiete zuwendete, auf dem die deutschen Dichter bisher wenig Lorbern geerntet haben, dem Gebiete der Operndichtung. Hier nimmt er ohne Frage unter allen deutschen Poeten den ersten Rang ein. Seine „Lustigen Weiber von Windsor" sind in Nicolai's vorzüglicher Composition auf allen Bühnen heimisch; „Die Folkunger" machten neuerdings die Runde; einem so bedeutenden Componisten wie Rubinstein hat er den Text zu den „Makkabäern" geschaffen, ebenso hat seine Muse andern Componisten wie Ignaz Brüll, Goldmark u. s. f. sich dienstwillig gezeigt.

Mosenthal's äußeres Leben zeigt wenig hervorstechende Begebenheiten. Seit 1850 war er in österreichischen Staatsdienst getreten und zwar als Bibliothekar im Cultusministerium; später wurde er Regierungsrath und Ritter durch den Orden der österreichischen Krone; er war Besitzer zahlreicher Orden. In seinem Testament hat er einige milde Stiftungen bedacht, ein

Theaterstück mit allen Autorrechten dem Bürgermeister von Wien übergeben. Den Ertrag der Tantièmen aus seinen Stücken hat er der wiener Schiller-Stiftung vermacht, denjenigen des Verlags seiner gesammelten Werke, welche Joseph Weilen herausgeben soll, dem Hochstift zu Frankfurt am Main.

— Der talentvolle Dichter Freiherr Adolf von Schack ist vom König von Baiern in den Grafenstand erhoben worden, während Berthold Auerbach und Gottfried Keller Mitglieder des Maximilians-Ordens geworden sind.

— In Halle starb am 11. Februar der Verlagsbuchhändler Salomon Hirzel aus Leipzig, der, wenn auch nicht selbst Schriftsteller, doch durch die Anregungen, die von ihm ausgingen, die Unterstützung, die er den Schriftstellern bei ihrem Schaffen zutheil werden ließ, in einem Literaturblatt nicht mit Schweigen übergangen werden darf. Hirzel war ein Schweizer, am 13. Februar 1804 in Zürich geboren, seit 1830 Leiter der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig, die er als Schwiegersohn Georg Reimer's übernommen hatte; seit 1853 führte er seine Firma unter eigenem Namen. Von seinen Verlagswerken erwähnen wir das Grimm'sche „Deutsche Wörterbuch", die „Staatengeschichte der neuesten Zeit", das „Mittelhochdeutsche Wörterbuch", die Chroniken der deutschen Städte, philosophische Werke von David Strauß, Trendelenburg, Lotze u. a., die sämmtlichen Schriften Gustav Freytag's, die Dramen von Heinrich Kruse u. a. Im Jahre 1870 begründete er unter Freytag's Patronat die Zeitschrift „Im neuen Reich". Hirzel's Hauptverdienst beruht indeß in seinen Goethe-Sammlungen. Im Jahre 1849 erschien das erste Verzeichniß einer „Goethe-Bibliothek", im Jahre 1865 das zweite; 1875 ließ er die Briefe und Dichtungen Goethe's von 1764—76 nach sorgfältiger Textkritik erscheinen. Im Jahre 1865 ernannte ihn die philosophische Facultät zu Leipzig zum Doctor. Seine Goethe-Bibliothek hat Hirzel der leipziger Universitätsbibliothek vermacht, unter der Bedingung, daß sie stets ungetheilt bleibe.

— Leopold von Ranke feierte am 20. Februar sein sechzigjähriges Doctorjubiläum.

Bibliographie.

Adolf, J., Kaiser Heinrich IV. Zur Erinnerung an die Tage der Buße von Canossa, 25. bis 28. Januar 1077. Dem Volke erzählt. Hannover, Helwing. Gr. 8. 40 Pf.

Berggruen, O., Das Bühnenfestspiel in Bayreuth im Hinblick auf die bildende Kunst. Leipzig, Seemann. Hoch 4. 2 M.

Biese, R., Die Erkenntnisslehre des Aristoteles und Kant's in Vergleichung ihrer Grundprincipien historisch-kritisch dargestellt. Berlin, Weber. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Blau, O., Reisen in Bosnien und der Hertzegowina. Topographische und pflanzengeographische Aufzeichnungen. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 6 M.

Buchmann, J., Die Jungfrau von Orleans. Vortrag. Breslau, Friedrich. Gr. 8. 60 Pf.

Cassel, P., Der Chazarische Königshof aus dem 10. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des südlichen Russland. Von Neuem übersetzt und erklärt. Berlin, Weber. 1876. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dahn, F., Die Staatskunst der Frau'n. Ein Lustspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie. 6ter Jahrgang. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Lex.-8. 6 M.

Gedichte aus Riga. 2te Sammlung. Riga, Kymmel. Gr. 16. 3 M.

Hammerstein, L. v., Die Schulfrage. Freiburg i/Br., Herder. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hostinsky, O., Das Musikalisch-Schöne und das Gesammtkunstwerk vom Standpunkte der formalen Aesthetik. Eine Studie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 M.

Jessen, A. C., Pädagogische Skizzen. 3ter Bd. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1876. Gr. 8. 2 M.

Kanitz, F., Donau-Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1860–1876. 2ter Bd. Leipzig, Fries. Lex.-8. 18 M.

Klee, E., Mignon-Maria. Historische Erzählung aus dem Leben Jean Paul's. Stuttgart, Richter u. Kappler. 8. 4 M.

La Mara, Das Bühnenfestspiel in Bayreuth. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 8. 1 M.

Lange, F. A., Logische Studien. Ein Beitrag zur Neubegründung der formalen Logik und der Erkenntnisstheorie. Iserlohn, Baedeker. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Lindau, P., Ueberflüssige Briefe an eine Freundin. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Mädchenbilder aus dem Alltagsleben, gezeichnet von Frauenhand. Halle, Fricke. 8. 2 M. 40 Pf.

Mehring, G., Die philosophisch-kritischen Grundsätze der Selbst-Vollendung oder die Geschichts-Philosophie. Ein Versuch. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7 M.

Meyer, R., Politische Gründer und die Corruption in Deutschland. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 4 M.

Michalov, G., Die geheime Werkstätte der polnischen Erhebung von 1830. Mit Streiflichtern auf Rußland und Frankreich. Amberg, Habbel. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Müller, E., Die nationale Bedeutung der Hochschulen. Rectoratsrede. Bern, Fiala. 1876. Gr. 8. 60 Pf.

Mylius, O., Verkaufte Seelen. Württemberg wie es war zu Herzog Karl's Zeiten. Kulturhistorischer Roman aus dem 18. Jahrhundert. 3 Bde. Stuttgart, Bruchmann. Gr. 8. 9 M.

Niemann, Johanna, Kleine Studien. Danzig, Kafemann. 16. 1 M. 50 Pf.

Nohl, L., Beethoven. Nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M.

Nordmann, J., Eine Römerfahrt. Epische Dichtung. 2ter Gesang: Unter dem Krummstab. Wien, Rosner. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Pachler, F., Die erste Frau. Roman in vier Büchern. 2 Bde. Wien, Gerold's Sohn. 8. 9 M.

Philipp, P., Eine versinkende Welt. Dramatische Dichtung. Wien, Rosner. Gr. 8. 3 M.

Die Polen in der orientalischen Frage. Ein Mahnruf an Europas Völker von einem Polonus Posnaniensis. Berlin, F. Duncker. 8. 50 Pf.

Die katholische Presse zu Neujahr 1877. Würzburg, Woerl. 8. 2 M.

H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbstbiographie, überarbeitet und herausgegeben von H. Uhde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 9 M.

Römer, J., Wesen und Begründung der Lehre Darwin's. Kronstadt, 1876. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Rotter, R., Die Bildung von Kindergärtnerinnen. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1876. Gr. 8. 60 Pf.

Runze, G., Schleiermacher's Glaubenslehre in ihrer Abhängigkeit von seiner Philosophie kritisch dargelegt und an einer Speciallehre erläutert. Berlin, Berggold. Gr. 8. 2 M.

Smolle, L., Kant's Erkenntnisstheorie, vom psychologischen Standpuncte aus betrachtet. Znaim, Fournier u. Haberler. Gr. 8. 75 Pf.

Spir, A., Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. 2 Bde. 2te umgearbeitete Auflage. Leipzig, Findel. Gr. 8. 10 M.

Springer, A., Die Kosaken. Deren historische Entwicklung, gegenwärtige Organisation, Kriegstüchtigkeit und numerische Stärke, nebst einem Vergleich der gesammten russischen und österreichischen Cavallerie in Bezug auf einen eventuellen Krieg Oesterreichs gegen Rußland. Leitmeritz. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Pädagogische Studien. Herausgegeben von W. Rein. 11tes Heft: Der geographische Unterricht besonders auf höheren Schulen. Von J. W. O. Richter. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Urbas, A., Magnetismus, Elektricität, Wärme und Licht. Philosophisch-physikalische Skizze. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 1876. Gr. 8. 80 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 3te Serie. 1876. 4ter u. 5ter Bd.: Alfred de Musset. Von P. Lindau. — Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder, verdeutscht von F. Bodenstedt. Berlin, Hoffmann. Gr. 8. à 6 M.

Bölderling, A., Oranien. Schauspiel. Berlin, R. Kühn. 8. 2 M. 25 Pf.

Wellner, M., Die jungczechische Partei. Prag, Grégr u. Dattel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wenck, C., Die Wettiner im XIV. Jahrhundert, insbesondere Markgraf Wilhelm und König Wenzel. Nebst einem Excurs: Der vogtländische Krieg, seine Ursachen, sein Verlauf und seine Folgen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Widmann, J. V., An den Menschen ein Wohlgefallen. Pfarrhausidyll. Zürich, Schmidt. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Wiese, L., Deutsche Briefe über englische Erziehung. 1ster u. 2ter Bd. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Wieser, J. C. v., Der Imperativ der Liebe. Lustspiel. Brünn, Winiker. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wießner, A., Vom Punkt zum Geiste! Oder: „Der unbewegte Beweger". Ein Versuch zur Lösung des metaphysischen Knotens. 1ster Thl.: Die actuelle Seinsform der Punktualenergieen oder die objective Weltseite. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 3 M.

— — Die wesenhafte oder absolute Realität des Raumes. Begründet an einer Kritik der idealistischen Theorieen. Ein Beitrag zur Erkenntnißlehre und eine Friedensbotschaft an die Menschheit. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 3 M.

Wigand, A., Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's. Beiträge zur Methodik der Naturforschung und zur Speciesfrage. 3ter Bd. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Wilferth, F., Ein deutscher Kaiser. Schauspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Willms, Agnes, Männersünden an Frauenherzen. Erzählungen. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Wirth, Bettina, Künstler und Fürstenkind. Novelle. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 4 M.

Altdeutscher Witz und Verstand. Reime und Sprüche aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Für Liebhaber eines triftigen Sinnes in ungekünstelten Worten. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 16. 4 M.

Witz, F. A., Versuch einer Geschichte der theatralischen Vorstellungen in Augsburg. Von den frühesten Zeiten bis 1876. Als Jubiläumsgabe für den hundertsten Gedächtnißtag der Eröffnung des Stadt-Theaters am Lauterlech 16. October 1776. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Wolff, J., Schauspiele. (Kambyses. — Die Junggesellensteuer.) Berlin, Grote. 8. 3 M.

Ziegler, R. O., Heimat und Fremde. Novellen und Erzählungen. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 9 M.

Zimmermann, R., Perioden in Herbart's philosophischem Geistesgang. Eine biographische Studie. Nebst einigen ungedruckten Beilagen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Urgeschichte der Menschheit

mit Rücksicht

auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens.

Von

Otto Caspari.

Zwei Bände.

Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Tafeln.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

Erster Band. 8. Geh. 8 Mark.

Dieses bereits in zweiter Auflage erscheinende Werk, das in kurzer Zeit eine weite Verbreitung gefunden hat, darf in Hinblick auf die mannichfach neuen wissenschaftlichen Ergebnisse, welche dasselbe nach den verschiedensten Seiten hin bietet, sowol den Fachgelehrten als dem größern wissenschaftlich gebildeten Publikum auch fernerhin angelegentlich empfohlen werden. Besonderes Interesse gewährt es den Anhängern der Darwin'schen Theorien, ferner dem Anthropologen und Alterthumsforscher, dem Mythologen und dem Theologen, endlich dem Culturhistoriker und Geschichtsforscher überhaupt. Der zweite Band befindet sich im Druck und wird bald folgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Chronographischer Geschichts-Atlas

für Schule und Haus.

Von

Karl Rikli.

8. Geh. 3 M. Cartonn. 3 M. 40 Pf.

Rikli's „Chronographischer Geschichts-Atlas" beruht auf einer bisher noch nirgends zur Anwendung gekommenen ganz neuen Methode: die Zeitfolge der historischen und culturgeschichtlichen Daten räumlich darzustellen. Es ist damit ein höchst werthvolles Unterrichtsmittel geschaffen, das sich zu allgemeiner Einführung in Schulen wie für die häusliche Nachhülfe eignet. Kein Geschichtslehrer sollte unterlassen, von dem Werke Kenntniss zu nehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Vierter Theil. 8. Geh. 6 Mark. Geb. 7 Mark.

Inhalt: Ulrich von Hutten. Von Hans Prutz. — Konrad Ekhof. Von Hermann Uhde. — Lord Byron. Von Rudolf Gottschall.

Für den vorliegenden vierten Theil des „Neuen Plutarch" darf eine gleich günstige Aufnahme erwartet werden, wie sie die ersten drei Theile gefunden haben, da die in demselben aufgestellten Lebensbilder sich den frühern in jeder Beziehung aufs würdigste anreihen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen von

Julius Hammer.

24. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Die bereits in 24. Auflage vorliegenden Dichtungen „Schau um dich und Schau in dich" gehören zu den poetischen Schätzen des deutschen Volks, das in ihnen eine unversiegbare Quelle der Erhebung und des Trostes, der wahren Frömmigkeit und Humanität besitzt.

Von Julius Hammer erschien in demselben Verlage:

Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. 3. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Fester Grund. Dichtungen. 3. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Zu allen guten Stunden. Dichtungen. 4. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Auf stillen Wegen. Dichtungen. 2. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges

Bibelwerk für die Gemeinde.

Von

Christian Karl Josias Bunsen.

Neun Bände. 8. Geh. 60 M. Geb. 69 M. Bibelatlas 3 M.

(Auch in 30 Lieferungen zu je 2 M. zu beziehen.)

I. **Abtheilung** (Bibelübersetzung). 4 Bände. Geh. 30 M. Geb. 34 M.
II. **Abtheilung** (Bibelurkunden). 4 Bände. Geh. 25 M. Geb. 29 M.
III. **Abtheilung** (Bibelgeschichte). 1 Band. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
Bibelatlas von Henry Lange (10 Karten). Cartonnirt 3 M.

Bunsen's Bibelwerk ist allgemein als ein höchst werthvolles Unternehmen anerkannt, das die dauernde Beachtung nicht nur der theologischen Welt, sondern der weitesten Kreise des deutschen Volks verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schul-Ausgaben

der

Deutschen Classiker des Mittelalters.

Herausgegeben von **Karl Bartsch.**

1. **Das Nibelungenlied.** Mit einem Wörterbuche.
2. **Kudrun.** Mit einem Wörterbuche.
3. **Walther von der Vogelweide.** Mit einem Wörterbuche.

8. Jeder Band geh. 2 M., geb. 2 M. 50 Pf.

Bei dem neu erwachten Eifer, mit welchem das Studium der altdeutschen Sprache und Literatur gegenwärtig in fast allen höhern Unterrichtsanstalten betrieben wird, kommen diese eigens zum Schulgebrauch eingerichteten Ausgaben einem weit verbreiteten Bedürfniss entgegen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 8. März 1877.

Schriften zur Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft.

1. Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegswissenschaftlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil: Geschichte des Kriegs gegen die Republik. Zehntes Heft: Einschließung von Paris. Einnahme von Toul und Straßburg. Elftes Heft: Ereignisse vor Paris und auf den übrigen Theilen des westfranzösischen Kriegsschauplatzes bis Ende October. Berlin, Mittler u. Sohn. 1876. Gr. 8. 10 M.

In dem beendeten ersten Theile des Generalstabswerks über den Deutsch-Französischen Krieg schließt die Geschichte desselben mit Anfang September 1870 ab; zu diesem Zeitpunkte befanden sich nach den blutigen Kämpfen bei Sedan und Noisseville die geschulten Heere des französischen Kaiserreichs, welche beim Beginn der Feindseligkeiten den Deutschen in der Stärke von 300000 Mann entgegengestellt waren, theils in Kriegsgefangenschaft, theils in der Festung Metz eingeschlossen; nur das 13. Corps unter General Vinoy, nachdem es der Katastrophe von Sedan entgangen war, vermochte sich noch im freien Felde zu halten; im übrigen aber beruhte die Widerstandskraft Frankreichs fast ausschließlich auf den Festungen.

An diese Verhältnisse anknüpfend, leitet das vorliegende zehnte Heft, in welchem die Kriegsereignisse von Anfang September 1870 bis Ende dieses Monats vorgeführt werden, den zweiten Theil, die „Geschichte des Kriegs gegen die Republik", mit der Beschreibung des Rückzugs des erwähnten 13. französischen Corps von Mezières nach Paris ein; die Vorgänge dabei, am 2. und 3. September, sind in hohem Grade fesselnd und so lehrreich, daß wir ihnen eine eingehendere Besprechung an dieser Stelle widmen zu dürfen glauben.

General Vinoy, Commandeur des aus drei Divisionen bestehenden 13. Corps, hatte am 1. September die Gegend von Mezières mit der Division Blanchard (elf Bataillone und vier Schwadronen) und zwölf Batterien der Reserveartillerie und der Division Maud'huy erreicht, und erwartete dort angeblich das Anrücken der französischen Armee von Sedan. Benachrichtigt von dem ungünstigen Verlauf der Schlacht, beschloß der General, sein Corps nach Paris zurückzuführen. Die noch auf der Eisenbahn Laon-Mezières im Transport befindliche Division de Maud'huy erhielt am 1. September die Weisung, nach Laon zurückzukehren, und wurde später per Bahn nach Paris befördert.

Die Division d'Exéa, welche von Reims, wo sie sich befand, ein Bataillon bis Rethel (5 Meilen südlich von Mezières) vorgeschoben, dieses jedoch am 1. September zurückgezogen hatte, rückte am 4. September nach Soissons und gelangte von dort aus ebenfalls mit der Bahn nach Paris.

Nunmehr kam es nur noch darauf an, mit der Division Blanchard und den zwölf Batterien den Rückzug nach Paris zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke beabsichtigte General Vinoy, welcher glaubte, daß Rethel noch von der Division Exéa besetzt sei, seinen Rückzug über diese Stadt zu nehmen, und ließ seine Truppen in der Nacht zum 2. September dorthin abrücken.

Um denselben deutscherseits den Weg zu verlegen, konnten das 6. Armeecorps (General von Tümpling), die 5. Cavaleriedivision (General von Rheinbaben) und die 6. Cavaleriedivision (Prinz Wilhelm von Mecklenburg), im ganzen 25 Bataillone, 60 Schwadronen und 102 Geschütze verwendet werden. Von diesen Truppen stand die 6. Cavaleriedivision zunächst Mezières, etwa 2 Meilen südwestlich davon, in Cantonnements; 1 Meile südlicher hatte die 5. Cavaleriedivision Quartiere; weiter zurück, 2—3 Meilen östlich Rethel, befand sich das 6. Corps in Attigny und Voncq, von welchem ein Theil der 12. Division unter General von Hoffmann bereits um 4 Uhr morgens am 2. September in Rethel eingerückt war.

Die Division Blanchard gelangte inzwischen, nur von einzelnen Patrouillen der 6. Cavaleriedivision beunruhigt, unbehelligt bis Louvois (2½ Meilen südlich von Mezières). Gegen diesen Ort war jedoch auch die 6. Cavaleriedivision vorgegangen und stieß auf Theile der sich zurückziehenden

Kolonne. „In Anbetracht der Unübersichtlichkeit des Geländes und der Stärke des Gegners, sowie unter dem Eindruck einer Meldung, daß noch andere französische Abtheilungen aus der Gegend südlich von Mezières nachrückten, stand Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin von einem Angriffe ab.“ Später bezogen die Regimenter Cantonnements.

General Vinoy setzte infolge dessen seinen Marsch in gerader Richtung auf Rethel ungehindert bis Saulces-aux-Bois (1½ Meile südlich von Launois) fort, bog aber von hier nach Novion-Porcien (¾ Meilen nordwestlich von Saulces-aux-Bois) ab, als er erfahren hatte, daß Rethel von den Franzosen verlassen und von preußischen Truppen besetzt sei.

Mittlerweile waren auch zwei Brigaden der 5. Cavaleriedivision gegen die Straße von Mezières nach Rethel vorgerückt und beschossen mit ihren reitenden Batterien die in Saulces-aux-Bois befindliche Arrieregarde des Feindes sowie später die sich nach Novion-Porcien zurückziehenden Kolonnen, ohne daß die Regimenter weiter in Thätigkeit gekommen wären.

General von Tümpling, als er die ursprüngliche Absicht des Generals Vinoy, sich über Rethel zurückzuziehen, erkannt hatte, beschloß hier dem Feinde entgegenzutreten; er ordnete daher die Vereinigung der 12. Division in Rethel und die Entsendung der reitenden Batterien dorthin an, während die 11. Division, von Sorbon, 1½ Meile nordöstlich davon, nach Amagne und Sausseuil rücken mußte und dort die Hauptstraße Rethel-Mezières flankirte.

General von Hoffmann nahm gegen 2 Uhr mittags nördlich von Rethel Stellung, marschirte aber, sobald er den Abmarsch des Feindes in westlicher Richtung erfahren hatte, nach Seuil (1½ Meile südwestlich von Novion-Porcien), um ihm den Weg nach Süden und Westen zu verlegen.

Sobald General Vinoy das Eintreffen preußischer Truppen in Seuil und [illegible] erfahren hatte, brach er, um sich der gefährlichen Umfassung zu entziehen, am 3. September 2 Uhr morgens in nordwestlicher Richtung nach Chaumont-Porcien (2 Meilen nordwestlich von Novion-Porcien) auf, während die Biwakfeuer unterhalten wurden, gelangte unbelästigt von den Deutschen nach diesem Orte um [illegible] Uhr und setzte nach zweistündigem Halt seinen Weg über Seraincourt nach Montcornet (2½ Meile von Chaumont-Porcien) fort, welches er noch an demselben Tage erreichte.

Vom Obercommando der Dritten Armee war am 2. September abends ein Befehl erlassen, demgemäß das 6. Armeecorps sowie die 5. und 6. Cavaleriedivision sofort gegen Reims vorrücken sollten. Die beiden Cavaleriedivisionen und die 11. Division schlugen am 3. September [illegible] die befohlene Marschrichtung ein, General von Hoffmann [illegible], welchem leider die Meldung vom Abmarsch des Feindes [illegible] am 3. September [illegible]

als aber die herangekommene Infanterie zum Angriff des Orts vorging, war der Feind verschwunden. Da General von Hoffmann ohne Mitwirkung stärkerer Cavalerie nicht mehr Aussicht hatte, den Gegner zum Stehen zu bringen, so bezog er Alarmquartiere in Chaumont-Porcien und Novion-Porcien, und trat am 4. September ebenfalls den Marsch auf Reims an.

Die Division Blanchard erreichte über Crecy-sur-Serre am 5. September Laon, General Vinoy schon am 4. September; von hier begab er sich mit der Bahn nach Paris und fand dort am 9. September sein ganzes Corps versammelt. So war es dem General Vinoy gelungen, indem er in bedenklicher Lage nicht verzweifelte, sondern unverzagt auf einen Ausweg bedacht war, durch schnellen Entschluß in Abänderung seiner Marschrichtung und durch erfolgreiche Täuschung die Division Blanchard dem Untergange zu entziehen. Diesem Verfahren kann man die Anerkennung nicht vorenthalten, aber auch das Bedauern nicht verhehlen, daß es die Verhältnisse den deutschen Truppen nicht gestatteten, den französischen Truppentheil gefangen zu nehmen, der nach seinem Entkommen nunmehr den Kern der Besatzung von Paris bildete und dadurch von größter Bedeutung für die Vertheidigung der Hauptstadt wurde.

Da die eigentliche Entscheidung des Kriegs in der Unterwerfung der Landeshauptstadt gesucht werden mußte, wurde diese das nächste Ziel der deutschen Heeresleitung. Das bei Sedan versammelte deutsche Heer eilte strahlenförmig gegen Paris vor, und bereits am 19. September abends war mit staunenswerther Präcision die beabsichtigte Einschließung zur Ausführung gelangt. Im Norden und Osten geschah dies durch die Maas-Armee, welche auf dem rechten Ufer der Seine und Marne stand; im Süden schloß Paris die Dritte Armee ein, nachdem am 19. September das 5. Corps, General von Kirchbach, und das 2. bairische Corps, General von Hartmann, die Angriffe des 14. französischen Corps unter Ducrot bei Petit-Bicêtre und dem Walde von Meudon siegreich abgewiesen und ihren Aufmarsch vollzogen hatten.

Der Abschnitt: „Die Ereignisse in Paris nach der Schlacht bei Sedan“, gibt dem Leser in Kürze ein klares Bild von dem Regierungswechsel und den Vertheidigungsmaßregeln, denen eine meisterhafte Beschreibung der Umgegend und der Befestigungen der Stadt vorangeht. Auf die Nachricht von dem Schicksal der Armee von Châlons erfolgte die Absetzung des Kaisers und die Erklärung Frankreichs zur Republik, ohne daß dieser Umwälzung der von der Kaiserin erbetene Widerstand entgegengesetzt wurde, weil sie den Bürgerkrieg vermeiden wollte. General Trochu, der bisherige Gouverneur von Paris, trat an die Spitze der republikanischen Regierung und entwickelte eine rastlose Thätigkeit, um die Widerstandsfähigkeit der Riesenfestung zu erhöhen. Die Festungswerke wurden verstärkt, neue Schanzen angelegt, die Annäherungswege geprüft, zur Beleuchtung des Vorlandes durch elektrisches Licht Vorkehrungen getroffen, die Vertheidigungslinien durch ein Telegraphennetz verbunden und die Vertheilung der Truppen für längere Zeit sichergestellt. Für die artilleristische Vertheidigung wurden [illegible] Festungs- und Belagerungsgeschütze herangezogen, [illegible] für die Armirung der Stadt und Forts erforderlich waren, und eine Flug-

flotille von 21 Panzerbatterien und andern Fahrzeugen gebildet, um die Festungsartillerie zu unterstützen und die Seine zu vertheidigen. An Streitkräften standen bald große Massen, allerdings von sehr verschiedenem Werthe, zur Verfügung. Den zuverlässigsten Theil derselben bildeten das von Mezières zurückgekehrte 13. und das neugebildete 14. Corps, jedes etwa 25000 Mann stark, dann 14000 Matrosen und Marinesoldaten, 3000 Gensdarmen und 5000 Zollwächter, Förster und Stadtsergeanten, im ganzen 75—80000 Mann; hierzu traten noch Mobil- und Nationalgarden sowie die Freicorps, welche, allerdings von noch geringerm Werthe, doch die Streitkräfte bis auf 300000 Mann vermehrten. Hierunter befanden sich indeß nur etwa 5000 Cavaleristen, dagegen wurde die Feldartillerie, von welcher anfangs nur 27 Batterien des 13. und 14. Corps vorhanden waren, im Laufe der Zeit bis auf 124 Batterien oder 744 Geschütze vermehrt.

Schon Mitte September unterlag es im deutschen Großen Hauptquartier keinem Zweifel, daß Paris sich zu einer energischen Vertheidigung anschickte und daß sich an der Loire eine neue Feldarmee bildete. In Erwägung, daß ein gewaltsamer Angriff gegen die Hauptstadt wenig Aussicht auf Erfolg habe, wurde beschlossen, für die nächste Zeit sich auf eine enge Einschließung derselben zu beschränken. Hierzu waren Mitte September etwa 150000 Mann und 620 Feldgeschütze verfügbar, und eine Verstärkung dieses Einschließungsheers durch die von Sedan nachrückenden beiden Corps (11. und 1. bairisches) stand in baldiger Aussicht. Die Entscheidung darüber, ob und wann später zum artilleristischen Angriff oder zur förmlichen Belagerung von Paris geschritten werden sollte, blieb einstweilen vorbehalten. Hierzu war die Heranschaffung des bereitgestellten Belagerungsparks nothwendig, aber an der einzigen Bahnlinie, welche innerhalb des von den Deutschen beherrschten Bereichs bis in die Gegend von Paris führte, befand sich Toul noch immer in den Händen des Feindes. Der Besitz dieser kleinen Festung erhielt dadurch eine wachsende Bedeutung. Der unverzagte Commandant, Major Huck, hatte bisher jede Aufforderung zur Uebergabe abgelehnt und auch wiederholte Angriffsversuche der Deutschen zurückgewiesen; nachdem aber am 12. und 13. September der Großherzog von Mecklenburg mit der 17. Division die bisherigen Einschließungstruppen ersetzt hatte und demnächst nach dem Eintreffen von 26 preußischen Belagerungsgeschützen am 23. September morgens aus 62 Geschützen mit 11 Batterien das Feuer gegen den Platz eröffnet worden war, wurde um $3^1/_2$ Uhr nachmittags die weiße Fahne auf der Kathedrale aufgezogen, und am 24. September zog der Großherzog in die eroberte Stadt ein. Somit war die unmittelbare Verbindung zwischen dem Belagerungsheer vor Paris und der Heimat hergestellt.

Der in gedrängter Kürze ausgeführten Schilderung dieser Episode folgt als letzter Abschnitt des zehnten Hefts die Belagerung von Straßburg in der Zeit vom 27. August bis zum 27. September; von dem technischen Detail wird nur so viel über die Belagerungsarbeiten in die Darstellung aufgenommen, als zum Verständniß des Ganzen unbedingt erforderlich ist, wodurch die entscheidenden Momente der Belagerung um so mehr hervorgehoben werden.

Schon am 27. August hatte der Gouverneur von Straßburg, General Uhrich, infolge des Bombardements an das französische Kriegsministerium telegraphirt, daß die Festung verloren sei, wenn nicht unverzüglich Hülfe käme. Das vernichtende Feuer der Belagerungsartillerie aus 96 gezogenen Kanonen und 38 Mörsern auf dem linken Rheinufer hatte nicht nur bald die französischen Geschütze auf der Nordfront von Straßburg fast vollständig überwältigt, sondern auch, ebenso wie die 48 schweren Geschütze auf dem rechten Ufer, im Innern der Stadt so bedeutende Verwüstungen angerichtet, daß die Einwohnerschaft am 18. September beim Gouverneur auf Einleitung von Capitulationsverhandlungen drang. Dieser wies jedoch ein solches Ansinnen zurück und fand sich erst dann zur Uebergabe bereit, als in zwei Bastionen Bresche gelegt war und der Vertheidigungsrath am 27. September die Unmöglichkeit eines fernern Widerstandes erklärte:

> Ungefähr sieben Wochen nach der ersten Einschließung durch die badische Division, genau einen Monat nach Beginn des förmlichen Angriffs, hatte die große französische Rheinfestung dem Belagerer ihre Thore geöffnet, wiewol sie mit Lebensmitteln und Munition noch reichlich versehen war. Obgleich von den örtlichen Verhältnissen durchaus begünstigt, hatte die Vertheidigung des Platzes doch nicht bis zum Sturm auf die Bresche auszuharren vermocht.

Wunderbare Fügung! Am 30. September hielt General von Werder seinen feierlichen Einzug in Straßburg, welches genau vor 189 Jahren, am 30. September 1681, die französischen Generale Louvois und Montclas mitten im Frieden besetzt hatten, und laut jubelte Deutschland dem Wiedergewinn der einst geraubten Stadt zu.

Obwol Jules Favre, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, am 6. September in einem Schreiben an die Vertreter Frankreichs bei den fremden Höfen erklärte: „Wir werden weder einen Zoll von unserm Lande noch einen Stein von unsern Festungen abtreten", wozu die Pariser noch fügten: „noch einen Thaler aus unserm Schatz", und obwol Jules Favre dem Grafen Bismarck für die Bewilligung eines Waffenstillstandes die Uebergabe von Toul und Straßburg am 21. September entschieden verweigerte, waren wenige Tage nach diesen vergeblichen Verhandlungen die beiden Festungen in den Händen der Deutschen, und es wurde dadurch eine nicht unwesentliche Veränderung der Kriegslage herbeigeführt. Der Endpunkt der Eisenbahnverbindung zwischen dem deutschen Heere vor Paris und der Heimat wurde weit über Toul hinaus nach Westen vorgelegt:

> Durch die Eroberung von Straßburg aber hatten die Deutschen im nördlichen Elsaß festen Fuß gefaßt und einen wichtigen Stützpunkt für die Besitznahme der südlichen Theile des alten Reichslandes gewonnen. Auch war es zu dieser Zeit, wo die deutsche Heeresmacht durch ihre Aufgaben vor Metz und Paris fast vollständig in Anspruch genommen wurde, der obersten Heeresleitung sehr erwünscht, den auf Antrieb der republikanischen Regierung im Innern Frankreichs sich sammelnden bewaffneten Scharen neue Streitkräfte entgegenstellen zu können.

Das elfte Heft enthält die Geschichte des Kriegs auf dem westlichen Kriegsschauplatze von Ende September bis Ende October 1870. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit den Ereignissen bei Paris innerhalb dieses Zeitraums und knüpft dabei an den im zehnten Hefte enthaltenen

Abschnitt „Die Einschließung von Paris" an. Der Gouverneur, General Trochu, hatte nach dem mislungenen Vorstoße gegen Petit-Bicêtre am 19. September seine Truppen hinter die äußern Festungswerke zurückgezogen. Nur die Division Exéa des 13. Corps war auf der Hochfläche von Vincennes verblieben, wogegen die beiden andern Divisionen dieses Corps zum Schutz der Südfront größtentheils auf dem Marsfelde lagerten. Mit Hinzurechnung einer in der Stadt untergebrachten Nationalgardendivision, welche als Reserve dienen sollte, verfügte General Vinoy über 42000 Mann. Die Vertheidigung der Westseite der Stadt und insbesondere der Halbinsel Gennevilliers wurde dem General Ducrot mit 30000 Mann, größtentheils dem 14. Corps angehörig, übertragen, dagegen die Nordfront ausschließlich Mobil- und Nationalgarden anvertraut.

Zu dem Riesenunternehmen der Belagerung von Paris unter Verhältnissen, wie sie oben angegeben und in der Kriegsgeschichte ohnegleichen sind, standen der deutschen Heeresleitung von der Dritten und Maas-Armee 167687 Mann Infanterie, 12980 Mann Cavalerie und 672 bespannte Geschütze zur Verfügung, während 33743 Mann Infanterie, 20351 Mann Cavalerie und 220 Geschütze der beiden Armeen anderweitige Verwendung gefunden hatten. Mit diesem Belagerungsheere wurde die Umzingelung von Paris vollendet, indem die Maas-Armee mit 61895 Mann Infanterie, 4513 Mann Cavalerie und 246 Geschützen einen den Norden der Stadt umspannenden Bogen von Croicy an der Seine bis Neuilly-sur-Marne besetzte, während die Dritte Armee, 106792 Mann Infanterie, 8467 Mann Cavalerie und 426 Geschütze, den Raum zwischen Marne und der Seine unterhalb der Hauptstadt im Süden ausfüllte.

In gleicher Weise, wie der Belagerte seine Vertheidigungslinien zu verstärken trachtete, war der Belagerer darauf bedacht, seine Stellungen zu befestigen und durch die Anlage von Brücken und Telegraphenlinien miteinander zu verbinden. Die unmittelbare Rückendeckung der deutschen Armeecorps auf dem linken Seineufer war drei Cavaleriedivisionen, unterstützt von einigen Infanteriebataillonen, übertragen worden; die 5. Cavaleriedivision (Rheinbaben) deckte den Raum von Poissy an der Seine bis an die Eisenbahn von Dreux nach Paris; an sie schloß sich die 6. Cavaleriedivision bis Chevreuse, welche Verbindung mit der 2. Cavaleriedivision (General Graf Stolberg) hatte, die sich von Saclay bis an die Seine ausdehnte; außerdem hatte die 4. Cavaleriedivision (Prinz Albrecht Vater) südlich, in der Richtung auf Orléans, aufzuklären.

Nachdem die Deutschen sich ohne erhebliche Störungen in ihren Stellungen eingerichtet hatten, machte der Feind, welcher sich noch in dem Glauben befand, daß es sich um einen gewaltsamen Angriff der Hauptstadt handle, Versuche, die Einschließungstruppen im Süden von Paris zurückzudrängen; diese Unternehmungen führten zu dem für die Franzosen verlustreichen Gefechte von Chevilly am 30. September gegen das 6. Corps und zu dem Gefechte bei Bagneux am 13. October gegen das 2. bairische Corps. Als man nach diesen Ausfallgefechten in Paris zu der Erkenntniß gekommen war, daß die Aushungerung der Hauptstadt durch Umschließung beabsichtigt sei, begannen die französischen Generale Durchbruchsversuche. Der erste derselben wurde am 21. October gegen Malmaison gerichtet und vom 5. Corps abgewiesen; der zweite erfolgte am 28. October gegen das vom Gardecorps schwach besetzte Le Bourget und zog das blutige Gefecht am 30. October nach sich, welches die Wiedereroberung des Dorfes zum Zweck und zur Folge hatte und mit großer Klarheit dargestellt wird.

Gleichzeitig wurde von der obersten deutschen Heeresleitung die Heranschaffung des in der Heimat bereit gestellten Belagerungstrains auf der Eisenbahn angeordnet, und der von den Generalen von Hindersin und von Kleist aufgestellte allgemeine Plan für den artilleristischen Angriff der Hauptstadt genehmigt.

Hiernach finden die Etappenstraßen der Dritten und Maas-Armee und die zu ihrer Deckung aufgestellten Truppen Erwähnung; die General-Etappeninspection der Dritten Armee hatte ihren dauernden Aufenthalt in Corbeil, die der Maas-Armee nahm ihren Sitz in Dammartin.

Dann wendet sich die Erzählung der Einnahme von Soissons zu, dessen Belagerung nöthig war, um die Benutzung der Eisenbahn von Châlons über Reims nach Mitry für die Maas-Armee zu ermöglichen. Die Einschließung der Festung begann am 23. September durch 8 Bataillone, 4 Schwadronen, 2 Feldbatterien und 2 Pioniercompagnien, zu denen später 26 Belagerungsgeschütze und 10 Mörser hinzutraten. Am 11. October überahm der Großherzog von Mecklenburg den Befehl, am 12. October begann die Beschießung aus 44 Geschützen. Am 13. October zur Uebergabe aufgefordert, verweigerte der Commandant, Oberstlieutenant de Noué, dieselbe und beklagte sich naiverweise, „daß der Angriff nicht regelrecht nach Vauban'scher Vorschrift, sondern kunstlos und gewaltsam geführt werde", doch übergab er zwei Tage darauf die Festung mit ihrer 4800 Mann starken, größtentheils berauschten Besatzung, 88 Geschützen, 8000 Gewehren nebst reichem Vorrath an Munition und Lebensmitteln.

Wir gelangen nun zum letzten Abschnitt, welcher die klare Schilderung von den ersten Zusammenstößen der Deutschen mit den neugebildeten französischen Feldtruppen enthält und durch die glänzenden Waffenthaten des 1. bairischen Corps und der 22. Division unter den Generalen von der Tann und von Wittich unser reges Interesse in Anspruch nimmt.

Gambetta's thatkräftiger Leitung gelang es, bei der Aufstellung neuer Streitkräfte Erstaunliches, Unerwartetes zu leisten. Eine rücksichtslose Aushebung lieferte über eine Million Streiter; hierzu traten die außerhalb Paris vorgefundenen Reste des kaiserlichen Heers, welche indeß nicht genügten, um bei den Neuformationen einen festen Rahmen abzugeben. Von jetzt an hatten die Deutschen doppelt, ja dreifach stärkere Heere zu bekämpfen; jedoch zeigte sich hierbei die Ueberlegenheit geschulter Truppen gegenüber Milizsoldaten, und obwol außerdem auch die aufgerufenen Francs-Tireurs die deutschen Heere oft recht belästigten, so wußten sie sich derselben doch geschickt zu erwehren.

Der gesteigerte Unternehmungsgeist der französischen

Neubildungen zeigte sich sehr bald gegenüber der hinter dem Rücken der Belagerungs-Armee befindlichen Cavalerie; besonders ernst gestalteten sich die Verhältnisse im Bereiche der im Süden von Paris von Pithiviers gegen Orléans aufklärenden 4. Cavaleriedivision. Diese fand den Wald von Orléans von Mobilgarden und von Theilen des hinter der Loire in der Stärke von 60000 Mann gebildeten 15. Armeecorps (General de la Motterouge) so stark besetzt, daß sie genöthigt war, sich vor den überlegenen Streitkräften bis nach Etampes (9 Meilen nördlich von Orléans) zurückzuziehen (6. October).

Demzufolge wurde in Voraussicht eines ernstern Angriffs von Süden vom Obercommando der Dritten Armee der General von der Tann beauftragt, am 6. October mit seinem, dem 1. bairischen Corps bis Arpajon (2 Meilen nördlich von Etampes) vorzugehen, und die 22. Division (von Wittich), die 2. und 4. Cavaleriedivision seinen Befehlen unterstellt, während die 6. Cavaleriedivision die Sicherung gegen Westen unternehmen sollte. Am 9. October begann General von der Tann infolge der ihm zugegangenen Weisungen den Vormarsch gegen Orléans und stieß hierbei am 10. October bei Artenay (3 Meilen nördlich von Orléans) auf den General de la Motterouge, welcher dort mit dem größten Theile des 15. Corps Aufstellung genommen hatte. Derselbe setzte dem umfassenden Angriff keinen erheblichen Widerstand entgegen und zog sich nach kurzem Kampfe unter Verlust von 600 Gefangenen nach dem Walde von Orléans zurück. General von der Tann, der den Sieg mit einem Verluste von etwa 200 Mann erkauft hatte, hielt nach dem fluchtähnlichen Rückzuge des Feindes einen ernsten Widerstand diesseit der Loire nicht mehr für wahrscheinlich und beschloß daher, am 11. October den Vormarsch gegen Orléans in breiter Front fortzusetzen. Inzwischen hatte General de la Motterouge nach der Niederlage bei Artenay sich in der That zum Rückzuge bis hinter die Loire entschieden und zur Deckung dieser Bewegung etwa 15000 Mann nördlich der Loire aufgestellt, wo die mit langen, zusammenhängenden Häuserreihen, Weinpflanzungen und Obstbäumen dicht bedeckten Gelände zu hartnäckigem Widerstande Gelegenheit boten.

Um 9 Uhr morgens wurde der Angriff auf dem rechten Flügel von der 22. Division eröffnet, neben welcher das bairische Corps unterstützend vorging; erst nach lange hin- und herwogendem, blutigem Kampfe gelang es dem 1. bairischen Regiment um 7 Uhr abends in die Stadt Orléans einzudringen. Der Sieg kostete den Deutschen 59 Offiziere, 873 Mann und 93 Pferde; dieser Verlust traf vornehmlich die 3. bairische Brigade und die 22. Division, welche von ihren 6000 Mann 16 Offiziere, 231 Mann und 34 Pferde einbüßte. Die Franzosen verloren 800 Gefangene, über die Zahl ihrer Todten und Verwundeten sind keine Angaben vorhanden.

Am 12. October übernahm General d'Aurelle de Paladines den Oberbefehl über das südwärts abmarschirte 15. Corps und zog sich am 17. October bis hinter die Souldre, 7 Meilen südlich von Orléans zurück; die Flügel dieser Stellung deckte das bei Gien und Blois zusammentretende 16. Corps.

General von der Tann, welcher durch die herumstreifende Cavalerie von der ansehnlichen Vermehrung der ihm gegenüberstehenden französischen Streitkräfte Kenntniß erhielt, beschloß, nicht in die Sologne weiter vorzudringen und sich auf die Behauptung des Loire-Abschnitts zu beschränken. Da hierzu sein Armeecorps und die 2. Cavaleriedivision ausreichend erschienen, so befahl das Obercommando der Dritten Armee am 16. October, daß die 22. Division und die 4. Cavaleriedivision wieder zur Dritten Armee stoßen, zuvor aber die bei Chateaudun und Chartres aufgetretenen Freischaren vertreiben sollten. Diesem Auftrage kam der General von Wittich vollständig nach, indem er sich in den Besitz beider Städte setzte; der hartnäckige Kampf bei Chateaudun und an der Eure ließ jedoch eine Bedrohung des Einschließungsheers von Westen befürchten; es wurden deshalb die beiden Divisionen bis auf weiteres bei Chartres belassen und der 6. Cavaleriedivision nördlich von diesen Aufstellung angewiesen.

Die Abwehr der Freischaren im Südosten und Norden von Paris, welche hinter der nördlichen Einschließungslinie von dem Detachements des Prinzen Albrecht (Sohn) und des Grafen Lippe mit Erfolg vollzogen wurde, schließt den Inhalt dieses Heftes, dessen letzte Worte bereits auf die wichtigen gleichzeitigen Ereignisse des östlichen Kriegsschauplatzes, den beginnenden Feldzug des Generals von Werder und den Fall von Metz hindeuten.

Wir schließen unsere Besprechung der beiden Hefte mit dem Bemerken, daß ihnen eine ausreichende Zahl guter Pläne und Uebersichtskarten beigegeben ist, von denen besonders ein großer übersichtlicher Plan der Belagerung von Straßburg und ein vorzüglich gelungener Plan der Umgebung von Paris, in welchem die französischen Vertheidigungsanlagen in rother, die deutschen Verschanzungen u. s. w. in blauer Farbe angegeben sind, hervorgehoben werden müssen.

2. Die kurfürstlich brandenburgische und die kaiserlich deutsche Kriegsflotte. Ein historisches Gedenkblatt zur Feier des Stapellaufs der Panzerfregatte Der große Kurfürst zu Wilhelmshaven am 17. September 1875. Von Victor von Strantz. Mit dem Situationsplan des Marine-Etablissements zu Wilhelmshaven. Berlin, von Decker. 1875. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Als im vorigen Jahre der zweihundertjährigen Gedenkfeier der kühnen Reiterschlacht bei Fehrbellin, dem Geburtsjahre des brandenburgisch-preußischen Staats, des neuen Deutschen Reichs, der Stapellauf einer deutschen Panzerfregatte folgte, welche mit dem bedeutsamen Namen „Der Große Kurfürst" getauft wurde, gemahnte uns dies an die Thatsache, daß das Jahr von Fehrbellin auch das Geburtsjahr einer brandenburgischen Flotte gewesen. Von der Betrachtung hierüber ausgehend, erzählt die vorliegende kleine Schrift die Entstehung und Geschichte der Kriegsflotte des Kurfürstenthums Brandenburg, und geht dann dazu über, ein Bild vom Bestande und der Beschaffenheit der Kriegsflotte Deutschlands zu entwerfen. Daran schließt sich eine Schilderung der bisherigen Waffenthaten der preußisch-deutschen Flotte und eine Beschreibung des Marine-Etablissements zu Wilhelmshaven, von dem ein Plan beigefügt ist.

Obwol die heutige deutsche Flotte zu einer achtunggebietendern Größe herangewachsen ist als die einstmalige brandenburgische, so nimmt dennoch die letztere unser Interesse vorzugsweise in Anspruch. Wenn man erwägt,

daß der Große Kurfürst den für den Seehandel am meisten geeigneten Theil Pommerns hatte abtreten müssen, daß die Kassen des Landes erschöpft waren, und daß er sich bis 1674 in Kriege verwickelt sah, so muß man es im höchsten Grade bewundern, daß er 1675 nach dem Siege von Fehrbellin mit hellem Geiste den richtigen Zeitpunkt für die Gründung einer Kriegsflotte erkannte und diesen langgehegten kühnen Plan in glänzender Weise zur Ausführung brachte.

Der jungen brandenburgischen Flotte gelang es zwar bald, sowol bei kriegerischen als auch bei mercantilen Unternehmungen verhältnißmäßig bedeutende Erfolge zu erzielen; sie trug den rothen Adler bis nach der Westküste von Afrika und brachte Brandenburg sogar in den Besitz von Colonien, aber mit dem Tode ihres Gründers schließt auch ihre allerdings nur kurze, aber anziehende Geschichte. Da wir auf sie näher einzugehen verzichten müssen, wollen wir schließlich doch erwähnen, daß anfänglich die Fahrzeuge der Flotte dem Kurfürsten nur leihweise gehört hatten, und er erst im Jahre 1684 zehn Schiffe für etwa 110000 Thaler durch Kauf von dem damaligen General-Marine-Director Raule erwarb. Dieser, ein Holländer, war der unermüdliche Gehülfe des Kurfürsten bei der Ausführung seiner genialen Flottenplane und lieferte anfangs, als Rheder, die nur zeitweise gemietheten Schiffe in der geforderten Anzahl und Bewaffnung.

3. Das erste großherzoglich badische Leib-Grenadierregiment (jetzt königlich preußisches erstes badisches Leib-Grenadierregiment Nr. 109) im Feldzuge 1870—71. Nach Vorträgen des Major Thilo, der Hauptleute Seyb, Eichrodt, Löhlein, des Premierlieutenants Merz und den Kriegsacten zusammengestellt und bearbeitet von von Trapp-Ehrenschild. Zweite Auflage. Mit Liste der Decorirten und Verwundeten, einer Uebersichtskarte und neuen Gefechtsfelderskizzen. Karlsruhe, Braun. 1875. Gr. 8. 2 M.

Dieses Buch fügt der nicht unerheblichen Zahl von Schriften, welche die Thätigkeit einzelner Regimenter, Divisionen u. s. w. im Kriege 1870—71 entweder während seiner ganzen Dauer oder während einzelner seiner Perioden schildern, einen neuen Beitrag hinzu. Während indeß die meisten derartigen Werke die Ereignisse vorführen, welche mit den Operationen der deutschen Hauptarmeen im Norden und Westen Frankreichs in Zusammenhang stehen, finden wir hier eine Darstellung der Begebenheiten auf dem östlichen Kriegstheater, wo mit geringen Kräften die schwierige Aufgabe, den feindlichen Unternehmungen von mehr und mehr wachsender Bedeutung entgegenzutreten, erfolgreich gelöst wurde.

Nachdem das Regiment an der Belagerung von Straßburg theilgenommen hatte, überschritt es im Verbande des neugebildeten 14. Armeecorps unter General von Werder die Vogesen, und begann damit eine an Kämpfen und Anstrengungen reiche Zeit. Wie in verschiedenen kleinern Gefechten, so auch besonders im Gefechte bei Etival, bei der Erstürmung von Dijon, im blutigen Kampfe bei Nuits und endlich in der dreitägigen Schlacht an der Lisaine bewährte das Regiment seine Tüchtigkeit und seinen Opfermuth und schuf sich damit ebenso viele Ehrentage.

Das dem Großherzog von Baden gewidmete Buch bietet zunächst den Angehörigen des Regiments ein Gedenkblatt, in dem die hervorragenden Thaten jedes Einzelnen gewürdigt und verzeichnet sind; außerdem aber gewährt es auch durch die genaue und klare Schilderung aller Vorkommnisse einen schätzenswerthen Beitrag für die Geschichte des Kriegs gegen die feindlichen Scharen und Neuformationen im östlichen Frankreich; es kann nur angelegentlichst empfohlen werden, um so mehr, da es einem wohlthätigen Zwecke dienen soll.

Die Beigabe der Uebersichtskarte und der Gefechtsfelderskizzen ist zwar sehr willkommen, würde es aber noch mehr sein, wenn der Druck durchweg ein deutlicherer wäre.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Reiseskizzen.

(Beschluß aus Nr. 9.)

Tschabuschnigg erwähnte in seinen Studien: „Aus dem Buch der Reisen", die Cedern des Libanon; ein Zufall will, daß sich auf unserm Tische auch ein Büchlein eingefunden hat, aus dem wir von dem „Rest des alten Völkerheiligthums, dessen Anblick schon die Dichter des Alten Bundes begeisterte, des berühmtesten Haines, den die Geschichte kennt, des Cedernhaines auf dem Berg Libanon" Ausführlicheres und — was die Hauptsache — Neues mitzutheilen vermögen. Das Büchlein ist betitelt:

4. Drei Monate am Libanon. Von Oskar Fraas. Zweite Auflage. Stuttgart, Levy u. Müller. 1876. Gr. 8. 2 M.

Die Reise dieses geachteten Gelehrten nach dem Heiligen Lande und speciell in jenes Gebirge hatte ihren bestimmten wissenschaftlichen Zweck. Die dortige Regierung setzt zur Hebung des Landes gegenwärtig alles daran, namentlich sucht sie auch sämmtliche Hülfsquellen des Bodens zu erschließen. Bereits existirt eine alexandriner Bergwerksgesellschaft, die in Djezzin nach Eisenerzen und Kohlen schürft; allenthalben fängt man an, aufmerksam zu werden, besonders auf die schwarzen Schichtenstreifen in den Sandsteinen, und das moderne Zauberwort „Steinkohle" erhitzt die Köpfe im Morgenland so gut als im Abendland. Da nun aber kein Mensch im ganzen Libanon einen Stein kennt, vielmehr jeder schwarze Stein für Kohle, Schwefelkies für Gold und braunes Eisenerz für Kupfer angesehen wird, so kommt die Regierung vielfach in Verlegenheit. Um hierin klarer zu sehen und sicher zu erfahren, welche Hoffnungen auf nutzbare Minerale im Lande zu setzen wären, hatte der hochgebildete, mit deutschen Verhältnissen wohlvertraute Gouverneur Rustan-Pascha, den Professor Fraas eingeladen, eine geologische Untersuchung der Provinz anzustellen.

Doch das gelehrte Resultat der Reise kann uns hier nicht berühren, da es über unsern alleinigen Zweck, den der literarischen Unterhaltung, doch schon gar zu

weit hinausgreift, und wir wollen es deshalb mit einem Auszug aus den vorhergehenden, im Druck zuerst im „Schwäbischen Merkur“ erschienenen Reisebriefen, den drei Anfangsabschnitten des Buchs, genug sein lassen. Wir wählen dazu, wie gesagt, die Schilderung des „Cedernhaines“ auf Libanon, nahezu 2000 Meter über dem Meere, eine Stunde oberhalb des Dorfes Bscharreh, drei Stunden von Eden und dem Sitze des Patriarchen von Cannobia. Fraas schreibt:

Die Ceder des Libanon ist unstreitig der ehrwürdigste Baum, den es auf Erden gibt, seit David und Salomo ist sie „der Baum Gottes“ (Psalm 80, 11). Theophrast nennt sie den „bewundernswerthen“ Baum Syriens, Plinius die Cedrus magna Libani, die nach den Bibelerklärern des 17. Jahrhunderts „Viel ein köstlich Holtz hat, das weder der wurmb frißt, noch ein Fäulniß angreift, kompt von den Bäumen, die alleröberst auf dem Berg Libanus stehen, mehren sich nicht in der Zahl, werden auch nicht wild und bleiben aus sonderbarer Schickung Gottes gleichsam zur Bezeugung weiland gewesener Herrlichkeit des jerosolimitoanischen Tempels“. Der älteste Reisende, der über die Zahl der Cedern Nachricht gibt, ist Bellonius 1550. Derselbe zählt 28 Stück. Im Jahre 1573 ist der Arzneiendoctor Bernhard Rauchwolff vom Sitz des Patriarchen in Cannobia aus, den er medicinisch behandelte, mit 10 Mönchen zu den hohen Cederbäumen aufgestiegen. Er hat der großen Bäume, „die etlich klafter dick sind, vierundzwantzig“ gefunden. Ferner vermeldet er, er habe sich nach andern jungen umgesehen, aber keine finden können. Die nächste genaue Zählung gibt uns Pocock vom Jahre 1754, d. h. 181 Jahre später, derselbe fand 15 große Bäume, „einen maßen wir, er hatte 36 Fuß“. Sechsundfunfzig Jahre später, im Jahre 1810, zählte der berühmte Reisende Burckhardt von Basel 11 oder 12 der ältesten Bäume, 25 sehr große, 50 mittlere, 300 kleinere, macht zusammen 386. Ich zählte in diesem Frühjahr (1875) genau 377 Stück. Alles in allem: der Riesenbäume, deren Stamm 10 Meter und darüber mißt, sind nur noch fünf. Unsere Enkel, die etwa einmal nach den salomonischen Cedern sehen wollen, werden sie nicht mehr finden, sie stehen am Libanon sozusagen auf dem Aussterbe-Etat und sind seither in die nördlichen Zonen gewandert, nach Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Rußland, wo das dermalige Klima dem einstmaligen am Libanon zu entsprechen scheint. Der Cedernhain ist unstreitig der Mittelpunkt und Glanzpunkt des ganzen Libanon. Zwei herrliche Mondnächte habe ich im Zelt beim Rauschen der Wipfel unter einem der fünf Riesenbäume verbracht. Ich weiß nichts in meinem ganzen Leben, was einen ähnlichen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht hätte, selbst die Felsenspitze des kahlen Sinai nicht ausgenommen, als dieser Anblick dreitausendjähriger lebender Wesen: es war mir, als stünde eines der vorweltlichen Geschöpfe, ein Mammuth oder ein Nashorn, oder der Riesenhirsch vor mir, deren Knochen in dem Boden liegen, auf welchem die Cedern wachsen. Aehnlich dem Boden der heiligen Roma besteht der Cederngrund aus sieben Hügeln von Schutt, vor Zeiten von Gletschern zusammengeschoben, die von den Höhen des Makmel herniederhingen. Es ist — wie das schon Hooker 1862 vollkommen richtig beobachtete — alter Moränengrund, glacialer Schutt, auf dem der Cedernhain steht, der sozusagen der letzte lebende Zeuge einer vorsündflutlichen Zeit ist. Insofern hat die Mönchssage, die im Libanon cursirt, einige Berechtigung, daß nämlich „die Cedern seit Erschaffung der Welt am Libanon wachsen und während der Sündflut von Gott seien beschützt worden, um ein Holz zu haben für den Bau des Tempels zu Jerusalem“. Wollen wir von den Cedern noch höher hinauf als die überragenden Berge, so geht es über steiniges Gebirgsgehäng mit magern Büschen besetzt und einer niedrigen dünnen Alpenflora: Steinbrech, gelber Mohn, rothbraunes Bilsenkraut, niedere Alpenrosen und stachligen Rasen, unter dessen Schutz Scylla, Crocus, Silene und Alpenveilchen nur verstohlen noch ausblicken, bis wir an der Grenze des Schnees angelangt sind.

Auch falls es uns nach Rußland gelüsten sollte, haben wir auf unserm Büchertisch einen beredten Begleiter und mittheilsamen Führer:

5. Russische Bilderbogen. Reiseskizzen mit Randglossen von Ottomar Beta. Leipzig, Schulze u. Comp. 1875. 8. 2 M.

Diese Schrift, verfaßt von dem Sohne des kürzlich verstorbenen vormärzlichen Journalisten Beta, kränkelt in etwas an einer zu stark aufgetragenen und angespannten Tendenz, einer Art fixen Idee ihres Verfassers, wofür er freilich in keinem Geringern als dem englischen Premier D'Israeli sozusagen einen classischen Zeugen hat, der jedoch auf dem Kern der Sache, selbst wenn er ein wahrer und wirklicher sein sollte, nicht mit solchem Eifer eines Principienreiters nach jeder denkbaren Seite und Richtung hin beharrt und auf ihn pocht, wie Beta. D'Israeli hat nämlich einmal in einer schwatzhaften Stunde folgendes „große Wort gelassen“ ausgesprochen: „Die Welt wird von ganz andern Leuten regiert, als diejenigen meinen, welche nicht hinter die Coulissen sehen. Die russische Diplomatie voll Geheimnisse, vor denen ganz Europa erbleicht, wer organisirt, wer leitet sie? Juden. In Spanien, in Paris und anderswo steht es ebenso.“ Ottomar Beta's mit einer förmlichen Passion des Hasses offen zur Schau getragene und keinen Moment außer Acht gelassene Absicht ist es nun, in seinem Buche den Beweis für D'Israeli's Worte zu führen; euphemistisch spricht er zwar nicht sowol von „Juden“ als à la Willmans von der „goldenen Internationale“. Auch hier indessen soll für uns diese socialpolitische, mehr wissenschaftliche Tendenz der Beta'schen Schilderungen nicht vorhanden und lediglich das ihnen zugleich innewohnende Unterhaltungsmoment herausgehoben sein. Sehen wir uns z. B. des Autors Gabe, typische Gestalten des russischen Volks zu zeichnen, ein wenig näher an, indem wir ihn hier ein Bild des gefürchteten, mächtigen „Dvornik“ entwerfen lassen.

Die Hauptperson in einem russischen Stadthause ist der Dvornik, der Portier oder Major domus. Er hat den Hausbewohnern gegenüber viele Pflichten, aber auch ebenso viele Rechte. Ohne ihn und seine Genehmigung kann im Hause nichts unternommen werden, nicht gekocht, gebraten, gefegt, gescheuert, Holz gefahren oder ein Freund beherbergt werden, und wer auf eigene Faust etwa einen Nagel eingeschlagen oder ausgezogen, kann nach Umständen, wenn der Dvornik dahinterkommt, die größten Unannehmlichkeiten haben. Selbst dem eigenen Herrn oder den herrschaftlichen Hausbewohnern gegenüber steht dieser Cerberus selbständig da, denn seine wahre eigentliche Herrschaft und Gebieterin ist — die Polizei, und als deren Vermittler und alleiniger Diener wird er von allen Insassen des Hauses betrachtet, denn niemand kann zweien Herren dienen. Als Vertreter der Allgemeinheit hat der Dvornik vor allen Dingen sein Auge auf das Reinlichkeitswesen zu richten; Haus und Straße müssen gefegt, gestreut und von Hindernissen frei sein, Gas-, Wasser-, Kanalleitung, Feuerlöschanstalten, Schornsteinfegerei und derlei vicewirthschaftliche Functionsgebiete sind ihm zur Obhut anvertraut, und ist in dieser Hinsicht etwas versehen worden, so erhält der Dvornik seine Einladung zum nächsten Polizeibureau, wo er nicht immer mit angenehmen Dingen tractirt wird. In vornehmen Häusern wichtiger Personen spielt der Dvornik aber noch eine andere Rolle, die ihn geradezu zum Schrecken des Hausherrn macht, nämlich die des bezahlten Regierungsagenten, der unter Umständen seinem Herrn einen Gratisaufenthalt in Sibirien verschaffen kann. In dieser Hinsicht gleichen sich alle Russen: sie

sind der Obrigkeit in anerkennenswerther Weise unterthan, und der Dvornik ist nicht schlechter und nicht besser als alle andern. Die Dvorniks sind untersetzte, große Männer mit rundem Kopf, edel geformten, geraden Nasen, leuchtenden, hellblauen Augen und langen, goldblonden Bärten, sehr verschieden von den Tataren und Kalmücken des nördlichen und südlichen Rußland. Die Russen sind auserwählte Naturen, denn schwache Kinder gehen in diesem Klima früh zu Grunde, und die Dvorniks sind gewöhnlich von den Auserwählten die Auserwähltesten. Die Hautfarbe des Arier-Russen — der Dvornik ist stets ein solcher — ist frisch, die Constitution unerschütterlich, die Muskeln sind zäh wie Stahl und die Nerven gegen Hitze und Kälte gleich unempfindlich. In allen Krankheitsfällen hilft ihm das berühmte Radicalmittel, ein Dampfbad, wo möglich mit darauffolgender Schneewälzerei, im Umsehen entweder wieder auf die Beine oder zur ewigen Ruhe. Die Genüsse der Tafel sind ihm unbekannt; Schwarzbrot, eine Wassermelone, ein paar Zwiebeln, etwas heißes Kohlwasser — aus solchen Stoffen ist der gemeine Russe gemacht, Dvornik oder nicht, und wenn er ja noch etwas braucht, um glücklich zu sein, so ist es Wodka. Diesem zu entsagen, wäre unmenschlich selbst von einem Dvornik zu verlangen, und wenn ihm in bestimmten Intervallen etwas Menschlich-Spirituöses begegnet, so wartet der ganze Haushalt, Herr und Knecht, in Ehrfurcht, bis sich der Nebel gelegt. Und die Arbeitskraft, Ausdauer, Pünktlichkeit und Sorgfalt des Dvornik entschädigen vollauf für die gelegentlichen Excesse in spiritu. Es ist unglaublich, was er in seinem Geschäftseifer alles durcheinander schaffen kann. Den ganzen Tag sich tummeln und Holz abschätzen, abends das Haus illuminiren (laut polizeilichen Ersuchens oder geistlicher Vorschriften zu Ehren eines vor 100 Jahren gestorbenen Zaren oder eines Heiligen), die Gäste des Herrn oder eines der Herren im Hause am Kutschenschlage empfangen, nachts 1 Uhr die großen Thore öffnen, früh nach dem Füttern und hundert unnennbaren Dingen sehen, neben seinen anderweitigen Geschäften Holz fahren, klaftern, aufstapeln lassen, und wieder die ganze Nacht hindurch wachen — ist die gewöhnliche Routine seines Lebens, die er sich dadurch vereinfacht, daß er sich die Woche über nicht auszieht und wäscht und nachts im Schafpelz vor der Thüre schläft. Dabei ist sein Gehalt kaum nennenswerth, oft sogar unnennbar, da viele Dvorniks ihre Dienste für die bloße Wohnung bieten. Sie wissen dennoch Ersparnisse zu machen, denn für den Dvornik fallen von allen Seiten Trinkgelder ab, während sein Weib wäscht, sein Sohn rasirt, sein Bruder kutschirt und seine Tochter frisirt. Das russische Stadthaus ist überdies groß, nach dem Weltstadt- oder Kasernenstil angelegt, und sämmtliche Einwohner wissen in dem Portier den für ihre Thaten polizeiverantwortlichen Mittler zu schätzen, verfehlen auch nicht, dieser Schätzung klingenden Ausdruck zu geben. Dabei hat ein Dvornik, den Luxus Westeuropas nicht kennend, keine Bedürfnisse, er verläßt sein Reich selten, lebt wie ein Haushund, geht nicht in Gärten, Schenken, Tanz- und Theaterlocale, noch in auffallend reiner Wäsche, oder in mehr als natürlich gelbgrau gefärbten Wollenstoffen, die im Sommer durch ein einfach roth und weißes Hemd vertreten werden.

Der Letzte unserer Gruppe mag Alfred Graf Adelmann sein, ein junger deutscher Offizier, kein zünftiger Schriftsteller, sondern nur ein Dilettant der Reiseliteratur, dessen Buch

6. Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. Von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1877. Gr. 8. 5 M.

zwar nichts irgend Bedeutendes und wol auch kaum etwas Neues bietet, aber in seiner durchaus bescheidenen Art und mit seiner jugendlichen, naiven Begeisterung für alles Gesehene und Genossene doch einen recht liebenswürdigen Eindruck macht. „Wenn ich", so heißt es im Vorworte, „diese Blätter veröffentliche, so geschieht es, weil sie, unmittelbar nach dem ersten Eindruck aus frisch genießendem Sinne niedergeschrieben, in ihrer sie erfüllenden Liebe zu Italien denn doch manche zum Besuche des einzigen Landes bewegen oder andere, die es schon kennen, als Erinnerungsblätter anziehen könnten." Diese gewiß nicht prätentiöse Erwartung wird dem Verfasser sicher erfüllt werden, und damit wir solche Leser, wie sie derselbe sich wünscht, womöglich schon aus der Zahl der Leser unsers Blattes anwerben, stehe hier schließlich zur einladenden Probe der Brief, welchen aus Venedig der junge Graf, befangen von der Schönheit und dem Reiz der Lagunenstadt, an seine Mutter richtet:

Soeben von einem Gang durch die engen Gäßchen, über die zahllosen Kanäle und Brücken und Brückchen hinweg, zurückkommend, setze ich mich noch vor 8 Uhr, zu welcher Zeit dann die Musik auf dem Markusplatze spielt, hin, um dir einige Zeilen des herzlichsten Grußes aus der einzig schönen Stadt zu senden. Ich schrieb zwar gestern; doch von Venedig gibt es so viel zu erzählen, daß man nicht genug darüber sagen kann. Gestern Abend nach zehn legte ich mich in eine Gondel und fuhr in der wundervollen Nacht eine Stunde auf der Lagune umher. Wie ein Traum, ein Feenmärchen ist solch eine Mond- und Sternennacht in Venedig; und dabei Venedig selbst so entzückend, daß man keine Worte dafür findet. Zu Goethe's Zeit war die Stadt, nach seinem Ausspruche, fürchterlich schmuzig, und jetzt ist sie das Muster von Reinlichkeit, bis in die kleinsten Gäßchen. Einen prächtigern, stolzern Platz als die marmorne Piazza San-Marco mit ihren Palästen, dem Campanile und der Markuskirche hat Italien, wol die Welt nicht aufzuweisen; schönere Quais als der Molo und die Riva degli Schiavoni, ersterer mit den beiden berühmten Säulen, gibt es wol auch nicht viele, und — ein zweites Venedig, eine zweite so eigenartige Wasserstadt, inmitten des Meers, wird auf der ganzen Erde vergebens gesucht. Haltet mich immer für einen Schwärmer, aber wenn der Mond herniederscheint auf Lagune, Kanäle, Inseln, Kirchen und Paläste, der blaue, von Sternen übersäete Nachthimmel hoch oben sich wölbt, die Wasserfläche vor der Piazzetta und dem Molo millionenfach erglitzert, die Gondeln, leicht mit der Flut spielend, mit der Laterne geschmückt über die Lagune gleiten, von hier und von dort wieder über den Wasserspiegel Gesang herübertönt — wer sollte diesem zauberhaften Reiz gegenüber kalt bleiben? Ein liebendes junges schönes Weib im Arme, in der Gondel zu liegen und die Welt über seinem jungen Glücke zu vergessen, was muß das für ein Genuß sein! Ueber Santa Maria della Salute stand dunkelroth gestern Abend die Mondsichel und warf ihr glänzendes Licht auf Lagune, Canale grande, Molo und Dogenpalast, und drüben an der Dogana ertönte schöner Gesang einer Mädchenstimme, von der Mandoline begleitet. Das sind Augenblicke von solchem Genusse, daß einem die Thränen der Rührung in die Augen treten darüber, daß einem vergönnt ist, solch Schönes zu schauen. Und da singt soeben wieder auf der Riva vor meinem Fenster eine angenehme Männerstimme mit Guitarrebegleitung aus dem „Barbier" — echt italienisch ist dieses Singen auf der Straße und höchst anmuthig. Doch nun lebe wohl, es läßt mich nicht länger mehr im Zimmer.

Wir gestatten uns nun noch an unsere Gruppe von Reisebeschreibern den Namen eines andern, hochgeschätzten Reisenden anzureihen, der in dem Werke von seiner Hand, das wir als neu erschienen auf unserm Tische finden, zwar keine Reisebeschreibung bietet, wol aber Studien infolge einer Reise und eines Aufenthalts in fremdem Lande. Wir sprechen von dem trefflichen Karl Hillebrand und dem soeben veröffentlichten dritten (Schluß-)Bande seiner Sammlung von Essays:

7. Zeiten, Völker und Menschen. Von Karl Hillebrand. Dritter Band. Aus und über England. Berlin, Oppenheim. 1876. Gr. 8. 6 M.

Während der erste Band „Frankreich und die Franzosen", der zweite „Welsches und Deutsches" behandelt, ist dieser dritte „Aus und über England" geschrieben. Wir empfehlen diese Culturstudien der gebildeten Lesewelt als eins der besten und belehrendsten Werke über englische Zustände angelegentlich. Zunächst finden sich 20 „Briefe aus England", im Sommer und Herbst 1873 entstanden und theils socialpolitischen, theils literarischen Inhalts, von denen wir die Essays über Palmerston, John Stuart Mill und Charles Dickens hervorheben. Es folgen „Französische Studien englischer Zeitgenossen", drei Aufsätze über englische Beurtheiler französischer Dinge, nach der Rückkehr Hillebrand's von England 1874 geschrieben, und den Schluß machen dann ein paar Beiträge „Zur Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts", nämlich zwei von den zahlreichen Essays, die der Verfasser in frühern Jahren über Gegenstände und Personen der englischen Literaturgeschichte entwarf. Sie stammen beide aus dem Jahre 1865, wo Hillebrand eine Reihe von 25 öffentlichen Vorträgen in französischer Sprache über den englischen Roman des 18. Jahrhunderts hielt. Der eine, über Fielding's „Tom Jones", erschien, wie mehrere andere, zuerst in der „Revue des Cours littéraires", und zwar nach der stenographischen Niederschrift eines Zuhörers, was die etwas rhetorische Form erklärt; der andere, von dem Verfasser selbst nach seinen Notizen und mit Bezugnahme auf ein neu erschienenes Werk über Lawrence Sterne nachträglich redigirt, wurde im „Journal des Débats" veröffentlicht. „Sie erscheinen hier in deutscher Uebersetzung", heißt es in einer Vorbemerkung des Autors, „wie um den Blick des Lesers, der auf das heutige England gerichtet war, noch einmal auf Altengland zu lenken und gleichsam zum Ausruhen einzuladen." Das hier von Hillebrand berührte Werk führt den Titel: „Lawrence Sterne, sa personne et ses ouvrages, par P. Stapfer" (Paris 1870), und ist wol die vollständigste Lebensgeschichte des „fröhlichen Pfarrers von Sutton, der sich weder durch seine Gemeindepflichten, seine Schwindsucht, noch seine Ehehälfte daran hindern ließ, bis zu seinem letzten Tage das Leben zu genießen". Der Sohn eines armen Offiziers, der in Jamaica an den Folgen einer Wunde gestorben war, die er in einem Duell zu Gibraltar erhalten hatte, führte Sterne in seiner frühen Jugend das Wanderleben eines Soldatenkindes. Ein wohlhabender, in Yorkshire ansässiger Vetter interessirte sich für den Jungen und sandte ihn in die Schule nach Halifax, später auf die Universität Cambridge. Er arbeitete weder hier noch dort, ging jedoch daraus hervor „mit den nöthigen Diplomen, und am 20. August 1738 wurde", so liest man bei Stapfer, „der lange, fünfundzwanzigjährige, hagere, brustleidende, schlechtgewachsene Junge, mit losen, herabhängenden Puppenarmen, einer Nase wie ein Kreuz-As, schwarzen Augen, die von geistvollem, wiewol ganz weltlichem Lichte strahlten, und einem Munde, um welchen Voltaire's Lächeln spielte — the Reverend Lawrence Sterne". Seit zwei Jahren war er in eine sehr unbedeutende junge Dame verliebt, die jedoch damals wol eine Art beauté du diable besessen haben mag, von der sie leider in spätern Jahren keine Spur behielt. In der Zwischenzeit, bis er sie heirathen konnte, wechselte er mit ihr die pedantischsten, sentimentalsten Briefe, die ein Gymnasiast je seiner Schönen geschrieben hat. Kaum hatte er seine Anstellung in Sutton erhalten und seine „liebe Lumley" geheirathet, als sich der Ton seiner Briefe merklich änderte; es gab nämlich auch dann immer noch Briefe: man mußte sich schreiben, da der Gemahl, der wenig Anlage zur Häuslichkeit hatte, jede Gelegenheit ergriff, um den heimischen Herd zu verlassen. „Sum fatigatus et aegrotus de mea uxore plus quam unquam", schreibt er seinem Freunde Stevenson nach zwanzigjähriger Ehe und in einer jener mittheilsamen Stunden, die man bei einem Ehemann weniger häufig sehen möchte. Nichtsdestoweniger, wirft man einen Blick auf Mrs. Sterne's Profil in der Federzeichnung, welche Stapfer seinem Buche beigefügt hat, so ist es nicht schwer, sich die Unbeständigkeit des Reverend zu erklären. Uebrigens war er niemals rücksichtslos gegen diejenige, die seinen Namen trug, und wenn man in seinen Briefen vergebens nach Liebe sucht, so begegnet man darin wenigstens einer großen Fürsorge und Freigebigkeit. Einer seiner Freunde, ein Herr Tallot, begegnete ihm 1764 in Toulouse, „wo er sich gut amusirt hätte ohne seine Frau, die ihm überall nachlief und an allem theilnehmen wollte. Dieses Benehmen der guten Frau verursachte ihm manche schlimme Stunde; aber er erträgt alle die Unannehmlichkeiten mit einer Engelsgeduld." Sterne gehörte, nach der ganz richtigen Bemerkung Hillebrand's, zu denjenigen Naturen, welche Goethe frauenhafte nennt; er konnte nicht gut ohne irgendeinen weiblichen Gegenstand seiner Gedanken leben: „Ich muß immer irgendeine Dulcinea im Kopfe tragen", sagt er, „für mich ist das eine Bedingung der moralischen Harmonie." Anderswo heißt es: „Ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich je einer schlechten Handlung schuldig würde, es nur in der Zeit zwischen einer und der andern Leidenschaft sein wird." Er wünscht auch seinen Freunden dies für ihn unentbehrliche Gefühl. „Ich freue mich, zu wissen, daß du verliebt bist", schreibt er dem einen, „es wird dich wenigstens vom Spleen befreien, welcher für Männer wie für Frauen gleich schlechte Folgen hat." Darauf erzählt er mit Wohlgefallen, wie er es anfängt, um sich selbst und die Gegenstände seiner Neigung davon zu überzeugen, daß er verliebt ist: „Zuerst bemühe ich mich, die Dame, oder vielmehr, ich fange damit an, mich selbst glauben zu machen, ich sei wirklich verliebt; dann führe ich meine Sache ganz à la française, d. h. auf sentimentale Art. Die Liebe ist nichts ohne Empfindsamkeit, sagen die Franzosen. Und doch, obgleich sie soviel Wesens um das Wort machen, denken sie sich dabei nichts Bestimmtes."

Das historisch-natürliche Erziehungssystem.

Herbert Spencer's Erziehungslehre. Mit des Verfassers Bewilligung in deutscher Uebersetzung herausgegeben von Fritz Schultze. Jena, Mauke. 1874. Gr. 8. 4 M.

Wir glauben für das System, das Spencer, einer der bedeutendsten Philosophen der Neuzeit, in vorliegendem Werke entwickelt, keine bessere als die Bezeichnung geben zu können, die wir dieser Kritik als Ueberschrift gewählt haben. Der Culturgang der Menschheitsentwickelung wiederholt sich bei jedem Menschen im kleinen, und darum gibt die Geschichte uns so manche Antwort auf Fragen der Erziehung und Menschenbildung, und die Natur mit ihren unausbleiblichen Folgen auch für vergangene Ursachen gibt uns die wichtigsten Fingerzeige, wie auch wir, wenn wir erziehlich auf die Kleinen wirken wollen, der Natur nachzuahmen haben, indem wir als die beste Correctur für Ausschreitungen unserer Schutzbefohlenen die natürliche Folge eintreten lassen müssen. Das ist der Grundgedanke des Spencer'schen Systems. Von deutschen Pädagogen ist es besonders Pestalozzi (man nehme hier „deutsch" im weitesten Sinne), dessen Theorie Spencer vertritt und wol auch für sich acceptirt, wie eben das vorliegende Werk zeigt, obgleich er dessen Praxis nicht als richtig anerkennt und deren Mangelhaftigkeit nachweist, ohne aber deshalb die hohe Bedeutung dieses Pädagogen unterschätzen zu wollen. Auch Jean Paul erwähnt er mit besonderer Vorliebe.

Das Buch ist eine so bedeutsame Erscheinung auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur sowol wie auch auf dem praktischer Philosophie, ein Buch im wahren Sinne für Aeltern, daß ein specielleres Eingehen auf dasselbe auch in einem Nicht-Fachblatte wol keiner besondern Rechtfertigung bedarf.

Das Buch zerfällt in vier Kapitel: „I. Welches Wissen hat den größern Werth?" „II. Die Erziehung des Verstandes"; „III. Die sittliche Erziehung"; „IV. Die leibliche Erziehung."

> Man hat die richtige Bemerkung gemacht, daß Putz der Zeit nach der Kleidung vorangeht. Unter Völkern, welche sich großer körperlicher Leiden unterziehen, um sich schön tätowiren zu lassen, erträgt man hohe Grade von Hitze und Kälte, ohne sich sehr zu bemühen, sie zu mildern. Humboldt erzählt uns, daß ein Orinoco-Indianer, wiewol ganz gleichgültig gegen körperliche Bequemlichkeit, doch vierzehn Tage arbeitet, um sich Farbe zu seiner Bemalung zu kaufen und dadurch Bewunderung zu erregen, und daß dasselbe Weib, welches nicht anstehen würde, ohne den kleinsten Lappen von Bekleidung ihre Hütte zu verbessern, es nicht wagen wird, sich dadurch einen Bruch des äußern Anstandes zu Schulden kommen zu lassen, daß es ungemalt ausgeht. Reisende finden, daß farbige Glasperlen und Spielsachen von wilden Völkern höher geschätzt werden als Calicos und feine Tuche. Auch die Anekdoten, welche wir haben über die Art, wie Wilde, wenn man ihnen Hemden und Kleider gab, diese in verkehrter und lächerlicher Weise zur Schau trugen, zeigen, wie der Gedanke an Putz den Gedanken an Nutzen gänzlich beherrscht.

Diese Züge aus dem Leben der Naturmenschen weisen darauf hin, daß sich die Kleidung aus dem Putz entwickelt hat. Um so mehr ist dies anzunehmen, als wir ja sehen, „daß sogar unter uns die meisten Menschen mehr an die Schönheit des Stoffs denken als daran, ob er wärmt, und mehr an den Schnitt als an die Zweckmäßigkeit".

Aber auch in der Erziehung finden wir die gleichen Verhältnisse.

> Nicht allein in vergangenen Zeiten, sondern beinahe ebenso sehr in der unsern ist dasjenige Wissen, welches zu persönlichem Wohl führt, demjenigen nachgesetzt worden, welches Beifall einbringt. . . . Die Menschen putzen die Geister ihrer Kinder wie deren Körper nach der herrschenden Mode. Gerade wie sich der Orinoco-Indianer erst mit Farbe beschmiert, bevor er seine Hütte verläßt, nicht mit Rücksicht auf irgendwelchen unmittelbaren Nutzen, sondern weil er sich ohne sie schämen würde, so besteht man auch darauf, einen Knaben in Latein und Griechisch zu drillen, nicht wegen des innern Werthes dieser Sprachen, sondern damit der Knabe durch seine Unkenntniß derselben nicht in Misachtung komme, damit er eine standesgemäße Erziehung habe.

Es ist zu beachten, daß der Verfasser sich in englischen Verhältnissen bewegt und auch solche im Auge hat, und da wird wirklich mit den alten Classikern ganz abnormer Luxus getrieben, aber auch für Deutschland dürfte die allgemeine Bemerkung des Verfassers, daß wir die Geister unserer Kinder so gern putzen, nicht umsonst gemacht sein.

Wenn wir uns in Anbetracht, daß unsere Lernzeit so kurz, die Wissensgegenstände aber so gar mannichfaltig sind, nach dem Wege umsehen wollen, den wir in der Erziehung zum Lernen und Wissen einzuschlagen haben, so tritt nicht die Frage an uns heran, ob dieses oder jenes Wissen Werth habe, sondern „welches sein Verhältnißwerth" sei. Der Werthmesser, dessen wir zur Beantwortung der gestellten Frage nöthig haben, ist bald gefunden; das Wissen wird gemessen an dem Leben und seinen Thätigkeiten. Der Verfasser gibt diesen Gedanken in folgenden Worten:

> „Wie leben?" das ist für uns die wesentliche Frage, und nicht allein im beschränkt materiellen, sondern im weitesten Sinne des Wortes. Die allgemeine Aufgabe, welche alle besondern in sich schließt, ist — die richtige Führung des Lebens in jeder Hinsicht und unter allen Umständen. Wie den Körper behandeln, wie den Geist; wie seine Angelegenheiten besorgen; wie eine Familie aufziehen; wie sich als Bürger betragen; wie jene Quellen der Glückseligkeit, welche die Natur uns bietet, benutzen; wie all unsere Fähigkeiten zum größesten Vortheil unserer selbst und anderer ausbeuten; wie überhaupt vollkommen leben? Da dies nun der wichtige Gegenstand ist, den wir lernen müssen, so ist dies folglich auch der wichtige Gegenstand, den Erziehung lehren muß.

Es ist also die Aufgabe der Erziehung, auf ein vollkommenes Leben vorzubereiten, und dieses Ziel ist unverrückbar im Auge zu behalten bei der Wahl der Unterrichtsgegenstände und Methoden. Darum müssen wir uns über die Hauptthätigkeiten des Lebens klar werden, deren naturgemäße Reihenfolge wäre: 1) diejenigen Thätigkeiten, welche unmittelbar zur Selbsterhaltung dienen; 2) diejenigen Thätigkeiten, welche das zum Leben Nothwendige herbeischaffen und so mittelbar zur Selbsterhaltung dienen; 3) diejenigen Thätigkeiten, welche zu ihrem Zwecke haben das Aufziehen und Schulen der Nachkom-

menschaft; 4) diejenigen Thätigkeiten, welche sich erstrecken auf die Aufrechterhaltung der eigenthümlichen gesellschaftlichen wie staatlichen Stellung; 5) diejenigen verschiedenartigen Thätigkeiten, welche die der Befriedigung des Geschmacks und Gefühls gewidmeten Mußestunden des Lebens ausfüllen. Nachdem der Verfasser das Richtige dieser Reihenfolge erwiesen und die allgemeinen Gesichtspunkte gegeben, welche in der Anlehnung des Unterrichts an diese Reihenfolge zu beachten sind, geht er zu den einzelnen Wissenszweigen über.

Ergibt sich nun der Werth der Kenntnisse aus dem Verhältniß, in welchem sie zum Leben stehen und ein „vollkommenes Leben" fördern, so wird man sie leicht in solche, welche von „wesentlichem", „fast wesentlichem" und „conventionellem Werthe" sind, sondern können. Daß der Verfasser bei diesen Voraussetzungen den Schwerpunkt des Wissens in die Naturwissenschaften legt, Sprachwissenschaft und Kunst hingegen erst als von secundärem Werthe gelten, liegt auf der Hand. Es möchte dies den Verfasser als einen zu realistischen Engländer erscheinen lassen, wir werden jedoch sehen, daß der Realismus, wie ihn der Verfasser entwickelt, noch Raum genug für die ideale Aufgabe der Erziehung läßt.

Nach der eben angeführten Reihenfolge der menschlichen Thätigkeiten geht als die nothwendigste Kenntniß die Physiologie des Menschenkörpers voran; denn viele Versündigungen gegen die Gesundheit und das Leben geschehen aus Unkenntniß der physiologischen Gesetze. Es ist die Nothwendigkeit dieser Kenntniß so selbstverständlich, daß dieselbe erst gar nicht behauptet oder erwiesen werden müßte, und doch ist die Kenntniß so wenig verbreitet, daß ihre Nothwendigkeit seltsamerweise erst noch vertheidigt werden muß.

Indessen, es gibt nicht wenige, von welchen solch eine Behauptung mit beinahe spöttischer Miene aufgenommen werden wird. Menschen, die erröthen würden, wenn man sie dabei ertappte, daß sie Euripides statt Euripides sagten, oder die nur den geringsten Verdacht einer Unkenntniß in Betreff der fabelhaften Arbeiten eines fabelhaften Halbgottes wie eine Beleidigung aufnehmen würden, sie zeigen nicht die geringste Scham beim Geständniß, daß sie nicht wissen, wo die Eustachischen Röhren, welches die Thätigkeiten des Rückenmarks sind, welches die normale Zahl der Pulsschläge ist, oder wie die Lungen athmen.

Für die Lebensthätigkeiten der zweiten Gruppe sind alle die Kenntnisse nöthig, die uns wissenschaftlich über die Verkehrsmittel, Bereitung der Stoffe, Verwerthung derselben u. s. w. belehren. Es sind dies: Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie, Astronomie, Geologie, Biologie und die Lehre von der menschlichen Gesellschaft, Sociologie. Für die dritte Gruppe der Thätigkeiten des menschlichen Lebens ist die Kenntniß der Gesetze des Lebens in Physiologie und Psychologie erforderlich, wenn nicht nach allen Seiten hin gesündigt werden soll. Für die vierte Gruppe steht die Geschichte im Vordergrund. Die Kenntniß dieser befähigt den Mann zur Erfüllung seiner Pflichten als Bürger eines Staats. Nicht aber die Geschichte, die eine Menge von Thatsachen aneinanderreiht, welche für die Führung im Leben nutzlos sind, sondern eine „beschreibende Gesellschaftskunde", und diese so vorgetragen, „daß dadurch Stoff geliefert werde für eine «vergleichende Gesellschaftskunde» und für die daraus hervorgehende Feststellung der letzten Gesetze, nach denen sich die gesellschaftlichen Erscheinungen richten". Die Geschichte aber so darzustellen, dazu bedarf man wieder der Wissenschaft, nämlich der Biologie und Psychologie, da ohne die Grundbegriffe dieser eine vernunftmäßige Erklärung der gesellschaftlichen Erscheinungen unmöglich ist.

Endlich kommt der Verfasser zur fünften Gruppe, zur ästhetischen Bildung. Um nicht misverstanden zu werden, schickt er die Erklärung voraus, daß aus der Hintanstellung dieser Abtheilung hinter die Dinge, „welche lebhafter und wesentlicher das menschliche Wohl influiren", nicht gefolgert werden dürfe, er sei geneigt, „diese weniger wesentlichen Dinge gering anzuschlagen oder zu verachten". Der Verfasser fährt fort:

Weit entfernt, die Pflege und Befriedigung des Geschmacks als unrichtig anzusehen, glauben wir vielmehr, daß sie mit der Zeit einen viel größern Theil des menschlichen Lebens einnehmen werden als augenblicklich. Wenn die Naturkräfte erst völlig überwunden und dem Menschen dienstbar gemacht, wenn die Mittel der Fabrikation zur Vollendung gebracht, wenn die Arbeit im höchsten Grade haushälterisch benutzt, wenn die Erziehung so systematisch geordnet sein wird, daß eine Vorbereitung zu den wesentlichern Thätigkeiten vergleichsweise schneller bewerkstelligt werden kann, und wenn infolge dessen die gewonnene Zeitersparniß eine weit größere ist: dann wird das Schöne in Kunst und Natur mit Recht einen weiten Raum in aller Geist einnehmen.

Doch sei es ein anderes, die ästhetische Bildung als treffliches Förderungsmittel, und ein anderes, sie als ein Haupterforderniß zur menschlichen Glückseligkeit anzusehen. Bildende und darstellende Künste können als die Blüte des civilisirten Lebens bezeichnet werden; wenn wir aber diese in den Vordergrund in der Erziehung stellen, so vernachlässigen wir die Pflanze über der Blüte. Man stattet die Kinder mit einem Wust von Thatsachen aus, die theils zwecklos, theils für das Kind noch unverständlich sind, man lehrt solche Dinge, „die nur Raffinement, Politur gewähren". Der Verfasser kommt dann zu dem Axiom: „Wie sie (die Gegenstände der ästhetischen Bildung) den Mußetheil des Lebens ausfüllen, so sollte ihnen der Mußetheil der Erziehung angewiesen sein."

Und wenn wir die Künste der Reihe nach durchgehen, so werden wir wahrnehmen, daß sie sich auf Wissenschaft gründen, daß wir also auch hier der Wissenschaft nicht entbehren können. Wir haben oben bereits angedeutet und kommen hier wieder darauf zurück, daß der Verfasser unter Wissenschaft nur das Gebiet der Naturwissenschaft begreift, eine Ansicht, die auch in Deutschland von einigen Philosophen zur Geltung gebracht werden soll. (Man vgl.: Hallier, „Weltanschauung des Naturforschers".)

So verlangt die Bildhauerkunst Vorkenntnisse in der Anatomie des Knochengerüstes und der Muskeln, in der Mechanik und den Gesetzen der Bewegungskraft. Die Malerei wird der Lehre über das Licht nicht entbehren können. Die Musik als eine „Idealisirung der natürlichen Sprache der Erregung" muß den Gesetzen der natürlichen Sprache entsprechen, also mit ihnen bekannt sein; denn die Modulation der Stimme, Gefühle verschiedener Art und Stärke begleitend, ist nicht etwas Zufälliges, sondern wird, wie sich nachweisen läßt, durch gewisse

allgemeine Grundregeln der Lebensthätigkeit bestimmt. Das Wahre in der Musik hängt von der Kenntniß dieser Grundregeln ab. Die Gesetze der Nerventhätigkeit aber, denen die Sprache der Erregtheit gehorcht, muß auch die Poesie, welche wie die Musik ihre Wurzel in der natürlichen Ausdrucksweise tiefer Gefühle hat, kennen, wenn sie wahr sein will.

Allerdings macht nun die Wissenschaft den Künstler nicht, der Künstler wird geboren; aber dies angeborene Talent kann die Hülfe geordneten Wissens nicht entbehren oder ersetzen. „Eingebung thut viel, aber nicht alles. Nur wenn das Genie sich der Wissenschaft vermählt, können die höchsten Leistungen vollbracht werden."

Die Wissenschaft ist aber nicht nur zur erfolgreichen Hervorbringung der Künste, sondern auch zu richtiger Würdigung derselben nothwendig. Die Wissenschaft verschafft erst den wahren Kunstgenuß und schließt auch in sich selbst Reiche der Poesie auf. Was der Verfasser über die poetische Seite der Wissenschaft sagt, ist zu treffend und schön, als daß wir es nicht hier dem Leser vorführen sollten:

Wer nur einen Blick in Hugh Miller's Werke über Erdkunde wirft, oder in Lewes' „Seeküstenstudien" blättert, wird gewahr werden, daß Wissenschaft die Poesie mehr anregt als vernichtet. Und wer das Leben Goethe's verfolgt, muß einsehen, daß der Dichter und der Mann der Wissenschaft in gleichmäßiger Thätigkeit nebeneinander bestehen können. Ist es nicht wirklich ein abgeschmackter und fast verruchter Glaube, daß, je mehr jemand die Natur studirt, er sie desto weniger ehre? Denkst du, daß ein Wassertropfen, der für das gewöhnliche Auge weiter nichts als ein Wassertropfen ist, in dem Auge des Physikers etwas verliert, der da weiß, daß seine Elemente durch eine Kraft zusammengehalten werden, die plötzlich befreit einen Blitzstrahl erzeugen würde? Denkst du, daß das, was der Uneingeweihte ruhig als eine bloße Schneeflocke ansieht, demjenigen nicht höhere Verbindungen offenbart, welchem ein Mikroskop die wunderbar mannichfachen und zierlichen Formen der Schneekrystalle hat erblicken lassen? Denkst du, daß der gerundete, mit gleichlaufenden Rillen gezeichnete Fels in einem unkundigen Geiste so viel Poesie wachruft, als im Geiste eines Geologen, welcher weiß, daß vor einer Million Jahren über diesen Fels ein Gletscher glitt? Die Wahrheit ist, daß die, welche sich nie in wissenschaftliche Untersuchungen vertieft haben, für die meiste Poesie, die sie rings umgibt, blind sind. Wer nie in seiner Jugend Pflanzen und Insekten gesammelt hat, kennt nicht halb den Schimmer von Interesse, mit dem sich Gäßchen und Hecken umkleiden können. Wer nie nach Fossilien gesucht hat, hat nur einen schwachen Begriff von den poetischen Gefühlen, die sich an Plätze knüpfen, wo solche eingebettete Schätze gefunden wurden. Wer an der Seeküste kein Mikroskop und Aquarium hatte, dem sind die höchsten Freuden der Seeküste verschlossen. Es ist wahrhaftig traurig zu sehen, wie sich Menschen mit unbedeutenden und gleichgültigen Dingen beschäftigen, und für die großartigsten und erhabensten Erscheinungen keinen Sinn haben; nicht den Bau des Himmelsgewölbes zu ergründen Lust verspüren, dagegen an einem verächtlichen Streite über die Intriguen der Schottenkönigin Maria wärmsten Antheil nehmen, mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit an einer griechischen Ode Kritik üben, und ohne einen Blick an dem gewaltigen Epos vorübergehen, welches Gottes Finger auf die Schichten der Erde geschrieben!

Die Wissenschaft, d. h. die Kenntniß der Erscheinungswelt, ist aber auch zugleich von formalem Werthe und vielleicht in höherm Maße, als man diese Bildungskraft dem Studium der Sprachwissenschaft zuschreibt. So enthalten die Naturwissenschaften eine so große Fülle von gegebenen Punkten, die das Gedächtniß zu bewahren hat, daß sie für die Gedächtnißübung mindestens so viel, wenn nicht mehr Material als die Sprachwissenschaften bieten. Dann aber ist die Sprachwissenschaft eine solche, die auf Autoritäten recurrirt, während die Naturwissenschaft das Urtheil bildet; denn die Gewohnheit, aus gewissen Daten Schlüsse zu ziehen, und diese Schlüsse wieder durch Beobachtung und Experiment zu bewahrheiten, kann einzig und allein die Fähigkeit richtigen Urtheilens verleihen.

Zu dieser geistigen Schulung durch die Wissenschaft gesellt sich auch die sittliche. Ist das wesentliche Merkmal der Wissenschaft das Experiment, die Untersuchung im Gegensatz zum Dogmatismus in der Sprachwissenschaft, welche, die Regel lehrend, spricht: So ist es! dann wird es auch klar, daß die Wissenschaft dem Menschen eine freie Unabhängigkeit verleiht, welche ihn sittlich hebt. Untersuchungen verlangen aber auch Ausdauer und Beharrlichkeit und vor allem die größte Wahrheitsliebe.

Endlich aber verleiht die Wissenschaft noch religiöse Bildung. „Hingabe an die Wissenschaft ist ein stiller Gottesdienst, eine schweigende Anerkennung des in den Dingen und damit auch in deren Urheber erkannten Werthes. Es ist nicht eine bloße Huldigung mit den Lippen, sondern eine Huldigung, die sich in Thaten ausspricht — nicht eine nur ausgesprochene Achtung, sondern eine durch das Opfer von Zeit, Nachdenken und Arbeit bewiesene Achtung." Da die Wissenschaft aber auch Achtung und Vertrauen gegen die in allen Dingen sich offenbarende Gesetzlichkeit erweckt, so ist sie auch in dieser Beziehung religiös zu nennen. Endlich gibt die Wissenschaft, und das ist ihre fernere religiöse Seite, richtige Begriffe von uns selbst und unserm Verhältniß zu den Geheimnissen des Daseins. Hören wir hier den Verfasser selbst; wir haben nicht den Muth, von dieser schönen Stelle nur einen Auszug zu geben:

Zu derselben Zeit, da sie (die Wissenschaft) uns alles zeigt, was gewußt werden kann, zeigt sie uns die Grenzen, über welche hinaus wir nichts wissen können. Nicht durch dogmatische Behauptung lehrt sie uns die Unmöglichkeit, den letzten Grund der Dinge zu begreifen, sondern sie läßt uns diese Unmöglichkeit deutlich erkennen, indem sie uns nach jeder Richtung hin an Grenzen führt, die wir nicht zu überschreiten vermögen. Sie bringt uns in einer Weise, wie es nichts anderes in der Welt vermag, die Beschränktheit und Enge der menschlichen Erkenntniß nahe angesichts dessen, was über die menschliche Erkenntniß hinausreicht. In stolzer Haltung gegen die Traditionen und Autoritäten der Menschen, ist ihre Haltung vor dem undurchdringlichen Nebel, welcher das Absolute umhüllt, eine demüthige — ein wahrer Stolz und eine wahre Demuth! Nur der echte Mann der Wissenschaft kann wahrhaft erkennen, wie gänzlich nicht nur über das menschliche Wissen, sondern die menschliche Fassungskraft hinaus der Urgrund und die Allmacht liegt, deren Offenbarungen Natur und Leben und Gedanken sind.

Bei den übrigen Kapiteln können wir uns kürzer fassen, wenn auch in diesen noch derselbe Gedankenreichthum, dieselbe scharf logische Durchführung vorherrscht; doch sind die Gedanken solche, welche bereits mehrfach in der pädagogischen Literatur Gegenstand der Besprechung bilden.

Bei der Erziehung des Verstandes ist zu berücksichtigen, daß die Erziehung überhaupt stets von den äußern Verhältnissen abhängt. Nach der allgemeinen politischen Geistes- und Glaubensrichtung richtet sich die

Erziehung; ist jene vorwiegend dogmatisch, so wird auch diese es sein, ist sie erläuternd, so ist es auch diese. So haben sich im Laufe der Zeiten verschiedene Systeme herausgebildet, die mit den herrschenden gesellschaftlichen Zuständen Verwandtschaft haben. Die übereinstimmenden Merkmale, die sich uns bei Vergleichung der verschiedenen Systeme ergeben, können uns als Fingerzeige dafür dienen, auf welchem Wege wol das Richtige zu finden sei. Die Anschauung sei vorwiegend, damit das Kenntnißwerk zu einer angenehmen Thätigkeit sich gestalte, und wie das Naturgemäße stets im einzelnen Princip in der Erziehung gewesen, so sei es dieses auch im allgemeinen. So gestaltet sich der Unterricht zu einer Unterstützung der Entwickelung der Anlagen und wird nicht ein Eingreifen in dieselbe. Als leitende Principien ergeben sich dem Verfasser: 1) Im ganzen und einzelnen vom Leichtern zum Schweren, 2) vom Unbestimmten zum Bestimmten, 3) vom Concreten zum Abstracten; 4) Erziehung des Kindes historisch wie die des Menschengeschlechts. 5) Vom Empirischen zum Theoretischen. 6) Anleitung, Entdeckungen zu machen. 7) Sollen wir als Probirstein für die Beurtheilung eines Bildungsentwurfs uns die Frage vorlegen: „Schafft er im Zögling ein als Anreiz wirkendes Vergnügen?"

Daß in der sittlichen Erziehung so viel gefehlt wird, hat darin seinen Grund, daß die Aeltern meist inconsequent und ungerecht in ihren Anordnungen und Befehlen sind und, wenn sie Ausschreitungen bestrafen, nicht die richtige Strafe, die zuweilen noch mit Härte verbunden ist, zu wählen verstehen. Weil aber gerade Unkenntniß hier die größten und verhängnißvollsten Fehler macht, sollte der Unterricht in der Kunst des Kindererziehens, „das Schlußkapitel in dem von jedem, Mann oder Weib, durchlaufenen Unterrichtscursus bilden. Wie für leibliche Reife das Kennzeichen ist die Fähigkeit, Nachkommen zu erzeugen, so für geistige Reife die Fähigkeit, diese Nachkommen zu erziehen."

Die Hauptaufgabe für die Aeltern ist, „Diener und Ausleger der Natur" zu sein; sie haben darauf zu sehen, daß die Kinder die wahren Folgen ihrer Handlungen, die natürlichen Rückwirkungen erfahren, nicht aber sie abzuwenden oder zu verschärfen, oder andere Folgen an deren Stelle zu setzen. Ein Kind, das stets auf sich warten läßt, niemals zur rechten Zeit fertig ist, hat seine Theilnahme an einem Spaziergange, einem Vergnügen einzubüßen, wenn es den richtigen Zeitpunkt des Aufbrechens vom Hause vertändelt hat; es wäre unvernünftig, es mit Scheltworten oder körperlicher Züchtigung zu bestrafen und dabei die ganze Gesellschaft warten zu lassen. Und so in allen Verhältnissen. Das Kind wird bei consequenter Durchführung des Princips das Gerechte einsehen und wird nichts an der Liebe gegen seinen Erzieher einbüßen, was gewiß der Fall wäre, wenn es fühlte, daß die Strafe in gar keinem Zusammenhange mit dem Vergehen stände, also eine ungerechte wäre.

In dem vierten Kapitel behandelt der Verfasser die leibliche Erziehung. Die Wichtigkeit dieser legt er den Aeltern ganz besonders ans Herz, da durch verkehrte Behandlung ein Kind oft geistig und körperlich verkommen kann. Nahrung, Kleidung, Beschäftigung müssen von den Aeltern selbst überwacht werden, und darf die Aufsicht hierüber nicht den Ammen, „die voll stecken von althergebrachten Vorurtheilen", überlassen bleiben. Namentlich richtet er sich gegen die verkehrte Abhärtungsmethode, die oft den Keim zu vielen Krankheiten lege. Interessant sind die derben Worte, mit welchen der Verfasser die Gleichgültigkeit, die man für diesen Factor der Erziehung (in England und zum Theil auch in Deutschland) hat, von denen wir zum Schluß einige Proben geben wollen:

> An der Tafel des Gutsbesitzers, nachdem die Damen sich zurückgezogen, wie bei der Mahlzeit des Farmers, die er im Marktflecken einnimmt, und in der Dorfschenke ist der anziehendste Punkt der Unterhaltung, nächst der politischen Tagesfrage, die Behandlung der Thiere. . . .
>
> Aber nicht allein bei der Landbevölkerung bildet die Einrichtung der Hundehütte, des Kuhstalls und der Schafhürde das Lieblingsthema. Auch in den Städten machen die zahlreichen Handwerker, welche Hunde halten, die jungen Herren, welche reich genug sind, um ihren weidmännischen Neigungen dann und wann nachzugehen, und ihre ältern gesetztern Genossen, welche über ackerbaulichen Fortschritt reden oder Machi's jährliche Berichte und Caird's Briefe an die „Times" verfolgen, in ihrer Gesammtzahl einen beträchtlichen Theil der Einwohnerschaft aus. Man nehme die erwachsenen Männer im Reiche und man wird eine große Mehrzahl finden, die an Fütterung, Aufziehung und Pflege von Thieren der einen oder andern Art einiges Interesse zeigen.
>
> Wer aber hört in Nachmittagsgesprächen oder ähnlichen Stunden des Gedankenaustausches je ein Wort über Kindererziehung wechseln? Wenn der Landedelmann seinem Stalle seinen Besuch abgestattet und sich persönlich von dem Befinden und der Behandlung seiner Pferde überzeugt hat; wenn er auf seinen kleinen lebendigen Besitz einen Blick geworfen und seine Verfügung darüber getroffen hat: wie oft kommt es dann vor, daß er in die Kinderstube sich hinaufbegibt und dort die Beköstigung, die Stundeneintheilung, die Lüftung prüft? Auf seinem Bücherbret stehen White's „Roßarzneikunde", Stephen's „Landwirthschaft", Nimrod's „Jäger", und mit deren Inhalte ist er mehr oder weniger vertraut; aber wie viel Bücher hat er über Behandlung der Kinder gelesen? . . .
>
> In der That würde bei Kreuz- und Querfragen fast jeder mit der versteckten Ansicht herausrücken, das Kinderstubencommando gehe ihn nichts an. „Ach, ich überlasse all dergleichen den Frauen", so würde vermuthlich die Antwort lauten. . . .
>
> Indessen lesen die Väter Bücher und Zeitschriften, besuchen Ackerbauversammlungen, stellen Experimente an, lassen sich in Discussionen ein — alles blos um zu erfahren, wie man Preisferkel zu mästen hat!

Diese Proben lassen gewiß keinen Zweifel übrig, daß der Verfasser sich deutlich auszudrücken weiß und es versteht, die Sache am richtigen Flecke anzupacken. Möge daher das so lehrreiche und schön geschriebene Buch Eingang in viele Familien finden, es wird gewiß die Anschaffung desselben fruchtbringend sein. Dem Uebersetzer gebührt aber besonderer Dank, daß er das Werk des großen englischen Philosophen in eleganter Wiedergabe in Deutschland eingeführt hat. **A. Sulzbach.**

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „William Shakspeare" von Karl Elze sagt die „Saturday Review" vom 20. Januar: „Es ist zweifelhaft, ob der Fleiß neuerer Forschung unsere Kenntniß der Biographie Shakspeare's sehr vermehrt hat, und Elze's Kunststück, sie bis auf mehr als 600 Seiten auszuspinnen, ließ sich nur dadurch vollbringen, daß er jeden Nebenpunkt von hypothetischer Beziehung zu dem großen Dramatiker, den es nur möglich war vorzubringen, in die Erörterung gezogen hat. Man darf jedoch nicht etwa hieraus folgern, daß das Werk im geringsten langweilig sei; im Gegentheil ist es außerordentlich lebendig und unterhaltend. Wenn indessen auch keine Biographie Shakspeare's, wozu die Materialien in der That nicht vorhanden sind, ist es doch eine höchst angenehme Causerie über ihn. Elze ist vollkommen vertraut mit allem, was je über Shakspeare geschrieben worden, und braucht blos die Schleusen seiner Belesenheit zu öffnen, um die Belehrung reichlich fließen zu lassen. Der Ton seiner Bezugnahmen auf seine Mitforscher ist stets freundlich und höflich." Nach Angabe des Inhalts heißt es: „Die Behandlung dieser Gegenstände läßt heutzutage wenig Spielraum für Neuheit oder Eigenartigkeit; wir können nur das richtige Urtheil anerkennen, welches Elze bei streitigen Punkten fast überall zu der bessern Ansicht zu leiten scheint, und empfehlen sein Werk als vielleicht das beste Handbuch allgemeiner Belehrung über Shakspeare, welches überhaupt vorhanden ist."

Ueber „Der Aufstand des jüngern Prätendenten Karl Eduard Stuart" von W. von Hassel sagt dasselbe Blatt: ohne Ansprüche auf Neuheit in Bezug auf die Quellen sei die Erzählung doch genau und lesbar; nur habe des Verfassers Hinneigung zur romantischen Seite seines Stoffs ihn die Eigenschaften seines Helden sowol wie seiner Aussichten auf Erfolg überschätzen lassen.

„Waldstein, Herzogs von Friedland letzte Lebensjahre und Tod in Eger" von B. Prökl wird als eine höchst interessante Veröffentlichung bezeichnet, und deren Entstehung wol mit Recht in dem Localpatriotismus des Verfassers gesucht.

Ebenso wird „Italienische Tondichter, von Palästrina bis auf die Gegenwart" von Emil Naumann ein „anziehendes Werk" genannt und dessen Unparteilichkeit gegenüber vielen andern deutschen Kritiken hervorgehoben.

Ueber „Die Darwin'schen Theorien und ihre Stellung zur Philosophie, Religion und Moral" von Rudolf Schmid heißt es: „Der jüngste Fortschritt der Evolutionslehre hat viele Anhänger der in der Theologie und Ethik herrschenden Lehrsätze veranlaßt, zu erwägen, ob es wol möglich wäre, jene Lehre in Uebereinstimmung mit diesen zu bringen. Schmid hat nun einen nützlichen und verständigen Versuch zu einer solchen Versöhnung gemacht. Der Ton und Geist seines Werks sind vortrefflich: was man hauptsächlich dagegen einwenden kann, ist, daß es zu sehr wie eine wohlbedachte Abhandlung aussieht, welche einen vorgefaßten Schluß unterstützen soll."

Gelegentlich der Besprechung des dritten Bandes von „Ostris" von C. Radenhausen sagt das Blatt: „Wie der Titel andeutet, handelt es hauptsächlich vom allgemeinen Gesetze im menschlichen Charakter und in der Geschichte und, abgesehen von des Verfassers vollständig materialistischem Gesichtspunkte, enthält es eine Masse zuverlässigen und werthvollen Stoffs, wobei es dem Verfasser nur an Selbständigkeit fehlt. Es ist nämlich nicht ganz klar, ob Radenhausen beansprucht, als der Verkünder eines neuen Systems angesehen zu werden: in dem Falle würden seine Ansprüche die Prüfung nicht bestehen; allein seine Fähigkeit, die Gedanken und Entdeckungen anderer geschickt zu verbinden und wirksam darzustellen, kommt fast der Originalität gleich."

„«Sturmflut» von F. Spielhagen", heißt es ebendaselbst, „zählt zu seinen besten Werken und wird englischen Lesern um so mehr gefallen, als ein großer Theil des Inhalts seltsamer-, doch gewiß ganz zufälligerweise Aehnlichkeit mit zwei vortrefflichen englischen Romanen, Peacock's' «Misfortunes of Elphin» und Trollope's «Three Clerks» hat. Wie in «Elphin», ist das bedeutendste physische Ereigniß eine Ueberschwemmung; wie in dem letztgenannten Roman bildet die Verwickelung eines anfangs biedern Staatsdieners in den Strudel abenteuerlicher Speculation den Mittelpunkt des sittlichen Interesses. Der Wahnsinn der Schwindelperiode ist höchst wirkungsvoll geschildert; ihr unheilvoller Einfluß auf den Nationalcharakter ist mit strenger Treue gezeichnet, und das Ganze bildet eine eindrucksvolle Predigt gegen die allzu große Hast, reich zu werden, an deren Folgen Deutschland jetzt so schwer leidet. Die Scenen an der Ostseeküste sind nicht minder ergreifend."

Von Auerbach's „Neuen Dorfgeschichten", welche später ausführlich besprochen werden sollen, heißt es einstweilen: „Die hier geschilderte Uebergangszeit ist für die idyllische Behandlung nicht gut geeignet; die Naivetät und der urwüchsige Mutterwitz, welcher die frühern Dorfgeschichten auszeichnete, sind städtischen Prätensionen gewichen, und die Aussprüche in früherer Art und Weise, die zuweilen wieder zum Vorschein kommen, machen den Eindruck, Anachronismen zu sein."

Endlich was „Uarda" von Georg Ebers betrifft, so sagt die „Saturday Review", es sei eine sehr gelungene Probe von dem archäologischen Roman und verdiene, wie sein früheres Werk, die Ehre einer Uebersetzung.

Ueber „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg", herausgegeben von Leopold von Ranke, sagt die „Saturday Review" vom 17. Februar unter anderm: „Das Werk, wie es vorliegt (der Recensent glaubt nämlich, daß der Herausgeber noch manches zurückgehalten habe), ist ein wunderbares Denkmal unermüdlicher Thätigkeit seitens des achtzigjährigen Historikers, der sich viel Arbeit hätte ersparen können, wenn er die von Schöll schon vorbereitete Grundlage benutzt hätte, dem Hardenberg das Material bei seinen Lebzeiten anvertraut hatte, dessen Arbeit jedoch Ranke zu roh und voluminös schien. Es macht sich hier keine Abnahme an Klarheit oder Fluß der Darstellung bemerkbar, und die einzige ernstliche Schattenseite ist die allen Werken Ranke's anhaftende, diesmal aber unvermeidliche — die Unterordnung nämlich des nationalen Lebens unter die Diplomatie und die Cabinetsangelegenheiten."

Was „Die Philosophie als Wissenschaft" von F. A. Hartsen betrifft, so findet das Blatt, daß das hervortretendste Neue daran die Bereicherung der philosophischen Terminologie mit dem unbeholfenen Ausdruck „Organismologie" sei. Die Anwendung desselben weise indessen auf eine lobenswerthe Neigung hin, die Speculation soweit als möglich auf Beobachtung zu gründen.

Robert Schellwiens' „Das Gesetz der Causalität in der Natur" versuche eine Widerlegung des Darwinismus auf metaphysischer Grundlage, welche jedoch sowol den Vertheidigern wie den Bekämpfern desselben gleich unverständlich sein werde.

Hingegen wird der Untersuchung dieser Lehre von Eugen Dreher in „Der Darwinismus und seine Stellung in der Philosophie" viel Scharfsinn zuerkannt.

Ueber „Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandter Aesthetik" von Hermann Ulrici heißt es: seine ästhetischen Urtheile haben trotz gelegentlicher allzu großer Tiefe der Auslegung und Schwerfälligkeit der Diction verdienten Ruf erlangt. In diesem neuen Werke seien beide Fehler durch die Verbindung historischer Darstellung mit reiner Kritik einigermaßen abgeschwächt.

Ueber „Marcus König" von Gustav Freytag sagt das Blatt: „Es ist vielleicht die befriedigendste Abtheilung des Werks, die bisjetzt erschienen, was sich aus der größern Annäherung der Handlung an unsere eigene Zeit hinlänglich erklärt. Das wesentlich realistische Talent des Verfassers findet freiern Spielraum, je nachdem seine Handlungen und Gestalten bekannter werden und er in den Stand gesetzt wird, zeitgenössische Gedanken und Ereignisse in die Gewänder der Vergangenheit zu kleiden. Es mag «Marcus König» etwas an Einheit und Zusammenhang fehlen; es ist aber voller spannender Begebenheiten

und scharfer Charakterzeichnungen; der Gegensatz zwischen den deutschen und polnischen Nationaltypen besonders bildet ein unerschöpflich malerisches Element."

Ueber „Neue Gedichte" von **Ferdinand Freiligrath** heißt es dann: „Wenige derselben verdienen streng genommen diese Bezeichnung, da die Mehrzahl Gelegenheitsgedichte sind, welche fast sofort nach ihrer Vollendung an die Oeffentlichkeit gelangten. Sie bilden indessen eine vollständige Sammlung der Erzeugnisse des Dichters in diesem Stil, für welchen sein Genius, der sich mehr durch männliche Kraft als Zartheit der Phantasie gekennzeichnet hat, besonders geeignet war. Die Tonarten, in denen sie sich bewegen, sind sehr mannichfaltig und durchlaufen den weiten Kreis vom eleganten Tändeln bis zur starken, innigen Erregung; einige der unter dem letztern Einfluß geschaffenen Gedichte, wie z. B. die schönen Verse auf die Beerdigung der Gattin Kinkel's, sind außerordentlich zart und ergreifend. Die Wiederveröffentlichung der politischen Gedichte, welche des Dichters Verurtheilung und Verbannung herbeiführten, ist ein Zeichen von den veränderten Zeitverhältnissen. Die Uebersetzungen aus dem Englischen, womit der Band schließt, sind ein neuer Beweis von der gewohnten Meisterschaft Freiligrath's in diesem Zweige seiner Kunst. Einige derselben, bei denen besondere Schwierigkeiten zu überwinden waren, wie die Uebertragungen von «The Bells of Shandon» und Browning's Verse auf Tokay, sind tours de force der höchsten Art."

Die Uebersetzung von Dante Allighieri's „Göttlicher Komödie" von **Karl Bartsch** wird als eine sehr treue und gelehrte bezeichnet, der es aber etwas an der unmittelbaren poetischen Begabung fehle. Bartsch habe jedoch wohl daran gethan, daß er die weiblichen Reime des Originals vermieden habe, die in nördlichen Sprachen nicht blos hemmend wirkten, sondern auch würdelos seien.

Ungetheilteres Lob wird der Uebersetzung der „Sakuntala" von **L. Fritze** gespendet.

Vom vorigen Jahre haben wir noch nachzutragen, daß die „Academy", Nr. 229, dem „bedeutenden und gründlichen Werke", wie sie es bezeichnet: „Die Landschaft in der Kunst der alten Völker" von **Karl Woermann**, eine eingehende Besprechung aus der Feder des durch seine Schrift „Social Life of Greece" vortheilhaft bekannten J. P. Mahaffy widmet. Er lobt zunächst die große Sorgfalt und scharfe Kritik, mit welcher das in Deutschland massenhaft aufgehäufte Material über den Gegenstand gesichtet ist, sowie die ausführliche und klare Behandlung des Stoffs und schließt mit folgenden Worten: „Es ist unmöglich, innerhalb eines beschränkten Raums auch nur den zehnten Theil der interessanten und anregenden Dinge, welche in diesem Buche enthalten sind, zu erwähnen, wenngleich ich eher gesucht habe, eine Vorstellung von dem zu geben, was man darin findet, als besondere Punkte einer Beurtheilung zu unterziehen. Wenn der Verfasser oft in seiner Darstellung zu sehr ins Einzelne eingeht, so versäumt er doch nie, eine kurz zusammengefaßte Uebersicht jedes Kapitels zu geben, sodaß das Buch ausnehmend klar und faßlich ist. Es ist zu bedauern, daß unsere englische Unbekanntschaft mit der von ihm citirten großen Literatur seiner Unbekanntschaft mit englischer Landschaftsmalerei ziemlich gleichkommt. Er scheint keine außer holländische, französische und deutsche Maler zu kennen, denn, wie er richtig bemerkt, die Italiener (mit Ausnahme Salvator Rosa's) haben in dieser Richtung mehr geleistet.... Andererseits jedoch kennt er die pompejanischen Landschaften besser als irgendein Zeitgenosse außer Helbig, und eine Lektüre seines Buchs wird für diejenigen, welche im Begriffe sind, Italien zu besuchen, unschätzbar sein, denn diese werden gewiß nur einen kleinen Theil dessen sehen, was sie sehen könnten, wenn sie nicht vorher ein so specielles Buch über specielle Zweige des Alterthums und der Kunst studirt haben."

Bibliographie.

Bauer, E., Der Freimaurer-Bund und das Licht. Bausteine zur Geschichte der Loge und der religiösen Sage. Hannover, Bauer. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Becker, Geschichte des 2. badischen Grenadier-Regiments Kaiser Wilhelm Nr. 110. Mit Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M.

Culturhistorische Bilder aus dem Meininger Oberlande. 2tes u. 3tes Hft. Hildburghausen, Kesselring. Gr. 8. à 1 M.

Declamatorische Blätter. Herausgegeben von F. W. Wulff. Red.: M. Bauer. 1ster Jahrg. 1877. 12 Nrn. Hamburg, Expedition. Lex.-8. Vierteljährlich 1 M.

Bonnet, J., Bilder aus dem Leben. Norden, Soltau. 8. 3 M.

Bret Harte, Thankful Blossom. Eine Liebesgeschichte aus dem Jahre 1779. Autorisirte deutsche Ausgabe. Stuttgart, Auerbach. 8. 1 M. 50 Pf.

Cotta, B. v., Beiträge zur Geschichte der Geologie. 1ste Abth. — A. u. d. T.: Geologisches Repertorium. Mit einem vollständigen Index. Leipzig, Weber. Gr. 8. 9 M.

Dehio, G., Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission. 2 Bde. Berlin, Hertz. Gr. 8. 11 M.

Dewall, J. van, Aus meinen Kadettenjahren. Lose Blätter. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 M.

Dobbert, E., Chr. D. Rauch. Festrede. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 75 Pf.

Dreher, E., Der Darwinismus und seine Stellung in der Philosophie. Berlin, H. Peters. Gr. 8. 3 M.

Escher, A., Schweizerische Münz- und Geldgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 1stes Hft. Bern, Dalp. Gr. 8. 2 M.

Die Feier des hundertjährigen Geburtstages von Christian Daniel Rauch in Arolsen am 2. Januar 1877. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 50 Pf.

Flamant, J. J., Hermann der Cherusker. Deutsches Heldengedicht. Neu bearbeitet und herausgegeben von Clara Uhlich. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 3 M.

Frey, W., Nah und Fern. Novellenkranz für das Volk. Zofingen, Schauenberg-Ott. 1876. 8. 4 M.

Frommel, E., Gesammelte Schriften. Erzählungen für das Volk. Aufsätze und Vorträge mannigfachen Inhalts in einer fortlaufenden Reihe von Bändchen. 6tes Bdchn.: Aus der Sommerfrische. Erzählungen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 1 M. 50 Pf.

Gutzkow, K., Die neuen Serapionsbrüder. Roman in 3 Bdn. 1ster Bd. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Haus-Theater. 7tes Heft: Originale. Lustspiel von R. Fleischer. Leipzig, Freese. Gr. 8. 50 Pf.

Herchenbach, W., Die Welt. Wanderungen über alle Theile der Erde. 2. Von Venedig bis Rom. Regensburg, Manz. 8. 1 M. 50 Pf.

Hönig, F., „Geschräppels". 2ter Bd.: „Allerhands". Humoresken. Köln, Heyn. 8. 1 M.

Keller, A. v., Uhland als Dramatiker mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt. Stuttgart, Cotta. 8. 7 M. 50 Pf.

Klinkhardt, J., Gedichte. Ausgabe letzter Hand. Leipzig, Klinkhardt. 8. 5 M.

Kraetzig, Geschichte des 1. rheinischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 8. Im Auftrage des Regiments verfaßt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Krogh, F. v., Beiträge zur älteren Geschichte des Hauses Holstein-Sonderburg. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Laar, Clara, Lebensbilder berühmter Todten. Zofingen, Schauenberg-Ott. 1876. 8. 5 M.

Lasker, E., Die Zukunft des deutschen Reiches. Rede. Leipzig, Schloemp. Gr. 8. 25 Pf.

Leyden, E., Gedächtnissrede auf Ludwig Traube. Berlin, Hirschwald. 1876. Gr. 8. 2 M.

Merle's, M., Reimchronik von Eisenach, Thüringen und Hessen. Herausgegeben von H. Müller. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 1 M.

Mesuunius, L., Vom Hammer zum Schwert. Kämpfe um Leben, Lieb' und Treue. Original-Erzählung aus der Gegenwart. 1stes bis 6tes Heft. Heidelberg, v. Schenk. Gr. 8. à 50 Pf.

Mitzschke, P., Naumburger Inschriften. Gesammelt und erläutert. 1ste Lfg. Naumburg, Domrich. 16. 50 Pf.

Oncken, A, Adam Smith und Immanuel Kant. Der Einklang und das Wechselverhältniss ihrer Lehren über Sitte, Staat und Wirthschaft dargelegt. 1ste Abth.: Ethik und Politik. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Pfau, L., Kunst- und Gewerbe-Studien. 1ste Hälfte. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 8. 3 M. 80 Pf.

Pretzell, H., Gedichte. 2te Sammlg. Eichstätt, Krüll. 8. 1 M. 50 Pf.

Ranke, L. v., Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg bis zum Jahre 1806. 4 Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 60 M.

Röhrich, W., Die Volkswirthschaftslehre in 50 Hauptsätzen zur Einführung in das weitere Studien derselben. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 80 Pf.

Roscher, E., Zur Kritik der neuesten wirthschaftlichen Entwickelung im Deutschen Reiche. Gutachten, im Auftrage der Handels- und Gewerbekammer zu Zittau verfaßt. Zittau, Pahl. 1876. Gr. 8. 5 M.

Schvarcz, J., Die Demokratie. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Lex.-8. 6 M.

Semper, C., Offener Brief an Herrn Professor Haeckel in Jena. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 8. 1 M.

Stähler, Geschichte des Fuß-Artillerie-Regiments Nr. 15 und seiner Stamm-Truppentheile. Im Auftrage des Regiments verfaßt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Valvasor, J. W. Freih. v., Die Ehre des Herzogthums Krain. 1689—1877. 1ste Lfg. Laibach. Hoch 4. 1 M.

Wedewer, H., Eine Reise nach dem Orient. Regensburg, Manz. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Wyhowski, A. Z., Gedichte und Epigramme. 1stes Bdchn. Dresden, Biller. 16. 1 M.

Zablatzky, F., Lyra, ein Cyclus gewählter Dichtungen. Kremsier, Gusek. 1876. 8. 2 M.

Zingerle, J. v., Schildereien aus Tirol. Innsbruck, Wagner. 8. 3 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

April 6

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 15. März 1877.

Eine neue Geschichte des deutschen Volks.

Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters. Von Johannes Janssen. Erster Band, erste Abtheilung: Deutschlands geistige Zustände beim Ausgang des Mittelalters. Freiburg i. Br., Herder. 1876. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Unsere historische Literatur weist bei all ihrem Reichthum bekanntlich keinen Ueberfluß auf an zusammenfassenden Darstellungen der deutschen Geschichte, welche mit gewissenhafter Verwerthung der neuesten Forschungen einen künstlerisch abgerundeten oder doch wenigstens geschmackvollen Vortrag und eine sichere Beherrschung des leicht allzu sehr in die Breite auseinanderfließenden Stoffs verbänden. Und doch müssen diese drei Eigenschaften zusammenkommen, wenn ein derartiges Werk fähig und würdig sein soll, zu wirklicher Popularität zu gelangen und dem deutschen Volke als ein nationales Lehr- und Lesebuch in die Hand gegeben zu werden. Wir besitzen zwar eine reiche Fülle von geradezu classischen Werken über einzelne der denkwürdigsten Perioden der deutschen Geschichte — wir haben Giesebrecht's „Kaisergeschichte", Ranke's „Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation", Häusser's „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis auf die Wiener Verträge" —; aber ein Werk, welches die von der eigentlichen Forschung gewonnenen Resultate, sie alles gelehrten Beiwerks entkleidend, zum Gemeingute der Gebildeten machte und unter Vermeidung der für Grundrisse, Leitfaden und Handbücher üblichen Schablone die lebendige Summe von dem geschichtlichen Werden und Wachsen des deutschen Volks bis auf die Gegenwart, in nationalem Geiste und von patriotischem Ernste getragen, in einfach schöner Darstellung zu erzählen wüßte, dabei aber in keinem Falle über den bescheidenen Umfang von drei mäßigen Bänden hinauswachsen dürfte, dieses Werk ist noch nicht geschrieben und wird wol, so allseitig das Bedürfniß anerkannt ist, auch sobald noch nicht geschrieben werden. Einzelne Versuche dazu sind freilich gemacht worden, aber mit sehr geringem Erfolg. Die deutsche Geschichte des verstorbenen L. von Rochau war sehr gut gemeint, mußte aber doch als ein ohne die nöthige Vorbereitung unternommener Versuch bezeichnet werden, dessen vollkommenes Scheitern recht geeignet war, die Schwierigkeiten, welche bei der Lösung gerade dieser Aufgabe zu überwinden sind, recht klar erkennen zu lassen; das umfängliche, höchst verdienstliche Werk Sugenheim's ist leider auch nur ein Torso geblieben und war auch seiner viel zu voluminösen Anlage wegen nicht recht geeignet, die bezeichnete Lücke in unserer Literatur auszufüllen.

Jetzt tritt nun der frankfurter Historiker Johannes Janssen, der Schüler und Biograph Johann Friedrich Böhmer's, in der gelehrten Welt namentlich durch die Herausgabe von „Frankfurts Reichscorrespondenz", einer werthvollen, freilich nicht überall kritisch genug zu Werke gehenden Urkundensammlung zur deutschen Geschichte von 1376—1519, bekannt geworden, mit dem Anfange einer in einem gewissen großen Stile angelegten „Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgang des Mittelalters" vor die Oeffentlichkeit. Es hat zwar sein Bedenkliches, über ein derartiges Werk nach einem verhältnißmäßig geringen Fragment schon ein wenn auch nur vorläufiges Urtheil fällen zu wollen; ist dem uns vorliegenden ersten Halbband doch selbst die Vorrede nicht beigegeben, sodaß man über Absicht und Zweck des Verfassers und über die Art, in welcher derselbe seine Aufgabe erfaßt, völlig im Dunkeln bleibt. Wenn wir dennoch gleich nach dem Erscheinen dieses ersten Bruchstücks an dieser Stelle von dem Janssen'schen Werke eingehender sprechen, so liegt der Grund davon zunächst in dem lebhaften Interesse, welches der Gegenstand, um den es sich handelt, bei uns wie bei einem jeden Geschichtsfreunde erwecken muß; dann aber darin, daß wir schon aus dem Wenigen, was uns von dieser neuen Geschichte des deutschen Volks bisher bekannt geworden ist, auf die Eigenart und die Bedeutung desselben schließen zu müssen glauben.

Schon daß Johannes Janssen sein Werk als eine „Geschichte des deutschen Volks" bezeichnet, läßt annehmen,

c.

daß es ihm weniger um die äußerliche Entwickelung und die politische Gestaltung der als Deutschland bezeichneten Staatengruppe als vielmehr darum zu thun ist, ein Bild von der allmählichen Umwandlung zu geben, welche die geistigen, sittlichen und gemüthlichen, die literarischen und wissenschaftlichen Zustände des deutschen Volks unter dem Einfluß der religiösen und politischen Veränderungen durchzumachen gehabt haben. Diese Annahme, daß es sich in dem vorliegenden Werke vornehmlich um eine Culturgeschichte des deutschen Volks handelt, findet durch das uns in dem bisher erschienenen Halbband Gebotene seine vollste Bestätigung. Derselbe beschäftigt sich ausschließlich mit „Deutschlands geistigen Zuständen am Ausgang des Mittelalters". Nach einer kurzen Einleitung, in welcher versucht wird den Nachweis dafür zu führen, daß das deutsche Volk sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, im Gegensatz zu der funfzig Jahre lang herrschenden Zersetzung der religiös-sittlichen und staatlichen Zustände, auf dem Gebiete des Unterrichts und der Wissenschaft in einer erfreulichen, neuen und gesunden Entwickelung befunden habe, werden uns in zwei Büchern zuerst „Volksunterricht und Wissenschaft" und dann „Kunst und Volksleben" geschildert. Das Bild, welches vor uns entrollt wird, ist farbenreich und lebensvoll: der Verfasser beherrscht in ungewöhnlichem Maße die gesammte, weitzerstreute einschlagende Literatur; auch ungedruckte Quellen, wie z. B. eine 1507 verfaßte Schrift Jakob Wimpheling's über die geistigen Zustände Deutschlands, das Fragment einer Schrift von J. Trithemius: „Ueber die wahre Art des Studiums", und handschriftliche Sammlungen zur Geschichte des niederrheinischen Schulwesens, hat er benutzen können; mit Geschick führt er häufig die Quellen selbstredend ein, und die aus solchen Citaten und den Quellen zusammengefügte Mosaik versetzt den Leser in die geschilderte Zeit und deren Fühlen und Denken.

Ausgehend von der tiefeingreifenden Umwälzung, welche durch die Verbreitung des Buchdrucks in dem gesammten geistigen Leben der Nation hervorgerufen wurde, schildert Janssen zunächst den Zustand der niedern Schulen und die Art, wie damals von seiten der Kirche für die religiöse Unterweisung des Volks gesorgt wurde; daran reiht sich eine Charakteristik der gelehrten Mittelschulen und des ältern deutschen Humanismus, wie ihn Agricola repräsentirt; namentlich wird auch Jakob Wimpheling, „der Erzieher Deutschlands", eingehend geschildert und der durch epochemachende pädagogische Schriften geübte vielseitige Einfluß dieses trefflichen Mannes nachdrücklich betont. Der vierte Abschnitt des ersten Buchs behandelt dann die Universitäten und andern Culturstätten: auf die Geschichte und die Zustände der einzelnen Hochschulen wird des Nähern eingegangen, und wir erhalten dabei eine ganze Reihe knapp umrissene, aber treffende und lebensfrische Porträts der akademischen und wissenschaftlichen Größen jener Zeit; so werden uns Johann Reuchlin, der Schöpfer der hebräischen Sprachwissenschaft, Johann Trithemius, der größte Polyhistor des 15. Jahrhunderts, Ulrich Zasius, der durch seine Lehrthätigkeit zu Freiburg im Breisgau zum Reformator der Jurisprudenz wurde, u. a. m. in wohlgelungenen Bildern vorgeführt. Die Bedeutung Nürnbergs zu Ausgang des 15. Jahrhunderts als einer Culturstätte ersten Ranges findet ebenso wie die Wiens und das persönliche Verdienst des angeregten und anregenden Kaisers Maximilian die gebührende Würdigung. In ähnlicher Weise werden darauf in dem zweiten Buche Kunst und Volksleben in ihrer Entwickelung und in ihrer Wechselwirkung aufeinander geschildert: Baukunst, Bildnerei und Malerei, Holzschnitt und Kupferstich sind gleich eingehend, gleich kenntnißreich und gleich geschmackvoll behandelt. Der Abschnitt über das Volksleben im Lichte der bildenden Kunst sucht an einer Reihe von geschickt gewählten Beispielen darzuthun, wie sich Leben und Treiben, Arbeit und Erholung des Volks in jener Zeit in den zeitgenössischen bildlichen Darstellungen ausnehmen; daß der Gegenstand mehr gestreift als irgend erschöpfend behandelt ist, darf nicht befremden. Nach einer Würdigung dessen, was das ausgehende 15. Jahrhundert auf dem Gebiete der Musik geleistet hat, wendet sich die Darstellung in den drei letzten Kapiteln einer allseitigen und geistvollen Darstellung des Einflusses zu, den die Poesie auf die Entwickelung des deutschen Volks, seines Geistes- und Gemüthslebens ausgeübt hat.

Man sieht, von dem, was man sonst in ähnlichen Werken zu suchen und zu finden pflegt, ist in Johannes Janssen's „Geschichte des deutschen Volks" eigentlich nicht die Rede. So sehr das, was uns hier geboten wird, interessirt, ein gewisses Befremden über diesen Eingang eines so groß angelegten Buchs wird, bei aller Befriedigung im einzelnen, der Leser doch nicht unterdrücken können. Und da der Verfasser es verschmäht hat, dem Anfange seines Werks eine über die Anlage und Absicht desselben irgend Aufklärung gewährende Vorrede beizugeben, so ist der Leser darauf angewiesen, sich selbst den Schlüssel zu dem hier vorliegenden Räthsel zu suchen. Wir glauben denselben denn auch gefunden zu haben; ob wir aber das Richtige getroffen haben oder nicht, wird erst nach dem Erscheinen der Fortsetzung des Werks zu entscheiden sein. Irren wir uns nicht, so wird sich Janssen's „Geschichte des deutschen Volks" in ihrem weitern Fortgange als ein Werk enthüllen, bei dem viel Gelehrsamkeit und viel Geschmack im Dienste der ultramontanen Sache die Geschichte vom streng katholischen, vom modern-römischen Standpunkte aus zurechtzumachen bestrebt sind.

Eine solche Vermuthung wird schon durch den Verlag, in dem das Werk erscheint, nahe gelegt. Durch seine Schriften über „Schiller als Historiker", „Zur Genesis der ersten Theilung Polens", „Gustav Adolf in Deutschland" u. a. m. ist Johannes Janssen, der Vertreter der katholischen Geschichte an dem Gymnasium zu Frankfurt a. M., als ein Katholik der strengsten Observanz bekannt; daß er sich mit der neuesten Entwickelung der deutschen Dinge nicht in Einklang befindet, muß man aus seiner Biographie Böhmer's und den in derselben gethanen Aeußerungen abnehmen; seine Zugehörigkeit zu der Centrumsfraction des Deutschen Reichstags tilgt jeden etwa noch übrigbleibenden Zweifel. Im Hinblick auf diese Thatsachen waren wir, offen gestanden, fast überrascht, in dem vorliegenden Werke eine gewisse kühle Unparteilichkeit zur Schau getragen, jedenfalls den kirchlichen Standpunkt des Autors so gar nicht betont zu finden. Jetzt vermuthen wir indeß, daß der Verfasser dieser deutschen Geschichte durch eine

geschickte Gruppirung und klug berechnete Beleuchtung derselben ohne besonders sichtbare Mittel seinen Zweck erreichen, ohne besondere polemische Auseinandersetzungen seine Leser zu der Ueberzeugung bringen will, daß die Reformation an allem später über Deutschland hereingebrochenen Unheil schuld sei, und daß die Entwickelung des deutschen Volkslebens unter der fortdauernden Herrschaft der alleinseligmachenden Kirche alle nationalen Hoffnungen erfüllt haben würde.

So richtig nämlich und so anschaulich das durch Janssen von den geistigen Zuständen Deutschlands zu Ausgang des Mittelalters entworfene Bild im einzelnen ist, so wenig treffend will es uns in seiner Totalität erscheinen. Mit außerordentlichem Geschick werden alle lichten Partien herausgehoben und nachdrücklich zur Geltung gebracht; alles Trübe und Dunkle wird verschwiegen, sodaß der Laie annehmen muß, es habe in den Zuständen jener Zeit eben nur Licht und gar keinen Schatten gegeben. Wir sind weit entfernt, den Verdiensten des Cardinals Nikolaus von Cusa zu nahe zu treten: aber daß in ihm der Reformator erstanden wäre, den das tief kranke Geistes- und Kirchenleben Deutschlands damals zu seiner Erlösung und Neugestaltung nöthig hatte, wie Janssen meint, möchte wol schwer zu beweisen sein. Daß innerhalb der katholischen Kirche jener Zeit die Männer nicht gänzlich fehlten, welche den Werth eines ordentlichen Jugendunterrichts erkannten und sich um die Einrichtung eines solchen hohe Verdienste erworben haben, soll nicht geleugnet werden; aber Janssen hat es unterlassen, auch die entgegengesetzte Richtung zu zeichnen, und diese war doch eigentlich die herrschende. Daß es hier und da mit der Seelsorge und der kirchlichen Unterweisung der Laien ehrlich gemeint und ernstlich genommen wurde, mag zugegeben werden; aber von den breiten und tiefen Schatten, welche diesen vereinzelten Lichtpunkten gegenüberstehen, nimmt unser Geschichtschreiber des deutschen Volks auch nicht mit einem einzigen Worte Notiz! Zur Begründung dieser Polemik und um zu zeigen, wie sich der Standpunkt und die Tendenz des Verfassers bei aller kühlen Selbstbeherrschung und absichtlich geltend gemachten Sachlichkeit zuweilen denn doch vordrängen („weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über", heißt es ja in der Schrift), heben wir noch ein paar Einzelheiten heraus. Ob in dem deutschen Humanismus wirklich so scharf, wie es Janssen thut, eine ältere, mit der Kirche in Frieden lebende, und eine jüngere, bewußt und absichtlich kirchenfeindliche Richtung zu unterscheiden seien, wollen wir hier dahingestellt sein lassen. Aber was soll man dazu sagen, wenn alles Ernstes behauptet wird, die „wunderbare Entfaltung des geistigen Lebens jener Zeit sei nur möglich gewesen durch die alle Gemüther beherrschende Lehre der Kirche von den guten Werken"; wenn ferner (wohin der versteckte Hieb zielt, ist ja klar) als Thatsache ausgesprochen wird, die Blüte der Lehranstalten und Universitäten jener Zeit sei daraus hervorgegangen, daß dieselben sich unabhängig voneinander und unabhängig von den Regierungen in regem, fruchtbarem Wetteifer entwickelt hätten, und daß diese Entwickelung so lange gedauert habe, „bis sie ihrer Grundlage, der Unterrichtsfreiheit, beraubt wurden"? Daß die Unterrichtsfreiheit durch den Protestantismus aus der Welt geschafft ist, werden wir ohne Frage bald von Janssen lernen! Denn wo die Pointe liegt, auf welche alles angelegt ist, kann dem vollends nicht zweifelhaft sein, der den Schluß des ersten Halbbandes mit Aufmerksamkeit liest. Nachdem in energischer Schönfärberei von den geistigen Zuständen beim Ausgange des Mittelalters ein Bild entworfen ist, das jedem die Meinung beibringen muß, in Wissenschaft, Kunst und Literatur hat Deutschland weder vorher noch nachher eine so glänzende und glückliche, eine so ganz und voll befriedigende Zeit durchlebt wie jene, sodaß das deutsche Volk damals die geistige Vorherrschaft in Europa zu gewinnen im Begriff gewesen sei, wird — es kommt einem wie ein Schlußtableau bei bengalischer Beleuchtung vor — das Bild ergänzt und abgeschlossen durch die natürlich ohne jeden Beweis hingestellte Behauptung, das deutsche Volk sei gleichzeitig auch das bürgerlich freieste und stolz und eifersüchtig auf seine Freiheit gewesen; dasselbe wird ferner als das wohlhabendste Volk gepriesen, als tüchtig in den Werken des Friedens wie im Kriege.

Wer mit den Zuständen, wie sie zu Ausgang des 15. Jahrhunderts in Deutschland herrschten, genauer bekannt ist, wird erkennen, daß zwar die hier vorgebrachten einzelnen Thatsachen richtig, die daraus für die Allgemeinheit gezogenen Folgerungen aber durchaus unrichtig sind. Wenn aber ein Historiker nur die lichten Punkte herausgreift, die breiten, dunkeln Schatten, welche fast die ganze von ihm zu überschauende Fläche bedecken, ignorirt und als ob sie nicht vorhanden wären beiseite läßt, so kann man doch nicht umhin anzunehmen, daß er dabei eine bestimmte Absicht hat, daß er durch diese unrichtige, künstlich gemachte, aber durchaus widernatürliche Vertheilung von Licht und Schatten einen ganz bestimmten Effect erreichen, ein später vorzubringendes Moment in die erforderliche Beleuchtung setzen will. Liest man dann Stellen wie die oben ausgehobenen oder andere, in denen z. B. behauptet wird, daß die Universitäten ihrem eigentlichen Wesen und ihrem höchsten Beruf nur unter der Alleinherrschaft des Katholicismus hätten treu bleiben können, daß sie nach dem Auftreten der neuen Lehre durch gewaltsame Mittel für diese gewonnen und, ihrer ursprünglichen Bestimmung entrückt und ihrer Freiheit beraubt, zu bloßen Staatsanstalten herabgesunken seien, so muß man auf die Vermuthung kommen, es solle diese glänzende Schilderung der Herrlichkeit Deutschlands zu Ende des Mittelalters nur als der lichte Hintergrund dienen, von dem sich weiterhin das Auftreten Luther's, die Reformation und alles, was mit dieser zusammenhängt, in ihrer ganzen Dunkelheit und Verwerflichkeit zum Abschen für alle frommen Katholiken abheben sollen.

Der Fortgang von Janssen's Werk wird uns ja hoffentlich bald lehren, ob wir richtig vermuthet haben oder nicht; jedenfalls werden wir dann auf die Sache zurückkommen.

Hans Prutz.

Sechs neue Erzählungen.

1. Schuld und Sühne. Roman von F. Martini. Aus dem Italienischen übersetzt von Wilhelmine Furchheim. Wien, Hartleben. 1876. 8. 2 M. 25 Pf.

Unter den neuen Romanen, die heute zur Besprechung vorliegen, befindet sich einer, von dem nach unserm Urtheil Kritiker sowol wie Erzähler mancherlei lernen können. Leider ist es ein ausländischer Roman, dem wir dies Lob ertheilen müssen, und obendrein als Dichtwerk keineswegs ersten Ranges. Er hat weiter gar keinen Vorzug, als daß er ganz ausgezeichnet erzählt ist, aber das will auch etwas heißen. Dieser Bericht soll, indem wir über die sechs neuen Erzählungen referiren, hin und wieder auf die Kunst der Erzählung ein Schlaglicht werfen, und insofern mag er wol als ein Beitrag zur Technik des Romans bezeichnet werden. Nicht als ob sich auf diesem Gebiete etwas eigentlich Neues entdecken ließe; es ist das alles schon viele male gesagt und nachgesagt worden, und unserm Publikum — Dichtern wie Lesern — sind goldene Worte darüber geläufig. Jeder weiß: „es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor", aber die Anwendung dieses Satzes in unserer Romanliteratur befriedigt nicht, und immer von neuem entsteht die Frage: wie macht man es nur, gut zu erzählen?

Martini's Roman „Schuld und Sühne" spielt in einer recht lockern Gesellschaft und verleugnet durchaus nicht, daß er ein Landsmann der „Novelle galanti" und des „Decamerone" ist. Man kann nicht gerade sagen, daß ihm die Lüsternheit zum Aushängeschild diene, aber als ein Lebenselement des Südländers spielt sie ganz vergnüglich und unschuldig mit hinein. Daher hat er schon den Reiz des Pikanten für sich, und dieser wird unterstützt durch die natürliche Grazie des Vortrags und auch mitunter, wo der hübsche Körper der Erzählung an einem kleinen Naturfehler leidet, durch die artigsten Künste der Toilette. Zu loben ist das gewiß nicht, aber wenn einer, oder mehr als einer, an dem Buche „ein groß Plaisir" findet, so ist er wenigstens vor dem Richterstuhle der Aesthetik einigermaßen entschuldigt.

Nach dieser Einleitung wird man sich vielleicht wundern, daß die Geschichte, die wir dem Dichter nacherzählen wollen, einen ziemlich ernsthaften Verlauf nimmt. Man kann ja aber auch einen Leichenzug recht bunt und heiter herausputzen, und bekanntlich thun das die Italiener. Unser Dichter fühlt sich keineswegs solidarisch mit seinen Geschöpfen, er hat vielmehr eine Ader vom Naturforscher in sich, und mit behaglicher Freude beobachtet er, wie die lebenden Wesen um ihn her so zweckmäßig sich bewegen, für ihren Lebensgenuß kämpfen oder für ihre Ideen ins Grab steigen. Ob sie triumphiren oder untergehen, ist ihm ziemlich gleichgültig, es ändert das nichts an dem sonnigen Colorit seiner Schilderungen.

Der Conte Emilio di San-Vittore, ein vollkommener Edelmann, findet, daß es nun an der Zeit sei, seinen alten untadeligen Stammbaum um einige legitime Sprossen zu vermehren. Als reicher Mann hat er seine Jugend mit Turf und Sport von allen Arten zugebracht, und es fällt ihm gar nicht ein, darin für die Zukunft etwas ändern zu wollen. Um so weniger hat er den Antrieb, sich viel um die Wahl seiner Gattin zu bekümmern; er legt die Angelegenheit in die Hände seines alten Oheims.

Der Marchese Varalli ist nicht eben eine liebenswürdige Erscheinung, ein Siebziger, im Besitz der allerlockersten Grundsätze, ausgestattet mit einer fast naiven Gesundheit und einem unzerstörbaren Egoismus. Er gehört zu jener kosmopolitischen Rasse, die das Pflaster aller Hauptstädte getreten hat, in die Verhältnisse unzähliger Actricen eingeweiht ist und sich eine Beschäftigung daraus macht, junge Leute in dem gleichen Fahrwasser zurechtzuweisen. Aber der Marchese hat für seine Person doch auch eine vortreffliche Eigenschaft, die mit vielem aussöhnt: er ist durchaus nicht blasirt, das Leben gefällt ihm wie es ist, und seinem Arzte hat er mit höflicher Strenge verboten, ihn jemals auf sein Lebensende vorzubereiten. Das ist eine gelungene Figur, und wenn Martini mehr Tiefe der Empfindung besäße, so hätte er hier einen unvergänglichen Typus schaffen können, zu dem die Menschen in ihren Nöthen häufig wallfahren würden. Es ist eine Natur, die keine Illusionen hat und keine braucht um sich wohl zu fühlen — beneidenswerthes Los!

Hören wir nun, wie sich Onkel und Neffe über die Brautwahl unterhalten:

„Ihr wollt eine Gattin, die schön und geistreich sei. Wollt Ihr offenes Haus haben, so ist das unumgänglich nothwendig. Was den Reichthum anbelangt. . . ." — „Daran liegt mir wenig." — „Ihr seid reich genug für beide. Soweit geht alles glatt ab." — „Also Sie werden daran denken." — „Ah, nur langsam voran!" — „Was gibt es noch?" — „Wollt Ihr eine Ehe nach der neuen oder alten Manier?" — „Ich verstehe Sie nicht", antwortete der Conte nach einer kurzen Pause mit leichtem Lächeln. „Also: Ihr wißt, daß ich kein Kind des 19. glorreichen Jahrhunderts bin . . . ich wurde im Jahre des Heils 1791 geboren, und mein Vater war damals so alt wie ich jetzt bin. Ja wohl! haben sich die Zeiten geschlimmert! . . . Basta, fort mit der Melancholie. Ich bin also aus dem vorigen Jahrhundert. Und ich kann sagen, daß ich trotz der Revolutionen bis zum Jahre 1830, kurz, meine ganze Jugendzeit hindurch, gelebt habe, wie wenn ich unter der régence lebte." — „Entschuldigen Sie, Onkel, ich habe nicht die Absicht . . ." — „Ihr jungen Männer folgt der Mode, und alles nennt heute die Gesellschaft von ehemals verdorben. Wißt also, daß sie genau dasselbe war, was sie heutzutage ist. Nur daß ihr mit unerhörter Heuchelei Ansprüche an puritanische Sittenreinheit macht. Die Sitten haben sich nicht verändert, nur nennt ihr das Schuld, was wir früher etwas heiterer Galanterie nannten. Es ist eine Frage über die Form, ich muß aber wissen wie Ihr darüber denkt, denn davon hängt die Wahl einer passenden Gattin ab. Um mich kurz zu fassen: daß Ihr mit 32 Jahren und nach dem Leben, das Ihr bisjetzt geführt habt, ein wirklicher Ehemann werden wollt, das glaube ich nicht; also eins oder das andere: entweder Ihr wollt eine Frau, mit der Ihr vom ersten Tage an frei heraussprechen könnt, die nicht ganz ohne Weltkenntniß ist — dann wählt ein Mädchen, das schon seit einigen Jahren in die Geheimnisse der Gesellschaft eingeweiht ist . . . oder Ihr wollt eine aufrichtige Gattin haben, die Euch treu bleibt, so lange sie nicht selbst ein wenig Erfahrung hat, — in diesem Falle wählt ein Mädchen, das eben erst das Kloster verlassen hat. Ihr könnt dann mit ihr aufs Land gehen, ihr helfen die Kinder waschen und eine Zeit lang ganz ruhig leben. Von Euch hängt die Wahl ab. Ihr braucht blos den Mund aufzumachen, und ich werde Eure Befehle ausführen und das Individuum finden, sobald Ihr mir die Klasse andeutet, zu der es gehören soll." — „Nun denn . . ." erwiderte der

Conte zögernd. „Ich verstehe", unterbrach ihn der andere sogleich mit boshaftem Lächeln. „Ihr wollt die Unschuldige, Ihr seid ein Heuchler wie alle andern." — „Onkel ..." — „Ja ... und ein Leichtgläubiger. Ihr wählt diese, weil Ihr Euch wie alle andern einbildet, sie werde sich hintergehen lassen, ohne es Euch zu vergelten. Schon gut. Sie ist gefunden." — „Darf man wissen? ..." — „Sie ist sehr schön. Mir zwar gefällt sie nicht, aber für den heutigen Geschmack ist sie wie geschaffen: schlank, klein, sehr elegant. Wenig Vermögen ... das ist ja aber kein Fehler ... Waise ... das ist ein großer Vorzug." — „Sie kennen sie?" — „Ich? ich habe sie öfter bei ihrem Vormund, dem Duca Esmeraldi, gesehen." — „Sie heißt?" — „Alessandra. Ihr könnt sie Alessandrina, Sandrina, Rina nennen, wie Ihr wollt. Ich glaube es wird keinerlei Schwierigkeiten geben." — „Und ihre Familie?" — „Von hoher Abkunft; wahre toscanische Aristokraten, mein Verehrter; großer Name und wenig Geld." — „Wohlan ... ich wünsche sie zu sehen." — „Gut, morgen um 7 Uhr auf dem Platz der Cascinen. Ich werde mit dem Duca und seiner Pflegebefohlenen im Wagen sein. Seht sie Euch genau an; oder kommt lieber an den Wagen und sprecht mit ihr. Denkt morgen darüber nach, entschließt Euch bis Abends, und übermorgen erwarte ich Euch zum Frühstück."

Man wird gestehen müssen, das ist gut geschrieben. Naturwahrer, lebendiger kann kaum ein Gespräch gedacht werden; es erinnert an die besten Stellen der George Sand. Im Sturmschritt des feurigen Südländers eilt es dahin, und doch wie energisch sind die einzelnen Momente hervorgehoben! Der Graf sagt wenig, ihm ist doch nicht ganz wohl bei der Sache zu Muthe, aber er mag sagen was er will, immer ist der Alte sofort bei der Hand, und in einer halben Stunde ist die Sache abgemacht. Dennoch hält der Dichter die Zügel fest, nichts wird übereilt; die kleinen Details in Tonfall und Periodenwechsel, wie das Gespräch sie mit sich bringt, werden mit minutiöser Treue photographirt; wo nur eine Gelegenheit schimmert, nebenher noch einen charakteristischen Strich zu thun, wird sie sicher benutzt. So steht kein Wort müßig, kurz man empfindet, daß der Dichter ganz und voll bei der Sache gewesen ist. Das aber ist das größte Geheimniß der Erzählungskunst; es liegt auf der Hand, es steht in tausend guten Büchern, vor allem ist es in jedem echten Dichtwerk zu lesen — leider scheint es trotzdem, daß manche Leute glauben, man könne einen Roman im Schlafe schreiben.

Indessen bleiben wir bei unserm Italiener. Die junge Dame, welche der Marchese seinem Neffen vorgeschlagen hat, entspricht doch nicht völlig seiner Beschreibung, und er selber ist der erste, das einzusehen. Als Brautwerber hat er sich für einen Nachmittag — denselben, an dem Emilio sie im Wagen bei den Cascinen kennen lernte — mit ihr beschäftigt und mismuthig bemerkt, daß er es hier mit einer räthselhaften Species zu thun hat, aus welcher er trotz aller seiner Lebensweisheit nicht recht klug werden kann. Dieser ärgerliche Humor überträgt sich auch auf das Gespräch, das er andern Morgens mit seinem Neffen beim verabredeten Frühstück führt:

„Nun?" fragte der Marchese.... „Nun, sie gefällt mir!" — „Wirklich?" — „Wirklich." — „Mir nicht." — „Wie so? ..." — „Das thut nichts, Euch gefällt sie...." — „Sie haben mir sie ja vorgeschlagen...." — „Weil diese Mumie von Duca sie mir proponirt hatte ... mir gesagt, sie komme eben aus dem Kloster...." — „Ist dem nicht so?" — „Sehr wohl, es muß aber eine Militärschule gewesen sein, dieses Kloster." — „Ich verstehe Sie nicht, Onkel." — „Das ist doch nicht so schwer, mein Lieber; das Mädchen taugt nicht für Euch. Sie gehört in keine der beiden Klassen, die wir vorgestern durchmustert haben. Sie ist nicht ein Weib, das sich eine Beleidigung ruhig gefallen ließe, oder sich dafür auf andere Art entschädigte. Sie hat ihre eigenen Ideen, und wenn ihr auch die Erfahrung noch mangelt, so hat sie doch den festen Willen sie zu erwerben, und die Kraft, sie sich ohne Reue zu erwerben. Wenn Ihr eine Gattin haben wollt, die stillschweigend den Willen ihres Gemahls erfüllen und mit Gleichmuth seine Untreue ertragen soll, so ist dieses Mädchen, ich sage es, nicht für Euch. Zu meiner Zeit gab es gar keine solchen Mädchen. Die Sachen scheinen heutzutage verändert; es bleibt dabei, Rina paßt nicht für Euch. Oder wenn Ihr lieber wollt, Ihr paßt nicht für sie."

Der Graf heirathet Rina trotzdem, wie zu erwarten. So sind denn zwei Personen miteinander verbunden, deren Verhältniß — wenn anders der Marchese richtig gesehen hat — schon den Keim einer gewaltsamen Entwickelung in sich trägt. Wir haben also ein wirkliches Romanthema, d. h. ein psychologisches Problem, das der Lösung bedürftig und dessen Lösung interessant ist. Es ist bekannt genug, daß ein Stoff von solcher Beschaffenheit die erste Voraussetzung ist, ohne welche niemand daran denken kann, einen Roman zu schreiben; man kann ihn gewissermaßen als das Grundkapital bezeichnen, mit dem der Dichter zu wuchern hat. Leider — wir werden unten noch Beispiele anzuführen haben — gibt es aber wiederum Leute und darunter ziemlich namhafte Erzähler, die da meinen, man könne einen Roman auch wol aus der Luft greifen.

Martini ist nicht dieser Ansicht. Er hat mit wahrer künstlerischer Beharrlichkeit alles gethan, um die Charakterverschiedenheit der jungen Eheleute so grell wie möglich zu machen. Den Grafen kennen wir nun schon einigermaßen. Er ist nicht ohne gute und vornehme Anlagen, ist aber gedankenlos und steckt voll schlechter Gewohnheiten. Vielleicht würde er im Unglück große Eigenschaften entwickeln, im Glück und Wohlleben hat er sich gehen lassen. Rina aber entspricht nur zu vollkommen dem Mistrauen, das der Marchese in ihre Fähigkeit zur Weltdame und zur Gattin seines Neffen gesetzt hat. Mit den zartesten und liebenswürdigsten Zügen verbindet sie eine grundwahre Natur und einen schonungslos beobachtenden Blick, und was das Schlimmste ist, sie hat den Grafen mit der naiven Absicht geheirathet, ihn dauernd zu fesseln und zu bessern. Die Folge davon ist, daß die Gatten schon vom ersten Abend ab getrennt sind; der Graf begibt sich wieder auf die Wege, die er noch nicht verlernt hat, und Rina verbringt ihre Stunden, indem sie mit Onkel Baralli — Ecarté spielt.

Und nun ist es an der Zeit, daß der vierte Agonist hervortritt, der durch die Anlage des Stoffs nothwendig gefordert wird. Auch er könnte nicht zweckentsprechender erfunden sein, wenn er überhaupt erfunden wäre. Aber wenn irgendwo, so zeigt es sich hier, daß Martini nicht ein Romanfabrikant ist, der combinirt, sondern ein Dichter, dem seine Vorstellungen aus innerer Nothwendigkeit zufließen. Man setze sich einmal an des Dichters Stelle und überlege, wem man die Aufgabe, das Band zwischen dem Grafen und seiner jungen Frau zu trennen, zuweisen würde. Auf vielerlei kann man verfallen, aber schwerlich wird einer den Charakter errathen, den Martini dazu gebraucht hat. Es ist das ein Mann, wie es manchen gibt,

und erst im Verlaufe der Entwickelung wird es sich zeigen, daß gerade er hierhin gehörte und kein anderer.

Federigo Ripari ist ein junger Millionär, der auf der ganzen Gotteswelt nichts zu thun hat; er besitzt hübsche Talente in allen Künsten, zeichnet zierliche kleine Bilder, spielt ganz leidlich die Guitarre und macht ohne Prätension allerliebste Verse. Dieser junge Dilettant flanirt eines Abends über den Poggio Imperiale zu Florenz und begegnet einer eleganten Dame, die allein, nur von ihrer Equipage begleitet, langsam spazieren geht. An diesem Abend lief Federigo Ripari aus einem Theater in das andere, um die schöne Unbekannte aufzufinden, freilich umsonst; er erkundigte sich nach ihr bei aller Welt; mit ungewohnter Ausdauer besuchte er von da ab allabendlich den Poggio, und kurze Zeit darauf warf er das erste Veilchenbouquet in Rina's Wagen. Das geschah, nachdem Rina schon ein Jahr lang gewohnt war, ihren Mann nur bei dem täglichen Diner zu sehen — was Wunder, daß sie Federigo nach kurzer Frist einen flüchtigen Gruß, eine minutenlange Zusammenkunft gewährte.

Da haben wir die Requisite des Romans vor uns. Drei Charaktere, die im Begriffe sind, ihre Lage gegeneinander gewaltsam zu verändern, und in dem Marchese einen cynischen Propheten, der mit Geist und Beobachtung den Chorus macht. Das ganze Verdienst des Romans besteht nun darin, daß Martini als ein Dichter, der er ist, diese vier Personen bis auf den Grund ihrer Seele durchschaut, daß sie ihm keine Masken sind, die nur vorgeführt werden, um eine effectvolle Scene zu ermöglichen, keine Mannequins, an denen die Stoffe echt, aber das Herz hölzern ist, sondern daß sie nur um ihrer selbst willen existiren, und daß er sie nicht zu andern Bewegungen zwingt als solchen, welche sie nach ihrer Anlage freiwillig vollziehen. Mit andern Worten: er hat sich ganz still in seinen Stoff versenkt und gelauscht, was ihm dieser befehlen würde, und dieses dann einfach und selbstlos ausgeführt. Das Geheimniß, gut zu erzählen, scheint sich uns förmlich aufdrängen zu wollen.

Der weitere Verlauf der Geschichte ergibt sich hiernach von selbst; er ist nichts als die folgerichtige Durcharbeitung des Themas. Der Graf erfährt eines Tags zu seiner großen Ueberraschung, daß seine Gattin nicht überall derselben Gleichgültigkeit begegnet wie bei ihm. Mit der Eifersucht erwacht plötzlich eine Leidenschaft in ihm, der er nur allzu rasch Gehör verschaffen möchte. So kommt es zu einer höchst bedeutenden Scene zwischen den Gatten. Wir können dieselbe nicht mittheilen, da sie trotz aller Delicatesse der Ausführung die Grenze des bei uns herkömmlich Erlaubten überschreitet. Beim Morgengrauen hat sich der Graf in wilder Aufregung in sein Zimmer verschlossen, und Rina verläßt den Palast, um sich dem Schutze eines andern Mannes anzuvertrauen. Es ist nicht der Marchese, zu dem sie sich flüchtet; die Thür, an der sie geklingelt hat, öffnet Federigo.

Wer einige Einsicht in das Geheimniß dichterischen Schaffens besitzt, den durchzuckt es in diesem Moment. Es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß hier der Punkt ist, wo der Dichter seinen Federigo concipirte. Solange er mit seinen Gedanken noch vor der Katastrophe verweilte, war ihm Federigo natürlich nichts als der Liebhaber schlechthin; es war eben der Mann, in den sich Rina verlieben, auf den der Graf eifersüchtig werden mußte, gleichgültig wie er im übrigen aussah. Sobald aber Rina an die Thür dieses Mannes pocht, steht mit einem male eine ganze Gestalt, eine bestimmte Physiognomie vor des Dichters Seele. „Schuld und Sühne" heißt der Roman; die Schuld ist nun begangen, ein düsteres Schicksal hängt über den Häuptern der Schuldigen. Da sah der Dichter plötzlich mit genialem Blick einen jungen Menschen vor sich, dessen feuchte schwärmerische Augen, dessen rosiger Teint, dessen lächelnde Lippen ihm sagten: wir werden Rina verrathen.

Federigo ist kein Don Juan, bewahre! Er steht noch im Anfange der Zwanziger und ist gar nicht besonders erfahren in galanten Abenteuern. Er hat noch die Marotte einer ewigen Liebe im Kopfe, und vorläufig liebt er Rina sogar mit einem Anfluge von Leidenschaft. Aber wir haben schon gesagt, daß er auch in allen Künsten bewandert ist und keine der Musen ihn dauernd zu fesseln vermochte. Er hat sich eben schon gewöhnt, bald aus diesem, bald aus jenem Kelche zu nippen. Und so dilettirt er auch in der Liebe, er wird, ganz langsam aber ebenso sicher, Rina's überdrüßig.

Damit haben wir den Roman eigentlich erschöpft, denn der Rest versteht sich von selbst. Die arme Rina ist nicht so wandelbar in ihren Neigungen wie Federigo; er ist ihre erste und einzige Liebe gewesen, und seine Untreue bricht ihr endlich das Herz. Die kleinen Wandlungen dieser Leidensgeschichte, die mit echter Empfindung geschrieben sind, wollen wir übergehen. Und wenn wir uns nun nach dem Conte Emilio umsehen, so müssen wir diesen unter den Fichten seines einsamen Landgutes aufsuchen, wohin er sich seit dem Tage von Rina's Flucht einsiedlerisch zurückgezogen hat. Als ihn der Marchese dort nach anderthalb Jahren besucht, findet er zu seinem höchsten Misvergnügen, daß der Neffe täglich ein halbes Dutzend der größten politischen Zeitschriften liest, und daß die Bäume und Sträucher in seinem Parke wie in einem botanischen Garten mit lateinischen Namensschildern versehen sind. Und wieder über einige Jahre muß der Oheim zu seinem noch größern Verdruß vernehmen, daß Emilio Italien verlassen hat und im Auslande das Kind Rina's und Federigo's als seinen Adoptivsohn erzieht.

Es ist schon mehrfach von der Erzählungsgabe Martini's die Rede gewesen. Natürlich erzählt es sich leicht, wenn einer als Dichter an dem unerschöpflichen Borne der Anschauung sitzt. Erst wenn der Dichter einmal von seinem Genius im Stiche gelassen wird, da beginnt die eigentliche Kunst des Erzählers. Da ist er plötzlich nicht besser daran als einer der prosaischen Romanfabrikanten, die sich mit ihm auf eine Stufe zu stellen wagen, und er mag nur die feinsten Kräfte seines Nachdenkens aufbieten, um den Mangel seiner Phantasie mit Anstand zu vertreten. Auch davon hat Martini ein Beispiel gegeben.

Er leitet die Geschichte, die wir eben skizzirt haben, damit ein, daß er eines Tags auf der Reise an der Wirthstafel zu Airolo Zeuge einer aufregenden Scene geworden sei. Unter den anwesenden Gästen fand er unerwarteterweise Federigo Ripari, seinen alten Schulfreund, den er lange aus dem Gesichte verloren hatte. Ripari, jetzt ein

Dreißiger, sitzt neben seiner jungen Frau, einer ausgezeichneten Schönheit, aber ohne irgendeine Rücksicht auf sie zu nehmen; er beobachtet vielmehr mit beleidigender Schärfe einen andern Tischgast. Diese vornehme Mannsgestalt, die mit vollkommener Unbefangenheit jene Beobachtungen über sich ergehen ließ, war der Graf von San-Vittore. Lassen wir nun dem Erzähler das Wort; nur die Vorbemerkung sei noch erlaubt, daß er mit einem Vetter des Grafen, Paolo, zusammengetroffen ist, der ihm späterhin die ganze uns bekannte Geschichte erzählte:

Nach und nach standen die Gäste auf und verloren sich. Ich wollte ihnen folgen. Paolo bat mich durch ein Zeichen, zu bleiben. Der Conte erhob sich und stellte sich vor den Kamin, in dem die letzten Reste eines großen Feuers leise knisterten. Federigo blieb auf seinem Platze dem Conte gegenüber. Ich weiß nicht, was auffallender war, das hartnäckige beharrliche Anschauen des einen oder die Fähigkeit des andern, diesem Blicke auszuweichen. Niemand sprach. Mich durchzog eine unheimliche Ahnung. Noch einmal wollte ich mich entfernen, aber Paolo hielt mich mit dem Blicke zurück. Der Conte zog aus einem Etui von russischem Leder eine Manila heraus und ging auf den Tisch zu, auf dem eine brennende Kerze stand. Kaum hatte Federigo diese Bewegung des Conte gesehen, als er ihm mit rascher Geberde zuvorkam, das Licht ergriff, eine Cigarre anzündete und dann den Leuchter behutsam wieder auf den Tisch stellte und das Licht auslöschte. Hierauf schaute er den Conte scharf an, als erwartete er eine Bemerkung ... was weiß ich? ... irgendein Wort, um anzubinden mit ihm. Der Conte aber, als ob Federigo seine Absicht misverstanden hätte, nahm ein Messer vom Tische, schnitt die Spitze seiner Manila weg, zündete sie mit einem Streichhölzchen, das er aus einem silbernen Büchschen nahm, an, und kehrte an den Kamin zurück. Federigo haßte den Conte, das war deutlich zu sehen, und suchte nach einem Vorwande zum Streit, den jener vermeiden wollte; weshalb? Während ich so nachdachte, hatte sich der Graf an ein rundes Tischchen auf der einen Seite des Kamins gesetzt. Dort lag eine Nummer der „Gazetta Ticinese“; er hatte sie kaum berührt, als auch Federigo seine Hand schon darauf legte. Hatte er die Absicht, sie den Händen des Conte zu entreißen? Wer weiß! Dieser ließ es ruhig geschehen, als ob er die Zeitung gar nicht angerührt hätte, und begann in ein kleines Taschenbuch zu schreiben, das er aus der Tasche gezogen hatte. Federigo hatte nicht eher die Zeitung in der Hand, als er sie auch schon von sich warf.*) Der Conte fuhr fort zu schreiben, ohne davon Notiz zu nehmen.... Als der Conte mit Schreiben fertig war, ging er auf die Thür zu, mit der deutlichen Absicht, das Zimmer zu verlassen. Die Thür war geschlossen. Federigo stellte sich davor, sodaß es unmöglich war aufzumachen, ohne ihn um Platz zu bitten. Es schien mir unmöglich, daß der Conte jetzt nicht ein Wort an seinen erbitterten Feind richten sollte, und das erste Wort hätte gewiß gleich einem Funken ein großes Feuer angezündet, das nicht mehr zu löschen gewesen wäre. Statt dessen ging der Conte an Federigo vorbei, als ob er nicht von fern daran gedacht hätte, den Saal zu verlassen, und wandte sich nach dem andern Ende desselben. Dort zog er die Klingelschnur; bald darauf hörte man ein Geräusch vor der Thür, und dann wurde die Klinke gedreht. Federigo war genöthigt, bis zum Kamin zurückzutreten, da die Thür sich nach innen öffnete. Der Conte hatte sich von der andern Seite her genähert. Ein Kellner erschien. „Macht Feuer in meinem Zimmer“, befahl der Graf, und zwischen den Kellner und die Thür tretend, verließ er den Saal.

Bald darauf entfernt sich auch Federigo, und der Erzähler hört ihn nach einer Weile am Zimmer des Grafen anklopfen.

*) Solche Sprachfehler passiren der Uebersetzerin leider mehrfach, „Gesandtschafter“, „leichte Weiber“ (es sind leichtfertige gemeint) u. dgl. Uebrigens schreibt sie, wie die Proben zeigen, gewandt, feinfühlig und schmiegsam.

Wir denken, das Interesse des Lesers ist gespannt. Und wir wissen doch ungefähr, um was es sich handelt. Was wir aber nicht wissen, soll hier nicht verrathen werden. Man erfährt die Unterhaltung, die der Graf mit Ripari hinter verschlossenen Thüren geführt hat, übrigens erst auf den letzten Blättern der Erzählung, und die Verwirrungen des Romans werden damit vollständig abgewickelt. Uns kommt es hier auf den künstlerischen Zweck dieser Einleitung an.

Ein guter Rahmen hebt ja das Bild; von seinem Golde, von dem zierlichen Schwunge seiner Arabesken scheint etwas auf die Leinwand hinüberzuspielen. Aber für das Bild ist es kein gutes Zeichen, wenn es diese Nachhülfe braucht. So zeugt der Rahmen, in den Martini die einfache Herzensgeschichte Nina's gefaßt hat, gewiß auch nicht für die absolute Vollkommenheit seiner Erzählung.

Wo aber mangelt es da? Wäre ein Dichter großen Stils an diesen Stoff herangetreten, er hätte eben alles gelassen, wie er es fand, und wäre schwerlich darauf verfallen, den Schluß der Erzählung noch durch Anspannung der Neugier zu würzen. Aber ein Dichter von so hohen Gaben würde freilich auch eine Eigenschaft besitzen, die Martini abgeht: eine alles durchdringende Herzenswärme. Ein solcher könnte es wagen, die Geschichte ebenso einfach austönen zu lassen wie etwa die „Wahlverwandtschaften“.

Für Martini dagegen hatte der Stoff hier seine Achillesferse. Er vermag nur eine oberflächliche Betheiligung des Gemüths zu bewirken, seine Stärke besteht mehr in der Beschreibung der Welt in ihrer Breite. Und obendrein kennt er das Publikum, das auf dem Theater, wie wir wissen, Schlußapotheosen und im Roman noch die Auflösung irgendeines Räthsels gegen Ende hin beansprucht. Dies wird die einfache und in der That sehr prosaische Erklärung des Rahmens sein, von dem wir eben gesprochen haben. Seinen Zweck hat er indessen jedenfalls erreicht: wo das Genie des Künstlers nicht ausreichte, ist der Virtuose mit seinen Künsten — gewiß nicht ohne Beifall zu ernten — für ihn eingetreten.

Aber auch bei dieser Gelegenheit hat sich Martini's echtes Talent wenigstens stellenweise bewährt. Wie anschaulich die Schilderung der Wirthsstube, wie geistreich einzelne andere Züge sind, brauchen wir nicht hervorzuheben. Aber für die künstlerische Natur des Verfassers ist es bezeichnend, daß er seine Einleitung wenigstens nebenher noch zur schärfern Charakteristik Ripari's und des Grafen verwendet hat. So tief ist er in den Kern seines Stoffs eingedrungen, daß er trotz der übeln Gewohnheit der Effecthascherei doch am Ende sich nicht herausfinden kann, sondern wohl oder übel genöthigt ist, immer wieder darauf zurückzukommen und der Darstellung seiner dichterischen Idee zu dienen.

2. Helene. Roman von Hans Wachenhusen. Stuttgart, Hallberger. 1876. Gr. 8. 4 M.
3. Diana. Roman von Severus Justus. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1875. 8. 9 M.
4. Johann Elmer. Roman von Karl Schoenburg. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1876. 8. 12 M.

Ueber diese drei Novitäten können wir uns kürzer fassen. Die Vorzüge, die wir soeben der Erzählung

Martini's nachrühmten, sind darin mit vielem Talent vermieden; auf Vorzüge anderer Art, die zum Ersatz dafür dienen könnten, haben die Verfasser Verzicht geleistet. Ein Blick auf die Stoffe und die Vortragsweise der drei Romane wird dieses Urtheil näher erläutern.

Wachenhusen's Gräfin „Helene" (Nr. 2) hatte als junges Mädchen ein intimes Verhältniß mit einem Schurken; sie heirathete darauf einen ehrenwerthen alten Herrn, ihr Liebhaber jedoch verfolgte sie und erschoß den Alten; darauf zahlte sie dem Mörder, um vor ihm sicher zu sein, ein kleines Vermögen aus und gedachte in Zurückgezogenheit frommen Werken zu leben. Allein nach reiflicher Ueberlegung geht sie doch lieber nach Paris, um daselbst das Leben einer eleganten jungen Witwe zu führen. Dort weiß sie lange Zeit nicht, wen sie mehr bevorzugen soll: einen jungen schmächtigen Herzog, oder einen stattlichen Cavalier zwar geringern Titels, aber größern Vermögens. Als schließlich ihre Vorgeschichte an den Tag, ja was der Welt schlimmer erscheint, vor die Schranken des Gerichts gezogen wird, hat von ihren zahllosen Verehrern auch wiederum keiner das Herz, zu ihr zu stehen, und sie vergiftet sich am Ende.

Das ist ja eine trostlose Geschichte! Wer unter dem blauen Himmel mag sich damit befassen! Es ist Wachenhusen auch entfernt nicht zu verdenken, daß er sie so langweilig, gedehnt und stillos erzählt hat, wie es eben jeder thun würde, der keine Lust zu der Sache hat. Nur gleich ein Beispiel aus dem ersten Kapitel. Es sollte dort eigentlich berichtet werden, daß Anatole Montague die Gräfin Helene leidenschaftlich liebt; die Scene ist ihr Empfangssalon, wo er auf sie wartet. Mit leidlicher Routine hat Wachenhusen hier geschildert, wie ihn jeder Gegenstand an ihre Person und an die Gunstbezeugungen, die er genossen hat, erinnert. Nach einer Weile läßt sich die Gräfin entschuldigen, und nun würde Martini oder jeder andere Erzähler, der weiß, was er will, den abgewiesenen Besucher ohne weiteres in seinen Wagen steigen und verdrießlich davonfahren lassen, denn die Aufgabe des Kapitels ist erschöpft. Wachenhusen aber, der eine düstere Vorstellung davon hat, daß er die Oede seines Stoffs mit den Reizen des pariser Lebens aufputzen müsse, schiebt noch die detaillirte Beschreibung einer charmanten kleinen femme de chambre ein, welche die verneinende Antwort überbringt. Man bedenke, dies geschieht im ersten Kapitel, und jeder nachdenkende Leser muß infolge dessen erwarten, daß dieses nette Figürchen noch eine große Rolle in der Erzählung spielen werde, was durchaus nicht der Fall ist. Da ihm nun die Menschen seiner Geschichte nicht gefallen, versucht Wachenhusen sich mit den Gegenständen und Geräthschaften zu befreunden. „Anatole griff nach dem auf einem Guéridon stehenden Hut", oder „Helene vollendete ihre Toilette und stand in reichverziertem isabellfarbigen Promenadenanzug da". Recht schön, wenn Wachenhusen eine Abhandlung über die Bestimmung der Guéridons oder einen Modebericht aufsetzen wollte, aber er hat unvorsichtigerweise die Erwartung erregt, daß er uns einen Roman, das will sagen ein Werk der Seele und des Herzens geben wolle.

Severus Justus' „Diana" (Nr. 3) hat den Vorzug, daß die Anlage des Stoffs nicht von vornherein einer edeln und rührenden Behandlung widerstrebt. Denken wir uns eine schöne geisteskräftige Frau, vermählt mit einem unbedeutenden Manne; er liebt sie, aber sie steht ihm zu hoch, und wenn er in Weinlaune nach Hause kehrt, so verschließt sie sich in ihr Zimmer. Darauf knüpft der Gemahl frühere Fäden wieder an, die bei seiner Hochzeit locker liegen geblieben waren; seine Frau erfährt das durch einen unglücklichen Zufall. Dies ist das Thema der Geschichte. Der Dichter hat nun vor allen Dingen die Aufgabe, sich tief und immer tiefer in die Seele der schwergetroffenen Frau zu versenken. Sie muß ihm bekannt sein bis in alle ihre verborgensten Kräfte, er muß sie vor sich sehen wie eine Wiese, die Blumen treibt und Unkraut, darüber Wolkenschatten hinlaufen, und die heimlichen Wasseradern muß er rauschen hören, und die wärmenden Strahlen der Sonne muß er empfinden, als wenn es sein eigenes Herz wäre. Und dann muß er beobachten, was da hervorwächst, ob es giftige Sumpfpflanzen sind oder liebliche Gräser, oder ob die Wiese langsam verdorrt. Kann er das, dann wird auch die „Diana" ein Dichtwerk. Versagt ihm aber die Anschauung, sodaß er sich auf das Combiniren und Rechnen verlegen muß, so ist es schwer einzusehen, warum er sich einer so hoffnungslosen Aufgabe unterzieht.

Severus Justus hat die Erzählung folgendermaßen fortgeführt. Die junge verwöhnte Frau vergißt ihre Mitschuld, sie fühlt sich verschmäht, empfindet ihre Kette um so härter und sucht sie zu sprengen. Und da ihr nicht gefällt, sich scheiden zu lassen, so verfällt sie schließlich auf den Gedanken, ihren Gemahl zu ermorden. Unmöglich ist dergleichen ja nicht, und es muß auch anerkannt werden, daß der Verfasser sich Mühe gegeben hat, diesen Entschluß begreiflich zu machen. Aber die That ist so ungeheuer, daß vernünftigerweise nur eine Motivirung dafür denkbar ist: die acute Hitze des Affects, die äußerste Erregung der Nothwehr. Das hat Severus Justus aber nicht gewollt; nach ihm hat Diana lange, monatelange Vorbereitungen getroffen; sie hat mit Umsicht alle Verdachtsgründe beseitigt, hat sich unter Schwierigkeiten eine Pistole verschafft und, damit auch gar nichts an dem Gemälde fehle, sogar anatomische Studien zu ihrem Zwecke getrieben:

> In meines Mannes Bibliothek hatte ich Tafeln gesehen, die zu einem naturwissenschaftlichen Werke gehörten und auf denen der menschliche Körper aufs genaueste abgebildet war; ich studirte sie mit einem Eifer, wie kein Mediciner auf der Universität die Knochenlehre; damit der häufige Gebrauch der Blätter nicht auffallen könne, zeichnete ich mir die Gegenden ums Herz durch, die Rippen, das Herz in seiner ganzen Form. Kam Heidelow dann in meine Nähe, so maß ich förmlich an ihm ab, wo sein Herz sitzen müsse, zuletzt wußte ich's auf ein Haar.

Das streift freilich schon hart an die Fabel, aber nehmen wir einmal an, daß es möglich wäre; wir müssen dann dem Dichter überlassen, es wahrscheinlich zu machen. Er hat nur die Wahl, ob er Diana als wahnsinnig, oder ob er sie als ein Monstrum, als eine psychische Abnormität schildern will. Das erstere will er nicht, und mit Recht; das letztere kann er ja versuchen; bestenfalls wird die Schilderung solch eines menschlichen Ungeheuers denselben Werth beanspruchen dürfen wie in der bildenden

Kunst ein vorzüglich gemeißelter Lindwurm. Lüstet ihn danach, wohlan, dann aber auch Courage! Dann Aug' in Auge gesehen der Bestie! Und dann um alles in der Welt ein bischen Consequenz im Menschenfressen!

Das hat nun Severus Justus, dem „Gerechten und Gestrengen", wiederum nicht gepaßt; sein Ungeheuer ermordet zwar zunächst den Gemahl; darauf aber verheirathet es sich zum zweiten mal und lebt mit diesem Manne in einer ganz harmlosen und gemüthvollen Ehe, nur daß sich zuweilen das Gewissen regt und ihm fatale Stunden bereitet. Wirklich ein curioser Lindwurm, der das Herz einer Bürgersfrau im Busen trägt! Nach unserm Dafürhalten hat sich der Verfasser damit sein Urtheil gesprochen. Wer einen so absurden — Charakter kann man gar nicht sagen, zu erfinden im Stande ist, der beweist damit, daß ihm die innerste Qualität eines Dichters, die zarte Scheu vor dem Ungereimten, völlig versagt ist.

Aber auch die Fähigkeit eines guten Erzählers ist ihm für diesmal wenigstens unterbunden. Severus Justus führt eine gewandte Feder. Sein Dialog ist ziemlich flüssig, die Scenen des Verhörs würden sogar, außer dem Zusammenhange betrachtet, noch größeres Lob verdienen; auch in der ruhigen Entwickelung von Zuständen verräth er ein bemerkenswerthes Talent. Und doch! Ein so schief gewachsener Stoff läßt sich nun einmal nicht in eine gerade Taille biegen; er behält seine Verrücktheiten und seinen Eigensinn, die sich nothwendig durch unmotivirte Wendungen in der Erzählung kundgeben müssen. Consequenz der Entwickelung ist aber selbstverständlich der Grundpfeiler aller guten Erzählungen.

Der Verfasser hat sich in seinem dreibändigen Roman so behaglich gehen lassen, daß wir ihm leider wol noch öfter unter den Poeten des deutschen Volks begegnen werden. Möge er daher nur in einigen Stücken guten Rath annehmen. Rühren, erschüttern, erfreuen wird er die Menschen wol nimmer; will er ihnen aber durchaus etwas erzählen, so möge er in Zukunft nur vor allen Dingen in der Wahl seines Stoffs weniger excentrisch verfahren. Wählt er einen möglichst einfachen Gegenstand und bemüht er sich, diesem seine Pointen abzusehen, so wird er bei seinem unleugbaren Formtalent auf alle Fälle etwas liefern können, dessen er sich nicht gerade zu schämen braucht.

Noch eins möchten wir in dieser Beziehung hinzufügen. Er halte sich, wenn er unserm Rathe folgen will, in derjenigen Sphäre der Gesellschaft und des Berufs, in der er selber einheimisch ist. Auf dem Gebiete der Criminalnovelle — Severus Justus ist, wie er zu verstehen gibt, Jurist oder Justizverwandter — könnte ihm manches gelingen. Und dann wähle er seine Verbrecher und Helden möglichst aus den mittlern Schichten des Lebens. In seiner „Diana" hat er stellenweise die vornehme Welt schildern wollen, aber mit so wenig Glück, daß man den Eindruck gewinnt, als trügen die Leute schmuzige Handschuhe.

Der Roman „Johann Elmer" von Karl Schoenburg (Nr. 4) ist eigentlich gar kein Roman. Unter den Romanfabrikanten unserer Tage lebt überhaupt nur eine dunkle Erinnerung der alten Wahrheit, daß der Roman ein Gedicht ist; hier aber ist diese Vergessenheit auf die Spitze getrieben. Der Verfasser hat, wie es scheint, deswegen zur Feder gegriffen, um sich seiner Empörung über gewisse Richtungen innerhalb der katholischen Kirche zu entladen. Dadurch würde das Buch allerdings ein mäßiges stoffliches Interesse erhalten, wenn dasselbe nur nicht durch die ästhetische Uncultur der Darstellung im Keime erstickt würde.

Wir sind an dieser Stelle nicht dazu berufen, über die Anklagen, die der Verfasser dem seelenmörderischen Treiben der Jesuiten in das Gesicht schleudert, unsere Ansicht abzugeben. Erfahrungen, welche er in dieser Hinsicht gemacht hat, verwende er in politischen Blättern oder verbreite er im Kreise des persönlichen Umgangs. Die ästhetische Kritik hat nicht zu prüfen, ob die erzählten Vorgänge historisch wahr, sondern nur, ob sie künstlerisch verarbeitet sind. Und in dieser Hinsicht muß das Urtheil über den Schoenburg'schen Roman ungünstig ausfallen.

Wir haben uns fest vorgenommen, über eine Erzählung, die vielleicht auf herbe Erlebnisse gegründet ist, keine Satire zu schreiben. Es sei nur einfach gesagt, daß dem Verfasser zum Dichter alles fehlt. Er ist nicht heimisch im lichtumflossenen Reiche der Schönheit; es mangelt ihm an edelm Schwung des Gefühls und Anmuth der Sprache. Auch die nächtlichen Tiefen des Daseins sind ihm verschlossen; er sieht nur schlechte Handlungen; in schlechte Seelen sieht er nicht, seine Patres und Vicare sind Schatten. Dagegen macht sich die Phrase breit — der Held der Erzählung ruft, im Sterben zusammenbrechend: „Es lebe die Menschheit!" — und die grobe Geschmacklosigkeit; beispielsweise übersendet Johann einer jungen Dame ein Stück Seife mit seinen Initialen zum Andenken. Was aber das Technische anbetrifft, das freilich zum Theil gelernt werden kann, sofern die Vorbildung umfassend genug ist, so steht Schoenburg noch völlig in den Anfängen. Er zeichnet wol einmal eine Charge (sein Kaspar Jockel), aber dieselbe ist nicht an ihrer Stelle. Verständigerweise kann man diesen Kniff doch nur anwenden, wenn ein charakteristischer Strich nothwendig und zu gleicher Zeit der Raum durch Wichtigeres fast völlig in Anspruch genommen ist.

Möchte doch der Verfasser, der mit diesem Buche offenbar einen ersten Versuch macht, den Satz beherzigen, den wir einem alten gewohnheitsmäßigen Romanschreiber umsonst zurufen würden: daß es keine elendere, hohlere Aufgabe gibt, als zu dichten ohne innern Drang. Wir verlangen nicht, daß er die Dinge, von denen sein Herz voll ist, zurückbehalten solle, aber er suche dafür die ihnen angemessene Form, wofür sich etwa Aufsätze und Flugblätter, vielleicht auch die Form der Memoiren empfehlen. Er wird dann nicht mehr genöthigt sein, da, wo seine Erfahrung aufhört, allerlei Phantasien aus der Luft zu greifen, bei denen ihm selber nicht wohl sein kann, sondern er genießt dann die schöne Freiheit: schweigen zu dürfen, wo er nichts mehr zu sagen hat.

5. Zu spät. Ein Dorfroman von Heinrich Schaumberger. Wolfenbüttel, Zwißler. 1876. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser dieser Dorfgeschichte, Heinrich Schaumberger, weilt, wie eine Anzeige der Verlagsbuchhandlung zu wissen thut, nicht mehr unter den Lebenden. Man kann in der That wol mit der Anzeige darin einstimmen, daß er ein Dichter von Gottes Gnaden war. Zu hoch muß man

das nicht nehmen; sein Feld war, wie es scheint, eng begrenzt; es reichte nicht viel weiter, als wie er von den Hügeln seiner Heimat Aecker, Bauerhäuser und Dorfkirchthürme erblicken konnte. Außerhalb des mütterlichen Bodens war er fremd, dort versagte ihm die Anschauung, und in dem vorliegenden Roman hat er manches dadurch verdorben, daß er einen Theil in Amerika spielen läßt — da schwimmt die Schilderung wesenlos durcheinander. Er war gerade eine von den seltenen Naturen, die sich in der Enge warm und wohl fühlen und dabei rein und tief verbleiben.

Mit dem Tode des Dichters ist für uns die Veranlassung hinweggefallen, auf die Einzelheiten der Erzählung näher einzugehen. Seine Darstellungsweise ist nicht von der Art, daß er jemals in den aristokratischen Cirkeln Mode werden könnte — es sei denn durch Caprice. Er hat (wenn anders einem Städter darüber ein Urtheil zukommt) die Landleute treu geschildert wie sie sind, und wo es die Gelegenheit gab, auch solche Ausdrücke, Sitten und Anschauungen getreu wiedergegeben, die unserm feinern Gefühl gar zu leicht wehe thun. Beispielsweise wird es manchem Leser der höhern Stände anstößig sein, daß sich der brave Schuster-Bernhard — die treueste Seele von der Welt — nach genossener Bratwurst das Fett von den Fingern leckt. Aber manchem, der sich hierüber empört fühlt, wäre es doch vielleicht zu rathen, daß er Schaumberger's Dorfgeschichte in die Hand nehme und den Contact mit dem Bauernstande, über den wir uns nur gar zu leicht erhaben fühlen, wieder erneute. Und wem es wirklich um die Bildung seines innern Menschen zu thun ist, der mag das Buch aus noch einem Grunde kennen lernen. Es kann ihm eine Probe darauf sein, wieweit er — um ein tiefes Wort Schiller's anzuwenden — das Nackte der menschlichen Natur vertragen kann. Deren gibt es nicht viele, und es ist doch der Kern aller Humanität.

Der natürliche Platz dieses Buchs ist aber freilich nicht der Salon, und es ist das nicht sein Schade. Wir wollen hoffen, daß es sich da einbürgern wird, wo der Dichter nach dem Maß seiner Ansprüche wol selbst am liebsten verweilte, in der einfachen Bürgerfamilie. Nach seiner Gesinnung und nach der Energie, mit welcher die Moral des Buchs vorgetragen wird, gehört es aber endlich ebenso gut in die öffentlichen Volksbibliotheken. Diesen insbesondere sei seine Verbreitung recht dringend ans Herz gelegt.

6. Das Buch mit sieben Siegeln. Roman von Karl Adalbert. Drei Bände. Berlin, Janke. 1876. 8. 10 M.

Den Schluß unserer Besprechung machen wir mit einem Romane, dessen unglücklich gewählter Titel weniger verspricht, als darin wirklich geleistet wird, dem „Buch mit sieben Siegeln" von Karl Adalbert.

Die Kritik würde über dieses Buch viel zu sagen, sie würde unumwunden manchen Tadel auszusprechen haben, wenn sich hoffen ließe, daß aus derselben Feder noch mehrere Werke fließen könnten. Diese Hoffnung war vorhanden, es lebte eine entschiedene Gestaltungskraft und ein starker lyrischer Schwung in der pseudonymen Verfasserin. Es ließ sich erwarten, daß sie, bei gehöriger Pflege ihres Talents, den Ehrennamen einer deutschen Dichterin verdienen würde. Ihr inzwischen erfolgter frühzeitiger Tod verändert die Aufgabe der Kritik. Es ist nicht mehr nöthig, auf die technischen Fragen, die der Roman hervorrief, näher einzugehen, und es wäre eine unerfreuliche Arbeit, auf die unvermeidlichen Fehler eines Erstlingswerks deutlicher hinzuweisen, als ein unparteiischer Bericht über die Erzählung nothwendig verlangt.

Es ist die Geschichte eines Frauenherzens, welche Karl Adalbert erzählt. Wir begleiten ihre Heldin, die Gräfin Benedicte Gyldenstein, von ihren Mädchenjahren bis ins Alter, wo sie mit der Welt abgeschlossen hat und das Glück reingestimmter Befriedigung genießt. Sind auch nicht alle Partien dieser Entwickelung gleichmäßig ausgeführt und überraschen auch mitunter unvermuthete Wendungen, welche die Verfasserin nicht genügend vorzubereiten gewußt hat, so wird doch der Charakter im ganzen fesseln. Denn sobald man sich hineingelesen hat und die Absicht der Verfasserin versteht, sieht man in eine tiefe und edle Seele.

Wir geben, soweit es der Raum gestattet, eine Skizze der Erzählung. Auf einer gräflichen Herrschaft, einsam zwischen Himmel und Meer — man könnte nach der Schilderung an eine der kleinen dänischen Inseln denken — wächst das junge Mädchen auf, nicht in den glücklichsten Verhältnissen. Die Mutter ist gelähmt, an dem Vater nagt ein heimlicher Kummer. Eine zarte liebenswürdige Tante ist es allein, die Sonnenschein über das Haus verbreitet. So entwickelt sich Benedicte, mit einer glücklichen Natur begabt, schon früh; ihr Charakter ist fertig, noch ehe sie erwachsen ist, und ihr stolzes Wesen führt die Devise: alles genießen und alles entbehren können. Es geht ein starker dichterischer Zug durch diese Jugendidylle, etwas von der erfrischenden Kühle des Meerwindes weht hinein.

Aus solcher Einsamkeit wird Benedicte durch einen plötzlichen Befehl des Arztes, der sie als Begleiterin ihrer kranken Mutter nach Meran sendet, in lebensvollere Verhältnisse geworfen. Hier spinnt sich das eigentlich Romanhafte der Erzählung an, das die Verfasserin noch nicht ganz zu bewältigen verstand. Bei guter Intention stößt man hier auf mancherlei Wunderlichkeiten, aber die poetische Energie, welche muthig mit schweren Aufgaben gerungen hat, wird doch ihren Eindruck nicht verfehlen.

Neben Benedicte tritt hier eine höchst bedeutende Gestalt, vielleicht die lebenswahrste, die der Dichterin gelungen ist, die böhmische Fürstin Renata. Sie ist eine stolze feurige Seele, im großen Stile entworfen, grundaufrichtig selbst in Betreff ihrer Fehler, deren sie viele hat, von denen aber keiner verletzt, da er immer nur die Kehrseite ihrer liebenswerthen Eigenschaften ist. Für sie und Benedicte ist die tiroler Alpenwelt mit der kühnen Größe ihrer Linien, mit der reinen Luft des schmelzenden Schnees der rechte Hintergrund. Man könnte diesen Abschnitt wol als ein Hohes Lied der Berge dem nordischen Inselmärchen an die Seite stellen.

Die Schicksale Benedictens knüpfen sich nun an die Wege der Fürstin. Diese lebt im Unfrieden mit ihrem Sohne Paul; beide Theile haben unrecht, aber keiner kann sich überwinden, dem andern entgegenzukommen. Benedicte, unbefangen und von Jugend auf gewöhnt, Spannungen auszugleichen, versöhnt den Sohn mit der Mutter.

Die unerwartete Folge für sie aber ist, daß die Fürstin sie nun erst recht nicht von ihrer Seite läßt, sondern sie für den Winter mit sich nach Oberitalien führt, und daß Prinz Paul die Mutter begleitet. Dieser italienische Winter und die Liebesgeschichte Paul's und Benedictens ist, was am wenigsten gelungen erscheint. Durch ein Misverständniß werden die beiden getrennt, und Paul heirathet ein junge Dame, die ihm aus Familienrücksichten schon lange bestimmt war. Benedictens Wesen spricht sich in diesem Verhältniß nicht so deutlich aus, daß alles Bedenken gegen ihre Haltung verschwinden müßte. Die Absicht der Verfasserin war wol, daß ihre auf sich selbst ruhende bedürfnißlose Natur den Schlag bald verwinden sollte, aber in der Darstellung ist sie zu schnell in die Stellung einer treuen Freundin übergetreten, und manches Gemüth möchte sich durch diesen Fehler, der wesentlich der unfertigen Technik zuzuschreiben ist, verletzt fühlen. Die Scenerie ist aber auch in diesem Abschnitt wiederum mit echtem Talent geschildert, besonders die höhere Gesellschaft ist hin und wieder mit jenem richtigen Instinct skizzirt, den nur die eigene gleiche Lebensgewohnheit erzeugen kann.

Mit den Wandlungen, die Benedictens Verhältniß zu dem Fürsten Paul und seiner Gattin durchmacht, beschäftigt sich der letzte Theil der Erzählung. Alles ist fein empfunden, freilich aber durch manche Willkür entstellt. Daß die Verfasserin mit complicirten Aufgaben der Psychologie noch nicht umzugehen wußte, dafür zeugt, nebenher gesagt, auch die an sich gar nicht verwerfliche Vorgeschichte des alten Grafen Gyldenstein mit allem, was daran hängt: der Wiederauffindung einer verlorenen Tochter, den Machinationen eines rachsüchtigen Jesuiten, über welche ein Schimmer unmoderner Romantik verbreitet ist.

Fügen wir nun, um die Anlage Karl Adalbert's von Grund aus zu bezeichnen, noch hinzu, daß ein warmer religiöser Sinn das Ganze trägt. Benedictens Gottesglaube, der sich übrigens bescheiden im Hintergrunde hält, steht ihr gerade so fest wie die Existenz der sichtbaren Welt und wie jegliche Regung ihres Herzens. Für die gesunde und einfache Richtung des Buchs legt jede Seite ein Zeugniß ab.

Mußten wir aber einigemal auf den Mangel an technischer Durchbildung hinweisen, so soll andererseits auch erwähnt werden, daß an einzelnen Stellen sich die schönste Befähigung zu geschickten Erfindungen kundgibt. Das Buch hat die Form einer Selbstbiographie, es ist Gräfin Benedicte selbst, die ihr Leben erzählt. Wie schwer es in dieser Form war, das Innerste der Heldin vor dem Bewußtsein auszusprechen, leuchtet ein. Und auf die zarteste Weise hat die Verfasserin da geholfen, indem sie das Bild der frühverstorbenen Tante Monica einflocht, in der sich die reinsten Züge Benedictens wie in einem Brennpunkte gesammelt haben: das und manches andere sind Erfindungen von jener besondern Schönheit, die nur dem Talente in den Schos fallen; der Stümper wird sie nachahmen und verderben.

Abschließend dürfen wir sagen: es geht durch das Buch wie Glockenton — wer es gelesen, wird einen Nachhall im Herzen spüren, und wie selten sind die Romane, von denen man das rühmen kann. **Julius Hartmann.** *)

*) Aus dem Nachlasse unsers jungen talentvollen, zu früh verstorbenen Mitarbeiters. D. Red.

Schriften zur Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft.

(Beschluß aus Nr. 10.)

4. Der Dienst des Generalstabes. Von Bronsart von Schellendorff. Zweiter Theil. Berlin, Mittler u. Sohn. 1876. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Das vorliegende Buch ist eine hochbedeutende Arbeit, bei welcher eine Fülle von Kriegserfahrung und Studium der Kriegsgeschichte verwerthet wurde, und begreift alles in sich, was sich auf den Dienst des Generalstabes bezieht, sodaß es für diesen nunmehr auf lange Zeit maßgebend und sowol dem Generalstabsoffizier, als auch dem, der es werden will, sowie jedem Offizier, welcher wissenschaftliche Fortbildung anstrebt, eine Quelle der Belehrung sein wird.

Bevor wir dazu schreiten, aus dem werthvollen Inhalt der neun Hauptabschnitte des Buchs einzelnes der Besprechung zu unterziehen, werde erwähnt, wie das Vorwort mittheilt, daß im zweiten und siebenten Abschnitt, welcher die Kriegsformation des Heers, beziehungsweise die Erhaltung der Schlagfertigkeit behandeln, vieles, was bestimmungsmäßig geheimzuhalten ist, hier fehlen muß, während andererseits das Bemühen vorgewaltet hat, das, was über die Kriegsformation des Heers auf anderm Wege schon in die Oeffentlichkeit gelangt ist, zu einem übersichtlichen Bilde zusammenzufassen.

Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der „Gliederung der Armee, Ordre de bataille und Truppeneintheilung". Obwol es sehr interessant wäre, die historische Entwickelung der Grundsätze, wie sie in der Gliederung der Heere nach und nach zum Ausdruck gelangen, zu verfolgen, so mußte doch bei der vorliegenden Schrift, als für deren Zweck zu weit führend, hiervon Abstand genommen werden. Demnächst wird darauf hingewiesen, daß die Ordre de bataille, welche in constanter Weise den organischen Verband der Truppen für die gesammte kriegerische Thätigkeit darstellt, nicht als ein Gegensatz zu der „besondern Truppeneintheilung" — für bestimmte Zwecke, also vielfach dem Wechsel unterworfen — anzusehen, die letztere vielmehr als eine ergänzende Entwickelung der erstern anzusehen sei, wobei von dieser nicht zu erheblich abgewichen werden darf. Die Ordre de bataille muß, den Anforderungen des modernen Gefechts Rechnung tragend, gleichsam eine normale, für die Mehrzahl der Fälle nicht ungeeignete Truppeneintheilung in sich schließen, mindestens aber eine solche unmittelbar vorbereiten.

Hierauf erfolgt die Betrachtung der Gesichtspunkte, nach welchen die Gliederung eines großen Heers zu erfolgen hat, deren Unterabtheilungen, welche wir als Armeen zu bezeichnen pflegen, die Eintheilung in Armeecorps und Divisionen; wir erhalten ein vollständiges Bild, in welcher

Art die Grundsätze über die Gliederung einer Armee durch die Ordre de bataille des deutschen Heers bis zum Feldzuge 1870—71 zum Ausdruck gelangt sind. Daran schließt sich die Erörterung über die besondere Gliederung der höhern Truppenverbände zum Gefecht unter Festhaltung der Ordre de bataille. Dieselbe gipfelt in der Entscheidung über die Frage nach der flügelweisen oder treffenweisen Gliederung. Der Verfasser spricht die Ansicht aus, daß es ein durchgehendes, richtiges Princip auf diesem Gebiete nicht gebe, daß vielmehr in jedem gegebenen Falle vom Führer zu erwägen sei, welche Formation für das Gefecht zur Anwendung gelangen solle.

Der Schluß des Abschnitts beschäftigt sich mit den unvermeidlichen Abweichungen von der Ordre de bataille behufs Herstellung einer Truppeneintheilung für besondere Zwecke. Es wird auch hier an dem Grundsatze festgehalten, daß man die Ordre de bataille nur so viel modificirt, als es der vorliegende Zweck bestimmt fordert, und daß man, sobald die besondere Veranlassung für eine stattgehabte Abweichung nicht mehr vorliegt, in die Ordre de bataille wieder zurückkehrt. In formeller Beziehung gibt eine als Anlage beigefügte Ordre de bataille den Anhalt für Aufstellung ähnlicher Arbeiten.

Der zweite Abschnitt behandelt die „Kriegsformation des Heers", und zwar zunächst die Feldarmee, bei welcher mit der Organisation der Haupt- und Stabsquartiere bis zum Divisionscommando herab begonnen wird. Ein ganz besonderes Interesse gewähren die auf wenigen Seiten gegebenen Bemerkungen über das Große Hauptquartier, und diese sind von um so größerm Werthe, als nur wenige in der Lage gewesen sind, in Bezug darauf Erfahrungen zu machen. „Wir dürfen hoffen", sagt der Verfasser, „daß jeder große Krieg, zu dessen Führung die gesammte deutsche Armee aufgeboten wird, den Kaiser an der Spitze findet."

Ihm zur Seite steht, soweit das Feld der Operationen in Frage kommt, der Chef des Generalstabes der Armee, als erster Gehülfe des letztern, zugleich als sein Vertreter, der General-Quartiermeister:

Eine bestimmte Abgrenzung des Wirkungskreises desselben hat nicht stattgefunden und würde sich am wenigsten in dem Falle vortheilhaft erweisen, wenn die Persönlichkeiten des Chefs des Generalstabes der Armee und des General-Quartiermeisters nicht miteinander harmoniren. Ist dies aber, der Absicht der Auswahl entsprechend, der Fall, dann bedarf es auch keiner die Wirkungskreise abgrenzenden Dienstinstruction.

Daß die Zusammenstellung des Großen Hauptquartiers 1870—71 eine glückliche gewesen, bezeugen die nachfolgenden Bemerkungen über den Generalintendanten und den Chef der Feldtelegraphie:

Beide hielten sich, ohne instructionsmäßig hierzu verpflichtet zu sein, zum Chef des Generalstabes der Armee, durch ihn die für ihre eigene ersprießliche Thätigkeit nothwendige orientirende Grundlage gewinnend. Die Wahl der Personen half auch hier über den Mangel fehlender Dienstinstructionen hinweg; das sich geltend machende Bedürfniß fand unaufgefordert Anerkennung und sachgemäße Befriedigung.

Da die während des Feldzugs 1870—71 dem Großen Hauptquartier zur Verfügung gestellten Kräfte sich als ausreichend erwiesen haben, so nimmt der Verfasser an, daß der Generalstab desselben in einem künftigen Feldzuge nicht in erweiterter Form auftreten werde, seine Organisation indessen eine Veränderung erfahren müsse, nachdem durch die Instruction vom 20. Juli 1872 betreffend das Etappen- und Eisenbahnwesen, dieses unter einem dem Chef des Generalstabes der Armee unterstellten Generalinspecteur zusammengefaßt ist.

Die folgende Unterabtheilung b) beschäftigt sich mit dem Armeecorps und seinen untern Verbänden und bietet Aufklärung über jegliches irgendwie interessante Detail. Zunächst finden wir bis ins einzelne die Angaben über die Divisions- und Corpsbrückentrains, welche drei zusammen eine Brückenlänge von 204,3 Metern ergeben, ferner die Tragfähigkeit gekoppelter Pontons sowie der fliegenden Brücken, und die genaue Angabe des bei den Truppen und den Colonnen mitgeführten Schanzzeugs, von dem für Zwecke der Feldbefestigung 5000 kleine Spaten, 2994 große Spaten, 1728 Beile, 675 Aexte und 979 Hacken beziehungsweise Kreuzhacken zur Verfügung stehen. Hierauf folgt die Ausrüstung mit Munition und deren Vertheilung auf Mannschaften, Wagen und Colonnen; die summarische Ausrüstung des Armeecorps ergibt: für den Infanteristen etwa 170, für den Jäger etwa 180 Patronen, für das 8-Centimeter-Geschütz c 289, für das 9-Centimeter-Geschütz c 262 Schuß. Diesen Angaben folgen interessante Mittheilungen über die Verpflegungstrains, über die Sanitätsanstalten und Bagagen sämmtlicher Truppentheile.

Den ganzen Abschnitt schließen Bemerkungen über die selbständige Division (Cavaleriedivision, verstärkte Infanteriedivision) und über die besondern Formationen (Feld-Munitionspark, Etappenformationen, Feld-Eisenbahnformationen, Feldtelegraphie), sowie einige Andeutungen über die Besatzungsarmee.

Der dritte Abschnitt behandelt den „Bureaudienst im Kriege". Unter a) werden die allgemeinen Anordnungen, besonders aber die Sicherheit der Befehlsertheilung besprochen. Der Verfasser beginnt sehr treffend mit der Bemerkung, daß der Bureaudienst im Kriege sich auf das Allernothwendigste beschränkt und in den Bureaux der höhern Stäbe concentrirt, die von einem großen Theil desselben im Frieden durch die Ersatztruppen und stellvertretenden Behörden in der Heimat auch noch entlastet werden. Dagegen eröffnet sich ein neues Feld, das der Operationen, welches zum besondern Gegenstand der Erörterung gemacht wird. Nachdem die Sicherheit der Befehlsertheilung und der Schutz derselben gegen das Mitwissen Unberufener berührt sind, reihen sich das geheime Operationsjournal, die Kriegsacten, die Bewachung der Bureaux, der Dienst des Offiziers du jour, die Ausfertigung und die Beförderung an, wobei der außerordentlichen Leistungen der Feldjäger während des Kriegs 1870—71 mit warmer Anerkennung gedacht wird.

In der Unterabtheilung b), Dispositionen und Divisionsbefehle, wird zuvörderst hervorgehoben, wie die Form, in welcher die Gedanken und Absichten des Befehlshabers den ihm unterstellten Truppen u. s. w. mitgetheilt werden, der Erheblichkeit der auf dem Spiele stehenden Interessen entsprechend, im Kriege bedeutungsvoller als im Frieden ist. Vor allem muß volle Klarheit und Deutlichkeit herr-

schen und dem entsprechend der Ausdruck mit Vorsicht gewählt werden. Dann wird der Unterschied zwischen Dispositionen und Divisions-, Brigade- u. s. w. Befehlen dargelegt, die Anforderungen an Deutlichkeit, Bestimmtheit, Vollständigkeit und Kürze ausführlich erörtert und die Marsch- und Gefechtsdispositionen in eingehendster Weise besprochen. Hieran schließen sich weiterhin die Unterabtheilungen: Instructionen, Kriegstagebücher und Operationsübersichten, Gefechtsrelationen und Verlustlisten, Tages- und Operationsberichte, Tagesbefehle und Proclamationen.

Der vierte Abschnitt befaßt sich mit den „Märschen" in zwei Hauptabtheilungen: a) Concentrirung der Truppen per Fußmarsch und Eisenbahn, beziehungsweise Dampfschiff; b) Kriegsmärsche. Nach einer allgemeinen Besprechung der Märsche und Marschquartiere wird zuvörderst die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen in lehrreicher Weise betrachtet. Dabei wird von dem Gesichtspunkte ausgegangen, daß es bei der Concentration einer Armee darauf ankommt, die Kräfte des gesammten Bahnnetzes nach einer bestimmten Richtung zu verwerthen, und dann nachgewiesen, daß die Leistungsfähigkeit eines Bahnnetzes sich nicht wohl abstract feststellen läßt, sondern daß letzteres nur für jeden besonders ins Auge zu fassenden Fall möglich ist. Es bleibt immerhin schon im Frieden die Aufgabe des Generalstabes, die Leistungsfähigkeit des Bahnnetzes in Bezug auf Concentration des Heers nach den verschiedenen Landesgrenzen hin zu prüfen. Betreffs der Versammlung der deutschen Armee beim Beginn des Feldzugs 1870 ist angeführt, daß bis zum 9. August 16000 Offiziere, 440000 Mann, 135000 Pferde, 14000 Geschütze und Fahrzeuge in 1250 Zügen auf 11500 Achsen nach der Westgrenze transportirt worden sind.

Nachdem auch noch die Leistungsfähigkeit der Dampfschiffe in Betracht gezogen ist, wird zu der Anordnung der Truppentransporte per Eisenbahn und zur Anlegung von Fahr- und Marschtableaux (Fahrtdispositionen) übergegangen, ein höchst lehrreiches Kapitel, das über den ganzen Mechanismus dieses großartigen Theils der militärischen Thätigkeit eine ausreichende Ueberſicht gewährt.

Dieselbe Wichtigkeit, welche vorstehende Betrachtungen für die erste Concentration zum Kriege haben, ist für die Operationen den Kriegsmärschen beizulegen, von denen der folgende Abschnitt b) handelt. Einer allgemeinen Uebersicht folgt die Besprechung der Zusammensetzung und Stärke der Marschcolonnen, wobei der Grundsatz: „man marschirt so weitläufig, als es die Kriegslage nur immer gestattet", an die Spitze gestellt wird. Für alle in Betracht kommenden Erwägungen dient als erster Grundsatz die Ermittelung der Länge einer Marschcolonne für einen Tagemarsch auf einem Wege. Dieselbe ist abhängig von den Marschtiefen der einzelnen Truppentheile, von der Marschgeschwindigkeit derselben, beziehungsweise von der durchschnittlichen Leistung während eines Tagemarsches. Zur Darlegung dieser Verhältnisse wird der Betrachtung der Marschtiefen eine detaillirte Uebersicht derselben bei einzelnen Truppentheilen wie von gemischten Truppenkörpern beigefügt, und bei der Marschgeschwindigkeit die Zeit angegeben, welche von kleinern und größern Abtheilungen unter verschiedenen Verhältnissen für eine bestimmte Marschlänge gebraucht wird.

Die Betrachtung der Marschordnung der fechtenden Truppen wird mit dem Grundsatze eröffnet, daß sie der Reihenfolge entsprechen muß, in welcher die Truppen sich voraussichtlich aus der Marschcolonne zum Gefecht entwickeln. Deshalb muß sich in der Regel die Artillerie in den Marschcolonnen, soweit als angängig, vorn befinden. Hiernach folgt 1) die Marschordnung der Trains und Truppenbagage, und an diese schließen sich die andern Unterabtheilungen an: 2) die täglichen Marschziele und Ausnutzung des Wegenetzes; 3) besondere, namentlich Sicherheitsanordnungen; 4) beschleunigte Märsche; 5) Benutzung der Eisenbahnen; 6) größere Seetransporte.

Der fünfte Abschnitt: „Ruhe und Unterkunft", behandelt die Cantonnements, Lager und Biwaks. Sehr eingehend werden die Cantonnements betrachtet, und zwar: während der Concentration der Armee, kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten, als eintägige in der Nähe des Feindes, vor feindlichen Festungen und während eines Waffenstillstandes. Hervorzuheben ist der wichtige Satz, welchen der Verfasser bei den eintägigen Cantonnements in der Nähe des Feindes aufstellt: „Immerhin muß das Bestreben darauf gerichtet sein, auch in den Tagen größerer Spannung, soviel als angängig, die engste Cantonnirung statt des Biwaks zu ermöglichen", denn: „Das schlechteste Cantonnement ist besser als das beste Biwak."

Bei der Betrachtung der Biwaks finden wir die Angaben über die erforderlichen Raumverhältnisse für die einzelnen Truppenkörper u. s. w., jedoch auch die Bemerkung, daß unter Umständen eine Einschränkung des zu gewährenden Raums unvermeidlich sein wird, weil der Grundsatz: „je räumlicher, desto besser", am wenigsten im Kriege auf Kosten anderer nothwendiger Eigenschaften einseitig vertreten werden darf.

Der sechste Abschnitt: „Verpflegung", umfaßt die Abtheilungen: a) Die Verpflegungssätze (bis ins Detail); b) die Formen der Verpflegung (Quartier-, Magazin-, Verpflegung durch die Proviantcolonnen, durch Requisition, eiserne Portion) und c) Anwendung der verschiedenen Formen. Sehr interessant ist die Einleitung besonders durch die Erörterung der Frage, ob die Sicherstellung der Verpflegung eine absolut und unbedingt zu erhebende Forderung sei, mit folgenden Worten:

> Der Krieg, welcher in seiner Gewalt die Rücksicht auf Erhaltung des menschlichen Lebens überhaupt verleugnet und auch außerhalb der Gefechte Anstrengungen höchster Art bis zum Erliegen der schwächern Elemente fordert, kann auch zeitweise bezüglich der Ernährung Entbehrungen auferlegen. Aber ebenso wie der Truppenführer bestrebt sein soll, das Gefechtsziel mit möglichst wenig eigenen Verlusten zu erreichen, wie der Feldherr und sein Generalstab Bedacht zu nehmen haben, daß in Anordnung der Märsche u. s. w. dem strategischen Zwecke unter den geringsten Anstrengungen genügt werde, so ist es auch gemeinsame Aufgabe der Heeresleitung und der Heeresverwaltung, den Truppen so reichlich und so regelmäßig als möglich die Verpflegung zuzuführen. Nie darf letzteres aber höchster Zweck werden u. s. w.

Der siebente Abschnitt: „Erhaltung der Schlagfertigkeit", umfaßt das Etappenwesen, die Gesundheitspflege, den Ersatz von Waffen und Munition, von Bekleidung, Ausrüstung und Feldgeräth, von Mannschaften und Pferden.

Der achte Abschnitt handelt von den „Speciellen Recognoscirungen", bei denen der zu recognoscirende Gegen-

stand unter dem ganz bestimmten Gesichtspunkte einer wirklich vorhandenen oder, sofern es sich um Uebungszwecke (Feldmanöver, Generalstabsreise) handelt, vorausgesetzten Kriegslage betrachtet wird. „Der Recognoscirende muß hiernach das volle Verständniß seines Auftrags und der vorhandenen Kriegslage besitzen; er soll nicht nach Anleitung sammeln, sondern selbständig sichten. Sein Bericht schließt meist die Entscheidung des Führers in sich." Im weitern Verlauf werden die in Wirklichkeit vorkommenden Recognoscirungen einer eingehenden Besprechung unterzogen; wir beschränken uns darauf, die Ansicht des Verfassers über die äußerst wichtigen Schlachtstellungen anzuführen:

Es ist daher eine Schlachtordnung eigentlich gar nicht zu denken, welche ihre Stärke in dem Fronthinderniß sucht. Flügelanlehnung und freies Schießfeld vor der Front mit weitreichender Aussicht nach den Hauptmarschrichtungen des Gegners, ferner hinreichende Tiefe und verdeckte Aufstellung aller Truppen sind wesentlich; der unmittelbare Uebergang zur Offensive darf keinerlei Schwierigkeiten bieten. Denn das Wiederergreifen der Offensive, so früh als es irgend die Verhältnisse gestatten, muß Hauptgesichtspunkt desjenigen sein, welcher in der Absicht, die volle Waffenentscheidung zu suchen, eine Stellung bezieht, in welcher er sich unter Umständen vorläufig defensiv zu verhalten gedenkt.

In dem letzten Abschnitte: „Besondere Thätigkeit des Generalstabsoffiziers während der Operationen", finden wir eine so gediegene Darstellung dessen, was der Generalstabsoffizier im Kriege selbständig auszuführen hat und wodurch er in Unterstützung seines Generals besonders nützlich wirken kann, daß wir dem Leser empfehlen, sich mit dem vollständigen Inhalt selbst bekannt zu machen; jedoch können wir uns nicht versagen, von den Schlußworten des Verfassers die folgenden wiederzugeben:

Zum Schluß dieses Abschnitts und zugleich des ganzen Buchs bleibt hervorzuheben, daß jede Thätigkeit des Generalstabsoffiziers sich auf die Zustimmung seines Generals gründen muß. Aber er wird nicht immer die Aufforderung dazu abwarten, sondern die Erlaubniß, sofern ihm diese nicht nach bestimmten Richtungen hin ein für allemal ertheilt ist, zu erbitten haben.

Hiermit schließen auch wir unsere Besprechung des außergewöhnlich werthvollen und hervorragenden Buchs.

5. Neue Waffen — neue Taktik und Ausbildung? Geschichtliche Betrachtungen von R. von Arnim. Berlin, Mittler u. Sohn. 1876. Gr. 8. 1 M.

In dieser kleinen Schrift des bereits durch mehrere Arbeiten in der Militärliteratur wohlbekannten Verfassers begrüßen wir ein neues Ergebniß seines Nachdenkens, welches in anspruchsloser Weise dargeboten wird und die beste Aufnahme verdient. Der Zweck der Broschüre wird am besten durch den Verfasser in der Schlußbetrachtung folgendermaßen bezeichnet:

Man wird sich ja wol immer bewußt bleiben müssen aller menschlichen Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit gerade bei dem Streben nach möglichster Erkenntniß und möglichst vollkommener Beherrschung aller der Factoren, die die Chancen des Siegs erhöhen. Sind doch oft gerade die größten Führer in Momenten, wo sie schon wähnten, den Sieg fest in der Hand zu halten, an scheinbar zufälligen und außerhalb aller Berechnung liegenden Zwischenfällen gescheitert! Indeß ist auch unzweifelhaft jedes treue und redliche Streben in dieser Richtung nie ganz erfolglos gewesen, und darum wird weder eine scheinbare Fruchtlosigkeit solcher Bestrebungen, noch die offen einzugestehende Unmöglichkeit, im Kriege alle Verhältnisse im voraus berechnen oder sie immer beherrschen zu können, davon abhalten dürfen, unausgesetzt weiter nachzudenken und vorwärts zu streben in der den neuen Waffen entsprechenden fernern Vervollkommnung auf dem Gebiete der Taktik und Ausbildung!

Indem wir diesem „Streben", im Sinne dessen die vorliegende Schrift aufzufassen ist, unsere Anerkennung zollen, gehen wir zu deren Inhalt über. Wir finden, wie durchaus nicht die schwierige Frage über neue Waffen, neue Taktik, neue Ausbildung an dieser Stelle entschieden werden soll, sondern nur eine „geschichtliche Betrachtung" dargeboten wird, deren Hauptwerth darin besteht, daß die wesentlichsten Verhältnisse, auf welche die Beantwortung jener Frage sich gründen muß, vermittels eines Ueberblicks der Kriegsgeschichte erörtert werden. In Bezug hierauf schließt der Verfasser sehr richtig, die Kriegsgeschichte werde darthun, „daß jederzeit besondere Vervollkommnungen der Waffen auch besonders kräftiger und einsichtsvoller Geister bedurften, um sie im Sinne einer erfolgreichen Offensive zeitgemäß auszubeuten durch entsprechende Aenderung in der Taktik und Ausbildung; daß aber allerdings blos neue Formen und allerlei sonstige Neuerungen ebenso wenig an sich zum Siege verhelfen wie neue Waffen, sondern daß nur die richtige Harmonie zwischen Bewaffnung und Taktik, zwischen Ausrüstung und Ausbildung — ja daß nur der organisatorisch einheitliche Guß, das richtige Zusammenschweißen aller Elemente im Heere diesem für eine bestimmte Zeit eine Kraftentfaltung verleiht, die es zu den höchsten Aufgaben befähigt".

Dann geht der Verfasser dazu über, die Veränderungen in Bewaffnung, Taktik und Ausbildung bei den Heeren von der Zeit der Griechen und Römer bis auf die heutige Zeit in gedrängter Kürze darzustellen. Diesen Ausführungen folgend, gelangen wir nach einer gelungenen Charakteristik der Kriegskunst Friedrich's des Großen an die Veranlassung zum Aufgeben der Lineartaktik, wo treffend angegeben wird: „Durch den nordamerikanischen Freiheitskrieg und die Französische Revolution, und nicht durch Vervollkommnung der Waffen, trat allmählich ein vollständiger Umschwung in der Taktik Europas ein."

Bevor dann der Autor im letzten Abschnitt auf die Erscheinungen des letzten Kriegs übergeht, gibt er seinen Zweck folgendermaßen kund:

Es sei darum gestattet, in das weite Gebiet der taktischen Vorkommnisse des letzten Feldzugs abermals unbefangen und möglichst genau prüfende Blicke zu werfen und dabei selbst die Kritik nicht zu scheuen, wenn auch zweifellos feststeht, daß nicht einmal die beste Kritik etwas Neues zu schaffen vermag. Es ist aber die nothwendige Arbeit des Friedens, sowol den Gründen der Erfolge als der Miserfolge nachzuspüren und zu versuchen, für beides die Gesetze aufzufinden. Ob dies eine fruchtbringende Arbeit ist, das wird sich viel mehr in der Anregung zeigen, die sie den schöpferischen Kräften anderer gibt, als in der directen Anwendung auf praktischem Gebiet.

Diesem Standpunkt des Verfassers können wir unsere Anerkennung nicht versagen und müssen bekennen, daß uns die Arbeit durch die Besprechung aller dieser unentschiedenen Fragen in hohem Grade angeregt hat. Einem jeden, der sich für diese interessirt und die Ansichten anderer, welche darüber ernstlich nachgedacht haben, kennen lernen möchte, empfehlen wir die in Rede stehende Schrift angelegentlichst.

6. Ausgewählte kriegswissenschaftliche Schriften Friedrich's des Großen. Deutsch mit Einleitung, Anmerkungen und einem Anhang von Heinrich Merkens. Jena, Costenoble. 1876. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Es war ein sehr dankenswerthes Unternehmen Heinrich Merkens', daß er im vorliegenden Bande Friedrich's des Großen militärische Schriften einem größern Leserkreis zugänglich machte, indem er uns eine Auswahl aus diesen Quellen ersten Ranges, welche heute noch fruchtbringend für die Armee sind, darbietet. Der erste Abschnitt enthält von den kriegswissenschaftlichen Abhandlungen des Königs diejenigen, die am meisten zur Fortbildung der preußischen Kriegskunst beigetragen haben, und durch welche sich das Feldherrntalent Friedrich's am großartigsten zu erkennen gibt. Von den 54 Instructionen, welche in dieses Gebiet einschlagen, sind die fünf folgenden ausgewählt: „Generalprincipien des Kriegs"; „Verhaltungsmaßregeln bei den Märschen der Armeen"; „Instruction für die Generalmajors der Infanterie sowie die für die der Cavalerie"; „Die Instruction für die Artillerie".

Wie Friedrich der Große als Philosoph über den Krieg dachte, geht aus den gemischten Aufsätzen hervor, die eben deshalb ein allgemeineres Interesse als der erste Abschnitt gewähren. Sie bilden den zweiten Abschnitt des Buchs und enthalten: „Betrachtungen über das militärische Talent und den Charakter Karl's XII., Königs von Schweden"; „Vom Militärwesen von Anfang bis zum Ende der Regierung Friedrich Wilhelm's"; „Todtengespräch zwischen dem Prinzen Eugen, Mylord Marlborough und dem Fürsten von Liechtenstein"; „Aus Antimachiavel"; „Aus Lobrede auf General von der Goltz" und aus „Prüfung des Versuchs über die Vorurtheile". In dem Anhange wird vom Herausgeber noch eine willkommene Darstellung der Armee Friedrich's des Großen gegeben.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die „Illustrirte Literaturgeschichte des deutschen Volks", für die deutsche Familie erzählt von Franz Hirsch (Leipzig, Payne), ein Pendant zu der so wohlwollend aufgenommenen „Geschichte des deutschen Volks" von demselben Autor, können wir auf das wärmste empfehlen; er selbst sagt: „Nicht das doctrinäre vielbändige behagliche Ausbreiten deutscher Literaturhistorie, welches seit Gervinus zu großen Ehren gekommen ist, schien mir dem Bedürfniß weitester Kreise zu entsprechen, wol aber eine knappe, jedoch die deutsche Dichtung nach ihren organischen Grundbedingungen erfassende, von warmer Hingabe an die dichterische und — menschliche Seite unserer Literaturhelden belebte Darstellung." Gerade daß Hirsch die deutschen Dichter der menschlichen Theilnahme näherrückt, daß wir nicht nur einem Bürger und Hölderlin, einem Schiller und Goethe, sondern auch einem Hans Sachs, Frauenlob, Simon Dach u. a. gleichsam über ihr schriftstellerisches Concept hinweg ins Gesicht schauen und Auskunft erhalten über ihre Lebensschicksale: das gibt dem Werke den frischen und anziehenden Zug; und vollkommen berechtigt erscheinen die Schlußworte der Vorrede: „Soviel kann ich wohlwollender Nachsicht versichern, daß aufrichtige Ueberzeugung und innige Zuneigung zu dem erfrischenden Jungbrunnen unserer Poesie mir die Feder geführt haben. So kann ich des deutschen Herodot, Sebastian Frank, gutes Wort dieser Darstellung vorsetzen: «Das aber ist der Bücher rechter inniger Gebrauch, daß wir darinnen ein Zeugniß unsers Herzens sehen»." Einzelne Illustrationen ergänzen den Text durch Bilder berühmter Dichter und durch Scenen aus ihren Werken.

Mit besonderer Vorliebe hat Hirsch das Mittelalter behandelt; es geht ein warmer Ton durch diese Darstellung, die auch durch Proben erläutert wird. Walther von der Vogelweide tritt in der Revue des Minnegesangs besonders in den Vordergrund. Volkslied und Volkssage kommen in entsprechender Darstellung zu ihrem gebührenden Recht, wie überhaupt Literaturgeschichtliches und Culturgeschichtliches glücklich miteinander verschmolzen ist. Was die jüngste Literaturepoche betrifft, so können wir fast durchweg dem Urtheil des Autors beistimmen; es ist objectiv und warm anerkennend und nicht immer auf den Ton der herrschenden Tagesmeinung gestimmt. Persönlichkeiten wie Karl Gutzkow werden so hochgestellt wie sie es verdienen, „Uriel Acosta", „Urbild des Tartufe", „Zopf und Schwert" Meisterwerke dramatischer Kunst genannt.

— Die dritte Serie der Bücher, die für den Allgemeinen Verein für deutsche Literatur durch die Verlagshandlung von A. Hofmann in Berlin herausgegeben werden, enthält: Professor H. Vámbéry: „Sittenbilder aus dem Morgenlande", Hieronymus Lorm: „Philosophie der Jahreszeiten", Louis Büchner: „Aus dem Geistesleben der Thiere", Paul Lindau: „Alfred de Musset", W. Goldbaum: „Entlegene Culturen", C. Reclam: „Lebenskunst für die gebildeten Stände", F. Bodenstedt: „Der Sänger von Schiras, hafisische Lieder". Wir kommen auf diese Werke, besonders auf die interessante Biographie Musset's von Lindau, noch eingehender zurück.

— Vor uns liegt der erste Theil einer „Logik, Stilistik und Rhetorik", eines theoretisch-praktischen Lehrbuchs für die obern Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht von Karl Heinrich Reichardt (Leipzig, Hahn). Dieser erste Theil enthält die Logik und allgemeine Stilistik. Nach dem Abschluß des Ganzen kommen wir noch einmal auf dasselbe zurück, wollen indeß schon jetzt die Brauchbarkeit des Werks für praktische Schulzwecke, das mit Umsicht benutzte reichhaltige Material der neuern Werke über Rhetorik und Poetik, sowie die zahlreichen meist neuen Beispiele, die es zu den Regeln enthält, hervorheben.

Bibliographie.

Air van Even, Collina. Eine Tragödie der Gegenwart. Leipzig, Webel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dewall, J. van, Das Geheimniß. Erzählung aus dem Gömörer Comitat. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 15 M.

Fedbersen, F. A., Vom heiligen Buch. Alttestamentliche Dichtungen. Deezbüll, Moje. Gr. 8. 2 M.

Flemming, C. F., Zur Klärung des Begriffs der unbewussten Seelen-Thätigkeit. Eine psychologische Studie. Schwerin. 4. 1 M.

Luys, J., Das Gehirn, sein Bau und seine Verrichtungen. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, XXVI. Bd.) Leipzig. Brockhaus. 8. 5 M.

March, R., Graf Bogumil Kaminski, der unschuldig des Mordes Angeklagte und Verurtheilte, oder das unheimliche Haus in Warschau. Roman. 1stes bis 15tes Heft. Neusalza, Oeser. Gr. 8. à 20 Pf.

Rönne, L. von, Das Staats-Recht des Deutschen Reiches. 2te völlig umgearbeitete Auflage. 2ter Bd. 1ste Abth. Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M.

Die Sozialdemokratie und die Wahlen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 25 Pf.

Stelzhamer, F., Die Dorfschule. Ein Sittenbild aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1876. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Fürstenbergisches Urkundenbuch. Sammlung der Quellen der Geschichte des Hauses Fürstenberg und seiner Lande in Schwaben. Herausgegeben von dem fürstlichen Hauptarchiv in Donaueschingen. 1ster Bd.: Quellen zur Geschichte der Grafen von Achalm, Urach und Fürstenberg bis zum Jahre 1299. Bearbeitet von S. Riezler. Tübingen, Laupp. Imp.-4. 10 M.

Westermann, A., Zwei kleine Lustspiele. Schaffhausen, Baader. 8. 80 Pf.

Ziegler, T., Studien und Studienköpfe aus der neueren und neuesten Literaturgeschichte. Schaffhausen, Baader. 8. 4 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

April 13

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 22. März 1877.

Amerikanische Humoristen.

I.

Amerikanische Humoristen. Erster bis achter Band. Erster Band: Prudence Palfrey und andere Leute. Von Thomas Bailey Aldrich. Ins Deutsche übertragen von Moritz Busch. Leipzig, Grunow. 1874—77. Gr. 8. 6 M.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß die „Argonautengeschichten" des californischen Goldgräbers Bret Harte in Deutschland gerechtes Aufsehen erregten und in einer ganz stattlichen Reihe von Uebertragungen auch bei uns heimisch wurden. Die literarische Kritik im neuen Reiche kam diesen transatlantischen Literaturerzeugnissen, die ein durchaus originales Gepräge trugen, mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit entgegen und beeilte sich, das jenseit des Oceans neu auftauchende Genie mit deutscher Gründlichkeit zu beleuchten und zu verherrlichen. Bret Harte bildete damals zum größten Theile das Tagesgespräch der literarischen Feinschmecker, er war der Löwe des Auslandes. Man bewunderte seine Charakterschilderungen, die Fülle von Lebenswahrheiten, die er in diesen niedergelegt, kurz, es hatte sich ein förmlicher Cultus zur Anerkennung und Verherrlichung des californischen Erzählers gebildet, der gewiß zum großen Theile berechtigt war, in seinen Extremen aber doch wol ein wenig über das Ziel hinauszuschießen schien. Zu jener Zeit war es, als ich, bei einem Besuche eines unserer namhaftesten Dichters und Kritikers, Gelegenheit hatte, auch dessen Urtheil über die „Argonautengeschichten" in Erfahrung zu bringen. Gustav Freytag sprach damals bei aller Anerkennung ein, wie es mir schien, sehr wesentliches Bedenken gegen das neue enfant gâté der öffentlichen Meinung aus: er bezweifelte, daß das nicht abzuleugnende große Talent Bret Harte's auch einer größern Composition gewachsen sei. Ich fand diesen Zweifel durchaus gerechtfertigt, denn in der That steht bei Bret Harte die Handlung der Charakteristik und feinen Ausarbeitung bedeutend nach. Die einzelnen Fäden der Fabel sind bei ihm nur lose miteinander verknüpft, und so reizend uns auch in der Regel die Schilderung anmuthet, so dürftig erscheint uns das Geschilderte selbst. Man fühlt deutlich, daß der Dichter seinen Stoff nicht beherrscht, daß er ab und zu in der Motivirung eine Masche fallen läßt, und daß er oft Nebensächlichem eine eingehende Betrachtung widmet, während er offenbare Hauptsachen, bei denen eine detaillirte Schilderung wohl angebracht wäre, nur so nebenbei berührt. Bret Harte ist mit einem Worte groß im Kleinen.

Der Erfolg, den seine „Argonautengeschichten" selbst in den weitesten Kreisen fanden, scheint die Verlagsbuchhandlung, welche die erste vollständige Uebersetzung derselben brachte, bewogen zu haben, auch andere jung-amerikanische Autoren dem deutschen Lesepublikum zuzuführen. Bereits liegt eine bändereiche Sammlung solcher Schriftsteller vor uns. Im Verlaufe meiner Kritiken werde ich Gelegenheit nehmen, noch öfters auf Bret Harte abzuschweifen, da sich vielleicht zwischen ihm und den „Humoristen" einige nicht ganz uninteressante Vergleichspunkte gewinnen lassen. Zunächst aber werden wir finden, daß Aldrich, der Verfasser von „Prudence Palfrey", in dem vorerwähnten Punkte den geraden Gegensatz zu Bret Harte abgibt. Sein Talent ist wenn auch nicht ursprünglicher, so doch tiefer und darum wohl geeignet, auch eine größere Composition geistig zu bewältigen.

Aldrich ist ein ungemein sinniger Erzähler. Er ist im Stande, den Begriff eines an und für sich äußerst geringfügigen Gegenstandes mit den tiefsten Gedanken zu verknüpfen. Seine ganze Erzählungsweise, so schlicht sie sich auch gibt, ist durchgeistigt. Zugleich besitzt er die seltene Gabe, aus einem Nichts Alles zu machen. Es ist bekannt, daß der vielfach geschmähte Kotzebue gegenüber

c.

dem Schriftsteller A. G. Meißner einst die Aeußerung that, er könne aus jedem Ding, das ihm dieser nennen werde, ein Schauspiel machen. Meißner reichte ihm eine Stricknadel, die er eben beim Spazierengehen aufgehoben, und Kotzebue machte seinen etwas vermessenen Ausspruch wahr, indem er das treffliche Lustspiel „Die Stricknadeln" schrieb. Auch Aldrich ist auf dem Gebiete des Romans vielleicht im Stande, Aehnliches zu leisten. Des Romans? Ist „Prudence Palfrey" wirklich ein Roman zu nennen? Den räumlichen Verhältnissen nach allerdings vielleicht nicht: aber wie groß ist die Masse des Geschehenen, die der Dichter im engen Rahmen verarbeitete, wie fein die psychologische Motivirung! „Prudence Palfrey" ist ein Seelengemälde der anziehendsten Art, weniger für das leichtfertige Bedürfniß der Leihbibliotheken als für den ruhig Genießenden geschrieben. Es ist kein Roman, der gierig verschlungen, sondern nacherlebt und nachempfunden sein will. In der Charakteristik wahr und lebendig, reizvoll in der Fabel, interessant und originell in Schürzung und Lösung des Knotens, dazu ein wunderbares Farbenspiel des Geistes: kann es da fehlen, daß selbst der Kritiker unbemerkt zum Bewunderer wird?

Bret Harte ist ein Sitten-, Thomas Bailey Aldrich ein Seelenmaler.

Die meisten der von Bret Harte gezeichneten Typen sind geradezu aus dem Bereich der Verworfenheit geschöpft. Spielgauner, Betrüger, Trunkenbolde und verkommene Dirnen: das ist so ziemlich das Arsenal seiner Charakteristik. Aber Bret Harte wäre ein schlechter Meister, wenn es ihm nicht gelänge, gerade diese grobsinnlichen Figuren uns in Augenblicken zu schildern, in denen sie rein menschlich empfinden und Spuren wahrhafter Größe zeigen. Ich sage Spuren, denn all ihr sittliches Fühlen, ihre Opferfreudigkeit tritt unbewußt zu Tage. Sie handeln nicht nach sittlichen Grundsätzen, sondern nach Stimmungen und Wallungen des Augenblicks. Die Launen des Schicksals wirken fördernd und bildend auf sie ein; sie sind, kurz gesagt, moralische Eintagsfliegen, die meist nach dem ersten Aufdämmern menschlichen Fühlens die irdische Hülle abstreifen, vielleicht um nicht abermals „unbewußt" in die Fallstricke des Bösen zu fallen.

Wie anders Aldrich! Er verschmäht den Knalleffect und die allzu grellen Farben. Seine Charakteristik tritt weniger gesucht, aber darum auch um so überzeugender auf. Er vermag es, dem menschlichen Geiste in seine verborgensten Werkstätten zu folgen. Er sieht Gedanken und Gefühle wie Blasen auf einem leichtbewegten Gewässer aufspringen, Kreise beschreiben und wieder verschwinden. Er zeigt uns nicht nur das fait accompli, nein, der große Werdeproceß ist es, den er geistig secirt, und so führt er uns bei all seiner Idealität in das wirkliche, sprudelnde Leben und mit wirklichen, warmfühlenden Menschen zusammen.

Wenn viele die Aufgabe des Romandichters darin erkennen wollen, daß er ein möglichst spannendes Interesse in uns erwecke, so finde ich sie vielmehr darin, daß er den Leser fesselt und ihn gleichsam zwingt, gewisse Theile der Dichtung wieder und wieder zu lesen. Dies ist bei Aldrich in hohem Maße der Fall. Die Charakteristik der einzelnen Figuren athmet eine lebendige Frische und ermangelt auch nicht des geistigen Accents, sodaß der Leser immer versucht sein wird, diese Typen sich sorgsam einzuprägen. Als Beispiel führe ich an, wie uns der Autor seine Heldin, Prudence, schildert:

Es war ein Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren, das aber, da ihr der frische Maiwind das Haar über die Stirn geweht hatte, jünger aussah. Sie hielt in der einen Hand einen Basthut, der von seiner Stelle gerutscht war, und mit der andern strich sie sich eine beneidenswerthe Fülle brauner Haare zurück, aus der ein ernstes, bleiches Gesicht hervorsah, welches auf den Wangen vom Gehen ein wenig geröthet war. Es war ein Gesicht, welches der Leser, wenn er achtlos auf der Straße an ihm vorüberginge, wahrscheinlich unwillkürlich im Gedächtniß behalten würde. Die großen grauen Augen, geschaffen, große Zärtlichkeit und gleichermaßen großen Stolz auszudrücken, würden ihm vielleicht nach Jahren lebhaft wiederkehren. Das Mädchen war keine Schönheit im gewöhnlichen Sinne, aber sie hatte das, was jemand als ein Gesicht, welches einen verfolgt, geschildert hat. Wer hat nicht in einer Menschenmenge einen zufälligen Ausdruck auf einem Gesicht — ein Aufschlagen der Augen, eine Wendung der Lippe, eine im Augenblick kommende oder verschwindende Offenbarung von Stärke oder Schwäche — bemerkt und ihn nie wieder vergessen? Ich bilde mir ein, will es aber dem Leser nicht aufdringen, daß die Person, die diesen Zauber auf uns ausübt, entschieden Einfluß auf unser Schicksal haben würde, wenn die Umstände uns mit ihr in Berührung brächten. Er oder sie würde unser guter Engel oder unser böser Stern sein.

Doch gehen wir näher auf den Inhalt des Romans ein. Es hat immer seine großen Schwierigkeiten, die Hauptcontouren eines Meisterwerks, wie es offenbar „Prudence Palfrey" ist, zu entwerfen. Die Geschehnisse vermag man wol in kurzen Worten nachzuerzählen, auch lassen sich die Charaktere so ungefähr widerspiegeln, aber die Seele des Werks vermag der Referent, und wenn er selbst ein productiver Autor wäre, nicht wiederzugeben. Sie ist eben das unbestrittene Eigenthum des Künstlers wie des Dichters, das aller Entfremdungsversuche spottet; sie ist seine innere Eigenart, sein ganzes Wesen, ja sie ist sein eigenes Leben, sein Denken und Fühlen, das sich uns zwischen den Zeilen heraus offenbart.

Prudence Palfrey ist die Tochter der ersten und einzigen Liebe des reichen Brauers Ralph Dent. Ralph hatte die Mutter, Mercy Gardner, geliebt, ohne Gegenliebe zu finden. Diese aber hatte dem Buchhalter des Brauers, Palfrey, Herz und Hand geschenkt und war ihm nach den Bermuda-Inseln gefolgt. Nach fünf Jahren Witwe kehrt sie mit ihrem dreijährigen Kinde nach Rivermouth zurück, um bald darauf zu sterben, nachdem sie zuvor Prudence nebst ihrem kleinen Vermögen der Obhut Ralph's anvertraut. Prudence, zur Jungfrau herangewachsen, wird von John, dem Neffen Ralph's, geliebt und erwidert diese Liebe, ohne ihr Ausdruck zu geben. Aber Ralph, der sich wol zuweilen selbst mit dem Gedanken getragen, die liebliche „Prue" zu gewinnen, tritt seinem Neffen, als er mit der Erklärung herausrückt, barsch entgegen und wird die Ursache, daß dieser seine Heimat verlassen will, um in Californien als Goldgräber sein Glück zu versuchen und dann, wenn es ihm gelungen, zurückzukehren und Prudence zu heirathen. Der Gedanke wird zur That. John findet in seinem ehemaligen Schulkameraden Joseph Twombly einen Genossen seiner Odyssee und zögert nur noch mit der Reise, bis er der Geliebten Lebewohl ge-

sagt. Die Gelegenheit findet sich bald. Prudence trifft mit John im Hause des alten Pastors Hawkins, eines Freundes seines verstorbenen Vaters, zusammen, und hier entspinnt sich zwischen den Liebenden eine Scene, die geradezu einzig in ihrer Art ist. Der liebende John sagt zur liebenden Prudence:

Jetzt bist du auf gefährlichem Grund und Boden. Wenn du mich hassest, sag' mir's nicht, wenn du mich liebst, sag' mir's nicht; denn ich könnte keins von beiden ertragen. Ich gebe dir mein Ehrenwort, ich weiß es nicht, ich hoffe nur und möchte es um die ganze Welt nicht wissen.

Und diese erwidert ihm, „indem sie mit der Spitze ihres Stiefelchens eine Hieroglyphe auf den Sandplatz zeichnet“:

Du sprichst von Liebe und Haß, als ob es nichts dazwischen gäbe. Was hindert mich, deine Freundin zu sein? Deine Plane und dein Wohlergehen interessiren mich sehr tief, und ich freue mich des Zufalls, daß ich mit dir darüber sprechen kann.

So scheiden die Liebenden nur als Freunde. Prudence aber macht sich Vorwürfe, daß sie bei der letzten Unterredung so kalt gewesen und dem Geliebten nicht ihre wahren Gefühle offenbarte. John hat nur die Erlaubniß erhalten, zwei Briefe an sie zu schreiben, den einen nach Ankunft an seinem neuen Bestimmungsorte, den andern am Ende seiner Kämpfe. Ralph Dent erfährt von dieser Unterredung, und da er befürchtet, daß es zu einem wirklichen Austausch der Gefühle gekommen sei, behandelt er Prudence in der Folge mit Kälte und wirft einen heftigen Haß auf den Pastor Hawkins, der seiner Meinung nach bei dem Rendezvous als Kuppler betheiligt war. Reizend ist nun die Schilderung, wie Ralph sein „Gespenst“, d. h. die aufkeimende Liebe zu Prudence besiegt, und wie es zwischen beiden zu einer Erklärung betreffs John's kommt, die Ralph mit den Worten endet:

Schreib an Jack und sag' ihm, er soll heimkommen, er soll in Willowbrook willkommen sein. Ich will einen Scheffel goldene Adler auf dem Rasenplatze für ihn vergraben, daß er sie herauswühlen kann, wenn er immer noch auf die Sache versessen ist. Alles, was ich habe gehört, dir und ihm. Was kümmert mich sonst noch, wenn du nur glücklich bist?

Ein Brief von John trifft ein. Statt nach San-Francisco hatten sie den Weg nach der andern Seite der Felsengebirge eingeschlagen, da, Gerüchten nach, dort ein neues großes Goldlager entdeckt worden sei. Sie hatten einen neuen Reisegefährten, Georg Nevins, gefunden, von dem John nicht genug Rühmliches melden konnte und dessen Führung sie sich anvertrauten. Nach Verlauf eines vollen Jahres erhält Prudence den zweiten Brief. John hatte unterdessen sein Schäfchen ins Trockene gebracht und wieder verloren. Georg Nevins hat die gemeinschaftliche Ausbeute gestohlen, und Joseph Twombly bei seiner Verfolgung eine Schußwunde erhalten, die ihn zur Rückkehr nöthigt. John schrieb, daß er nun auf ihren Besitz verzichten müsse.

Unterdessen war eine Verschwörung gegen den Pastor Hawkins im Gange, an deren Spitze Ralph thätig war. Wibird Hawkins war seiner Gemeinde zu alt geworden; man sah sich nach einem Stellvertreter um. Ralph fand ihn in der Person eines James Dillingham, den er gelegentlich eines seiner Besuche in Neuyork kennen lernte. Als aber die Diakonen den alten Hawkins von seiner Entlassung in Kenntniß setzten, traf ihn ein dritter Schlaganfall, der seinen plötzlichen Tod herbeiführte. In seinem wie eine Predigt aufgesetzten Testamente ernannte er John zum Universalerben, bestimmte aber, daß derselbe erst ein Jahr nach seinem Ableben davon in Kenntniß gesetzt würde. Sei er inzwischen verstorben, so solle Prudence in seine Rechte eintreten.

Dillingham hält seine Probepredigt, nachdem zuvor Joseph Twombly durch seine Verwendung eine einkömmliche Stelle in Neuyork gefunden. Die Predigt des neuen Pastors erfüllt ganz Rivermouth mit Staunen über dessen Beredsamkeit. Dillingham selbst gewinnt sich durch sein bescheidenes und doch zugleich männliches Auftreten die Zuneigung des ganzen Kirchspiels, namentlich aber der darin ansässigen Schönen. Er wird Hausfreund bei Dent, und Prudence, die anfangs entschlossen war, dem neuen Pastor den herben Verlust des alten herb entgelten zu lassen, wird durch das imponirende Wesen Dillingham's entwaffnet, gefesselt, ja sie versucht — ein Lieblingsspiel aller Mädchen — Dillingham in sich verliebt zu machen, um ihn dann desto stolzer abfertigen zu können. Was nicht ausbleiben konnte, geschieht. Dillingham erklärt sich Prudence und — erhält weder einen Korb noch eine Zusage, wie vorher John Dent. Sie erbittet sich Zeit zum Ueberlegen, da er sie überrascht habe. Unterdessen sind drei Jahre verflossen, seit John seine Irrfahrten unternahm.

Joseph Twombly erhält aus Shasta in Californien einen Brief John's. Dieser ist eben in Begriff, in die Unionsarmee einzutreten, um in dem mit den Südstaaten ausgebrochenen Kriege seine Leiden zu enden. Er hat Nevins fortwährend verfolgt, ohne ihn zu erreichen, und glaubt im Gegentheil von diesem beständig überwacht zu sein. Zufällig hat er erfahren, daß Wibird Hawkins gestorben, und Prudence im Begriff stehe, dessen Nachfolger zu ehelichen. Twombly sendet den Brief an Ralph. Dieser aber, der die Werbung Dillingham's befürwortet, zögert, Prudence von der Lebensäußerung des Verschollenen in Kenntniß zu setzen.

Oberst Todhunter trifft vom Kriegsschauplatze ein und meldet Ralph, daß John, der in seinem Regiment gestanden, im letzten Treffen als Verwundeter in die Hände der Feinde gefallen und kurz darauf an seinen Wunden verschieden sei. Auch diese Nachricht theilt Ralph auf Rath Dillingham's Prudence nicht mit, dringt aber jetzt entschiedener in sie, ihrem Zögern ein Ende zu machen und Dillingham durch ihr Jawort zu beglücken. Prudence selbst ist noch in der größten Unklarheit und den größten Zweifeln. Dillingham hat einen bedeutenden Eindruck auf sie gemacht und sich ihre Achtung erzwungen, aber sie getraut sich nicht, ihn „James“ zu nennen:

Selbst jetzt noch war es zweimal so leicht, „Jack!“ zu sagen. In ihrer mädchenhaften Liebe zu ihm hatte nichts von diesen Zweifeln, Abstoßungen und Conflicten gelegen. Sie hatte ihm ihr ganzes Herz geschenkt und hatte nichts Besseres gewußt, als sich darüber glücklich zu fühlen. Warum konnte sie das jetzt nicht? Es war so seltsam; sobald sie daran ging, an Herrn Dillingham zu denken, dachte sie an John Dent.

Als Dillingham bei seinem nächsten Besuche auf Willowbrook sich mit Prudence allein sieht, bittet er sie, eine gewisse Arie aus den „Hugenotten“ zu singen, und als

Prudence seinem Wunsche nachgekommen, legt er das alte Volkslied „Alt Robin Gray" mit der nämlichen Bitte vor sie hin. Ungern fügt sich Prudence. Der Inhalt des Liedes erinnert sie an ihre Liebe zu John, an ihren jetzigen Zweifel, an die Zukunft, die ihr in den Armen Dillingham's winkt, und mit Meisterschaft gibt sie die Stimmung und Melodie des Liedes wieder, „mit unbewußter Kraft, denn ihre Gedanken weilten fern von dem, was sie sang". Da erwacht plötzlich die alte Liebe zu John mächtig in ihr, sie bricht ihr Singen ab und eilt rasch aus dem Zimmer. Tags darauf erhält Dillingham ihr Nein gerade in dem Augenblicke, als John Dent zurückkehrt. Es stellt sich heraus, daß die Aussagen des vermeintlichen Oberst Todhunter erlogen, daß John gar nicht in die Armee eingetreten, da auf ihn geschossen wurde, wie er glaubt von Georg Nevins, und seine Wunde diesen Entschluß unmöglich machte. In einem Porträt Dillingham's erkennt John die Züge seines Feindes Nevins. Ralph hält ihn für irrsinnig, begleitet aber nichtsdestoweniger seinen Neffen in die Wohnung des Pastors, der unterdessen das Weite gesucht. John heirathet Prudence.

Mit gleicher Feinheit wie die Composition ist auch die Charakteristik behandelt. Prudence, die Heldin des Romans, ist ein echtes Weib mit allen Vorzügen und Fehlern. Der seelische Proceß, der sich in ihr vollzieht, ist frei von aller Sentimentalität geschildert. Sie ist eine kräftige Natur, die immer weiß, was sie will, und das, was sie will, auch unbeeinflußt durchführt. Deutlich und klar steht sie vor der Phantasie des Lesers, wie ein Gebilde aus Marmor, an das der Meißel des Künstlers eben die letzte Hand angelegt. Aber nicht nur ihre Aeußerlichkeit, ihr Schalten und Walten, nein, ihr ganzes Seelenleben mit allen Falten und Fältchen ihres Gemüths hat der Dichter mit Meisterschaft ausgeprägt. Sie ist ein Frauencharakter, groß und schön, und dabei doch natürlich, wie er selten von der Dichtung dem Leben abgerungen wird, und dann immer den Meister bekundet, der die oft blasse Alltäglichkeit durch den Zauber seiner Poesie erhebt und verklärt. Und wie Prudence, so sind auch Ralph und John, so sind Dillingham und Joseph Twombly mit gleicher Deutlichkeit, Feinheit und Tiefe gezeichnet.

Als ein besonderes Meisterstück der Charakterzeichnung führe ich noch den alten Pastor Wibird Hawkins an, der von seiner Gemeinde, der er seit funfzig Jahren das Wort des Herrn gepredigt, nicht lassen kann und will, der sich selbst in seiner Lebensweise beschränkt, um den Armen desto mehr wohlthun zu können, und der, als seine Entlassung unvermeidlich wird, mit seinem Amte zugleich das Leben aufgibt:

> Mit dem Tode des alten Geistlichen war ein Umstand verbunden, der naturgemäß einen tiefern Eindruck machte als alle andern. Als Salome jenen Abend die Nachbarn herbeirief, fanden sie den Pastor mit der geöffneten Bibel vor sich, und ein Finger ruhte auf dem Blatte, als ob er die Aufmerksamkeit auf eine besondere Stelle lenken wollte. Es lag etwas wundersam an Leben Erinnerndes und Gebietendes in dem unbewußten Hinzeigen jenes verwelkten Zeigefingers, und die, welche hastig über die zusammengesunkene Schulter blickten und den Vers lasen, vergaßen ihn niemals. „Das war dem Pastor sein letzter Text", sagte Onkel Jedd, indem er sich auf seinen Spaten lehnte, der ach, von so vielen Gräbern blank gescheuert war: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freuden!"

Doch wenden wir uns nun von „Prudence Palfrey" auch auf einige Augenblicke den andern kleinern Schriften des Autors zu.

Außer dem bereits besprochenen Roman enthält der erste Band der „Amerikanischen Humoristen" noch die Novellen: „Marjorin Daw", „Ein Kampf um das Leben", „Fräulein Mehetabel's Sohn", „Ein junger Raufbold", „Ein Roman aus Rivermouth", „Ganz recht".

In diesen kleinern Arbeiten, die alle lesenswerth, gelangt das eigentlich humoristische Talent Aldrich's erst so recht zur Geltung. Leider aber tritt zugleich ein Fehler hinzu, von dem „Prudence Palfrey" frei war: das Manierirte, Gesuchte. Aldrich hascht hierin zu sehr nach Originalität, und über diesem Bestreben, das sich dem Leser namentlich in den drei ersten der oben angeführten Erzählungen deutlich offenbart, verliert er sie häufig, oder wird unwahr. Gerade die hohe Wahrscheinlichkeit aller äußerlichen und innerlichen Vorgänge aber war es, die „Prudence Palfrey" hoch über den Schwarm der gewöhnlichen Leihbibliothekromane erhob. Wir hätten es mit Freuden begrüßt, wenn die „andern Leute" weniger „anders" gewesen. Allerdings ist auch hier die Charakteristik keineswegs vernachlässigt und entfaltet prachtvolle Typen, wie den Silas Jaffrey in „Fräulein Mehetabel's Sohn" und den „jungen Raufbold". In den beiden letzten Novellen, „Ein Roman aus Rivermouth" und „Ganz recht", erkennen wir auch den Dichter der „Prudence" an der Tiefe seiner Schilderungen wieder. Es sind dies in ihrer Art kleine Cabinetstücke, die keinen Vergleich zu scheuen brauchen und den eigenartigen Stempel eines originellen Talents scharf ausgeprägt an sich tragen. So ist namentlich der Charakter des schwermüthig verschlossenen, aber doch zugleich männlichen Schulmeisters Bladburne, dem die Kriegskameraden wegen seiner stereotypen Antwort „ganz recht", die er auf die meisten Fragen gibt, den Spitznamen Ganz-recht beigelegt haben, mit seltener Consequenz durchgeführt.

Jedenfalls ist Thomas Bailey Aldrich ein durchaus ursprüngliches, kräftiges Talent, das, wenn es auch in Deutschland noch nicht die eingehende Beachtung wie Bret Harte gefunden, diesem doch in jeder Hinsicht überlegen ist. Das literarische Auftreten des Argonautenerzählers war ja durch sein früheres Goldgräberleben in einen echt romantischen Schleier gehüllt, und man liebt es ja nun einmal bei uns, das Ungewohnte, Seltsame für das Gute zu halten, ein Hang, der schon so manche literarische Ephemeride schuf.

Friedrich Kueffer.

Historische Schriften.

1. Der Große Kurfürst. Ein geschichtlicher Versuch zur Gedächtnißfeier des Tags von Fehrbellin. Von Kaehler. Mit einer Karte. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 4 M.
2. Bilder aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Vorträge und Aufsätze aus den Jahren 1863—71 zusammengestellt zur zweihundertjährigen Jubelfeier des Tags von Fehrbellin von W. Schwartz. Berlin, C. Duncker. 1875. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Karl XII., als König, Krieger und Mensch. Ein Lebensbild vom König von Schweden und Norwegen Oskar II. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Biographie versehen von Emil J. Jonas. Zweite Auflage. Berlin, Imme. 1875. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Bilder aus Alt-England von Reinhold Pauli. Mit einem Plan von London im 15. Jahrhundert. Zweite veränderte Ausgabe. Gotha, F. A. Perthes. 1876. Gr. 8. 6 M.

Die drei ersten der oben zusammengestellten Schriften erfordern, weil sie bei festlichen Anlässen abgefaßt oder doch veröffentlicht worden sind, eine rücksichtsvolle Beurtheilung; man darf, namentlich was den Inhalt angeht, keine zu großen Ansprüche an sie stellen. Derselbe gibt in der Regel nur Bekanntes; neue Thatsachen sind ebenso wenig zu erwarten wie neue Gesichtspunkte. Es genügt, wenn die Ergebnisse der bisherigen Forschung gewissenhaft benutzt werden. Die Hauptsache bleibt eben der gegebene festliche Anlaß, zu welchem das Mitgetheilte in eine angemessene Beziehung treten muß. Dabei ist es denn natürlich, daß er auch die Auswahl des Stoffs bedingt; nur was dem Zwecke des Festes dient, was zur Erhebung und Verherrlichung der gefeierten Person oder Begebenheit geeignet ist, wird hervorgehoben, alles andere beiseitegelassen oder doch nur ganz beiläufig erwähnt. Es gilt, möglichst reine Lichtbilder zu schaffen, deren etwaige Schatten die hellen Partien um so schärfer hervortreten lassen. Auch die hier in Rede stehenden Schriften haben diese Aufgabe; sehen wir zu, wie sie dieselbe lösen.

„Der Große Kurfürst" von Kaehler (Nr. 1) ist ein Abdruck aus den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine", also ursprünglich für militärische Kreise geschrieben. Der Verfasser, selbst diesen Kreisen angehörig, nennt, bescheiden wie er ist, seine Arbeit „einen geschichtlichen Versuch". Und als solcher verdient sie, wenn man den Zweck im Auge behält, alle Anerkennung. Sie gibt ein zwar schattenloses, doch im ganzen richtiges Bild von der Person und dem Leben, wie von der Wirksamkeit des Großen Kurfürsten, stellt auch die Bedeutung, welche diese für Preußen und Deutschland gehabt hat, in ein klares Licht. Kaehler, dem allerdings die kriegerischen Ereignisse und die militärischen Verhältnisse vorzugsweise am Herzen liegen, hat doch auch der diplomatischen und staatsmännischen Thätigkeit seines Helden eine aufmerksame Beachtung zugewandt. Ohne selbst Neues zu bieten, hat er die betreffenden Werke von Droysen, Ranke, Erdmannsdörfer, von Gülich u. s. w. fleißig und mit Geschick benutzt, auch längere Stellen aus ihnen an geeigneten Orten eingeschoben. Am ausführlichsten aber behandelt er, wie schon angedeutet wurde, die militärischen Dinge. Man kann sich aus seinen sehr detaillirten Angaben von dem Heerwesen, wie es der Große Kurfürst vorfand und weiter bildete, eine recht deutliche Vorstellung machen.

Ebenso eingehend, klar und anschaulich ist seine, durch reichhaltige Auszüge aus den Briefen des Kurfürsten und des Prinzen von Homburg, den Tagebüchern des Herrn von Buch und andern Schriften belebte Schilderung der Schlacht von Fehrbellin, wie der ihr vorausgehenden Operationen und Gefechte. Er läßt es sich dabei angelegen sein, die glänzende Rolle hervorzuheben, welche die Reiterei in diesen Kämpfen gespielt hat. Auch anderswo macht er gelegentlich, mit einem tadelnden Seitenblicke auf die spätere Vernachlässigung dieser Waffe, den militärischen Werth derselben geltend. Selbst Cavalerieoffizier hält er natürlich die Reiterei hoch und möchte sie wieder zu Ehren bringen. Im übrigen ist er nicht blos ein warmer Patriot, sondern auch ein Mann von gediegener wissenschaftlicher Bildung und einer höchst ehrenwerthen Denkweise. Man kann dem preußischen Offiziercorps nur Glück dazu wünschen, daß es in seinen Reihen solche Männer zählt, die sich um seine Belehrung bemühen.

Der Schrift beigefügt ist ein, soweit wir urtheilen können, vortrefflicher Plan zur Schlacht von Fehrbellin, mit einer Skizze zum Gefecht in und bei Rathenow.

Die Schrift von W. Schwartz: „Bilder aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte" (Nr. 2), enthält im Haupttheile drei größere Vorträge, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten vor einem gemischten Publikum gehalten, auch in Zeitschriften schon gedruckt wurden. Ein „Anhang" fügt dann noch drei kürzere Aufsätze hinzu, die einige in den Vorträgen ausgesprochene Ansichten näher erläutern und begründen. Von den Vorträgen aber behandelt der erste „Die Gründung der Mark Brandenburg"; der zweite „Die Schlacht von Fehrbellin"; der dritte endlich „Die Mission der Hohenzollern". Sie verbreiten sich somit über alle wichtigern Phasen der Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staats und geben vereint ein ziemlich vollständiges, natürlich auf die allgemeinen Grundzüge beschränktes Gesammtbild seiner Entwickelung. Zur Charakterisirung der Art, wie diese Entwickelung aufgefaßt und gewürdigt wird, mag die Bemerkung genügen, daß die Gesinnung des Verfassers eine märkisch-preußisch-deutsche ist. Seine Schrift empfiehlt sich daher allen guten Patrioten, auch bei der klaren, würdigen, nicht selten schwungvollen Diction, die in ihr vorherrscht, für Festredner und solche, die es werden wollen.

Um übrigens aus ihren einzelnen Abschnitten den einen oder andern interessanten Punkt hier mitzutheilen, führen wir zunächst an, daß der Verfasser in dem ersten Vortrage der sehr verbreiteten Ansicht entgegentritt, nach welcher die Mark Brandenburg zur Zeit, als sie von Albrecht dem Bären gegründet wurde, ein rein slawisches, nur von Wenden bewohntes Land gewesen sei. Er sagt:

> Es ist speciell für die spätere Germanisirung der Mark Brandenburg wichtig, hervorzuheben, daß ein gutes Theil deutscher Bevölkerung hier wie in Mecklenburg zurückblieb, und die Wenden, wenn sie auch an einzelnen Punkten in dichten Massen sich festsetzten, doch im übrigen nur eine Art Herrschaft

über jene ausübten, wie eine ähnliche fast gleichzeitig z. B. auch die eingewanderten Araber in Spanien.

Der Verfasser bringt gleich hier und besonders im „Anhang I" manches bei, worauf seine Annahme sich stützen kann. Plausibel ist sie schon deshalb, weil ohne sie die schnelle und durchgreifende Germanisirung der in Rede stehenden Landstriche eine kaum begreifliche Thatsache bleibt.

Weniger überzeugt hat uns die Deutung der Sage vom Schildhorn bei Spandau, welche W. Schwartz auf den letzten Wendenfürsten der Mark, Pribislaw, oder Heinrich, wie er nach seiner Bekehrung zum Christenthum heißt, beziehen möchte. Der Scharfsinn freilich, den er zur Begründung seiner Hypothese aufbietet, ist aller Anerkennung werth.

Die vortreffliche Schilderung der Schlacht von Fehrbellin hat unter anderm auch das Verdienst, daß sie die sagenhaften Erzählungen ausscheidet, welche sich, wol vornehmlich auf die Autorität Friedrich's des Großen hin, in die Geschichte dieser denkwürdigen Kämpfe eingeschlichen haben und dieselbe, wenigstens in den gangbaren populären Darstellungen, bis auf den heutigen Tag begleiten. Allbekannt ist die Rolle, welche sie den Prinzen von Homburg, den Commandeur der brandenburgischen Avantgarde, am Schlachttage spielen lassen. Der noch jugendliche Held, so wird berichtet, eröffnete, von heißer Kampfbegier fortgerissen, im Widerspruch mit den ihm ertheilten Weisungen, unbesonnen die Schlacht, welche dann der Kurfürst, wenn er nicht die ganze Vorhut verlieren wollte, aufnehmen mußte. Nur der erfochtene Sieg rettete dann, heißt es, den Prinzen von dem Tode, welchen ein Kriegsgericht schon über ihn verhängt hatte.

Daß diese Darstellung in allen Hauptpunkten unrichtig ist, unterliegt keinem Zweifel. Mit Recht sagt der Verfasser:

> Die ältern Berichte wissen nichts von einer angeblichen Schuld des Prinzen, von Vorwürfen, die er hernach vom Kurfürsten empfangen, oder gar von einem Kriegsgericht, sondern lassen ihn, indem er sich an den rechten Flügel der Schweden hängt, sie endlich zum Stehen bringen und so die Schlacht eröffnen, die dann der Kurfürst glorreich gewann.

Was aber diese Berichte melden, findet volle Bestätigung durch den interessanten Brief, welchen der Prinz, der übrigens damals kein Jüngling mehr, sondern 42 Jahre alt und, wenn auch immer noch ein kühner Reitersmann, so doch auch ein umsichtiger und besonnener Anführer war, am Tage nach der Schlacht an seine „Allerliebste Frawe" schrieb.

Eine andere Mythe ist der in Prosa und Versen so oft gefeierte Opfertod des Stallmeisters von Froben. Der Verfasser, der sich um die Aufhellung dieses schon längst in Zweifel gezogenen Vorgangs durch Auffindung neuer Zeugnisse persönlich verdient gemacht hat, resumirt den Thatbestand wie folgt:

> Mag auch Froben den Kurfürsten schon dazu aufgefordert haben, mit ihm das Pferd zu wechseln, derselbe vertauschte erst sein Pferd, nachdem schon Froben den Tod der Treue gefunden, und der spätere Landjäger Uhle zu Alt-Ruppin, damals des Kurfürsten Leibjäger, war es, welcher ihm, wie der alte Bericht sagt, „sein Pferd aufzwang" und sich auf des Kurfürsten weißes Pferd setzte, das unter ihm nun erschossen ward.

Der dritte Vortrag, „zur Feier der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums" gehalten, ist eine patriotische Festrede comme il faut, bewegt sich aber in bekannten Anschauungen und Wendungen. Wir wollen daher bei ihm nicht länger verweilen.

Der Schrift „Karl XII., als König, Krieger und Mensch" von Oskar II. (Nr. 3) liegt ein gedruckter Zettel bei, auf welchem der Verleger dem Publikum unter anderm mittheilt, dieselbe habe „sogar in Allerhöchsten Kreisen ganz besondern Beifall gefunden". Gewiß eine sehr unpassende Reclame, die schon aus Rücksicht auf den Verfasser hätte unterbleiben sollen. Die Anerkennung aber, welche ihm von seinen fürstlichen Standesgenossen gezollt worden, kann auch ein plebejischer Referent wol theilen. Ob freilich in seiner Arbeit, wie der Uebersetzer versichert, „ganz neue Ansichten über den Heldenkönig zu Tage treten", mag dahingestellt bleiben. Es ist über Karl XII. wie über sein Thun und Lassen so viel gesagt und geschrieben worden, daß die Behauptung, die hier abgegebenen Meinungen und Urtheile würden zum ersten mal ausgesprochen, etwas gewagt sein dürfte. Wir wollen sie indeß nicht bestreiten, sondern nur constatiren, daß uns bei der Lektüre der Schrift weder neue Thatsachen aus dem Leben des Königs noch unbekannte Züge seines Charakters begegnet sind.

Ihrem Werthe thut das keinen Eintrag. Benutzt sie nur gegebenes Material, sie ist darum nicht weniger eine gediegene, von sorgfältigen Studien, reichem Wissen und einem hochgebildeten Geiste zeugende Leistung. Das umfassende Lebensbild, welches sie von dem nordischen Helden entwirft, ist in mehr als einer Rücksicht geeignet, den Leser zu fesseln. Schon die edle, nicht selten poetisch angehauchte Sprache verleiht ihm großen Reiz. Anziehend auch ist die eigenthümliche Stimmung, in welcher es, wenn wir nicht irren, componirt wurde. Dieselbe entspricht durchaus dem gemischten Eindruck, welchen das Leben und Wirken Karl's, allseitig betrachtet, wie überhaupt so namentlich bei einem patriotischen Schweden hinterlassen muß. Mag dieser Fürst als Krieger mit Recht Bewunderung erregen, als Mensch durch manche treffliche Eigenschaften begründete Sympathien wecken: als Regent und König kann er bei seinen Landsleuten nur schmerzliche Empfindungen hervorrufen. Denn nicht blos unter ihm, sondern auch durch ihn ist Schweden von der Höhe, auf welcher es zur Zeit seines Regierungsantritts stand, herabgestürzt, aus seiner dominirenden Stellung im Norden verdrängt und zu einer Macht zweiten oder dritten Rangs degradirt worden. Wer Sinn hat für das Ansehen und die Größe des Vaterlandes, wird an einen so tiefen Fall, wenn nicht mit Unwillen über seinen Urheber, so doch mit dem Gefühle herber Trauer denken. Solche patriotische Trauer ist es, deren Ausdruck wir, neben dem der stolzen Freude an dem ruhmgekrönten Nationalhelden, in der vorliegenden Schrift zu vernehmen meinen. Allerdings wird sie nicht eigentlich laut, sie klingt nur leise an und durch. Doch kann das auch nicht füglich ander sein; unter den gegebenen Umständen war eben kein Klage lied, sondern, wenigstens in erster Linie, ein Lobgesan am Orte.

Man darf überhaupt diesen Ursprung unserer Schrif bei ihrer Beurtheilung nicht außer Acht lassen. Von eine

Vortrag, der „bei der Enthüllungsfeier des Standbildes Karl's XII., am hundertfunfzigsten Gedenktage seines Todes, in der Militärischen Gesellschaft zu Stockholm" gehalten wurde, kann eine ganz unbefangene, objective Behandlung seines Gegenstandes weder verlangt, noch erwartet werden. Wir machen es daher dem Redner nicht zum Vorwurf, wenn er die Schwächen, Fehler und Thorheiten seines Helden zwar nicht verschweigt oder vertuscht, doch aber zu entschuldigen und in ein milderes Licht zu stellen sucht. Man läßt sich diese Versuche um so eher gefallen, da sie großen Scharfsinn und eine genaue Kenntniß der in Betracht kommenden Verhältnisse bekunden. Die Motive, Erwägungen, Berechnungen, welche zur Erklärung oder Rechtfertigung mancher unheilvollen Schritte Karl's geltend gemacht werden, sind mitunter so glaubwürdig, daß man sich unwillkürlich geneigt fühlt, zu sagen: der Mann hat recht und eben nur Unglück gehabt.

Freilich erinnert man sich bald, daß man es lediglich mit wohlgemeinten Voraussetzungen zu thun hat, und bleibt bei der Ansicht, daß für das schließliche Fiasco des Königs weit mehr sein trotziger Eigenwille und bornirter Starrsinn als ein widriges Verhängniß verantwortlich zu machen ist.

Der Verfasser kennt übrigens dieses maßlose Selbstgefühl sehr wohl, weist auch auf die Verhältnisse hin, durch welche seine Entwickelung gefordert wurde, auf die unvollendete Erziehung, die vorzeitige Uebertragung der Regierungsgewalt u. s. w. Wenn er aber bei diesem wie auch bei spätern Anläßen meint, Karl wäre unter andern Umständen vielleicht ein anderer gewesen, so sind das Vermuthungen, von welchen wir nicht viel halten. Es kommt bei historischen Persönlichkeiten nur darauf an, festzustellen, was sie waren und wie sie es geworden; was sie hätten werden können, wenn dies oder das sich so oder so gestaltet hätte, ist eine müßige Frage.

Noch bemerken wir, daß die Uebersetzung des Vortrags zwar etwas steif und von undeutschen Worten und Wendungen keineswegs frei ist, sich aber im allgemeinen ganz gut liest. Nicht dasselbe kann von der beigegebenen Biographie König Oskar's II. gesagt werden. Wir wollen von dem Weihrauch nicht reden, den sie mit vollen Händen streut; gewisse Leute können zu und von Fürsten nun einmal nicht anders als im Superlativ sprechen. Was wir rügen, ist die planlose Zusammenstellung von ungeordneten Notizen und mehr noch die überaus mangelhafte Sprache. Wer des Deutschen so wenig mächtig ist, sollte sein Manuscript von einem Kundigen durchsehen lassen, bevor er es in die Presse gibt.

Die „Bilder aus Alt-England" von Reinhold Pauli (Nr. 4), die wir den ebenbesprochenen Schriften noch anreihen, erscheinen bereits in zweiter Auflage, ein Beweis, daß sie im Publikum die Anerkennung gefunden haben, welche sie sowol durch ihren interessanten Inhalt wie durch die gründliche und zugleich anziehende Behandlung desselben mit vollem Rechte verdienen. Diese beifällige Aufnahme hat den Verfasser wol auch ermuntert, an seine Arbeit die bessernde Hand zu legen, deren sie zu bedürfen schien. Es ergab sich ihm nämlich „bei der Durchsicht der kleinen Abrisse und Versuche, daß, da seit funfzehn Jahren auch für die mittelalterliche Geschichte Englands unsere Kenntniß namhaften Zuwachs erhalten hat, gar manches in der Darstellung nicht mehr so bleiben konnte wie damals". So sind denn die beiden einleitenden Aufsätze zu einem zusammengezogen worden, der jetzt die Aufschrift trägt: „Kirche und Kloster". Die übrigen Essays haben sämmtlich mehr oder minder erhebliche Berichtigungen und Zusätze erfahren. Neu hinzugekommen ist eine Abhandlung über „Die Politik Wilhelm's des Eroberers", bei welcher wir, eben weil sie neu ist, etwas länger verweilen wollen.

Der normannische Eroberer Englands erscheint in der Darstellung Reinhold Pauli's in einem weit günstigern Lichte wie in den gangbaren Geschichtswerken. Nicht als ob er die Fehler und Flecken, welche dem Charakter dieses gewaltigen Mannes anhaften, übersehen oder verschwiegen hätte. Er erwähnt „das Rauhe und Abstoßende seines Wesens", auch „die niedrigen Triebe der Gewinnsucht und Herrschgier, das dunkle Feuer der Leidenschaft, das ihn gleich sehr verzehrte wie irgendeinen jener Vikinge, deren Blut in seinen Adern rollte". Er hebt nicht minder die beispiellose Härte und Grausamkeit hervor, womit er, einem Mordbrenner gleich, den Widerstand der Engländer gegen seine usurpirte Herrschaft strafte und niederwarf. Aber diese dunkeln Punkte fallen doch wenig in die Augen, schon weil der Verfasser sie in eine Umgebung rückt, durch welche sie mehr oder weniger verdeckt werden. Er vertuscht sie nicht gerade, rechtfertigt sie auch nicht, aber er gedenkt ihrer in einem Zusammenhange, der sie entschuldigen kann. Dazu kommt, daß diese Schattenseiten des Menschen vor dem Glorienschein, welcher um das Haupt des Staatsmannes gewoben wird, fast verschwinden. Der Verfasser nennt Wilhelm „einen der größten Staatsbaumeister, die es gegeben hat", und er nimmt wiederholt Gelegenheit, seine „staatsmännische Ein- und Umsicht" zu preisen.

Irren wir nicht, so haben auf diese überaus günstige Beurtheilung die Vorgänge und Tendenzen der Gegenwart einigen Einfluß gehabt. Die Freude an der endlichen Einigung Deutschlands und das noch nicht ganz verschwundene Misbehagen über seine frühere Zersplitterung mag einen Patrioten wol bestimmen, wo immer er in der Geschichte dem Streben begegnet, das Staatswesen einheitlich zu gestalten, mit seinem Beifall nicht zurückzuhalten. Ebenso wird, wer in dem gegenwärtigen Culturkampfe für die Unabhängigkeit des Staats eintritt, überall da Anlaß zu voller Zustimmung finden, wo er eine entschiedene Zurückweisung der hierarchischen Ansprüche wahrnimmt. Jedenfalls sind es diese beiden Beziehungen, in welchen der Verfasser die Politik des Eroberers vorzugsweise schildert und rühmt. Er weist ausführlich nach, daß und wie Wilhelm bestrebt war, die Einheit des Staats dadurch fest zu begründen, daß er die gegebenen Factoren des staatlichen Lebens der königlichen Gewalt unbedingt unterordnete.

Wilhelm verlieh bekanntlich den massenhaft confiscirten Grundbesitz der widerspenstigen Engländer an seine normannischen Begleiter, ordnete aber die Vertheilung so an, daß aus diesen großen Kronvasallen nicht die mächtigen Territorialherren werden konnten, welche es in Frankreich und Deutschland zu keiner staatlichen Einheit kommen ließen. Er sorgte nämlich dafür, daß ihre Besitzungen kein zusammenhängendes Ganzes bildeten, sondern in verschie-

denen Theilen des Landes zerstreut lagen. Zugleich nöthigte er die Aftervasallen, nicht blos ihrem nächsten Lehnsherrn, sondern auch ihm, dem Könige, und zwar in erster Linie, den Treueid zu leisten. So wurde der hohe Adel dem Monarchen gegenüber ohnmächtig. Aber auch die Städte, welche sich damals, wie der Verfasser zeigt, zum Theil im Besitze nicht unbedeutender municipaler Freiheiten befanden, konnten diese ihre relative Selbständigkeit nicht behaupten. Wilhelm zwang sie, sich unbedingt zu unterwerfen, und er wußte die Unterwerfung durch Anlage von Burgen zu sichern. Auch der hohe Klerus wurde in Abhängigkeit erhalten; der König schrieb nicht nur vor, daß die Bischofssitze und größern Abteien lediglich Normannen zufallen sollten, er wahrte sich auch das Recht, diese Stellen direct oder indirect zu besetzen. Fügen wir hinzu, daß er das Land durch Grafen und Squires, die von ihm ernannt wurden und ihm Rechenschaft ablegen mußten, verwalten ließ, daß er auch in anderer Beziehung die Verwaltung einheitlich organisirte, so ist ersichtlich, daß er allerdings die Grundlagen zu einem festen monarchischen Staatsgebäude gelegt hat.

Was den zweiten Punkt, das Verhältniß zur Kirche, angeht, so war Wilhelm ein rechtgläubiger Katholik und der römischen Curie ergeben, die ja auch, als er zur Eroberung Englands auszog, seinem Unternehmen die religiöse Weihe gegeben hatte. Er ließ es daher an reichen Geldsendungen nach Rom nicht fehlen und trug Sorge, daß dem Klerus der Zehnte regelmäßig entrichtet wurde. Er gestattete auch, daß manche Maßregeln, die damals im Interesse der Kirche getroffen wurden, wie die Ehelosigkeit der Geistlichen, die Verweisung der Ehesachen an die geistlichen Gerichtshöfe u. s. w., in seinem Reiche zur Ausführung gelangten. Er gab nicht minder zu, daß die kirchlichen Dinge aus ihrer bisherigen vielfachen Vermischung mit staatlichen Einrichtungen gesondert wurden und die englische Kirche sich, unter der Leitung des berühmten Lanfranc, einheitlich constituiren und ihre eigenen Angelegenheiten selbst verwalten konnte. Freilich durfte die so auf sich selbst gestellte Kirche nichts ohne oder wider seinen Willen anordnen; der König von England war, wie der Verfasser hervorhebt, thatsächlich schon damals das entscheidende Haupt der englischen Kirche. Ebenso wenig gab Wilhelm zu, daß von Rom aus die Rechte des Staats beeinträchtigt wurden. Er verbot, päpstliche Schreiben ohne seine Genehmigung im Lande zu verbreiten, ließ keine fremden Prälaten zu und übte das Recht der Investitur beständig aus, ohne daß selbst ein Gregor VII. es wagte, ihm dasselbe streitig zu machen. Sehr bündig ist auch die Antwort, die er diesem Papste ertheilte, als er von ihm die Anerkennung seiner Oberlehnsherrschaft über England verlangte: „Den Treueid habe ich weder leisten wollen, noch will ich es, weil ich es nicht versprochen, sondern mich überzeugt habe, daß meine Vorgänger ihn den deinigen nicht geleistet haben." Im ganzen also läuft die Politik Wilhelm's nach dieser Seite hin auf das hinaus, was auch heute noch als ersprießlich oder nothwendig gilt: auf freie Bewegung der Kirche innerhalb ihrer eigenen Sphäre, aber zugleich auf entschiedene Abwehr aller Uebergriffe, welche sie in das Machtgebiet des souveränen Staats versuchen möchte.

Preiswürdig wie dieses Verhalten des Königs sein mag, glauben wir doch, daß die ihm vom Verfasser gezollte Anerkennung das richtige Maß überschreitet. Man erhält bei der Lektüre seiner Ausführungen den Eindruck, als ob Wilhelm alle diese Anordnungen mit voller Einsicht in ihren allgemeinen Werth und selbst in weiser Voraussicht ihrer künftigen heilsamen Wirkungen getroffen habe. Dem war aber unsers Erachtens nicht so. Wenn der Eroberer neben seiner monarchischen Gewalt in Staat und Kirche keine andere zuließ, welche sie hätte schwächen oder hemmen können, so geschah es, weil er, eine „souveräne Natur", wie der Verfasser ihn treffend nennt, keine Macht über oder neben sich dulden mochte. Vermuthlich hat er sich um die Natur und die etwaigen spätern Folgen seiner Maßnahmen wenig gekümmert; er traf sie, weil sie seinem autokratischen Sinne entsprachen und die Erreichung seines Zwecks, einer unbeschränkten Selbstherrschaft, sicherten.

Uebrigens kann es noch einigermaßen zweifelhaft erscheinen, ob die in Rede stehenden Institutionen wirklich so gut und werthvoll gewesen sind, wie der Verfasser sie darstellt. Man könnte fragen, ob die Stellung, welche die englische Kirche unter Wilhelm an sich wie zum Staate gewann, in späterer Zeit neben den guten nicht auch schlechte Früchte getragen habe. Ebenso ließe sich vielleicht behaupten, daß die starke staatliche Einheit, welche von Wilhelm gegründet wurde, sich nicht nur wohlthätig, sondern auch in mehr als einer Rücksicht nachtheilig erwiesen hat. Allerdings wurde durch sie die Zersplitterung des Staats, die wir heute so sehr beklagen, verhindert, mit ihr aber auch manche heilsame Wirkung, welche sie da, wo sie bestand, gehabt hat.

Dieser Gedanke trat uns nahe, als wir die Abhandlung des Verfassers über „John Wicliffe" lasen. Wicliffe ist ohne Frage einer der hervorragendsten Reformatoren vor der Reformation. Auch Reinhold Pauli will ihn als solchen anerkannt wissen, und er ist, indem er das Leben und Wirken dieses merkwürdigen Mannes eingehend schildert, zugleich bemüht, die wesentliche Uebereinstimmung seiner Lehren mit denen Luther's und seiner Genossen nachzuweisen. In der That hat schon Wicliffe alle die Principien aufgestellt, welche von den spätern Reformatoren geltend gemacht wurden. Er vertritt die Autorität der heiligen Schriften gegenüber den päpstlichen Decretalen und den Beschlüssen der Concilien; er kennt nur einen Vermittler zwischen Gott und den Menschen, Christus, und erklärt den Glauben an diesen für das einzige Mittel des Heils. Die Gemeinschaft der also Gläubigen ist ihm die wahre Kirche; den katholischen Gegensatz von Laien und Geistlichen läßt er somit nicht gelten. Er bekämpft auch die mit diesem Unterschiede in engstem Zusammenhang stehende katholische Lehre von der Transsubstantiation.

Man sieht, Wicliffe stellt die Grundlagen der römischen Kirche schon ganz ebenso in Frage, wie es anderthalb Jahrhunderte später geschah. Es drängte sich da von selbst die Frage auf, wie es kam, daß die von ihm angeregte religiöse Bewegung in England keine praktische Bedeutung erlangte. An dem Manne lag das schwerlich; war er auch zunächst gelehrten Studien ergeben, es fehlte ihm doch keineswegs an Interesse und Geschick für ein praktisches Wirken. Dies beweist aber schon seine eifrige Thätigkeit

als Docent, Prediger und Seelsorger. Nicht minder spricht dafür sein lebhafter Antheil an den Streitigkeiten, in welche die englische Regierung zu seiner Zeit mit dem päpstlichen Stuhle verwickelt war, ein Antheil, den der Verfasser genau verfolgt und in ein möglichst helles Licht stellt. Auch hat er es ja an Bemühungen, seine religiösen Ansichten im Volke zu verbreiten, nicht fehlen lassen. Es konnten daher nur die gegebenen Verhältnisse die Schuld tragen, wenn seine reformatorische Thätigkeit ohne nachhaltige Ergebnisse blieb.

Der Verfasser bemerkt gelegentlich, daß, wenn der Herzog von Lancaster, mit welchem Wicliffe längere Zeit in nahen Beziehungen stand, ein Mann wie etwa Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen gewesen wäre, seine Sache vielleicht eine andere Wendung genommen hätte. Dieser Vermuthung liegt wol der sehr richtige Gedanke zu Grunde, daß auch in Deutschland die Reformation schwerlich durchgedrungen wäre, hätten sich nicht gleich anfangs mächtige Reichsstände für sie erklärt. Daß es aber solche gab, war doch eine Folge der Zersplitterung, welcher das Deutsche Reich damals schon anheimgefallen war. Wäre dasselbe eine centralisirte Monarchie, etwa unter dem Scepter der Habsburger gewesen, so würde hier, fürs erste wenigstens, die reformatorische Bewegung wahrscheinlich ebenso im Sande verlaufen sein wie früher in England. Daß es jenseit des Kanals bei dem bloßen Anlaufe blieb, lag jedenfalls vorzugsweise daran, daß die monarchische Centralregierung sich gegen die Bestrebungen Wicliffe's gleichgültig oder gar feindlich verhielt, und es neben ihr keine andern politischen Gewalten gab, die sich ihrer mit Erfolg annehmen konnten. Wäre England zu dieser Zeit politisch ebenso getheilt gewesen wie später Deutschland, wer weiß, ob es nicht, mit Milton zu reden, der freilich nur den Widerstand der Prälaten betont, den Vorsprung genommen hätte? Doch wir wissen wohl, daß wir mit solchen Hypothesen eine sehr überflüssige Conjecturalgeschichte treiben. Es kam uns auch nur darauf an, zu zeigen, daß, wie werthvoll eine Institution an sich auch sein mag, sie doch unter Umständen nachtheilig wirken kann, und andererseits Zustände, die in mancher Rücksicht tadelnswerth erscheinen, sich zuweilen wohlthätig erweisen.

Wir können die übrigen Aufsätze der Sammlung hier nicht eingehender besprechen, wollen indeß für die Leser, welchen die erste Auflage nicht bekannt geworden ist, die Titel derselben hersetzen: „Kirche und Kloster"; „Das Parlament im 14. Jahrhundert"; „Englands älteste Beziehungen zu Oesterreich und Preußen"; „Kaiser Ludwig IV. und König Eduard III."; „Der Hansische Stahlhof in London"; „Zwei Dichter, Gower und Chaucer"; „König Heinrich V. und König Sigismund"; „Die Jungfrau von Orleans"; „Herzog Humfrid von Gloucester. Bruchstück eines Fürstenlebens im 15. Jahrhundert"; „London im Mittelalter".

Zur Erzählungsliteratur.

Die auf dem Gebiet des Romans und der Novelle unter dem Autornamen Luise Ernesti wohlbekannte Frau Malvine von Humbracht hat ihre zahlreichen Productionen wieder um einen zweibändigen Roman vermehrt, der den Titel führt:

1. Ein kaiserlicher Wahlspruch. Von Luise Ernesti. Erste Abtheilung: Die Glieder eines Stammes und ihres Hauses Vorgeschichte. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 9 M.

Der Roman führt uns von seinem Ausgangspunkt im Jahre 1842, mehr rückwärts als vorwärts schreitend, in und durch ein Labyrinth sehr verwickelter Familienverhältnisse und Familienconflicte, die sich durch drei volle Generationen von drei verschiedenen und über drei Länder zerstreuten Hauptlinien eines hochansehnlichen, noch aus den Zeiten der Karolinger stammenden fränkischen Adelsgeschlechts hindurchziehen, bis wir endlich am Schlusse des Romans, welcher der Zeit nach nur unerheblich über dessen Ausgangspunkt hinausreicht, bei den noch unerwachsenen Sprößlingen der dritten Generation anlangen. Diese werde voraussichtlich in der zweiten Abtheilung des Gesammtwerks: „Ein kaiserlicher Wahlspruch" (unter welchem Wahlspruch, beiläufig gesagt, der Adolf's von Nassau: „Besser ein Mann sein und kein Geld haben, als Geld haben und kein Mann sein!" verstanden ist), ihre Rolle spielen. Die Beziehungen dieser drei Geschlechtslinien zueinander und des Weitern zu ihren ebenfalls in Betracht kommenden Nebenlinien sind aber derart bunt durcheinandergeworren, daß der Leser nur bei peinlichster Aufmerksamkeit und selbst dann nur mit Beihülfe fortlaufend von ihm aufzuzeichnender Notizen über Namen, Verwandtschaftsgrade und Chronologie der in Betracht kommenden Personen, aus denen ihm dann allmählich erst ein orientirender Stammbaum erwächst, das nothwendige Verständniß für jene subtilen Familienbeziehungen zu gewinnen vermag. Gerade in die geheimnißvolle und fatalistische Verschlingung derselben hat aber die Verfasserin den Schwerpunkt des materiellen Romaninteresses gelegt. Höher schlagen wir übrigens das geistige Interesse an, das sich geltend macht in dem Gegensatze des Segens redlicher Arbeit in bürgerlichem Erwerbsberufe bei den Gliedern der einen Linie und des Fluchs starrsinnig an seinen eingebildeten Prärogativen festhaltenden aristokratischen Hochmuths und frevelhaften Leichtsinns bei den Gliedern der andern Linien des alten Adelsgeschlechts, das im Laufe der Zeiten durch die Macht der Verhältnisse von seiner frühern Höhe herabgestürzt wurde. Die Ausführung dieser sittlichen Gegensätze gibt der Verfasserin willkommenen Anlaß zu einer sehr minutiösen und psychologisch vertieften Charakteristik ihrer Hauptgestalten, die wol dazu angethan ist, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln, welche sonst durch die retardirende Erzählungsweise, sowie deren unablässige, höchst unbequeme und nur die Illusion störende Kreuz- und Quersprünge aus der Gegenwart in die Vergangenheit und wieder zurück, im Verein mit den schon vorerwähnten starken Ansprüchen an unsern Merksinn für Namen und Verwandtschaftsgrade, leicht zu

vorzeitiger Ermüdung gebracht werden könnte. Vermehrt noch wird diese Gefahr durch die bedenkliche Hinneigung der Autorin zu schwerfälligem Periodenbau und die schleppende Gangart ihres umständlich breiten, mit Pleonasmen überladenen Stils.

2. Der slawische Bauernkönig. Historischer Roman in zwei Bänden von H. M. Penn. Jena, Costenoble. 1874. 8. 6 M. 75 Pf.

Dieser Roman schildert jenen großen Bauernaufstand, welcher im Jahre 1573 unter der Regierung Kaiser Maximilian's II., infolge der langjährigen, alles erträgliche Maß übersteigenden Bedrückungen der robotpflichtigen Landbevölkerung durch Adel und Beamtenthum, in Oesterreichs slawischen Kronländern Kroatien und Krain zum Ausbruch kam, bald auch die wendischen Theile Kärntens und Steiermarks ergriff und erst nach wechselvollen blutigen Kämpfen, deren Schauplatz vorzugsweise die Ufer der Save waren, durch das Aufgebot einer größern Heeresmacht unter dem Oberbefehl des kaiserlichen Feldobersten Freiherrn von Thurn gedämpft werden konnte. Der Hauptführer dieses zwar kurzen, nur wenige Monate dauernden, nichtsdestoweniger aber durch seine anfänglichen Erfolge und wachsenden Dimensionen für die Ruhe des Gesammtstaats höchst bedrohlichen slawischen Bauernaufstandes war der Kroat Ilija Gregoric, ein einfacher Landmann von hellem Kopfe, edelm Sinn und einiger militärischer Bildung, die er sich als Grenzsoldat in den Türkenkriegen angeeignet hatte. Ihn hat der Erzähler zum natürlichen Mittelpunkt und Helden des Romans gemacht und seiner schlichten Gestalt ein romantisches Relief zu geben gesucht durch die glühende Leidenschaft, die der kühne Bauer der schönen Banin von Kroatien, einem dämonischen Amazonenweibe, einflößt, die er aber nicht erwidert und selbst dann noch zurückweist, als die stolze Fürstin dem nach Niederwerfung des Aufstandes eingekerkerten und zum Tode verurtheilten Empörer um den Preis ihrer Erhörung die Rettung und eine glänzende Zukunft an ihrer Seite anträgt. Der charakterstarke, unbeugsame Mann bleibt seinem geliebten Weibe ein treuer Gatte und besiegelt diese Treue mit seinem Blute auf dem Schaffot.

Wenn des Autors mehr äußerliche als innerliche Charakteristik wol größere Vertiefung wünschen läßt, so dürfen wir doch um so rückhaltloser sein entschiedenes Gestaltungstalent anerkennen, das mit der ihm eigenthümlichen kräftigen, gedrungenen und plastischen Darstellungsweise nicht selten echt dramatische Wirkungen erzielt.

Mit einer Sammlung von psychologisch-interessanten Criminalgeschichten, frei nach dem Holländischen von Christemeyer's „Vertaalen uit het Strafrecht", unter dem Titel:

3. Aus der Verbrecherwelt. Eine Sammlung von psychologisch-interessanten Criminalgeschichten. Frei nach dem Holländischen von Rudolf Müldener. Leipzig, Mutze. 1874. 8. 7 M.

hat der Verfasser die seit dem „Neuen Pitaval" und Temme's Novellen in Deutschland so beliebte Specialität der Criminalerzählung bereichert. Leider liegen den uns hier vorgeführten, nach der Versicherung des holländischen Erzählers entweder direct aus den Acten gezogenen oder aus sonstigen authentischen Quellen geschöpften, meist um Diebstahl und Raubmord sich drehenden sechzehn Criminalfällen bis auf wenige Ausnahmen nur ganz ordinäre Motive zu Grunde, die gerade nicht besonders geeignet sind, das vom deutschen Bearbeiter und Herausgeber dieser Sammlung sowol auf dem Titelblatt wie im Vorwort ausdrücklich und, wie uns bedünken will, etwas reclamenhaft vindicirte Epitheton „psychologisch-interessant" zu rechtfertigen. Zutreffend für dies letztere möchten wir nur jene Erzählungen nennen, welche die Ueberschriften „Der Landschaftsmaler", „Der arme Tischler", „Die Freifrau von Grödenrode" führen, und zwar vorzugsweise die erstere, die uns ein ergreifendes Seelenbild eines von den schrecklichsten Gewissensbissen gefolterten und wie von den Erinnyen ruhelos umhergepeitschten Vatermörders entrollt. Die übrigen Erzählungen können im allgemeinen nur ein specifisch-criminalistisches Interesse beanspruchen, das übrigens insofern noch immer bedeutend genug erscheint, als in den meisten derselben entweder die Verfolgung, beziehentlich Untersuchung eines Verbrechens nebenher noch zur zufälligen Entdeckung eines bisher unbekannt gebliebenen andern, oft noch weit größern Verbrechens führt, oder ein ergriffener Unschuldiger infolge eines unglücklichen Zusammenflusses von gravirenden Verdachtsmomenten, scheinbar untrüglichen Indicien und zutreffenden Aussagen sich selbst täuschender oder gar falscher Zeugen für den nichtergriffenen, oft erst nach langen Jahren sich herausstellenden Schuldigen büßt. Das ist dann der leidige Justizmord, der wunde Fleck aller Criminaljustiz von altersher, dessen gänzliche Beseitigung selbst die großen Reformen der Neuzeit mit ihrem öffentlichen und mündlichen Anklageverfahren und ihrem Schwurgericht bis auf den heutigen Tag noch immer nicht erreicht haben. Besonders merkwürdig vollzieht sich solcher Justizmord in der Erzählung „Der Pferdedoctor"; den Helden derselben, der des Raubmordes angeklagt ist, bringt eine bis zur Doppelgängerei frappante Aehnlichkeit mit dem wirklichen Mörder unschuldig aufs Schaffot. Bemerkenswerth in Betreff des Ueberführungsbeweises sind zwei Raubmordfälle, bei deren einem der Titel eines Lustspielmanuscripts, beim andern ein ausgerissenes Blatt aus einem hebräischen Gebetbuch zum Verräther des Schuldigen wird. Ein weiteres Interesse erhalten die sämmtlich in Holland, einschließlich der vlämischen Provinzen des heutigen Belgien, und zwar der Mehrzahl nach in der zweiten Hälfte des vorigen, zum kleinern Theil zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts spielenden Criminalgeschichten durch die mancherlei Eigenthümlichkeiten des damaligen holländischen Strafverfahrens, das noch mit heimlichem Proceß und Folter prakticirt.

Leider ist die deutsche Bearbeitung des holländischen Originals in stilistischer Beziehung nicht immer die sorgfältigste, stellenweise sogar salop, obgleich der Uebersetzer sonst, wo er selbständig literarisch aufgetreten ist, sich derartige Mängel nicht zu Schulden kommen läßt.

Friedrich Biedermann.

Ein Märtyrer der Wissenschaft.

Galileo Galilei und die römische Curie. Nach den authentischen Quellen von Karl von Gebler. Stuttgart, Cotta. 1876. Gr. 8. 8 M.

Bisher besaß die deutsche Literatur keine ausführliche Biographie des berühmten italienischen Astronomen nach den zuverlässigsten Quellen. Auch das vorliegende Buch will eine solche nicht in allen den großen Mann betreffenden Punkten liefern, sondern sich darauf beschränken, sein Verhältniß zur römischen Curie der wissenschaftlichen Forschung zu unterstellen. Dasselbe ist nach den besten Quellen bearbeitet, erschwert aber seinen Gebrauch selbst durch den vollständigen Mangel an einem Inhaltsverzeichniß und Register, was, wie man denken sollte, doch das Geringste wäre, das von einiger Rücksicht auf die Leser erwartet werden darf.

Am Todestage Michel Angelo Buonarroti's geboren (18. Februar 1564) und zum Kaufmann bestimmt, wandte sich Galilei in der Klosterschule zu Valombrosa bei zeiten den Wissenschaften und Künsten zu. Darauf wurde er doch vom Vater zum Arzte bestimmt, trotzdem wies ihn sein Genius auf die Bahn der Mathematik. Mit ärmlichem Gehalt wurde er 1589 Professor dieses Fachs in Pisa, wo er vom schiefen Thurme herab das Gesetz bewies, daß Körper von derselben Dichtigkeit, aber verschiedenem Gewichte von derselben Höhe mit gleicher Geschwindigkeit fallen, und so die damals für unfehlbar gehaltene Behauptung des Aristoteles Lügen strafte. Ränke der Aristoteliker und eines durch des Gelehrten Urtheil beleidigten experimentirenden Halbprinzen vertrieben ihn von Pisa, und er wurde 1592 Professor in Padua. Längst hatte er sich dem Kopernicanischen Weltsystem zugewandt und correspondirte darüber mit Kepler, wagte aber nicht seine Ansicht zu veröffentlichen — eine Aengstlichkeit, welche, fern davon ihm zu nützen, ihm nur vielen Kummer und ungünstige Beurtheilung seines Charakters zugezogen hat. Seine Ueberzeugung befestigte sich jedoch erst recht in ihm, als er, wenn auch nicht der Erfinder des Fernrohrs, doch der erste wurde, der dasselbe zu astronomischen Beobachtungen anwandte, worauf sich ihm die Gebirge des Mondes, die Trabanten des Jupiter und der Ring des Saturn enthüllten (welch letztern er freilich zuerst für eine Vervielfältigung des Planeten hielt). Die Glaubenswuth und die Beschränktheit der Feinde allen Fortschritts ließ jedoch kein Mittel unversucht, Galilei anzufeinden und sogar des Betrugs zu verdächtigen. Dennoch brach sich sein Ruhm Bahn in der Heimat und Fremde. Im Jahre 1610 wurde er als Philosoph des Großherzogs nach seinem engern Vaterlande Toscana zurückberufen — ein Ereigniß, das zu seinem Verderben ausschlagen sollte. Ein Verbleiben im venetianischen Dienste hätte ihn ohne Zweifel gerettet, wenn es auch vom Verfasser nicht gerechtfertigt ist, die Adelsdespotie Venedigs als eine „reine, gesunde republikanische Atmosphäre" darzustellen. In Florenz entdeckte Galilei die wechselnden Lichtphasen der Venus und des Mercur, woraus sich ihre Umdrehung um die Sonne ergab. Die Sonnenflecken führten ihn ferner auf die Annahme einer Achsendrehung der Sonne. Als er seine Entdeckungen auch in Rom zeigte, wohin er 1611 mit seinen Fernrohren ging, wurde bereits die Inquisition auf ihn aufmerksam. In demselben Jahre begannen seine Gegner, seine Entdeckungen als gegen die Heilige Schrift verstoßend zu bezeichnen. Unbeirrt durch das Gekläffe elender Laffen, welche sich Gelehrte nannten, fuhr Galilei in seinen Arbeiten fort und ergriff 1613 öffentlich für die Kopernicanische Lehre Partei. Aber bald mußte er sehen, wie er in ein Wespennest gestochen, und es zeigt sich seine Furcht vor der Inquisition darin, daß er es sogar der Mühe werth hielt, sein System mit der Sage von Josua's Befehl an Sonne und Mond in Uebereinstimmung bringen zu wollen! Die Dominicaner, diese Ketzerriecher von Beruf (obschon infolge ihrer Leugnung der unbefleckten Empfängniß jetzt selbst verdammt), eröffneten den Feldzug der Beschränktheit und Bosheit gegen den Forscher, predigten gegen ihn und zeigten ihn der Inquisition an. Es wurde eine geheime Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Man scheute dabei weder Widersprüche, noch Lächerlichkeiten, noch Perfidien. Um sich zu vertheidigen, ging Galilei 1615 nach Rom, wurde ehrenvoll aufgenommen und bewirkte die Verwerfung der gegen ihn erhobenen Anklagen. Er gab sich jedoch damit nicht zufrieden, sondern strebte auch danach, dem von ihm vertretenen Weltsystem Anerkennung zu verschaffen. Indem er hierfür Propaganda machte, reizte er die Inquisition von neuem gegen sich auf, und dieselbe erklärte am 19. Februar 1616 feierlich die Ansicht, daß die Erde sich um sich selbst und die Sonne bewege, als thöricht, absurd und ketzerisch. Am 25. Februar befahl der Papst dem Cardinal Bellarmin (Jesuit und sonst Gönner Galilei's), den Gelehrten vor sich zu rufen und ihn zum Aufgeben der anstößigen Meinung zu ermahnen; wenn er sich aber dessen weigern würde, solle ihm verboten werden, seine Lehre vorzutragen, zu vertheidigen und zu besprechen, und wenn er sich dabei nicht beruhige, sei er einzukerkern. Dem Berichte hierüber ist in dem Vatican-Manuscripte, welches den Proceß Galilei's enthält, ein weiteres Protokoll angeschlossen, welches im Widerspruche mit obigem behauptet, der Cardinal hätte dem Astronomen, ohne daß dieser sich weigerte seine Lehre aufzugeben, das Festhalten an derselben verboten, und diesem habe sich Galilei gefügt. Der Verfasser weist nun nach, daß dieser zweite Bericht in neuerer Zeit gefälscht und untergeschoben ist, indem ein Protokoll vom 3. März mit dem vom 25. Februar übereinstimmt, nach welchem der Gelehrte ermahnt worden, seine Lehre aufzugeben, wobei er sich auch beruhigt hätte. Darunter sei aber, glaubt der Verfasser und unterstützt dies auch richtig durch Anführung eines päpstlichen Decrets vom 5. März bezüglich verbotener astronomischer Bücher, nur das Festhalten an jener Lehre als ausgemachter Wahrheit zu verstehen; als Hypothese sie vorzutragen, wäre ihm gestattet gewesen. Wenn Galilei sich diesem echt jesuitischen Kniffe fügte, dieselbe Sache, die er als Wahrheit erkannt, nicht als solche, sondern nur als Hypothese lehren zu dürfen, so ist dies aus der Furcht vor Kerker und Scheiterhaufen erklärlich; wenn aber der

Verfasser sich dabei „beruhigt" und für die Curie ob dieser elenden Heuchelei kein Wort des Tadels hat, so können wir dies nur lebhaft bedauern. Er sagt allerdings, daß damit der Wissenschaft schnöde ins Angesicht geschlagen wurde, hebt aber nicht hervor, was eigentlich der Kern der Sache ist, daß darin nämlich eine auf Seite sogenannter Hirten der Menschheit doppelt unverantwortliche Zweizüngigkeit liegt. Des Verfassers Urtheil paßte nur, wenn die Lehre sofort schlechtweg verdammt worden wäre.

Die erwähnten Maßregeln hatten indessen zur Folge, daß Galilei sieben Jahre verstreichen ließ, ehe er wieder mit Ergebnissen seiner Studien vor die Oeffentlichkeit trat. In der Zwischenzeit verleugnete er sich selbst so sehr, daß er seine Ueberzeugung in Briefen als Dichtung, Traum und Wahn hinstellte. Das half ihm aber wenig; selbst seine unverfänglichen Ansichten über die Kometen wurden von dem Jesuiten Grassi mit einem Eifer verdammt, als ob es sich um Glaubenssachen handelte. Zu gleicher Zeit starb Galilei's Herr, Cosmo II. von Medici, und Toscana kam unter die vormundschaftliche Regierung zweier papistischer Weiber für den minderjährigen Ferdinand II. Im Jahre 1623 erschien dann, wie angedeutet, und zwar mit päpstlicher Censur, die Schrift Galilei's „Il Saggiatore", eine Abwehr gegen Grassi, worin er sich jedoch leider gezwungen sah, den Widerspruch zu äußern: die Kopernicanische Lehre, „welche er als frommer Katholik für gänzlich unrichtig erachte und vollständig leugne", stehe in vorzüglichster Uebereinstimmung mit den teleskopischen Entdeckungen, die im Gegentheil mit den andern Weltanschauungen durchaus nicht in Einklang zu bringen seien. Zum Schlusse sprach er aus, da die Kopernicanische Lehre von der geistlichen Autorität verdammt, die Ptolemäische nach den neuern Forschungen unhaltbar, und die des Tycho de Brahe noch unzureichend sei, müsse man nach einer neuen suchen. Trotzdem wurde das Buch von Galilei's Feinden bei der Inquisition denuncirt, jedoch ohne Erfolg; ja Papst Urban VIII. las es mit Wohlgefallen. Derselbe sprach sogar den Wunsch aus, Galilei bei sich zu sehen, und der Gelehrte machte sich auf den Weg, indem er den Wahn hegte, den Papst für das Kopernicanische System günstig stimmen zu können. Er mußte aber einsehen, daß nichts zu hoffen sei, obschon ihn der Papst mit Gunstbezeigungen überhäufte. Letztere ermuthigten ihn indessen zu einer Streitschrift zur Vertheidigung der Kopernicanischen Lehre, in der er diese jedoch abermals als nicht wahr bezeichnen zu müssen glaubte. Aber die so vielfach von Kurzsichtigen für wissenschaftliche Köpfe gehaltenen Jesuiten waren es auch jetzt wieder, welche gegen den Forscher Ränke spannen und in Ermangelung besserer Argumente durch Grassi's Feder behaupteten, Galilei's Physik führe dazu, das „wirkliche Enthaltensein des Leibes Christi im heiligen Abendmahl abzuleugnen"! Dieser Angriff fand indessen wenig Zustimmung. Galilei aber ging 1629 an sein Hauptwerk: „Dialog über die beiden wichtigsten Weltsysteme, das Ptolemäische und Kopernicanische". Es ist ein Gespräch zwischen seinen Freunden Sagredo und Salviati, als Vertreter des letztern, und einem gewissen Simplicius, als Vertheidiger des erstern. Das Werk ist durchaus satirisch gehalten, wozu er durch das heuchlerische Verhalten der Curie gezwungen war. Die Einleitung nennt sogar das päpstliche Edict von 1616 gegen die Kopernicanische Lehre ein „heilsames", und der Schluß läßt die Vertheidiger der letztern sich bei Simplicius entschuldigen — während der übrige Inhalt durchaus in glänzendster Weise eine Verherrlichung der neuern Weltanschauung darbietet. Um den Druck des Buchs zu ermöglichen, fand sich Galilei um so eher bewogen, nach Rom zu gehen, als er gehört hatte, der Papst habe sich geäußert, jenes Decret wäre unter seiner Regierung nicht erlassen worden. Die Erlaubniß zum Druck wurde indessen nur nach einer sogenannten Correctur gewährt, welche alle dem neuen Weltsystem günstigen Stellen hypothetisch umarbeitete! Aber es war daran noch nicht genug, sondern man machte noch viele weitere Schwierigkeiten, welche den Druck jahrelang hinauszögerten. Erst 1632 konnte derselbe beendet werden, und das Buch wurde mit großem Beifall von den Unabhängigen, mit Wuth von den Knechten des Buchstabens aufgenommen. Die beiden Parteien geriethen im Feuereifer gegeneinander. Die Jesuiten standen unter den Gegnern der freien Forschung voran und suchten sogar dem Papste die Meinung beizubringen, daß unter dem Simplicius niemand anders als er verstanden wäre! Seitdem war das Einschreiten der Inquisition gegen Galilei eine beschlossene Sache. Rom untersagte dem Verleger der „Dialoge" den fernern Verkauf derselben. Als Mittel aber, um den Verfasser vor die Inquisition zu bringen und (wie man beabsichtigte) ihn zu Grunde richten zu können, mußte jenes erst zu diesem Zwecke gefälschte Protokoll vom 26. Februar 1616 dienen, welches wir oben erwähnt haben. Man beschuldigte ihn damit, einen Befehl, der ihm verboten hätte, seine Lehre vorzutragen (der aber nie erlassen war), übertreten zu haben, ferner: ohne Befehl die Druckerlaubniß auf den Titel des „Dialogs" gesetzt, die Vertheidigung der Ptolemäischen Lehre einem Schwachkopf in den Mund gelegt, in dem Werke öfter den Bereich der Hypothese verlassen zu haben u. s. w. Die Sache wurde äußerst hastig dem Inquisitionsgericht übergeben.

Der nun siebzigjährige und kranke Galilei wurde auf den October 1632 nach Rom citirt, in einer Zeit, da die ganze Gegend von der Pest heimgesucht war. Mit Noth erlangte er einen Aufschub. Im December erschien der Befehl, den Gelehrten auf seine Kosten gefangen und in Eisen nach Rom zu bringen, und der Großherzog von Toscana wagte es nicht, seinen Hofphilosophen zu schützen; er that nur so viel, ihn statt des Eisens in seiner Sänfte im Januar bis nach Rom bringen zu lassen, wo er erst im Februar ankam. Der völlig gebrochene Mann erschien am 12. April vor dem Inquisitionsgericht, welches sich wirklich völlig auf das gefälschte Protokoll stützte, dem gegenüber Galilei umsonst die Wahrheit verfocht; aber er verlor leider völlig den Muth, seine wissenschaftliche Ueberzeugung festzuhalten, und erbot sich sogar, eine Widerlegung derselben zu schreiben — freilich aus Mangel an Sehnsucht nach dem Flammentode des Giordano Bruno u. a. Am 21. Juni fand daher seine unwürdige Verleugnung selbstgefundener Wahrheiten statt, und er war dabei so bereitwillig, daß es der angedrohten Folter nicht bedurfte, um ihn zur vollständigsten Unterwerfung zu bringen. Auch war er wahrscheinlich niemals förmlich eingekerkert, sondern in anständigen Zim-

mern und während eines Theils seines Aufenthalts zu Rom im Palaste des für ihn außerordentlich und aufopfernd besorgten toscanischen Gesandten Niccolini untergebracht. Der 22. Juni brachte das ewige Schandmal Roms, die Verurtheilung wissenschaftlicher Wahrheit, an das Licht des Tags, und zwar gestützt auf ein gefälschtes Schriftstück, das die freche Lüge enthielt, als wäre dem Gelehrten der fernere Vortrag seiner Lehre verboten worden. Das Urtheil lautet auf Verbot des „Dialog", Kerker für den Verfasser auf eine nach Ermessen des heiligen Officiums zu bestimmende Dauer, und Verpflichtung desselben, in den drei folgenden Jahren wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen zu sprechen! Wahrlich, es bedarf nicht der Folter und des Kerkers, um die Curie zu verurtheilen; der bloße Inhalt dieses Decrets bedeckt sie für ewige Zeit mit Schmach. Des Angeklagten berüchtigte feierliche Abschwörung der Entdeckungen vor dem Ketzergericht beschloß würdig die Komödie. Der Papst begnadigte nun den Gepeinigten zu einer beschränkten Art von Freiheit.

Hat bis dahin der Verfasser im ganzen auf Seite der Wahrheit und der freien Forschung gestanden, so läßt er sich jedoch leider in seinem zehnten Kapitel herbei, die Uebertreibungen, welche die Sage, wie bei andern historischen Ereignissen, so auch bei diesem geschaffen hat, der Bosheit und Leidenschaft zuzuschreiben und dagegen mit einem Eifer aufzutreten, wie ihn kein Römling feuriger zeigen könnte. Es ist allerdings unwahrscheinlich, wenn auch nicht förmlich widerlegt, daß Galilei mit Kerker und Folter Bekanntschaft gemacht, und es ist unwahr, daß er im Bußhemde abschwören mußte und nachher mit dem berühmten geflügelten Worte „Und sie bewegt sich doch" diese Abschwörung zurückgenommen; allein diese Ausschmückungen sind gewiß keiner Bosheit, sondern der gerechten Entrüstung über das Verfahren der Curie entsprossen. Wollte man hier unberechtigte Leidenschaft gegen Rom annehmen (während allerdings eine berechtigte Leidenschaft mit im Spiele war, und zwar eine ethisch begründete), so könnte man ebenso gut die Tell-Sage als eine Bosheit gegen Oesterreich und Kosciuszko's „Finis Poloniae" als eine Animosität gegen Rußland auffassen! Es ist auch bei Galilei die geschichtliche Sagenbildung, welche jene Uebertreibungen schuf und noch gegenwärtig fortwährend solche schafft. Reiner und würdiger steht das Papstthum keineswegs da, auch wenn es den Gelehrten weder gefoltert noch eingekerkert hat; der Wille hierzu war vorhanden und wäre ohne die Abschwörung auch gewissenhaft ausgeführt, wenn nicht gar bis zum Scheiterhaufen getrieben worden. Moralisch ist also die Curie nicht im geringsten gerechtfertigt.

Sein ganzes noch übriges Leben blieb Galilei, wenn auch anscheinend frei, doch thatsächlich ein Gefangener der Inquisition, die ihn trotz aller Verwendungen von Toscana aus, wohin er nun zurückkehrte, nicht frei gab, sondern unter strenger Aufsicht hielt. Auch erschien jetzt, durch ihr Auftreten ermuthigt, eine Menge elender Pamphlete gegen das neue Weltsystem, deren Verfasser sich nicht schämten zu behaupten: die Erde könne sich nicht bewegen, weil sie keine Glieder und Muskeln habe; die Sterne, Sonne und Mond würden durch Engel fortgeschoben, und dies könne bei der Erde schon deshalb nicht der Fall sein, weil in ihrem Innern nur Teufel und keine Engel wohnten! Galilei wurde nach der Villa Arcetri bei Florenz verwiesen und durfte sie ohne Erlaubniß des heiligen Officiums nicht verlassen; ja man drohte ihm mit Einkerkerung, wenn er noch einmal um die Erlaubniß zur Uebersiedelung nach Florenz einkomme, wie er in Anbetracht seiner schwachen Gesundheit gethan. Auch durfte er nur in gewissem beschränkten Maße Besuche empfangen. Trotz dieser Chicanen schuf er noch seine Dialoge „Delle nuove scienze", obschon erblindend. Erst seit diesem traurigen Ereigniß erhielt er die Erlaubniß, nach Florenz ziehen zu dürfen, aber unter Androhung der Einkerkerung und Excommunication, wenn er ausgehe oder mit jemand über die „verdammte Meinung" von der doppelten Erdbewegung spreche. Nichts kennzeichnet so wie dieser Befehl die Angst der Curie vor den ihre Autorität untergrabenden Forschungen der Wissenschaft. Schamloserweise wurde Galilei's eigener Sohn zu seinem Wächter gemacht und demselben eingeschärft, nicht zu dulden, daß Besuche lange verweilten! Nach einiger Zeit mußte er wieder nach der Villa Arcetri zurückkehren; obschon krank und blind und beständig im Auftrage der Inquisition gequält, arbeitete er rastlos fort, bis er am 8. Januar 1642 verschied, fast 78 Jahre alt. Erst über hundert Jahre nach seinem Tode, 1757, hob Papst Benedict XIV. das Verbot der Bücher auf, welche die Bewegung der Erde um die Sonne lehren; erst 1820 erlaubte die Curie das Lehren des Kopernicanischen Systems; erst 1822 gestattete sie das Drucken von Büchern über diesen Gegenstand, und erst 1835 wurden die Bücher, welche die doppelte Erdbewegung lehren, aus dem Index entfernt.

Dem Buche sind die Actenstücke, welche den Proceß Galilei's betreffen, im Original beigefügt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlag von Stilke in Berlin gibt Paul Lindau eine neue Zeitschrift heraus: „Nord und Süd", mit welcher er keiner der bisher bestehenden Concurrenz machen will. Er hat eine Reihe namhafter Mitarbeiter für dieselbe gewonnen und wird vor allem mit seinem eigenen beweglich pikanten Journalistentalent ihr Leser zu gewinnen wissen. Im Grunde ist es wieder ein neuer Versuch, das Problem der „Revue des deux mondes" in Deutschland zu lösen, und insoweit auch trotz der Versicherung des Herausgebers eine neue Concurrenz für die andern Revuen, die nach demselben Ziele streben. Das Publikum kann indeß bei solcher Concurrenz nur gewinnen, und mit dem Angebot wächst auch sehr oft die Nachfrage. Gegen eine Monopolisirung des Journalismus, wie sie neuerdings proclamirt worden ist, müssen wir nach wie vor entschieden protestiren. In der „Gegenwart" weist Paul Lindau darauf hin, wie es wesentlich der Herausgeber ist, der einem Journal seinen Geist und seine Seele einhaucht. Aus solcher Eigenart erwächst in der That die Mannichfaltigkeit der Färbung, welche Zeitschriften von sonst gleichartiger Tendenz zur Schau tragen,

und Heine lang vor, die Mitarbeit [illegible] gemeinsamer literarischer Unternehmungen.

Von der Verlags-[illegible] „Universal-Bibliothek“ liegt eine Zahl neuer Bändchen der [illegible] von verschiedenartigem Inhalt vor; wir finden darunter „[illegible]“ von Friedrich Adolf [illegible], ein Lustspiel von Karl Zastrow „Die [illegible]“, [illegible] Bilder aus der Residenz“ von Ernst Wichert, sodann Schilderungen der „[illegible]“ [illegible], der „Drei Dampfer“ von Kapitän Fr. Marryat, und die Dorfgeschichte von [illegible]: „[illegible] des Löwen“.

Die von F. von Holtzendorff und W. Oncken herausgegebenen „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ bringen in ihrem fünften Jahrgange wiederum mancherlei Aufsätze von wissenschaftlichem und allgemeinem Interesse; wir erwähnen: Heft 67: „Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft“ von Emil Naumann; Heft 70: „Canossa und Venedig“ von F. [illegible]; Heft 74: „Zur Reform des Religionsunterrichts“ von Heinrich Kirchner; Heft 71: „Ueber die Leichenverbrennung“ von F. Küchenmeister; Heft 72 und 73: „Die ungedeckte Banknote und die Metallwährung“ von [illegible] Schmid; Heft 68: „Der Mangel an Theologen“ von G. [illegible], „Die Vertheuerung des Lebensunterhalts in der Gegenwart“ von Gustav Cohn; Heft 76: „Das Mönchthum und seine Culturmission“ von A. Lammers.

Auch die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff, von der 214 Hefte vorliegen, bietet in ihren neuesten Lieferungen vieles Interessante; wir erwähnen: Heft 210: „Goethe's Erscheinen in Weimar“ von Max Remy; Heft 211: „Goethe und Frankfurt am Main“ von Wilhelm Stricker; Heft 212: „Die Minahassa auf Celebes“ von A. B. Meyer; Heft 213: „Lessing's „Nathan der Weise““ von C. [illegible]; Heft 214: „Die Achatindustrie im oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld“ von Gustav Adolf Nöggerath. Beide Sammlungen erscheinen im Verlag von Karl Habel in Berlin.

Karl Böttcher gehört zu den Autoren, welche dem Büchermarkt kleine geflügelte Skizzenheftchen zusenden. Von seiner „Deutschen Reichslaterne“ (Leipzig, Wölfert) liegen jetzt zwei Hefte vor. In dem zweiten charakterisirt Ernst Eckstein die deutsche Geselligkeit durch scharfe Beleuchtung eines „Tingel-Tangels“; Hieronymus Lorm gibt Aphorismen zur modernen Aesthetik, von denen einige recht schlagfertig sind; Richard Schmidt-Cabanis vertheidigt das Theaterpublikum in einem satirischen offenen Briefe; [illegible], Alexis Aar und der Herausgeber geben Epigramme; es werden ganz helle satirische Lichter in dieser Laterne angebrannt. Die „Bunten Skizzen“, Federzeichnungen von Karl Böttcher (Königsberg i. Pr., Merkel) geben Novelletten, Bilder und Bilderchen, mit oft nur hingehauchten Umrissen; gleichwol sind einige derselben ganz stimmungsvoll. Es ist eine Literatur, die gegen die Bedeutung des Volumens protestirt.

Ausländische Literatur.

Vor allem ist diesmal ein in Europa zuerst in der „Tauchnitz-Collection“ erschienenes, höchst charakteristisches Drama: „Two Men of Sandy Bar“ von Bret Harte, zu verzeichnen. Dieses im Localcolorit gehaltene Schauspiel, mit seiner nur dem Scheine nach etwas verwickelten, doch im Grunde sehr einfachen Handlung, entrollt ein lebhafteres Bild californischer Zustände vor den Augen des Lesers, als vielleicht irgendeiner der Romane dieses originellen Dichters. Die Charakteristik, besonders des Colonel Starbottle, einer der Hauptfiguren im Stücke, muß auf der Bühne von wahrhaft drastischer Wirkung sein. Der sentimentale Zug, der das Drama durchweht, erinnert übrigens wieder an Charles Dickens.

Der bereits kürzlich von uns erwähnte und durch seine „Prolegomena to Ancient History“ und „Social Life in Greece“ vortheilhaft bekannte Professor J. P. Mahaffy hat wieder ein neues Werk über das von ihm so fleißig durchforschte und in gelungener Weise geschilderte classische Land unter dem Titel „Rambles and Studies in Greece“ veröffentlicht, dessen Hauptwerth die Beleuchtung der alten griechischen Dichter und Historiker, namentlich in geographischer Hinsicht, ist.

— Interessant für den Sprachforscher und die vergleichende Sagenkunde ist „Basque Legends: collected chiefly in the Labourd“, nebst einem Essay über die baskische Sprache, von Wentworth Webster.

— „Russia“ von D. Mackenzie Wallace schildert in ausführlicher Weise die heutigen russischen Zustände, die der Verfasser aus persönlicher Anschauung während seines mehrjährigen Aufenthalts im Lande kennen gelernt hat. Die Geistlichkeit, die Bauern, der Handelsstand, der Adel: alle werden hier eingehend behandelt und zwar mit ebenso viel Gründlichkeit als politischem Scharfblick.

— Der Dante-Uebersetzer C. B. Cayley hat nun auch versucht, die Ilias im Versmaße des Originals, unter dem Titel „The Iliad of Homer, Homometrically translated“, dem englischen Publikum zu bieten. Das „Athenaeum“ ist jedoch der Ansicht, Cayley scheine den Homer verloren und etwas umgetauscht zu haben, was oft kein Englisch und fast nie Vers ist. Nicht viel günstiger lautet das Urtheil der „Saturday Review“. Cayley's Vorwort, eine Satire auf seine Rivalen im Hexameter, mag seiner Sonderbarkeit wegen hier Platz finden:

> Dons, undergraduates, essayists, and public, I ask you,
> Are these hexameters true-timed, or Klopstockish uproar,
> Like "Wie's den tausendmal Tausend der Todten Gottes einst seyn wird",
> Or like "that wonderful land at the base of the Ozark mountains"
> Where "they found Andromeden and Persea, fairest of mortals"?
> Such measure I'd never heard! sooner blank-verse chloroform me,
> See-saw me couplets, gape for me sooner immense Earth!

Mit Recht meint das letztgenannte Blatt, diese Verse des Tadlers wären um nichts besser als die getadelten Proben.

— Freunde des wegen seines „Christian Year“, einer Sammlung von Hymnen, in England hochgeschätzten John Keble (gestorben 1866) haben nun auch seine „Occasional Papers and Reviews“ gesammelt herausgegeben. Sie sind literarisch-kritischen und theologisch-polemischen Inhalts; doch dürften nur die Ausführungen des Verfassers über „heilige Poesie“, wie es die Engländer nennen, allgemeineres Interesse beanspruchen.

— Der Sohn des besonders durch seine „Corn Law Rhymes“ zu einer nicht unbedeutenden Berühmtheit gelangten Volksdichters Ebenezer Elliott (gestorben 1849) hat die Werke seines Vaters soeben in zwei Bänden unter dem Titel „The Poetical Works of Ebenezer Elliott, edited by his Son, Edwin Elliot“ herausgegeben.

— Ueber den in neuester Zeit wieder vielfach besprochenen amerikanischen Dichter Poe hat E. L. Didier in Neuyork ein Werk unter dem Titel „The Life and Poems of Edgar Allan Poe; and Additional Poems“ veröffentlicht, das aber schlecht geschrieben und voller Ungenauigkeiten ist und in Bezug auf die im Titel angegebenen neuen Gedichte sein Versprechen nicht hält. Der Verfasser steht auf Seiten derer, welche in Poe einen Tugendhelden erblicken, während man früher bekanntlich eine andere Vorstellung von ihm aus seinem Lebenslaufe sich bilden mußte. Die Frage nach seinem Charakter als Mensch ist indessen noch keineswegs endgültig erledigt. Entschiedener ist es, daß er einer der eigenartigsten Dichter aller Länder und gewiß der originellste Amerikas war.

— Ein anziehendes Lebensbild eines aus dem niedrigsten Stande und den ungünstigsten Verhältnissen hervorgegangenen noch lebenden Naturforschers hat uns der durch sein „Self-Help“, „Character“ und andere Schriften auch in Deutschland rühmlichst bekannte Samuel Smiles in seinem neuesten Werke: „Life of a Scotch naturalist, Thomas Edward“, geliefert.

— Auch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte haben wir ein zweibändiges biographisches Werk aus der Feder der berühmten Kunstkenner und Historiker J. A. Crowe und G. B. Cavalcaselle zu verzeichnen, dessen Titel lautet: „Titian: his Life and Times; with some Account of his Family, chiefly from New and Unpublished Records, with Portrait

and Illustrations.“ Es steht wol zu erwarten, daß das bedeutende Werk bald in deutscher Uebersetzung erscheinen werde.

— Unter den neuesten historischen Werken erwähnen wir: „Epochs of English History. Rise of the People and Growth of Parliament, from the Great Charter to the Accession of Henry VII, 1215—1485“ von James Rowley, welches die dritte „Epoche“ der unter der Redaction Creighton's erscheinenden Elementargeschichte Englands bildet, und „The History of Prussia: from the Earliest Times to the Present Day, tracing the Origin and Development of her Military organization“ von W. J. Wyatt. Die ersten jetzt vorliegenden zwei Bände erstrecken sich über den Zeitraum von 700—1525. Das Werk scheint indessen nach dem Urtheile der „Saturday Review“ sehr mangelhaft zu sein und Anlaß zu allerlei Ausstellungen zu geben.

— Desto mehr Anerkennung findet seitens der letztgenannten Zeitschrift Henri van Laun's „History of French Literature, from its Origin to the Renaissance“. Der hervorragendste Zug des französischen Genius ist nach der Ansicht des Verfassers die Satire. Uebrigens betont er in der Einleitung den Einfluß der Rasse und der historischen Begebenheiten auf die Literatur und andererseits den Einfluß der Literatur selbst, insofern sie die Gesellschaft und Begebenheiten afficirt; er ist also Anhänger der Taine'schen Theorie.

Bibliographie.

Auerbach, B., Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten. 3 Bde. Stuttgart, Cotta. 1876. 8. 10 M.

Berkholz, G., Das Testament Peter's des Grossen eine Erfindung Napoleon's I. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 1 M.

Bernstein, A., Wie man Kriege einfädelt! Populärer Beitrag zur Kennzeichnung der russischen Politik mit besonderer Berücksichtigung des Krimkrieges. Berlin, F. Duncker. 8. 1 M.

Beta, O., Unter Unkraut. Roman. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 7 M. 50 Pf.

Bibliothek für Haus und Reise. 32ster Bd.: Nach Jahren. Criminal-Geschichte von J. D. H. Temme. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M. 20 Pf.

Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 11ter Bd.: Reden und Aufsätze naturwissenschaftlichen, pädagogischen und philosophischen Inhalts. Von T. H. Huxley. Deutsche autorisirte Ausgabe, nach der 5. Auflage des englischen Originals herausgegeben von F. Schultze. — 15ter Bd.: Idealrealismus und Materialismus. Eine allgemein verständliche Darstellung ihres wissenschaftlichen Werthes. Von L. Weis. Berlin, Grieben. Gr. 8. 9 M.

Bismarck, Fürst v., Ausgewählte Reden. Gehalten in den Jahren 1862—1876. 1ster Thl.: Reden aus den Jahren 1862—1870. Mit einer biographischen Skizze. Berlin, Kortkampf u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Dramaturgische Blätter. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von O. Hammann und W. Henzen. 1ster Jahrg. 1877. 12 Hefte. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Gr. 8. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf.

Namenlose Blätter. Illustrirte Zeitung für Kunst, Literatur und Unterhaltung. Chefredacteur: L. von Selar. 1ster Jahrgang. 1877. 52 Nrn. Berlin, E. Mecklenburg. Gr. 4. Vierteljährlich 3 M.

Brand, W., Verloren — gewonnen. Eine Erzählung aus London. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 1 M. 50 Pf.

Brook, A., Vormund und Mündel. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Burckhardt, A., Bilder aus der Geschichte von Basel. Basel, Schneider. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Byr, R., Larven. Roman. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 12 M.

Camerer, T., Die Lehre Spinoza's. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 M.

Der Culturkampf in Frankreich in den Jahren 1789—93, von H. Freih. von B. Berlin, Verlag der Germania. Gr. 8. 2 M.

Siebzig Dienstjahre Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm, allerhöchsten Kriegsherrn der deutschen Armee und Marine. Zum siebzigjährigen Dienstjubiläum Sr. Majestät am 1. Januar 1877. 2te Aufl. Berlin, Militaria. Gr. 8. 1 M.

Dingelstedt's, F., sämmtliche Werke. Erste Gesammt-Ausgabe in 12 Bdn. 1ste Abth.: Erzählende Dichtungen. 1ster Bd.: Bade-Novellen. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Duboc, J., Das „Leben ohne Gott“ und die Kritik der „Protestantischen Kirchenzeitung“. Eine Entgegnung. Bonn, Strauß. Gr. 8. 75 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 106: Ein transatlantisches Musterpaar. Criminalgeschichte von T. Griesinger. Berlin, Behrend. 8. 1 M.

Fligier, Zur praehistorischen Ethnographie der Balkanhalbinsel. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Fremdlinge in unsrem Heim! Ein Mahnwort an das deutsche Volk von einem Berliner Bürger. Berlin, Niendorf. Gr. 8. 1 M.

Freybe, A., Der Karfreitag in der deutschen Dichtung. Drei Vorträge. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die wesentlichsten Grundursachen der auf dem kirchlichen, politischen und sozialen Entwickelungsgange maßlos wachsenden Leiden, Landes- und Weltcalamitäten behufs ihrer naturgemäß-friedlichen Beseitigung. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 2 M.

Guerzoni, G., Virginio della Costa. Historischer Roman aus der Zeit der Pariser Commune. Aus dem Italienischen. Berlin, Janke. 8. 4 M. 50 Pf.

Guye, P. H., Die Schweiz in ihrer politischen Entwickelung als Föderativ-Staat. Erwiederung auf „Die Schweiz in ihrer Entwickelung zum Einheitsstaate“ von P. C. von Planta. Bonn, Strauss. Gr. 8. 60 Pf.

Hoefer, E., Haus an Haus. Eine Familiengeschichte. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag. 8. 2 M. 50 Pf.

Hoffmeister, J. C. C., Johann Heinrich Ramberg, in seinen Werken dargestellt. Hannover, Meyer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Ibsen, H., Die Herren von Oestrot. Historisches Schauspiel. Unter Mitwirkung von Emma Klingenfeld veranstaltete deutsche Original-Ausgabe der „Fru Ingerd til Oestrot“. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 2 M.

Jäger, O., Bemerkungen über den geschichtlichen Unterricht. Für Lehrer der Geschichte an höheren Schulen. Mainz, Kunze's Nachfolger. Gr. 8. 50 Pf.

Kocks, W., Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Mit Genehmigung des Großen Generalstabes nach dessen Darstellung erzählt. 1ster Thl.: Geschichte des Krieges bis zum Sturze des Kaiserreichs. 1stes Heft: Vom Beginn der Feindseligkeiten bis zu den Schlachten bei Metz. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kohl, H., Zehn Jahre ostgothischer Geschichte vom Tode Theoderich's des Grossen bis zur Erhebung der Vitigis (526—536). Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kuhl, J., Darwin und die Sprachwissenschaft. Mainz, Lesimple. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Langlotz, K. W., Grundwahrheiten der neuen Theologie. Eine Abhandlung. Hannover. 1876. Gr. 8. 2 M.

Leyser, J., Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. 2 Bde. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 14 M.

Lindau, P., Die kranke Köchin. Die Liebe im Dativ. Zwei ernsthafte Geschichten. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 M.

Löper, C., Die Rheinschifffahrt Straßburgs in früherer Zeit und die Straßburger Schiffleut-Zunft. Nach archivalischen und andern Quellen bearbeitet. Nebst einer einleitenden Abhandlung: Das Zunftwesen und die Stadtverfassung der alten Reichsstadt Straßburg von E. Trauttwein von Belle. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 5 M.

Löwenstein, R., Festrede, am hundertsten Jahrestage des Geburtstages von Christian Daniel Rauch im „Vereine Berliner Künstler“ gehalten am 2. Januar 1877. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Der letzte Makkabäer. Historischer Roman. Aus den Papieren eines Verstorbenen. 3 Bde. Hannover, Klindworth. 1868. Gr. 8. 6 M.

Mayer, K. E., Heinrich Lang. Lebensbild eines freisinnigen Theologen. Basel, Krüsi. 8. 80 Pf.

Meincke, C., Ein Beitrag zur Lösung der Unteroffizier-Frage. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 40 Pf.

Allgemeine Militär-Encyclopädie. Herausgegeben und bearbeitet von einem Verein deutscher Offiziere u. a. Supplement. 1ste Lfg. Leipzig, Webel. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Müller, W., Kaiser Wilhelm 1797—1877. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Nentwig, G., Derwisch-Pascha, der Renegat von Serajewo, oder der Kampf des Halbmondes gegen das Kreuz. Zeit-Roman vom orientalischen Kriegsschauplatze. 1stes bis 3tes Heft. Neusalza, Oeser. Gr. 8. à 30 Pf.

Niethammer, Marie, geb. Kerner, Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus nach Briefen und eigenen Erinnerungen. Mit einem Vorwort von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Cotta. 8. 4 M.

Renehr, G., Im Donaureich. Der Zeitgeist und die Politik. Prag, Bellmann. Gr. 8. 6 M.

Ruete, H., Sieben Jahrhunderte aus der Geschichte Bederkesa's, eine historische Skizze. Stade, Schauenburg. 8. 40 Pf.

Sacher-Masoch, Das Vermächtniß Kains. Novellen. 2ter Thl.: Das Eigenthum. 2 Bde. Bern, Frobeen u. Comp. 8. 12 M.

Salpius, F. v., Paul von Fuchs, ein brandenburgisch-preußischer Staatsmann vor 200 Jahren. Biographischer Essay. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Soloweyczyk, E., Die Bibel, der Talmud und das Evangelium. Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen von M. Grünwald. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Spaeth, H., Die drei Grundideen einer gesunden Weltanschauung. Ein protestantischer Vortrag. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 60 Pf.

Spohr, Geschichte der Beobachtung, Einschliessung, Belagerung und Beschiessung von Montmédy im deutsch-französischen Kriege 1870—71. Auf Veranlassung der königlichen General-Inspection der Artillerie mit Benutzung der dienstlichen Quellen bearbeitet. Berlin, Voss, Gr. 8. 7 M.

Stieda, W., Zur Entstehung des deutschen Zunftwesens. Jena, Dufft. Gr. 8. 3 M.

Stiger, J. L., Die amerikanischen Frauen. Abwehr gegen einen Angriff in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 40 Pf.

Strauß, F. A., und O. Strauß, Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift. 2te verb. Aufl. Leipzig, Brockhaus. 4. 20 M.

Stutzer, Therese, geb. Schott, Ein Jahr in der Heide. Novelle. Neu-Erkerode, Buchhandlung der Idioten-Anstalt. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Temme, J. D. H., Die Generalin. Roman. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 12 M.

Neues Wiener Theater. Nr. 70: Der ledige Hof. Schauspiel von L. Anzengruber. Wien, Rosner. Gr. 8. 2 M.

Theodor, J., Der Unendlichkeitsbegriff bei Kant und Aristoteles. Eine Vergleichung der Kantischen Antinomien mit der Abhandlung des Aristoteles über das ἄπειρον (Phys. III, c. 4—8). Breslau, Köbner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Treblin, A., Angelus Silesius. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 75 Pf.

Volderauer, F., Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 16. 3 M.

Wagner, P., Eberhard II., Bischof von Bamberg. Ein Beitrag zur Geschichte Friedrich's I. Halle. 1876. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Weitbrecht, C., u. R. Weitbrecht, Gschichta-n aus-m Schwoba'-land. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Gehirn,
sein Bau und seine Verrichtungen

von

J. Luys.

Mit 6 Abbildungen in Holzschnitt.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, XXVI. Band.)

Luys, Arzt am Hospital der Salpêtrière zu Paris, hat seit einer Reihe von Jahren über den Bau und die Thätigkeit des Gehirns Vorträge gehalten, die zum Theil auf seinen eigenen erfolgreichen Untersuchungen dieses Organs beruhen. Derselbe gibt nun mit vorliegendem Werke eine zusammenfassende Darstellung der von ihm und andern Forschern gewonnenen wichtigen Resultate in anatomischer sowie besonders in physiologischer Beziehung.

Bd. 1—25 der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" enthalten:

1. **J. Tyndall.** Das Wasser in seinen Formen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
2. **Oscar Schmidt.** Descendenzlehre und Darwinismus. Zweite Auflage. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
3. **A. Bain.** Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
4. **Walter Bagehot.** Der Ursprung der Nationen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
5. **H. Vogel.** Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
6. 7. **E. Smith.** Die Nahrungsmittel. Zwei Theile. Geh. 8 M. Geb. 10 M.
8. **E. Lommel.** Das Wesen des Lichts. Darstellung der physikalischen Optik. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
9. **Balfour Stewart.** Die Erhaltung der Energie, das Grundgesetz der heutigen Naturlehre. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
10. **J. Bell Pettigrew.** Die Ortsbewegung der Thiere. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
11. **H. Maudsley.** Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
12. **J. Bernstein.** Die fünf Sinne d. Menschen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
13. **J. W. Draper.** Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
14. 15. **H. Spencer.** Einleitung in das Studium der Sociologie. Zwei Theile. Geh. 8 M. Geb. 10 M.
16. **Josiah P. Cooke.** Die Chemie der Gegenwart. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
17. **K. Fuchs.** Vulkane und Erdbeben. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
18. **P. J. Beneden.** Die Schmarotzer d. Thierreichs. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
19. **K. F. Peters.** Die Donau und ihr Gebiet. Eine geologische Skizze. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
20. **William Dwight Whitney.** Leben und Wachsthum der Sprache. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
21. **W. Stanley Jevons.** Geld und Geldverkehr. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
22. **Léon Dumont.** Vergnügen und Schmerz. Zur Lehre von den Gefühlen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
23. **P. Schützenberger.** Die Gärungserscheinungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
24. **Pietro Blaserna.** Die Theorie des Schalls in Beziehung zur Musik. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
25. **M. Berthelot.** Die chemische Synthese. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe
in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Vierte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. in 3 Bänden 12 M. Geb. in 1 Bande 10 M. 50 Pf.

Das berühmte Werk ist in dieser **vierten Auflage** wieder sorgfältig revidirt, dabei aber die **ursprüngliche Fassung** des Textes unverändert beibehalten worden.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung. Alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) werden ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Versendung stattfinde. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 7 M. 50 Pf.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung sucht ein treues Bild der Zeitgeschichte zu liefern und den täglich in reicher Fülle zuströmenden Stoff ihren Lesern in möglichster Ausführlichkeit, aber doch in gesichteter Auswahl darzubieten. Sie nimmt in dieser Beziehung eine Mittelstellung zwischen den noch umfangreichern Zeitungen und den Provinzial- oder Localblättern ein, und glaubt damit den Wünschen eines großen Theils der Zeitungsleser nachzukommen.

Die politische Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung wird nach wie vor dieselbe sein: sie ist ein entschieden freisinniges, nach allen Seiten unabhängiges Blatt, das seine Ueberzeugung offen und rückhaltlos vertheidigt, aber auch den Gegnern Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint nachmittags 4 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5½ Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich von den größern industriellen Instituten regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" 20 Pf., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" 30 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

VOCABULAIRE MILITAIRE
FRANÇAIS-ALLEMAND.

Recueil de termes de la technologie militaire moderne

par

le Lieutenant **Ribbentrop**,

Instructeur à l'École des Cadets de Berlin.

8. Geh. 3 M. Geb. 3 M. 75 Pf.

Ein vollständiges französisch-deutsches Wörterbuch der neuern und neuesten Ausdrücke in der militärischen Technik, deren Kenntniss für die Lektüre von Armee- und Schlachtberichten wie von modernen militärwissenschaftlichen Werken unerlässlich ist. Das Buch hat daher für Offiziere und Militär-Bildungsanstalten grossen praktischen Werth und schliesst sich zugleich jedem französischen Dictionnaire als nothwendige Ergänzung an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 29. März 1877.

Die Naturwissenschaft und die Philosophie.

Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Philosophie des Unbewußten von Oskar Schmidt. Leipzig, Brockhaus. 1877. 8. 1 M. 80 Pf.

Es war im Sommer 1860, als ich mich in dem weithin bekannten Gasthofe der Frau Scholastica am Ufer des herrlich gelegenen tiefblauen Achensee im bairischen Hochgebirge einige Tage aufhielt. Die unfreundliche Witterung jenes Sommers bannte mich an das Haus. Zum Glück befanden sich zwei innsbrucker Professoren dort, sodaß es an anregender Unterhaltung nicht fehlte. Beide waren ihrem innersten Wesen nach Typen der zwei großen Klassen, in welche die gesammte Menschheit zerfällt: der eine war Idealist, der andere Realist; in andern, populärern Ausdrücken, der eine war Gemüths-, der andere Verstandesmensch. Es war wol Folge dieser innern Anlage und der aus ihr hervorgehenden Geistesrichtung, daß der eine seines Zeichens Aesthetiker und Dichter, der andere Naturforscher war: möglicherweise freilich mochten diese verschiedenen Berufsarten bei dem einen die idealistische, bei dem andern die realistische Anschauung erst zur Entwickelung gebracht haben; doch ist das kaum anzunehmen und hieße es Ursache und Wirkung verwechseln. Gewißlich aber haben ihre verschiedenen Beschäftigungen die Verschiedenheit der Anlage gekräftigt und ihre Geistesrichtung befördert. Mit dem Idealisten konnte ich mich in Gesprächen über philosophische Dinge gut verständigen; bei ihm stieß ich natürlich auf Sympathie, und wenn er mir auch nicht immer beistimmen konnte, so ging er doch mit Wärme auf die von mir angeregten Fragen ein. Der Naturforscher hingegen lehnte nicht nur alle solche Gespräche ab, sondern gab eine schreckenerregende Abneigung gegen die Philosophie zu erkennen und erging sich geradezu in verhöhnenden Ausdrücken über dieselbe. Er war mir ein Typus der gesammten materialistisch gesinnten Menschengattung materialistisch — nicht im gröbern, sondern im edlern, philosophischen Sinne verstanden.

Der Zufall wollte es, daß ich auf jener Reise mit mehrern andern der Naturwissenschaft Beflissenen zusammentraf, die alle die nämliche Geringschätzung der Philosophie bekundeten. Dies veranlaßte mich, in dem damals noch existirenden Cotta'schen „Morgenblatt" (Nr. 38, 1861) eine Betrachtung über den damaligen Stand der Philosophie in Deutschland anzustellen, und konnte ich kein erfreuliches Bild davon entrollen. Sie lag in der That sehr danieder. Schopenhauer war kurz nach meiner Rückkehr in die Heimat verschieden (bekanntlich den 21. September 1860), und es herrschte nun kein König mehr in Israel. In Wahrheit fing seine Beherrschung des Zeitgeistes nun eigentlich erst an, und so konnte ich wol mit Recht die Aeußerung wagen, die Philosophie sei wieder da, wo sie vor Sokrates gewesen sein soll, d. h. sie habe die Wohnungen der Menschen verlassen und sei in den Himmel zurückgekehrt. Die Königin der Wissenschaften habe sich wieder auf die Universitäten zurückgezogen, finde nur da Anhänger und Pfleger; bei dem größern Publikum aber, dem wissenschaftlich gebildeten Publikum natürlich, denn die Masse könne hier nicht in Betracht kommen, werde ihr mit Geringschätzung, oft geradezu mit Hohn begegnet. Und ich maß die Schuld davon den Philosophen selbst bei, und zwar deshalb, weil sie den Naturforschern gegenüber, welche damals noch mehr als heute das große Wort führten und das Monopol der Wissenschaftlichkeit beanspruchten, sich zu schwach gezeigt und ihnen zu große Zugeständnisse gemacht hätte. Der Psycholog, sagte ich, wage keinen Schritt auf seinem eigenen Gebiete, dem der Seele, ohne sich vom Physiologen leiten zu lassen, und so sei die Grenzlinie, die beide Gebiete voneinander trennt, in den meisten Fällen verwischt worden, und es wären aus solchem Bestreben blos Mischlingswerke hervorgegangen, die weder ganz philosophisch noch ganz naturwissenschaftlich wären. Man sieht, ich hatte damals nur die eine genannte Disciplin ins Auge gefaßt, weil auf diesem

Gebiete die Zaghaftigkeit der Philosophie den Naturforschern gegenüber zu jener Zeit sich am meisten fühlbar machte. Seitdem ist es in dieser Hinsicht nicht nur nicht besser geworden, sondern, was namentlich diejenige Philosophie betrifft, die sich in neuester Zeit der größten Popularität erfreut, eher schlimmer. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Eduard von Hartmann kündigte durch ein Motto seine „Philosophie des Unbewußten" als „speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode" an. Eine solche Methode nun würde schon ganz in der Ordnung gewesen sein, wenn es eben blos, wie bei Spinoza die mathematische Form der Einkleidung, bei der Methode geblieben wäre; er hat aber geglaubt, und zwar mit fast jeder neuen Auflage in immer ausgedehnterm Maße, seine Speculationen auf rein naturwissenschaftliche Thatsachen gründen und auch die allerneuesten, noch gar nicht feststehenden Lehren der Naturforscher in den Bereich seiner Betrachtungen ziehen zu müssen und diese durch jene zu stützen. Schon in der von Gegnern ihm selbst untergeschobenen Schrift *): „Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie", wurde ihm scharf zu Leibe gegangen; die vorliegende aber, deren Verfasser anerkannte Autorität auf seinem Gebiete, dem der Zoologie und vergleichenden Anatomie, ist, will ihm den Boden unter den Füßen entziehen und sein ganzes System daher als in der Luft schwebend hinstellen.

In der Einleitung sagt uns der Verfasser, er gehöre nicht zu der überwiegenden Mehrzahl der Gelehrten, welche die „Philosophie des Unbewußten" zwar dem Namen nach kennen, auch wol einen Blick in diese und jene Schrift Hartmann's und seiner Knappen geworfen haben, auf die ganze Erscheinung aber mit dem Lächeln der Ueberlegenheit herabsehen. Er erkenne den Erfolg an, obschon ihm nicht ganz klar sei, in welchen Kreisen das Hauptwerk jenen, für seinen Stoff unerhörten Absatz gefunden, von dem die siebente Auflage unwiderleglich zeuge. Nicht am wenigsten, glaubt er, habe zur Verbreitung der Hartmann'schen Lehre ihr Zusammentreffen mit der durch Darwin herbeigeführten Aufregung beigetragen. Mit Begeisterung habe Haeckel den Aufgang einer nunmehr gesicherten Naturphilosophie verkündet, auf die Nothwendigkeit der Verbindung des philosophischen Zusammenfassens mit der Arbeit der Einzelforschung hingewiesen und ohne Zweifel durch seine fortwährenden Mahnrufe an die Jugend ganz wider seinen Willen geholfen, derjenigen Philosophie den Weg zu ebnen, die bei scheinbarem Entgegenkommen den äußersten Conflict mit dem Darwinismus in sich enthalte. Beide Strömungen, die darwinistische und die des Unbewußten, hätten so trotz ihrer Gegensätze nebeneinander herlaufen können, bis jüngst Hartmann sich das Ziel gesetzt habe, zur Krönung seines Hauptwerks den speciellen Beweis der Unzulänglichkeit und Nichtigkeit des Darwinismus in seiner 1875 erschienenen Schrift: „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus", zu führen und ihm in seinem System die Rolle etwa des Küchenjungen anzuweisen. Er erwähnt dann die oben angeführte gegnerische Schrift, die er zwar als scharfsinnig bezeichnet; die aber nicht den vollen Erfolg gehabt habe, weil sie ein Eingehen auf diejenigen naturwissenschaftlichen Thatsachen vermissen lasse, auf welche die „Philosophie des Unbewußten" sich stützt. Man habe den Eindruck, als sei der unbekannte Verfasser nicht Naturforscher. In einer Anmerkung zu dieser Stelle thut er auch des, wie er sagt, aus guter Quelle stammenden Gerüchts Erwähnung, wonach Hartmann selbst der Verfasser sei, und die innere Wahrscheinlichkeit spreche seiner Ansicht nach wol dafür. Zur Begründung dieser Ansicht verweist Schmidt auf Kapitel VIII und IX der „Philosophie des Unbewußten", wo über den Gott des Theismus und über Urzeugung die gleichen Meinungen vorgetragen werden wie beim Anonymus. Dann fügt er hinzu:

> Hat Hartmann wirklich diese Selbstkritik geschrieben, um sie mit seinem Namen abzuweisen, so könnte ihm das Lob eines äußerst geschickten Reclamemachers, im besten Sinne, nicht vorenthalten werden; nur würde ich finden, daß die Widerlegung der Einwürfe, welche namentlich in „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus" enthalten ist, die Wirkung derselben nicht ausgleicht.

Indem nun Schmidt letztgenannte Schrift E. von Hartmann's als eine Ergänzung seiner „Philosophie des Unbewußten" betrachtet, geht er zunächst zu einer Charakterisirung einiger von Hartmann angeführten Gewährsmänner, wie Baumgärtner, Freiherr von Reichenbach und Karl Gustav Carus, über und findet, daß jener in unkritischer Weise verfahren sei, indem er sich auf diese Männer als von gleichem Werthe mit andern anerkannten Autoritäten berufe. Nebenbei weist er nach, daß eine Reihe der Hauptsätze der „Philosophie des Unbewußten" wörtlich von Carus, ohne Angabe der Quelle freilich, entlehnt sei. Nachdem er dann noch die Teleologie bei Hartmann einer Besprechung unterzogen, wobei er sich mit ihr ebenso wenig einverstanden erklärt wie mit dessen Wahrscheinlichkeitsberechnung, geht er an die Musterung derjenigen leiblichen Vorgänge und Erscheinungen, in denen das Unbewußte seine Realität, Natur und Kraft bewähren soll, und beurtheilt sie nach dem Maßstabe, welchen, wie er sagt, Hartmann selbst an seine Philosophie angelegt wissen wolle, nämlich dem der Uebereinstimmung mit den Resultaten der modernen Naturwissenschaft.

Hier findet er nun gleich bei Prüfung der Fundamentallehre vom unbewußten Willen in den selbständigen Rückenmarks- und Ganglienfunctionen, daß mit dem Gebrauche des Wortes Wille in einem andern als dem üblichen Sinne die Selbsttäuschung begonnen habe, entweder die unrichtig beobachtete Erscheinung oder das Ungewußte, das noch nicht ausreichend Erforschte mit einem Worte zu decken und damit weiter zu operiren.

In dem „Naturheilkraft und organisches Bilden" überschriebenen Abschnitt werden die von Hartmann herbeigezogenen Fälle der Regeneration einer strengen Prüfung unterzogen. Das Unbewußte, durch welches sie bei Hartmann ihre Erklärung finden, wird dabei nicht ohne Witz als das „geduldige, gefällige Mädchen für alles" bezeichnet, das sich noch eine Reihe von Plackereien aufbürden läßt, welche mehr oder minder glücklich mit dem Instinct verglichen werden können. Während nun Hartmann der Physiologie und Pathologie nachsagt, sie besäßen den tiefer

*) In seinem soeben erschienenen Werke „Neukantianismus" u. s. w. bekennt er sich nun selbst zu deren Autorschaft!!!

eindringenden wissenschaftlichen Blick nicht, sie blieben an der Oberfläche, der Naturforscher habe seine Schuldigkeit gethan mit einer vorläufigen Erklärung, spricht sich Schmidt seinerseits betreffs des in Rede stehenden Kapitels von der Naturheilkraft dahin aus, daß es ein so durch und durch verfilztes Knäuel von Wahrem und Falschem, Halbwahrem und Halbmisverstandenem, eine Sammlung einfachster, der Erklärung zugänglicher Beobachtungen und wiederum anderer, noch vollkommen räthselhafter Erscheinungen sei, daß einem beim Durchlesen schwindelig werde. Nur ein von gar keinem naturwissenschaftlichen Wissen angekränkelter Magen könne diesen Wirrballen in sich aufnehmen. Dann sagt er:

Die moderne Physiologie sieht ihren wichtigsten Triumph darin, dem Bildungstriebe, der Lebenskraft jeden Vorwand zur Existenz abgeschnitten zu haben. Die „Philosophie des Unbewußten" führt diese Begriffe mit Pauken und Trompeten wieder ein. Sie hat zwar verkündigt, daß sie jede Speculation für falsch hält, die den klaren Ergebnissen der Forschung widerspricht, zugleich aber sich die Hinterthür offen gelassen, alle Auffassungen und Auslegungen für falsch zu erklären, welche den strengen Ergebnissen einer rein logischen Speculation widersprechen. Damit ist die Zwickmühle fertig.

Schmidt begnügt sich natürlich in seiner Schrift nicht etwa mit solchen bloßen Ausfällen gegen die „Philosophie des Unbewußten" und leeren Behauptungen, sondern weist die Ungenauigkeit oder Unrichtigkeit ihrer Sätze nach.

Die Erklärung anlangend, welche Hartmann von der Wiederbelebung eingefrorener Fische und Amphibien gibt, so sagt Schmidt, sie sei ganz besonders geeignet, die Kluft zwischen seiner und der naturwissenschaftlichen Methode aufzudecken. Den Naturwissenschaftlern werde die ganze Deduction ungenießbar durch die Scheidung von Leben und Seele; ihnen und jedem nach naturwissenschaftlicher Methode urtheilenden Beobachter werde aus den in ihrem ganzen Umfange zugegebenen Thatsachen klar, daß das Leben nicht von außen als eine Zuthat in jene Körper geschickt werde, sondern mit der Durchfeuchtung und Erwärmung der Gewebselemente da sei, und daß die Seelen jener Thiere eins seien mit den wieder zum Vorschein kommenden Functionen. Es heißt dann:

Dieselben waren unterbrochen durch das Aufheben gewisser physikalischer Bedingungen; beim Wiedereintritt dieser Bedingungen und unter der weitern unumgänglichen Voraussetzung, daß die Gewebselemente nicht mechanisch oder chemisch zerstört waren, spinnt sich der Lebensfaden weiter. Hartmann ermöglicht sich die Berufung auf das Unbewußte als das Beseelende, indem er mit dem Wiederherstellen der physikalischen Bedingungen von Lebens*fähigkeit* spricht. Wir aber halten uns an die Wirklichkeit, in welcher Herstellung der Lebensbedingungen und Leben in unmittelbarstem ursächlichen Zusammenhange stehen. Wir fragen jeden Unparteiischen, ob diese rein materialistische Auffassung nicht ansprechender ist, als die mit dem Apparat des Unbewußten? Die Möglichkeit des Lebens wird in dem Augenblick zur Wirklichkeit, wo die physikalischen Bedingungen eintreten. Das Mangelhafte unserer Einsicht besteht darin, daß wir nicht wissen, warum nur jene einzelnen Organismen die zeitweilige Unterbrechung des Lebens ertragen. Dieser Unvollkommenheit unsers Wissens steht auch hier, wie bei der Naturheilkraft u. a., die „Philosophie des Unbewußten" völlig rathlos gegenüber. Die Umstände!

Ebenso gebrechlich nun wie Schmidt den Unterbau des Hartmann'schen Systems fand, ebenso unhaltbar wie der Ausbau desselben bei seiner Prüfung sich erwies, ebenso findet er die Schlußsätze, die „speculativen Resultate" mit der inductiv-naturwissenschaftlichen Methode unvereinbar. Er sagt:

Ist die Bewußtseinsentwickelung das Endziel und der Endzweck des Weltprocesses, wie die anthropocentrische Weltanschauung will, so würde die allweise Ursache dieses Processes gemäß dem so eindringlich gepredigten Gesetz der Kraftersparniß (nach Hartmann soll sich nämlich die Weisheit des Unbewußten einen Theil seiner Eingriffe durch eigens dazu hergestellte Mechanismen, wie physikalisch-chemische Gesetze, Aelternzeugung, oder durch geschickte Benutzung äußerer Verhältnisse, wie natürliche Züchtung, ersparen) die Organismen doch wol in einer Reihe mit Vermeidung aller Seitensprossen ins Leben treten lassen. Hartmann weiß aber sehr gut, daß an dem Baume des Systems so viele „Sackgassen" sind, als Nebenäste und Endzweige außer der einen mit dem Menschen endigenden Linie. Die in die Sackgassen sich verrennenden Gruppen sind aber teleologisch überflüssig und mithin nach teleologischen Principien unvernünftig. Die „Philosophie des Unbewußten" könnte sich nur mit der Ausrede retten, es koste ihrem Princip weniger Aufwand und Mühe, die einmal eingefädelten Reihen sich ausleben, gleichsam mechanisch abscheuern zu lassen, als sie abzubrechen. Aber wer nach naturwissenschaftlicher Methode unter Berücksichtigung aller thatsächlichen Momente zu denken gewohnt ist, muß aus dem Vorhandensein der unzähligen, augenscheinlich zu dem von der Speculation vorausgesetzten Ziele des Weltprocesses in keine Beziehung zu bringenden Organismen den Schluß ziehen, daß die Organisationen überhaupt nicht einem solchen Zwecke zu Liebe da sind.

Dies sei die Ansicht der modernen Descendenzlehre und des Darwinismus. Die naturwissenschaftliche Induction zeige uns das Reich des Organischen als Resultat einer natürlichen, nicht fatalistisch bestimmten Entwickelung, welche ihr Correctiv in sich habe, ohne Einmischung eines metaphysischen Wesens. Passe diese Anschauung nicht in die Weltanschauung der „Philosophie des Unbewußten", so sei das wol ein Zeichen, daß es mit dieser letztern einen Haken habe; nicht umgekehrt.

Schmidt erörtert dann das Verhältniß der „Philosophie des Unbewußten" zum Darwinismus, wobei die bereits erwähnte Schrift Hartmann's „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus", die sich als Ergänzung der „Philosophie des Unbewußten" ankündige, zur Unterlage dient. Hier wird zunächst bestritten, daß die Darwinianer den Glauben an die untrennbare Einheit von Descendenzlehre und Selectionsprincip unter dem Namen des Darwinismus verbreiten, wie Hartmann behauptet. Die Untersuchung der Einleitung der Streitschrift, welche Hartmann bis zur Theorie der heterogenen Zeugung führt, ergibt für Schmidt das Resultat, daß der Weg, auf welchem derselbe zu jener Theorie gelange, „von einer wahrhaft verblüffenden Confusion in naturwissenschaftlichen Dingen" zeuge. Eine weitere Prüfung der Einwürfe Hartmann's führt Schmidt zu dem Schlusse, daß das Transmutations- und Selectionsprincip durch sie nicht erschüttert sei, da die naturwissenschaftlichen Grundlagen, auf denen die „Philosophie des Unbewußten" ihre Laufgräben eröffnet, der ersten Bedingung, der Solidität, entbehren.

Schließlich verwirft er auch ebenso unbarmherzig die Ansicht Hartmann's über das Correlationsgesetz, welches dieser als den unwiderleglichsten Beweis für das innere Entwickelungsgesetz hinstellt. Die inductive Methode führe auf kein solches Gesetz, meint Schmidt, sondern nur die Prätension der meisten philosophischen Systeme,

alles zu wissen. Die „Philosophie des Unbewußten" theile nicht blos diesen Fehler mit ihren mehr oder minder anspruchsvollen Vorgängerinnen, deren Schicksal auch sie ereilen werde, sondern übersehe auch nicht einmal das Thatsächliche auf dem Gebiete, wo ihr Princip sich ganz besonders fruchtbar erweisen soll. Er schließt mit den Worten:

Die „Philosophie des Unbewußten" hat den Anspruch erhoben, ein über den naturwissenschaftlichen Principien stehendes Princip zu besitzen, von der Höhe der modernen Forschung umzublicken und nach inductiver Methode ihre über die naturwissenschaftliche Erkenntniß hinausgehenden Resultate gewonnen zu haben. Wir haben nachgewiesen, daß die „Philosophie des Unbewußten" nicht im Stande gewesen, die ihr zu Gebote stehenden Thatsachen und Angaben zu sichten, das Zweifelhafte vom Beglaubigten zu unterscheiden, die falsche Deutung von der naturgemäßen, ja daß sie ihrem von der Vergangenheit übernommenen Princip zu Liebe den Fortschritt veralteter und von der Naturwissenschaft überwundener Theorien opferte. Somit fehlt ihrer Induction die erste Bedingung, die Exactheit der Voraussetzungen, aus denen combinirt und die allgemeinen Gesetze und Principien gefolgert werden sollen. Letztere haben daher keinen Anspruch auf Anerkennung, ebenso wenig die deductiven Ableitungen daraus. Die organischen Naturwissenschaften, welche die „Philosophie des Unbewußten" unter ihre Flügel zu nehmen wünscht, lehnen diese Protection oder auch nur Bundesgenossenschaft ab. Sie sind sich selbst genug. Sie sind so weit Naturphilosophie, als sie selbständig nach ihrer Methode Schlüsse auf die Ursachen und den Zusammenhang der Erscheinungswelt ziehen.

Das sind also die Folgen einer zu nahen Anlehnung eines philosophischen Systems an die Resultate der Naturforschung. Die Fachmänner weisen es zurück, und der Spötter gebraucht nicht mit Unrecht die bei solchen Anlässen geläufige Formel, das Werk sei zu philosophisch, um als naturwissenschaftliches, und zu naturwissenschaftlich, um als philosophisches zu gelten. Es möchte fast scheinen, als ob die beiden Disciplinen wie Feuer und Wasser sich verhielten, nicht zwar in dem gewöhnlichen Sinne, daß sie sich gegenseitig aufheben — gegenseitig denn nicht nur löscht das Wasser das Feuer, sondern dieses verwandelt ja auch jenes in bloßen Dampf —, sondern vielmehr insofern sie durchaus entgegengesetzte Tendenzen haben: das Feuer, womit ich die Philosophie vergleichen möchte, nach oben, das Wasser aber, welches als Sinnbild der Naturwissenschaften angesehen werden mag, nach unten strebt. Die Vergleiche könnten noch weiter verfolgt werden; doch da jeder Vergleich hinkt, lassen wir es. Der Gegensatz zwischen beiden Wissensgebieten ist in einer mir vorliegenden englischen Ausgabe der Essays von Baco und Locke recht treffend veranschaulicht. Die Vignette zu den Essays des erstern stellt eine auf dem Fußboden bei einem gedeckten Tische kniende weibliche Gestalt dar, die eben die Hand nach einer Maus ausstreckt; die zu Locke's Essays zwei männliche Gestalten unter freiem Himmel, mit der Fernsicht auf Berge: die eine unter einer großen Linde sitzend und sinnend, die andere, scheinbar von jener befragte hohe und edle Gestalt, mit dem Ausdruck des tiefen Denkens, bei einem Altare stehend, auf welchem die Flamme in die Höhe lodert, und darunter die Inschrift: „Ich beabsichtige nicht, von göttlichen Prophezeiungen zu reden." Baco und Locke bilden in der That einen scharfen Gegensatz und zeigen recht deutlich, daß es Philosophie und Philosophie gibt, eine nur so genannte und eine wirkliche, wenigstens wie man die Bezeichnung in Deutschland versteht. Baco wird übrigens auch in England nur „Vater der Experimentalphilosophie" genannt; seine Philosophie ist eben der gerade Gegensatz der Metaphysik und will mit solcher nichts zu thun haben. Sie verlangt Beobachtung, Versuch und Induction, aber Beobachtung nicht der psychologischen, sondern der physiologischen Erscheinungen oder, richtiger gesagt, der Natur und ihrer Gesetze. Die griechische Philosophie, die sich eben, als echte Philosophie, mit dem Geiste und dessen Gesetzen beschäftigt, war ihm nur Wortschwall, der keine Früchte trägt. Ganz anders bekanntlich Locke. Obgleich von den Sinnen ausgehend, führt er doch mit Descartes den Reigen in der Reihe derjenigen neuern Philosophen, welche die menschliche Erkenntniß untersucht haben, eine Frage, die bis heute noch nicht gelöst ist und vielleicht niemals gelöst werden wird. Es fängt hier eben das Grenzgebiet an, von welchem Du Bois-Reymond das richtige Wort gesprochen, als er von ihm erklärte: ignorabimus. Gleichwol wird das von Schopenhauer so treffend bezeichnete „metaphysische Bedürfniß" des Menschen ihn stets und immer von neuem wieder dazu drängen, sich um die Lösung dieser und aller damit zusammenhängenden Fragen zu bemühen und über die Erscheinungen hinaus zu dem ihnen allen innewohnenden oder hinter ihnen liegenden Princip vorzudringen und diesem Princip einen Namen zu geben. Als Hartmann zuerst mit seiner „Philosophie des Unbewußten" auftrat, da begrüßte auch ich es als einen, wie mir schien, höchst schätzenswerthen Beitrag zur Schopenhauer-Philosophie, da sie nicht blos das Attribut des Schopenhauer'schen Willens, der ja bekanntlich bei ihm eben unbewußt ist, eingehend beleuchtete, sondern auch einen Schritt weiter ging und unbewußten Vorstellungen nach Leibniz' Vorgang wieder zu ihrem Rechte verhalf und sie in die heutige Philosophie einführte. Die Richtigkeit der naturwissenschaftlichen Grundlage, auf welche seine „speculativen Resultate" sich zu stützen vorgaben, war ich, als Nicht-Fachmann, außer Stande zu beurtheilen. Sie schienen mir aber in der ersten Auflage, die mir zu meinem Bedauern nicht mehr vorliegt, kein so ins Gewicht fallendes, hervortretendes und sich breit machendes Moment in der Untersuchung zu bilden wie in den spätern Auflagen. In diesen hat er immer tiefer aus den Naturwissenschaften geschöpft und sich immer weiter in das Gebiet gewagt, welches jenseit der Grenzlinie liegt, die beide Forschungskreise, den physischen und psychischen, trennt. Angenommen nun auch, seine Beobachtungen wären durchweg richtige gewesen, die von ihm angeführten Erscheinungen wären von allgemeiner Geltung und von den Fachmännern acceptirt, so würde doch immer noch das daraus gezogene speculative Resultat fraglich bleiben, weil eben die Brücke vom Unbewußten zum Bewußtsein noch nicht geschlagen ist und so, wie die Dinge einmal stehen, schwerlich Aussicht hat, je geschlagen zu werden.

Johann Karl Becker hat in seinem Schriftchen „Die Grenze zwischen Philosophie und exacter Wissenschaft" sehr richtig gezeigt, daß es in der Philosophie wol Fragen gebe, die ohne Zugrundelegung wissenschaftlicher Thatsachen nicht befriedigend gelöst werden können. Er tritt darin bekanntlich Tobias entgegen, welcher in seinem Werke über die

„Grenzen der Philosophie“ die gänzliche Unverträglichkeit der Wissenschaft mit der Philosophie behauptet; während andererseits L. von Weckerle in seiner Schrift „Zeitgerechte Reform der Philosophie“ ihr ein anderes als das bisherige Verhältniß zu den Wissenschaften, wonach sie nämlich als der innere Kreis betrachtet werden müsse, der nach außen hin auf den äußern Kreis der Wissenschaften wirken solle, angewiesen hat. Man sieht also, es herrscht selbst über die gegenseitige Stellung beider zueinander noch immer Unklarheit und daraus erwachsender Streit; es rührt dies aber meines Erachtens davon her, daß man sich bei dem Ausdrucke Philosophie so vielerlei denkt und so Verschiedenes darunter begreift. Man kann eben über alles philosophiren: über die Naturerscheinungen, das Recht, die Geschichte, Kunst, Religion, Sprache, Sitte u. s. w., und daraus entstehen dann die verschiedenen Disciplinen der Philosophie, bei denen die äußere Erfahrung, also äußere Thatsachen maßgebend sind und schlechterdings berücksichtigt werden müssen, sollen die Resultate irgendwelchen Werth haben. Es kann, ja es sollte dabei der Deduction Spielraum vergönnt sein; denn ohne sie gibt es kein Philosophiren und würde die Induction ein bloßes Conglomerat von vereinzelten Thatsachen bleiben. Ein anderes aber ist es mit denjenigen Disciplinen, welche für ihre Beobachtungen auf das Innere angewiesen sind und es nur mit Thatsachen des Bewußtseins zu thun haben, die eben nur aus dem Innern des Menschen, nenne man es nun Bewußtsein, Seele oder Geist, zu schöpfen sind. Die Psychophysik mag immerhin den nicht zu leugnenden engsten Zusammenhang der psychischen Thätigkeiten mit den physiologischen Erscheinungen nachweisen und ihre Entstehung aus denselben begründen: das ist wiederum ein Zweig der Naturwissenschaften. Die Philosophie als solche jedoch hat es lediglich mit den psychischen Erscheinungen zu thun, und aus diesen erwachsen die zwei Hauptdisciplinen derselben: Logik und Psychologie. Auch die Ethik und Aesthetik schließen sich eigentlich diesen an. Was nun aber die Metaphysik betrifft, so sind meines Erachtens einerseits wol diejenigen im Rechte, welche keine Früchte von ihr erwarten und sie als reines Gebilde der Phantasie betrachten — sind wir doch in Deutschland schon so weit gekommen, daß ein sonst sehr besonnener und gediegener Forscher gar diese letztere selbst zum Princip des Weltprocesses erhoben hat —, andererseits aber wird Schopenhauer stets recht behalten, daß es im Menschen ein metaphysisches Bedürfniß gibt, welches sich immer wieder geltend machen und nach Befriedigung streben und drängen wird, und es wäre ja recht lächerlich von einem Plato und Aristoteles und allen übrigen Philosophen gewesen, ein metaphysisches System aufzustellen, wenn auch dieses von den Resultaten der Naturforschung abhinge, die ja damals noch sehr weit zurück gegen die heutige war.

Gleiches würde natürlich von deren Vorgängern und Nachfolgern gelten: sie hätten sich alle zuwartend verhalten müssen, bis die letzten Ergebnisse der Naturwissenschaft festgestellt sein werden, und es hätte demnach gar keine Geschichte der Philosophie geben können. Oder aber, da sie bei der unvollkommenen Kenntniß von den Naturerscheinungen und deren Gesetzen es dennoch gewagt, zu philosophiren, so wäre schon dadurch ihre ganze Philosophie als unzulänglich verurtheilt und in ihrer Hinfälligkeit erwiesen. Dem ist nun auch wirklich so, aber nicht weil ihre Versuche, das Welträthsel zu lösen, verfrüht waren, sondern weil solche Versuche immer nur auf Vermuthungen beruhen und es überhaupt nie zur Gewißheit bringen werden oder können. Dessenungeachtet werden derartige Versuche immer wieder erneuert, weil der Mensch dabei, wie bereits erwähnt, einem innern Drange folgt, ein inneres, psychisches Bedürfniß zu befriedigen sucht, welches bei manchem mit eben solcher Macht wie die physischen, von der Natur ihm eingepflanzten, des Schlafs, der Nahrung u. s. w. sich geltend macht, ja in noch weit stärkerm Grade als diese, da der echte Philosoph sie oft jenen hintenansetzt und, freilich auf Kosten seiner Gesundheit und Lebensdauer, zu überwinden im Stande ist. Andererseits erkennt aber auch der Naturforscher in neuester Zeit wieder die Nothwendigkeit der Deduction neben der Induction an. Ja letztere ist von Claude Bernard z. B. sogar als eine Conjectur durch Deduction bezeichnet worden. Die jüngste Zeit hat uns auch eine neue Zeitschrift für wissenschaftliche Philosophie gebracht, die zum Zwecke hat, die beiden Wissenschaften, die Philosophie und die Naturwissenschaft, miteinander auszusöhnen und, indem ihr strebsamer Herausgeber die Frage beantwortet „Wie ist Wissenschaft möglich ohne Philosophie?“, gerade die Nothwendigkeit der letztern auch für die Naturwissenschaft zu betonen.*) Auch der Materialismus übrigens, wie er z. B. in F. von Hellwald's „Culturgeschichte“ zum Ausdruck kommt, ist auf verdiente Zurechtweisung gestoßen, und ihm gegenüber behauptet der Idealismus sein Recht: ein neuer Triumph für Schopenhauer, dessen Real-Idealismus schließlich doch noch allgemeine Anerkennung sich erringen wird. Es scheinen sich also die Dinge wieder zu bessern und neue Hoffnung für die speculative Philosophie vorhanden zu sein. Und wenn man wieder ein metaphysisches System wird haben wollen, wird man zu Schopenhauer gerade so zurückkehren, wie man jetzt, wo man sich in der Philosophie hauptsächlich mit den grundlegenden Fragen beschäftigt, auf Kant zurückgegangen ist. Hartmann aber hat den Fehler begangen, seine anfangs nur mit bescheidenern Ansprüchen auftretenden speculativen Betrachtungen, die gewissermaßen als Schopenhauer's Lehre erläuternd und vervollständigend anzusehen waren, zu einem eigenen selbständigen System aufzubauschen, das bloße Attribut des Dinges zum Dinge an sich selbst zu erheben und das Welträthsel so auf eigene Faust lösen zu wollen. Er wollte sich dazu mit den neuesten Resultaten der Naturforschung in Einklang setzen, um dadurch seinem Systeme eine festere Grundlage zu geben. Dabei ist er in den zweiten Fehler verfallen, den Naturforschern zu viel Zugeständnisse zu machen, freilich aber auch, wie Schmidt nachweist, ohne ausreichende Kenntniß der Naturwissenschaften und mit Rückfall in veraltete und als falsch aufgegebene Theorien. Die Folge davon ist, daß die Naturforscher ihn verleugnen und sein System verwerfen. Denn nicht nur geschieht dies seitens Schmidt's, sondern bekanntlich auch seitens des berühmten

*) Paulsen entwickelt in einem sehr interessanten Artikel darin das hier besprochene Verhältniß der Philosophie zur Naturwissenschaft vom geschichtlichen Standpunkt.

Historikers des Materialismus, F. A. Lange, dessen Verdammungsurtheil in noch schärfern Worten gefaßt ist, als das Schmidt's, und dieser spricht nicht nur für sich, sondern im Namen der Naturforscher überhaupt.

Das auffallendste bei der Sache ist, daß Hartmann selbst fast wörtlich die nämlichen Ansichten wie die hier entwickelten in seinen Aufsätzen „Naturforschung und Philosophie" und „Anfänge naturwissenschaftlicher Selbsterkenntniß" ausgesprochen hat. Meiner Gewohnheit nach habe ich, erst nachdem ich Obiges geschrieben, diese beiläufig sehr zu empfehlenden Aufsätze nachgelesen (erstern hatte ich zwar bereits vor Jahren gelesen, der darin enthaltene Gedankengang war aber meinem Gedächtniß entfallen) und mich von dieser völligen Uebereinstimmung Hartmann's mit mir überzeugt. Ersterer Aufsatz ist 1867 datirt, dem Jahre, in welchem, wie wir aus Hartmann's Autobiographie wissen, auch seine „Philosophie des Unbewußten" bereits vollendet war (obgleich sie erst 1869 erschien); der zweite aber 1873. Nun glaubte ich, es würde sich vielleicht seine Ansicht in diesem Zwischenraume geändert haben, da unterdessen fünf Auflagen seines Werks erschienen waren und in jeder derselben immer tiefer aus den Resultaten der Naturwissenschaft geschöpft war; ich fand mich jedoch angenehm getäuscht: der Aufsatz behandelt die obenerwähnte berühmte Rede Du Bois-Reymond's, in welcher er eben, wie der Titel besagt, einen bloßen Anfang naturwissenschaftlicher Selbsterkenntniß erblickt, also nicht einmal so befriedigt davon ist wie ich, und der Philosophie ebenso warm und kräftig, wie im ersten Aufsatz, als der Naturwissenschaft nothwendig und als selbstberechtigt und über ihr stehend das Wort redet. Um so auffallender also muß es erscheinen, daß gerade er in den Fehler verfallen, sein System auf Resultate der Naturforschung aufzubauen, und daß er sich nicht, wie Spinoza, mit der mathematischen, einfach mit der inductiv-naturwissenschaftlichen Methode begnügt, sondern wirklich versucht hat, seine speculativen Betrachtungen mit einer nur allzu reichen Fülle, wie es mir scheint, falsch aufgefaßter und von Autoritäten als falsch verworfener naturwissenschaftlicher Erscheinungen zu verquicken und zu begründen.

Hartmann wird wol die Antwort nicht schuldig bleiben (vielleicht soll sein neuer Artikel in der „Gegenwart" „Geist und Natur" für eine solche gelten): er ist gewandt und kampfgerüstet genug, seine Sache selbst zu vertreten und einem Heere von Gegnern Trotz zu bieten; ob aber mit Erfolg, dürfte nach diesem neuesten Angriffe oder vielmehr dieser entschiedenen Zurückweisung zweifelhaft bleiben.

David Asher.

Zur neuern Geschichte.

Abhandlungen von Johann Gustav Droysen. Zur neuern Geschichte. Leipzig, Veit u. Comp. 1876. Gr. 8. 8 M.

Mit lebhaftester Freude begrüßen wir nach den vorliegenden Abhandlungen auch Johann Gustav Droysen unter der schnell wachsenden Zahl derjenigen unserer gefeierten Historiker, welche dem seit der Neubegründung unsers nationalen und politischen Lebens sich immer energischer geltend machenden Zuge folgend und die Schranken mehr und mehr zu beseitigen streben, welche bei uns Wissenschaft und Leben nur allzu lange getrennt hatten: Schranken, die nirgends so unberechtigt erscheinen und nirgends so sehr nach zwei Seiten hin schädlich wirken mußten als da, wo sie die wissenschaftliche Erforschung unserer nationalen Vergangenheit von ihrer naturgemäßen Einwirkung auf die lebendige Gestaltung unserer nationalen Entwickelung in der Gegenwart abzuhalten und womöglich ganz auszuschließen bestimmt waren und nicht selten auch heute noch bestimmt sind.

Bei einer andern Gelegenheit haben wir an dieser Stelle unlängst eben von demselben Gesichtspunkte aus die außerordentlich schnelle Entwickelung zu erklären versucht, welche die ihrem Ursprunge nach jüngste unter den bei uns eingebürgerten Formen historischer Darstellung, der historisch-politische Essay, im Laufe der letzten funfzehn Jahre etwa bei uns durchgemacht hat. Der historisch-politische Essay kam eben einem Bedürfniß entgegen, welches sich mit der fortschreitenden Entfaltung eines immer weitere Kreise der Nation erfassenden politischen Lebens auch in immer weitern Kreisen mit stets gesteigerter Energie geltend zu machen begonnen hatte; er war und ist besonders geeignet, die Ergebnisse der gelehrten Forscherarbeit zum Gemeingut der Gebildeten, das, was dadurch an politisch und national bildenden Elementen gewonnen ist, zum Besitzthum der ganzen Nation zu machen; durch vergleichende Nebeneinanderstellung in dem einen, durch übersichtliche Zusammenfassung großer Entwickelungsreihen in dem andern, durch schneidige Kritik der sich mit den Zeiten wandelnden Meinungen und Urtheile im dritten Falle wirkt er ebenso sehr national erziehend wie politisch aufklärend und praktisch bildend.

Auf den ersten Blick scheinen nun allerdings die neun Abhandlungen zur neuern Geschichte, welche der vielseitigste unter den deutschen Historikern, der geistvolle und formgewandte Uebersetzer des Aeschylus und des Aristophanes, der glänzende Geschichtschreiber Alexander's des Großen und des Hellenismus, der patriotische und pietätvolle Biograph des eisernen York, der unermüdliche und tiefeindringende Geschichtschreiber der preußischen Politik, in dem vorliegenden Bande vereinigt darbietet, nicht eigentlich unter die Kategorie des historisch-politischen Essay in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes zu gehören. Denn nirgends handelt es sich hier um brennende Fragen aus dem politischen Leben der Gegenwart, zu deren Lösung in dem einen oder andern Sinne durch historische Betrachtung und politische Erwägung ein Beitrag geboten werden soll; fast durchweg haben wir es hier vielmehr mit ruhiger Untersuchung, oft mit einer kritisch zu Werke gehenden Detailuntersuchung zu thun, überall scheinen die gelehrten, die fachwissenschaftlichen Interessen allein maßgebend zu sein, die Politik aber mit allem, was ihr angehört, weitab zu liegen. Und doch ist der rothe Faden, der sich durch das Ganze zieht, das geistige Band, das diese auf den ersten

Blick rein äußerlich nebeneinandergestellten Aufsätze, die obenein zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden sind, zu einem einheitlich geschlossenen Ganzen, das von einem Ausgangspunkte zu einem und demselben Ziele hinstrebt, vereinigt, deutlich erkennbar und macht sich in der fortschreitenden Lektüre mit seiner nachdrücklichen Wirkung auf Gemüth und Urtheil des Lesers immer entschiedener geltend. Das politische Moment, das ohne irgendwo besonders ausgesprochen oder geflissentlich betont zu werden, der geistigen Energie nach in diesen Droysen'schen Abhandlungen so thatkräftig und mächtig wirksam vorhanden ist wie in irgendeiner mit politischen Schlagwörtern um sich werfenden historisch-politischen Expectoration, wird eben durch die rein sachliche Haltung, die stets gewahrte Ruhe und Würde wissenschaftlicher Untersuchung und Darlegung doppelt kraftvoll, doppelt durchschlagend und überzeugend zur Geltung gebracht: nicht politische Doctrinen werden durch mehr oder minder anfechtbare Beispiele unter künstlich zurechtgemachter Beleuchtung als die allein berechtigten erwiesen; auf Grund streng methodischer Forschung, in vollster Objectivität des Berichterstattens dargelegte Ereignisse und Entwickelungen lassen auch das blödeste Auge gewisse fundamentale Sätze als diejenigen erkennen, welche allein in dem so bunten und oft so widerspruchsvollen Durcheinander der Erscheinungen unverrückt ihren Platz behaupten und trotz aller Anfeindung durch den schließlichen Ausgang der Entwickelung als die herrschenden, leitenden und sammelnden Principien des geschichtlichen Fortschritts überhaupt erkannt werden.

Wenn wir nämlich absehen von der die fünfte Stelle einnehmenden Abhandlung über den Nymphenburger Vertrag von 1741, welche den Nachweis führt, daß die über denselben ausgefertigte Urkunde das Werk eines Fälschers ist, welcher weder die früher zwischen Baiern und Frankreich geschlossenen Verträge noch den Gang der zwischen beiden Höfen geführten Unterhandlungen kannte und daher, nicht zusammenhängende Thatsachen falsch combinirend und durch vage Gerüchte irregeleitet, die Artikel eines Vertrags erdichtete, der nie geschlossen wurde, und ferner die Untersuchung über die Quellen und die Glaubwürdigkeit von Pufendorf's „Geschichte des Großen Kurfürsten" beiseitelassen — so stellen sich die übrigen sieben Abhandlungen sämmtlich dar als Studien über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses von Preußen zu Deutschland, über die Bedeutung Preußens in seiner Eigenschaft als europäische Macht für die Entwickelung Deutschlands. Hier liegt die politische Bedeutung der Droysen'schen Abhandlungen, und der Satz, welcher sich, wenn auch nicht direct ausgesprochen, doch mit siegreicher Klarheit einem jeden als das Resultat dieser zu sehr verschiedenen Zeiten entstandenen und auf sehr verschiedene Zeiten bezüglichen Studien aufdrängt, läßt sich kurz dahin zusammenfassen: Preußens historischer Beruf war die Einigung Deutschlands, nur durch Preußen konnte Deutschland eine europäische Macht werden. Wie dieses Erkenntniß durch die Ereignisse der letzten Jahre gegen jede ernstliche Anfechtung gesicherten Satzes in einzelnen hervorragenden Momenten zum Durchbruch gekommen und den Antrieb zu bewußtem, energischem Handeln gegeben hat, wie dieselbe zeitweise die preußische Politik zu einem kühnern Vorgehen im nationalen Sinne gekräftigt hat, wie freilich öfter noch aus eben dieser Erkenntniß die deutschen und außerdeutschen Gegner des Staats der Hohenzollern den Anlaß zu ihren auf Preußens Verderben hinzielenden Entwürfen, ihren kleinen, heimtückischen Intriguen, ihrem übermächtigen, gewaltsamen Anstürmen entnahmen: das lehren uns die Droysen'schen Abhandlungen zur neuern Geschichte. Ihr Verdienst liegt, ganz abgesehen zunächst von dem wissenschaftlichen Gewinn, vor allem eben darin, auf die immer vorhandene, nur zu zeiten scheinbar unterbrochene Continuität in der Entwickelung der preußisch-deutschen Beziehungen, auf das immer wieder sich geltend machende Vorwalten jenes so oft verkannten historischen Princips von Preußen nicht mit Erörterungen, sondern durch unwiderlegliche Thatsachen hingewiesen zu haben.

Ein ganz besonderes Interesse beansprucht von diesem Standpunkte aus die zweite der uns hier gebotenen Abhandlungen: „Preußen und das System der Großmächte", welche zuerst 1849 als „Gutachten eines Schleswig-Holsteiners" gedruckt worden ist und welche hier ganz unverändert wiedergegeben zu haben dem Verfasser von allen Seiten lebhaft gedankt werden muß. In kurzen, knappen Sätzen werden da unter dem Eindrucke der eben vorausgegangenen Ereignisse — das Scheitern der Einheitsbestrebungen des frankfurter Parlaments und die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. — die Hauptmomente aus der Geschichte Preußens durchgegangen, die daraus sich ergebenden allgemeinen Sätze scharf formulirt und damit ein Programm für die künftige deutsche Politik Preußens entworfen, welches in geradezu prophetischem Geiste die Dinge so ansagt, wie sie thatsächlich, natürlich nur in den allgemeinen Umrissen, im Laufe der letzten Jahre sich gestaltet haben. Die künstliche Verhüllung des Gegensatzes zwischen Preußen und Oesterreich, so führt Droysen aus, ist die Quelle alles Elends für Deutschland; ein Anlauf zur Ausfechtung und damit zur Ueberwindung desselben war mit der Gründung des Fürstenbundes genommen worden; mit dem Aufgeben desselben, mit der neuen Verbindung Preußens und Oesterreichs gegen die Französische Revolution und zur endgültigen Theilung Polens wurde die kaum begonnene nationale Entwickelung Deutschlands gleich wieder unterbrochen und auf lange Zeit unmöglich gemacht. In den Jahren 1815, 1830, 1849 hat man die Sache auf andern Wegen versucht — mit gleich schlechtem Erfolge. Es macht in unsern Tagen einen merkwürdigen Eindruck, wenn man einen Mann, der selbst mitteninne gestanden in dem eben damals resultatlos ausgehenden Kampfe, der selbst an dem eben gescheiterten Werke der die Einigung des deutschen Volks erstrebenden Reichsverfassung einen hervorragenden Antheil gehabt, unmittelbar nach einer Katastrophe, welche so viele, ja die meisten entmuthigte, zum Theil völlig daniederwarf, in freudiger Zuversicht und siegesgewisser Ueberzeugung als das Programm der Zukunft die Sätze aufstellen hört:

> Die Sache der Nation ist jetzt bei Preußen. Und Preußen kann sie und sich nicht anders retten, als indem es das tiefere historische Recht einer großen nationalen Entwickelung geltend macht gegen die todten und nur noch als Vorwand misbrauchten Formeln, deren Unfähigkeit, sie ferner zu binden, that-

sächlich erwiesen ist. Preußen muß die Stellung in Deutschland, die es mit Oesterreich gemeinsam üben sollte, fortan allein über sich nehmen; aber es muß sich bewußt sein, daß es damit den Boden des 1815 gegründeten Völkerrechts verläßt, daß das Bestehen eines engern Bundes innerhalb des ehemaligen nur eine fictive Fortsetzung des Rechts über Deutschland ist, das Oesterreich so lange misbraucht hat. Preußen muß die Spitze des Systems von 1815, eben jenes Todtlegen der Mitte Europas, brechen wollen, denn es nicht können ist sein Untergang.

Und weiterhin:

Preußen darf sich nicht mehr dabei beruhigen wollen, doch nur die zweite Macht in Deutschland zu sein; die deutsche Macht zu sein, ist seine geschichtliche Aufgabe.

Und endlich:

In diesem Sinne an die Spitze Deutschlands tretend, erneue uns Preußen die Idee des Kaiserthums, wie sie seit dem fünften Karl an der dynastischen Politik Oesterreichs zu Grunde gegangen ist, erneue es uns das Reich deutscher Nation, daß es nicht, wie der Deutsche Bund war, eine träge Sumpflache sei, die Machteifersucht der Gewaltigen Europas auseinanderzuhalten, sondern sich zwischen ihnen eine freie, luftige Höhe erhebe, unter deren Schirm ringsher die minder Mächtigen leben und weben können nach ihrer Art.

Haben nicht die Jahre 1866 und 1870—71 fast Wort für Wort dieses Programm erfüllt?

In diesem Aufsatze ist mit der größten Bestimmtheit der Grundton angegeben, der durch das ganze Buch geht, der politische Gedanke ausgesprochen, welcher die scheinbar außer Zusammenhang stehenden Abhandlungen zu einer organischen Einheit verbindet; alle diese Studien sind eigentlich nur Variationen über dasselbe Thema, von verschiedenen Seiten und aus verschiedenen Epochen hergenommene Beispiele zur Belegung und Erläuterung eines und desselben historisch-politischen Axioms. Da sehen wir, wie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die trügerische Form der Congresse dazu benutzt wird, um unter dem Scheine der Friedensstiftung allgemeine Verwirrung anzurichten und den Ehrgeizigen und Gewaltthätigen erwünschte Gelegenheit zu geben im Trüben zu fischen, während allein Preußen dem chaotischen Taumel der europäischen Politik fernbleibt und mit seiner festgeschlossenen Macht noch abwartend, wie unbetheiligt zur Seite steht; es wußte, wessen es sich von Habsburg, von Sachsen, von Hannover zu versehen hatte: war doch schon, wie Droysen in einer andern Abhandlung zeigt, zu Anfang des Jahres 1719 in Wien ein Tractat geschlossen worden, der eine förmliche Zerstückelung Preußens ins Auge faßte, der das ganze Reich gegen dasselbe aufbot, wenn es die Festsetzung Hannovers in Mecklenburg zu hindern versuchen würde. In anderer Gestalt erscheint uns der Grundgedanke des vorliegenden Buchs in der Untersuchung über die Stellung Friedrich's des Großen im Anfange des Schlesischen Kriegs: Friedrich machte, wie Droysen nachweist, Maria Theresia damals Anerbietungen, deren Annahme von Oesterreich geringe Opfer gefordert, demselben ungeheuere Vortheile gewährt und der europäischen Politik eine entscheidende Wendung gegeben haben würde. Besonders lehrreich ist der „Beitrag zur Geschichte der deutschen Partei in Deutschland", welcher, 1854 geschrieben, an das Erscheinen des ersten Bandes von Ludwig Häusser's „Deutsche Geschichte" anknüpfend, den Nachweis führt, wie die von Friedrich dem Großen durch die Stiftung des Fürstenbundes gegebene Anregung trotz des bald eingetretenen Umschlags in der preußischen Politik nachhaltig fortgewirkt hat, wie um den Gedanken, aus dem des großen Königs letzte politische That entsprungen war, zum ersten male seit Jahrhunderten sich eine deutsche Partei gesammelt hat, deren Tendenzen in Hardenberg, dem spätern Staatskanzler, dem Freiherrn von Dalberg, ganz besonders aber in Herzog Karl August von Weimar ihre Vertreter fanden, schließlich aber bei dem durch den letztern veranlaßten Versuch praktischer Durchführung Schiffbruch litten, weil man sich in dem mit zu großen Hoffnungen begrüßten Friedrich Wilhelm II. getäuscht hatte.

Von ganz besonderm Interesse endlich ist die an der Spitze der Sammlung stehende, aus bisher unbekannten archivalischen Materialien geschöpfte Abhandlung „Zur Geschichte der preußischen Politik in den Jahren 1830—32", welche eine bisher kaum geahnte Episode aus jener kritischen Zeit darstellt und zeigt, wie damals Preußen in richtiger Erkenntniß seines historischen Berufs den Versuch machte, die Gunst des Augenblicks zu benutzen, sich von Oesterreich zu emancipiren und Deutschland, wie zum Theil schon commerziell, so namentlich auch militärisch unter seiner Leitung zu einigen. Als einen ebenso lehrreichen wie vergnüglichen Beitrag zur Geschichte der Publicistik heben wir endlich noch die den Band schließende Untersuchung über das sogenannte Stralendorff'sche Gutachten hervor, eine in die Anfänge des Jülich-Kleveschen Erbfolgestreits gehörige Denkschrift, welche als ein schlagender Beleg für den hinterhaltigen Jesuitismus der österreichischen Politik nicht blos bei ihrem ersten Erscheinen eine gewaltige Erregung in den davon betroffenen Kreisen hervorrief, sondern auch später noch unter Umständen, die der 1608—9 gegebenen Situation einigermaßen entsprachen, von schlagfertigen und mit glücklichem Humor begabten Publicisten mit derb zugreifenden, drastisch herausgeputzten Vorreden ausgestattet, zu neuen Erfolgen wieder wach gerufen worden ist: 1718, 1727 und 1759 hat jene 1608 entstandene Satire auf die habsburgische Politik noch einmal ihre Wirksamkeit erwiesen.

Gerade in diesen Tagen, wo Preußen in weiterer Erfüllung seines großen historischen Berufs mit dem nun von ihm geeinigten Deutschland durch eine schwere Krisis hindurchgegangen ist, möchten wir den Freunden wie den Feinden des fortschreitenden Ausbaues des Reichs diese Droysen'schen Abhandlungen zu eingehendem Studium angelegentlich empfehlen. Der Blick, der von dem dicht aufwirbelnden Staube des parlamentarischen Parteikampfes hüben wie drüben leicht getrübt wird, gewinnt seine Freiheit und Klarheit am ersten wieder in der Betrachtung fernabliegender Ereignisse und Bestrebungen, die in der scharfen Beleuchtung der Geschichte unverzerrt und ungefärbt sich darstellen; das Urtheil, das durch den Schwall und das Getöse der Phrase befangen ist, findet sich am ersten wieder, wenn es, dem Schwanken der Gegenwart entrückt, an der feststehenden Vergangenheit aufgerichtet und berichtigt wird. Zu dem einen aber wie zu dem andern leiten die Abhandlungen Johann Gustav Droysen's um so mehr und um so erfolgreicher an, je

weniger sie von Politik sprechen, je mehr sie thatsächlich große politische Lehren, im Laufe von Jahrhunderten bewährte Gesetze der historischen Entwickelung in ihrem unabänderlichen, immer wieder siegreich durchdringenden Walten zur Anschauung zu bringen wissen.

Hans Prutz.

Neue Beiträge zur Kenntniß und Beurtheilung der socialen Bewegung.

1. Geschichte der Gesellschaft von J. J. Roßbach. Achter Theil: Vom Geiste der Geschichte. Würzburg, Stuber. 1875. 8. 3 M.
2. Geschichte der socialen Bewegung und des Socialismus in Frankreich von Eugen Jaeger. Erster Band: Frankreich bis zur großen Revolution. Berlin, van Muyden. 1876. Gr. 8. 8 M.
3. Die Lage des Handwerker- und Arbeiterstandes. Von L. Friedlieb. Würzburg, Woerl. 1875. Gr. 8. 40 Pf.
4. Neuheidnische und christlich-sociale Grundsätze von Thihl. Würzburg, Woerl. 1875. Gr. 8. 40 Pf.
5. Socialismus und Christenthum von H. Martensen. Aus dem Dänischen von Th. Jörgensen. Kiel, von Wechmar. 1875. 8. 1 M.
6. Die Aufgabe der Volkswirthschaftslehre gegenüber der socialen Frage von Heinrich Contzen. Zürich, Schultheß. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
7. Der Socialismus und die Internationale nach ihren hervorragendsten Erscheinungen in Literatur und Leben. Drei Vorträge von Friedrich Schuler von Libloy. Leipzig, Koschny. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
8. Der Socialismus von F. Heinrich Geffcken. Frankfurt a. M., Zimmer. 1876. Gr. 8. 1 M.
9. Die Quintessenz des Socialismus. Von einem Volkswirth. Gotha, F. A. Perthes. 1875. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Eine stattliche Menge von Literatur zur socialen Frage läßt die vorstehende Titelreihe vermuthen. Indeß wird ihr imposanter Eindruck bei der Bekanntschaft mit den Schriften selbst erheblich abgeschwächt. Denn nicht nur bleibt der Schlußband von Roßbach's „Geschichte der Gesellschaft" noch bedeutend hinter den frühern Bänden zurück, sondern außer den Schriften von Jaeger, Martensen und der „Quintessenz" sind die übrigen Schriften über die sociale Frage unstreitig von jener in dem seit letzter Zeit so fleißig angebauten Literaturzweige nicht seltenen Gattung, von deren Angehörigen ein Dutzend und mehr auf einen Gedanken gehen. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß nicht jede der hier davon vorliegenden Exemplare noch eigenthümliche Mängel habe. Wir beeilen uns, diese zuerst zu kennzeichnen, um dann erst auf die drei vorgenannten empfehlenswerthern Schriften überzugehen.

Die sieben ersten Bände von J. J. Roßbach's Werk (Nr. 1) wurden in Nr. 52 d. Bl. f. 1875 ausführlich besprochen. Wir fanden da, daß die sociale Quintessenz aus der Weltgeschichte, die Roßbach geben will, nicht immer glücklich gefunden und dargestellt war. In dem vorliegenden letzten Bande soll nun noch einmal die Summe aus allem Gefundenen gezogen werden, und es folgen daher Schlußbetrachtungen über: die Epochen in der Geschichte der Gesellschaft; die Gesellschaft der alten und neuen Zeit; die Gesetze in der Geschichte der Gesellschaft; Geschichte des Eigenthums; Staat und Gesellschaft. Wol hat der Verfasser nicht mehr selbst die letzte Ausarbeitung dieses Bandes besorgt; aber es hätte die Pietät gegen ihn erfordert, diese entweder einem competenten Autor anzuvertrauen, oder die Herausgabe des Bandes, der zum Abschluß nicht mehr nöthig ist, ganz zu unterlassen; denn wir finden die Mängel des Hauptwerks hier potenzirt, sowol was den Vortrag als was die Gedankenentwickelung selbst betrifft. Redeblumen wie „die alte Zeit nimmt Abschied von der Geschichte", „das Mittelalter am Abend seines Lebens", oder völlig unverständliche Sätze, wie z. B.: „die Culturfäden des Orients ziehen sich in verborgenen Gängen durch die Adern der Zukunft der Weltgeschichte, weil diese sich mit den Uranfängen des Lebens vermählt und ihre Vollendung ist", sind nichts Seltenes, und sie tragen viel dazu bei, daß man schließlich aus keiner der Schlußbetrachtungen ein irgendwie klares oder neues Ergebniß hervorspringen sieht. Die wichtigsten Abschnitte wären wol die beiden über „Die Gesetze in der Geschichte der Gesellschaft" und die „Geschichte des Eigenthums". Aber was finden wir da? Es seien nur zwei charakteristische Stellen aus jenem erstgenannten Abschnitt herausgehoben, welche genügen werden, um das Unbefriedigende des Ergebnisses erkennen zu lassen:

> In der Geschichte der Kasten, der Stände, der freien Lebensstellungen vollzieht sich der innere Entwickelungsgang der Menschheit; in der Geschichte der Gesellschaft liegt daher auch der Schlüssel zum Verständniß von Cultur und Staat. Auf welchen Gesetzen aber beruht die Geschichte der Gesellschaft? Im Vordergrunde stehen die Naturgesetze, welche mit innerer Nothwendigkeit nach Geltung ringen, die aus Unreife wie aus Ueberreife von den Menschen gemachten Eingriffe in ihr Walten, an dem zu Früh wie an dem zu Spät ihr Vergeltungsrecht üben und, wenn gewaltsam über Bord geworfen oder unterdrückt, Elend oder Tod zur Folge haben. An ihrer Seite steht gleichberechtigt und gleich folgenreich das sittliche Gesetz. Beide haben denselben Urheber, somit auch dasselbe Ziel. Wenn sich nach Naturgesetzen die Um- und Fortbildung der Gesellschaft vollzieht, so hat das sittliche Gesetz in diesem Fortgang der Geschichte das Alte mit dem Neuen, das Vergangene mit der Gegenwart zu versöhnen, den Schmerz des Uebergangs zu stillen und zu heilen. Es ist aber auch in der Familie wie in dem Verkehr, in Wissenschaft wie in Kunst, im Staate wie im Völkerverband die ewige Norm des Lebens. Nur im Gleichgewicht beider Gesetze liegt der Friede und die Harmonie des Lebens, in ihrer Trennung oder Verkennung der Schmerz der Geschichte.

Dann weiterhin:

> Dieses Auftreten geistvoller, begabter Männer zur rechten Zeit, in welcher eine sittliche Auffrischung der Stagnation verfallender Völker geboten erschien; diese geographische Vertheilung der Erdproducte, um die Völker durch den Handel näher zu bringen; diese Bestimmung einzelner Völker, Träger der Cultur und des bewegenden Fortschritts im Handel zu werden; alle diese Erscheinungen, welche ein ewig durchdachter Weltplan durchstrahlt, sind nur unter der Voraussetzung der providentiellen Weltregierung zu erklären.

Und nun die Geschichte des Eigenthums. Zunächst gibt der Verfasser eine sehr unvollkommene Ueberſicht einiger Eigenthumstheorien; dann Gedanken zur „Lösung der Eigenthumsfrage" im christlichen Sinne, und kommt

nach wenigen Bemerkungen über die geschichtlichen Formen des Eigenthums zu folgendem Ergebniß:

> Wir können annehmen, daß mit Christus in der Geschichte des Eigenthums ein zweiter Entwickelungscyklus, aber in aufwärts gehender Bewegung beginnt. Die erste und ursprügliche Entwickelungsperiode umschloß den weitesten Kreis: denn nach dem uralten Glauben der Welt gehörte alles Gott; der Mensch sollte darum auch die Güter der Erde nur nach Gottes Willen gebrauchen. Die zweite Periode zog den Entwickelungskreis schon enger, sie schloß innerhalb der ersten ihre Kreislinie ab: das Eigenthum gehörte jetzt dem Ganzen, dem Stamm oder dem Staate. Die dritte Entwickelungsperiode übergab das Eigenthum den privilegirten Ständen: es gab ein Königs-, Tempel- und Stammesgut. Die vierte Periode zerschlug auch diese Form und schloß den engsten Kreis um das Eigenthum, denn dieses wurde zerstückelt Privat- oder Einzelgut. Von da an geht aber die Bewegung wieder aufwärts von dem engsten bis zum weitesten Kreis empor. Das Christenthum legte die Axt an die Wurzel des individuellen Eigenthums.

Es dürfte an diesen Auszügen zur Charakterisirung des vorliegenden Bandes genügen; im übrigen verweisen wir auf die frühere ausführliche Besprechung des Werks.

Die Broschüren von Friedlieb, Thihl, Contzen, Schuler und Geffcken beschränken sich darauf, den Socialismus der Gegenwart zu erklären, zu beklagen und Mittel gegen ihn zu suchen.

L. Friedlieb (Nr. 3) schreibt über die Schattenseiten der heutigen Lage des Handwerkerstandes und der des Arbeiterstandes, ohne für jemand, der sich einigermaßen um diese Sache gekümmert hat, irgendetwas Neues zu bringen.

Thihl (Nr. 4) predigt in ungeordneten Gedanken und Citaten gegen den modernen Materialismus, preist den Mittelstand als den geeignetsten Boden für Tugend und Weisheit, empfiehlt Entsagung und Solidarität als Heilmittel der socialen Uebel. Dagegen läßt sich nichts sagen.

Heinrich Contzen (Nr. 6) sieht die Aufgabe der Volkswirthschaftslehre gegenüber der socialen Frage, d. h. „der Frage nach der Organisation unsers ganzen gesellschaftlichen Lebens", die, wie wiederholt versichert wird, schon das „graue Alterthum" kannte, in der „realistischen" Forschung, in der Anwendung der inductiven Methode. Indeß in seinen eigenen sich stets wiederholenden Schriften über die sociale Frage haben wir noch nichts von dieser Methode gefunden, sondern nur jenes fortwährende „Theoretisiren", gegen das er eifert. Uebrigens wäre gerade gegen dieses gar nichts einzuwenden; denn „inductives" Forschen, Thatsachen sammeln, Geschichte studiren ist zwar ganz schön, kann aber doch allein zu keinem Resultate führen; denn die socialen Fragen lösen kann man nur, wenn man sich eines Ziels bewußt ist, das man erkannt, und nach Principien verfährt, die man erforscht hat; und dazu gehört deductive Methode und Theorie, die schließlich doch immer höchste und wirksamste Form der Arbeit.

Professor Friedrich Schuler von Libloy in Hermannstadt geht in seinen „Drei Vorträgen" (Nr. 7), die weder gegeneinander eine Grenze noch in sich eine folgerichtige Eintheilung haben, sehr weit in das „graue Alterthum" zurück, um schließlich zur Internationale zu kommen. Die Hauptsache ist eine Darstellung der verschiedenen socialistischen Theorien von Plato bis Lassalle, wie sie nun seit Reybaud, Karl Grün und Lorenz Stein so unzählige male und so viele male besser und vollständiger dargestellt worden sind. Vielleicht sind dieselben in Siebenbürgen noch nicht bekannt, und es mag nützlich gewesen sein, sie durch einen einheimischen Schriftsteller dort einzuführen; aber eine etwas geordnetere und sorgfältigere Auseinandersetzung hätte der Verfasser seinen Landsleuten doch wol bieten können.

Die letzte unter diesen fünf Schriften, Professor F. Heinrich Geffcken's Buch über den Socialismus (Nr. 8), kann man nicht ohne schmerzliches Erstaunen beiseitelegen. Und zwar nicht deshalb, weil ein deutscher Universitätsprofessor einen gelegentlich gehaltenen Vortrag ohne besondern wissenschaftlichen Werth etwas erweitert in den Druck gegeben hat: denn das ist ein häufiger und verzeihlicher Fehler; aber etwas anderes ist es, wenn ein akademischer Lehrer zu „Haß und Verachtung" anregende Unrichtigkeiten über die socialistische Partei als angeblich wissenschaftliche Darstellung drucken läßt und damit die Wissenschaft handgreiflich zur Parteisache herabzieht. Geffcken stellt nämlich Folgendes als die Lehren der modernen Socialdemokratie hin: 1) Die Ideen von Vaterland und Nationalität seien veraltete Irrthümer; 2) die Ehe solle der freien Liebe Platz machen, und die Kinder seien auf gemeinsame Kosten zu erziehen; 3) der Glaube an Gott müsse ausgerottet werden; 4) die Socialdemokraten würden, wenn sie die Macht hätten, unsere Hauptstädte sofort mit Petroleum zerstören.

Daß sich solche Uebertreibungen aus socialdemokratischen Blättern herauslesen lassen, ist ja unzweifelhaft. Es hat das aber für die Kennzeichnung der Partei als solcher keinen andern Werth, als etwa für die Nationalliberalen die Behauptung eines ihrer Historiker: daß die Sklaverei des Alterthums durch eine Statue des Phidias aufgewogen werde; oder für die conservative die Behauptung eines ihrer Grafen: man könne der socialistischen Agitation durch Förderung der Tanzvergnügungen entgegentreten. Jeder, der sich ernsthaft mit der Sache beschäftigt hat, weiß, daß jene Forderungen in dem Programm der socialdemokratischen Partei nicht enthalten sind, und keiner, der es mit der Sache so ernst nimmt, wie sie es verdient, wird mit solchen vagen Beschuldigungen auftreten. Und wenn das von einem Mann der Wissenschaft dennoch geschieht, so ist es doppelt beklagenswerth, und es ist geradezu Pflicht aller Unbefangenen, dagegen aufzutreten, da es der guten Sache und den andern, die auch an ihr arbeiten, nur schaden kann. Als ungeschickt muß ferner gerügt werden, wenn Professor Geffcken auf denselben Seiten den Arbeitern vorhält, daß sie Bälle zu 1 Mark Eintrittsgeld abhalten — bekommen denn die Arbeiter Local, Licht und Musik geschenkt? — und daß die große Masse der Partei blindlings ihren „Propheten" folge. Bei welcher Partei besteht denn die große Masse nicht aus solchen, die den Leithammeln nachlaufen?

Nach dieser gegen die Socialdemokratie gerichteten Einleitung wendet sich der Verfasser dann zur Beantwortung von drei Fragen: Was ist das Wesen des Socialismus? Woher kommt er? Was ist ihm gegenüber zu thun?

Er gibt zunächst zu, daß jene „Auswüchse" im Wesen des „Socialismus" nicht begründet seien. Dann sucht er die Unmöglichkeit der Collectivproduction, wie sie in Marx'

„Kapital" gefordert wird (vgl. die Besprechung dieses Buchs in Nr. 30 d. Bl. f. 1874) darzuthun; nämlich einmal, weil der Socialismus mit seiner Arbeitswerththeorie ins Gedränge kommen würde — als ob sich diese nicht verbessern lasse; zweitens weil der Bedarf und die Production ohne freie Concurrenz nicht geregelt werden könne — d. h. dem Verfasser, und uns andern auch, ist das undenkbar; aber wie weit war denn z. B. im Lehnssystem des Mittelalters die freie Concurrenz entwickelt? und fehlt dieselbe auch jetzt nicht noch oder schon wieder auf vielen Gebieten? Drittens weil alle Arbeit im Socialismus gleich bezahlt werden sollte — wo steht das geschrieben? Und sind denn damit alle Forderungen des Socialismus widerlegt, z. B. die Abschaffung des privaten Grundeigenthums, welche A. Samter in seinem kürzlich erschienenen Buche „Gesellschaftliches und Privateigenthum" (Leipzig 1877) mit nicht zu verachtenden Gründen vertheidigt?

Woher kommt nun, nach Geffcken, der Socialismus? Einfach von den Gleichheitstheorien des Liberalismus. Diese sind aber Ungereimtheiten: „Will man mit Gott über die thatsächlichen Unterschiede hadern, so thue man es; man wird damit keine Frau zu einem Mann, keinen Neger zu einem Weißen, keinen Dummen zu einem Klugen machen." Geffcken erkennt nun folgende „Grundmächte" an, die aus der Eigenschaft des Menschen als sittlich-vernünftiges Wesen und aus seiner Unsterblichkeit hervorgehen: Sklave darf der Mensch nicht sein; ferner: Sicherheit der Person, Recht auf freie Arbeit, freien Aufenthalt, freie Meinungsäußerung „in den Schranken des Gesetzes", wirksamen Schutz für diese Rechte. Im übrigen aber ist das Volk ein „Organismus" aus ungleichen Bestandtheilen, für welches russische Zustände vollkommen genügen dürften.

Im dritten Abschnitt wird endlich eine Anzahl von keineswegs neuen Mitteln zur Hebung des Arbeiterstandes angegeben, mit denen man im allgemeinen einverstanden sein kann. Besonders viel verspricht sich der Verfasser von der Antheilswirthschaft.

Das wäre der Inhalt des Büchleins, bei dem wir uns, gegen die ursprüngliche Absicht, etwas zu lange aufgehalten haben. Aber es kann ja für die Sache nur gut sein, wenn man an Beispielen zeigt, wie man gegen den Socialismus selbst in den gebildetsten und berufensten Kreisen mit ganz unbrauchbaren Waffen kämpft.

In Betreff der drei übrigen Schriften können wir schon deshalb kürzer sein, weil bei ihnen weniger Mängel aufzuzeigen sind. Eugen Jaeger, der Verfasser des verdienstvollen Buchs „Der moderne Socialismus" (Nr. 2), hat sich die dankbare Aufgabe gestellt, die sociale Bewegung Frankreichs auf dem Hintergrund der wirthschaftlichen und politischen Zustände — leider fehlt eine solche Geschichte noch für Deutschland — dem deutschen Publikum zu schildern, wobei er sich auf die so bedeutenden Arbeiten der Franzosen Levasseur, Thierry u. a. stützen konnte. Für die Fortsetzung hat er dann in der deutschen Literatur Lorenz Stein in seiner „Geschichte des französischen Socialismus seit 1789" zum Vorgänger; der vorliegende Band aber enthält die Geschichte von den ältesten historischen Zeiten bis zur großen Revolution in fünf Hauptabschnitten: „Die galloromanische Gesellschaft"; „Die Entstehung der mittelalterlichen Gesellschaft"; „Die mittelalterliche Gesellschaft"; „Das Ancien Régime"; „Der vierte Stand" und „Die Compagnonnage". Leider fehlt dem fleißigen Werke geschickte Composition und Frische der Darstellung. Die ältesten Zeiten sind zu ausführlich behandelt; die Geschichte der wirklichen Bewegungen ist nur eingestreut in die trockene und ungleichmäßige Darstellung und Beurtheilung der Zustände des Feudalwesens, der Zünfte, der Bürgerschaft, der wirthschaftlichen Politik des Absolutismus, dann, ganz abgesondert, der Gesellenverbände. Bisjetzt sind das höchst schätzbare geschichtliche Studien, aber es ist keine Geschichtschreibung, die vor dem Leser ein lebendiges Bild des Fortschritts mit sorgsamer Abwägung des Haupt- und Nebensächlichen, mit Unterscheidung von Beschreibung und Entwickelung aufrollt. Immerhin bietet die Arbeit vieles Werthvolle an culturgeschichtlichem Stoff und ist insofern bedeutend lehrreicher als Roßbach's allgemeine „Geschichte der Gesellschaft", wo das speculative Element den Stoff verwirrt und fast ganz verflüchtigt, während hier die Speculation nicht Herr über den Stoff geworden ist.

Und wie dies sociale Geschichtswerk über jenem, so stehen die beiden theoretischen Behandlungen des Socialismus von Martensen und Schäffle — denn dieser dürfte der Verfasser der „Quintessenz" sein — über den obenbesprochenen.

H. Martensen (Nr. 5) betrachtet in schöner, einfacher Sprache, der die Uebersetzung gerecht wird, nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Reichthum und Armuth nach christlichem Standpunkte den extremen Individualismus in wirthschaftlichen Dingen, mit besonderer Rücksicht auf die Arbeiterfrage, und den extremen Socialismus (wobei wir auch die Ideen eines neuen dänischen Utopisten: F. C. Sibbern, „Aus dem Jahre 2135", kennen lernen), denen er dann seinerseits einen „ethischen Socialismus" entgegensetzt, welcher der geordneten Staatshülfe weiten Spielraum anweist.

Das bedeutendste und verdienstvolle von allen diesen Büchern ist nun aber die „Quintessenz des Socialismus" (Nr. 9), die geradezu musterhaft geschrieben ist, und deren Verfasser wahrlich nicht Ursache hat, sich in Anonymität zu hüllen. Derselbe hat sich nämlich die lohnende Mühe gegeben, mit größter Objectivität und Klarheit die Grundzüge des modernen Socialismus, wie er sich namentlich bei Marx darstellt, zu entwickeln und die Consequenzen für die Gestaltung der socialistischen Gesellschaft, wie sie danach sein würde, zu ziehen und bei jedem einzelnen Punkte zu fragen, wie weit die Ausführbarkeit logisch anzunehmen ist. Es ist dies Verfahren, wie sich zeigt, höchst geeignet, um über den Socialismus ins Klare zu kommen. Wir würden bei der ungewöhnlich knappen Schreibweise das Buch fast ganz abschreiben müssen, um das Wichtige herauszuheben, und möchten doch keinem Leser das Lesen desselben ersparen. Nicht klar geworden ist dem Referenten nur der vierte Abschnitt, welcher von der Beseitigung des Credits, der Miethe, der Pacht handelt, da nicht wohl einzusehen ist, warum es dergleichen Einkommenformen als solche des Staats, der Gemeinde, kurz des Collectiveigenthümers nicht geben sollte, indem ja die Einzelfamilie gar nicht, die Einzelwirthschaft nicht ganz negirt wird. Wir setzen zum Schluß nur ein paar beherzigenswerthe

Stellen aus dem letzten Abschnitt hierher. Der Verfasser sagt da als Résumé seiner Schrift:

Es hat sich ergeben, daß die gewöhnlichen Stichwörter gegen den Socialismus nicht ausreichend sind. Es ist nicht richtig, daß der Socialismus das Eigenthum überhaupt negire. Es ist nicht richtig, daß er das Privateigenthum schlechtweg aufhebe. Es ist nicht richtig, daß er ohne Productionsmittel arbeiten, das Kapital im technischen Sinne beseitigen müsse. Es ist nicht richtig, daß er Großproduction ausschließe. Es ist nicht richtig, daß er innerlich materialistisch und zuchtlos sein müsse, daß er Familie und Erbrecht principiell negire. Es ist nicht richtig, daß er Freizügigkeit, freie Berufswahl absolut ausschließe, daß er die Freiheit des Bedarfs, des Haushalts, der Geselligkeit, der Vereinsbestrebungen grundsätzlich aufhebe. Es ist aber richtig, daß er zahllose und schreiende Misbräuche mit der Wurzel ausreißen will und höchst consequent ein folgenschweres Socialprincip vertritt.

Besonders können wir, im Hinblick auf obenbesprochene Schriften, den Schlußsatz des Verfassers zu dem unserigen machen; er lautet:

Gewöhne man sich also endlich an concretes Denken und Urtheilen in dieser Frage, und entziehe man sie dem wüsten Einfluß der Schlagworte, der Vorspiegelungen, der Leidenschaften, der Vorurtheile, der Selbstbelügung und der Denunciation! Sonst gehen darob alle Stände mit der Civilisation zu Grunde.

H. von Scheel.

Neue Romane.

Drei Romane von beliebten Schriftstellern, an Inhalt verschieden wie in der Ausführung und Behandlungsweise des zu Schildernden, liegen vor uns:

1. Schlag zwölf Uhr. Roman von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1876. Gr. 8. 9 M.
2. Der Postgraf. Roman von Otto Müller. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1876. 8. 6 M.
3. Die Kinder des Sträflings. Roman von Balduin Möllhausen. Vier Bände. Berlin, Janke. 1876. 8. 16 M.

So pikant und Erwartung erregend der Titel von Hans Wachenhusen's Werk: „Schlag zwölf Uhr" (Nr. 1) ist, so sehr möchten wir gegen die Bezeichnung „Roman" Einspruch erheben, denn für einen Roman ist das Gegenständliche zu flüchtig und ungleich behandelt, und es fehlt, wo man es erwarten sollte, die gründliche Durchführung angeschlagener Töne. Eine Handlung von reichem Inhalt wird meist nur flüchtig und skizzenhaft vorgeführt, während sie bei gewissenhafter Ausarbeitung ein gehaltvolles Lebensbild hätte bieten können. Auch erwärmt uns keine von allen Personen; was sie thun, wird gewöhnlich nur flüchtig gemeldet, ohne daß wir ihre Thaten aus innerlichen Betrachtungen und überzeugenden Seelenkämpfen herauswachsen sehen. Selbst die Hauptperson, ein junger reicher Lebemann, erweckt keine Theilnahme. Er kennt, wie so viele, die in günstige Verhältnisse hineingeboren werden, den Werth des Geldes nicht, will ihn aber auch gar nicht kennen lernen, weil eine nähere Kenntniß alles dessen, was in seinen Gesichtskreis tritt, seinen Genuß trüben könnte. Die Conflicte, in die er deshalb geräth, sind darum nur zu begreiflich und können uns nicht rühren. Wer lebt und Erziehung erhalten, muß sich mit den Erfordernissen des Lebens bekannt machen, wozu der Arme schon durch die Sorge ums tägliche Brot gebieterisch gedrängt wird. Der reiche Fritz Vonberg kommt in kurzer Zeit da an, wo sein Geld und sein Witz zu Ende sind, sodaß nun ein schneller Tod dieser Lage ein Ende machen soll. Unter den gegebenen Umständen ist der Entschluß zu sterben eben so unmännlich als strafwürdig. Die originelle Art, wie Fritz davon abgehalten wird, führt ihn zu einem neuen Leben. Er zieht den alten Menschen aus, wird durchs Unglück gezwungen, zu denken und zu schaffen, und erwirbt jetzt mit schwerer Mühe wieder, was er früher nicht zu schätzen wußte: Reichthum. Er tritt, von Amerika kommend, das seinen Boden wie so oft zu der Umwandlung hergeben mußte, als ein achtungswerther Mensch vor uns hin. Die Umwandlung erzählt er aber nur flüchtig; sie ist nicht vor unsern Augen durch innere Kämpfe und vorgeführte Ereignisse glaubhaft gemacht. Der Autor hat sich durch seine Bequemlichkeit um eine würdige Aufgabe gebracht, die sein Talent zu lösen gewiß im Stande gewesen wäre. Die guten Gedanken und Erfahrungen, die er uns mittheilt, entschädigen uns nicht; es fehlt ihnen der passende Hintergrund, auf dem sie erst zur rechten Geltung kommen würden. Die Anschaulichkeit und klare Fortspinnung des Fadens sind das Beste an der Arbeit, und wir behalten bis zum Schluß ein übersichtliches Bild. Derjenige Leser, der nichts weiter als eine glückliche Lösung aller Verwickelungen wünscht, wird befriedigt werden.

„Der Postgraf" von Otto Müller (Nr. 2) zeigt in der Behandlung eine andere Physiognomie; dem Faden ist weniger bequem zu folgen als in Wachenhusen's Arbeit. Wenn die Gesetze des Romans auch dehnbarer und weniger zwingend sind als im Drama, so muß die Anschaulichkeit doch in beiden die gleiche bleiben. Der Vorgang ist hier zu verhüllt und umkleidet von Nebenausführungen und individuellen Anschauungen, die an sich ganz schön sind, aber vom Hauptsächlichen zu viel ablenken, sodaß es schwer wird, in entsprechenden Momenten den Faden zu behalten. Der Mangel an Abschnitten gibt dem Roman äußerlich ein novellistisches Ansehen; es gibt keinen Ruhepunkt, alles fließt ineinander und das durch zwei Bände hindurch. Der Postgraf ist ein berüchtigter Dieb, der immer in verschiedenen Masken auftaucht und wieder verschwindet, ohne daß seine Verfolger zu einem sichern Signalement gelangen, und der, nachdem er 10 Jahre sein Wesen getrieben, im Gefängniß sich selbst den Tod gibt. Was mit dieser anfangs immer ungekannten Person in Verbindung ist (auch das Theater spielt mit hinein), ist interessant, und mancherlei Ueberraschungen sind dem Leser vorbehalten.

Reif in der Darstellung und im Urtheil über die sich entwickelnden und vollziehenden Ereignisse, erfahren in der Zeichnung von Menschen und sicher in der Führung der Handlung sind „Die Kinder des Sträflings" von Balduin Möllhausen (Nr. 3). Ein reiches Seelenleben, durch anschaulich gemachte Erfahrungen verständlich, entwickelt sich vor unsern Augen. Die erste Abtheilung spielt in einer

großen Stadt Europas, wo moderne gesellschaftliche Misstände behandelt werden. Im zweiten Theil werden die angeknüpften und abgerissenen Beziehungen in Amerika fortgeführt, die sich dort auch zu Ende spielen. Der amerikanische Bürgerkrieg in seinem letzten Stadium greift in einigen Nebenzügen glücklich in die Handlung ein. Mehrere Bilder, z. B. der Ueberfall einer Farm durch Marodeure, sind lebendig und spannend. Auch treten mancherlei scharf ausgeprägte Schäden des überseeischen Gesellschaftslebens ergreifend zu Tage, besonders solche, die dem Eigennutz durch den siegreichen Norden zugefügt werden. Ueber angebliche Unwahrscheinlichkeiten, die Romanleser in manchen Vorgängen und Schilderungen immer finden werden, läßt sich schwer rechten, da die Lebenserfahrungen und Erscheinungen in jeder Menschenbrust eine verschiedene Beurtheilung finden und nur in ganz allgemeinen handgreiflichen Dingen die Urtheile übereinstimmen. Der Roman ist mehr als eine gewöhnliche Unterhaltungslektüre.

Bairische Dialektdichtungen.

Weil's mi freut! Neue Gedichte in oberbairischer Mundart. Von Karl Stieler. Stuttgart, Meyer u. Zeller. 1876. 8. 3 M.

Es kommt bei Dialektgedichten nicht blos darauf an, daß sie poetisch sind und daß das Mundartliche richtig und mit Geschick behandelt ist, auch der Inhalt muß innerhalb der Gedankensphäre derer liegen, die den Dialekt sprechen. Dies gewährt für Klaus Groth und für Fritz Reuter einen Vortheil vor Kobell oder Stelzhamer. Denn altbairisch oder steirisch wird vornehmlich von den Bauern gesprochen, während das Plattdeutsche auch im Munde der Gebildeten lebt, und indem diese ihre Ideen und Empfindungen darin ausprägen, ist in ihm ein weit größeres Stoffgebiet für den Dichter eröffnet, während in Oberdeutschland der Gebildete hochdeutsch redet und die Schriftsprache aus dem ihr viel näher liegenden Mundartlichen erfrischt. Die Gespräche der schwarzwälder Bauern bei Auerbach, auch wo sie hochdeutsch geführt werden, haben dadurch ihren volksthümlichen Hauch, daß der Dichter sie doch im schwäbischen Dialekte denkt und dadurch in der Schriftsprache keinen Ausdruck und keine Wendung gebraucht, die dem Dorfe fremd wären. In ähnlichem Sinne unterscheidet Karl Stieler zwischen echten und zwischen Salongedichten im Dialekt; die letztern geben Gefühle und Gedanken der feinen vornehmen Gesellschaft in bäuerlichem Gewand, die erstern gehen naturwüchsig aus der Empfindung und Anschauung des Landvolks hervor. Es ist aber nicht leicht, sich aus der Bildungsfülle unserer Zeit so in das Element „nichtswissender Naivetät" zu versenken und so aus der Volksseele heraus zu singen, wie er nach Kobell's Vorgang thut. Stieler will auch seinen Bauern nicht die scharfen Ecken abschleifen und das Rauhe glätten, „nicht dem Burschen anstandshalber einen Rock anziehen, wo er in Hemdsärmeln hantiert, noch ängstlich ein Schimpfwort streichen, wo er es braucht"; der grobe Knochenbau dieser Naturen bedingt auch ihre Bewegungen; aber der Dichter läßt durch die Derbheiten aus der ungehobelten Lebenskraft jenen seelenvollen Klang hervortönen, der in der Tiefe des gesunden Volks liegt, das gerade in den bairischen Alpen durch gemüthliche Beschaulichkeit und durch eine glänzende Gabe des Vergleichs hervorragt. Er sagt:

> Vergeßt nicht, daß auch sein Leben Stunden hat, deren tiefe Herzenslaute vielleicht noch mächtiger sind als das Empfinden unserer geschulten Seele, und daß auch diese Laute ein Recht haben in der wahren volksthümlichen Dichtung zum Ausdruck zu kommen. Mag sein, daß sie der Amtmann an seinem Untergebenen, der Lehrer an seinem Schüler, ja selbst der Priester bei seinem Pflegebefohlenen überhört, aber wenn einer die Pflicht hat, sie nicht zu überhören, so ist es der Dichter. Eine Fülle köstlicher Einfälle liegt auf allen Wegen, Hunderte von Motiven spielt ihm das tägliche Leben in die Hand, köstlicher und abgerundeter als die Phantasie sie erfinden könnte; hier soll der poetische Blick sich dadurch bethätigen, daß er sie als solche erkennt und aufnimmt, nicht daß er sie durch eigene Erfindung zu überbieten strebt. Es existirt so manches Gedicht in der Welt, bevor es gemacht ist, und dies zu begreifen ist vielleicht nicht das letzte Merkmal des echten Poeten.

Was aber dieser neuen Sammlung vor der ältern und neben Kobell ein eigenthümliches Gepräge und einen culturgeschichtlichen Werth gibt, das ist der Umstand, daß Stieler das bairische Landvolk in dem Momente belauscht, wo es aus seiner Abgeschlossenheit in den Weltverkehr hineingezogen wird, wo das öffentliche Leben, die Geschichte, die Politik in seinen Gesichtskreis hereintritt. Jetzt wird ja auf der Bierbank jedes Dorfes politisirt; der Krieg, die Wahlagitationen der Geistlichen wie der Liberalen brachten und bringen eine Bewegung in die Gemüther und haben einen Umsatz von Gedanken, von neuen Bildungselementen zur Folge, wie das vor zehn Jahren unerhört war. In diesem Zusammentreffen des Alten und Neuen zeigt sich neben Unbeholfenheit und Beschränktheit auch eine kernhafte Tüchtigkeit, und neben den wunderlichen Blasen, welche die ungewohnte Gärung hervortreibt, blickt ein schalkhafter Sinn, eine unverdorbene Gemüthlichkeit hervor. Stieler ist auch hier mehr Finder als Erfinder; aber freilich, er vermag den wahren Edelstein zu schleifen, daß die Krystallform deutlich wird, er vermag den Dingen die rechte Beleuchtung zu geben. Er fragt selbst: Gibt es denn ein köstlicheres Epigramm, als wenn z. B. ein Bauer den politischen Standpunkt seiner Gemeinde dahin präcisirt: „Ja, liberal sind wir alle, aber wählen thun wir schwarz." Ist es nicht ein Cabinetstück, wenn der ländliche Wirth, der jeden Montag den liberalen und jeden Dienstag den patriotischen Verein im Hause hat, und der von beiden Seiten um seine Wahlstimme bedrängt wird, sich dadurch aus seiner Rathlosigkeit befreit, daß er das nächste mal genau notiren läßt, welche Partei die mehrern Maß Bier bei ihm vertilgt; diese soll seine Stimme haben; er handelt neutral und sein Gewissen ist beruhigt. Ein anderer wird zum Wahlmann genommen, „weil er doch sonst sein Lebtag nichts werden kann", und ein dritter weiß seinen Candidaten noch gar nicht, „weil ihn sein Weib erst nächsten Sonntag aus der Frühmesse heimbringt". Den übertriebenen Eifer seiner jungen Kapläne

beklagt ein würdiger Dechant mit den drastischen Worten: „Die jungen Herren thun so gescheit, als hätten sie den Heiligen Geist mit sammt den Federn gefressen.“ Das sind in der That Perlen aus der täglichen Denk- und Redeweise des Volks, die nichts mehr als die einfache Fassung bedürfen, die ihnen Stieler in einer glücklich gewählten Situation zu geben versteht. Und er bemerkt selbst mit Recht, daß bei aller Schlagkraft des Witzes ein Anflug gutmüthiger Harmlosigkeit alles Spitzige, Polemische weghaucht. „So treffend solche Gedanken sind, so wenig wird sich jemand verletzend durch sie getroffen fühlen, der Volksmund hat ihnen eine Form gegeben, daß der gesunde Sinn sich hüben und drüben nur freuen kann über den Schatz von Originalität, der sich darin bekundet.“

Wie jetzt in den Alpenhütten Bildnisse des deutschen Kaisers und Kronprinzen neben dem des Königs von Baiern hängen, so dreht sich auch in der Kneipe die Unterhaltung um das Reich und seinen großen Staatsmann. Hören wir, wie Stieler sie prägnant zusammenfaßt:

Im Wirthshaus hocken's bei einand,
Da hängt der Bismarck an der Wand;
No, dem sein Bildl kennt man glei',
Um den geht heunt die Streiterei.

Der Fuhrknecht sagt: „Zum Teufelholen,
Dös hätt' ä Fuhrmann werden sollen,
Der wirft nit um und schmeißt nit a(b),
Und eh'st dich umschaugst, is er da.“

„Na“, schreit der Maurersepp daneben,
„Dös hätt' an guten Maurer geben,
Der hat wurzweg, dös werd's schon wissen,
Die alten Hütten niederg'rissen
Und hat uns hing'stellt a schöns Haus.“
„Mein“, schreit der Jackel, „laßt mich aus“ —

Der Jackel is a Zimmermann —,
„Der hat schon noch was mehrers than,
Der hat a drumbaut noch an Zaun,
Daß die Spitzbub'n sich nit einitraun.“

Der Jagerhans hockt aa dabei,
„Geht“, sagt er, „mit der Lumperei
Von eurem G'schäft, da kommt's mir g'stohlen,
A Jager hätt' er werden sollen,
Weil er allweil an Punkten trifft.“
So schreit der Hansel, weil's ihn gift'.*)

Do ruft der Hausknecht drein in d' Stuben:
„Thut's nit so aufbegehren, Buben,
Was besser is, — das Best' is g'wiß:
Daß er der Bismarck wor'n is.“

Die Probe zeigt, wie Stieler durch die Schreibart und durch kurze Erläuterung den Dialekt den nichtbairischen Lesern nahe bringt. Das Büchlein verdient auch im Norden heimisch zu werden. **Moritz Carriere.**

*) Weil er sich über die Vergleiche der andern ärgert.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Ferdinand Freiligrath's „Gesammelten Dichtungen“ erscheint eine neue sehr vermehrte und vervollständigte Auflage (Stuttgart, Göschen). Wie die Verlagshandlung mittheilt, sollen früher unterdrückte Jugendgedichte, ferner Producte aus der Periode der schönsten Entwickelung, von deren Veröffentlichung der Dichter durch persönliche oder andere Rücksichten sich abhalten ließ, endlich auch die seit dem October 1870 entstandenen Gelegenheitsgedichte mit aufgenommen werden. „Es sind vornehmlich jene köstlichen, reizenden Poesien aus den letzten Jahren seines Lebens, in denen der Dichter einen unvergleichlichen Humor mit der innigsten herzlichsten Empfindung zu paaren wußte. In diesen intimen Familiengedichten waltet eine Ader des fröhlichsten, neckischsten, bis an die Grenzen des Muthwilligen streifenden Scherzes, die doch nicht des tiefsten sittlichen Gemüths ermangelt.“ Freiligrath war im Grunde kein productiver Dichter, und es ist zu begreifen, daß die Verlagshandlung das Volumen seiner Werke gern anschwellen lassen möchte; doch sind für die Aufnahme des Unfertigen aus der Epoche der Werdelust Schranken zu ziehen, welche die Ausgabe hoffentlich einhalten wird.

— Die Volks- und Familienausgabe der „Gesammelten Schriften“ von Friedrich Gerstäcker (Jena, Costenoble) bringt in ihrem sechsundzwanzigsten Bande die Erzählungen „Wilde Welt“, in dem siebenundzwanzigsten den Roman aus der Südsee „Die Missionare“, in dem achtundzwanzigsten den chilenischen Roman „Unter den Pehuenchen“, in dem neunundzwanzigsten den Roman „Der Erbe“ und im dreißigsten Bande das Charakterbild „In Mexico“. Diese Gesammtausgabe der Gerstäcker'schen Schriften erfreut sich der lebhaftesten Theilnahme seitens des Publikums; in der That wird es wenige Autoren geben, welche in ihren Werken den kosmopolitischen Neigungen der modernen Leser ein so reiches stoffliches Interesse entgegenbringen.

— Das Dichterland Schlesien hat einen sehr regsamen und productiven Verein, die Breslauer Dichterschule. Außer seiner poetischen Jahresspende für den Buchhandel läßt er Monatsberichte erscheinen, ein als Manuscript gedrucktes Vereinsorgan, welches einen Auszug aus den Protokollen der Sitzung, kleine Essays wie „Vergleichende Betrachtungen über die Kriegslieder der Jahre 1870—71 und der Zeit von 1813—15“, „Aufsätze zur Geschichte des Vereins“ u. a. und außerdem eine große Zahl neuer Gedichte gibt. Auch Dichterfahrten veranstaltet der Verein, so z. B. am 11. Juni 1876 nach Ohlau, für welche Veranlassung „elf Wanderlieder“ aus einer größern Zahl eingelaufener Gedichte ausgewählt wurden. Adressen an Laube, Holtei u. a., eine Erinnerungsfeier für Freiligrath beweisen die Rührigkeit, mit welcher der Verein seinen Zusammenhang mit der Literatur der Gegenwart aufrecht erhält. In den mitgetheilten Gedichten verleugnet sich der phantasievolle Zug nicht, der den schlesischen Dichtern eigen ist.

— Von Wien geht uns folgender Aufruf zu, welcher die Absicht ausspricht, die talentvollsten Lyriker Oesterreichs durch Errichtung eines gemeinsamen Denkmals zu ehren: „Grün-Lenau-Denkmal in Wien. Im Leben wie in der Literatur sind die «Oesterreichischen Dioskuren» Nikolaus Lenau und Anastasius Grün gleichen dichterischen wie freiheitlichen Schritts miteinander gewandelt. Die Trauer um den einen, den wir jüngst verloren, ruft zugleich den Schmerz über den Verlust des vorlängst Geschiedenen in österreichischen wie in allen deutschen Herzen wach. Der Gedanke, den beiden Freunden in Wien, wo sie sich zusammenfanden, auch ein gemeinsames einfaches, doch ihrer würdiges Denkmal zu setzen, ist angeregt und mit vielfacher Zustimmung aufgenommen worden. Das unterzeichnete Comité, im Vertrauen auf die Theilnahme des geehrten Publikums, hat sich vereinigt, diesen Gedanken zu verwirklichen, und behält sich vor, über die Form des Denkmals, den Platz der Aufstellung u. s. w. seinerzeit das Nähere mitzutheilen. Nikolaus Lenau und Anastasius Grün gehören nicht nur ihrem engern Heimatslande an, sondern sind durch ihre geistigen Schöpfungen vorlängst in allen deutschen Gauen eingebürgert, und werden ihre Namen allerorten, so weit deutsche Bildung reicht, stets mit Liebe und warmer Theilnahme im Herzen des Volks fortleben. Wir thun daher wol keine Fehlbitte, wenn wir zu gütigen Beiträgen zu dem beabsichtigten Denkmale ein-

laden, welches neuerlich Zeugniß geben soll, wie unser Volk seine großen Dichter ehrt. Das Comité: Anton Ritter von Schmerling, Obmann; Franz Freiherr von Sommaruga, Obmannsstellvertreter; Wilhelm Exner, Schriftführer; Leopold Stern, Kassaverwalter; Eduard von Bauernfeld; Nikolaus Dumba; Eugen Felix; Ludwig August Frankl; Dr. Heinrich Jaques; Arthur Freiherr von Löwenthal; Johannes Nordmann; Friedrich Schmidt."

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Der letzten Nummer der „Westminster Review" (211) entnehmen wir folgende Beurtheilungen *):

Ueber „Das Gesetz der Causalität in der Natur" von Robert Schellwien sagt sie, seine Prüfung der Darwin'schen Auffassung zeuge von viel Tüchtigkeit und wirklicher Originalität. Das Buch enthalte übrigens viele glückliche Aussprüche, doch vielleicht keinen glücklichern als diesen: „Hinter der biblischen Schöpfungsgeschichte steht wenigstens der allmächtige Gott; hinter der natürlichen nur irgendein Professor. **) Schellwien verlangt einen starken Schwimmer, und wir wissen nicht, ob wir ihm immer gefolgt sind; wir können jedoch von ihm, wie Sokrates von Heraklit sagen: was wir verstanden haben, ist ausgezeichnet, und wir glauben, das übrige muß ebenso gut sein."

Was Georg von Gizycki's Schrift „Die Philosophie Shaftesbury's" betrifft, so könne man seine Schätzung dieses Philosophen in Einem Sinne gelten lassen. Die Tugend nämlich bedeute dem letztern auf das Wohl der Gattung gerichtete Thätigkeit. „Seine Lehre war ein werthvoller Protest gegen den Rationalismus Clarke's; mit diesem, und nicht mit dem unnatürlichen System Kant's hätte Gizycki sie vergleichen sollen. Doch ist es ein bloßes Spielen mit Worten, wenn man sagt, Shaftesbury's Ethik sei eine «Physik», nicht eine «Metaphysik der Ethik». «Harmonie», wie Stephen sagt, «ist Shaftesbury's Stichwort», und die ganze Ausdrucksweise der «Charakteristiken» deutet auf ein künstlerisches viel mehr, als auf ein wissenschaftliches System."

Von „Raum und Stoff: Ideen zu einer Kritik der Sinne" von Wilhelm Goering heißt es, es sei ein zwar etwas weitschweifiger, aber sehr anregender Commentar zu dem Texte Kant's in Bezug auf dessen Auffassung des Raums. Das Schlußkapitel über „die Wechselwirkung zwischen den Elementen einer geistigen Welt" findet die „Review" zu fragmentarisch.

Friedrich Harms' „Die Philosophie seit Kant" hält sie für eine frische und lichtvolle Darstellung der neuern deutschen Philosophie und für einen werthvollen Protest gegen die Neigung, sie nur in Kant zu finden. Die Ansichten sind eben verschieden, muß man hier wiederholen. (Vgl. Lipiner's Recension in Nr. 9 d. Bl. f. 1877.)

Am Schluß einer Notiz über „Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses" von J. Frohschammer heißt es: „Der Umriß, den wir gegeben haben, wird zeigen, daß, außerdem daß das Buch stets anziehend ist, es auch ein schätzenswerthes Licht auf viele Probleme der Philosophie wirft. Neu ist es jedoch nicht; denn die «plastische Natur» des Dr. Cudworth erinnert uns vielfach an Frohschammer's «Phantasie» (der Recensent hätte sich hier umgekehrt ausdrücken sollen). Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, daß es unter jene Neigung des Geistes fällt, welche Baco längst beobachtet hat, nämlich die, «eine größere Ordnung und Symmetrie in den Dingen anzunehmen, als man thatsächlich darin finden kann»."

„Gesammelte Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts" von Eduard von Hartmann werden als eine lehrreiche und interessante Lektüre empfohlen. Die Erörterungen seien sämmtlich von jener Klarheit und Unumwundenheit, welche alle Schriften Hartmann's kennzeichnen.

Unter der Rubrik Geschichte und Biographie werden „Byzantinische Studien" von Ferdinand Hirsch als ein gründlich gelehrtes Werk über einen sehr vernachlässigten Zweig der Literatur gerühmt, ein Werk, das sich auch durch seine Kritik auszeichne.

Auch „Tell und Geßler in Sage und Geschichte" von E. L. Rochholz wird als gründlich und ausführlich bezeichnet; doch könne man sagen, der Verfasser habe einen todten Löwen hart mit Füßen gestoßen, da Rilliet bereits in seinen „Origines de la Confédération Suisse" alles Nöthige über den Gegenstand gesagt habe.

Besonderes Lob wird der „gelehrten" Monographie „Heinrich IV. und Philipp III." von Martin Philippson gespendet. Seine Schilderung des innern Zustandes beider Länder dieser Monarchien sei höchst schlagend; der Charakter der letztern und ihrer Rathgeber vortrefflich gezeichnet, besonders der Heinrich's IV. und der Maria de Medici, welche beide Philippson mit selten anzutreffender Gerechtigkeit behandelt. Der Verlauf des langen Widerstandes Heinrich's gegen Spanien sei klar gezeichnet, überhaupt biete das Werk einen sehr genauen und umfassenden Blick auf einen höchst wichtigen Zeitraum.

Auch „Charakterbild Michael Servet's" von Henri Tollin und „Milton und seine Zeit" von A. Stern werden anerkennend erwähnt, besonders wird letzteres als ein „bedeutendes" Werk hervorgehoben, welches nach seiner Vollendung ausführlicher besprochen werden soll.

Die Einleitung zu „Der Briefwechsel des Spinoza im Urtexte" von Hugo Ginsberg (in der „Westminster Review" fälschlich Sinsberg genannt) wird als eine sehr gewandte Arbeit bezeichnet, welche eine gute Uebersicht der Schriften und Lehren Spinoza's biete.

Unter „Belletristik" ist auch diesmal wieder kein einziges deutsches Werk erwähnt — doch wol eine etwas bedeutsame Thatsache, oder sollte sie nur Folge eines von der „Review" neuerdings vielleicht grundsätzlich angenommenen Verfahrens sein, sich nur auf wissenschaftliche Werke der ausländischen Literatur zu beschränken?

*) Bloße Inhaltsangabe übergehen wir bei diesen Referaten.
**) Da uns der Urtext nicht vorliegt, so können wir uns für den Wortlaut natürlich nicht verbürgen.

Bibliographie.

Hermann, C., Der Gegensatz des Classischen und des Romantischen in der neuern Philosophie. Leipzig, M. Schäfer. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Herwegh, G., Neue Gedichte. Herausgegeben nach seinem Tode. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 4 M.

Heusinger, E., Einblicke in die gegenwärtigen Zustände des türkischen Reiches. Nach eigenen Beobachtungen und nach handschriftlichen Mittheilungen eines Officiers im Gefolge des früheren englischen Gesandten bei der Pforte Lord Stratford de Rettcliffe. Braunschweig, Bruhns. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Amerikanische Humoristen. 12ter Bd.: Skizzenbuch von Mark Twain. Ins Deutsche übertragen von M. Busch. Leipzig, Grunow. 8. 7 M. 50 Pf.

Kekulé, R., Ueber die Entstehung der Götterideale der griechischen Kunst. Vortrag. Stuttgart, Spemann. Lex.-8. 2 M.

Klein, K., Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. Nördlingen, Beck. 8. 2 M. 25 Pf.

Landau, L. R., System der gesammten Ethik. 1ster Bd.: Die Moral. Berlin, Denicke. Gr. 8. 4 M.

Löwenstein, A., Witz und Humor. Theorie und Praxis. Stuttgart, Richter u. Kappler. Gr. 8. 4 M.

Mayers, E., Der serbisch-türkische Krieg im Jahre 1876. Wien, Bloch u. Hasbach. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Meyer, F., Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Neue Ausgabe. 1ste Lfg. Berlin, Welle. Gr. 8. 50 Pf.

Müller, W., Kaiser Wilhelm 1797—1877. Mit dem Porträt des Kaisers. 2te unveränderte Aufl. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Müllner, L., Wilhelm Rosenkrantz' Philosophie. 1stes Heft. Wien, Kirsch. Gr. 8. 60 Pf.

Reuter, H., Die Wacht an der Leitha. Ein Zeitbild. In zwanglosen Blättern. 1stes Hft. 4tes Blatt. Enthaltend: Ein Votum zur österreichisch-ungarischen Ausgleichsfrage. Berlin, W. Peiser. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Scheffler, H., Die Naturgesetze und ihr Zusammenhang mit den Prinzipien der abstrakten Wissenschaften. Für Naturforscher, Mathematiker, Logiker, Philosophen und alle mathematisch gebildeten Denker. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Die Theorie der Erscheinung oder die physischen Gesetze. 1ste Lfg. Leipzig, Förster. Gr. 8. 7 M.

Schumann, J. C. G., Geschichte der Pädagogik im Umriß. Hannover, Meyer. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Wiede, F., Der Militarismus. Social-philosophische Untersuchungen in gemeinverständlicher Form. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 2 M.

Wigand, A., Die Alternative Teleologie oder Zufall vor der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Kassel, Kay. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von

Friedrich Adolph Strauß und **Otto Strauß**

Hofprediger u. Superintendent zu Potsdam. Prediger u. Superintendent zu Berlin.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit einem Titelbilde in Stahlstich, 130 Abbildungen in Holzschnitt, 2 Steintafeln, 2 Farbendruckbildern und 3 Karten.

4. Geh. 20 M. Geb. 24 M., mit Goldpressung u. Goldschn. 28 M.

Prachtausgabe auf Velinpapier.

Mit 30 farbigen Stahlstichen, 112 Abbildungen in Holzschnitt, 2 Steintafeln, 2 Farbendruckbildern und 3 Karten.

4. In reichverziertem Einband mit Goldschnitt 40 M.

Dieses rühmlichst bekannte Prachtwerk, eine höchst werthvolle Ergänzung zur Bibel, da es den Schauplatz der biblischen Geschichte, das Morgenland, historisch wie geographisch durch Wort und Bild zur Darstellung bringt, liegt jetzt in zweiter verbesserter Auflage, geheftet und gebunden, vollständig vor, ist aber auch noch in 10 Lieferungen à 2 Mark zu beziehen. Das Bedeutendste, was für die genauere Kenntniß des biblischen Schauplatzes erforscht worden, haben die Verfasser, welche selbst Palästina und Syrien bereisten, hier anschaulich dargeboten.

Im Commissionsverlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben:

Die Bibel, der Talmud, und das Evangelium.

Von Rabbiner **Elias Soloweyczyk.**

Aus dem Französischen übertragen von **Moritz Grünwald.**

8. Geh. 6 M.

Vorliegendes Werk, ein Versuch, die Uebereinstimmung des Neuen Testaments mit dem Talmud, der Lehre Christi mit dem mosaischen Gesetz nachzuweisen, verdient die Beachtung sowol der christlichen wie der jüdischen Theologen.

In meinem Verlage erscheint und nehmen alle Buchhandlungen, Postämter, sowie die unterzeichnete Expedition Bestellungen an:

Literarische Correspondenz.

Herausgegeben von **Hans Adam Stöhr** in Leipzig.

An der „Literarischen Correspondenz" sind durchweg die bewährtesten und namhaftesten Kräfte aus allen einschlägigen Disciplinen betheiligt.

Die **Literarische Correspondenz** beginnt mit dem II. Quartal 1877. Preis pro Quartal 2 M. 50 Pf. Alle 14 Tage erscheint eine Nummer, hochquart, elegant ausgestattet, 2—3 Bogen stark.

No. 1 ist soeben ausgegeben worden.

Verlag und Expedition der „Literarischen Correspondenz",
Hermann Foltz, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig liegt vor:

Bilder-Atlas.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon.

Zweite Auflage.

500 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie.

Nebst Erläuterndem Texte.

Atlas von 500 Tafeln. In 8 Bänden. Quer-Folio. Geh. 75 M. Geb. 105 M. (Oder in 100 Lieferungen à 75 Pf.)

Erläuternder Text. In 2 Bänden. Lexikon-Octav. Geh. 15 M. Geb. 20 M. (Oder in 20 Lieferungen à 75 Pf.)

Der „Bilder-Atlas", von Gelehrten und Fachmännern ersten Ranges bearbeitet, vereinigt wissenschaftlichen Werth mit der vielseitigsten praktischen Brauchbarkeit für Schule und Haus, sowol als selbständiges Werk wie als gehaltvollste und empfehlenswertheste bildliche Ergänzung zu jedem Conversations-Lexikon.

Atlas und Text werden auf Wunsch auch gesondert abgegeben. Außerdem erschien jedes der 20 Fächer, welche das Werk behandelt, in einer die Tafeln und den Text enthaltenden **Separat-Ausgabe.**

Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Soeben erschien:

Kaiser Otto III.

Ein Trauerspiel in fünf Akten

von

Franz Zeroni.

8. Preis 2 M. 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Villersexel und Belfort.

Streiflichter aus dem Deutsch-Französischen Kriege 1871.

Offenes Sendschreiben
an den königl. preuß. Generalmajor und Commandeur
der 28. Infanteriebrigade Herrn von Loos

von

Friedrich von der Wengen.

8. Geh. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser des bekannten Werks „Die Kämpfe vor Belfort im Januar 1871" (1875, 12 M.) wendet sich mit vorliegender Schrift gegen einige kritische Ausführungen in der vom Generalmajor von Loos herausgegebenen Monographie „Zur Geschichte des 1. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 25", indem er den historischen Thatbestand durch eingehende Prüfung klarzustellen sucht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1877.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 30 Mark jährlich, 15 Mark halbjährlich, $7\frac{1}{2}$ Mark vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neue Romane.

III.

„Uarda" von Georg Ebers.

Weit zurück in die ägyptische Urzeit führt uns der neueste Roman eines Autors, der bereits früher durch einen altägyptischen Roman Beifall und Anerkennung gefunden hat:

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten von Georg Ebers. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1877. 8. 12 M.

Dieser Roman weist dieselben Vorzüge auf, durch welche die „Aegyptische Königstochter" ein beliebtes Lesebuch geworden ist: treue und lebendige Zeichnung der alten Sitten des Nillandes, seines häuslichen und öffentlichen Lebens, einen edeln und würdigen Stil, der sich auch der Darstellung philosophischer Gedanken ohne Zwang und Verworrenheit herleiht, eine Fabel, welche ohne Effecthascherei eine mäßige, aber gleichmäßige Spannung wach hält; kurz, es ist ein Werk, welches im ganzen von der Kritik mit Achtung und Anerkennung aufgenommen werden muß.

Zweierlei Bemerkungen wollen wir indeß gleich vorausschicken, welche dies anerkennende Urtheil wieder einschränken. Der archäologische und also auch der ägyptologische Roman bewegt sich nicht in der reinen Sphäre selbstgenügsamer Kunst; die Dichtung als solche ist ihm nicht das A und das O, das ἓν καὶ πᾶν; er hat eine anhängende Tendenz, die Popularisirung der Wissenschaft, mag diese nun directer auftreten durch gehäufte Noten und Erläuterungen, oder versteckter in der Darstellung selbst liegen. Der Epiker hat zwar nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, ein Culturgemälde der Zeit zu geben, in welcher seine Dichtung spielt; die Handlung selbst aber muß ihm immer in erster Linie stehen, und er muß nur die Ufer schildern, an denen ihr Strom vorüberfließt; der archäologische Roman aber macht gewissermaßen aus dem Strome einen Kanal, den er durch künstliche Leitungen dort vorüberführt, wo seine Wissenschaft sich ansiedeln möchte. So ist auch die Absicht unsers Autors, das alte Aegypten in Krieg und Frieden, in seinen religiösen Ceremonien, Festen und Einrichtungen, in seinem Schulwesen, seinen Bauten und Gärten, in seinen socialen Verhältnissen uns mit lebendigem Colorit vorzuführen; die epischen Verzweigungen der Handlung erstrecken sich nun in alle diese Gebiete, und viele derselben sind nur erfunden, um das eine oder das andere beweisen zu können; man kann sie daher mit einem Kanalnetz vergleichen, während das Wesen der dichterisch freien Kunstschöpfung mit einem Stromgebiet verglichen werden muß.

Wenn auch Takt, Talent und ästhetische Bildung unsern Autor davor sichern, diese Sittenschilderungen eben nur nach Art des Becker'schen „Gallus" aneinanderzureihen oder in die Fußstapfen des Anacharsis zu treten, wenn er auch eine Fabel erfunden hat, die unsere Theilnahme erregt, so darf man doch bei dem vielgenannten Entdecker des „Papyrus-Ebers" in erster Linie eine wissenschaftliche Vorliebe voraussetzen; ja er unterläßt es auch in der That nicht, sehr vieles Neuentdeckte, besonders was die altägyptische Medicin betrifft, gelegentlich an den Mann zu bringen und die altägyptische Urkunde für seine Romankapitel zu verwerthen.

Die neuere französische Literatur hat auch einen derartigen archäologischen Roman aufzuweisen, der in Nord-

afrika spielt, allerdings nicht in Aegypten, sondern in Karthago: „Salambo" von Flaubert, und auch in diesem Romane spielt die auf gründlichen Studien ruhende Genre-, Architektur- und Porträtmalerei des alten Karthago eine hervorstechende Rolle. Merkwürdigerweise sind es aber gerade die Fehler dieses Romans, welche den Eindruck der darin so reichverwendeten archäologischen Gelehrsamkeit abschwächen; es herrscht in ihm eine Effecthascherei, welche auf das wild Sinnliche und Grausame geht, und sowenig diese Darstellungsmanier vor der ästhetischen Kritik bestehen kann, so geschieht es doch hier wie oft, daß zwei entgegengesetzte Fehler einander mehr oder weniger aufheben: denn das Bestreben, durch packende Schilderungen auf die Nerven zu wirken, läßt den Eifer der archäologischen Wissenschaft, die Leser in der Eigenthümlichkeit karthaginensischer Sitte zu unterrichten, mehr in den Hintergrund treten. Bei der gehaltenen und planen Darstellung von Ebers findet sich kein derartiges Gegengewicht gegen die mehr lehrhaften Tendenzen; der Autor selbst verwahrt sich zwar gegen diesen Vorwurf in dem Vorwort:

Es soll in dieser Dichtung keine Geschichte gelehrt, es soll in ihr auch nur in zweiter Linie ein in culturhistorischer Beziehung der Wahrheit möglichst nahe kommendes Bild der Zeit des Sesostris gegeben werden. Zwar blieb für diesen Zweck nichts unbenutzt, was die Denkmäler und die Papyrus lehren; dennoch ist das vorliegende Buch nichts als ein Roman, eine Dichtung, in der ich den aus der Geschichte geschöpften Stoff und das den Denkmälern nachgebildete Costüm als nebensächlich, die Bewegungen des innern Lebens der handelnden Personen aber als dasjenige betrachtet zu sehen wünsche, worauf es mir ankommt.

Wir meinen aber doch, daß Ebers sich in Bezug hierauf einer begreiflichen Selbsttäuschung hingibt. Mag er auch nicht wie in der „Aegyptischen Königstochter" viele und ausführliche Anmerkungen hinter den Text stellen, welche ihn erklären und Bürgschaft leisten für die Sorgfalt, mit der er bemüht gewesen war, das archäologische Detail in allen Einzelheiten treu nach den Denkmälern und Classikern zu zeichnen und den wißbegierigen Lesern einige Hülfsmittel zu eigenen Studien an die Hand zu geben: es sind immer noch der erläuternden Noten genug, welche den Eindruck freier Dichtung schädigen, und es ist unverkennbar, daß sehr oft die Absicht der Darstellung des äußern Costüms in des Wortes weitester Bedeutung sich unwillkürlich den mehr poetischen Intentionen unterschiebt.

Für die meisten Leser ist indeß dasjenige, was wir vom streng ästhetischen Standpunkte tadeln müssen, nur ein Anziehungsmittel mehr. Der Romane, die solcher Tadel nicht trifft, gibt es eine große Zahl, und darunter befinden sich viele mittelmäßige und schlechte. Weit beliebt aber ist die Lektüre solcher Romane, die neben dem Unterhaltenden auch Belehrendes und Bildendes bieten; unser Publikum unterrichtet sich gern, und wenn dies in einer bequemen und geschmackvollen Weise geschehen kann, so ist es ihm doppelt willkommen. Deshalb hat der Roman von Ebers gerade wegen der Eigenschaft, die wir nicht für einen ästhetischen Vorzug halten können, eine um so größere Anwartschaft auf einen zahlreichen Leserkreis.

Der zweite Punkt, den wir vorweg erwähnen wollen, betrifft eine ästhetische Frage von Wichtigkeit, die Frage über das sogenannte „ewig Menschliche", das ja zu allen Zeiten und bei allen Völkern dasselbe sei. Auch in Bezug hierauf stehen wir nicht auf der Seite des Dichters, welcher im Vorwort sagt:

Wirkliche Menschen, wie sie das Leben der Gegenwart zeugt, keine nach einem heiligen Kanon vermessene Schablonenfiguren, wie sie die Denkmäler zeigen, haben am alten Nilstrom gelebt, und der Dichter, welcher sie darzustellen wünscht, darf, ohne Furcht, von der Wirklichkeit allzu weit abzuweichen, getrost in das ihn umgebende Leben greifen und Menschen von heute Modell stehen lassen, um sie, freilich in der ihrer Zeit und Heimat entsprechenden Weise gefärbt und bekleidet, nachzubilden.

Wir geben ihm gern zu, daß die Nilbewohner der Pharaonenzeit fälschlich als hagere und steife Menschen von geringer Verschiedenheit der individuellen Physiognomie vorgestellt werden, daß sie zu den geistig regsamsten Völkern des Alterthums gehören und nicht nach den Denkmalen der altägyptischen Kunst aufgefaßt werden müssen, deren Vortragsweise typischen, strengen hieratischen Proportionalgesetzen unterworfen war. Dennoch können wir nicht umhin, die moderne Empfindungsweise der Haupthelden des Romans als eine anachronistische zu bezeichnen, die zu den Einrichtungen des Landes, zu dem ganzen Costüm jener Zeit in einem Misverhältniß steht, das sich auch der unbefangensten Hingebung an die Dichtung aufdrängt.

Wir verwerfen die Lehre des „ewig Menschlichen", wenn sie zur Vermengung der die Zeitalter der Geschichte charakterisirenden Eigenthümlichkeiten führt. Es gibt Naturlaute, die zu allen Zeiten dieselben sind, wie auch die Grundlagen der Empfindung, die sich aber in der Dichtung doch nicht in solchen Naturlauten äußern darf. Wo die Dichtung anfängt, hört eben die Gleichartigkeit der Empfindung auf, denn sie gibt den Ausdruck derselben; und dieser Ausdruck ist von dem Gedankenkreise der Zeiten abhängig und erhält das entsprechende Colorit von ihnen. Ebers hat uns die Steifheit der hieratischen Formen und das ganze geisttödtende Schul- und Priesterwesen viel zu genau und mit zu quellenmäßiger Wahrheit geschildert, als daß wir es für möglich hielten, eine so verknöchernde Erziehung könne Menschen bilden wie den Pentaur, eine Art von ägyptischem Faust, eine Idealgestalt, die durchaus nicht in diese Welt paßt, denn auch der Protest gegen dies todte steifleinene Ceremonienwesen ist modern, und von solchen Thaten des freien Geistes berichten die alten Denkmäler nichts, von solchen Recepten gegen Geistesknechtschaft steht nichts im „Papyrus-Ebers"; es gab damals nicht derartige Ichneumons, welche die Krokodilseier der ägyptischen Priesterschaft aufgegessen hätten oder den Krokodilen selbst in den offenen Rachen geschlüpft wären. Auch daß es solche Materialisten gegeben wie der Mediciner Nefert, möchten wir mit Recht bezweifeln; freilich, für die Dichtung selbst war eine solche Stimme moderner Vernunft unentbehrlich: denn wenn uns der Autor lange Kapitel hindurch für die Verwechselung eines Menschenherzens mit einem Hammelherzen bei den Opfern zu interessiren sucht, so müssen wir doch bekennen, daß dies eben nur eine Curiosität von archäologischem Werth und ohne jeden poetischen und menschlichen Reiz ist, und daß dieser crasse Cultus des Aberglaubens für uns moderne Menschen gänzlich ungenießbar wäre, wenn

die Kritik desselben, so anachronistisch sie immerhin sein mag, nicht auch eine Stelle in dem Romane gefunden hätte.

Nachdem wir diese beiden Bedenken vorausgeschickt, können wir den Vorzügen des Romans um so unbefangener gerecht werden. Die epischen Schilderungen haben eine behagliche Breite und große Anschaulichkeit; sie geben fast immer der Phantasie ein volles Bild. Auch ist in Betreff derselben die Steigerung anzuerkennen, die sich von den mehr genrebildlichen Anfängen des Romans gegen den Schluß hin zu großen Schlachttableaux und zur Darstellung tiefeingreifender Katastrophen erhebt, wie des großen Brandes im Holzpalast zu Pelusium. Auch die Handlung selbst bewegt sich in entsprechender Weise vorwärts; die verschiedenen, anfangs etwas weitausgreifenden Fäden finden gegen den Schluß hin einen historischen Knotenpunkt, von dem aus der zurückgewandte Blick eine klare Ueberschau über das Ganze und seinen künstlerischen Zusammenhang gewinnt. Die culturhistorische Mosaik wird mit ihren Arabesken an den Rand des Gemäldes zurückgedrängt, in dessen Mitte jetzt der Kampf des Statthalters Ani gegen den kriegerischen König Ramses tritt, den jener in Gemeinschaft mit den Priestern schon längst im stillen um seine Krone zu betrügen suchte.

Uarda, welche dem Romane den Titel gibt, ist nicht die eigentliche Heldin desselben, sondern die ägyptische Königstochter Bent-Anat und ihr späterer Gatte Pentaur: und wenn der Autor sie nicht auch zur Titelheldin machte, so mag dies wol daran liegen, daß er schon einmal eine ägyptische Königstochter in die Mitte eines Romans gestellt und ihr auch auf dem Titel die ihr gebührende Ehre hat zutheil werden lassen. Uarda ist die Enkeltochter eines Danaerfürsten; ihre Mutter war nach einer Schlacht in die Gefangenschaft der Aegypter gerathen und hatte die Sprache verloren vor Schreck, sodaß Uarda's Herkunft, die in der Hütte eines unreinen Paraschiten ihr Leben verbringt, im Dunkel bleibt. Ihre Rolle im Romane selbst ist eine passive und zwar in des Wortes verwegenster Bedeutung; denn dies holde weiße Kind ist eine Märtyrerin des Unglücks. Bei Beginn des Romans wird Uarda vom Wagen der Prinzessin überfahren, gegen den Schluß hin wird sie ohnmächtig aus den Flammen gerettet. Von dieser anmuthigen Titelheldin, welche als ägyptisches Käthchen von Heilbronn den Großvater wiederfindet und den Prinzen Rameri, den sie liebt, heirathen kann, entwirft uns der Autor folgendes Bild bei dem Besuch, den die Prinzessin in der Zelle der Verwundeten macht:

Die Leidende trug nichts als ein kurzes Röckchen von grobem, hellblauem Stoff. Ihr im Schose der Alten ruhendes Antlitz war zart und ebenmäßig geformt, ihre Augen waren halb geschlossen, wie die der Kinder, deren Seele ein süßer Traum umfängt, aber an ihren schön geschnittenen Lippen zeigte sich von Zeit zu Zeit ein schmerzliches, fast krampfhaftes Zucken. Volles weiches, aber ungeordnetes, rothblondes Haar, in dem einige verdorrte Blumen hingen, floß von ihrem Scheitel über den Schos der Alten und die Matte hin, auf der sie lag. Ihre Wangen waren weiß und rosenroth, und wenn der junge Arzt Nebsecht, der neben seinem blinden, dumpfe Litaneien singenden Gefährten an ihrer Seite saß, das zerrissene Tuch, welches man über ihren jungfräulichen, von dem Rade des Wagens verletzten Busen gelegt hatte, lüftete, oder wenn sie ihren zarten Arm erhob, so zeigte es sich, daß sie an schimmernder Weiße jenen Töchtern des Nordlandes glich, die unter den Kriegsgefangenen des Königs nicht selten nach Theben kamen.

Bei der zweiten Katastrophe, wo wir sie nach dem Brande in Ohnmacht sehen, erfahren wir von ihren zierlichen Händen und Füßen, und daß ihre Haut durchsichtig ist wie phönizischer Glasfluß.

Die Liebe zwischen Rameri und der weißen Nordlandstochter ist nur in wenigen skizzirten Scenen, aber in anmuthiger Weise geschildert.

Die Prinzessin Bent-Anat und Pentaur sind die hohen Idealgestalten des Romans; beiden verleiht der Dichter stattliche Schönheit und kühnen Sinn. Das Wachsthum ihrer Liebe ist mit discreter Farbengebung geschildert: der ersten Begegnung in der Hütte des unreinen Paraschiten folgt die zweite im Heiligthum der Hathor, zu dessen Vorsteher der Priester Pentaur ernannt worden:

Pentaur stieg von neuem die Treppe hinan und ließ sich in dem schmalen, von einem Vorhange verschlossenen Beichtraume nieder, an dessen Wänden das Gemälde der Hatasu zu sehen war, die aus dem Euter der Hathorkuh die Milch des ewigen Lebens empfing. Er hatte kaum Platz genommen, als ihm ein Neokore die Ankunft einer verschleierten vornehmen Frau verkündete. Die Träger ihrer Sänfte waren tief verhüllt und sie hatte verlangt, in den Beichtraum geführt zu werden. Der Diener überreichte Pentaur ein Zeichen, durch welches ihr der Oberpriester des großen Amonstempels am andern Nilufer das Vorrecht zusprach, mit den Rechin die innern Räume des Tempels zu betreten und mit allen Priestern, ja sogar mit den höchsten unter den Geweihten, zu verkehren. Der Dichter zog sich hinter einen Vorhang zurück und erwartete die Fremde mit einer Unruhe, die ihm um so befremdlicher erscheinen mußte, je öfter er sich in ähnlicher Lage befunden hatte. Selbst die vornehmsten Würdenträger waren ihm von Ameni überwiesen worden, wenn sie sich, um dort ihre Traumgesichte deuten zu lassen, in das Setihaus begeben hatten. Eine hohe Frauengestalt betrat das stille, schwüle steinerne Gemach, ließ sich auf die Knie nieder und betete lange und tief in sich versunken vor dem Bilde der Hathor. Auch Pentaur erhob, von niemand gesehen, seine Hände und wandte sich inbrünstig an den das All erfüllenden Geist mit der Bitte um Kraft und Reinheit. Als er seine Arme sinken ließ, richtete die Frau ihr Haupt in die Höhe. Es war, als hätten sich die Gebete der beiden vermählt, um gemeinsam aufwärts zu steigen. Jetzt erhob sich die Verhüllte und ließ ihren Schleier sinken. Es war Bent-Anat. Sie hatte in der Erregung ihrer Seele die Göttin Hathor aufgesucht, die den Schlag des weiblichen Herzens leitete und die Fäden wob, welche Mann und Weib verbinden.

„Hohe Herrin des Himmels, vielnamige und schöngesichtige", begann sie laut zu beten, „goldene Hathor, die du den Schmerz kennst und die Wonne, die Gegenwart und die Zukunft, nahe du deinem Kinde und führe den Geist deines Dieners, daß er mir rathe. Die Tochter eines Vaters bin ich, der groß ist und edel und wahrhaftig wie einer der Götter. Er räth mir, nicht will er mich zwingen, einem Manne zu folgen, den ich nimmer zu lieben vermag. Doch ein anderer ist mir begegnet, schlicht von Geburt, aber groß an Geist und Gaben...." Bis dahin hatte Pentaur, keines Wortes mächtig, der Prinzessin zugehört. Sollte er verborgen bleiben und ihr Geheimniß erlauschen, sollte er hervortreten und sich ihr zeigen? Sein Stolz rief laut in ihn hinein: Jetzt nennt sie deinen Namen, du bist der Erwählte der Schönsten und Größten; aber eine andere Stimme, auf die er sich in schwerer Selbsterziehung zu hören gewöhnt hatte, erhob sich und sagte: „Laß die Unwissende nichts sagen, dessen die Wissende sich zu schämen hätte." Er erröthete für sie, theilte den Vorhang und trat Bent-Anat entgegen. Erschrocken wich die Prinzessin zurück und fragte: „Bist du Pentaur, oder der Himmlischen einer?" — „Ich bin Pentaur", sagte er fest, „ein Mensch mit allen Schwächen seines Geschlechts, aber mit dem Willen zum Guten. Verweile hier und schütte deine Seele aus vor unserer Göttin; mein ganzes Leben soll ein Gebet sein für dich!" Der Dichter blickte sie voll

an und wandte sich so schnell, als habe er einer Gefahr auszuweichen, dem Ausgange des Beichtzimmers zu. Bent-Anat rief seinen Namen und er hemmte seinen Fuß. „Des Ramses Tochter“, sagte sie, „bedarf keiner Rechtfertigung wegen ihres Gangs hierher, aber das Mädchen Bent-Anat“, und bei diesen Worten erröthete sie, „vermuthete nicht dich, sondern den alten Ani hier zu finden und es verlangte sie nach seinem Rath. Jetzt laß mich beten!“ Bent-Anat sank auf die Knie und Pentaur trat ins Freie.

Diese Darstellung hat entschieden dichterischen Reiz. Bent-Anat soll, nach des Vaters Willen, den Statthalter Ani heirathen. Pentaur selbst soll, weil er bei der Vertheidigung des Paraschiten Menschen getödtet, in die Steinbrüche von Chennu geschickt werden; statt dessen kam er aber in die Erzgruben der Sinaihalbinsel, ein Tausch, den Uarda's Vater veranlaßt hatte, der auch mit der Prinzessin für Pentaur's Befreiung wirkt. Lebensretter des Königs in der großen Schlacht, die er selbst besungen, darf der Dichter doch erst dann um des Königs Tochter freien, als sich ergab, daß er vornehmer Herkunft sei. Ein Kindertausch durch die alte ägyptische Hexe, eine der beliebten „Verwickelungen der Descendenz“ ermöglicht solche Enthüllung.

Neben den idealen Gestalten des Romans bewegt sich die Gruppe der Intriguanten: der Statthalter Ani, der nach der Krone strebt, der Wagenführer Paaker, der nach dem Besitz der schönen Nefert, der Gattin des im Kriege abwesenden Mena trachtet, der Oberpriester Ameni, der einen priesterfreundlichen Herrscher an Stelle des gewaltigen Pharao Ramses, des Kriegsfürsten, setzen möchte, die Hexe Hekt, Ballettänzerin außer Diensten, mit ihren Zwergen und Zaubertränken, die ehrgeizige Katuti und viele andere. Die Gesellschaft der Hekt ist echt romantisch: aber hierin liegt kein Anachronismus; denn Aegypten war eine Heimat der Zauber- und Hexenromantik, der Zauber- und Liebestränke, die zum Theil von dort aus nach dem Abendlande gekommen sind. Dagegen berührt die edle, in ihrer Empfindung durchaus moderne Haltung von Pentaur und der Prinzessin Bent-Anat durchaus anachronistisch, wenn sie sich abhebt von einem culturgeschichtlichen Hintergrunde, auf dem die lächerlichen Reinigungsceremonien, der Cultus mit heiligen Widdern, Stieren und Hundskopfaffen, die Verherrlichung eines Wunders, daß ein Widderherz an die Stelle eines Prophetenherzen gekommen (die Vertauschung, die der Paraschit zu Gunsten und auf Antrieb eines anatomischen Arztes gemacht hat) u. dgl. m. mit sehr lebhaftem Colorit und einer Fülle von Detailzügen dargestellt sind. Die dumpfe Geistesluft des alten Aegypten, welche der Aegyptologe mit gewissenhafter Treue in ihre einzelnen erstickenden Elemente auflöst, paßt nicht zu den geistig freien Heldengestalten, welche der Dichter aus diesem Schlammboden des Aberglaubens aufwachsen läßt.

Die Fülle der culturgeschichtlichen Darstellungen, die sich wie überwuchernde Reliefs um die Piedestale der hervorragenden Helden schlingen, und für alle diejenigen besonderes Interesse haben, welche sonst für Werke dichterischer Empfindung weniger empfänglich sind, ließe sich nur durch eine höchst specielle Inhaltsangabe erschöpfen; wir führen von dem, was der Entdecker des „Papyrus-Ebers“ mit kundiger Feder geschildert hat, folgende Scenerien, Vorgänge, Volkssitten an: die Pharaonenresidenz Theben, die Nekropolis auf dem westlichen Nilufer, das Setihaus, den größten Tempel der Todtenstadt mit seinen Lehranstalten, ein Priestergastmahl, Hafen- und Marktscenen, die Höhle der Hexe und die verschiedenen Arten ägyptischen Aberglaubens, den Garten des Wagenlenkers Paaker mit den Ahnenbildern, die Fabrik künstlicher Zwerge, das Leben und Treiben der Priester im Heiligthum der Hatasu, das Mumisirungs- und Modellhaus und das Verfahren der Leichenbalsamirung, den Palast der Pharaonen, eine große Procession, das Leben der Gefangenen in den Bergwerken, eine große Schlacht und die Art und Weise ägyptischer Kriegskunst, die Einrichtung des Holzpalastes von Pelusium u. a.

In der That, für einen Freund von Culturstudien, besonders aus grauem Alterthume, findet sich hier eine reiche Fundgrube; auch ist das Rohmaterial des Studiums meistens geschmackvoll verarbeitet. Poetische Naturschilderungen sind seltener! Es ist über das Naturgefühl der Alten viel geschrieben worden; daß es bei den Aegyptern irgendwie geweckt gewesen, möchten wir bezweifeln; mindestens ist der Naturhymnus Pentaur's oder sind die Empfindungen, die ihm der Dichter zuertheilt, durchaus moderner Art: Georg Ebers selbst mag auf seiner Reise über die Sinaihalbinsel mitten in einer großartigen Naturscenerie so empfunden haben, wie er hier in einer an sich poetisch schönen und schwunghaften Stelle, wenn er auch meistens selbst das Wort ergreift, doch seinen Helden Pentaur empfinden läßt:

Als er aufstand von der Quelle und in die Hütte zurückkehrte, fühlte er sich so rein wie an einem Feiertagsmorgen im Setihause, wenn er gebadet und frische Gewänder von schneeigem Linnen angethan hatte. Er griff nach dem Feierkleide des Jägers, zog es an und trat dann wieder hinaus ins Freie. Wie schwarze Gewitterwolken sah er vor sich ungeheuere Felsenmassen, und über diesen blaute der Himmel mit tausend Sternen. Das Wonnegefühl der Freiheit und Reinheit erhob seine Seele, und die Luft, die er athmete, war so frisch und leicht, daß er wie von Flügeln oder unsichtbaren Händen getragen den steilen Pfad zu der dunkeln Masse der Bergspitze entgegenstieg. Ein Steinbock, dem er begegnete, wich ihm aus und erkletterte fliehend mit seinem Weibchen eine steile Felswand; er aber rief den Thieren zu: „Ich thue euch nichts, ich nicht.“ Als er bei einer kleinen Ebene am Fuße der vielfach zerklüfteten granitenen Spitze des Bergs angelangt war, blieb er stehen. Wiederum hörte er einen Quell neben sich murmeln; das Gras, auf welches sein Fuß trat, war feucht und mit einer zarten schimmernden Eisschicht bedeckt, in der sich die Sterne spiegelten, die mählich und mählich verblaßten. Er schaute auf zu den nimmer ruhenden und ewig stillstehenden Lichtern am Himmel, hin zu der Spitze des Bergs, in die Tiefe und fern in die Weite. Langsam lichtete sich das Dunkel, die mit der Nacht verschwimmende Masse des Bergs trat deutlich hervor mit ihrer schimmernden Spitze, die leichte Wolken wie der Rauch eines Feuers umwogten. Aus der Oase und den andern Thälern zu seinen Füßen stiegen weißliche Dünste empor, schwer und massig und dann sich zertheilend und in leichtem Spiele aufschwebend zu ihm und zum Himmel. Tief unter ihm wiegte sich ein mächtiger Adler, das einzige beseelte Wesen weit und breit. Feierliches, lautloses Schweigen umgab ihn rings, und als der Adler sich niederließ und seinen Blicken entschwand und die Nebel sich tiefer senkten, da sagte er sich, daß er hier allein hoch über allem Geschaffenen stehe und nahe der Gottheit. Tiefere Athemzüge hoben und senkten seine Brust, es war ihm zu Muthe wie in der seiner Weihung folgenden Stunde, in der er zum ersten mal in das Allerheiligste geführt

worden war, und doch ganz anders. Statt des schweren Weihrauchduftes zog er leichte und reine Lüfte ein, und mächtiger als dort der priesterliche Gesang griff ihm hier das tiefe Schweigen des Hochgebirgs in die Seele. Es war ihm, als müsse hier die Gottheit seiner Lippen leisestes Stammeln vernehmen, und doch war sein Herz so übervoll von Dank und Andacht, daß es ihn antrieb, in lautem Gesange dem mächtigen Drange seiner Empfindungen Ausdruck zu geben. Aber sein Mund verstummte, und schweigend kniete er nieder, um zu beten und zu danken. Andachtsvoll schaute er sich um im Kreise. Wo war hier der Osten, den in Aegypten ein langer Höhenzug sicher bezeichnete? Dort drüben, wo jetzt über der Oase der Himmel sich lichtete. Zu seiner Rechten lag der Süden, die heilige Heimat des Nils und der Kataraktengötter; aber hier wogte kein Strom, wo war hier eine Stätte für die sichtbare Wirksamkeit des Osiris und der Isis, des im Papyrusdickicht aus einer Lotosblume erwachsenden Horus oder der Segensgöttinnen Rennut und Zefa? Zu wem von ihnen konnte er hier die Hände erheben? Ein leiser Luftzug erhob sich, die Nebel schwanden hin wie ruhelose Schatten vor dem Worte des Beschwörers, in scharfen Umrissen zeigte sich ihm die vielzackige Krone des heiligen Sinaibergs, und unter ihm traten die Windungen der Thäler und die dunkelfarbige, leise bewegte Fläche des Meers immer deutlicher hervor. Alles still, alles unberührt von der Hand des Menschen und doch zu einem großen, herrlichen Ganzen gefügt, doch allen Gesetzen des Alls unterworfen, doch voll von der Gottheit.

Die philosophischen Gespräche zwischen dem atheistischen Materialisten Nebsecht, der zugleich Pessimist ist, und dem optimistischen Vernunftgläubigen Pentaur gemahnen ebenfalls sehr modern, obschon hin und wieder etwas altägyptisches Colorit mit hereingemischt ist; wir geben einige Proben dieser an sich geistreichen Gespräche. Pentaur sagt:

„Indem sich Gott als Weltvernunft offenbart, nennen wir ihn «das Wort». «Der, welcher seine Glieder mit Namen belegt», wie die heiligen Texte sich ausdrücken, ist die den Dingen ihre Unterscheidungsformen verleihende Kraft; der Scarabäuskäfer, der «als sein eigener Sohn ins Leben tritt», erinnert an die sich stets selbst erneuernde Werdekraft in der Natur, die dich veranlaßt, unsern gütigen Gott ein Ungeheuer zu nennen, und die du ebenso wenig ableugnen kannst als die glückliche Wahl unsers Bildes; weißt du doch, daß es nur männliche Scarabäen gibt, und daß diese Thiere sich selbst erzeugen." Nebsecht lächelte und sagte: „Wenn alle Lehren des Mysteriums so wahr sind, wie dieses Bild glücklich gewählt ist, dann steht es schlimm mit ihnen. Die Mistkäfer sind seit Jahren meine Freunde und Zimmergenossen. Ich kenne ihr Familienleben und sage dir, daß es unter ihnen Männchen und Weibchen gibt, wie unter den Katzen, Affen und Menschen. Deinen «guten Gott» kenne ich nicht, und was ich bei ruhigem Denken am wenigsten begreife, ist der Umstand, daß ihr überhaupt ein gutes und böses Princip in der Welt unterscheidet. Ist das All wirklich Gott, ist Gott, wie die Schriften lehren, die Güte und gibt es nichts außer ihm, wo findet sich dann ein Platz für das Böse?" — „Du sprichst wie ein Schüler", sagte Pentaur unwillig. „Gut und vernünftig an sich ist alles, was ist, aber der unendliche Eine, der sich seine Gesetze und Bahnen selbst vorschrieb, verleiht dem Endlichen seinen Bestand durch stete Erneuerung und geht immerfort in die wechselnden Formen des Endlichen über. Was wir das Uebel, das Böse, das Trübe nennen, ist an sich göttlich, gut, vernünftig und klar, aber es erscheint unserm umnebelten Sinne in anderm Lichte, weil wir nur den Weg und nicht das Ziel, nur das Einzelne und nie das Ganze schauen. So wie du, so tadeln flüchtige Hörer das Musikstück, in dem sie eine Disharmonie hören, welche der Harfner doch nur den Saiten entlockte, um seine Hörer die Reinheit der folgenden Harmonien tiefer empfinden zu lassen; so tadelt den Maler, welcher seine Tafel schwarz färbt, ein Narr, welcher nicht abwartet, bis das Bild vollendet ist, das sich von dem dunkeln Grunde heller abheben soll; so schilt ein Kind den edeln Baum, dessen Früchte faulen, damit aus ihren Kernen neues Leben erwachse. Das scheinbare Uebel ist nur eine Vorstufe zu höherm Wohlsein und der Tod die Schwelle zu neuem Leben, sowie jedes Abendroth nur verschleiert wird von der Nacht, um sich bald als Morgenglühen eines kommenden jungen Tags zu zeigen." — „Wie überzeugend das klingt!" erwiderte Nebsecht. „Alles, auch das Abschreckende, gewinnt eben Reiz auf deinen Lippen; aber ich könnte deinen Satz umkehren und sagen, das Uebel regiere die Welt, und manchmal gäbe es uns einen Tropfen süßer Befriedigung zu kosten, um uns die Bitterkeit des Lebens um desto härter empfinden zu lassen. Ihr seht in allem Harmonie und Güte; ich habe beobachtet, daß die Leidenschaft das Leben erweckt, daß das ganze Dasein Kampf ist und ein Seiendes das andere auffrißt."

Der Roman von Ebers bewahrt durchweg eine würdige Haltung in Darstellung und Stil; er hat bisweilen ein Etwas, das an priesterliche Weihe erinnert; die bunte Fülle seines Inhalts ist auch beweiskräftig für den alten Spruch: „Wer vieles bringt, wird allen etwas bringen." Wenn auch einer Mischgattung von nicht rein ästhetischer Bedeutung angehörig, hat er doch der dichterischen Schönheiten genug, um sich über das Niveau einer blos culturhistorischen Studie in Romanform zu erheben.

Der Autor schrieb diesen Roman während ernster Krankheit: wir wünschen ihm gewiß im Sinne der zahlreichen Leser, deren Sympathie er sich durch sein Werk gewonnen hat, baldige Genesung! **Rudolf Gottschall.**

Rußland in Europa und Asien.

Das heutige Rußland. Erster Band: Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des europäischen Zarenreichs. Zweiter Band: Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des Zarenreichs in Asien. Herausgegeben von H. von Lankenau und L. von der Oelsnitz. Mit 240 Textabbildungen und 8 Tonbildern. Leipzig, Spamer. 1875—76. Gr. 8. 14 M.

Bei dem überaus reichen Inhalte des vorliegenden Werks beschränken wir uns darauf, das Hervorragendste aus den geographischen Mittheilungen desselben vorzuführen, wobei wir indessen bemerken, daß das Werk auch die mannichfaltigsten historischen Mittheilungen enthält, die zum Theil bis in die graue Vorzeit reichen und vielfach mit Sagen und Legenden verbunden sind, welche besonders für Russen nicht ohne Interesse sein dürften. Mit Petersburg beginnend, schildert uns der Verfasser die riesige Residenz in dem ganzen Glanze ihrer gegenwärtigen Bedeutung und Schönheit, ein Bild so zauberisch, wie entlehnt aus einem Märchen von „Tausendundeine Nacht"! Aber auch den Pulsschlag der gewaltigen Stadt lernen wir kennen, wir sehen Petersburg vor uns, wie es fühlt und denkt, und machen Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen wie den religiösen Anschauungen seiner Bewohner. Von Petersburg wenden wir uns nach Finland, der russischen Schweiz. Aus dem Flachland von

Petersburg kommend, glaubt der Reisende sich plötzlich unter die gigantischen Trümmer einer vorsündflutlichen Urwelt versetzt. Steile, mit Moos und Flechten überwachsene Felsen tragen auf ihren Gipfeln mächtige Tannen, hohe Fichten und schlanke Birken; andere Felsen sind kahl und erheben sich schroff aus öden Steinfeldern. Sechzig Werst hinter Viborg bildet die Wuoxa den durch seine Länge und reißende Schnelligkeit wie durch die ungeheuere Menge seines sprudelnden, aufwallenden Wassers berühmten Imatra-Fall. Berühmt ist auch der großartige Saima-Kanal, welcher den See gleiches Namens mit dem Finnischen Meerbusen verbindet. Der Finne ist ungemein arbeitsam, zuverlässig und gottesfürchtig, aber voller Eigensinn und Mistrauen gegen Fremde. In hoher Achtung steht bei ihm sein Pastor, in dem er seinen Helfer und Rather bei allen Angelegenheiten sieht. In Viborg spricht die Bevölkerung noch deutsch, in den höhern Ständen ist Schwedisch die Umgangssprache. Der Curort Helsingfors ist ein Petersburg im kleinen und lebt nur von Fremden. Zwei Werst von Helsingfors sieht man aus dem Meere die Felsenfeste Sweaborg aufsteigen, den Schild Südfinlands. Ueber Uleaborg führt der Weg nach Tornea, dem Ende der civilisirten Welt, da nördlich von diesem Orte bereits die Gebiete der Lappländer beginnen.

Von den Mittheilungen über die nördlichen Gebiete des europäischen Rußland, nehmen zunächst diejenigen über die klimatischen Verhältnisse unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Bis zum 61. Grad zeigt sich der Boden noch für die meisten Getreidearten günstig, die nächsten 2—3 Grade lassen dieselben nur stellenweise gedeihen, nördlicher jedoch stirbt die Vegetation allmählich ab und es beginnen die endlosen Moräste. Dieselben erstrecken sich nördlich von der Stadt Mesen als eine ununterbrochene Wüste bis zur Petschora. Der Wolf, das Renthier und einige kleinere Thiere bevölkern sie, nur selten ist ein Mensch anzutreffen. Im Sommer sind sie bedeckt mit unendlichen Schwärmen von Mücken und Wespen; im Winter dagegen finden die fürchterlichsten Schneestürme statt. Herrscht bei dem strengsten Froste die Windstille vor, so erscheinen am nördlichen Horizont die herrlichen, großartigen Nordlichter, die oft länger als eine Woche dauern. Bei ihrem Scheine und dem Lichte des Mondes, der einen halben Monat lang am sternbedeckten Himmel steht, beginnen die eigenthümlichen Wanderungen der Pelzthiere aus den transuralischen Gegenden in die Tundras und beleben die Gegend. Als eine trostlose, düstere Einöde stellt sich die nördliche Küste dar. Im Frühjahr kommt indessen einiges Leben in diese Ufergegenden, indem an 1500 Menschen sich hier zum Fischfang einfinden.

Wir übergehen die weitern Mittheilungen und werfen nur einen flüchtigen Blick auf Nowaja-Semlja. Die Insel ist mit Felsbergen bedeckt, die an Zahl und Größe nach der Mitte zunehmen und eine Höhe von 1000, ja selbst 1300 Metern erreichen. Ihr Anblick mit den sie bedeckenden blendend weißen Schneemassen ist ein wahrhaft großartiger. In den langen Polarnächten sind hier die Tage dunkler als die Nächte, da in denselben, wenngleich selten, der bleiche Mond ein fahles Licht verbreitet, während am Tage höchstens ab und zu ein schnell verschwindendes Nordlicht sich zeigt. Um so grausiger erscheint in dieser ewigen Dunkelheit das entsetzliche Heulen des sturmartigen Windes, das Toben des Meers, das Krachen und Donnern der Lavinen und zusammenstürzenden Eisberge, das Gebrüll der Walrosse und anderer Seeungeheuer.

Den hohen Norden verlassend, führt uns der Verfasser über die Alaunische Hochebene nach Moskau. Auf dem Granit- und Kieselsteinboden der Hochfläche finden sich unzählige Seen und Moräste sowie ungeheuere Waldungen, von denen die der Gouvernements Nowgorod, Twer, Kostroma und Jaroslaw noch im vollsten Sinne des Wortes Urwälder sind und sich in fast ununterbrochener Kette bis über die Wolga ziehen, wie sie in nördlicher Richtung bis tief in das Gouvernement Archangelsk reichen. Auf der Hochebene entspringen die Wolga, die westliche und nördliche Dwina und der Dnjepr. Die wichtigsten Handelsstraßen verbinden sie mit dem Westen Europas. Von den Städten der Hochebene sind hervorzuheben das einstmals so mächtige Nowgorod und Wischni-Wolotschok, woselbst sich die Verbindungen zwischen der Wolga, dem Ilmen- und Ladogasee vereinigen. Auch Twer hat gegenwärtig als Handelsstadt Bedeutung.

„Wer Rußland kennen lernen will, der gehe nach Moskau!“ sagt Karamsin. Moskau ist der Mittelpunkt des volksthümlichen Lebens von ganz Rußland. Welchen Einfluß die Cultur auch auf seine äußerliche Gestalt ausgeübt, so hat es doch mit seinen krummen Straßen, originellen Häusern, seiner Unzahl Kirchen und Kapellen, Thürmen und Glocken von jeder Größe die Eigenthümlichkeit der russischen Stadt bewahrt. Wie Petersburg, so schildert uns der Verfasser auch Moskau in treffender Weise. Die Stadt ist jetzt der Hauptsitz des Handels und der Industrie geworden und der Mittelpunkt sämmtlicher russischer Eisenbahnen. In seinem Innern wie in seiner nächsten Umgebung befinden sich 600 Fabriken, die einen Ertrag von 20 Millionen Rubel liefern. Die Industrie hat daher dem Charakter der Stadt ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt, das sich auch im Leben des Volks wie im Familienleben äußert. Ebenso stark markirt sich andererseits der religiöse Sinn der Bewohner. Nischnij-Nowgorod, in malerischer Lage am Einfluß der Oka in die Wolga gelegen, ist bedeutungsvoll wegen seines weltberühmten Marktes, auf welchem alle Producte menschlicher Kunst und Gewerbthätigkeit, von den ausgezeichnetsten Kostbarkeiten an bis zu den einfachsten Artikeln, von den rohesten Bodenerzeugnissen bis zu den raffinirtesten Luxusgegenständen, feilgeboten werden. Das größte Geschäft besteht indessen in Thee und Baumwollenzeugen. Die Wolga hat ihre Quellen in den unergründlich tiefen Sümpfen bei Twer, von welcher Stadt an sie schiffbar wird. Ihre ganze Bedeutung gewinnt sie aber erst bei Rybinsk, von wo aus sie durch die endlosen sumpfigen Niederungen bis Jaroslaw fließt. Von dieser Stadt an begleiten Felder und Wiesen ihr linkes Ufer, während sich das rechte allmählich erhebt. Von Kostroma an wird sie bereits ein mächtiger Strom, dessen Breite unterhal Nischnij-Nowgorod eine Werst beträgt. Von hier ab be gleitet das rechte Ufer ein etwa 70 Meter hoher Höhenzug an dessen Abhang sich zahlreiche Dörfer lehnen. Da Gouvernement Kasan mit seinen ungeheuern Eichwälder liegt im fruchtbarsten Theile des Wolgabeckens. Auf de

unterhalb Kasan mündenden Kama werden der Wolga die Reichthümer Persiens und Sibiriens zugeführt. In der Nähe von Kamüschin durchbricht der Strom die Bergkette des Großen Syrt, durchfließt dann das Gouvernement Ssaratow und gewinnt eine Breite von 7—8 Werst, welche sich bei Ueberschwemmungen auf 15—20 Werst steigert. Die Wasser des Stroms wühlen sich fortwährend neue Wege, die zur Zeit des Hochwassers beständigen Veränderungen unterworfen sind. Zwanzig Werst oberhalb Zaritzin trennt sich von der Wolga ihr Hauptarm, die Achtuba, und fließt parallel mit derselben in den Kaspisee. Die öden Steppen, welche sich von Zaritzin zu beiden Seiten der Wolga bis zum Kaspisee erstrecken, führen in das Land Kiptschak und bilden eine große sandige, nach dem Kaspisee abfallende Niederung, deren Oberfläche von unzähligen Grabhügeln aus der Vorzeit bedeckt ist. Bezüglich der klimatischen Verhältnisse des Wolgabeckens ist zu erwähnen, daß sich schon im Gouvernement Kasan Gewächse südlicher Breite zeigen, die Gouvernements Ssamara und Ssaratow tragen einen durchaus südlichen Charakter. Die traurigen Steppen dagegen haben nur eine sehr geringfügige Vegetation. Ihre alleinigen Bewohner sind wilde Pferde, Wölfe, Füchse, Springhasen und ganze Heerden wilder Ziegen. Ungeheuere Heuschreckenschwärme und die mörderischen Wirbelwinde im Winter sind die Plagen dieser Gegenden. Astrachan, diese Kalmückenstadt im russischen Gewande, mit ihren Kirchen und schlanken Minarets, das Kreuz neben dem Halbmonde, gewinnt einen wunderbaren Reiz durch seine Lage in der trostlosen Steppe wie durch die Physiognomie und den Charakter, welche die innewohnenden asiatischen Völker der Stadt aufdrücken. Bei Astrachan theilt sich die Wolga in 72 Arme, die in verschiedener Entfernung das Meer erreichen. In dem weiten Hafen liegt gewöhnlich ein Theil der kaspischen Flotte vor Anker. Die Stadt zeichnet sich aus durch den wahrhaft großartigen Betrieb der Fischerei.

Kleinrußland ist ein Steppenland und seine Bewohner sind im vollsten Sinne des Wortes Ackerbauer. Sie unterscheiden sich daher in Lebensart und Anschauungsweise wesentlich von den Bewohnern Großrußlands, bei denen Handel und Gewerbe die Haupterwerbsquellen bilden. Das Land ist waldarm, nur einzelne kleine Laubwälder und Gebüsche bedecken die unabsehbare Ebene, auf welcher sich eine auffallende Menge von Singvögeln und Störchen aufhalten. Die ausgedehnten Dörfer ziehen sich oft mehrere Werst neben der Landstraße hin, auf welcher man endlose Züge zum Verkauf bestimmten Getreides wie zahlreiche Heerden silbergrauer podolischer oder tscherkessischer Ochsen hinziehen sieht. Bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft bestand die Bevölkerung aus leibeigenen Bauern, freien Bauern und Edelleuten, welche aber meistens ganz verarmt sind. Charkow, die Hauptstadt der Ukraine, ist im schnellen Aufblühen begriffen und zeichnet sich durch ihre Gesellschaft, durch reges geistiges Leben wie blühenden Handel aus. Die Stadt zählt 60000 Einwohner. Auch Pultawa mit seinen 20000 Einwohnern ist von Bedeutung und besitzt ein Cadettenhaus, ein kaiserliches Institut für junge Edeldamen und ein Findelhaus. Das berühmte Schlachtfeld liegt im Nordosten der Stadt. Kiew, hoch verehrt als Wallfahrtsort, liegt malerisch auf dem steilen rechten Ufer des Dnjepr. Die alte Stadt mit ihren goldenen und silbernen Kuppeln bedeckt die eine Seite der kahlen Abhänge, auf der andern Seite erheben sich die Mauern der petscherskischen Festung und hoch über ihnen hinweg ragt der Thurm der Lawra. Tief unten aber liegt die untere Stadt, Podol, mit ihren grauen Dächern, Kuppeln, Gärten und dem Walde von Masten im Hafen.

Von Südrußland begeben wir uns in das Gebiet der Donischen Kosacken. Dasselbe besteht aus unübersehbaren, mit Blumen und aromatischen Kräutern bedeckten Ebenen. Die Kosacken des obern und untern Don unterscheiden sich wesentlich durch Charakter, Sitten und Lebensart. Erstere treiben Ackerbau und Viehzucht und zeichnen sich durch Gastfreundschaft und patriarchalische Sitten aus; letztere sind putzsüchtig und leichtlebig bis zur Verschwendung. Die Männer sind dabei ehrgeizig und prahlerisch, aber keck und unternehmend. Der Fischfang im Don und Asowschen Meere, Pferdezucht, die Salzgewinnung aus den nahen Salzseen, in neuester Zeit die Ausbeutung der Metall- und Steinkohlenlager, sowie der Weinbau sind die reichen Quellen ihres Gewinns. Strenge Religiosität zeichnet alle Kosacken aus. Die Kosacken am Kuban leben in militärisch organisirten Ansiedelungen. Die endlosen Steppen sind mit Burjan bedeckt, dessen trockene, stachelige, mit Schilf vermischten Gräser die Steppen am Schwarzen Meere charakterisiren. Die Kosackendörfer bestehen aus zerstreut liegenden Gebäuden, welche mit zahlreichen Schobern von Heu, Burjan und Schilf umgeben sind. Der Grenzdienst der Kosacken ist sehr beschwerlich; ihre Hauptbeschäftigungen bestehen in Vieh-, Pferde- und Schafzucht wie Fischfang. Ihr Charakter ist ernst, finster, apathisch und wenig umgänglich.

Neurußland besteht aus den Gouvernements Jekaterinoslaw und Cherson. Es umfaßt die eigentliche nackte, menschenleere Steppe, die sich Hunderte von Meilen weit bis zum Schwarzen Meere ausdehnt. Trotz großer Schwierigkeiten hat die Colonisation hier wunderbare Resultate erreicht und die reiche Productionskraft des Landes bewiesen. Pferde-, Vieh- und Schafzucht haben die bedeutendste Ausdehnung gewonnen. Durch die hergestellten Eisenbahnverbindungen sind Taganrog, Cherson, Kertsch, Nikolajew blühende Orte, Odessa sogar eine Weltstadt geworden. Die Bevölkerung besteht aus einem Gemisch verschiedenster Völker, welche durch die Fruchtbarkeit des Bodens angezogen wurden, theils sind es Flüchtlinge, welche hier ein sicheres Asyl fanden. Odessa mit seinen zwei Häfen ist eine Welthandelsstadt. Seine aus allen Nationalitäten bestehende Bevölkerung verleiht der Stadt einen fremdartigen Charakter; sie ist überdies mit ihren funfzig verschiedenen Unterrichtsanstalten und zehn Gelehrtengesellschaften ein Sitz der Wissenschaft. Einen eingehendern Bericht widmet der Verfasser der deutschen Colonie, deren blühender Zustand für die deutsche Tüchtigkeit zeugt.

Bessarabien bildet den südwestlichen Theil von Rußland, zwischen dem Schwarzen Meere, Dnjestr und Pruth. Seine Bodenverhältnisse zeigen einen angenehmen Wechsel zwischen Steppe, Wiese, Feld und Wald. Die Bevölkerung ist gemischt. Die Moldawanen sind meist schlaff, träge und der Trunksucht ergeben. Unter den Städten des Landes sind Kischenew mit 102000 Einwohnern, der

Sitz des Militärgouverneurs und des Erzbischofs, sowie die Festungen Bender und Chotim erwähnenswerth. Podolien und Volhynien sind die bevölkertsten Gouvernements Rußlands. Podolien ist zum Theil Steppenland. Aus Volhynien zieht sich in südlicher Richtung ein Höhenzug durch Podolien, die Wasserscheide zwischen Dnjestr und Bug, welche mit ihren Thälern und Höhen, Feldern und Gehölzen schöne landschaftliche Scenerien bildet. Das Land ist eine reiche Kornkammer, aber auch Schaf- und Viehzucht gedeihen hier. Weißrußland umfaßt die Gouvernements Mohilew, Minsk und Witebsk. Das Land besteht aus Sand- und Lehmboden mit vielen Sümpfen, Seen und ungeheuern Wäldern. Die gutmüthigen und arbeitsamen Bewohner zeigen Abneigung gegen jeden Verkehr und leiden vielfach Mangel und Noth. Die bisher bestandene Leibeigenschaft und der jüdische Wucher sind die Quellen ihrer Verarmung. Der Weichselzopf ist eine häufig unter ihnen herrschende Krankheit. Die Halbinsel Krim bildet in ihrem nördlichen Theile ein Steppenland; im Süden des obern Kakasu beginnt das taurische Bergland, welches prächtige Waldungen und reichbewässerte, fruchtbare Thäler umfaßt. Der Süden ist reich an Bodenproducten. Hier liegt das russische Weinland, und die italienische Flora herrscht vor. Die Bevölkerung besteht aus Russen, Tataren, Juden, Deutschen, Griechen und Zigeunern, von welchen die Tataren in besonderer Achtung stehen. Die Hauptstadt ist Simferopol; die wichtigsten Hafenplätze sind: Kertsch, Feodosia, Sewastopol, Eupatoria. Das Gebiet des ehemaligen Königreichs Polen und Litauen ist größtentheils flach und sumpfig. Hügelig wird dasselbe nur im östlichen Theile des Gouvernements Witebsk, ferner bei Kowno und Wilna und im Süden des Landes, wo sich die Ausläufer der Karpaten befinden. Bei Ljublin und Sandomir bilden letztere eine unbedeutende Hochebene, die reich an Zinkerzen und Steinkohlen ist.

In Litauen und im nördlichen Polen finden sich ausgedehnte Wälder. Der Belowiächerwald im Gouvernement Grodno ist 250 Quadratwerst groß. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner besteht in Ackerbau, besonders in den Gouvernements Kowno, Grodno und im südlichen Polen, weniger stark wird die Viehzucht betrieben. Das Pferdegestüt in Janowo ist hochberühmt. In den nördlichen Theilen des Landes gibt es viel Bienenzucht. Was die Industrie anbetrifft, so sind die Metall- und Rübenzuckerfabriken von Kjelze, die Tuch-, Seiden- und Baumwollenfabriken in den Gouvernements Warschau und Piotzkow, die großartigen Tuchfabriken bei Bjelostok erwähnenswerth. Ebenso finden sich viele Branntweinbrennereien, Bierbrauereien und Methfabriken. Der bei Bialowicza liegende, 7 Meilen lange und 6 Meilen breite Wald hat an Fruchtbarkeit des Bodens wie an Verschiedenheit der Baumarten nicht seinesgleichen. In seinen Sümpfen hausen die Eber, aber auch der Wisent, fälschlich Auerochse genannt, findet sich hier noch in einer Anzahl von 8—900 Stück.

Die russisch-deutschen Ostseeprovinzen bestehen aus den Gouvernements Estland, Livland und Kurland. Die Bewohner derselben bestehen aus Letten, Esten, Russen und Deutschen, welche letztere indessen nur ein Sechstel der Bevölkerung ausmachen, doch liegt der ganze Grundbesitz, der Handel und die Industrie in ihren Händen. Letten und Esten zeigen sich unempfänglich gegen deutsches Wesen. Von den Städten des Landes ist das als Seebad berühmte, reizend gelegene Reval zu erwähnen. Dorpat mit seiner Universität ist der Mittelpunkt alles geistigen Lebens. Riga, mit 120000 Einwohnern, ist nach Petersburg die größte Handelsstadt. Die Umgegend der Stadt ist indessen eine reine Sumpf- und Sandwüste. Mitau, die Hauptstadt Kurlands, concentrirt das geistige Leben der Provinz in sich und ist vorzugsweise der Sitz des Adels. Dörfer gibt es in Kurland nicht, sondern nur Edelsitze und zerstreut liegende lettische Höfe von großer Aermlichkeit, deren Bewohner sich von Heringen, Grütze und Roggenbrot nähren. Auch die Letten in Livland wohnen in zerstreut liegenden Gehöften, während die Esten in Estland in armseligen Dörfern zusammenleben.

Der zweite Band des Werks zeichnet sich durch Reichhaltigkeit, Uebersichtlichkeit und durch die gefällige Art seines Vortrags aus: er schildert die russischen Besitzungen in Asien. Mit dem Kaukasus beginnend, stellt der Verfasser zunächst das Land in geographischer Beziehung, unter Angabe der klimatischen und productiven Verhältnisse, wie die Verwaltung des Landes dar. Nach einem kurzen geschichtlichen Abriß erfolgt dann die nähere Beschreibung des Landes selbst, dessen südliche Hälfte, Transkaukasien, das Bild zweier breiter, von Westen nach Osten abfallender Thalebenen bildet, die im Süden durch das Hochland Armeniens begrenzt sind, während die nördliche Hälfte, Ciskaukasien, als eine Steppengegend erscheint. Der Kaukasus durchschneidet in diagonaler Richtung das Land in einer Länge von 140 Meilen und erreicht eine östliche Breite von 50 Meilen. Seine Höhe erreicht in dem Kasbek 5100 Meter und in dem Elbrus 5600 Meter. Auf ihm entspringen vier große Bergströme: der Rion, die Kura, der Terek und der Kuban. Isolirt von dem Hauptgebirge erhebt sich nördlich die Beschtaugruppe, in einer mittlern Höhe von 1000 Meter, ausgezeichnet durch kalte und warme Mineralquellen, durch fette Weiden und Wiesengründe. Die Pässe über den Kaukasus sind: der Wladikawkas oder Kasbekpaß und der Derbentpaß. Ferner führt eine kurze Poststraße über den westlichen Kaukasus nach Noworossiek am Schwarzen Meere. Alle andern Uebergänge sind unfahrbar und fast nur den Anwohnern bekannt. Die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse äußert sich zunächst in der großen Verschiedenheit der Production, übt aber auch ihren Einfluß auf die Gebräuche und Lebensweise der Bewohner. Hierüber wie über die Hauptstämme der Landesbewohner, als Lesghier, Mingrelier, Imereten, Georgier, Armenier, Tscherkessen, gibt das Werk die schätzenswerthesten Aufschlüsse. Unter den Bergbewohnern sind die unglücklichen, mit einer Art wahnsinnigen Spleens behafteten, blutgierigen Abreken zu erwähnen, die ihr Unwesen in den Kabardinischen Bergen treiben. Von den Städten des Landes sind erwähnenswerth: das so oft von Erdbeben heimgesuchte Schemacha, Piätigorsk, das kaukasische Karlsbad, Tiflis, die Residenz des Generalstatthalters, eine Stadt, deren europäisches Viertel abendländische Cultur aufweist, und die durch eine Eisenbahn mit Poti am

Schwarzen Meere verbunden ist. Die Stadt ist überdies berühmt wegen ihres Weins und ihrer schwefelhaltigen Bäder. Schucha, auf einem steilen Berge gelegen, ist gut befestigt. Hier findet die schauerliche Procession der sich selbst marternden Fanatiker statt, zu Ehren der schiitischen Märtyrer Hassun und Hussein. Hochberühmt ist Baku wegen seiner Naphthaquellen. Von einem Hügel bei dem Dorfe Emiradschan erblickt man neben mehrern kleinen Salzseen nach allen Richtungen hin große Feuer ohne Rauch. Dieses sind die berühmten ewigen Feuer von Baku. Täglich entströmen hier der Erde Hunderttausende von Kubikmetern Gas. Aber nicht allein das Land, auch das Meer hat hier seine Wunder. Schon in der Nähe der Stadt erblickt man bei einer Bootfahrt in einer Tiefe von vier Metern unter dem Wasser die Ueberreste einer Karavanserai, welche infolge einer vulkanischen Erdsenkung unter Wasser gesetzt wurde. Etwas weiter hin befindet sich dann im Meere selbst eine Stelle, deren Entzündungsfähigkeit allgemein bekannt ist. Einige Hände voll brennenden Wergs entzünden das aus dem Meere aufsteigende Gas, und bald darauf steht rings umher das ganze Meer in lichten Flammen. Zu Ehren des Großfürsten Konstantin ward eine Illumination in einer Ausdehnung von 3 Meilen veranstaltet. Tausende von Flammen tauchten am Horizont auf. Das amphitheatralisch gebaute Baku schwamm in einem Feuermeer. Alle Straßen, alle Bodenerhöhungen, die Flottenetablissements, alles lag im Feuer. In der Steppe tauchten Massenfeuer auf, die Erddächer der Tatarendörfer waren mit Feuerkanten versehen. Einige hundert Tonnen Naphtha, in die man nasse Lehmklumpen getaucht hatte, genügten für diese Riesenillumination. Erwähnenswerth erscheint ferner die Stadt und Festung Derbent. Bei derselben befinden sich die Ruinen der alten Alexandermauer oder Mauer des Gog und Magog. Das Kapitel über den Kaukasus schließt mit der Erzählung des Drama von Mullah Mohammed und der Baku-Beg, welches den Charakter und die ungezügelten Leidenschaften der Bewohner des daghestanischen Gebirgs darthut.

Das zweite Kapitel des Werks ist dem Uralgebirge gewidmet und führt uns den Charakter des Gebirgs, seine Ausdehnung, das Pflanzen- und Thierleben in demselben wie seinen Metallreichthum vor. Bezüglich des letztern verdienen die Magnetberge besonderer Erwähnung, deren bedeutendster, der Blagodat, sich in der Nähe der Stadt Tuninsk mitten aus grüner Ebene bis zu einer Höhe von 140 Metern erhebt. Die Grundmasse des Bergs ist röthlicher Feldspat, der von starken Lagen glänzend schwarzen Magnetsteins durchzogen ist. Solcher Magnetberge befinden sich im östlichen Ural mehrere. Der Aufschwung der russischen Bergwerksindustrie wie namentlich der Goldproduction datirt seit Peter dem Großen, und sind besonders die Leistungen der Familie Demidow hierbei hervorzuheben. Von Interesse ist die specificirte Nachweisung des „Petersburger Almanach" von 1876 über die Erzeugnisse des russischen Bergbaues. Indessen auch Edelsteine mannichfachster Art finden sich im Ural vor, wie Smaragde, Granaten, Berylle, Aquamarine und selbst Diamanten. Die Industriebezirke verlassend, schildert der Verfasser dann die uralischen Steppen und deren Bewohner, die Baschkiren, das Steppenleben derselben wie ihre Sitten. Desgleichen werden uns die Stamm- und Ureinwohner des nördlichen Urals, die Wogulen und Kosacken, vorgeführt. Erstere sind zum Theil ansässig im Gouvernement Perm, zum andern Theil nomadisiren sie; letztere sind ein lustiges Völkchen, den militärischen Spielen zugeneigt. Ihr Hetman hat seinen Sitz in Uralsk. Ihr Hauptwohlstand besteht in dem Fischfang. Ueber ihr Leben, ihre Sitten und Kämpfe mit den Kirgisen gibt das Werk weitere Mittheilungen.

In dem dritten Abschnitt des Werks wird Sibirien geschildert. Vor allem sind es die klimatischen Verhältnisse dieses Landes, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Nach Angabe der tobolsker Gouvernementszeitung stieg im Jahre 1873 die Kälte bis auf 40° R., sodaß man selbst in den wärmsten Wohnungen des Pelzwerkes nicht entbehren konnte. In Jeniseisk hatte die Kälte sogar 45 Grad erreicht. Ueber den 55.° nördl. Br. hinaus, wird dieselbe oft so streng, daß sie die Stämme der dicksten Bäume zersplittert und die Erde zerklüftet; das Quecksilber im Thermometer schmilzt oft wochenlang nicht. Die furchtbarsten Schneestürme begraben Dörfer und Ansiedelungen, und der gefallene Schnee erreicht oft eine Höhe von 2—3 Faden. Im Gebiete der Lena ist der Winter am strengsten; dagegen ist in diesen Strichen der Sommer schwül und feucht, Myriaden von Insekten erfüllen die Luft und können nur durch Räucherungen von den Wohnungen abgehalten werden. Die Menschen schützen sich das Gesicht durch Masken von Roßhaaren, und selbst das Vieh kann nur in der Nacht weiden. Südlich vom 55.° wird das Klima trocken, besonders in den Steppengegenden. Der Winter ist dort schneearm, das Vieh bleibt den ganzen Winter hindurch im Freien, kommt jedoch nicht selten in den heftigen Stürmen um.

Die durch das Klima bedingte Vegetation kann in drei Regionen getheilt werden, deren nördliche vom Eismeer bis zum Polarkreis reicht. In dieser thaut der sumpfige gefrorene Boden nur bis zu einer gewissen Tiefe in den drei Sommermonaten auf und bedeckt sich dann mit Moos und Beerenarten. Bemerkenswerth ist, daß nach Osten hin der Schneefall geringer wird, und daß oft jenseit des Jablonkaigebirgs der Winter ohne Schnee vergeht. Die mittlere oder Waldregion reicht südlich bis zum 55.°. Die hier sich findenden Urwälder bestehen größtentheils aus Nadelhölzern. Der meist sandige und lehmige Boden treibt an den Flußufern hohe Grasarten hervor, wird indessen wenig zum Getreidebau benutzt. Die südliche Region besteht aus Gebirgsgegenden und Steppen. In den erstern befinden sich zahlreiche fruchtbare Thäler, in denen auch Laubhölzer gedeihen. Die Steppengegenden nehmen den westlichen Theil dieser Region ein. Unter ihnen ist die Irtyschsteppe wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt. Der Bergbau in Sibirien beschränkt sich hauptsächlich auf die Ausbeute von Silber und Gold. In großartigster Weise wird der Fischfang im Ob, im Irtysch, wie im Seissan- und Baikalsee betrieben; ebenso ist die Jagd auf Pelzthiere bedeutend. Der Ackerbau wird im westlichen Sibirien fast nur von Russen betrieben; Fabrikwesen und Gewerbe sind wenig entwickelt; dagegen blüht der Handel. Was die zur Deportation

Verurtheilten betrifft, so sendet man dieselben gegenwärtig nach Tjumen und bis Irkutsk. Ihre Zahl ist jährlich im Wachsen und betrug 1876 bereits 16959 Individuen. Die sociale Lage derselben ist sehr traurig und besteht in Elend und moralischer Verkommenheit. Tjumen ist der Centralpunkt des Handels zwischen Europa und Asien. Setzt man von dort den Weg in südöstlicher Richtung über Omsk, die Barabinzen- und Kirgisensteppe fort, so gelangt man in das Gouvernement Tomsk. In demselben gedeiht der Ackerbau, doch sind auch Fischfang, Fuhrwerk, Bienenzucht und Bergwesen wichtige Erwerbszweige. Im Süden des Gouvernements liegt das wichtige Barnaul, der Hauptort des Altaischen Bergwerksdistricts, die reichste Stadt des Landes und der Sitz der geistigen Kraft. Die Provinz Semipalatinsk liegt am östlichen Irtyschufer. Zum Bestande derselben gehören die großen Kirgisenhorden wie die Horden der Wildstein-Kirgisen. Der Reisebericht einer Dame schildert die schönsten Partien des Landes; in einem andern Berichte werden uns die Alatau- und Kopalketten vorgeführt. Bei Mariinsk tritt man in das ausgedehnte Gouvernement von Jeniseisk, das indessen nur zwei Städte besitzt und in welchem acht Menschen auf einer Quadratmeile wohnen. Der Boden desselben ist besonders im Kreise Minussinsk fruchtbar, dagegen ist der Norden überaus trostlos, öde und rauh. Das Elend, welches daselbst herrscht, und das sich oft bis zur Hungersnoth steigert, zeigt sich in entsetzlichster Gestalt. Ueber die Gegenden am Ausflusse des Jenisei gibt die interessante und vielleicht in commerzieller Beziehung folgenreiche Entdeckungsfahrt des schwedischen Professors Nordenskjöld ausführliche Nachrichten. In Irkutsk, der Hauptstadt Ostsibiriens, erblicken wir den Hauptkapelplatz des russisch-chinesischen Handels für Pelzwaaren. Die Kälte steigt hier schon oft auf 35 Grad; jedoch herrscht, trotz enormer Theuerung, eine wahrhaft großartige, luxuriöse Gastfreundschaft. Der fruchtbarste Theil des Gouvernements Irkutsk ist Nertschinsk, in dessen Nähe sich die reichen Silber- und Metallgruben befinden. Berühmt ist ferner Turka, das asiatische Wiesbaden. Die Straße von Irkutsk nach Kiachta führt über den Baikalsee, dessen Ufer auf vulkanischen Ursprung schließen lassen. Die Landesbewohner, die Burjäten, sind Nomaden und bekennen sich theilweise zur Religion des Buddha, theilweise zum Schamanismus. Von dem Baikalsee führt die Straße in südöstlicher Richtung über Kiachta und den chinesischen Maimatschin nach Blagoweschtschensk, einer Handelsstadt, in welcher monatlich ein mandschurischer Jahrmarkt abgehalten wird, der 8—10 Tage dauert. Auffallend erweist sich auch hier die Vorliebe für Erzeugnisse des Auslandes. Von Blagoweschtschensk führt uns der Verfasser in das Gouvernement von Jakutsk, dessen Klima so rauh ist, daß nur drei Menschen auf einer Quadratmeile wohnen, und dessen einziger Reichthum in Pelzthieren besteht. Trotzdem herrscht daselbst großer Wohlstand und raffinirte Vergnügungssucht. Höchst interessant sind die Berichte über „russische Heldentouren" nach den entlegensten nordischen Gegenden.

Die Nachbarn der Jakuten sind die Tungusen, welche von Jagd und Fischfang leben und unter den entsetzlichsten Entbehrungen zu diesem Zweck die öden Steppen und die Morastböden der Wälder und Flüsse durchwandern. Ihr Hauptort ist Dschigansk an der Lena. Vom Altai bis zu den Küsten des Eismeers hat die tungusische Rasse ihre Physiognomie, Sprache und Sitte bewahrt. Man unterscheidet dieselbe in Pferde-, Renthier- und Hunde-Tungusen. Hoch oben unter 69° nördl. Br. liegt Nischny. Um es zu erreichen, muß man Beschwerden überwinden, welche die menschlichen Kräfte fast überschreiten. Setzt man den Weg von dort weiter fort, so erreicht man die Ufer des Omolonsk; hier beginnt die Beförderung durch Hunde. Noch höher hinauf, am Eismeer, wohnen die Tschuktschen, welche, stolz auf ihre Freiheit, unter ihren Renthieren wohnen.

Die russische Küstenprovinz umfaßt: Kamschatka, das Land der Tschuktschen, über welches uns mannichfache interessante Nachrichten zukommen, ferner die Küsten des Ochotskischen und des Japanischen Meers. Von diesen sind die Küsten des Japanischen Meers die culturfähigsten.

Aus dem hohen Norden führt uns der Verfasser in das Amurgebiet zurück. Die mittlern Gegenden desselben bestehen aus prairieartigen Thälern und Wiesen, in welchen Thiere der nördlichen und südlichen Fauna wie Pflanzen der arktischen und tropischen Gegenden zusammentreffen, die somit zu den gesegnetsten und schönsten Ländern der Erde gehören, denen nur die Verbindungswege fehlen. In einer Breite von 90 Meilen wohnen hierselbst die Orotschonen und Manegren, die von Gestalt klein, hager und häßlich sind und in ihren Sitten und Gebräuchen wie in der Kleidung den Chinesen ähneln. Am weitesten nach Norden wohnen die Burjäten, die indessen doch mit ihrem Hauptkern bis an den Baikalsee reichen. Zu den russischen Besitzungen in Centralasien übergehend, führt uns der Verfasser zunächst den Charakter der ungeheuern transuralischen Steppe und den ihrer Bewohner, der Kirgisen, vor. Dieselben theilen sich in Adeliche und Volk, zwischen welchen die „von gemischtem Blute" stehen. Sie bewohnen zwei Gebiete, das von Orenburg und das von Westsibirien, und stehen unter Herrschaft ihrer Khane. Es sind Nomaden, die mit ihren Heerden im Frühjahr und Sommer von Weidesteppe zu Weidesteppe wandern. Im Herbst, ihrer schönsten Jahreszeit, gehen sie auf die Baranta, d. h. sie stehlen Schafe, Pferde und Kleider. Im Winter, wo sie fast stets auf derselben Stelle bleiben, haben sie viel von der Unbill des Klimas in ihren Kibitken auszustehen. Mit Vorliebe betreibt der Kirgise den Handel, indessen ist in neuerer Zeit auch der Ackerbau bei ihnen eingeführt. Zwischen dem Uralflusse und dem linken Ufer der untern Wolga liegt die innere Kirgisensteppe, deren Charakteristisches die vielen Salzseen sind. Südöstlich vom Bassin des Ob bis an den Kaspi- und Aralsee und den Syr-Darja erstreckt sich die große Kirgisensteppe, eine hügelreiche Hochebene, die den Namen „Ust-Urt" führt. In höchst interessanter Abhandlung wird uns der Kaspisee vorgeführt. Die gewaltigen Ausdünstungen des Kaspi- wie des Aralsees sind Veranlassung, daß sich beide in auffälliger Weise vermindern, namentlich bilden sich am östlichen Ufer des Kaspisees fortwährend neue Inseln, während die Buchten versanden. Oede und

traurig sind die Ufer des Aralsees, Todtenstille herrscht um denselben, die nur durch das Thierleben unterbrochen wird.

Die neuen russischen Besitzungen in Centralasien führen den Namen: Gubernium Turkestan. Nirgends auf der Erde werden so schroffe Gegensätze in der Gestaltung der Oberfläche gefunden als hier. Schneebedeckte Gebirgsländer und Ketten mit Höhen von 6—7000 Metern wechseln mit Sandwüsten und Steppenländern; daher auch ein schroffer Wechsel in der Temperatur wie im Leben der Pflanzenwelt. Das Tiefland trägt den reinen Steppencharakter. Der Amu-Darja, dieser todt scheinende Fluß, zieht sich wie ein breites, glänzendes Band durch die Sandwüste. Doch während rings umher die Natur wie ausgestorben erscheint, durchschweifen wilde Nomadenstämme die Steppe in räuberischer Absicht. Furchtbare Sandstürme, Myriaden von Insekten, die ekelhaften Skorpione, Taranteln, giftige Schlangen und Heuschrecken, ferner die großen Schlammgebiete in der Kysil-Kumschen Kirgisensteppe und der außerordentliche Wassermangel, der ganze Heeresabtheilungen und Karavanen vor Durst verschmachten läßt, sind die Plagen dieser Gegenden. Die Städtebewohner sind faul und träge und so an das Elend gewöhnt, daß sie vor jeder Arbeit zurückschrecken. Ueberall tritt uns bittere Noth entgegen. Bei den Bewohnern des offenen Landes ist der Charakter schon mehr entwickelt. Eine noch größere Verschiedenheit findet man bei den freien Söhnen der Wüste, welche zum Theil in ihren Auls seßhaft sind, zum Theil mit ihren Heerden die unermeßlichen Steppen durchziehen. Die eigentlichen Herren in der Bucharei sind die feigen, rachsüchtigen, ungebildeten, räuberischen Usbeken, in deren Händen sich die Militär- und Civilstellen befinden. Die Sarten sind Kaufleute und ansässige Ackerbauer und bilden den besten Theil der Bevölkerung, indessen auch sie sind habsüchtig und falsch. Die bereits früher erwähnten Kirgisen zerfallen in vier Horden. Die am Issik-Kul und Syr nomadisirenden heißen Buruten oder schwarze Kirgisen. Die wilden räuberischen Turkmanen bewohnen als Nomaden das weite Wüstengebiet zwischen Amu-Darja und Kaspisee. Die übrigen kleinen Stämme sind: die Karapalken, am rechten Amurufer, die neuesten Unterthanen des Zaren seit dem Chiwafeldzug; ferner Nogayer, Indier, Armenier, Buruten, Dsongaren, Araber und Juden. Ueber die größern Städte des Landes, wie Taschkend, Samarkand, Turkestan, Tschemkend und Chiwa, über deren Eigenarten, über das Leben und Treiben ihrer Bewohner sowie über die Kämpfe der Russen mit den Steppenbewohnern gibt das Werk weitere interessante Aufschlüsse. Dasselbe schließt mit einem „Geographisch-statistischen Abriß des Russischen Reichs"; es unterrichtet über russische Zustände in volksthümlicher und anziehender Weise.

Ein philosophisches Werk von Frohschammer.

Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses von J. Frohschammer. München, Th. Ackermann. 1877. Gr. 8. 11 M.

Schwerlich wol gibt es eine andere Geisteskraft, die so verschiedene Werthschätzung erführe als die Phantasie. Die einen sehen in demjenigen, der sich in der Art seiner Lebensführung wesentlich auch von der Phantasie und ihren Bedürfnissen bestimmen läßt, einen halben Narren. Wer bei der Gestaltung der verschiedenen Situationen seines Lebens, bei der Bestimmung seines Ganges durch die Welt in erster Linie auch auf den poetischen Reiz, auf die zu erwartende Stimmungsatmosphäre Rücksicht nimmt; wer sich seine Freuden durch den Glanz der Phantasie erhöhen und in seinen Leiden zu allem übrigen auch noch von den Furien der Phantasie verfolgen läßt: der erscheint in den Augen jener nüchternen, praktischen, nur auf das Thatsächliche gerichteten Naturen als wahnbefangen, als werthlosen Nichtigkeiten hingegeben. Die Phantasie möge im Reiche der Kunst ein unschädliches Dasein führen; sobald sie bestimmend ins Leben eingreift, führt sie Misgriffe auf Misgriffe herbei und stürzt in äußeres und inneres Unglück! Die so sprechen, sind ohne Frage sehr kluge und besonnene Leute; nur werden sie sich gefallen lassen müssen, in die Species der Philister gerechnet zu werden. Glücklicherweise gibt es nämlich auch Menschen, die weniger „praktisch" denken und, auch mitten im vollen Leben, nicht völlig in der Ernsthaftigkeit des Thatsächlichen aufgehen. Ihnen erscheint die Phantasie als Erlöserin aus der platten Alltäglichkeit, aus der schwülen Enge und dem rauhen Drängen der irdischen Verhältnisse, aus den Händen der unerbittlichen Mahner „Recht" und „Pflicht". In ihren Augen ist es das Zeichen eines freien Geistes, sich eine Welt des schönen Scheins zu erschaffen und durch sie hindurch die reale Welt anzusehen. Die Phantasie ist ihnen die eigentlich vornehme Geisteskraft; denn sie bringe in die Lebensführung einen sich von den gewöhnlichen Bahnen bedeutungsvoll abhebenden Schwung, sie verleihe dem Fühlen und der ganzen Art, sich zu geben, interessante Eigenthümlichkeit, sie breite über die ganze Individualität und alle ihre Ausflüsse einen feinen, auf zarteste Reizbarkeit des Seelenlebens deutenden geistigen Hauch.

Ebenso verschieden ist das Urtheil über den wissenschaftlichen Werth der Phantasie. Während die einen meinen, daß da, wo sie hineinzuspielen anfange, die Wissenschaft aufhöre, weisen ihr andere gerade in der höchsten Wissenschaft, der Philosophie, eine hervorragende Rolle zu: die Vernunft müsse sich zum Erschauen der tiefsten Gründe des Daseins durch die Phantasie beflügeln lassen. Und auch über die Art ihrer Existenz gehen die Meinungen weit auseinander. Vielen Psychologen ist sie eine recht unbequeme Aeußerungsweise des Geistes. In die mechanistische Zerbröckelung der Seele paßt ihr intuitives Wesen nicht, und so lösen sie denn die Phantasie in lauter äußere Vorstellungsassociationen auf und rauben ihr das Dasein einer selbständigen Geisteskraft. Im Gegensatze hierzu behaupten andere Philosophen, daß sich die Seelenerscheinungen, die man nach allgemeinem Sprachgebrauche der Phantasie zuschreibt, in der That nur als Leistungen

einer selbständig existirenden, eigenthümlichen Kraft der Phantasie begreifen lassen.

Frohschammer, bekannt als Vertreter einer freisinnigen, noch weit über den Altkatholicismus hinausgehenden Richtung in der katholischen Kirche, macht in dem uns vorliegenden Buche den interessanten Versuch, die Phantasie nicht nur als eine selbständige Seelenkraft, sondern auch als eine ursprüngliche, objective Weltkraft, ja als das Grundprincip der Entwickelung der Welt in Natur und Geist nachzuweisen. In dem ersten Haupttheile soll die Bethätigungsweise der subjectiven Phantasie und die Ausbreitung ihrer Wirksamkeit untersucht werden.

Ueberall, wo eine „innere Gestaltung und Schauung" stattfindet, sieht Frohschammer Phantasie. Und wenn er sie in ihre Momente zerlegt, so findet er, daß sie die Vielheit zur Einheit bringe, daß sie ein Vermittelungsorgan zwischen Unbewußtsein und Bewußtsein der Seele sei, daß ihre Gebilde die Formen von Raum und Zeit tragen und — was damit zusammenhänge — das Geistige in sinnlicher Form offenbaren. Sehr richtig sagt er, daß jede Phantasiegestaltung infolge ihres sinnlich-geistigen Charakters der menschlichen, sich aus Leib und Seele constituirenden Natur gleiche. Freilich gibt er dies alles als bloße Behauptungen, ohne jede grundlegende Betrachtung, und ferner sind die einzelnen Momente der Phantasie mit dem allgemeinen Wesen derselben in keinen klaren, scharfen Zusammenhang gebracht. Man weiß daher nicht, ob die Phantasie überall, in jeder Erscheinungsweise alle hervorgehobenen Momente aufweisen müsse oder nicht.

Noch mehr aber tritt die vage Art, wie Frohschammer die Phantasie auffaßt, in den Ausführungen über die Bethätigung derselben in den verschiedenen Aeußerungsweisen der Seele hervor. Alle Seelenthätigkeiten, die sich unter die allgemeinen und völlig unbestimmten Bezeichnungen des Nachbildens, Schaffens, Gestaltens bringen lassen, sollen eben dadurch schon ihre Herkunft aus der Phantasie beweisen. Die Phantasie wird zur allgemeinen „Bildungspotenz" der Seele. Und da ist es denn freilich leicht, ihren Wirkungsbereich in allen seelischen Bethätigungen nachzuweisen. Denn was gäbe es schließlich in der Seele, wobei diese sich nicht selbst activ, also bildend, gestaltend verhielte? So erscheint also die Phantasie als wesentlich betheiligt an allen logischen Operationen, an der Induction und Deduction, an allem Vergleichen und Unterscheiden, und ebenso an allem Erfassen durch Ideen, an Empfindung, Anschauung, Erinnerung, Gefühl. Allein bestenfalls wäre mit dem allen weiter nichts dargethan, als daß sich die Seele in keiner physischen Erscheinung rein passiv verhalte. Die große Frage ist aber, in welche verschiedene Arten sich dies active Verhalten der Seele gliedere; welche derselben den Namen der Phantasie verdiene und welchen Gesetzen dies besondere active Verhalten der Seele unterworfen sei. Hierüber gibt uns aber Frohschammer kaum eine Auskunft.

Dazu kommt, daß Frohschammer in seiner Freude, auf einem Gebiete nach dem andern die Thätigkeit der Phantasie zu entdecken, ihren Antheil in übertreibenden Ausdrücken bezeichnet, in Ausdrücken, die sie regelmäßig als treibenden Mittelpunkt, als lebengebenden Quell erscheinen lassen, anstatt daß er ihre Rolle in scharfer Umgrenzung bestimmte. So soll z. B. das Erkennen erst durch die Phantasie „Stoff und Anregung", „bewegende, schaffende, vollziehende Macht" erhalten; ja die Begriffe und Urtheile selbst sollen von der Phantasie geschaffen sein. Also treibt doch wol die Phantasie, nicht das Logische, das Denken weiter. Wie reimt es sich damit, wenn es an einer andern Stelle heißt, daß bei den logischen Operationen nicht das rationale Moment, sondern nur die ausführenden Mittel, das Aeußerliche dabei, aus der Phantasie stammen? Ueberhaupt ist Frohschammer's Buch, soviel Wahres und Beherzigenswerthes es auch enthält, im ganzen und großen das Product eines nur ungefähren, schwankenden Denkens, eines Denkens, das die verwickelten Schwierigkeiten, die sich an die behandelten Fragen knüpfen, übersieht, das keine scharfen Grenzen zu ziehen, die Feile des Begriffs nicht zu handhaben weiß. Zu diesem Urtheil ist jedoch hinzuzufügen, das sich in dem Buche ein Gemüth, welches sich aus tiefem Bedürfniß mit den höchsten Lebensfragen beschäftigt hat und seiner ganzen Anlage nach das Geistige, Bewußte als das eigentlich Centrale und Lebendige in allem zu erfassen bestrebt ist, zu vollem und kräftigem Ausdrucke bringt. Da uns also Frohschammer's Schrift wesentlich nur als Ausdruck seiner allerdings tüchtigen und gehaltvollen Ueberzeugung gilt, so wird es uns nicht weiter überraschen, daß der Verfasser sehr oft meint, er habe nun etwas bewiesen, oder es ergebe sich eine Ansicht klar und offenbar aus dem Vorhergehenden, wo dies doch nur derjenige finden wird, der schon von vornherein ganz und gar in der Gefühls- und Denkweise des Verfassers steht, und den daher die Gleichheit des Fühlens und Denkens den Mangel an Beweisen, an Entwickelungen des Zusammenhangs, an Uebergängen u. dgl. übersehen läßt.

Wie gesagt, die Phantasie wird in einem viel speciellern Sinne, als es von Frohschammer geschieht, gefaßt werden müssen. Auch wird man erst auf diese Weise den durch die Natur der Sache gestellten Forderungen der Psychologie gerecht werden können. Hierüber nur folgende Andeutungen. Der Mensch findet in sich die Fähigkeit, Anschauungen, denen kein gegenwärtiges Object in der Wirklichkeit entspricht, hervorzubringen. Dies von der gegenwärtigen Wirklichkeit unabhängige Anschauen, dies Hervorbringen einer nur subjectiven Räumlichkeit ist etwas so Eigenthümliches, daß es auch sprachlich als eine besondere Bethätigungsweise des Geistes bezeichnet werden muß. Und da ist denn wol der Name „Phantasie" am passendsten. Hiernach ist das Vermögen, vergangene Vorstellungen zu reproduciren, keineswegs in der Phantasie mit begriffen; sondern die letztere ist nur insofern an der Erinnerung betheiligt, als diese uns nicht etwa nur Namen und Begriffe, die von einer Anschauungshülle kaum merklich umspielt sind, sondern anschauliche Gestalten vorführt.

Wie jeder tiefer gefaßte Begriff, so erfährt auch der Begriff der Phantasie durch die Natur der von ihm dargestellten Sache eine innere Entwickelung. Der menschliche Geist, der sich in seiner anschauenden Thätigkeit von der gegenwärtigen Wirklichkeit unabhängig machen kann, hat auch die Kraft, sich im Anschauen von der vorgestellten

Vergangenheit, von den im Gedächtnisse ruhenden Bildern zu befreien. Wer in der Erzeugung anschaulicher Bilder sich nicht streng reproducirend verhält, sondern die Freiheit des Geistes auch in der Art und Weise der Zusammenfügung und nähern Gestaltung der Bilder bewährt, besitzt Phantasie in einem engern, gesteigerten Sinne. Hier ist die Phantasie weit intensiver productiv als früher, ein souveränes Schalten und Walten mit der uns zur Verfügung stehenden Masse anschaulicher Bilder. Diese Freiheit des Anschauens von allem vorhandenen Anschauungsinhalte, dem gegenwärtigen wie dem vergangenen, kann Gestalten von höchster Harmonie, aber auch einen sinnlosen Bilderwust erzeugen. Das Vergrößern, Verzerren, das Verflüchtigen aller Grenzen gehört der Phantasie in diesem Sinne an. Dieser Sinn aber besteht darin, daß die Freiheit des Geistes von allem Gegebensein der Gegenwart und der Vergangenheit (und diese kann mir eben nur in Gedächtnißvorstellungen gegeben sein) sich im Erzeugen anschaulicher Bilder bethätigt. Für diese Phantasie ist es daher Zufall, ob etwas Vernünftiges oder Wahnsinniges herauskommt.

Doch noch eine andere naturgemäße Wandlung erfährt der Begriff der Phantasie. Selbst da, wo sie am zügellosesten verfährt, bringt sich in dem Bildergewirre etwas Geistiges zum Ausdruck: eben die schrankenlose Freiheit des Geistes. Dies Offenbarwerden eines Geistigen im Anschaulichen tritt natürlich in viel bestimmterer Gestalt auf, sobald der freie Geist sich selbst beschränkt und einen eigenthümlichen geistigen Gehalt zum bestimmenden Gesetze seines anschaulichen Producirens macht. Nun ist die Phantasie die Beseelung der Anschauung, die Hineinbildung eines geistigen Inhalts in die anschaulichen Formen; nun ist die Phantasie intuitiv geworden. Indem der Geist seine Freiheit beschränkt und seinem anschaulichen Produciren einen geistigen Inhalt als Gesetz gegeben hat, ist er zur intimsten Beherrschung der Anschauung, zu ihrer völligen Durchgeistigung gekommen. Diese Beseelung anschaulicher Formen kann nun auch da stattfinden, wo mir die Anschauung, sei es durch mein Gedächtniß, sei es durch die gegenwärtige Wirklichkeit, gegeben ist. So spielt selbst in die sinnliche Wahrnehmung Phantasie in diesem letzten Sinne hinein. Den Geist, der aus einem beseelten Wesen spricht, kann ich nicht einfach aus seinem Aeußern abnehmen, sondern ich muß, indem ich seine äußern Formen lebendig mitmache, einen aus mir geschöpften, entsprechend modificirten geistigen Gehalt in diese hineinbilden. Es finden dabei freilich verschiedene Grade statt. Der eine faßt die ihm begegnenden Menschen stets charakteristisch-phantastevoll auf. Der andere sieht weniger aus den wahrgenommenen menschlichen Gestalten heraus; er verbindet mit ihnen den Begriff „Mensch" in mehr abstracter, allgemeiner Weise. Auch hier also findet intuitive geistige Durchdringung der Anschauung statt. So erstreckt sich der Begriff der Phantasie über mehrere sachlich zusammenhängende seelische Bethätigungsweisen; er hat Fluß und Entwickelung erhalten, ohne doch, wie bei Frohschammer, unbestimmt und schwankend zu werden.

Der zweite Theil behandelt die objective Phantasie, das Walten der Phantasie in der Natur, besonders im Reiche des Organischen, bis zu dem Punkte hinauf, wo das Bewußtsein entspringt. Wie in vielem andern, so hat Frohschammer auch darin meine Zustimmung, daß es „eine der Welt selbst immanente Schaffenspotenz gebe, die sich in schwerem Ringen selbst zu gewinnen und zur Individualisirung auszugestalten habe", die durch Satz und Gegensatz die immanente Dialektik des Weltprocesses erzeuge. Diese objective, plastisch wirkende Bildungspotenz nennt er objective Phantasie. In dieser Hereinziehung der organischen Zweckthätigkeit in den Phantasiebegriff besteht das Eigenthümliche des Buchs, und schon aus diesem Grunde erwartet der Leser eine eingehende Darlegung dessen, was dazu berechtige, die Phantasie über das Subject hinaus auf das Gebiet der bewußtlos wirkenden Natur auszudehnen. Diese Erwartung aber wird vom Verfasser nur wenig erfüllt. Sicherlich wirkt es erleuchtend, das Schaffen der ideellen, zweckthätigen Naturkräfte nach Analogie der menschlichen Phantasiethätigkeit zu begreifen. Die Phantasie schaut gewissermaßen einen subjectiven Raum aus sich heraus, und indem sie dies thut, macht sie zugleich die Raumgestalten zum Ausdruck eines Innern, formt sie nach innerm Gesetze. Auch das Wirken der ideellen Naturkräfte geschieht in Gestalt eines intuitiven Formens und Bauens von innen aus. Aber die Eigenthümlichkeit dieses Wirkens hätte doch nun von Frohschammer durch genaues Hervorheben der Aehnlichkeiten und Unterschiede zwischen beiden Arten der Phantasie in schärferes Licht gestellt werden müssen. Bald nennt er beide identisch, bald setzt er sie zueinander in ein Verhältniß der Analogie. Auch macht er es sich mit dem Bestimmen des Verhältnisses der Phantasie zur Materie und zu den physikalischen Kräften ziemlich leicht. Ueberhaupt tritt uns die objective Phantasie aus seinem Buche nur in sehr schwankender, unbestimmt allgemeiner Gestalt entgegen. Vor allem aber vermisse ich eine nähere Erörterung über das Verhältniß der Naturphantasie zum Logischen, Rationellen. Ist das innere Gesetz, wonach die Phantasie wirkt, selbst wieder Phantasie? Ist sie im Stande, aus sich, ganz unabhängig von der Vernunft, Principien zu schöpfen? Oder wird sie dabei vom Logischen geleitet? In diesem Falle wäre die Phantasie nur die Form, in der sich das Logische in der Natur verwirklicht. Bei Frohschammer tappt man in diesen Fragen noch im Dunkeln. Zu dem allen kommt nun noch, daß er seinen naturphilosophischen Untersuchungen keinen gründlichen naturwissenschaftlichen Unterbau gibt, das Dasein ideeller Kräfte in der Natur nirgends aus Thatsachen in zwingender Weise herleitet, sondern sich überall nur in Versicherungen ganz allgemeiner Art bewegt. Nirgends hat man das Gefühl, daß er in die Fülle der Naturerscheinungen hinabgestiegen sei und ihnen seine Folgerungen mit scharfem Denken abgezwungen habe.

In hervorragender Weise findet Frohschammer die objective Phantasie beim Entstehen des geschlechtlichen Gegensatzes und beim Generationsprocesse betheiligt; ebenso bei der Entstehung der Arten. Es ist erfreulich, diese Gebiete unter die Beleuchtung der objectiv waltenden Phantasie gerückt zu sehen. Die idealistische Betrachtungsweise dieser Gebiete würde durch diese Fassung des ideellen Princips gewissermaßen mehr Fleisch und Blut erhalten. Wie in diesen Kapiteln, so findet sich auch im dritten Theile vieles

Richtige, vieles, was ein näheres Eingehen verdiente. Und ebenso zeigt es sich auch in diesem dritten Theile, daß Frohschammer überall nach der Tiefe zu dringen sucht, überall über die Gegensätze hinaus einer höhern, vermittelnden, concreten Einheit lebhaft zustrebt. So faßt er die Seele weder als eine leere Einheit, noch als eine bloße Zusammensetzung verschiedener Seelenvermögen, sondern als eine in sich gegliederte, gefüllte Einheit. Allein so freudig man auch ein solches Streben anerkennen mag, so wird man sich doch nicht verhehlen können, daß Frohschammer mit seinem Buche erst dann etwas in die Entwickelung der Philosophie tief Eingreifendes geschaffen hätte, wenn jenes Streben, dem es an beredtem Ausdruck nicht fehlt, entweder mit einem höhern Grade abgrenzenden, schneidig eindringenden Scharfsinns oder mit einer energischern Kraft origineller, nach der Tiefe hin packender Speculation ausgerüstet wäre.

Johannes Volkelt.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Von dem Werke Herbert Spencer's „The Principles of Sociology" ist soeben die Abtheilung, welche Nr. 4 und 5 des ersten Bandes bildet, unter dem besondern Titel „Descriptive Sociology" von Herbert Spencer und David Duncan erschienen. Es ist dies eins jener bahnbrechenden Werke, an denen die englische Literatur so reich ist und welche für die Gedankenwelt aller civilisirten Völker so fruchtbringend sind; wir erinnern an Buckle, Lecky, Darwin, um nur die neuesten Erscheinungen von drüben zu nennen. Gegenüber der Schule, welche alle göttliche Verehrung und Mythologie auf die Anbetung der Sonne zurückführen möchte, erblickt Spencer, wie wir beiläufig erwähnen, den Ursprung jener in der Ahnenverehrung.

— Ein Reisewerk, „Across Africa" von Verney Lovett Cameron betitelt, ist in zwei Bänden erschienen; es gehört zu den bedeutendsten, die wir überhaupt über Afrika besitzen. Ja das „Athenaeum" räumt ihm den ersten Rang unter ihnen ein und sagt unter anderm: „Kein Bericht über Reisen im Innern Afrikas, selbst nicht Livingstone's «Last Journals», kann diesen Bänden an wissenschaftlichem Werthe nahekommen; während hinsichtlich der Originalität und der ungeheuern Schwierigkeiten seiner Reise und des Muths, der Klugheit und Standhaftigkeit, die er in deren Ueberwindung an den Tag gelegt, und des Erfolgs, mit welchem er seinen Plan ausgeführt hat, Cameron stets, zunächst Livingstone, zu den größten Afrikaforschern gezählt werden muß."

— „Bernardino Ochina von Siena", von Karl Benrath, ist von Miß Zimmern übersetzt worden. Der genannte Kapuziner ist bekanntlich von C. Batz zum Helden eines Dramas benutzt worden.

— Ein etwas pikantes Buch, welches jedoch mehr von der Beschränktheit des Verfassers zeugt, als den Deutschen zur Unehre gereicht, ist das „Journal of a Residence at Vienna and Berlin in the Eventful Winter 1805—1806", von dem verstorbenen Henry Reeve, einem englischen Arzte, und von dessen Sohn veröffentlicht.

— „La femme romaine" ist der Titel und Gegenstand des dritten der Bände, welchen Clarisse Bader der Schilderung der Frau vor dem Auftreten des Christenthums widmet. Aus der ältern Zeit Roms fließen die Quellen freilich sehr spärlich, und da sich die Verfasserin hauptsächlich auf Autoren und Denkmale einer vergleichsweise späten Zeit zu verlassen hat, so ist das Ergebniß nicht sehr befriedigend und beruht das meiste auf bloßer Vermuthung. Anders jedoch ist es, wenn sie zu den letzten Tagen der Republik und dem Kaiserreich kommt; hier hat sie zugleich Gelegenheit genommen, auf die Laster hinzuweisen, welche, wie damals, auch unsere heutige Civilisation zu vernichten drohen.

— Der verstorbene Charles de Rémusat hat außer seiner bekannten glänzenden Monographie über Abälard auch ein Drama, das diesen Philosophen behandelt, zurückgelassen, welches soeben unter dem Titel „Abélard: drame philosophique" von Paul de Rémusat veröffentlicht worden ist. Man rühmt das Stück sowol des Stils und der darin enthaltenen Gedanken wegen, wie auch was die Charakterschilderung und das romantische Interesse betrifft. Es ist mit Anmerkungen und einer Einleitung über Abälard und dessen metaphysische Lehren begleitet.

— „Kléber, sa vie, sa correspondance" von Graf Pajol ist eine anziehende Biographie des berühmten Generals, der hier volle und gerechte Würdigung erfährt.

— Ein ebenso anspruchsvolles wie mislungenes Bändchen soll „Traité de psychologie" von Amédée Simonin sein; ein sehr beachtenswerthes Werk hingegen: „Psychologie comparée, l'homme et l'animal" von Henri Joly.

— Von Uebersetzungen ins Französische sind zu erwähnen: „Lucrèce: de la nature" von M. Patin, dem gelehrten Verfasser der „Études sur les tragiques grecs" und Essays über lateinische Poesie; D. Nolen's Uebersetzung der „Philosophie des Unbewußten" („Philosophie de l'inconscient") von E. von Hartmann und eine anonyme Uebertragung der Schrift desselben Verfassers: „Das Wahre und Falsche im Darwinismus" („Le Darwinisme: ce qu'il y a de vrai et de faux dans cette théorie"). Die zweitgenannte Schrift ist durch ein kurzes Vorwort vom Verfasser (E. von Hartmann) eingeleitet, dem die „Saturday Review", der wir die Mittheilung entnehmen, diesmal den Titel „Professor" verleiht. Der Uebersetzer hat dem Werke eine biographische und kritische Einleitung vorgesetzt.

— Pierre Coeur's Novellen „L'âme de Beethoven" und „La bibliothèque rouge" werden als der Diction und des Geschmacks wegen vorzüglich gerühmt.

— Das „Athenaeum" möchte „Le Soleil de Minuit", die neueste Hervorbringung des Catulle Mendès, als den Glanzpunkt aller seiner bisherigen Leistungen betrachtet haben. Es ist eine dramatische Dichtung, deren Schauplatz der Polarkreis bildet; die wundersame Natur dieser Gegend wird in Einklang mit den Regungen der handelnden Personen gesetzt.

— In demselben letztgenannten Blatte ergeht sich A. C. Swinburne in ekstatischen Lobeserhebungen des „La Sieste de Jeanne" von Victor Hugo, und seine Bewunderung dieser kleinen Dichtung kennt fast keine Grenzen.

— „Giacomo Leopardi Filosofo, Poeta e Prosatore" ist der Titel einer behufs seiner Doctorpromotion der philosophischen Facultät der Universität Straßburg von Aristide Baragiola, dem Lector der italienischen Sprache an derselben, überreichten und bei G. Trübner daselbst veröffentlichten Abhandlung. In dem vorangehenden, ziemlich erschöpfenden bibliographisch-kritischen Verzeichniß haben wir blos D. Asher's „Arthur Schopenhauer, Neues von ihm" vermißt, wo dieser Philosoph sich ebenfalls über Leopardi äußert und zwar besonders mit Bezug auf die von Baragiola angeführte Schrift von De Sanctis „Schopenhauer e Leopardi". Der erste Abschnitt der sehr anziehend geschriebenen Abhandlung, wo Leopardi als Philosoph dargestellt wird, hat uns weniger befriedigt als die beiden folgenden, in denen er als Dichter und Prosaiker behandelt wird. In jenem spricht der Verfasser seine Ansicht dahin aus, Leopardi sei keineswegs als Atheist und Materialist zu bezeichnen: er tadle wol das Werk, nicht aber den Werkmeister. Freilich eine wenig stichhaltige Meinung, da das eine das andere nothwendigerweise mit in sich schließt. Vielmehr glauben wir, Leo-

pardi war Skeptiker wie Byron, und zwar scheint sein Skepticismus derart gewesen zu sein, wie der im „Childe Harold" zum Ausdruck gebrachte, zu welcher Dichtung Byron bekanntlich die Bemerkung hinzuzufügen beabsichtigt hatte: „Let it be remembered, that the spirit they (die Verse) breathe is desponding, not sneering scepticism." In Betreff seines Pessimismus ist es ihm ganz so ergangen wie Schopenhauer *), d. h. man wollte ihn durchaus als blos subjectiv und als das Ergebniß seiner persönlichen Leiden und Lage (die übrigens das Gegentheil von der Schopenhauer's war, der sich bekanntlich nebenbei auch einer guten Gesundheit erfreute und den Genüssen des Lebens huldigte) darstellen. Interessant war uns daher der mitgetheilte Auszug aus einem Briefe Leopardi's an Luigi de Sinner, wo er unter anderm sagt: „Tandis que, de l'autre côté, ce n'a été, que par effet de la lâcheté des hommes, qui ont besoin d'être persuadés du mérite de l'existence, que l'on a voulu considérer mes opinions philosophiques comme le résultat de mes souffrances particulières, et que l'on s'obstine à attribuer à mes circonstances matérielles ce qu'on ne doit qu'à mon entendement. Avant de mourir, je vois protester contre cette invention de la faiblesse et de la vulgarité et prier mes lecteurs de s'attacher à détruire mes observations et mes raisonnements plutôt que d'accuser mes maladies." Ein tieferes Eingehen auf seine Philosophie wäre indessen schon deshalb erwünscht gewesen, weil uns Leopardi bisher meist nur als Dichter vorgeführt worden und seiner, beiläufig gesagt, selbst in Ueberweg's „Grundriß der Geschichte der Philosophie" noch keine Erwähnung geschieht. Hoffentlich wird der jetzige Herausgeber des sonst sehr verdienstvollen Werks, Max Heinze, beim Erscheinen der neuen Auflage, dessen erste zwei Theile bereits vorliegen, das Versäumte endlich nachholen.

Die folgenden Abschnitte über Leopardi, den Dichter und den Prosaiker, nehmen zwar etwas weniger Raum ein als der erste, sind aber trotzdem ziemlich eingehend und zeugen von reifem Urtheil und geläutertem Geschmack. Als Dichter, meint der Verfasser, sei Leopardi „unnachahmbar", als Prosaiker „aristokratisch". Ein Weiteres gestattet der enge Rahmen eines Referats uns nicht über die hübsche Schrift zu sagen.

— Die „Fortnightly Review" für März d. J. enthält einen Artikel von **Grant Duff** über das von **Schopenhauer** übersetzte „Oraculo manual, y arte de Prudencia" von **Balthazar Gracian**, wovon er erst kürzlich das Original zu erlangen vermocht hat, und nachdem er die Uebersetzung damit verglichen, äußert er sich wie folgt darüber: „Ich finde sie absolut treu, in jedem einzelnen Falle dem Geiste, und in allen außer einigen sehr wenigen ganz unbedeutenden Fällen dem Buchstaben des Originals nach. Es ist in der That ein höchst vollendetes Stück Arbeit, und man kann es recht wohl verstehen, warum deren Verfasser, der nicht mit der Heerde gewöhnlicher Uebersetzer vermengt sein wollte, sie jahrelang bei sich behielt." Sie ist bekanntlich erst nach seinem Tode als nachgelassenes Manuscript veröffentlicht worden. Uebrigens stimmt Duff auch in das von Schopenhauer dem Buche gespendete Lob vollkommen ein und erklärt es geradezu für das beste Handbuch der Weltklugheit für den Staatsmann und andere, die deren nöthig haben.

— In „The Academy" vom 3. März bespricht F. M. **Owen** „Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben von **Max Müller**", welches G. A. M. (ein unschwer zu errathendes Incognito) in englischer Uebersetzung veröffentlicht hat, in der anerkennendsten Weise und sagt: „Es gibt Bücher, die dem Leser mit einer solchen Anmuth und Zartheit, solcher Einfachheit und Sympathie entgegentreten, daß er kein anderes Gefühl als das der Dankbarkeit für sie hegt. Zu dieser Klasse gehört Max Müller's «Deutsche Liebe»." ... „«Die Papiere eines Fremdlings»", so schließt der Recensent, „werden im Gedächtniß haften, wenn andere viel längere und ausführlicher entwickelte, aber weniger melodisch dahinfließende Werke der Dichtung vergessen sind."

*) Die den Thatsachen ins Gesicht schlagende absurde Behauptung einiger Deutschen, welche über Leopardi geschrieben haben, Schopenhauer habe ihm seine Philosophie entlehnt, haben wir bereits früher in diesen Spalten widerlegt und brauchen wir hier nicht wieder darauf zurückzukommen, um so weniger als der Verfasser der hier angezeigten Schrift auch nicht den leisesten Verdacht einer solchen Entlehnung ausspricht, was bei ihm auf Rechnung des Patriotismus zu stellen und damit schon eher zu entschuldigen wäre. Er ist jedoch mit der Chronologie der Leopardi'schen Werke besser vertraut als jene Herren und hat sich wol gehütet, dem Patriotismus zu Liebe die Wahrheit zu opfern. Das wäre auch ein falscher Patriotismus, der dessen fähig wäre.

Bibliographie.

Brugsch Bey, H., Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen. Nach den Denkmälern bearbeitet. Erste deutsche Ausgabe. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 18 M.

Brühl, G. v., Marietta, die Tochter des Galeerensclaven oder der Fluch des gefälschten Testaments. Historisch-romantische Erzählung. 1ste u. 2te Lfg. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 30 Pf.

Christ, A., Schicksal und Gottheit bei Homer. Eine homerische Studie. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Denkschrift Midhat Paschas an Fürst Bismarck. Nach französischem Text veröffentlicht von Baron C. **Dirckinck-Holmfeld**. Januar 1877. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 30 Pf.

Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von K. **Goedeke** und J. **Tittmann**. 10ter u. 11ter Bd. — A. u. d. T.: Simplicianische Schriften. Von H. J. C. **von Grimmelshausen**. Herausgegeben von J. **Tittmann**. 2 Thle. (Trutz Simplex. Der seltzame Springinsfeld. Das wunderbarliche Vogelnest.) Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 107: Der Carneval in Rottweil. Novelle von **Schmidt-Weißenfels**. Berlin, Behrend. 8. 1 M.

Ferk, F., Ueber Druidismus in Noricum, mit Rücksicht auf die Stellung der Geschichtsforschung zur Keltenfrage. Graz, Leuschner u. Lubensky. Lex.-8. 2 M.

Frantz, C., Deutsche Antwort auf die orientalische Frage. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 2 M.

Astronomischer Führer pro 1877 und in die Himmelskunde überhaupt. Zugleich eine Ergänzung zu allen astronomischen Lesebüchern. Von G. **Sternfreund**. München, Literarisch-artistische Anstalt. Quer 16. 1 M.

Grünwaldt, C., Das Artelwesen (Genossenschaftswesen) und die Haus-Industrie in Russland. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Hartsen, F. A. v., Grundzüge der Psychologie. 2te gänzlich umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Aufl. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 4 M.

Herwarth von Bittenfeld, L., Französische Skizzen und Bilder. Berlin, Levit. 8. 3 M.

Hoffmann, F., Philosophische Schriften. 4ter Bd. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 6 M.

Hüll, J., Wächterrufe. Neue Gedichte. Stuttgart, Greiner. 16. 2 M.

Kaestner, G., Das refundirte Bisthum Reval. Untersuchungen zur Geschichte von Harrien und Wirland im 13. Jahrhundert. Göttingen, Peppmüller. 1876. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Kayser, A., Hans und Gretchen. Charakterbild. Leipzig, Wölfert. 8. 25 Pf.

Marlitt, E., Im Hause des Commerzienrathes. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil. 8. 8 M.

Mysterien eines Palastes oder der Spion des Polizeiministers. Historischer Roman. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 50 Pf.

Noll, F. C., Die Erscheinungen des sogenannten Instinctes. Frankfurt a. M., Alt. 1876. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Oxenford, J., Die beiden Waisen. Drama. Aus dem Englischen. Budapest, Grill. 8. 3 M.

Paulus, E., Lieder. Stuttgart, Greiner. 16. 2 M.

Rosegger, P. K., Streit und Sieg. Novellen. 2 Bde. Preßburg, Heckenast. 1876. 8. 4 M. 80 Pf.

Schab, S. v., Die Pfahlbauten im Würmsee. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1876. Lex.-8. 20 M.

Scheel, H. v., Erbschaftssteuern und Erbrechtsreform. 2te durchaus umgearbeitete Aufl. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 M.

Schröter, C., Die Schulsparcassen vom Standpunkte der Pädagogik und National-Oeconomie. Budapest. 8. 2 M.

Sommer, A., Bilder und Klänge aus Rudolstadt in Volksmundart. 7tes Bdchn. Rudolstadt, Froebel. 1876. Gr. 16. 1 M.

Söndermann, A., Die Räuber frei nach Schiller oder die Geheimnisse des Hungerthurms. Volksroman. 1ste bis 12te Lfg. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 20 Pf.

Der Staat und die öffentliche Moralität. Aus dem Französischen von D. S. Neuenburg. 1876. Gr. 8. 60 Pf.

Pädagogische Studien. Herausgegeben von **W. Rein**. 12tes Heft: Gymnasium und Kunst. Ein Versuch die ästhetische Erziehung zu fördern durch Berücksichtigung der bildenden Künste im Unterrichte der höheren Schulen. Von **R. Menge**. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 1 M.

Uschner, K. R. W., Eine Pfingstfahrt. Novelle (in Versen). Hamburg, Richter. 8. 2 M.

Walle, P. H., Eine Märtyrerfamilie. Drama. Aus dem Italienischen. Kempten, Kösel. 8. 60 Pf.

Wunderlich, E., Deutsche Sprichwörter mustergültig erklärt und gruppirt. Zur Pflege nationaler Bildung in unseren Volksschulen. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 75 Pf.

Zöllner, C. W., Das Lehrgebäude der Volks-Wirthschaft. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Berlin, Grieben. Gr. 8. 4 M.

Die militärischen Zustände in der Türkei. Eine Beleuchtung ihrer Defensivkraft. Von einem preußischen Artillerie-Offizier nach dessen eigenen Erlebnissen. Meißen, Mosche. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Harm.

may 3

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 15. 12. April 1877.

Neue Dramen.

1. Theater. Von Friedrich Bodenstedt. Kaiser Paul. — Wandlungen. Berlin, Grote. 1876. 8. 3 M.
2. Alexander in Korinth. Schauspiel in drei Acten von Friedrich Bodenstedt. Hannover, Helwing. 1876. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.
3. Dramatische Bilder aus Straßburgs Vergangenheit. Von Ludwig Spach. Zwei Bände. Straßburg, Trübner. 1876. 8. 6 M.
4. Dramatische Werke von Peter Lohmann. Zweite vermehrte Auflage. Vier Bände. Leipzig, Weber. 1875—76. 8. 12 M.
5. Schill. Ein Drama in fünf Acten von G. C. Hermann. Straßburg, Trübner. 1874. 8. 2 M.
6. Die Christin. Trauerspiel in vier Aufzügen von Sigmund Kolisch. Wien, Rosner. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
7. Hildegarde. Nach einer Rheinsage gedichtet von Adelheid Eberhardt-Bürck. Basel, Riehm. 1876. 8. 2 M.
8. Jugenutes. Von F. Fittica. Stuttgart, Wildt. 1876. 8. 2 M.

Von diesen vorliegenden Dramen sind die beiden Dichtungen Bodenstedt's: „Kaiser Paul" und „Alexander in Korinth", ohne Zweifel die bedeutendsten und verdienen daher den ersten Platz der Besprechung.

„Kaiser Paul", historische Tragödie in fünf Acten (Nr. 1), behandelt das letzte Regierungsjahr und den unglücklichen Untergang dieses bedauernswerthen und in sich zerrütteten Fürsten. Die Vorrede, die Bodenstedt der Buchausgabe seines Dramas vorausgeschickt, erzählt, daß und wie diesem Trauerspiel die schon halbgeöffneten Thüren der deutschen Hof- und (größern) Stadtbühnen plötzlich auf ein Verbot „von entscheidender Stelle" geschlossen wurden. Kleine Stadtbühnen, die sich schon etwas selbständiger in der Wahl ihrer Novitäten halten dürften, können gar nicht an Aufführung dieses Stückes denken, da es namentlich im ersten Acte Anforderungen an äußere Ausstattung stellt, wie sie selbst von den Hofbühnen nur Meiningen zu erfüllen im Stande und — geneigt sein könnte.

Daher bietet denn das Misgeschick dieses Trauerspiels, zum Lesedrama verdammt zu sein, an sich nichts Merkwürdiges oder Auffallendes. Daß deutsche Hoftheater den Kaiser Paul, die Großfürsten Alexander und Nikolaus nicht auf ihren Bretern erscheinen lassen würden, das hätte Bodenstedt wol voraussehen müssen im Hinblick auf die allbekannte Thatsache, daß selbst auf dem berliner Hoftheater Friedrich der Große nur bei feierlichen Gelegenheiten ein paar mal als stumme Person hat erscheinen dürfen; daß aber so viel schöne Scenen, so viel dichterischer Fleiß nicht vom wahren Lebenslichte des Dramas, d. i. von den Gaslampen des Theaters bestrahlt werden sollen, das ist zu beklagen, und wäre es noch mehr, wenn das Stück mehr dramatischen Kern in sich hätte und nicht oft in einzelne, freilich an sich anziehende Scenen zersplitterte.

Der Beginn des ersten Actes gibt ein lebendiges Straßenbild, in welchem die gelegentlichen Schlaglichter geschickt auf die Stimmung des Volks und die Stellung des Kaisers hinweisen. Ganz ohne Ueberleitung finden wir uns in der zweiten Scene im Boudoir der Fürstin Gagárin, der Geliebten des Kaisers, die uns in einem langen Monologe ihre seltsame Stellung zu dem hohen Geliebten und wieder Nichtgeliebten klarlegt. Die Enthüllungen über die eigenmächtig-launischen Verbannungsedicte des Kaisers, welche ihr Graf von der Pahlen mit schlauem Erwecken der weiblichen Eifersucht gegen eine Emissarin Napoleon's, „die schöne Madame Chevalier", gibt, reizen die Fürstin so heftig, daß sie mit dem Kaiser zu brechen beschließt. Doch zieht sie es vor, dem eintretenden Kaiser die Begnadigung ihrer verurtheilten Freunde Rostöptschin und Mermes u. s. w. abzuschmeicheln, wogegen sich der Kaiser erst heftig sträubt, wozu er aber dann durch eine fingirte Ohnmacht der Fürstin sich doch bewegen läßt. Wie er aber das Papier, welches die Liste der „Verräther" enthält, zerrissen in den Kamin werfen will, bemerkt er, daß in demselben kein Feuer ist, und findet auf dem kalten Roste seinen Liebesbrief, den die Gagárin in der vorhergehenden Scene zerrissen hat. Wüthend über

der Weiber treuloses „Blendwerk! Trug und Lüge" verläßt er die erschrockene Fürstin.

Im zweiten Acte söhnt sein schlauer Günstling Kutaissow den armen verblendeten Kaiser wenigstens in Gedanken mit der Fürstin aus. Diese Scene führt uns tiefer in die Lage der Dinge am Hofe ein: dieselbe ist so verwickelt, daß eine genaue Wiedergabe hier nicht möglich ist. Für unsern Bericht genügt mitzutheilen, daß dem Kaiser Meldung kommt von der Krankheit Suwórow's, die den greisen Feldherrn an dem für ihn vom Kaiser projectirten Triumphzug hindert, daß Paul seinen ehemaligen Lakaien, jetzigen Oberkammerherrn, Kutaissow, der Suwórow verhaßt ist, in thörichter Ueberschätzung als Boten neuer Ehrenbezeigungen an den Feldmarschall sendet und alle, die ihm Gegenvorstellungen machen, erzürnt zurückweist.

Pahlen redet (seltsam genug) im Cabinet des Kaisers dem Großfürsten Alexander zu, einer von ihm geplanten Verschwörung gegen den hohen Vater beizutreten, wird dann durch einen Diebstahl Kutaissow's, der die Liste der Verschworenen aus Pahlen's im Vorgemach hängenden Mantel genommen hat, fast entlarvt, ist aber verschlagen genug, den Kaiser doch wieder zu täuschen! Ja, derselbe will nun sogar, daß Pahlen diesem „geheimen Bunde" beitrete, um ihm, dem Kaiser, dann davon zu berichten.

Der dritte Act bietet eine sehr hübsche Einleitungsscene zwischen Suwórow und seinem alten Diener Filka; dann folgt die Scene mit dem ehemaligen Lakaien Kutaissow, die allgemein bekannt, hier aber noch dadurch abgeschwächt ist, daß sich jener „Lakai" nicht frech und albern, sondern wirklich als Gentleman benimmt und so den unparteiischen Leser und Zuschauer fast mehr zu seinen als zu Suwórow's Gunsten stimmt.

Die nächste Scene führt uns an den kaiserlichen Hof zurück, wo auf einem Ballfest die Kaiserin vom Kaiser zu Gunsten der mit ihm ausgesöhnten Gagárin tief gekränkt und beleidigt wird. Damals stattet der mit Windeseile zurückgekehrte Kutaissow dem Kaiser Bericht ab über die ihm von Suwórow angethane Beleidigung, und der darüber empörte Kaiser spricht die Aechtung über den Beleidiger seines Günstlings aus. Zwischendurch weben die Fäden der Verschwörung Pahlen's sich eifriger und immer fester zueinander.

Der Anfang des vierten Actes schließt sich eng an den Schluß des vorigen Actes an. Die Verschworenen sind versammelt und geben, namentlich Fürst Suboff, ihren Klagen über Paul's Misregierung lebhaften Ausdruck. Durch ein verdächtiges Pochen an der Thür erschreckt, ziehen sie sich zurück; nur Pahlen bleibt; er läßt den Kaiser und seinen Günstling ein. Es gelingt ihm, letztern zu entfernen. Paul nimmt am Tische Platz. (Er sowie die Verschworenen sind maskirt.) Die Verhandlung nimmt ihren Fortgang, bis Paul, durch die heftige Anklage des Fürsten Jaschwil erregt, sich zu erkennen gibt. Jaschwil tritt, die Maske abnehmend, ihm mit edelstem Mannesmuthe entgegen, wodurch er dem Kaiser so imponirt, daß dieser seine weitern Beschwerden anhört und sie sogar, seinen kühnen Muth verzeihend, anerkennt. Freilich verbannt er ihn aus seiner Nähe und droht allen mit dem strengen Regimente seines zum Minister berufenen Araktschéjew. Pahlen geleitet den abgehenden Zaren; den zurückbleibenden Verschworenen gibt sich Großfürst Alexander durch Abnehmen seiner Maske zu erkennen und verspricht, sobald sich seines „Fühlens Doppelströmung" zwischen Vater und Vaterland geeint habe, auf das ersehnte Ziel mit allen Kräften hinzuwirken. Die zweite Scene spielt in Suwórow's Krankenzimmer. Bei dem von Alter und kaiserlichem Undank tiefgebeugten Helden ist sein treuer Filka; dessen Anhänglichkeit und der Besuch Alexander's erleichtern dem müden, wunden Löwen die Sterbestunde.

Im letzten Acte werden dem Kaiser endlich durch Pahlen und Filka die Augen über Kutaissow's freche Willkürlichkeit geöffnet. Der Kaiser läßt letztern durch Pahlen verhaften. Zwischen dieser und der zweiten Scene, die „im Zimmer des Kaisers mit Schlafgemach dahinter" spielt, müssen wir eine Pause von mindestens einem Tage annehmen. Paul, durch eine geisterhafte Stimme erschreckt, die ihm: „Paul! Armer Paul!" zuruft, erzählt der vom Kammerhusaren herbeigerufenen Kaiserin die seltsame Vision, in welcher er einst dieselben Worte von einem gespenstischen Begleiter auf der Straße vernommen habe. Dieser Begleiter aber sei, wie er deutlich erkannt habe, sein hoher Ahnherr, Peter der Große, selbst gewesen. Die Kaiserin sucht ihn zu beruhigen, indem sie die Kinder holen läßt, und söhnt sich mit ihrem Gatten, der ihr endlich sein Herz ganz erschließt, in einer tiefergreifenden Unterredung aus. Doch verläßt sie ihn in Angst und trüber Ahnung, die durch die folgende Ermordungsscene des Kaisers auf das schrecklichste erfüllt wird. Den Schluß machen die Worte des herbeigerufenen Alexander:

> Der Schmerz erstickt noch meine Worte, doch
> Was hier geschehn und wie's geschehn, werd' ich
> Genau erforschen, prüfen und dann richten.
> Jetzt aber fleh' ich den Allmächtigen an,
> Mich werth zu machen meines hohen Amts,
> Daß diesem Untergang ein Aufgang folge,
> Dem Volk zum Segen, meinem Schmerz zum Trost!

Ueberblicken wir nun das Drama als Ganzes, so können wir uns nicht der Ueberzeugung verschließen, daß demselben die Einheit (nicht in dem zopfig-akademischen Sinne) fehlt. Die Einheit, welche hier im Sinne zu behalten ist, verlangt, daß in allen Scenen sich das Interesse auf einen Brennpunkt sammle, so vielfach die in diesem zu vereinigenden Strahlen auch sein mögen. Hier ist es versucht, aber nicht immer gelungen: tritt doch z. B. das Interesse für den Titelhelden oft gegen Suwórow fast ganz zurück.

Bedenklicher aber ist, daß Kaiser Paul in den wenigsten Scenen sich so weit über sich selbst, d. h. über einen erbärmlich schwachen und unsteten Charakter erhebt, daß man ihm Sympathie entgegenbringen könnte. Gälte es, ihn nicht als Hauptfigur eines Dramas, sondern als dichterisch behandelten historischen Charakter zu betrachten, so wäre freilich seinem Schilderer ein entschiedener Lobspruch für die Charakterzeichnung kaum zu versagen.

Darauf sowie auf der für den Leser oder Zuhörer einer Vorlesung höchst interessanten Einführung und Behandlung historischer Persönlichkeiten beruht wol auch

zum größten Theile die Anerkennung, welche die Dichtung nach Bodenstedt's Versicherung beim Vorlesen überall gefunden hat. Wie schön liest sich z. B. das Gespräch Paul's mit Maximilian von Klinger, und wie hemmt es den Fortgang der dramatischen Handlung; wie packend liest sich Paul's Erzählung der Vision, und wie breit würde sie auf der Bühne erscheinen!

So können wir es nicht als ein wirkliches Misgeschick für diese Dichtung betrachten, daß sie einstweilen von der Bühne verbannt ist. Wer sich vielleicht bei einer Aufführung derselben bald ermüdet aus dem Theater entfernt hätte, der legt jetzt das schön ausgestattete Buch gewiß nur aus der Hand, um über die ruhige Poesie vieler Stellen nachzudenken und es dann mit frischem Interesse wieder vorzunehmen.

Ein ungleich lebendigeres Bühnenstück ist der „Alexander in Korinth" (Nr. 2), den Bodenstedt nach „einer vor-Shakspeare'schen Komödie des John Lilly", „Alexander und Kampaspe" (1584), bearbeitet hat.

Erschien im „Kaiser Paul" der Stoff zu reich und verwickelt, so ist hier ein an sich unbedeutender Stoff mit solcher Frische und Lebendigkeit behandelt, daß bei guter Darstellung und reicher Ausstattung, wie sie freilich nur große Bühnen liefern können, der Erfolg immer ein günstiger sein muß.

Alexander der Große ist nach der Zerstörung Thebens mit seinem Heere nach Korinth gezogen. In seinem Gefolge befinden sich als Gefangene Timoklea, eine edle Thebanerin, und Kampaspe, ihre Tochter. Letztere soll Apelles auf Befehl des Königs malen, welcher sie glühend liebt. Aber Maler und Modell verlieben sich ineinander, und seine eigene Liebe dem Heldenruhm und der Geliebten opfernd, vereinigt Alexander die Liebenden. Diesen Kern- und Mittelpunkt des Stückes umgeben Scenen des Diogenes mit Alexander, mit Gorgias, einem reichen Korinther, mit Kleanthes, dem Schüler des Diogenes, u. a. Diese Scenen sind im ganzen geschickt und wirksam mit der Haupthandlung verbunden, doch schadet ihrer Wirkung eine oft gar zu scharf zugespitzte Diction, welche Silben sticht und spaltet und sich dabei zu häufig in philosophisch-technischen Phrasen bewegt, die dem größern Publikum unverständlich sind. So sagt z. B. Psyllus, der Farbenreiber des Apelles, zu Manes, dem Diener des Diogenes:

> Himmel, was hast du Blitzkerl für Definitions-, Disputations-, Divinations- und sonstige Nationsgaben! Und wie dir alles so rasch abgeht! (sic!)

Darauf antwortet Manes:

> Ja, siehst du, Witz ist ein munterer Bursche; wo der aufwarten will, da darf man nicht auf ihn warten; er darf auf der Zunge nicht zu lange weilen, sonst wird er langweilig; er muß abgeschossen werden, wie ein Pfeil, er muß gefeilt sein, darf aber nicht feil sein, denn er ist eine Göttergabe.

Sehr anmuthig ist die Figur des Kleanthes; ernst und würdevoll sind die macedonischen Freunde des Königs und edel die Frauen. Kampaspe ist nur zuweilen zu wortreich, namentlich in ihrem großen Monologe. Von vortrefflicher Wirkung auf der Bühne müssen die Scenen des ersten Actes sein, wo die atheniensische Gesandtschaft den großen König mit Gesang und Tanz in verächtlich schmeichlerischer Weise feiert und dann Diogenes diese Feierlichkeit mit seinen Getreuen höchst drastisch parodirt.

Von großer Bedeutung sind auch die letzten fünf Scenen des dritten Actes, namentlich die Scenen der Liebenden unter sich und mit Alexander (Scene 17 und 19.) Das Stück schließt nach vortrefflicher Ensemblescene mit Hochrufen auf den großen, edeln König und unter den majestätischen Klängen des Alexander-Liedes:

> Heil Alexander,
> Dem Könige Heil!
> Von seinen Schritten
> Zittert der Erdball,
> Auf seinen Spuren
> Wandelt der Sieg.
>
> Donnergewaltig,
> Völker bezwingend,
> Völker befreiend
> Zieht er einher.
> Heil Alexander,
> Dem Könige Heil!

Bei den Aufführungen, zuerst in Hannover, hat sich das Stück, soviel wir wissen, glänzend bewährt.

Verunglückt dagegen ist bei der Aufführung der an und für sich nicht schlecht gewählte Lustspielstoff „Wandlungen" (unter Nr. 1). Der Gedanke, Leute, welche aus hyperidealem Streben (Irma), aus Eitelkeit und Schwäche (Waldhausen) oder aus Gewinnsucht (Stromer) auf schiefe Bahn gerathen sind, dadurch zu retten, daß man ihnen den kalten, ruhigen Spiegel der Vernunft vorhält, würde der höchsten Aufgabe des Lustspiels entsprechen, wenn gerade er nicht oft zu breit und wirkungslos auseinandergesetzt würde. Diese Breite ist des Lustspiels größter Schaden, der auch im Dialog höchst störend erscheint. Wie unnöthig ist z. B. Irma's Betrachtung über Shylock, wie ermüdend ist das häufige Citiren von Versen und ganzen Gedichten! Sechsmal werden solche gesungen, vorgelesen oder declamirt, und dabei geht es nie unter acht Verszeilen ab. Daß aus den „Monatsheften" drei Epigramme vorgelesen werden, die entschieden aus Mirza-Schaffy's literarischem Nachlaß stammen, veranlaßt dem Unparteiischen nicht gerade erbauliche Gedanken. Am ärgsten ist die Figur des Dr. Stromer misrathen, da ein solcher Lump geradezu widerlich wirkt; und daß er seine Komik in solchen Mätzchen suchen muß, wie z. B.: „Er steckt in seiner sichtbaren Verlegenheit die Cigarre verkehrt in den Mund, verbrennt sich und spuckt zu wiederholten malen aus", zeigt, wie erzwungen die Wirkung auf der Bühne sein würde. Wirkliche Lustspielfiguren dagegen sind Waldhausen, der ruinirte Commerzienrath und begeisterte Socialdemokrat, und sein treuer Diener Lebrecht, der seinen Herrn von den socialdemokratischen Schrullen zu heilen sucht.

Die „Dramatischen Bilder aus Straßburgs Vergangenheit" von Ludwig Spach (Nr. 3) ziehen ihres verehrten Autors wegen gewiß große und zum Theil wohlverdiente Aufmerksamkeit auf sich; nur darf man keinen Augenblick vergessen, daß sie nicht für die Bühne bestimmt sind: wenigstens ist dies wol von den drei Dramen mit Gewißheit zu sagen, wogegen das historische Singspiel: „Der züricher Hirsbrey", einigen Anspruch auf Bühnenwirksam-

[illegible] zu machen [illegible]. Freilich ist dieser Anspruch nicht zu begründen, da die Grenze zu weit ist; eine gewisse, fast zu große Weitschweifigkeit der Handlung läßt sich nicht [illegible]; auch ist der eigentliche Faden derselben zu [illegible], als daß er nicht oft unter den Händen des Dichters hätte [illegible] müssen. Da wird er dann immer wieder von neuem angeschlungen, wodurch manchmal [illegible] Knoten entstanden sind. Man sehe z. B. nur die Figur des [illegible] von Cannstatt.

Von den drei Dramen erscheint „Peter Zmarker oder die [illegible] Rache" als das bedeutendste, obgleich man dem Titelhelden nur geringe Sympathie entgegenbringen kann. Der Schluß des vierten Actes (Scene 6–8) ist großartig und würde sich auch auf der Bühne vortrefflich machen, namentlich bei Musikbegleitung an den entsprechenden Stellen.

Trotzdem aber drängte sich beim Lesen immer und immer der Gedanke auf: warum muß so viel historisches Studium, so viel culturgeschichtliches und welthistorisches Wissen, so viel poetische Reconstructionskraft auf undarstellbare Dramen verschwendet sein? Warum ist das alles nicht auf historische Romane oder Erzählungen verwandt? Die dramatische Form wirkt hier sehr störend, da das vorher geforderte Absehen von der Bühne eigentlich bei einer Dichtung in dramatischer Form mit Eintheilung in Acte und Scenen und mit Bühnenanweisungen u. dgl. fast als Unmöglichkeit erscheint.

Stört aber die dramatische Form schon bei dem „Peter Zmarker", so ist sie verderbenbringend, fast tödlich für die Dramen des zweiten Bandes: „[illegible] Dietrich, Ammeister von Straßburg" und „[illegible] von Dietrich, der erste Maire von Straßburg". Beide Stoffe sind meines Erachtens dem Romane mit aller Entschiedenheit zuzuweisen, da ihnen die eigentliche dramatische Spannkraft ganz fehlt. Diese und ähnliche dichterische Aufgaben mit Spach's Gestaltungskraft und Kenntniß des Landes und der Zeiten in wirklich erzählenden Dichtungen bearbeitet zu sehen: das müßte eine wahre Freude sein, während wir jetzt nur aufrichtig bedauern müssen, dem verehrten Manne nicht volle und warme Anerkennung seiner Dichtungen entgegentragen zu können.

Die „Dramatischen Werke" von Peter Lohmann ([illegible]) liegen in vier stattlichen Bänden in zweiter und vermehrter Auflage vor. Sie enthalten neun Dramen und [illegible] „Melodramen", wie sie der Verfasser nennt. Ueber den Werth dieser letztern, von denen, wenn ich nicht irre, „Die Rose vom Libanon" schon componirt ist, zu urtheilen, muß den Componisten überlassen werden.

[illegible] die Dramatik und Schauspiele des Dichters betrifft, [illegible] großen und ganzen dramatische [illegible]. [illegible] der Plan dem Dichter nicht immer klar und bestimmt vor Augen gestanden zu haben. [illegible] Lohmann [illegible] Publikum [illegible] modernen Bühne [illegible] „[illegible] von Ravenna" [illegible] Drama [illegible]

(freilich schlimm genug, daß es geschieht), aber nicht aus einer namentlich beliebten Oper ein Drama.

Laube's „Essex" duldet auch keinen Doppelgänger neben sich. Ob A. Kost oder Lohmann bei Wahl des Stoffs vom Eschlaer Schmiede die Vorhand hat, ist mir nicht erinnerlich, jedenfalls ist Kost's „Wundermädchen aus der Kuhl" ungleich populärer geworden.

Der „Savonarola" wird bei aller gewaltigen Tragik des Stoffs, zum Theil gerade wegen derselben, die Bühne nicht betreten können, während Karl Stuart's Lebens- und Leidenstragödie ein zu spröder Stoff bleibt. Zur vollen tragischen Höhe kann sich Karl nie erheben, nicht einmal zur Hauptperson eines Stücks gemacht werden, da sein Widerpart, Oliver Cromwell, ein zu gewaltiger Charakter ist, als daß sich ihm nicht das Hauptinteresse zuwenden sollte.

Das beste von allen Dramen Lohmann's sind „Die letzten Mauren". Dies ist ein Trauerspiel voll dramatischen Lebens und Feuers, obgleich eine der Hauptpersonen des Stücks, Boabdil, ein unglückseliger Schwächling ist. Freilich ist auch hier der Plan nicht ganz scharf und klar geordnet; doch würde sich eine bühnengemäße Ueberarbeitung des Stoffs wahrscheinlich durch Erfolg belohnen. Es sind der interessanten Scenen und Personen darin sehr viel. Z. B. ist die Einführung des Columbus sehr interessant, nur müßte er noch mehr mit der Handlung in Beziehung stehen. Sollte das Stück behufs Aufführung in Betracht gezogen werden, so müßte Boabdil tragisch enden, d. h. sterben, und auch mancherlei in der Sprache würde zu glätten sein, z. B.:

> Ich zögre noch, ich, nie auf Ruhm bedacht,
> Von dir gescholten ohne Grund, o Mutter,
> Ich, wenig rauh, und du, du schweigst?

Dies „Ich, wenig rauh!" ist hart und unklar. Sonst ist die Sprache meistens schön und edel, zuweilen von fast gewaltiger Einfachheit und Kraft, z. B.:

Boabdil.

> O sei mir freundlich, Tod!

Zarescha (seine Mutter).

> Tod, Tod: das ist des Schwächlings letzter Seufzer,
> Der niederhaucht auf sein verlornes Leben,
> Ein weinend Kindlein, das nach seinem Fehl
> Das Haupt im Schos der Mutter birgt.

Boabdil.

> Zu spät!

Zarescha.

> O Wort, so viel gebraucht, so selten
> Bedacht.

Boabdil.

> Bedacht, o ja.

Zarescha.

> Bedacht — erst wenn's zu spät.

Sei dieses Drama nochmals erneuter Beachtung von Autor und den Bühnenvorständen empfohlen. Letztere [illegible] nach der Hinweis, daß sich „Die letzten Mauren" vortrefflich zu reicher und schöner Ausstattung eignen würden.

Dem fünfactigen Drama von G. E. [illegible], [illegible] Schill's kühnen Kriegszug und Heldentod zum Stoff [illegible] [illegible], fehlt die Frische. Die [illegible] Handlung [illegible] alles ist zu breit und lang; der Dialog namentlich [illegible] zu langem Athem. Auch daß [illegible]

vorgelesen werden, ist kein Vortheil für den Leser, am allerwenigsten aber für einen Zuschauer. Der Schluß tönt nicht voll und rein aus und wirkt nicht versöhnend. Der edeln, wahrhaft patriotischen Gesinnung, die das ganze Stück durchweht, sei aufrichtigste Anerkennung nicht versagt; sie verbürgt dem „Schill“ auf einer bessern Volksbühne gewiß ein begeistertes Publikum, wenn der Rothstift des Regisseurs in gewandter Weise die Längen vieler Reden und Scenen zu prägnanter Kürze zusammenstriche.

„Die Christin“, Trauerspiel von S. Kolisch (Nr. 6), ist eins der seltsamsten, aber durchaus nicht interessantesten Dramen der letzten Jahre. Den Werth desselben zeigt am kürzesten und besten sein Inhalt. Zeit: Anfang des 16. Jahrhunderts. Gräfin Beatriz de Rivas hat in ihrer Jugend sich gegen den Willen ihres verwitweten Vaters von dem Getriebe der Welt zurückgezogen, um sich für das Kloster vorzubereiten. Aber

An einem Morgen, als ich zur Kapelle
Des heiligen Franciscus mich begab,
Um die gewohnte Andacht zu verrichten,
Den Pfad einschlagend durch des Waldes Schatten,
Gewahrt' ich einen Mann, der hingestreckt
Im Grase unter einem Baume schlief.

Der Anblick des Schläfers hat sie so ergriffen, daß sie, sich „selber fremd, ein Räthsel, wartete“, bis er erwachte. Dieser flüchtigen Begegnung sind dann häufigere und vertraulichere gefolgt. Beatriz hat den Fremden, der sich Marco nannte, „mit drängendem Begehren“ in das Schloß geladen und aufgefordert, bei ihrem Vater um sie zu werben:

Er schien jedoch erschreckt von dem Ersuchen
Und wies es mit Entschiedenheit zurück,
Obgleich er mir zu Willen war in allem.

Diese Weigerung kann man übrigens nicht tadeln; denn wenigstens ist sie schlau. Erst als Beatriz ihm „den eingetretnen Umstand“, wie es Kolisch zart und sinnig bezeichnet, schamerröthend mittheilt, gesteht er ihr, daß er ein Jude ist,

Der nach Spanien kam,
Die Gräber seiner Aeltern aufzusuchen
Und deren Reste aus dem Land zu tragen,
Das unsern Glauben mit dem Tod bestraft.

Gräfin Rivas flieht entsetzt, gesteht ihrem Beichtvater alles; „der Jude wird verbrannt“ und sein nachgeborenes Kind unter der Obhut des üblichen alten Dieners nach Deutschland geschickt. Beatriz aber bleibt im Lande und nährt sich redlich von Renten und in Frömmigkeit. Spurius posthumus — nein! Sisto macht sich doch endlich auf den Weg, seine Mutter zu suchen; dunkeln Andeutungen seines sterbenden Pflegers folgend, kommt er in das Schloß der Gräfin Beatriz. Hier erst beginnt das Stück. Mit furchtbarstem Kampfe sucht Beatriz ihr Geheimniß zu verbergen; endlich beichtet sie dem Priester Mateo und entdeckt sich auf dessen Rath dem Sohne, der natürlich gleich fragt: „Cujus patris?“ Verwickelung. Entsetzen. Selbstmord der Sünderin. Verlobung (hinter der Scene) zwischen Sisto und Flora, einer Verwandten der Gräfin. Gebet des Priesters. Schluß. Sapienti sat!

Von Adelheid Eberhardt-Bürck's „Hildegarde“ (Nr. 7) ist wenig zu sagen. Das erste Gedicht ist weder schön noch interessant, tritt aber so freundlich-klar, so bescheiden auf, daß es unmöglich erscheint, ein strenges Wort darüber zu sagen. Warum aber Adelheid Eberhardt-Bürck nicht lieber Jugendschriften statt Lesedramen bietet, ist unbegreiflich. Damit würde sie mehr und besser wirken als mit Hildegarden und ihren 180 Seiten füllenden Jamben.

Ueber das Drama „Ingenutes“ von F. Fittica (Nr. 8) mit schärfstem Spotte zu sprechen, ist die Versuchung sehr nahe gelegt von dem Verfasser selbst; aber weder der Ton d. Bl., noch das Mitleid mit einem so verdüsterten, verärgerten Gemüth, wie es aus dem Drama spricht, gestatten anderes, als stillschweigend an Ingenutes und seiner Sippe vorüberzugehen.

Reinhard Mosen.

Zur neuesten Romanliteratur.

1. Pausanias der Spartaner. Nachgelassener historischer Roman von Edward Bulwer. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Emil Lehmann. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1876. 8. 6 M. 30 Pf.
2. Der Guarany. Brasilianischer Roman von J. de Alencar. Nach der zweiten vom Autor verbesserten Auflage bearbeitet von Maximilian Emerich. Zwei Bände. Falkenberg, Bartelt. 1876. 8. 7 M.
3. Die Philosophie des Unbewußten. Roman von Gustav vom See (G. von Struensee). Drei Theile. Hannover, Rümpler. 1876. 8. 10 M.
4. Horacker. Von Wilhelm Raabe. Mit Illustrationen von P. Grot Johann. Berlin, Grote. 1876. 8. 3 M.
5. Der Fürst von Montenegro. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1876. 8. 10 M. 50 Pf.

Ein Fragment gebliebener historischer Roman, ein ethnographischer Sensationsroman aus dem brasilischen Leben, eine Art von deutschem Sitten- und Familienroman, endlich zwei humoristisch-satirische bilden unser heutiges Object; nach anderer Unterscheidung drei deutsche Originalwerke bekannter Autoren und zwei Uebersetzungen.

Der unvollendet hinterlassene Roman des großen britischen Autors Bulwer hat als Bruchstück das gleiche Schicksal erfahren, wie die letzte Arbeit seines in anderm Genre gleich großen Zeitgenossen Charles Dickens; und er ist ebenso schwer zu beurtheilen wie dieser. Wenn man allgemein die Befähigung des Autors zu der auf eminente Leistungen Anspruch machenden Gattung zugestehen, aber gleichzeitig streng kritisch untersuchen will, so muß man zuerst auf die sehr viel besprochenen und sehr ungleich beurtheilten Werke: „Rienzi, the last of the tribunes“, „The last of the Barons“, „Harold, the last of the Saxon kings“ eintreten. Da wird sich denn trotz aller unzweifelhaft hohen Begabung des Dichters nicht bestreiten lassen, daß, viele wahrhaft poetische Stellen ausgenommen, das

ganze Genre bei Bulwer an einem Zwiespalt leidet, der allerdings mit dem Wesen der Gattung in etwas verwachsen ist, vom echten Dichter aber überwunden werden sollte: diese Werke haben für einen Roman zu viel gelehrten Ballast, für Geschichte aber zu viel romantische Zuthat; man kommt sonach nicht zum reinen Eindruck.

„Pausanias der Spartaner" (Nr. 1) hat mit ähnlichen Projecten anderer großer Autoren das gemein, sehr früh aufgegriffen, inzwischen liegen gelassen, dann wiederholt frisch angefaßt und schließlich doch nicht über das Bruchstück hinausgekommen zu sein. Es sind das Lieblingsprojecte, welche ihren Autor oft Jahrzehnte hindurch begleiten, ihm keine Ruhe lassen, oft nach langem Pausiren, während dessen Werk um Werk fertig herausspringt, wieder einen Ruck vorwärts geschoben werden und — liegen bleiben. Wenn sonst bei Arbeiten dieser Art naturgemäß eine starke Ungleichheit in Ton und Haltung sich ausbildet, so macht die vorliegende eine Ausnahme: die zwei Bände sind absolut gleichmäßig gearbeitet, man sieht ihnen die zwei Jahrzehnte nicht an, die über sie hinweggingen, bis sie soweit gefördert waren. Das ist ein Verdienst.

Seinem Getriebe und der Motivirung nach ist der „Pausanias" ein vollkommenes Intriguenstück, der berühmte spartanische Held ein schlauer Diplomat, sein wohlgeplanter Verrath an der griechischen Sache ein Act lange berechneter, aber fehlschlagender Politik; wir haben überhaupt in seiner Person nicht den großen Feldherrn vor uns, einzig den Staatsmann und Politiker. Es mußte ganz in der Geistesart Bulwer's liegen, sich angezogen zu finden vom Wesen und den Schicksalen jenes großen, aber zweideutigen Mannes, wie Thucydides und Plutarch sie kurz erzählen. Die Geschichte seiner Verschwörung, welche, wäre sie gelungen, mächtige Folgen gehabt und den ganzen Gang der griechischen Geschichte umgekehrt haben würde, mußte einen Mann fesseln, der nicht blos in seinem eigenen Leben praktischen Antheil an der Politik genommen, sondern dabei das ganze Parteigetriebe durchgelebt, persönlich vielbestrittene Parteiübergänge und Schattirungen in der öffentlichen Haltung mitgemacht hatte. Auf ihn also mußte der complicirte, schwer beurtheilbare, wir möchten sagen der fatalistische Charakter des großen und doch verderblichen Mannes, an welchem schließlich immer etwas Mysteriöses hängt, etwas, was Ehrfurcht zugleich und Scheu- und Schrecken erregt, ganz besondern Eindruck machen, und so wird das beharrliche Zuwenden zu dem Gegenstande einfach erklärt. Noch wenige Monate vor dem Tode antwortete der Verfasser seinem Sohne, der das vorliegende Fragment dem Druck übergeben hat, auf die Frage: ob er denn die Absicht, den „Pausanias" zu vollenden, ganz aufgegeben habe? „Im Gegentheil, ich vollende ihn jetzt." Trotzdem sind wir ohne Schlüssel über die weitere Entwickelung und den schließlichen Ausgang des Werks.

Die Geschichte beginnt mit dem Momente, da Pausanias nach der Schlacht bei Platää als Oberbefehlshaber der griechischen Flotte vor Byzanz auf dem Gipfel der Macht und des Ruhms steht, beide aber bereits misbraucht. Sie zeigt uns den Mann von sehr bedeutender Charakterstärke, welche jene Concentration auf die Entwerfung und Ausführung gewaltiger Plane begründete, die wir als das besondere Kennzeichen des Genies erkennen müssen. Das hochinteressante Bild des Mannes, die Argumente für eine in der Größe und im Untergange ganz ungewöhnliche Haltung und die Irrgänge einer verhängnißvoll schweren Politik: das sind die großen Unterlagen eines vielverschlungenen Staatslebens. Das persönliche, besser gesagt das gemüthliche Interesse aber wird getragen durch die feine Gestalt der Cleonice, zu welcher der unruhige hochstrebende Feldherr in ein Liebesverhältniß von zweifelhaftem Charakter tritt. Wir wissen nicht, wie der Dichter diese Verbindung hinausgeführt hätte; jedenfalls aber, und übereinstimmend mit den zwar ganz kurzen, doch bestimmten Mittheilungen des Alterthums, mußte diese Liebesepisode tragisch enden, d. h. Cleonice mußte durch einen verhängnißvollen Irrthum von der Hand des Geliebten sterben. Daraufhin leitet schon die Feinheit in der Zeichnung, welche uns von Anfang an die zarte Gestalt als von einem düstern Verhängniß bedroht und dieses Fatums sich bewußt darstellt, weshalb auf dem jungen, sonst so heitern und freien Leben ein melancholischer Hauch liegt. An sie und ihr Geschick knüpfen sich denn auch die in einen andern Zusammenhang nicht passenden metaphysischen Unterhaltungen zwischen dem als Helot geborenen Dichter Alcman und den beiden zum gewaltsamen Tode bestimmten Liebenden.

Was wir vor uns haben, ist in Wahrheit nichts anderes als die Exposition einer politischen Tragödie. Die frappantesten Effecte und stärksten dramatischen Situationen bleiben natürlich erst der kommenden Entwickelung vorbehalten. So mußte die fast grausig strenge Mutter des Helden, Alithea, erst gegen den Schluß an ihre bedeutsame Stelle rücken; so der junge Lysander in den tragischen Conflict zwischen Freundespflicht und Vaterlandsliebe verwickelt, so vielleicht, ja wahrscheinlich, der dichterische Helot in den perfiden Verrath gegen den Feldherrn hineingetrieben werden: neben dem gewaltsamen Ende der Hauptpersonen Elemente genug für erschütternde Tragik. Davon haben wir nun allerdings blos das Wenigste vor uns und jedenfalls sollte eine noch viel weiter gesponnene Entwickelung folgen.

Was dasteht, sind sehr wohl combinirte, unstreitig auf sorgfältigen Studien beruhende culturgeschichtliche Expositionen aus dem hochbedeutenden hellenischen Leben; es ist ferner die feinberechnete Exposition eines der bedeutendsten Charaktere aus der Geschichte des herrlichen Landes. Aber zum rechten warmen Interesse werden wir durch alle diese Dinge nicht gebracht oder doch höchstens in einzelnen besondern Situationen. In Summa auch hier wieder das alte Lied: zu viel gelehrter Ballast für den Roman, zu viel romantische Zuthat für die Geschichte.

„Der Guarany" von J. de Alencar (Nr. 2) ist eine der seltsamsten Schöpfungen, die uns seit Jahren durch die Hände gelaufen. Wer sich in eine total fremdartige Natur- und Menschenwelt voll wilder Großartigkeit und riesiger Gegensätze versetzt finden will, der mag diesen brasilianischen Roman lesen. Zuerst im Jahre 1857 erschienen, soll er wenig beachtet worden sein; desto mehr Aufsehen machte die vollständig veränderte Auflage vom Jahre 1864. Die hier gebotene Uebertragung ist unsers Wissens die erste, in welcher ein brasilianischer Original-

roman dem deutschen Publikum vorgeführt wird, und überdies scheint das Feld des Romans von den Brasilianern wenig angebaut worden zu sein. Wir müssen diesen Umstand wohl im Auge behalten, wenn uns gesagt wird, daß der Verfasser einer der besten in der Gegenwart sei.

J. de Alencar, brasilianischer Staatsrath und Exminister, ist portugiesischer Abkunft, nach Sinn und Neigung aber vollständig mit dem Geburtslande Brasilien verwachsen, und seine Auffassung hat sich gar dahin verstiegen, die von seinen Vorfahren fast ganz ausgerotteten Ureinwohner des Landes als Typen der Tapferkeit, des Scharfsinns und Edelmuths anzuschauen und darzustellen. Das ist für unsern Roman höchst entscheidend und bildet ganz eigentlich seinen Centralpunkt, das Lebensprincip, um das sich alles dreht. Auf der Hand liegt die Aehnlichkeit mit Cooper, welcher gleicherweise in seinen Erzählungen (z. B. „Der letzte der Mohikaner") seine ureingeborenen Landsleute, die nordamerikanischen Rothhäute, als Muster der Tugend und Kühnheit auftreten läßt. Die Wahrheit in dieser Frage stellt sich sehr anders: wir wissen aus den Schilderungen der ersten Entdecker und Eroberer, daß die eingeborene rothe Rasse allerdings tapfer war, aber zugleich verrätherisch und heimtückisch, edlerer Regungen und Handlungen unfähig, und bis auf den heutigen Tag haben sich die Indianer culturunfähig erwiesen, zum Untergang bestimmt.

Der Kernpunkt, die ganze Bedeutung der Erzählung liegt also in dem Helden, und dieser ist der Indianer Pery, das nie dagewesene und niemals anders als in den Träumen einer unbändigen und eigensinnigen Phantasie mögliche Ideal eines Wilden. Pery entwickelt eine körperliche Gewandtheit und Stärke, eine unbedenklich rücksichtslose Verwegenheit, einen instinctiven Scharfsinn und technische Sicherheit, die bereits ins Unglaubliche hineinspielen; wir können uns nicht vorstellen und mögen es trotz aller gegentheiligen Versicherung nicht glauben, daß eine Reihe solch tollkühner, den Naturmächten trotzender Thaten, in denen der einzelne Mensch jeden Augenblick unrettbar verloren zu sein scheint, einem Sterblichen angehören; und vollends unglücklich ist die Behauptung, Thaten ähnlicher Art seien noch heutzutage von den Abkömmlingen jener Indianer vollbracht worden. Das alles ist aber blos die äußere Seite der Frage; die Unwahrscheinlichkeit steigert sich noch, wenn wir das psychische Leben und seine Entwickelung betrachten: dieser wilde Riese ist seiner jungen Herrin Cäcilie (Cecy) mit einer Treue und Ergebenheit zugethan, für die wir geradezu keinen Namen und keine Vorstellung haben; Liebe können wir es nicht nennen, es ist eine Art romantisch fabelhafter, fatalistischer Anbetung, ein Zauber, ein Schemen. Das ist es eben, daß der Indianer von dem Augenblick an, da er Cecy zum ersten mal sieht, ihr folgt wie seinem Schatten, Stamm und Mutter verläßt und nichts mehr denkt und träumt, als wie er jeden Wunsch seiner vergötterten jungen Herrin erfüllen könne, für eine Laune, für ein Lächeln derselben sein Leben als etwas Nebensächliches hinwerfend. Und weiter: Cäcilie, die Tochter eines portugiesisch-brasilianischen Adelichen streng feudalistisch-ritterlichen Geblütes, kommt dahin, nachdem sie auf furchtbare Weise Heim und Familie und Freunde verloren, nachdem blos Pery, der sie gerettet, ihr geblieben, sie allein mit ihm in der unendlichen Einöde der großen Natur, daß sie von der immerhin ihr erhaltenen Fähigkeit, den wenigen übriggebliebenen Verwandten und der Civilisation wiedergegeben zu werden, absieht und ihrem Freunde für das Leben in die Wüste folgt. Wir stoßen uns an dieser Entwickelung; sie hat etwas Unorganisches an sich, sie verletzt; der Abfall von der Civilisation ist trotz seiner Begründung ein naturwidriger Rückschritt. Der Autor hat freilich die Schlußentwickelung etwas unbestimmt gelassen, indem er wahrscheinlich zu den andern Effectmitteln auch das Mysteriöse noch als wirksames Agens zu verwerthen gedachte, und richtig, es wirkt, denn eine Art Spannung liegt darin.

Die Geschichte ist kurz diese. Der portugiesische Ritter Don Diego de Mariz hat sich, nachdem das Colonialland spanisch geworden, vereinsamt auf einem Castell an der Indianergrenze niedergelassen; eine Anzahl Abenteurer in seinem Gefolge schützen ihn. Da bricht zwischen einem brasilianischen Cavalier und dem einen Führer der Abenteurerbande, die beide Cäcilien besitzen wollen, bittere Feindschaft los, und die Familie des Herrn von Mariz wird im Innern von Verräthern bedroht. Auf der andern Seite rückt todbringend der wilde Stamm der Aymares heran, weil Don Diego's Sohn auf der Jagd aus Versehen ein Weib dieses Stammes getödtet hat. Alle, Herren und Knechte, der alte Mariz mit den Seinen in heroischem Entschlusse, kommen um; Cäcilien rettet Pery. Das Weitere ist bekannt.

Die finsterste, eigentlich diabolische Gestalt, unheimlicher noch durch ein mächtiges Geheimniß, in dessen Besitz sie gerathen, ist jener Bandenführer Loredano, ein ehemaliger Mönch, den übrigens das rächende Schicksal erreicht. Daß Gewaltacte und Schreckensscenen bis zu dem Augenblicke, wo der ritterliche Alte mit den Seinen und den eingedrungenen Wilden sich in die Luft sprengt, in Masse hereinregnen, liegt bei dem Stoffe und der Naturart ganz nahe. In der That, die Erzählung nimmt, nur daß sich alles das hier etwas natürlicher macht, den vollen Charakter jener vielberufenen Sensationsromane an, die auf gewaltsam erschütternde Effecte hinarbeiten. Grandiose Naturscenen, wie am Schlusse die großen Wasser, sind seltener, als sie sich dem gewandten Zeichner dieser großartigen Regionen darbieten würden; wir müssen vermuthen, daß die Feder ihnen nicht gewachsen war. Wir können den literarischen Werth des Werks nicht hoch stellen.

Was Gustav vom See's „Die Philosophie des Unbewußten" (Nr. 3) betrifft, so finden wir, daß die Wahl des Titels nach dem berühmten Buche des Herrn von Hartmann etwas gezwungen ist, der Roman aber liest sich recht angenehm und hat in der ganzen ruhig gemüthlichen Tonweise viel Ansprechendes.

Die Grundlage der Erzählung ist ziemlich einfach; sie dreht sich wesentlich um zwei junge Paare, die nach allerlei Verwickelungen glücklich einander finden; es sind der Sohn Victor und die Tochter Jenny des norddeutschen Kaufmanns Steinach, von denen jener eine reiche Bankierstochter, diese den Landrath von Wolfeneck liebt. Den Knoten schürzt ein romantischer Einfall. Das ganze zerrissene Familienverhältniß im Hause Steinach stellt uns

ein Bild genau nach dem Leben dar, nur daß Heilung und Versöhnung in der Regel schwerer eintreten, als es hier dargestellt ist. Die interessanteste innere Wendung macht der alte Steinach durch: aus einem unbesiegbar rechthaberischen, mürrischen, mit sich und all seiner Umgebung, mit den eigenen Kindern und dem künftigen Tochtermanne zerfallenen Menschen wird er durch einen Act entgegenkommender Großmuth total umgewandelt, versöhnt, und Glück und Friede kehren in die Familie ein. Das äußerlich schwerste und merkwürdigste Schicksal hat den Herrn von Wolfeneck getroffen: seine erste Frau, die sich ihm verlobte, nachdem sie einen Jugendgeliebten vergessen zu haben glaubt, wird beim Wiedersehen desselben von der alten unbezwingbaren Leidenschaft erfaßt, entflieht dem Gatten und tödtet sich mit dem Geliebten. Die ganze Haltung des geprüften Mannes in dieser furchtbaren Krisis und auch in den andern Lebensverhältnissen hat etwas so männlich Sicheres und Edles, daß er alle Sympathien gewinnt; in der Glorie, die das furchtbare Verhängniß und ein gediegenster Mannessinn um sein Haupt winden, ist er die am meisten sympathische und poetische, die innerlich ansprechendste Gestalt.

Im ganzen bewegen wir uns im berliner Leben und werden in verschiedene Cirkel desselben eingeführt, ohne daß aber auf die Darstellung seiner specifischen Besonderheiten irgendwelche auffallende Rücksicht genommen wäre; die Verwickelungen und Motive insgesammt sind allgemein menschlicher Natur.

Obwol im ganzen der Roman eine ernstgemessene Haltung behauptet, wie sie eben zur untergelegten Geschichte paßt, hat der Autor dazwischen doch die Gelegenheit benutzt, verschiedene sarkastische Ausfälle zu machen auf allerlei krankhafte und seltsame Zeitauswüchse: so auf die romantische und die Zukunftsmusik; auf die in vielen Stücken nichts weniger als freundlich ansprechenden Zustände unserer neuesten Literatur; auf die aus allerlei momentanen Einfällen und notirten Gedankenspänen sich rekrutirende Erzählungsmanier u. a. m. Vor allem aber wendet er sich wiederholt und ziemlich beißend gegen diese neue „Philosophie des Unbewußten", deren Namen er augenscheinlich nicht aus besonderer Sympathie seinem Werk gegeben hat. Noch am Schlusse wird sie mit folgender Charakteristik entlassen:

> Sagen Sie mir einmal ganz aufrichtig, was halten Sie von dieser neuen Species? „Es dürfte am wenigsten geeignet sein, an einem Hochzeitsmahle darüber zu reden, da das Heirathen nach dieser Theorie auch zu den unbewußten Willensäußerungen gehört, und ich kann daher nur rathen, mit dieser alten unverdaulichen, durch eine widerwärtige moderne naturwissenschaftliche Tunke aufgewärmten Speise sich nicht zwecklos den geistigen Magen zu beschweren."

Den Schlußeindruck des Romans zusammenfassend, müssen wir sagen: die Grundverhältnisse alle, auf welche er baut, sind sehr natürlicher und auch einfacher Art. Es sind das Familiengeschichten, und der Unterschied dem realen Leben gegenüber ist höchstens der, daß dieses die Verwickelungen nicht leicht so zusammenwirft oder häuft. Die Personenbilder sind richtig entwickelt und maßvoll gehalten. Der Ton hat gerade genug vom romantischen wie vom rationellen Wesen an sich; die in Maß und Schranke gehaltene Weise spricht an, ohne aber starken Eindruck zu hinterlassen. Es ist keine große Arbeit, aber eine anziehende und immerhin gesunde Lektüre.

Wilhelm Raabe's „Horacker" (Nr. 4) ist ein ganz eigenthümliches launiges Ding, das sich gleich mit den ersten, in origineller Wendung gehaltenen Zeilen als Product des individuellsten Humors gibt; also ein humoristischer Roman, sofern wir überhaupt den Ausdruck Roman auf das wenig über 12 Bogen starke, in sehr loser Composition gehaltene Product anwenden dürften; besser also, um der schillernden Bezeichnung zu entgehen, eine humoristische Erzählung. Seltsam gewiß macht es sich, wenn das Werk sich folgendermaßen einführt:

> Einst war er sehr häufig auf den Gefilden Neuseelands anzutreffen, jetzt ist er erloschen. Den letzten, dessen man habhaft wurde, hat man ausgestopft und schätzt ihn als eine große Seltenheit; und wie ihn, den Vogel Kiwi — den letzten Vogel Kiwi —, sollte man eigentlich auch den letzten Conrector ausstopfen und als etwas nie wieder Kommendes verehren. Was wir an gutem Willen dazu zu bieten haben, geben wir gern her; vielleicht liefern andere nachher das Stroh, den Draht und den Kampher — letztern gegen die Motten; denn was die Grillen anbetrifft, so wünschen wir, dieselbigen uns selber zur Ausrottung vorzubehalten.

So sind Ton und Stil überhaupt: etwas bizarr, muthwillig und springend, dann und wann das Fremdartigste nebeneinander werfend, sodaß die ruhige Reflexion Mühe hat, einen verknüpfenden Faden hineinzutragen; kurz, voller Laune, aber wenigstens von kräftiger Subjectivität getragen, scharf sich abhebend von dem alltäglichen Novellenstil, was unter allen Umständen ein Verdienst ist.

Handlung ist eigentlich wenig in der Erzählung vorhanden. Die ganze thatsächliche Unterlage schrumpft dahin zusammen, daß in irgendeinem provinzialstädtischen Winkel Deutschlands ein armseliger Junge, der dem Arbeitshause entlaufen ist, in den Köpfen der leichtgläubigen Bevölkerung als Räuber und Raubmörder, Schänder und Brandstifter spukt, ein neu aufgefrischter Rinaldo Rinaldini, schließlich aber durch das unfreiwillige Medium von zwei gutmüthigen bummelnden Schulmeistern eingefangen und heulend der ebenso armseligen Mutter und der glücklichen Heimatgemeinde zurückgegeben wird. Daß dieses schwache Stück Handlung zu einer schönen Reihe von komisch-gemüthlichen Scenen führt und führen muß, liegt ganz nahe.

Wer eine Arbeit von dieser Anlage kritisch würdigen will, der hat außer dem Grade und der Natur des Gemüthslebens, welches sie entfaltet, einen einzigen Anhaltspunkt: das ist der Werth und die Naturwahrheit jener durch die ganz lockere und schwache Geschichte in Verbindung gebrachten Federzeichnungen, insbesondere der Personen. Wenn irgendeine Schrift, so eignet sich diese besonders dazu, mit Illustrationen begleitet, durch sie vollends erläutert, veranschaulicht zu werden; der Zeichner brauchte einfach die Intention des Autors an der Stelle, über welche die Sprachbezeichnung nicht hinaus kann, ergänzend aufzugreifen; denn die Feder des Verfassers selbst arbeitet eigentlich in lauter Illustrationen, und zwar von holländischem Genre. Was sind die Hauptfiguren?

Zu allernächst Musterexemplare aus dem pädagogischen Lager. Da steht der urgutmüthige, naturlebende und immer noch etwas romantische alte Herr, der Conrector;

steif und fest neben ihm seine ab und zu etwas mürrische, aber sehr tüchtige und gesunde und wohlmeinende bessere Hälfte. Zur Seite des alten Paars ein junges: der magere Zeichenlehrer und sein zärtlich besorgtes Frauchen, beide mehr mit glücklichen Phantasien, romantischen Ausblicken und jugendlicher Gemüthlichkeit gesegnet als mit fettem Einkommen. Ein ganz anderer Charakter ist der hochnasig steife und mit unverdauter Philosophie vollgestopfte Oberlehrer Dr. Neubauer, das Original der abstrusen Gelehrten, der mindestens die Welt zu reformiren den Beruf hat und hoch über alle die Kleinigkeiten des alltäglichen Menschendaseins hinausschaut. Da ist ferner der gansewinkler Pastor Winkler, eine vorzügliche Species von geistig gesundem und gastlichem Landpfarrer, und als nothwendige Ergänzung die etwas resolute, aber gleich tüchtige Frau Billa, die es mit einem ganzen Rudel von ungehobelten Dorfvorstehern aufnimmt. Die glücklichsten Figuren bleiben immer die beiden Collegen, der Conrector und der Zeichenlehrer, wie sie an einem herrlichen Herbstnachmittag im Walde bummeln und da, frisch wie junge Büblein, vor lauter Naturwonne den ausgelassensten Schabernack treiben, sodaß wir uns bei ein paar auf diesem Naturtheater aufgeführten Scenen vor Lachen die Rippen halten. Der unflügge Gelehrte dagegen wird als traurig komische Staffage verwerthet. Das Allertollste, eine prächtige Zeichnung „von wahrhaft hinreißendem Abschreck", sind die Gestalten des vermeintlichen grausen Uebelthäters und seines aus Sorge und Schreck um den verwahrlosten Jungen halb sterbenden Mütterchens. Wir rufen mit dem in Kunstwonne schwelgenden Zeichenlehrer aus: „O Adrian Brauwer, o dreimal gesegneter Rembrandt van Rhyn, dieses ist unbedingt entzückend schrecklich!" In der That, ein classisches Stück zum Malen, drei Viertel Murillo mit ein Viertel Salvator Rosa, aber in schwerer, echt niederländischer Farbengebung; kurz und gut — entzückend schrecklich! Die einzige Stelle ist Gold werth.

Die Spitze der Handlung ist in den denkwürdigen Augenblick verlegt, wo der langbeinige Zeichenlehrer im Sturm- oder Turnlauf dem vor jedem Rauschen des Laubes erzitternden grausen Uebelthäter nachjagt, bis er das corpus delicti, das sich vor unbändiger Furcht in ein Mausloch verkriechen möchte, am Rockschoß erwischt und den liebenden Mitmenschen zurückbringt. Die classische Rede des Conrectors zur Beschwichtigung der Gansewinkler mit der unvergleichlichen Introduction:

> Anwesende Bevölkerung von Gansewinkel! In Kaschmir, wo die Wiege der Menschheit stand — ne, das ist doch ein wenig zu weit hergeholt und möchte uns ebenso ein wenig zu weit wegführen! Denn nicht blos um zu reden, rede ich zu euch, sondern auch um von euch angehört und wo möglich verstanden zu werden. Daß ihr allesammt, so viel ihr euch die Nase putzt oder euch putzen laßt, gewiegte Leute seid, weiß die Welt, und in Kaschmir haben wir nichts zu suchen. Also, liebe Freunde und alte gute Bekannte, thut mir die Liebe und haltet wenigstens fünf Minuten den Mund ......

dieses unerreichbare Meisterstück möchten wir jedem deutschen oder auch undeutschen Parlamentsabgeordneten und Volksredner als echtes Studienobject empfehlen; da ist mehr als Cicero.

Eine urdeutsch gemüthliche Erscheinung endlich von jener Sorte, die halb zum Lachen reizt und zur andern Hälfte gemüthlich, fast sentimental anspricht, ist jene abgerissene Lotte, die zu Fuß hundert Stunden weit hergepilgert ist, um den zerlumpten, verfolgten, blöden Jungen wiederzusehen und zu retten. Warum? Weil sie des Verlassenen Jugendgespielin und einzige Freundin ist, und unter schmuzigen Lumpen die Liebe ebenso gut aufwacht wie unter seidener Jacke! Das sind Bilder aus dem Volke.

Wem eine garstige Spinne über den Weg gekrochen, oder wem Migräne den Kopf eingenommen hat, der mag den „Horacker" lesen; seine gemüthliche Komik und der sprudelnde Humor werden ihn ein paar Stunden die Miseren unsers geplagten Menschendaseins vergessen machen.

„Der Fürst von Montenegro", komischer Roman des in diesem Genre so bekannten A. von Winterfeld (Nr. 5), ist in seiner Art auch ein Curiosum, und wir wissen eigentlich kaum recht, was wir aus dem wunderlichen Ding machen oder wie wir darüber urtheilen sollen.

Komik ist allerdings genug darin, ja es geht her wie auf einem tollen Carneval; aber schwer hält es, mit sich darüber eins zu werden, was man denn zu dieser Art Komik und Humor sagen solle. Am auffälligsten sind die ersten Grundlagen, die Ausgangspunkte der Erzählung: Ein Doctor Wald aus Berlin kommt eines Abends aus dem Schauspielhaus und will seine Geliebte besuchen; da, o Schreck! sieht und hört er in einiger Entfernung von sich, wie sie mit einem andern Manne schön thut; nun rennt er voll verzweifelnder Eifersucht nach Haus und entdeckt da auch noch, daß ihm Hut und Paletot verwechselt sind. Die Namen „Baron Sanftleben" in einem Notizbüchlein und „Müller" im Hute sollen ihn auf die Spur des Eigenthümers bringen. Der gute Doctor argumentirt sich aber gleichzeitig vor, der rechte Besitzer der ihm zugekommenen Stücke Hut und Paletot — ob Sanftleben oder Müller — sei zugleich der Räuber seines Glücks und Verführer seiner Geliebten, und er müsse und wolle denselben auf Reisen am Rhein und in der Schweiz finden, da einzelne Notizen im Taschenbuch den Paletotbesitzer als Touristen in diesen Gegenden zu zeichnen scheinen. Am folgenden Morgen macht sich unser Mann ohne allen Abschied auf eine tolle Spritztour, auf welcher er den Herrn des Paletot und Verführer der Weiber treffen und strafen will, und diese Hetzjagd auf einen total Unbekannten, die ungefähr der Aufgabe gleichsteht, eine Stecknadel aus einem Sandberg herauszulesen, führt zu einer fast unübersehbaren Reihe von Abenteuern. Endlich löst sich alles im Frieden. Constatirt wird am Schlusse, daß unser guter Doctor Wald zum Verwechseln einem incognito reisenden Fürsten von Montenegro gleichsieht, und diese Doppelgängerschaft hat alles Unheil angerichtet, schon an dem fatalen berliner Theaterabend.

Zu dieser Grundlage nun bemerken wir Folgendes: Der menschliche Geist verlangt System auch in der Tollheit; diese ist gehalten, ihre raison d'être vor unserm Verstand ebenso sicher zu documentiren wie das Vernünftige, und einen unechten Taufschein weisen wir in beiden Fällen gleich entschieden zurück. Prüfen wir auf diese Sätze das Verhalten unsers Helden, so kommen wir kurzweg zu dem Schlusse: der Mann handelt einfach wie

ein Tollhäusler und denkt wie ein Kopfloser. Unser Autor hätte nach der sinnlos überstürzten Abreise von Berlin eigentlich den Herrn ins Narrenhaus schicken müssen. Dann wäre allerdings der Roman entweder bald zu Ende gegangen, oder er hätte eine gänzlich verschiedene Gestalt annehmen müssen. Die zwei Fragen sind entscheidend: Wie kommt der Doctor zu der vertracten Idee, der Inhaber der verwechselten zwei Kleidungsstücke und der vermeintliche Verführer seiner Geliebten seien eine und dieselbe Person? und wie schwatzt er sich vor, in der weiten Welt draußen einen völlig Unbekannten, von dem er gar nichts kennt als die nach der Weite des Paletot ungefähr abzuschätzende Dicke, herausfinden zu wollen? Ergreift er wenigstens berechnete Maßregeln, sondirt er das Terrain, um das nahezu Unmögliche möglich zu machen? Alles nicht; es ist das grundloseste Indentaghineinfahren, und diese vollständige Leere an Motiven läßt uns die ganze Erzählung über nicht so recht zu der Stimmung kommen, die uns den Spaß schmackhaft machen könnte. Und es war doch gewiß nicht schwer, eine annähernd ausreichende Begründung — eine mathematisch strenge wird bei dieser Gattung ebenso wenig gefordert als beim Fastnachtspiel — hineinzubringen; der Autor konnte ja einfach in den Taschen des Paletot ziemlich bestimmte und daneben verdächtigende Aufschlüsse auffinden lassen. Nun der Verlauf der Geschichte: In einem Wirthshaus an der Lahn beginnt jenes Doppelgängerspiel, welches dann weiterhin zu den drolligsten Scenen führt. Die Rolle der dummen Person ist da auf eine Professorsfamilie aus Königsberg vertheilt, trifft aber vorzüglich die plapperganfige Mama Friedel, die dem guten Doctor Wald oder gleichviel Fürsten von Montenegro — wenn's nur einer ist — um jeden Preis das unschuldige dicke Töchterlein an den Hals hängen möchte. Es ist wahr, Schnurren und spaßige Scenen jagen sich da; aber die Sache wird uns denn doch gar zu bunt, ist zu dick aufgetragen und verfällt in Wiederholungen. Diese Professorin, deren schnakischer Dialekt Hauptzielscheibe des Witzes ist, wird dümmer, als erlaubt ist; eine Gänsemagd in dem Entwickelungsstadium lassen wir uns gefallen; das Behagen, das uns bei ihrem ersten Auftreten beschlich, geht durch Uebertreibung wieder vollständig verloren, und das „natt" für „nett", „schracklich" für „schrecklich" kitzelt uns auch nicht mehr zum Lachen. Uebrigens spielt das Allervertracteste im Conversationssaale von Baden-Baden: der Doctor Wald wird für den Fürsten von Montenegro erklärt, sucht sich verschiedenen neugierigen Damen- und Herrengesellschaften gegenüber aus dem Quidproquo herauszuziehen, fällt aber durch ungeschickte Ausflüchte und Nothlügen immer tiefer hinein, bis ihm nichts weiter übrigbleibt, als sich so rasch als möglich unbemerkt aus dem Staube zu machen. Es ist ein so neckisches Durcheinander, eine so bunt geflochtene Diplomatie der Narrheit, daß man sich auf dem ausgelassensten wirbelnden Fasching zu drehen vermeint.

Dann und wann finden sich recht zutreffende Federzeichnungen von Land und Leuten, etwa folgender Art:

> Da kommt Westfalen, das Land der harten Köpfe, der rothen Erde, des Pumpernickels, Schinkens und unausrottbaren Aberglaubens. Das Land sieht dunkel und unfreundlich aus, wie der Katholicismus, der es beherrscht. Die Gegend ist flach. Unsaubere Aecker, verwahrloste, nasse Koppeln, hie und da mit Gruppen von Ellern besetzt, alte düstere Adelssitze mit halbverwitterten Thürmen geben dem Landschaftsbild ein etwas wüstes, ursprüngliches Ansehen. Man ahnt in den Bewohnern die Bewahrer alter Sitten und Gebräuche, in denen man sogar noch heutigentags sehr deutliche Spuren des mittelalterlichen Femgerichts findet.

J. J. Honegger.

Culturgeschichtliches.

1. Die großen Culturepochen der Menschheit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte und Lösung der brennenden Zeitfragen von Otto Fleischmann. Kaiserslautern, Tascher. 1868. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Zweck des auf dem Titel viel versprechenden kleinen Buchs ist, wie die Vorrede sagt, zu prüfen, inwiefern die Lebensanschauung von Richard Rothe's „Ethik" vor dem Forum der Geschichte bestehen würde. Der Verfasser glaubt, wie er sagt, die Wahrheit der Behauptung Rothe's erwiesen zu haben, daß die großen Fragen der Gegenwart nur durch die Speculation befriedigend gelöst werden können. Das Buch will nicht neue Thatsachen, sondern eine neue Anschauung der Dinge bringen. Neu ist diese gerade nicht. Der Verfasser sucht die einzelnen Culturepochen vom Standpunkte des Theismus, wie ihn der deutsche Protestantenverein vertritt, zu beurtheilen. Dieser Standpunkt wird einfach vorausgesetzt und bedarf keiner Beweise. Es ist der alte Dualismus: um den Menschen streiten sich Gott und die Natur (vor ein paar hundert Jahren sagte man der Satan), und das Ziel ist das Reich Gottes. Und diese Anschauung soll neu sein? Dazu denkt der Verfasser sehr kindlich über die Darwin'sche Theorie. Nach ihm würde dieselbe behaupten, daß in einem günstigen Augenblicke zwei „Prachtexemplare" von Affen einen Menschen erzeugt hätten. Er findet indessen durch diese Theorie die biblische Lehre von einem ersten Menschenpaar bestätigt. Die Schöpfung des Menschen nach der Genesis ist ihm buchstäbliche Wahrheit. Alles, was der Mensch besitzt, ist ihm von Gott gegeben, was er thut, von Gott eingegeben, kurz, er ist von Gott erzogen. Diese bequeme Manier, eine von der Religion gelehrte Macht einfach als Motiv der Cultur hinzunehmen, ohne daß es hierzu eines Beweises bedürfte, kann jedenfalls nicht auf den Namen der Wissenschaft Anspruch erheben, und nachdem wir die Tendenz des Buchs klar gelegt, wollen wir nur kurz dessen Inhalt angeben. Nach der Urgeschichte, welche nichts von Höhlenwohnern und Pfahlbauten weiß, sondern nur vom ersten Menschenpaare im Paradiese, vom Apfel und der Schlange, folgt eine zweite Periode: Herrschaft der Natur über die Persönlichkeit. In der ersten Abtheilung derselben, „bis Abraham", wird der erste Brudermord als Thatsache ange-

nommen, ohne eine Idee von seiner wahren Bedeutung: Sieg des Ackerbauers über den Hirten. Ueberflüssigerweise wird die Heirath von Geschwistern (Kindern des ersten Paares) unter sich entschuldigt. In der zweiten Abtheilung, von Abraham bis Christus, tritt zuerst die Heidenwelt auf und dann das Judenthum. Wir können hier des Raums wegen nur einige starke Irrthümer des Verfassers berühren. Er meint, alle Völker wissen von einem Schöpfer. Die Chinesen und viele andere doch nicht. Die ägyptische Geheimreligion nennt er Pantheismus, während sie nach dem klaren Zeugnisse der Papyrusschriften Monotheismus, war. Die behauptete Aehnlichkeit in der Cultur der Inder und Aegypter ist durch die gesammte Culturgeschichte beider Völker gründlich widerlegt. Die indischen Bauwerke waren späte Erzeugnisse des Buddhismus, und nicht einer despotischen Gewalt wie die Pyramiden am Nil. Unrichtig ist es, daß die Erziehung der Knaben in Athen den Frauen überlassen gewesen. Ueber die Juden sagt der Verfasser: „Die Weltgeschichte kennt kein merkwürdigeres Volk als Israel. Aller Heidenvölker Augen sind rückwärts gewendet, Israel allein schaut hoffnungsvoll vorwärts." Wir meinen, die Römer schauten auch vorwärts, sonst wären sie nicht die Herren der Welt geworden. Hätten aber die Juden vorwärts geschaut, statt rückwärts nach David's Thron und Moses' Gesetz, so wären sie nicht durch Rom unterworfen und durch das Christenthum überflügelt worden. Vorwärts schauten sie nur scheinbar nach dem Messias, der ein Phantom war.

Die dritte Periode enthält die Herrschaft der Persönlichkeit über die Natur und beginnt mit Entstehung des Christenthums durch den „zweiten Adam", wie ihn der Verfasser mit der alten Scholastik nennt, wie er ihn auch als Sohn Gottes und einer Jungfrau anerkennt. Es kommen dann als Unterabtheilungen: eine Zeit der Eroberung (1. bis 4. Jahrhundert), eine Zeit der Universalität (Katholicität) oder Bevormundung der Völker (in kirchlicher Beziehung 4. bis 16., in politischer aber 8. bis 18. Jahrhundert), und eine Zeit der Individualität (Protestantismus) oder die Mündigkeit der Völker, in kirchlicher Beziehung seit der Reformation, in politischer seit der amerikanischen Revolution. Der Verfasser ist Optimist und sieht in allem das Herannahen des Reiches Gottes; als mundgerechte Verwerthung der Culturgeschichte für Anhänger einer bestimmten religiösen Richtung hat das vorliegende Büchlein seine Berechtigung, als wissenschaftliche Arbeit nicht. Auch ist von einer „Lösung der brennenden Zeitfragen", die der Titel verspricht, keine Spur zu bemerken.

2. Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Anthropologische Studien von Hermann Heinrich Ploß. Zwei Bände. Stuttgart, Auerbach. 1876. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

In eine ganz andere Sphäre als das vorhergehend besprochene Buch führt uns das vorliegende, nämlich nicht in nebelhafte, auf Vorurtheile versessene Phantasien, sondern in die Welt der Wirklichkeit und der Thatsachen. Es ist ein höchst werthvoller Beitrag zur vergleichenden Culturgeschichte, indem es einen der wichtigsten Gegenstände derselben, die Kindererziehung, bei allen Völkern und in allen Zeiten verfolgt und alle darauf bezüglichen Gegenstände in verlaßlichster und allseitigster Weise bespricht. Es kommt darin der mythologische Standpunkt sowol wie der hygieinische zu seinem Rechte als der eigentlich culturelle. Namentlich werden die Gebiete der Sitten und Gebräuche und des Aberglaubens in so erschöpfender Weise behandelt, wie dies in einem Buche von dem Umfange des vorliegenden möglich erscheint. Die Momente, über welche wir in den neunundzwanzig Kapiteln des Werks unterrichtet werden, sind äußerst reichhaltig, und wir wollen hier nur diejenigen vom allgemeinsten Interesse hervorheben. Sie sind: das Mutterhoffen (Behandlung der Schwangern, Versehen, Gelüste u. s. w.), die Ankunft des Kindes (Geburts- und Schicksalsgottheiten, die Frage nach dem Herkommen der Kinder bei den Kindern, die Glückshaube u. s. w.), die Aufnahme des Kindes und die Sorge für sein Glück (Deutung der körperlichen Merkmale auf das Schicksal, Unreinigkeit des Neugeborenen, Anerkennung desselben durch den Vater, Darreichung von Geschenken an Mutter und Kind sowie von Symbolen an letzteres, von Glück- und Segenswünschen, Pflanzen von Bäumen u. s. w.), die Gefahren, die der Mutter und dem Kinde drohen (Frage nach dem Bestimmungsorte verstorbener Kinder, Aberglaube, der sich an den Tod der Mutter oder des Kindes knüpft, Sagen von Entführung der Mutter oder des Kindes durch Unholde und Vertauschung des letztern gegen einen Wechselbalg, vom bösen Blick und dem Beschreien u. dgl.), das bei vielen Völkern des Alterthums und manchen der Gegenwart noch übliche Männerkindbett (Couvade) und dessen Bedeutung, die Namengebung (Bedeutung der Namen), die verschiedenen auf die Taufe bezüglichen Gebräuche (Pathenwesen, Taufceremonien, Taufkleidung, Taufschmäuse und Schwänke dabei, Pathengeschenke), die Wochenbesuche und Wochengeschenke, die religiöse Aus- oder Einsegnung der Wöchnerin, die mystische Bedeutung des Badens, Waschens, Reinigens, Räucherns, Ankleidens u. s. w. des Kindes, die Gebräuche zum Zwecke angeblicher Verschönerung des Kindeskörpers, welche aber bei manchen Völkern eine Verunstaltung oder Verstümmelung ist (z. B. die Verkrüppelung der Füße beim weiblichen Geschlechte in China, die Beschneidung, die Vernähung der Mädchen in Afrika u. s. w.), die verschiedenen Ansichten über Abhärtung und Verweichlichung, die verschiedenen Methoden des Einhüllens und Umwickelns, des Legens, Tragens und Wiegens, der Ernährung des Kindes (letztere mit eingehender Würdigung des Ammenwesens und der mit der Auffütterung verbundenen Misbräuche), die sympathetische Behandlung des Kindes (dabei die das Zahnen betreffenden Ansichten), die arzneiliche Behandlung der Neugeborenen, deren Misbildung, die Ungeheuerlichkeiten des Kindermordes und Kinderaussetzens und des Tödtens von Zwillingskindern, die Erziehung der Kinder, das Kinderspiel und Kinderlied (mit Beispielen aus allen deutschen Dialekten), die Kinderfeste, dann Recht, Stellung und Pflicht des Kindes in der Familie und der Abschluß der Kinderjahre durch die Einweihung zum Manne mit den verschiedenen hierauf bezüglichen Ceremonien (oft Mishandlungen) bei barbarischen Völkern, beziehungsweise zur Jungfrau (in Westafrika mit erotischen Mysterien). Möchte das treffliche

Buch recht viele und tüchtige Nachfolge, betreffend andere Gegenstände der Culturgeschichte, finden und so dem Bearbeiter der letztern immer mehr schätzbares Material an die Hand gegeben werden.

3. Hannovers Vorzeit. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von August Jugler. Mit 23 photolithographirten Abbildungen und 8 Holzschnitten. Hannover, Rümpler. 1876. Lex.-8. 10 M.

Diese sehr interessante Sammlung culturhistorischer Beiträge zur Geschichte einer merkwürdigen norddeutschen Stadt enthält: eine Ansicht Hannovers im 16. Jahrhundert, die Geschichte des Kriegswesens der Stadt, welche recht lebhaft in das Landsknechtwesen früherer Jahrhunderte versetzt und mehrere ergötzliche und naive Militärgeschichten mittheilt. „Ein Ehrenbürger" enthält die Geschichte des Luftschiffers Blanchard, welchen Hannover 1791 bei Anlaß seines dortigen Aufsteigens zum Ehrenbürger ernannte, und eine wenig schmeichelhafte Schilderung dieses geckenhaften Franzosen. Das Schützenwesen ist in ähnlicher sachgetreuer und lebendiger Weise geschildert wie das Kriegswesen. Die Abtheilung „Alte Scharteken" führt mannichfache bunte Bilder vor. „Der Student als Teufelsbanner" ist ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens (1657). „Ein Blick in die Kinderstube" zeigt die häusliche Erziehung und den weiblichen Putz im 17. Jahrhundert. Einen weitern Beitrag liefert ein Pasquill auf Tilly und der Proceß, der sich daran knüpfte. Der Nachlaß eines Doctors der Rechte (1631) und der eines Tuchhändlers (1671) geben Aufschluß über damaligen Hausrath. An das Kriegswesen erinnert wieder der Aufsatz über den Rathsmarstall. Mehrere Briefe und Erzählungen illustriren das Verhältniß zwischen Fürsten und Bürgern im 16. und 17. Jahrhundert, dazu die Huldigung Hannovers an das ephemere Königreich Westfalen 1810. Die „Geheimnisse des Stadthaushalts" bringen Auszüge aus Protokollen, Register- und Rechnungsbüchern des Stadtarchivs. Bilder „aus der Gesellschaft" belehren über Sitten, Trachten, Zunftzwang, Luxusgesetze, Hochzeiten, Taufen, Leichenbegängnisse, Standesunterschiede, Liebeshändel, Anstandsbegriffe, Gelegenheitsgedichte u. s. w. Die Sittenreformation, welche mit der religiösen zugleich ins Leben trat, ist durch damalige Regulative illustrirt, welche ein trauriges Licht auf die Sittenlosigkeit im Anfange des 16. Jahrhunderts werfen, wobei namentlich der Klerus schlecht wegkommt. „Die Schulkomödie im 16. und 17. Jahrhundert" ist ein werthvoller Beitrag zur Literatur- und Theatergeschichte einer für die deutsche Literatur im ganzen unfruchtbaren Periode. Sehr interessant ist, wie dieselbe gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Hannover zum Liebhabertheater wurde, worin unter anderm Iffland seine ersten Versuche machte. Ein düsteres Kapitel nehmen Beerdigungsgebräuche, Leichenpredigten, Trauergedichte und Grabinschriften ein. Dabei erfahren wir auch, wie Selbstmörder und Hingerichtete verscharrt wurden und nicht viel besser die Nichtbesucher von Kirchen, welchem Schicksal selbst ein Leibniz nicht entging. Eine Specialbeschreibung erfährt das Rathhaus in Hannover mit seinen alten Sculpturen, sowie die Rathsapotheke nebst dem Arzneiwesen des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Anhang theilt die Beziehungen zwischen dem kurfürstlichen Hause von Hannover und dem Großfürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit.

4. Geschichte der Juden in Wien (1156—1876). Von G. Wolf. Wien, Hölder. 1876. Gr. 8. 7 M.

Im Jahre 1156 erscheinen urkundlich Juden zum ersten male in Wien. Sie erfreuten sich unter den Babenbergern im 13. Jahrhundert großer Begünstigung. Auf päpstliche Anordnung aber wurden sie seit 1267, wo eine Synode zu St.-Stephan ihnen die drückendsten Vorschriften auferlegte, hart bedrückt. Unter den Habsburgern begannen die Verfolgungen gegen sie, und 1421 wurden sie, unter den bekannten Vorwänden, theils verbrannt, theils vertrieben und die Synagogen niedergerissen. In der nächsten Zeit wechselten Duldung und Verfolgung miteinander ab. Selbst die im 16. Jahrhundert eine Zeit lang in Oesterreich mächtigen Protestanten wollten nur für sich Religionsfreiheit; die Juden sollten nicht geduldet werden. Ja, die jeweilen privilegirten Juden machten es mit ihren übrigen Stammes- und Glaubensgenossen nicht besser. Auch nachdem die Juden seit Ende des 17. Jahrhunderts von den Behörden dauernd geduldet wurden, erlaubte sich das Volk öfter Aufläufe und Plünderungen gegen sie. Noch im aufgeklärten 18. Jahrhundert war die Stimmung nicht besser, und die Behörden beschränkten die Freiheit der Juden noch auf die unerträglichste Weise. Maria Theresia erwies sich namentlich hart gegen sie. Endlich aber erwuchs ihnen ein Retter in Joseph II., welcher ihre Lage erleichterte, ohne sie jedoch den Christen gleichzustellen. Die spätere Zeit brachte ihnen allmähliche Besserung der Verhältnisse, nicht ohne mannichfache Schwankungen, bis endlich die Gegenwart ihnen gerecht wurde. Die neueste Zeit ist ganz besonders ausführlich behandelt in dem mit werthvollen Materialien ausgestatteten Buche. Das Deutsch des Verfassers ist jedoch etwas unbeholfen und hart.

Otto Henne-Am Rhyn.

Strousberg's Selbstbiographie.

Dr. Strousberg und sein Wirken von ihm selbst geschildert. Mit einer Photographie und einer Eisenbahnkarte. Berlin, Guttentag. 1876. Gr. 8. 6 M.

„Gründer" zu sein, ist an sich verdienstlich, und es sollte keine Schande sein, so zu heißen; denn man kann Leuten, die auf eigene oder fremde Rechnung Neues schaffen und erproben, nur dankbar sein, und wenn ihre Thätigkeit fehlschlägt, sie nur bedauern. Was man gegenwärtig unter dem Namen „Gründer" Schimpfliches begreift, ist eine ganz besondere Abart, welche diese Bezeichnung zum großen Theil gar nicht einmal verdient. Der mehr oder weniger „correcte" Gründer aus der Milliardenzeit hat ja nämlich sehr häufig gar nichts wirklich gegründet, sondern nur schon bestehende Geschäfte, mochten sie moralische oder

physische Personen, ja selbst unschuldige Witwen sein, zu Actiengesellschaften erweitert; und sein Streben ging dahin, ohne eigenes Risico Preisdifferenzen, Provision und Agio dabei einzustecken. Zu dieser Sorte von Gründern gehörte Strousberg nicht; man thut unrecht, ihn damit zusammenzuwerfen, und er hat recht, sich dagegen zu verwahren.

In diesem allerdings wichtigen Punkte ist ihm seine Vertheidigung im vorliegenden Buche unzweifelhaft gelungen, und wir haben also die Selbstbekenntnisse und die Selbstverherrlichung eines wirklichen, von Natur anständigen Gründers vor uns, dessen Verschulden hauptsächlich im übermäßigen, aber immerhin schöpferischen Gründen besteht, das ihn schließlich zu Operationen von zweifelhafter Correctheit führte.

Die Großartigkeit der Gründerthätigkeit Strousberg's erhellt am besten aus seiner eigenen Angabe, daß er im Jahre 1866, wo ihn auf der Höhe seiner Kraftentfaltung der deutsch-österreichische Krieg überraschte, 340 Meilen Bahn im Bau hatte, bei denen es sich um Geschäfte im Betrage von etwa 140,000000 Thalern handelte; gleichzeitig besaß, bewirthschaftete und meliorirte er beinahe 300000 preußische Morgen Wald und Land; dazu kamen eine Anzahl von Bergwerken und Fabriken, die Anlegung des Viehmarktes in Berlin und andere weniger bedeutende Besitzthümer und Unternehmungen.

Bartel Heinrich Strousberg's Thätigkeit, die in seinem Buche leider sehr wenig übersichtlich geschildert ist, begann in Deutschland im Anfange der sechziger Jahre, nachdem er vorher in London, wohin er mit dreizehn Jahren zur Erlernung des Kaufmannsberufs gekommen war, durch Arbeiten bei Journalen und Versicherungsgesellschaften ein gutes Auskommen gefunden und ein kleines Vermögen erworben hatte. Bei seiner ersten Bahn, Tilsit-Insterburg, trat er nur als Bevollmächtigter einer englischen Finanzgesellschaft auf; bei der zweiten, Pillau-Königsberg-Lyk, macht er schon auf eigene Rechnung das Landerwerbsgeschäft; dann wurden von ihm selbst gebaut die Bahnen: Berlin-Görlitz, die Rechte-Oder-Ufer-Bahn (Breslau-Vossewska-Tarnowitz-Pleß), Frankfurt-Posen, diese drei mit Hülfe englischer Gelder; ferner: Halle-Sorau, Hannover-Altenbeken und Löhne-Vienenburg. Bei einem Theile der genannten fünf Bahnen war Strousberg selbst Concessionär, überall General-Bauunternehmer. Im Auslande baute Strousberg: Brest-Grajewo, die Ungarische Nordostbahn und die allbekannten rumänischen Bahnen, und machte Vorarbeiten für eine Bahn Paris-Narbonne, deren Actien in der Schlußkatastrophe mit der moskauer Commerzleihbank eine bedeutende Rolle spielen.

Strousberg's deutsche Bahnen, hätte er Einfluß auf sie behalten und noch dazu die von ihm projectirten Linien Dortmund-Altenbeken, Vienenburg-Halle und Sorau-Breslau ausführen können, würden ein stattliches Netz aus der Rheinprovinz bis an die Südgrenze Oberschlesiens gebildet haben. Der Ankauf und die Anlage von Fabriken und Bergwerken in verschiedenen Theilen Deutschlands und in Böhmen standen natürlich mit diesen Bahnunternehmungen in Zusammenhang, während die übermäßige Anhäufung von Grundbesitz der Passion zu Grunderwerb und, nach Strousberg's Aussage, auch derjenigen: verkommene Edelleute zu retten, entsprang. Die fieberhafte Entfaltung seiner Gründerthätigkeit läßt sich wol zum Theil daher erklären, daß er Verluste aus ältern Anlagen durch neue gewinnversprechende Anlagen wieder einbringen wollte. Verluste nämlich stellten sich bald ein, als Strousberg über seine finanziellen und geistigen Kräfte hinaus zu operiren begann; seine Eisenbahnpapiere mußte er um Spottpreise unterzubringen suchen, und namentlich die Geldbeschaffung für seine auswärtigen Unternehmungen kam ihm außerordentlich theuer; z. B. für Vorschüsse auf Brest-Grajewo-Actien nahm ihm die berliner Handelsgesellschaft 60 Proc. pro anno ab. So verfiel Strousberg wie ein Lieutenant allmählich den Wucherern; der bankrotte Gründer wurde durch die berliner Discontogesellschaft zum Theil umgegründet, und kam schließlich in die Hände der Directoren der moskauer Commerzleihbank, die sich selbst am Rettungslosen zu retten suchten. Bei welchem Theile hierbei weniger bona fides war, läßt sich auch nach Beendigung des moskauer Processes kaum entscheiden.*)

Das „System Strousberg" hat sich nicht bewährt. Lag das im System selbst? Wenn wir es auffassen als das Verfahren, ungeheuere Unternehmungen und Risicos auf sich zu nehmen, mit der vollen Durchführung des Grundsatzes „leben und leben lassen", bei Ueberschätzung der eigenen Kräfte — dann allerdings. Sehen wir uns andererseits Strousberg's Unternehmungsmethode an, die einfach darin bestand, die Ausführung großer Anlagen auf eigene Rechnung und zugleich die Geldbeschaffung dafür zu übernehmen, sodaß er sich mit der für das Unternehmen gebildeten Finanzgesellschaft in eigenthümlicher Weise identificirte, die zu emittirenden Papiere selbst an den Markt brachte und die Anlage nach zweckmäßigem Befinden theils als Selbstunternehmer und Lieferant, theils durch Unteraccordanten ausführte; so muß man zwar zugeben, daß nicht nur die Größe der gestellten Aufgabe an sich, sondern auch die eigenthümliche Verquickung von Finanz- und Industrieunternehmen von der einzelnen Person eine außerordentliche Stärke von Intelligenz und von Charakter fordert, auch sehr viel Gelegenheit und Raum für Misbräuche bietet, dem Wesen nach aber weder undurchführbar noch unsittlich ist. Man kann vielleicht auch annehmen, daß Strousberg dieses System mit Geschick durchzuführen der Mann gewesen wäre, wenn er nicht jenes erstbezeichnete System damit verbunden hätte.

Strousberg glaubt auch selbst an seine Kraft, und mehr als einmal hebt er in seinem Buche hervor, daß er trotz seines Sturzes sich noch nicht für geschlagen und am Ende seiner Thätigkeit hält. Man kann dies oft in hohem Maße auftretende Selbstvertrauen auch nicht unbescheiden und ungerechtfertigt nennen bei einem Manne von so unleugbar schöpferischem Talent; und man muß zu seiner Entschuldigung bedenken, daß ihn in seiner vielseitigen, über halb Europa ausgedehnten Unternehmungs-

*) Ueber diesen Proceß vgl.: „Anklageschrift des Procureurgehilfen Obninsky gegen die moskauer Commerzleihbank" übersetzt von Hartwig; Extrabeilage des „St.-Petersburger Herold", Moskau 1876; dann „Posener Zeitung" vom 21. October 1876 fg. und die Artikel von Rudolf Meyer in der „Germania": „Strousberg's Memoiren", 3. October 1876 fg. und „Proceß Strousberg" vom 20. November 1876 fg.

thätigkeit zwei große Kriege, 1866 und 1870, trafen; daß er als Emporkömmling mit Neid und Misgunst der ältern finanziellen und industriellen Größen vielfach zu kämpfen hatte; daß er bei seiner Thätigkeit im Auslande, namentlich in Rumänien, als einer der ersten und kühnsten auf einem Gebiet zu operiren wagte, wo auch andere Europäer die in Behörden, Volk und Land liegenden Hindernisse nur mit einer der „deutschen Biederkeit" widerstrebenden Geschäftspraxis und gegen sehr hohes Entgelt zu überwinden unternehmen; und endlich, daß Strousberg als ein wirklich schöpferischer, arbeitender und genialer Gründer sich von dem unproductiven, heimlichen Gründerthum, welches das Volksvermögen in viel größern Dimensionen geschädigt, viel nachhaltiger zerrüttet und zu Ungunsten der großen Menge verschoben hat, von dem Gründer der Milliardenzeit, immerhin höchst vortheilhaft abhebt. Nicht gerade daß Strousberg all die Sympathie verdiente, welche er für sich verlangt, aber man kann auch nicht in die Verdammungsurtheile einstimmen, mit denen jene so gern bei der Hand sind, die ihre sittliche Entrüstung wohlweislich immer den Gefallenen und Vertheidigungslosen zuwenden. Strousberg hofft solche Stimmen noch einmal mit neuen Erfolgen zum Schweigen zu bringen, wie er auch nicht zugibt, jemals bewußt unredlich gehandelt zu haben, und nachweist, daß insbesondere jene Beschuldigung, er habe durch Verschreibung an seine Frau Vermögen für seine Familie und sich gerettet, unrichtig sei. Daß er oft unklug gehandelt habe, gibt er selbstverständlich zu; eine Stelle seines geschäftlichen Selbstbekenntnisses lautet:

> Ich zweifle nicht, daß ich, vom geschäftlichen Standpunkt aus betrachtet, mich vieler Sünden sowol des Thuns wie des Unterlassens schuldig gemacht habe; daß ich mir zu viel zugetraut, daß ich mir zu wenig Spielraum gelassen habe für Eventualitäten, die man nicht berechnen kann; daß ich meinen Gefühlen häufig gefolgt bin, wo die kalte Berechnung allein hätte maßgebend sein sollen; daß ich die Zukunft zu sehr ins Auge gefaßt und die nahe liegenden Interessen zu wenig berücksichtigt habe; daß ich mich zu wenig um die Usancen und Gewohnheiten des Landes gekümmert, daß ich zu large in Geldangelegenheiten gewesen bin und zu viel auf mich geladen habe.

Seine ganze Darstellung ist darauf gerichtet, nachzuweisen, wie er, dem Andrängen der Umstände nachgebend dazu gekommen sei, den Pfad der geschäftlichen Weisheit und Mäßigung zu verlassen.

Mit Vorstehendem glauben wir schon genügende Anhaltepunkte gegeben zu haben für ein allgemeines unbefangenes Urtheil über den interessanten Mann, dessen Selbstschilderung uns hier vorliegt. Ueberstürzend und sprudelnd ist er als Schriftsteller, wie er als Unternehmer war; und da er eine Vertheidigung, keine Selbstbiographie zu geben beabsichtigt, so wird man die vollständige und ruhige Schilderung seines Lebens und Geschäftsganges vergeblich in dem Buche suchen; man muß sich auch die Beschreibung seiner Hauptunternehmungen mühsam aus den verschiedenen Theilen desselben zusammenlesen, ohne auch nur über die Chronologie völlig ins Klare zu kommen. Fortwährend sind allgemeine Betrachtungen und Excurse eingeflochten, von denen namentlich die über die spätere Gründungsperiode, über das berliner Bankwesen, und selbstverständlich die über Eisenbahnbau viel Interessantes und Treffendes enthalten. Daß Strousberg seine Vertheidigung zu persönlichen Angriffen benutzte, kann man nicht sagen; einzelne Bemerkungen und Urtheile über Personen auch mit Nennung des Namens waren unvermeidlich. Gegen Eine Person aber wendet er sich, erklärlicherweise, ausführlich und heftig, nämlich gegen den Abgeordneten Lasker, der ja im preußischen Parlament Strousberg gewählt hatte, um an ihm als Phantom den Gründungsschwindel zu demonstriren, und dadurch dem schon Sinkenden den letzten Stoß versetzte. Die Berechtigung und Correctheit des Lasker'schen Vorgehens zu untersuchen, dazu liegt hier und jetzt keine Veranlassung mehr vor; daß Strousberg sie durchaus bestreitet, wird ihm niemand verdenken.

Ueber das vorliegende Buch aber kann in Summa das Urtheil dahin lauten, daß es auch für solche, die sich für die Person Strousberg's und für Persönlichkeiten überhaupt nicht interessiren, viel des Interessanten und Erwägenswerthen über volkswirthschaftliche und finanzielle Fragen bietet, und der Geduld wol werth ist, die es vom Leser verlangt.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Die Versuche, Goethe's „Faust" als Ganzes der deutschen Bühne anzueignen, mehren sich. Nachdem in Weimar auch in diesem Jahre mehrfache Wiederholungen der Faust-Aufführungen auf der dreigetheilten Bühne des mittelalterlichen Passionsschauspiels Erfolg gehabt und eine große Zuhörerschaft auch aus der Fremde angezogen haben, hat der kunstsinnige Intendant des hannoverischen Hoftheaters, Herr von Bronsart, den Versuch gemacht, die Faust-Dichtung an vier Abenden hintereinander zur Aufführung zu bringen. Der erste Abend beginnt mit dem Prolog im Himmel und schließt mit der Hexenküche; das zweite Stück umfaßt den Rest des ersten Theils, in welchem auch die Walpurgisnacht auf dem Brocken ihre Stelle auf der Bühne findet; der dritte Abend beginnt mit dem zweiten Theil der Goethe'schen Dichtung, mit dem Erwachen Faust's unter den Elfen, und findet seinen Abschluß in der Entstehung des Homunculus; der vierte reicht von der classischen Walpurgisnacht bis zum Abschluß der ganzen Tragödie. Es ist dies die vollständigste Faust-Aufführung, die bisher stattgefunden hat. Kapellmeister Lassen hat die Musik, die er für die weimarische Aufführung componirte, wesentlich ergänzt, um sie der erweiterten Einrichtung der hannoverischen Hofbühne anzupassen; hierin lag aber auch die Nothwendigkeit, die ganze Oper, Solokräfte, Chor und Orchester bei den Aufführungen mitwirken zu lassen. Die Musik als Ergänzung der Dichtung war ja auch schon für den ersten Theil des „Faust" willkommen, für den zweiten ist sie eine Nothwendigkeit; denn hier bewegt sich die Handlung ohne jede dramatische Spannung in einer Reihe von Scenen, die der Interpretation bedürftig sind oder deren allegorische Trockenheit durch die Musik dem Gefühl vermittelt werden muß. Man befolgte zwar in Hannover das Princip, den decorativen Glanz nur zur Verstärkung der poetischen Wirkung, niemals als Selbstzweck zu verwenden. Gleichwol bedarf die poetische Wirkung im zweiten Theil, die meistens eine sehr matte ist, dringend solcher Verstärkung und so spielen die Decorationen hier eine sehr wichtige Rolle. Wir haben also einen „Faust" in zwei Theilen in Weimar; einen „Faust" in vier Theilen in Hannover; einen „Faust" in drei

Theilen stellt Dingelstedt in Aussicht: wir zweifeln, daß die Dichtung in irgendeiner dieser Gliederungen sich auf der deutschen Bühne einbürgern wird. Immer wird sie in ihrer jetzigen Gestalt zwischen Drama und Oper schwanken, und der zweite Theil kann nur den Eindruck einer großen Gedankensymphonie machen; nur der letzte Act hat dramatische Momente. Jedenfalls sind alle mit soviel Eifer und Pietät unternommenen Versuche, wie diejenigen in Weimar und Hannover, dankend anzuerkennen.

— Das Laube'sche Stadttheater in Wien brachte ein älteres Drama von Prölß: „Katharina Howard", zur Aufführung, ohne Anklang zu finden.

— Am berliner Hoftheater ist, ebenfalls ohne Erfolg, ein Lustspiel von A. von Winterfeld: „Ein guter Namen", zur Aufführung gekommen. Die übertriebene Marotte eines falschen Ehrgefühls, welche vorzugsweise die Handlung bestimmt, hat dem Publikum den Antheil an der Novität verkümmert.

— In Oldenburg ist das neueste Drama von Murad Efendi: „Johanna Gray", mit günstigem Erfolg in Scene gegangen.

— Das Lustspiel von Wilhelmine von Hillern: „Die Augen der Liebe", ist am dresdener Hoftheater mit vielem Beifall zur Aufführung gekommen, nachdem es auch am berliner Hoftheater von den Lustspielnovitäten der Saison sich am längsten erhalten hat. Die Autorin besitzt nicht das Talent und die Neigung ihrer Mutter, der Frau Birch-Pfeiffer, zu Bühneneffecten; aber sie weiß einem ansprechenden Grundgedanken eine gefällige dramatische Form zu geben.

— Ernst Wichert, der in jüngster Zeit mit seinen Lustspielen, die mehr in einem getragenen Conversationsstil verfaßt sind, gegen die Lustspieldichter, welche schwankartige Erfindungen und Wendungen bevorzugen, etwas zurückgetreten ist, hat mit seinem neuesten Lustspiel „Die Stimme der Natur" am Thaliatheater in Hamburg einen schönen Erfolg davongetragen. Die Kritik wendet sich zwar zum Theil gegen den Stoff des Stücks, doch sie rühmt den vortrefflichen Aufbau des Ganzen und die glückliche Scenenführung.

— „Arabella Stuart", das neueste Drama des Herausgebers d. Bl., welches im zehnten Bändchen der „Dramatischen Werke" desselben zum Abdruck gekommen ist, ging am ersten Osterfeiertage am leipziger Stadttheater vor ausverkauftem Hause mit durchschlagendem Erfolg in Scene. Die Hauptrollen waren in den Händen hervorragender Künstler: die Arabella spielte Fräulein Ulrich vom dresdener Hoftheater, den König Jakob Dr. Förster. Das Stück behandelt das Schicksal eines dem Throne nahe stehenden Mädchens, dessen hohe Stellung ihm zum Verhängniß wird. Obschon sie nur ihrer Liebe leben will und die Verschwörer zurückweist, die ihren Namen auf ihre Fahnen schreiben wollen, so treibt sie doch zuletzt der despotische Eigensinn des Königs, der ihr Liebe und Ehe nach ihrer Neigung wehrt, in das Lager der Aufständischen, die sie aus ihrer Haft befreiten, und einem tragischen Geschick entgegen. Die sympathische Rolle der Arabella Stuart und diejenige des Königs Jakob, welche von der Kritik als eine der originellsten Aufgaben für die darstellende Kunst bezeichnet wird, scheinen dem Stück eine weitere Bühnenlaufbahn zu erschließen.

— Feodor Wehl hat von neuem den Versuch gemacht, Shakspeare's Trauerspiel „Antonius und Kleopatra" der deutschen Bühne zu gewinnen. Er ist dabei sehr kühn zu Werke gegangen, indem er jeden Act dieses scenisch so zerfahrenen Dramas ohne Scenenwechsel herstellte. Die Gesammtwirkung war eine durchaus eindrucksvolle.

— Richard Wagner's „Walküre" ist am wiener Hofoperntheater zur Aufführung gelangt. Der erste Act wurde sehr günstig aufgenommen; weniger gefiel der zweite, und der dritte schlug erst mit dem Schluß wieder ein. Die Aufführung mit offenem Orchester soll in mancher Hinsicht der baireuther überlegen gewesen sein.

— Robert Schumann feiert jetzt Triumphe an der Spree. Seine „Genoveva" ist am berliner Hoftheater, seine Musik zu Byron's „Manfred" am Nationaltheater executirt worden.

— Am wiesbadener Hoftheater kam eine neue Oper von Bernhard Scholz: „Der Trompeter von Säckingen", zur Aufführung. Der Componist, bekannt durch seine „Morgane", die „Ziethen'schen Husaren" und „Golo", lehnte sich an Scheffel's allgemein bekannte Dichtung an. Die Musik ist einfach, klar, melodisch; die Instrumentation gediegen, ohne Ueberladung; am melodienreichsten ist der zweite Act. Das lyrische Element ist dem Componisten am vertrautesten.

Bibliographie.

Bauer, O. G., Freud und Leid. Gedichte. Straßburg, Schneider. 16. 2 M.

Bender, F., Panthea. Ein morgenländisches Gedicht in 3 Gesängen. Heidelberg, C. Winter. Gr. 16. 2 M.

Ein Blick in die Zukunft. Betrachtungen über die politischen, geographischen und militärischen Verhältnisse Oesterreich-Ungarns und Russlands mit Bezug auf einen Krieg. Kaschau, Werfer. Gr. 8. 2 M.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. 2ter Bd.: Hellas und Rom. 3te vermehrte und neu durchgearbeitete Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Galen, P., Die Moselnixe. Erzählung. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 15 M.

Goecke, R., Das Grossherzogthum Berg unter Joachim Murat, Napoleon I. und Louis Napoleon 1806—1813. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Fremdherrschaft auf dem rechten Rheinufer. Meist nach den Acten des Düsseldorfer Staats-Archivs. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8 2 M. 80 Pf.

Hackenschmidt, K., Ueber wahres und falsches Lutherthum. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 50 Pf.

Hermann, Der Prinzenraub. Vaterländisches Schauspiel. Plauen, Neupert. 8. 75 Pf.

Houermann, A., Die Bedeutung der Statistik für die Ethik. Osnabrück. 1876. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Hoff, J. F., Adrian Ludwig Richter, Maler und Radirer. Des Meisters eigenhändige Radirungen, sowie die nach ihm erschienenen Holzschnitte, Radirungen, Stiche, Lithographieen, Lichtdrucke und Photographieen, gesammelt, geordnet, zum Theil beschrieben und versehen mit Nachweisungen, Tabellen und dem Verzeichniss der nach Richter thätigen Künstler. Mit einer Einleitung von H. Steinfeld. Dresden, J. H. Richter. Gr. 8. 14 M.

Ibsen, H., Brand. Dramatisches Gedicht. Nach dem Norwegischen deutsch bearbeitet von A. Freih. von Wolzogen. Wismar, Hinstorff. 8. 3 M.

Kayser, Geschichtsquellen über den Ablaßprediger Tetzel kritisch beleuchtet. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. Gr. 8. 50 Pf.

Loewe, J. H., Der Kampf zwischen dem Realismus und Nominalismus im Mittelalter, sein Ursprung und sein Verlauf. Prag, Kosmack u. Neugebauer. 1876. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Neudecker, G., Der Philosoph Deutinger und ultramontane Sophistik. Polemischer Beitrag zu seiner Würdigung. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 30 Pf.

Nippold, F., Die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande. Ihre geschichtliche Entwickelung seit der Reformation und ihr gegenwärtiger Zustand. Mit einem Sendschreiben an Dr. C. E. van Koestveld im Haag über die internationale Bedeutung der katholischen Frage. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 11 M.

Oertel, F. M., Genealogische Tafeln zur europäischen Staatengeschichte des 19. Jahrhunderts. 3te ergänzte Aufl. Mit einer genealogischen Einleitung herausgegeben von F. T. Richter. Leipzig, Brockhaus. Quer 4. 7 M. 50 Pf.

Rothschild, Spinoza. Zur Rechtfertigung seiner Philosophie und Zeit. Eine Denkschrift zum 200jährigen Todestage. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 75 Pf.

Rudolph, H., Bilder und Klänge aus Gera in Volksmundart. 2tes Hftchn. Gera, Rudolph u. Müller. 16. 1 M.

Rugard, M., Aus Welt und Herz. Reisebriefe. 1ster Thl.: Bilder aus Südfrankreich, Algerien, Spanien, den Pyrenäen und der Schweiz. 2 Bde. Elbing, Neumann-Hartmann. Lex.-8. 8 M.

Russell, W. C., Der Obersteuermann. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 9 M.

Sasse, E., Das Zahlengesetz in der Völker-Reizbarkeit. Eine Anregung zur mathematischen Behandlung der Weltgeschichte. I. Statistik der neueren Geschichte von Frankreich. Tabelle in Stein- und Buchdruck. Brandenburg, Müller. Gr. Fol. 1 M.

Schriften des Vereins für Socialpolitik. XII. Die Communalsteuerfrage. Zehn Gutachten und Berichte, veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Die Situation. Uebersetzt nach der in Constantinopel erschienenen Broschüre. Wien, Bloch u. Hasbach. Gr. 8. 80 Pf.

Smets, M., Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie, das ist der Entwickelung des österreichischen Staatsgebildes von seinen ersten Anfängen bis zu seinem gegenwärtigen Bestande. Ein Volksbuch nach den besten Quellen bearbeitet. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 60 Pf.

Strauß, T., Das Geistesleben der Zukunft. Forschungen über Erweiterung der Thätigkeit des menschlichen Geistes und dessen Fortleben nach dem Tode. Leipzig, Schloemp. 8. 1 M. 50 Pf.

Wachenhusen, H., In der Nilbarke. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 19. April 1877.

Theodor von Schön.

Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. Erster Band. Halle, Lippert. Zweiter bis vierter Band. Berlin, F. Duncker. Mit Lithographien und Facsimiles. 1875—76. Gr. 8. 51 M. 50 Pf.

In Gustav Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ finden wir die gedankenreichen Sätze: „In dem unaufhörlichen Einwirken des Einzelnen auf das Volk und des Volks auf den Einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielseitiger und origineller die Individuen ihre Menschenkraft entwickeln, desto mehr vermögen sie zum Besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluß ist, welchen das Leben des Volks auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes.“

Nennt man die besten Beweise für diese Gegenseitigkeit, so muß der Name Theodor von Schön genannt werden; er ist ein echter Sohn der großen Zeit gewesen, die er durchlebt, und wiederum war es seine hervorragende Kraft, die mitgeholfen, dieser Zeit ihre leuchtenden Spuren zu weisen. Wir meinen, daß von einem solchen Manne nicht die Seiten in Geschichtswerken, nicht die Notizen im Conversations-Lexikon, ja nicht einmal seine eigenen Thaten, wie sie nach außen hin unserm Urtheile sich darbieten, genügende Kunde geben; unser lebhaftes Interesse gehört auch jenen innern Processen, die dem Wollen vorangehen, die zwischen Wollen und Handeln ihre Instanzen haben, und besonders von diesem Standpunkte aus haben wir freudig die Veröffentlichung der „Papiere“ Schön's begrüßt.

Wir haben zunächst darin gefunden, was wir eben angedeutet; dem Bilde Schön's, das uns schon lange bekannt, sind Züge hinzugefügt, die wesentlich zum Verständniß seiner Persönlichkeit beitragen. Dann aber bringt uns die wortgetreue Wiedergabe dessen, was Schön über sich selbst, über seine Zeit (seine 83 Lebensjahre umfassen eine große Spanne) und deren hervorragende Männer niedergeschrieben, ein geschichtliches Material, das immerhin hochbedeutend genannt werden muß, wenn auch der historischen Forschung noch übrigbleibt, zu sichten, wo die Subjectivität den Blick getrübt hat. Ueber das Menschliche kann kein Mensch hinaus; die Bilder, die sich auf unserer geistigen Netzhaut abspiegeln, werden alle mehr oder weniger in ihrer Färbung von unserer eigenen Art bestimmt; da, wo wir mithandeln, fühlen wir auch mit, und das beeinträchtigt unser wägendes Urtheil. Mag darum die historische Kritik in den Schön'schen Papieren Raum zu Fragezeichen finden, mag sie mit dem gewichtigen Rüstzeug der wissenschaftlichen Unparteilichkeit die Richtigstellung von manchem, worin Schön geirrt, unternehmen: darüber hinaus reicht die zweifellose Bedeutung der Persönlichkeit Schön's für unser Deutschthum und der noch schwerer wiegende Einfluß, den er in seinem engern Vaterlande Preußen geübt, und darüber hinaus reicht auch der Nutzen, den seine Aufzeichnungen für ein besseres und weiteres Verständniß des Geistes gewähren, der einst in den Marken Deutschlands der nationalen politischen Auferstehung voranging. Wir meinen überhaupt, daß der Werth der Memoirenliteratur sich auf die Einzeluntersuchung beschränkt und sich nicht so weit erstreckt, ein geschichtliches Gesammtresultat daraus zu schöpfen. Je näher die Aufzeichmungen Einzelner an die Gegenwart heranreichen, desto weniger vermögen sie den Eindruck des Gemeingültigen zu machen; zunächst wiederum weil wir in der größern Nähe besser im Stande sind, das Individuelle von dem Gemeinsamen zu scheiden, und außerdem weil die politische Geschichte sowol wie die Entwickelung des deutschen Geistes seit Friedrich des Großen Zeiten durch mannichfaltige ausführliche und populäre Werke nicht mehr nur Besitz besonders geistig Bevorzugter, sondern das Gemeingut der Gebildeten geworden ist. Aber zum Gewebe der großen Ereignisse, die sogar unsere Väter miterlebt, fehlt uns noch mancher Faden; nur diejenigen können ihn uns nachweisen, die mit am Webstuhl saßen, und Schön war der wichtigsten Weber einer.

Auf die Ausstellungen der historischen Kritiker kommen wir in der Folge zurück, aber nur andeutend, soweit es uns für die Werthschätzung der Schön'schen Papiere unumgänglich nothwendig erscheint; zunächst ist unsere Absicht, die vor uns liegenden vier Bände ihrem Inhalte nach zu beleuchten, um ihnen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu gewinnen.

Der Herausgeber, ein Sohn Schön's, ist mit fast zu weit getriebener Selbstlosigkeit verfahren; er enthält sich jedes Commentars, die Documente sollen für sich selbst sprechen, und so ergänzen nur kurze Anmerkungen hin und wieder den Text. Wir vermissen jede Bezugnahme auf schon bekannte Schön'sche Publicationen; dagegen ist die verständnißvolle chronologische Reihenfolge der Papiere, die uns die Entwickelung und Thätigkeit Schön's im Zusammenhang mit dem Gange der Zeit bringt, anzuerkennen.

Ein Briefwechsel Schön's mit Eichendorff führt uns in die Denkwürdigkeiten ein; er läßt gewissermaßen die Gesinnung erkennen, in der Schön an die Herausgabe seiner Papiere gedacht. Schön hatte das einundachtzigste Lebensjahr erreicht, als er zu dem Entschlusse gekommen war, seine Papiere einem Biographen anzuvertrauen; er fragt bei Eichendorff an, ob er Varnhagen von Ense für den richtigen Mann dazu halte. In der Antwort Eichendorff's fällt uns auf, daß er erklärt, er kenne Varnhagen „gar nicht" und auch seine Schriften zu wenig, um seine Persönlichkeit mit gewissenhafter Sicherheit beurtheilen zu können — im Jahre 1854, also in einer Zeit, in der die glänzendsten biographischen Skizzen Varnhagen's schon längst erschienen waren, in einer Zeit, in der man kaum schon über den Rahel'schen und Varnhagen'schen Kreis zur Tagesordnung übergegangen war, klingt das, von Eichendorff geschrieben, recht eigenthümlich. Uebrigens empfiehlt er Varnhagen; Bedenken, denen Schön Ausdruck gibt: ob das Erscheinen seiner Biographie bei seinen Lebzeiten denn wirklich rathsam sei, weiß er zu beschwichtigen, und so wendet sich denn der alte Minister in der That mit dem Antrage an Varnhagen. Mit diesem war er früher schon in Briefwechsel gewesen; nachdem dessen Lebensbild Bülow's von Dennewitz erschienen, hatte er an ihn geschrieben:

> Der Verfasser des „Hans von Held" — die erste Biographie in dieser Zeit — hat sich in Bülow bewährt, und das Vergnügen, welches ich beim Lesen dieses Buchs hatte, war so lebhaft, daß ich es äußern muß. Wären Sie doch nicht ein abhängiger Mann! Ich schickte Ihnen alle meine Papiere und erklärte öffentlich den für einen H........, der sich außer Varnhagen von Ense unterstände, über mich etwas drucken zu lassen.

Varnhagen verwahrt sich wegen seiner Abhängigkeit in einem Antwortschreiben, und nun fragt Schön in einem hochinteressanten Briefe *) an, ob er mit der Abfassung seiner Biographie sich betrauen wolle. Auch ihm legt er die Frage vor:

> Ist es nicht Selbstsucht, also Unlauterkeit, wenn ich dem Verlangen meiner Freunde nachgebe und Vorkehrungen zu einer Biographie von mir treffe? Mögen die Thaten reden. Mag die Folge des Edicts vom 9. October 1807, mag die Landesbewaffnung im Jahre 1813, mögen die 400 neuen Elementarschulen in Westpreußen, mögen die Heerstraßen durch das ganze Land, mögen die Hunderte von im Besitz erhaltenen Landgutsbesitzern, mag die Kunstakademie in Königsberg und vor allem, mag „Marienburg" sprechen. Wie kann da noch erst der todte Buchstabe sich geltend machen wollen?

Varnhagen antwortet darauf:

> Eure Excellenz sind nicht nur berechtigt, Sie sind verpflichtet, der Welt den Einblick in Ihren Lebenslauf und Ihre Staatsthätigkeit zu gewähren.

Der ihm gestellten Aufgabe will er erst näher treten, wenn er Einsicht in die Papiere Schön's genommen. Dieser ist hiermit einverstanden, er wünscht, daß seine Person nur wie eine „Gestalt" erscheine, an welcher die Thatsachen aufgestellt werden. Den verworrenen, durcheinandergemengten Haufen seiner Papiere zu ordnen, kann er aber einem Manne, welcher „durch seine Geistesproducte ausgezeichnet vor der Welt steht", nicht zumuthen, er will also den chaotischen Berg selbst sichten, sodaß derjenige, welcher zum Werke schreitet, mit Leichtigkeit sich ein Bild zu machen im Stande sein wird.

Varnhagen hat die Papiere nicht erhalten; am 23. Juli 1856 starb Schön, und Varnhagen schreibt den 26. Juli darüber in seine Tageblätter:

> Die Abendzeitungen bringen die Nachricht vom sanften Tode des Staatsministers von Schön am 23. Juli auf Preußisch-Arnau. Die Versorgung seiner Papiere hat er so lange aufgeschoben, daß nun die Regierung sie wol übernehmen, d. h. die Papiere im Archiv vergraben wird, bis aller Lebensreiz in ihnen geschwunden ist. Sein Tod betrübt mich, er gehört jedenfalls unter die ausgezeichnetsten Männer Preußens, unter die Männer Kant'scher und Fichte'scher Bildung.

Das also ist die Vorgeschichte der Schön'schen Papiere, die endlich an das Licht der Literatur getreten sind; schon der viele Staub, den sie aufgewirbelt, spricht für ihre Bedeutung. An ihrer Spitze finden wir eine „Selbstbiographie", die von 1775—1823 hineinreicht — wann Schön sie niedergeschrieben, läßt sich nur muthmaßen; es sprechen aber verschiedene Data, von Maurenbrecher **) geistreich zusammengestellt, dafür, daß es ungefähr 1838 geschehen sein muß; jedenfalls zeugen der Stil und die Darstellung von ungeschwächter geistiger Frische, die Schön übrigens bis zu seinem Tode sich bewahrt hat.

Wir entnehmen der „Biographie" die äußern Momente seines Lebens und Entwickelungsgangs. Am 20. Januar 1773 wurde er geboren; der Vater war ein gebildeter Mann, ein Freund Kant's, die Mutter eine edle, gottesfürchtige Frau. Noch nicht volle 16 Jahre alt, wurde er Student; Kant bestimmte seine Collegia, und schon in dieser Zeit wurde der Grund zu der ausgesprochen philosophischen Art Schön's gelegt, deren Mangel bei andern ihn oft ungerecht sein ließ, weil er ihn als einen Cardinalfehler für einen Staatsmann betrachtete. Damals begann auch schon sein Verhältniß zu dem königsberger Nationalökonomen Kraus, den er später seinen „herrlichen Lehrer" nannte. Nach dem ersten Universitätsjahre entschloß er sich, Richter zu werden:

> Die Pandekten sprachen mich zwar an, aber die spätern Gesetze und insbesondere der grelle Formalismus führten mich dabei allmählich mehr zur Philosophie, und ich faßte im dritten Universitätsjahre den Entschluß, mich als Staatsmann auszubilden. Kraus war mein großer Lehrer; er erfaßte mich ganz, und ich folgte ihm unbedingt.

*) Vgl. „Gegenwart", Jahrgang 1872, Nr. 30 u. 31.

**) „Grenzboten", Jahrgang 1875, Nr. 18.

Nach beendeten Studien stellte er sich dem damaligen königsberger Oberpräsidenten von Schrötter zur Disposition und trat 1793 als Referendar in die dortigen Regierungsgeschäfte ein. In jene Zeit fällt seine Bekanntschaft mit Johann Gottlieb Fichte, der einen großen Einfluß auf ihn gewann:

Durch meinen Umgang mit Fichte in Königsberg wurde mir zuerst der Blick nach oben geöffnet und Fichte's Umgang legte darin bei mir eine solche Basis, daß die Richtung, bei jeder Sache den höhern Gesichtspunkt zu finden und zu halten, wol durch mein ganzes Leben geht.

Es bewahrheitete sich dies schon in seiner Jugend; das gewöhnliche Beamtengetriebe konnte ihm nicht lange zusagen; als er im Jahre 1796 Kammerassessor geworden, unternahm er eine politisch-staatswissenschaftliche Tour durch die preußischen Provinzen. Wir begegnen hier interessanten Notizen über die provinziellen Eigenarten; als besondern Erfolg der Reise läßt sich die erste Anregung zur Einführung edler Schafzucht in Preußen bezeichnen. Zwei Jahre später unternimmt Schön eine Reise nach England, und der zwölfmonatliche Aufenthalt in diesem Lande war von den tiefgehendsten Wirkungen. „Nur so viel, daß England mir in Beziehung auf Staat, Justiz und Finanzwesen größtentheils das vor Augen stellte, was die Wissenschaft bis dahin mir gezeigt hatte. Durch England wurde ich erst ein Staatsmann.“

Nach der Rückkehr arbeitete er ein Jahr als Kriegs- und Domänenrath in Bialystock (Ostpreußen) und wurde dann in das Generaldirectorium nach Berlin berufen, wo er bis zum Jahre 1806, der Zeit, in der das Directorium nach Königsberg verlegt wurde und der König in Memel weilte, thätig war. Hier beginnt seine Bekanntschaft mit Hardenberg und Stein. Im Jahre 1805, als es sich darum handelte, in Gemeinschaft mit Oesterreich zum Kriege gegen Frankreich zu rüsten, brachte letzterer die Papiergeldfrage aufs Tapet, in der Schön Gelegenheit hatte, seine staatswissenschaftlichen Kenntnisse hell leuchten zu lassen. Schön schreibt: „Papiergeld war gewissermaßen Ehrensache für Stein geworden“; er setzte es durch, daß im Jahre 1806 realisirbare Tresorscheine ausgegeben wurden. Die Freunde Stein's wollen nicht die alleinige Autorschaft dieser Maßregel, die sich als verkehrt herausgestellt und in Schön ihren Gegner gefunden hatte, auf dem großen Manne ruhen lassen. Wir glauben jedoch aus Schriften und Gegenschriften mit Sicherheit herausgelesen zu haben, daß von Stein der Vorschlag, Papiergeld zu schaffen, thatsächlich ausging; er war es auch, der den König und das Ministerium dafür stimmte. Sein scharfer Opponent in dieser Frage war Schön, der mit seinen umfassenden volkswirthschaftlichen Kenntnissen und seiner großen Belesenheit in der einschlägigen Literatur die Stein'schen Ansichten als verderblich nachwies. Aber auch Stein war sich der Gefahr seines Vorschlags bewußt, das geht klar aus einem Briefe, den er an Schön schrieb, hervor*):

Habt Ihr andere Mittel bei Krebs und Brand als Schnitt, Schierling und Höllenstein, so sagt sie — Papier ist Uebel, und gewaltsame Maßregeln, um Metall zu erpressen, sind auch ein Uebel, aber der gegenwärtige Zustand der Dinge ist noch ein größeres, und seine Dauer wegen der Folgen das allergrößte. Wer würde Friedrich dem Großen Vorwürfe machen, daß er schlechte Münze schlug, da dieses eine unerlaßliche Bedingung der Erhaltung seiner Staaten war. Papier ist nur im Uebermaß nachtheilig, und auch die Maßregel der übermäßigen Papieremission läßt sich nicht tadeln, wenn man es als Mittel ansieht, den langen Kampf gegen die Uebermacht zu kämpfen.

*) Pertz, „Stein“, I, 505.

Daß Schön mit seiner Beurtheilung dieses Finanzplans im Rechte war, beweist das Resultat. Von den im Jahre 1806 ausgegebenen Tresorscheinen waren im Jahre 1810 nur noch 1,700000 Thaler im Umlauf, ein Beweis, daß man gerade in den schlimmsten Jahren mehrere Millionen in baarem Gelde hatte einlösen müssen, oder statt baaren Geldes empfangen hatte.

Der scharfe Kritiker Theodor von Schön's, der Archivrath Dr. Max Lehmann, hat in der Schön'schen Beurtheilung des Vorschlags von Stein eine gewisse Scheelsucht zu sehen geglaubt; wie wir aber überhaupt gefunden, daß in Lehmann's vielfach verdienstvollem Buche: „Knesebeck und Schön“ gegen diesen eine zu harte Kritik geübt wird, so ist es auch in dieser Frage; nur verschiedene Ansichten standen sich gegenüber, durchaus nicht die Persönlichkeiten Schön und Stein. Kaum hatte jener die Stein'sche Idee verurtheilt, so versichert er: „Doch gehörte Stein unbedingt zu dem sehr kleinen Theile der Mitglieder des Generaldirectorii, welche ausgezeichnet dastanden und sich über den gemeinen Schlendrian erhoben.“

Es ist kaum nothwendig hervorzuheben, daß nur nach sorgfältigster Prüfung und gestützt auf all das vorhandene Material eine Correctur des geschichtlichen Ruhmes Stein's, den die Ausführungen Schön's allerdings bedeutend erschüttern, zulässig ist. Wir trauen uns diese Prüfung nicht zu, aber so viel dürfen wir behaupten: gleichzeitig mit Stein war Theodor von Schön ein bedeutender Mann, und — die Sonne hat ihre Flecken, warum soll Stein nicht seine Fehler gehabt haben? Wenn Schön gewissermaßen als Augen- und Ohrenzeuge uns von Vorgängen berichtet, in denen Stein gefehlt, weshalb soll sich daraus sein Neid und seine Eitelkeit ergeben? Ist doch die Geschichte nicht eine Arena für subjective Empfindungen, und außerdem lesen wir in den Schön'schen Papieren oft genug die reinste Bewunderung für Stein's ausgezeichnete Eigenschaften.

Dessen schlechtes persönliches Verhältniß zu König Friedrich Wilhelm III. ist bekannt, ebenso, daß Stein's Entlassung (1806) darauf zurückzuführen ist. Schön berichtet in der „Selbstbiographie“ sehr einfach darüber; in einer biographischen Skizze über Stein, die Schön mit den Worten beginnt: „Stein war ein großer Mann“, versichert er ausdrücklich: „Ueber Staatsgrundsätze und eigentlich über Staatseinrichtungen ist Stein mit dem Könige niemals in Differenz gekommen, aber gegen die Cabinetsregierung, wie sie damals bei uns war, trat er auf.“ Der üble Empfang, den er dem General von Köckeritz bei einem Auftrage des Königs zutheil werden ließ*), war die letzte Veranlassung zu der Cabinetsordre vom 3. Januar 1807, die Stein's Entlassung definitiv aussprach. Dieser sagt in seiner „Selbstbiographie“**) über seinen damaligen Austritt: „Krankheit und tiefer Unwillen gegen die Urheber des befolgten, so unheilbringenden Systems hatten mich überhaupt sehr verstimmt und erbittert“,

*) „Zu Schutz und Trutz am Grabe Schön's“. Von einem Ostpreußen.
**) Pertz, „Stein“, VI, 162.

und bestätigt hiermit nur Schön's Annahme von kleinlichen Streitigkeiten. Trotzdem wird Schön bei dieser Darstellung beschuldigt *): er habe seine Leser nur in die erforderliche Stimmung für die Betrachtung des Stein'schen Ministeriums von 1807 und 1808 versetzen wollen, auf daß sein (Schön's) Antheil an dem berühmten Gesetz vom 9. October 1807, dem Aufhören der Erbunterthänigkeit in Preußen, ein größerer werde.

Schön schildert in der „Selbstbiographie" die Genesis dieses inhaltschweren Gesetzes, das er die Habeas-Corpus-Acte des preußischen Staats nennt, in sichtlich gehobener Stimmung. Er berichtet, daß schon in der Jünglingsbrust die Vernichtung der Sklaverei als Gedanke in ihm geglüht. Kaum nach Berlin gerufen, schrieb er einen Aufsatz darüber für Klein's „Annalen"; jede Gelegenheit nahm er wahr, um amtlich und außeramtlich die Greuel der Sklaverei zu schildern, aber — so klagt er —: „ich sprach Arabisch zu Leuten, die kein Wort davon verstanden und es nicht verstehen wollten". Er trägt Hardenberg seine Idee vor — und wird damit abgewiesen; „man wußte im Jahre 1807 in Deutschland überhaupt nur sehr wenig vom Volke und unveräußerlichen Menschenrechten". Es kam die verlorene Schlacht von Friedland; Hardenberg mußte auf Napoleon's Wunsch entlassen werden, Stein wurde als Premierminister zurückgerufen — da, in der Zeit des tiefen Falles, hoffte Schön der Welt zu zeigen, „daß wir bei aller Erniedrigung werth wären, ein Volk zu sein". Der König hatte ein Conseil gebildet, das zunächst aus Stägemann, Klewitz, Beyme und Schön bestand; ihm überreichte der letztere bei passender Gelegenheit ein Gutachten: „die Erbunterthänigkeit, dieser Greuel unsers Staats, müsse vernichtet werden, und ein proclamirter freier Gebrauch des Grundeigenthums würde die materiellen Interessen hinreichend fördern".

In tiefem Seelenschmerze hatte Schön dies Schriftstück verfaßt; während der Arbeit war ihm die Nachricht geworden, daß seine Frau „der Engel, der ihn umschwebte", in Königsberg im Sterben liege; das Gutachten aber mußte gegeben werden; die Gelegenheit ging sonst vorüber, und in gewaltsamer Fassung schrieb der traurige Mann weiter — nach dem letzten Worte reiste er ab und fand seine Frau als Leiche.

Das Gutachten aber erhielt im Conseil allgemeine Zustimmung, der König genehmigte die Vorschläge; doch Schön hatte nun nicht mehr die Kraft, das Gesetz zu concipiren; die Herzenswunde nagte zu tief. Stägemann verrichtete diese Arbeit, der König vollzog das Gesetz, Stein, der unterdeß auch nach Memel gekommen war, contrasignirte es, und so war das geschehen, wovon Schön sagt:

> Alles andere, was ich im Leben that, ist nichts gegen die Lebendigwerdung der Idee der Freiheit. Es ist nur Folge der einmal ins Leben getretenen Idee, mit der natürlich das Bild des Königs um so höher zu stehen kam, weil er von nun an nicht mehr König von Sklaven, sondern freier Menschen war.

Nicht zu verkennen ist, daß Schön sich durch diese Darstellung nicht nur als Vater des bedeutungsvollen Edicts zu erkennen gibt, sondern daß er auch Stein eine sehr untergeordnete, wenn nicht schlimme Rolle („sein Ehrgeiz zeigte ihm die Gloire, die für ihn entstehen würde") dabei spielen läßt und, einige Andeutungen ausgenommen, überhaupt verschweigt, wie lebendig die ihm zu Grunde liegende Idee schon geäußert und vertreten worden war. Und doch ist historisches Factum, daß diese freiheitlichen Intentionen schon von den Vorgängern Friedrich Wilhelm's III. gehegt worden waren, daß dieser mit Fug und Recht an den Minister Schrötter am 23. August 1807 in einer Cabinetsordre schreiben durfte: „Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit ist seit meinem Regierungsantritt das Ziel gewesen, wonach ich unverrückt gestrebt habe" *), und daß sowol der damalige Kammerpräsident von Auerswald als auch Stein selbst nicht nur eingenommen von demselben freiheitlichen Gedanken waren, sondern auch mehrfach in der Lage sich befunden hatten, ihn zu bethätigen. **)

Diese Modification, die gewissermaßen das Ideale angeht, muß sich also die Schön'sche Darstellung gefallen lassen; die äußere Entstehungsgeschichte aber vermochte niemand so genau zu schildern als er, und es ist kein Grund vorhanden, ihm nicht Glauben zu schenken. Die darauf bezüglichen Acten befinden sich leider in ganz verstümmeltem Zustande, und was Pertz aus dem Nachlasse Stein's darüber mittheilt, ist diesem nur aus der Entfernung zur Kenntniß gekommen. Thatsache ist, daß Stein bei seiner Ankunft in Memel 1807 das Gesetz fertig vorgefunden, dann aber zwei wichtige Aenderungen darin vorgenommen hat. ***)

Im weitern Verfolge der „Selbstbiographie" finden wir nun eine Schilderung des Sommers 1808, von dem Schön sagt: „Es war ein allgemeiner Eifer des Bessermachens und Besserwerdens, damit man wieder eines bessern Schicksals würdig würde."

Der Charakteristik Stein's, die sich in diesen *Blättern* eingestreut befindet, wollen wir nicht näher treten, wir haben darüber oben schon unsere Ansicht ausgesprochen. So wenden wir uns bald dem „Stein'schen Testamente" zu, von dem dann in den Blättern die Rede ist, und vervollständigen die hier gegebenen Mittheilungen über diese interessante Angelegenheit durch Material aus den andern Bänden der „Papiere".

Stein mußte abermals, diesmal auf Napoleon's Betreiben, die preußischen Dienste verlassen; vor seinem Scheiden aber forderte Schön ihn auf, seine Ideen in der Form eines politischen Testaments dem Könige mitzutheilen. Schön äußert:

> Wäre das, was im Plane lag, aus seiner Seele gekommen, so hätte Stein dies politische Testament bei der Schärfe seiner Gedanken am besten selbst aufstellen können; dies war aber nicht der Fall, und um die Sache zu Stande zu bringen, übernahm ich es, mit Ausnahme des Punktes über Kirche und Schule, bei welchem Nicolovius bereitwillig Beistand leistete, die Sache zu machen.

Im Jahre 1840 schreibt dann Schön an den König:

> Zufällig habe ich unter meinen Papieren noch das Originalconcept jenes Testaments, wie es von mir entworfen und von meiner Hand geschrieben ist, gefunden, und zum Beweise der Echtheit habe ich das Facsimile mit allen Correcturen machen lassen —

*) Max Lehmann, „Knesebeck und Schön", S. 104.

*) Aus dem geheimen Staatsarchiv: „Die Kurmark Brandenburg von 1806—1808", I, 634. (Bassewitz.)

**) Lehmann, a. a. O., S. 108 u. 111 fg.

***) Maurenbrecher, a. a. O.

und legt das Facsimile wirklich bei. Der äußere Vorgang dieser Angelegenheit ist also außer jedem Zweifel; aber was den Inhalt des Testaments betrifft, darf man zwei Denkschriften Stein's vom 27. April 1806 und vom Juni 1807 nicht vergessen *), die dem Geiste nach das Wesentliche des spätern Testaments enthalten.

Schön hat bei verschiedenen Gelegenheiten Stein's Bedeutung und dessen Einfluß auf ihn selbst ungleich eindringlicher betont, als das aus seinen Denkwürdigkeiten hervorgeht, und man kann sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die Verstimmung, in der er sich bei ihrer Abfassung befand, seine Erinnerungen mannichfach beeinflußt hat. Es gilt das auch für seine Beurtheilung Hardenberg's. Im Ministerium Altenstein hatte Schön die staatswirthschaftlichen Angelegenheiten geleitet; als man seine Selbständigkeit beschränkte, bat er um seine Entlassung und zugleich um die Präsidentenstelle in Gumbinnen. Seine Wünsche wurden ihm gewährt, und somit begann seine leitende Wirksamkeit in der Provinz Preußen, nach unserer Meinung die fruchttragendste Entfaltung seiner hochbedeutenden Fähigkeiten. Einem Rufe Hardenberg's, der ihn, wieder an die Spitze der Staatsgeschäfte getreten, für diese gewinnen wollte, leistete er nicht Folge; er blieb in Gumbinnen und gibt uns von dort hochinteressante Details über den Zug der französischen Armee nach Rußland und später auch über den Rückzug der ordnungslosen Trümmer. Napoleon selbst kam damals (1812) nach Gumbinnen, und Schön berichtet über sein Zusammentreffen mit ihm:

Die ersten Worte, welche er an mich richtete, waren nach der Frage: ob ich der Präsident sei, welcher Unterschied zwischen einem Präsidenten hier und einem Präfecten in Frankreich wäre? Ich bezeichnete ihm den Präsidenten als den Repräsentanten mehrerer Ministerialdepartements in der Provinz, wobei ihm die Verbindung der Finanzen und des Cultus auffiel, und dagegen beschränke sich der Wirkungskreis des Präfecten nur auf das Ministerium des Innern. Er fragte ausdrücklich, ob ich mit dem auswärtigen Departement nichts zu thun habe. Darauf ging er in die Geschichte von Preußen über, fragte nach mehrern Umständen über die Eroberung des Landes von seiten des Deutschen Ordens, und behauptete, daß die alten Preußen Slawen gewesen sein müßten. Dem erlaubte ich mir nun gänzlich zu widersprechen. Der Kaiser wollte seine Meinung nicht fallen lassen und verwies mich am Ende auf die Landkarte, wo die Lage des Landes den Beweis für seine Meinung gebe; ich wiederholte, daß unsere Nachrichten das Gegentheil ergeben, und daß die alten Preußen ein von den Slawen ganz verschiedener Urstamm gewesen wären. Napoleon hatte ich mir ganz anders vorgestellt, als er mir in den drei Stunden, in denen ich Audienz hatte, erschien. Von schroffem, abgeschlossenem, gebieterischem, nur befehlendem Wesen fand ich keine Spur. Er ging auf jede Sache ein und zwar mit großem Scharfsinn, er nahm Einwendungen an, und das Gespräch mit ihm ging in den Ton einer Conversation über. Die Bemerkungen über unsere Landeseinrichtungen waren scharfsinnig und treffend, und die Darstellung seiner Gedanken hatte die Art einer gebildeten Sprache.

Es brach nun die große, inhaltschwere Zeit heran, die mit der Befreiung von dem französischen Joche endete. Die französische Armee in Rußland war vernichtet, die York'sche Convention hatte sich vollzogen; überall glühten und gärten die Gemüther, es sehnte sich der langgenährte und gewaltsam zurückgehaltene Haß nach Thaten. Stein befand sich an der Seite des Kaisers von Rußland, dicht an der Grenze Preußens und hatte Schön in Gumbinnen besucht. Wir finden an dieser Stelle der „Selbstbiographie" den auch schon an anderer Stelle reproducirten Brief Schön's an den Historiker Schlosser, in dem er über die damaligen Vorgänge berichtet, ebenso einen Brief an den Tribunalrath Professor Dr. Simson zu Königsberg. Wiederum müssen wir erwähnen, daß wir historische Kritik nicht üben wollen. Die Wirksamkeit Stein's, Scharnhorst's, des Grafen Ludwig Dohna und — Schön's zu sichten, ist eine überaus schwierige Aufgabe; wir halten uns an ein Wort Treitschke's, der von den Patrioten des Jahres 1813 sagt: „Sie wollten alle dasselbe, aber jeder auf andere Art."

Es ist wol unzweifelhaft, daß der damalige Aufschwung in Ostpreußen seinen Anfang genommen, es erklärt sich das aus verschiedenen Gründen; Schön aber geht in seinem freudigen Stolze auf die Heimatsprovinz noch einen großen Schritt weiter: auch die Errichtung der Landwehr ist nach seiner Auffassung als eine ostpreußische Idee zu bezeichnen, und das bedeutet unleugbar eine einschneidende Verminderung der Verdienste Stein's und Scharnhorst's. Es sind die Acten in dieser Frage noch nicht geschlossen, aber daß Schön in seiner Liebe zur Heimatsprovinz bei dieser Gelegenheit ungerecht wird gegen Stein und Scharnhorst, erscheint sehr wahrscheinlich. Viel Neues und Wahres berichtet er uns jedenfalls. Documente von hoher Bedeutung sind seinen Denkwürdigkeiten als Anlagen beigefügt; die geistreiche Diction, die schwungvolle Kraft seiner Darstellung fesseln uns eindringlich, und als nicht den geringsten Werth der Veröffentlichung seiner „Papiere" betrachten wir, daß gerade dadurch die kritische Untersuchung jener umgestaltenden Vorgänge wieder in Fluß gekommen ist.

Schön stand unbestritten mit an der Spitze der Bewegung; viele ihrer Fäden laufen direct in seine Hand. Abermals wurde ihm ein Ministerposten angeboten; er erwiderte, daß er glaube, in der Provinzialadministration nützlicher sein zu können. Unterdeß hatten die Ereignisse ihren Fortgang genommen, die Schlachten bei Görschen und Bautzen waren verloren worden, Oesterreich aber war der preußisch-russischen Coalition beigetreten. Schön meinte nun der guten Sache in der Nähe des Kriegsschauplatzes nicht mehr dienen zu können; er ging nach Gumbinnen zurück, wurde 1816 als Oberpräsident von Westpreußen berufen, und 1824 zum Oberpräsidenten der ganzen Provinz Preußen ernannt.

Es folgen kurze Andeutungen, wie er sein Wirken in dieser bedeutungsvollen Stellung auffaßte. Zunächst handelte es sich ihm darum, aus Sklaven und Slawen Menschen und Deutsche zu bilden, und darum wandte er die eifrigste Fürsorge der Volksschule (es wurden in etwa drei Jahren 400 neue Elementarschulen in Westpreußen errichtet) zu. Dann aber war die Mehrung der Bevölkerung und die Hebung des Wohlstandes von hoher Wichtigkeit, und für diesen Zweck war der Bau von Chausseen vor allem nöthig. Außerdem schenkte er von jetzt an sein thatkräftiges Interesse dem Wiederaufbau des marienburger Schlosses, dem ehrwürdigen Sitze der ehemaligen Hochmeister des Deutschen Ordens, auf daß man einsehe: „daß es außer dem physischen Leben und Erwerben und Wissen, und Herrschen und Glänzen noch etwas Höheres gibt".

*) Maurenbrecher, a. a. O.

Andeutungen über die traurigen Strömungen in den Regierungskreisen nach den „großen Jahren" bilden den Schluß der „Selbstbiographie".

Wir haben mit ihrer ausführlichen Beleuchtung zugleich den wesentlichsten Inhalt der Schön'schen „Papiere" berührt, fortan können wir kürzer sein. Der erste Band bringt in seinem zweiten Theile als „Anlagen" eine Anzahl von Actenstücken, Cabinetsordres und Briefen, von denen manches allerdings unwesentlich erscheint, anderes aber von historischer Bedeutung ist, und wieder anderes zu eingehender Charakteristik Schön's Material bietet. Wir erwähnen hieraus die oben schon citirte biographische Studie Schön's über Stein, weil die darin enthaltene Beurtheilung des Reformators von Preußen die schärfsten Angriffe erfahren hat. Gewiß läßt sich manches gegen die Schön'schen Ausführungen einwenden, aber unbedingt muß man die logische Klarheit seiner Begründung, sein geistreiches Reflectiren bewundern, und bei der historischen Würdigung Stein's darf die Schön'sche Studie wol keinesfalls übersehen werden. Interessant ist, was Alexander von Humboldt an den Oberburggrafen von Brunneck am 18. April 1855 darüber schreibt:

> Ich trenne mich spät erst von dem Kleinod, theuerste Excellenz, was ich Ihrem mir so theuern Wohlwollen verdanke. Ich stimme ganz überein mit der Schilderung des philosophischen, an Geist- und Ausbildung dem Geiste des Freiherrn von Stein weit, weit überlegenen Biographen.

Der zweite Band tritt als „Anhang zum ersten Theil" vor uns. Er enthält einige Aufsätze, hauptsächlich aber Briefe. Besonders interessant sind die täglichen Notizen Schön's „vom Ende des Jahres 1808 bis zu Anfang des folgenden". Auch finden wir hier den von Schön verfaßten Bericht der Immediatcommission, der dem Gesetze vom 9. October 1807 voranging. Die Bearbeitung von Lauderdale's „Political Oeconomy" beweist, welch ernste Studien Schön in der Volkswirthschaft gemacht. Wird man auch nicht allen seinen Resultaten beistimmen, regt auch mancher Satz zur Polemik an, so wird doch keinesfalls die wissenschaftliche Behandlung der Materie bestritten werden können, und nicht nur Schön's klares Verständniß der einschlägigen Literatur, besonders Adam Smith's, geht daraus hervor, sondern sein auch nach dieser Richtung hin productiver Geist. Für die deutsche Uebersetzung des Uwarow'schen Buchs: „Stein und Pozzo di Borgo", die unsers Wissens nach das erste mal vollständig veröffentlicht wird und von der Schön sagt: „ohne eine Lebensbeschreibung zu geben, hebt Uwarow von beiden Männern das heraus, was ihre Größe bildet, und diese Aufgabe löst er so vollständig, daß man diese Männer vor sich stehen und handeln sieht" — haben wir ebenfalls dankbar zu sein. Eine Correspondenz zwischen Schön und Gervinus, die den Schluß des Bandes bildet, ist besonders für die Charakteristik des letztern werthvoll.

Im dritten Bande erwartet uns eine zweite Selbstbiographie; Schön persönlich hat sie mit „Selbstbiographie II" bezeichnet und angeführt, daß sie im Jahre 1844 entstanden. Sie beginnt eigentlich mit dem Beziehen der Universität 1788, der Herausgeber aber theilt sie, um Wiederholungen zu vermeiden, erst vom Jahre 1813 an mit, und außerdem sehen wir, daß er diesmal eine bestimmte Kritik geübt und nur so viel veröffentlicht hat, „als dies für jetzt zulässig". Aus den Jahren 1813—16 lesen wir ausführlichere Berichte über die Kriegsereignisse und das Wirken Schön's als Präsident. Neues tritt uns hier nicht entgegen, es ist die gedankenreiche Darstellung im allgemeinen, die uns fesselt. Nicht allgemein bekannt wird ein Plan Friedrich Wilhelm's III. zu einer zweiten Ehe sein, von dem Schön uns erzählt. Die Prinzessin Luise von Radziwill hatte ihn rufen lassen:

> Sie sagte mir, sie habe einen Auftrag vom Könige für mich. Nach einer so glücklichen Ehe, welche Er mit der verstorbenen Königin geführt habe, wäre Ihm sein einzelnes Leben zur Last. Um Seiner Ruhe willen habe Er die Absicht, sich wieder zu verheirathen, aber das Bild der verstorbenen Königin auf dem Throne solle dadurch ungeschwächt bleiben. Er wolle eine Ehe zur linken Hand mit der Tochter eines französischen Grafen, der den Bourbons immer treu geblieben sei und jetzt französischer Gesandter in Dresden wäre, eingehen. Sie würde abgesondert von der königlichen Familie allein für den König leben. Sie sei zwar katholisch, aber ihre Confession würde keinen Einfluß auf den König haben. Der König habe zwei Männer ausgesucht, deren Meinung Er darüber haben wolle, ob Er die Ehe, ohne daß auch nur entfernt ein Nachtheil für das Land daraus erfolgen dürfe, eingehen könne. Diese Männer wären Gneisenau in Beziehung auf die bewaffnete Macht, und ich in Beziehung aufs Volk.

Schön sowol wie Gneisenau entschieden wider diese Ehe, und der König stand nach hartem Kampfe davon ab. „Seit dieser Zeit", bemerkt Schön, „war das Benehmen des Königs gegen mich, obgleich ich hatte Werkzeug zu seinem tiefen Schmerz sein müssen, mehr annähernd als früher." In die Jahre 1816 und 1817 fällt auch der Anfang des nahen Verhältnisses zu dem damaligen Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm IV., und bei dieser Gelegenheit wollen wir Schön's Freundschaft zu Niebuhr erwähnen, der er mehrfach beredtesten Ausdruck gibt. Niebuhr stand damals in freundschaftlichen Beziehungen zum Kronprinzen; für sein Wesen ist sehr bezeichnend, was Schön mittheilt:

> Niebuhr in seiner hohen Gewissenhaftigkeit stellte die Frage: ob wir wol recht thäten, uns unserm Kronprinzen so gern zu nähern als wir es thäten; ob wir, wenn er einfacher Privatmann und nicht unser künftiger König wäre, ebenso gesinnt gegen ihn sein und ebenso wie jetzt gegen ihn handeln würden? und wir waren einig, daß die Person des Kronprinzen in jedem Stande ein durch Intelligenz, Witz und reines Gemüth so interessantes Wesen sein würde, daß wir uns ihm gern nähern würden.

Im Jahre 1824 wurde, wie schon bemerkt, Schön Oberpräsident von ganz Preußen und siedelte nach Königsberg über. Fortan gehört seine Thätigkeit fast uneingeschränkt dieser Provinz, zugleich nimmt er aber fortwährend den regsten geistigen Antheil an der Entwickelung der innern Politik seines Vaterlandes. Sein scharfer Geist sieht klar und deutlich den Verfall, er trauert mit dem Volke über die getäuschten Hoffnungen; doch unerschüttert glaubt er an die Macht der Idee; sie wird recht behalten trotz aller Finsterlinge. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's III. ernannte ihn dessen Nachfolger zum Staatsminister und verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden. In lebendigsten Farben wird uns der bekannte königsberger Huldigungslandtag vom Jahre 1840, auf dem die preußischen Stände, gemäß der Zusage des

vorigen Königs, allgemeine Landesrepräsentation erbaten, geschildert. Das Auftreten des Königs findet Schön's Bewunderung: „Der König ist liberaler als ich bin", äußerte er damals zu Alexander von Humboldt; aber an seiner Seite war schon sein „Mephisto", der Minister von Rochow, und es kam die Cabinetsordre vom 4. October, in welcher der König seine vielverheißende Antwort auf die Vorstellung der preußischen Stände gewissermaßen widerrief. Als „Wendepunkt in der Meinung über unsern König" bezeichnet Schön dies unselige Actenstück. Kurze Zeit darauf schrieb er seine Broschüre: „Woher und Wohin, oder der preußische Landtag im Jahre 1840".

In den „Anlagen" zu dem dritten Bande wird uns diese Denkschrift mitgetheilt; sie war ausschließlich für den Verfasser gedruckt und nur für den König und als Geschichtsurkunde bestimmt. Er entwickelte darin in seiner überzeugenden Weise, wie das System der Bevormundung und der Beamtenwillkür unvereinbar sei mit dem Geiste, den die Zeit im Volke großgezogen, und unvereinbar auch mit jedem Fortschritte in der Cultur — dringend rieth er zur Umkehr. Als der Polizeiminister von Rochow sich dieser Angelegenheit bemächtigte, stellte Schön am 27. December 1840 dem Könige seine Entlassung anheim.

So weit wird uns die „Selbstbiographie II" mitgetheilt; die weitern Ereignisse bis zu Schön's wirklichem Abschiede (3. Juni 1842) können wir den zahlreichen, theilweise hochinteressanten Briefen entnehmen, die in den „Anlagen" enthalten sind. Die Zustände spitzten sich immer mehr und mehr zum Unerträglichen zu; Schön sah ein, daß seine Anschauungen in so grellem Widerspruche mit denen der Hofpartei sich befanden, daß sein Bleiben im Amte den König in immer neue Conflicte stürzen mußte; wiederholt erbat er seinen Abschied, und der lange widerstrebende König ertheilte ihm endlich denselben unter gleichzeitiger Ernennung zum Burggrafen von Marienburg,

> eingedenk des ausgezeichneten Verdienstes, welches Sie sich neben vielen andern im Laufe Ihrer Dienstzeit auch um die Erhaltung des Schlosses zu Marienburg insbesondere erworben haben, und des Feuers einer schönen Begeisterung, das Sie damals für die Wiederherstellung dieses edeln Denkmals einer großen Vergangenheit zuerst entzündet und fortdauernd genährt haben —

wie es in der Cabinetsordre heißt.

Somit war Schön's öffentliches Leben abgeschlossen; was wir aber in den uns vorliegenden Bänden seiner „Papiere" daraus gehört, läßt uns die künftigen Veröffentlichungen mit größtem Interesse erwarten. Ein endgültiges Urtheil über Schön's Stellung in der preußischen Geschichte zu fällen, ist nicht unsere Absicht; als einer der hervorragendsten Männer aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III. muß er jedenfalls erkannt werden, wenn wir andererseits auch zugeben, daß sein philosophischer Standpunkt, der ihn zur Geringschätzung des „Notizenkrams" der Historiker verleitet, eine gewisse Zurückhaltung in Bezug auf die Vorurtheilslosigkeit der Berichte auferlegt. Auf seinen Charakter fällt dadurch aber kein Schatten; die Verdächtigungen, denen wir begegnen, gehen viel zu weit. Schön war ein bedeutender Mann; daß er auch ein Mensch gewesen, geht aus den warmen und herzlichen Briefen an seine Frau überzeugend hervor — und: „In jedem Menschen ist etwas von allen Menschen" (also auch von ihren Fehlern), sagt Lichtenberg, und Goethe meint: „Es ist ganz einerlei, vornehm oder gering zu sein; das Menschliche muß man immer ausbaden."

Was den Inhalt des vierten Bandes betrifft, so wird er in seiner Hauptsache als „Anlage" zum zweiten Theile des dritten Bandes bezeichnet, und wir finden zunächst abermals eigenhändige tägliche Aufzeichnungen, die vom 17. April bis 14. September 1813 reichen. So hohes historisches Interesse diese Notizen auch einflößen, so werthvoll manche Details für das bessere Verständniß jener bedeutungsvollen Momente sind, so wird man doch um so weniger die verbitterte Stimmung, in der sie niedergeschrieben, zu verkennen vermögen, als ja die Situation den herben Mismuth des leidenschaftlichen Patrioten vollständig rechtfertigt. Man bedenke — die kühne That York's war geschehen, der königsberger Ständetag hatte seinen großartigen Beschluß gefaßt; der König hatte den unvergeßlichen Aufruf an sein Volk erlassen; bei Görschen war den jungen Truppen des preußischen Heers die erste ruhmvolle Bluttaufe geworden; dann aber kamen die Tage des Schwankens und Zauderns, die Scheu vor Napoleon's Kriegsglück, vor seinem Feldherrntalent war noch nicht überwunden, und — wird Oesterreich sich Preußen und Rußland zugesellen? das war die große Frage. Die Diplomaten begannen in Reichenbach ihr Spiel, ein Waffenstillstand mit Napoleon ward geschlossen, nach Prag wurde ein Congreß zusammenberufen, ein resultatloser Frieden stand in Aussicht: das waren Vorgänge, die Schön, der von unerschütterlichem Vertrauen zu dem Geiste des deutschen Volks durchdrungen war, auf das höchste erregen mußten; nur so erklären sich seine Aeußerungen, die fast an Maßlosigkeit grenzen und mit denen er wenige der leitenden Männer verschont. Und wieder ist es besonders Stein, dem die herbsten Worte gelten:

> Stein ist angeblich nach Neisse verreist, ich vermuthe zu den Herrnhutern dort in der Nähe. Er ist ganz dazu angethan, ein Herrnhuter zu werden. Ohne System, ohne Studium, ohne Regeln des Handelns. So lange es gut ging, ging es, nun es schlecht geht, will er einen Stab. Ueber Hardenberg ist die Klage auch von den Gesandten schon allgemein. Seine Sorglosigkeit ist beispiellos. Er ist abgespannt und lebt nur in der Liebe. Stein ist so ungeordnet wie immer, ohne großen Kopf und ohne Plan. Sein Föderativpapierheld, die tollste Idee, ist gottlob von den Engländern verworfen. Er ist keiner großen Leitung fähig. Sein deutscher Sinn, der für Deutschland alles will, geht daraus hervor, daß er mit seiner Frau und seinen Kindern nur französisch correspondirt. Ein guter Gegenstand zu einer Satire.

Noch ärgere Dinge werden den beiden in seinen spätern eigenhändigen Aufzeichnungen nachgesagt. Wir sind nicht der Ansicht, daß solche Aussprüche zu Schön's staatsmännischem Ruhme beitragen, aber die Zeit war eben nicht dazu angethan, sine ira et studio zu betrachten, die unter dem augenblicklichen Eindrucke niedergeschriebenen Empfindungen dürfen darum keineswegs als historisches Urtheil gelten, sie sind nur Beweise für Schön's glühenden Patriotismus.

Sonst tritt uns in diesem Bande der Mensch Schön in dem Briefwechsel mit seiner Frau auf das gewinnendste entgegen. Wie werth übrigens diese seiner Liebe gewesen, dafür sind ihre Briefe, deren anmuthvolle Weiblichkeit

wahrhaft entzückend ist, ein vollgültiges Zeugniß. Durch geistigen Inhalt bei weitem das Bedeutendste aber sind die Denkschriften Schön's vom 18. Juni und vom 13. Juli 1817. In der einen unterwirft er die einzelnen amtirenden Minister der schärfsten Kritik und gibt gewissermaßen, wie er selbst es nennt, ein politisches Glaubensbekenntniß; in der andern spricht er von den Zielen der Staatsregierung und den Rechten des Volks ihr gegenüber. In beiden Schriften entfaltet sich der staatsmännische Geist und zugleich die liberale Gesinnung Schön's in wahrhaft blühender Weise. Philosophische Gedanken über den Staat und seine Verwaltung wechseln mit praktischen Vorschlägen, die zu ihrer Zeit sicher von hoher positiver Bedeutung gewesen sind, und deren Werth wir auch heute noch anerkennen müssen, wenn unsere Ziele und die Wege dahin auch andere geworden sind. Immerhin berührt es fast eigenthümlich, wenn wir den Vorkämpfer einer neuen Aera schon damals in Beziehung auf die Verfassung des Staats verlangen hören:

> Man entferne zuvörderst alles, was auf einen Kampf zwischen Volk und Regierung hindeutet; dem Volke werde mit edelm Vertrauen gewährt, was es als Pfand seines Vertrauens fordern kann — eine Theilnahme an der Regierung, welche sein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten begründet und die Operationen der Regierung zu seinen eigenen macht. Deshalb trete a) Nationalrepräsentation und b) Verwaltung der Provinzialangelegenheiten, welche nicht wesentlich zur höchsten Gewalt gehören, von seiten der Stände ein.

Daß aber Schön seiner Zeit wirklich voran war, das beweist die Cabinetsordre, die ihm auf seine Vorschläge zur Antwort ward:

> Ich habe darin einen neuen Beweis Ihres Diensteifers und Ihrer Anhänglichkeit an Meine Person wiedergefunden, glaube aber, daß Sie die Mängel in der Verwaltung und bei den verwaltenden Personen sowie die öffentliche Meinung darüber mit zu starken Farben geschildert haben. Sie sind Mir zum Theil auch nicht unbekannt geblieben. Es scheint Mir aber nicht, daß sie auf das Volk einen so nachtheiligen Eindruck gemacht haben, als Sie voraussetzen; überhaupt aber werden Sie mit Mir einverstanden sein, daß die öffentliche Meinung zwar sehr beachtet zu werden verdient, daß die des Volks indessen bei richtigen Grundsätzen und Maßregeln nicht als Leitstern gelten dürfe.

Den Schluß des Bandes bildet eine Skizze über Scharnhorst, die Schön in seinem einundachtzigsten Lebensjahre niedergeschrieben. „Warum haben wir heute, den 18. November 1850, noch keine Lebensbeschreibung von Scharnhorst", so fragt er, und antwortet darauf: „Scharnhorst war ein Vorbild unscheinbarer Pflichtmäßigkeit und Größe, und zu einer glänzenden Biographie reicht das nicht zu." Wir glauben durch eine solche Auffassung die Persönlichkeit Scharnhorst's nicht in das ganz richtige Licht gestellt, und besonders wird wiederum Max Lehmann, aus dessen Feder wir eine umfassende Biographie Scharnhorst's zu erwarten haben, sich hiergegen auflehnen. Schön gibt nicht viele Notizen, die für einen Biographen Scharnhorst's verwendbar sind; das Wesentlichste in seiner Skizze ist der versuchte Nachweis, daß nicht Scharnhorst als Vater der Landwehr zu betrachten ist, sondern einzig und allein Alexander Dohna. Hiermit ist, wie wir schon angedeutet, der historischen Kritik Thor und Thür geöffnet; wir glauben kaum, daß sie ein bestimmtes Resultat feststellen wird; es lag die Idee zur Errichtung der Landwehr entschieden in der Zeit; einem Volksliede gleich ist sie entstanden, schwer wird man nachzuweisen vermögen, wessen Geist sie zuerst gefaßt. Daß aber Schön den hohen Verdiensten Scharnhorst's auch vielfach gerecht wird, darf nicht übersehen werden, besonders ist seinem Charakter alle Ehre gezollt; Schön findet selbst, daß der auf seinem Grabe ruhende Löwe ein ebenso treues als schönes Sinnbild von ihm ist — „Neid" und „Schelsucht" können wir auch aus diesem Urtheil nicht herauslesen.

Albert Weigert.

Neue Romane.

1. Erzählungen und Romane. Von Friedrich Bodenstedt. Wohlfeile Ausgabe. Erste bis einundzwanzigste Lieferung. Jena, Costenoble. 1875. 8. Jede Lieferung 75 Pf.
2. Glückspeter. Von H. C. Andersen. Deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1876. 8. 2 M.
3. Neue Märchen und Geschichten. Von H. C. Andersen. Deutsch von W. Reinhardt. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1876. 8. 2 M.
4. Reiseskizzen und Federzeichnungen. Von H. C. Andersen. Deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1876. 8. 3 M.
5. Novellen von A. Ritter von Tschabuschnigg. Drei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1876. 8. 12 M.
6. Deutscher Novellenschatz des Auslandes. Herausgegeben von P. Heyse. Vierte Serie. Vierter Band. München, Oldenbourg. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Novellenschatz des Auslandes herausgegeben von P. Heyse und H. Kurz. Vierzehnter Band. München, Oldenbourg. 1875. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Metamorphosen. Roman von G. Hartwig. Leipzig, Thiele u. Freese. 1875. 8. 4 M. 50 Pf.
9. Der Landesfeind. Historischer Roman aus Dithmarschens Vergangenheit von Carit Etlar. Flensburg, Bennervald. 1875. Gr. 16. In Lieferungen zu 50 Pf.

Der Dichter des „Mirza Schaffy" erfreut sich auch als Romanschriftsteller wohlverdienter Beliebtheit, wenngleich sein Ruhm als Erzähler lange nicht an den des Lyrikers hinanreicht. Was Bodenstedt (Nr. 1) in der Wohlfeilen Ausgabe seiner Werke bietet, sind, soweit die Sammlung uns bisher vorliegt, ältere Arbeiten. Lieferung 1—21 umfassen die Novellen: „Eine Mönchsliebe", „Das Mädchen von Liebenstein"; den Roman „Die letzten Falkenburger", den größern Roman „Das Herrenhaus im Eichenwalde" und „Lady Penelope", eine historische Erzählung vom Hofe Elisabeth's und König Jakob's.

Es ist mir nicht gegenwärtig, aus welcher Periode des Dichters die Novelle „Eine Mönchsliebe" datirt. Aus innern Gründen möchte ich sie für eins der frühern Erzeugnisse Bodenstedt's halten, womit ich indessen keineswegs dieselbe als ein sogenanntes Jugendwerk bezeichnen will. Im Gegentheil trägt diese kleine, auf gesund realistischem Boden fußende Erzählung in der Anlage wie in der Ausführung das Gepräge gereifter Gestaltungskraft. Der Vorwurf ist ein ganz einfacher und trotz des romantisch anmuthenden Titels ein durchaus nicht romantischer. Ein junger katholischer Theolog verliebt sich in

Dieser Anzeiger wird den Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Unsere Zeit“, der Heftausgabe der zwölften Auflage von Brockhaus’ „Conversations-Lexikon“ und andern Lieferungswerken der Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig beigegeben.
Monatlich erscheinen 2 Nummern. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Müller-Pouillet’s
Lehrbuch der Physik und Meteorologie.

Achte umgearbeitete und vermehrte Auflage
bearbeitet von
Dr. Leop. Pfaundler, Professor der Physik an der Universität Innsbruck.
In drei Bänden. Mit gegen 2000 in den Text eingedruckten Holzstichen, Tafeln, zum Theil in Farbendruck, und einer Photographie. gr. 8. geh.
Erster Band, complet in zwei Abtheilungen. Preis zus. 7 Mark 60 Pf.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Die Katakomben
von
San Gennaro dei Poveri in Neapel.
Eine kunsthistorische Studie
von
Victor Schultze.
Mit 10 lithogr. Tafeln. gr. 8. brosch. 4 M. 80 Pf.

Verlag von **C. Stoeckicht** in **Goslar.**
Soeben erschien:

Emanuel Geibel.
Leben,
Dichtungen und Bedeutung für das deutsche Volk
von
Lic. Dr. **C. Leimbach.**
Preis 1 M. 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig liegt vor:

Bilder-Atlas.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon.

Zweite Auflage.

500 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie.

Nebst Erläuterndem Texte.

Atlas von 500 Tafeln. In 8 Bänden. Quer-Folio. Geh. 75 M. Geb. 105 M. (Auch in 100 Lieferungen à 75 Pf.)

Erläuternder Text. In 2 Bänden. Lexikon-Octav. Geh. 15 M. Geb. 20 M. (Auch in 20 Lieferungen à 75 Pf.)

Der „Bilder-Atlas“, von Gelehrten und Fachmännern ersten Ranges bearbeitet, vereinigt wissenschaftlichen Werth mit der vielseitigsten praktischen Brauchbarkeit für Schule und Haus, sowol als selbständiges Werk wie als gehaltvollste und empfehlenswertheste bildliche Ergänzung zu jedem Conversations-Lexikon.

Atlas und Text werden auf Wunsch auch gesondert abgegeben. Außerdem erschien jedes der 20 Fächer, welche das Werk behandelt, in einer die Tafeln und den Text enthaltenden **Separat-Ausgabe.** Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

wahrhaft entzückend i
geistigen Inhalt bei
die Denkschriften Sch
1817. In der einei
den Minister der sch
wie er selbst es nenn
in der andern sprid
regierung und den J
beiden Schriften ent
und zugleich die libe
blühender Weise. P
und seine Verwaltun
die zu ihrer Zeit sic
wesen sind, und dei
erkennen müssen, we
auch andere geword
eigenthümlich, wenn
schon damals in Be
verlangen hören:

Man entferne zu
schen Volk und Regi
edelm Vertrauen gewä
fordern kann — eine
sein Interesse an dei
und die Operationen
Deshalb trete a) Nati
Provinzialangelegenhei
Gewalt gehören, von

Daß aber Schö
beweist die Cabinet
zur Antwort ward:

Ich habe darin
und Ihrer Anhänglic
glaube aber, daß Sie
den verwaltenden Pe
über mit zu starken
zum Theil auch nich

1. Erzählungen und
Wohlfeile Ausgab
Jena, Costenoble.
2. Glückspeter. Vor
Peters. Bremei
3. Neue Märchen
Deutsch von W. F
1876. 8. 2 M.
4. Reiseskizzen und
Deutsch von A. B
1876. 8. 3 M.
5. Novellen von A
Bände. Bremen,
6. Deutscher Novelle
P. Heyse. Vier
bourg. 1875. 8
7. Novellenschatz de
und H. Kurz.
1875. 8. 1 M
8. Metamorphosen.
u. Freese. 1875.
9. Der Landesfeind.
Vergangenheit v
1875. Gr. 16.

Der Dichter de

wir erfahren, wie er
rderäuber, im Zwei-
wie von Bodenstedt
: erzählt, steht aber
als dieser den Kampf
: unter Jerôme auf-
on Würtemberg bei
ihlen und Schluchten
biographischen Zu-
bei uns in Deutsch-
in Bezug auf seine
de herrschen. Das
bestehenden Gesetze
st es nicht gut, wenn
iet der Chronik und
nd in der Geschichte
s Helden und seiner
ben Sechtel und der
ch sind ferner die

„Die letzten Falken-
lichenwalde" an dem
mdlung. Hier fehlt,
mnte rothe Faden,
n Kunstregel zufolge
iesem Grunde wäre
man in gedrängten
erfen. Meines Er-
ms im Eichenwalde"
en, um in diesem
tsichten über Kunst,
tliches Leben u. s. w.
eobachtungsgabe im
md Nationen eignet
enannter Charakter-
enköpfe hat er nun
sem „Herrenhause"
elben in gegenseitige
einzelne ganz kost-
trich, der gewaltige
sоph, Frau Lore,
enstedt nicht über-
verliert man doch
lugen, etwa so wie
und das soll eben
r durch die Fülle
bietet, sowie durch
che Partie athmet,
Manche der in dem
ute zu den bereits
noch immer von
seinerzeit auffaßte,
„Herrenhaus im
zu unterschätzende

eth's und Jakob's"
ns, das rein histo-
ige, was diese Art
daß die Geschichte
olie bilden dürfe,

wahrhaft entzückend i
geistigen Inhalt bei
die Denkschriften Sch
1817. In der eine
den Minister der sch
wie er selbst es nenn
in der andern sprich
regierung und den S
beiden Schriften ent
und zugleich die libe
blühender Weise. P
und seine Verwaltung
die zu ihrer Zeit sich
wesen sind, und de
erkennen müssen, we
auch andere geword
eigenthümlich, wenn
schon damals in Be
verlangen hören:

Man entferne zu
schen Volk und Regi
edelm Vertrauen gewä
fordern kann — eine
sein Interesse an de
und die Operationen
Deshalb trete a) Nati
Provinzialangelegenhei
Gewalt gehören, von

Daß aber Schö
beweist die Cabinets
zur Antwort ward:

Ich habe darin
und Ihrer Anhänglic
glaube aber, daß Sie
den verwaltenden Per
über mit zu starken
zum Theil auch nich

1. Erzählungen und
Wohlfeile Ausgab
Jena, Costenoble.
2. Glückspeter. Von
Peters. Bremen
3. Neue Märchen
Deutsch von W. S
1876. 8. 2 M.
4. Reiseskizzen und
Deutsch von A. L
1876. 8. 3 M.
5. Novellen von A
Bände. Bremen,
6. Deutscher Novelle
P. Heyse. Viert
bourg. 1875. 8
7. Novellenschatz des
und H. Kurz.
1875. 8. 1 M.
8. Metamorphosen.
u. Freese. 1875.
9. Der Landesfeind.
Vergangenheit vo
1875. Gr. 16.

Der Dichter be

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

eine frische, etwas derbe Landschönheit, die Tochter eines reichen Wirths. Er ist drauf und dran, um des Mädchens willen die Gottesgelehrtheit an den Nagel zu hängen und sie gegen ein sogenanntes Brotstudium zu vertauschen, welches ihm die Mittel bieten soll, die Geliebte seinerzeit heimzuführen. Dieser Entschluß verwickelt ihn in schwere Kämpfe mit der eigenen Familie; das junge Mädchen wird gezwungen, den Sohn eines reichen Sägemüllers zu heirathen, und der unglückliche Liebhaber tritt in den Orden der Franciscaner, wo er in der Ausübung seiner geistlichen Pflichten und in tiefen theologischen Studien Vergessenheit seiner Jugendliebe sucht. Aber das Bild der Geliebten verfolgt den Mönch auch in der Klosterzelle. Durch die Erinnerung verklärt, wird es für ihn zu einer Art von „Madonna Laura" im Sinne Petrarca's. Da, nach zwölf Jahren, begegnet er plötzlich im Beichtstuhle der verlorenen Geliebten wieder, welche mit ihrem Manne, dem dicken, durstgesegneten Sägemüller, nach der Stadt gekommen ist. Dieses Wiedersehen, anstatt die alte, kaum verharschte Wunde wieder aufzureißen, bietet unserm wackern Klosterbruder höchst unerwartete Heilung. Seine „Resi" ist ebenso dick und ebenso „gewöhnlich" geworden wie ihr Herr Gemahl, und jetzt erscheint es dem Romeo in der Kutte „durchaus kein beneidenswerthes Los mehr, diese plumpe Sägemüllerin mit ihrem aufgedunsenen, nichtssagenden Gesichte als Frau zu besitzen". Der wackere Frater gibt seiner Jugendliebe (Heinrich Heine würde gesagt haben „Jugendeselei") den Abschied auf Nimmerwiederkehr und wird aus einem sentimentalen Abälard ein gemüthlicher Epikuräer, welcher „die reine Seele der Trauben liebt" und dem „ein schmackhaft gebratener junger Hahn lieber ist als alles Mönchgezänk über den alten Hahn des heiligen Petrus". Mit dieser an die Philosophie Mirza Schaffy's gemahnenden Nutzanwendung schließt die reizende Erzählung.

Die zweite Novelle „Das Mädchen von Liebenstein" behandelt die Geschichte eines jungen russischen Fürsten, welcher zur Cur in den Bädern von Liebenstein weilt, sich sterblich in ein hübsches Landmädchen verliebt und an dieser Liebe stirbt, da Standesverhältnisse ihm den Besitz seiner Alma unmöglich machen. Das junge Mädchen heirathet später einen wackern Mann ihres Standes, ohne darüber jedoch, gleich der dicken Sägemüllerin „Resi", den Gegenstand ihrer ersten Herzensneigung zu vergessen. Ihr erstes Kind führt seinen Namen: Alexander.

Der Vorwurf dieser kleinen Erzählung ist keineswegs neu; auch liegt der Reiz derselben weniger in der Handlung selbst, als vielmehr einerseits in der Art, wie Bodenstedt erzählt, und andererseits in den Schlaglichtern, welche auf das Wesen der vornehmen russischen Gesellschaft fallen. In letzterer Hinsicht ist namentlich der Oheim des jungen Fürsten eine sehr gut gezeichnete Figur.

Der Roman „Die letzten Falkenburger" ist eigentlich weniger Roman, falls man von dieser Kunstform eine in sich geschlossene Handlung als eins der Haupterfordernisse beansprucht, als vielmehr eine Art von Familiengeschichte, welche allerlei Erlebnisse des oder vielmehr der Helden bietet und die Handlung an ziemlich dünnem Faden weiter führt. Wir sehen den spätern Major von Falkenburg als Jüngling im Wirthshause mit Handwerksburschen einen Kampf ums Dasein kämpfen; wir erfahren, wie er später den braunen Janosch, den Pferderäuber, im Zweikampf erlegt u. dgl. Das alles ist, wie von Bodenstedt zu erwarten, sehr frisch und lebhaft erzählt, steht aber mit den spätern Thaten des Helden, als dieser den Kampf mit der französischen Fremdherrschaft unter Jerôme aufnimmt und, gleich Herzog Ulrich von Würtemberg bei Hauff, sich vor den Verfolgern in Höhlen und Schluchten verbergen muß, doch nur in losem biographischen Zusammenhange. Ich weiß wohl, daß bei uns in Deutschland auf dem Gebiete des Romans in Bezug auf seine Kunstform etwas anarchische Zustände herrschen. Das hindert aber nicht, daß die einmal bestehenden Gesetze beobachtet werden sollen, und deshalb ist es nicht gut, wenn der Roman hinübergreift in das Gebiet der Chronik und der Biographie. Ganz vorzüglich sind in der Geschichte die Charaktere gezeichnet, außer dem des Helden und seiner Söhne, namentlich diejenigen des Juden Sechtel und der Pfarrerstochter. Ungemein anschaulich sind ferner die Landschaftsschilderungen gehalten.

In noch weit höherm Grade als „Die letzten Falkenburger" leidet das „Herrenhaus im Eichenwalde" an dem Mangel einer in sich geschlossenen Handlung. Hier fehlt, genau genommen, sogar der sogenannte rothe Faden, welcher sich doch der alten hausbackenen Kunstregel zufolge durch das Ganze ziehen soll. Aus diesem Grunde wäre es auch eine misliche Aufgabe, wollte man in gedrängten Zügen ein Bild der Handlung entwerfen. Meines Erachtens hat der Dichter sein „Herrenhaus im Eichenwalde" hauptsächlich zu dem Zwecke geschaffen, um in diesem weiten Rahmen seine persönlichen Ansichten über Kunst, Philosophie, Religion, Politik, gesellschaftliches Leben u. s. w. niederzulegen. Bodenstedt's weise Beobachtungsgabe im Verkehre mit Menschen aller Stände und Nationen eignet ihn ganz besonders zur Zeichnung sogenannter Charakterköpfe. Solcher Charaktere und Studienköpfe hat er nun eine ganz beträchtliche Anzahl in diesem „Herrenhause" zusammengetragen und sich bemüht, dieselben in gegenseitige Beziehungen zu bringen. Daß darunter einzelne ganz kostbare Exemplare sind, wie z. B. Urdietrich, der gewaltige Recke, Heinrich Walter, der Philosoph, Frau Lore, der Kapitän u. a. m., ist bei Bodenstedt nicht überraschend; aber über dem Einzelnen verliert man doch nur allzu leicht das Ganze aus den Augen, etwa so wie bei Gutzkow's „Rittern vom Geiste", und das soll eben nicht sein. Allerdings wird der Leser durch die Fülle geistiger Anregungen, welche das Werk bietet, sowie durch den gesunden Humor, den so manche Partie athmet, andererseits wieder schadlos gehalten. Manche der in dem Buche behandelten Fragen gehören heute zu den bereits längst entschiedenen. Trotzdem ist es noch immer von Interesse, zu sehen, wie der Dichter sie seinerzeit auffaßte, und in dieser Beziehung besitzt das „Herrenhaus im Eichenwalde" auch eine durchaus nicht zu unterschätzende culturhistorische Bedeutung.

In dem Romane „Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's" herrscht, für meinen Geschmack wenigstens, das rein historische Element zu sehr vor. Ich huldige, was diese Art des Romans betrifft, der Anschauung, daß die Geschichte bei der Dichtung jederzeit nur die Folie bilden dürfe,

von der sich das allgemein Menschliche scharf und bestimmt abheben muß. So ist es bei Manzoni, bei Walter Scott, bei Hauff. Wer den Bodenstedt'schen Roman aufmerksam liest, wird von der in ihm behandelten Periode der englischen Geschichte ein scharf und correct gezeichnetes Bild erhalten, dagegen sich niemals ganz und voll für das Schicksal der von dem Dichter gezeichneten Gestalten zu erwärmen vermögen, weil sie ihm eben nicht genug menschlich nahe gerückt werden. Im übrigen bekundet auch diese historische Erzählung vielfach die Vorzüge Bodenstedt's, die ich bereitwillig anerkenne.

Andersen, der unvergleichliche dänische Märchendichter, erscheint in der vortrefflichen Uebersetzung von A. W. Peters in zweiter Ausgabe vor uns mit drei Werken: „Glückspeter", „Neue Märchen und Geschichten" und „Reiseskizzen und Federzeichnungen" (Nr. 2—4). Alle drei Schriften, wie verschieden auch ihr Inhalt sein möge, bekunden in gleichem Maße jene Eigenthümlichkeit der Andersen'schen Muse, durch welche der Dichter sich so sehr von allen übrigen unterscheidet und der er ohne Zweifel den größten Theil seines seltenen Erfolgs zu verdanken hat. Ich meine die unvergleichliche Naivetät der Anschauung und der Empfindung, gepaart mit einer Tiefe des Gemüths, welche auf den ersten Blick leicht als Sentimentalität erscheinen dürfte, namentlich wenn man sich nicht auf die Kunst des Nachempfindens versteht. Die Erzählung „Glückspeter" behandelt das Schicksal eines Knaben aus dem Volke, welcher durch seine persönliche Liebenswürdigkeit als Künstler eine glänzende Carrière macht oder vielmehr sie ohne Zweifel machen würde, wenn ihn nicht im Augenblicke seines ersten großen Triumphs als Compositeur ein jäher Tod überraschte. Wie in dem wunderbaren Märchen von den „Galoschen des Glücks" erscheint auch hier der Tod als das höchste Glück, dessen der Mensch auf unserm wunderlichen Planeten theilhaftig werden kann, eine Variante jenes alten Spruchs, daß die Lieblinge der Götter jung sterben. Die Geschichte ist ungemein einfach. Wie überall bei Andersen liegt der Hauptreiz, abgesehen von der Naivetät der Anschauung, in der Malerei des Details, oder besser gesagt, in dem Hervorheben tief poetischer Züge in scheinbar höchst prosaischen Verhältnissen und Zuständen. In gleichem, wenn nicht in noch höherm Grade zeigt sich dies in den „Neuen Märchen und Geschichten", unter denen namentlich „Tante Zahnschmerz", „Aeltervater", „Der Hausschlüssel" und „Wer war die Glücklichste?" kleine Cabinetsstückchen sind, wie sie eben nur Andersen zu schaffen weiß. Allerdings reichen sie nicht an den „Kaiser von China" oder an „Fliedermütterchen" hinan, denn diese sind Meisterwerke, wenn auch en miniature, eines gottbegnadeten Dichters, in besonders glücklicher Stunde erzeugt. Ungemein fesselnd sind die „Reiseskizzen" durch die Art der Darstellung; namentlich gilt dies von Andersen's „Besuch bei Dickens" in Gadshill, wo uns der größte unter den modernen Humoristen Englands im glücklichen Familienkreise vorgeführt wird. Andersen zeichnet hier mit wenigen Strichen ein weit anschaulicheres Bild jener imposanten literarischen Persönlichkeit als ein anderer in einem ganzen Bande. Merkwürdig zutreffend ist sein Urtheil in Kunstfragen, obwol es niemals Anspruch auf Autorität erhebt, sondern sich meist nur als flüchtige Bemerkung eines Laien gibt. Man lese in dieser Beziehung, was er über die Ristori sagt, oder über die Inscenirung des Shakspeare'schen „Sturm" durch den Theaterdirector Kean. Unsere meininger Künstlergesellschaft und ihr Publikum könnten daraus mancherlei recht Beherzigenswerthes erfahren.

Tschabuschnigg nimmt unter den vormärzlichen österreichischen Schriftstellern eine hervorragende Stellung ein. Für seine literarische Bedeutung zeugt, daß er dieselbe auch nach jener Zeit zu behaupten wußte, obgleich der literarische Nachwuchs in Oesterreich heute auf andern Bahnen wandelt. Was Adolf von Tschabuschnigg vor so mancher literarischen Pseudogröße des Tags auszeichnet, ist nicht nur die wirklich bedeutende poetische Begabung, sondern vor allem die Noblesse der Gesinnung und jener echte Mannesmuth, welcher sich nicht scheut, die Dinge beim wahren Namen zu nennen und den Finger fest auf die faule oder wunde Stelle zu legen. Es gilt dies namentlich von seinem neuesten Werke, dem Socialroman „Sünder und Thoren", welcher kühn und fest eintritt für die Idealgüter der Menschheit und Sündern und Thoren rücksichtslos die Maske vom Gesicht reißt. Das gehaltvolle, irre ich nicht, im vorigen Jahre im gleichen Verlage erschienene Werk wurde bisher nicht genügend beachtet. Ich erlaube mir hier eigens darauf aufmerksam zu machen, obwol es mir heute nicht zur Besprechung vorliegt.

Tschabuschnigg's „Novellen" (Nr. 5), den ersten bis dritten Band seiner Gesammelten Werke bildend, sind zumeist ältern Datums, ohne daß sich deshalb Veraltetes darunter befände. Der erste Band enthält: „Onkel Tobias", „Metamorphosen", „Holländische Gespenster" und „Der Hochzeitstag". Der zweite Band umfaßt: „Das Forsthaus", „Der sechste Act", „Eine Siesta" und „Stille Welt". Im dritten Bande finden sich „Klara Dünhof", „Die Weltverbesserer", „Bauernbreughel" und „Bruderherz". Sämmtliche kleine Erzählungen tragen den richtigen Charakter der Novelle, und jede von ihnen behandelt einen interessanten Vorwurf. „Bauernbreughel" und „Weltverbesserer" sind originelle Capriccios; in „Klara Dünhof" schildert der Dichter eine mittelalterliche Hexengeschichte; „Eine Siesta" enthält eine unheimliche Gespenstergeschichte aus Spoleto, die mit solcher Unmittelbarkeit erzählt ist, als beruhe sie auf einem persönlichen Erlebnisse; „Stille Welt" und „Onkel Tobias" sind sehr anmuthende Stimmungsbilder, und „Der sechste Act" und „Holländische Gespenster" zeichnen sich durch Originalität der Erfindung aus. Die einzige Ausstellung, welche ich zu machen hätte, betrifft die von Tschabuschnigg theilweise beliebte Orthographie. Eine Umgestaltung unserer deutschen Rechtschreibung, die allerdings sehr im Argen liegt, mögen die Dichter doch lieber unsern Schulmeistern überlassen!

Die von P. Heyse und H. Kurz veranstalteten Novellensammlungen (Nr. 6 u. 7) bringen auch in den beiden mir vorliegenden Bänden durchweg recht gediegene Arbeiten. Es war ein glücklicher Gedanke der Herausgeber, nicht nur das heutige Lesepublikum mit den vorzüglichsten Erzählungen kleinern Umfangs, welche im Aus-

lande erschienen sind, bekannt zu machen, sondern dieselben auch durch Aufnahme in die Sammlung für die Zukunft vor der Gefahr des Vergessenwerdens zu bewahren. Letzteres gilt zugleich von den deutschen Novellen. Daß die Unternehmer bei dem Publikum Anklang gefunden, beweisen die rasch aufeinander folgenden Bände der Sammlung. Der „Deutsche Novellenschatz“ bringt bereits den vierten Band der vierten Serie, und der „Novellenschatz des Auslandes“ ist auch schon bis zum vierzehnten Bande vorgeschritten. Letzterer enthält „Das rothe Buch“ von Gobineau, „Der Waldteufel“ von A. G. Pissemski, „Ein Salomonisches Urtheil“ und „Laurette“ von A. de Vigny, „Der arme, hübsche Bobby“ von Th. Broughton, und „Vanina Vanini“ von Stendhal. Die Uebersetzungen aus dem Französischen, Russischen und Englischen von den Damen Isolde Kurz, Elvire von Glümer und Auguste Scheibe bekunden Treue und guten Geschmack. Die deutsche Novellensammlung enthält eine größere Erzählung von Hermine Wild (Adele Wesemal), einer vlämischen Dame, welche durch Kompert in die Literatur eingeführt wurde, und „Eine Nacht“ von E. Andolt (Bernhard Abeken), eine prächtige Humoreske, zugleich das Erstlingswerk eines Dichters, der später die Literatur gegen die Politik vertauschte. Die Wild'sche Erzählung, zuerst bei Dittmarsch in Wien erschienen, bekundet viel Talent, obwol die Heldin derselben gerade nicht unsere Sympathien zu erringen im Stande ist. Von Andolt ist zu bedauern, daß er es bei seinem ersten so glücklich ausgefallenen Versuche auf dem Gebiete der Novelle bewenden ließ.

Die „Metamorphosen“ von G. Hartwig (Nr. 8) verhalten sich zu dem Roman, als Kunstform betrachtet, ebenso wie das Textbuch einer „großen heroischen“ Oper, des „Troubadour“ z. B., zu einem wirklichen Drama. Ein rachsüchtiger alter Jude, dem vor Jahren seine Frau, eine Baskin (!), durch einen Grafen Selhorst in Portugalete verführt worden ist, rächt sich dadurch an dem Bösewicht, daß er die Schulden seines Sohnes zusammenkauft und diesen zwingt, seine Tochter Rebekka oder Esther, die aber nicht seine Tochter ist, zu heirathen. Ein Jesuit, eine alte bigote Gräfin und andere Schablonengestalten nehmen mehr oder minder an der Verwickelung theil, die sich selbstverständlich dahin löst, daß der Graf und die Gräfin Esther-Maddalena einander schließlich lieben, der rachsüchtige alte Jude mürbe gemacht und der Jesuit nach Rom expedirt wird. Das alles ist in der Manier der Decorationsmalerei behandelt, und das ist schade, nicht wegen des Stoffs, denn dieser ist auch ganz gewöhnliche Romanschablone für die Thebaner der Leihbibliotheken, sondern wegen des Autors, der ein entschieden ausgesprochenes Erzählertalent besitzt und bei etwas mehr Vertiefung sowie bei etwas mehr gutem Willen Tüchtiges leisten könnte.

„Der Landesfeind“ von Carit Etlar (Nr. 9) ist eine solide, im guten Sinne volksthümliche historische Erzählung aus den Dithmarschen zu Anfang des 16. Jahrhunderts, welche ohne Prätensionen auftritt und bei aller Schlichtheit der Darstellung den Leser doch zu fesseln weiß. Ihr Inhalt ist düster und ernst, gleich der Zeit und dem Lande, wo sie spielt. Der Name des Verfassers, Carit Etlar, war mir bisher ganz unbekannt. Der Dichter soll, wie der Verleger bemerkt, sich in seinem „Vaterlande“ allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Jedenfalls verdiente Carit Etlar auch außerhalb seines Vaterlandes, worunter doch wol nur die Heimat verstanden sein soll, gekannt zu werden.

C. M. Sauer.

Vom philosophischen Büchertisch.

1. Die Gesetze des menschlichen Herzens wissenschaftlich dargestellt als die formale Logik des reinen Gefühls von Albrecht Krause. Lahr, Schauenburg. 1876. Lex.-8. 15 M.

Die alte Lehre von der prästabilirten Harmonie hat durch dieses Werk eine ungeahnte Bestätigung erhalten; die sehr stattliche äußere Erscheinungsform desselben in mäßigem Quartformat führt jedes gesetzlich construirte und logisch fühlende Menschenherz sofort zu der Ueberzeugung, daß auch der Inhalt des Buchs von fundamentaler Wichtigkeit sein muß. Auf das letztere hat auch der Verfasser selbst mit auctoritativem Tone nachdrücklichst hingewiesen, eine Vorsicht, die wir angesichts der modernen Zweifelsucht nur billigen können. Krause folgte keinem von den Nachfolgern Kant's, weil dieser von allen nicht begriffen worden ist; „wer aber selbst gebauet hat, der kennt die Schwierigkeiten des Schaffens, und darum habe ich keine Neigung und keine Zeit gehabt, zu polemisiren. Die Richtigkeit eines Systems zeigt sich schließlich in seiner Anwendbarkeit.... Die empirischen Wissenschaften werden finden, daß sie von dem vorliegenden System reichen Gewinn und Festigkeit werden ziehen können.“ „Am wichtigsten aber für unsere Zeit ist die Bedeutung der Logik des Gefühls für die Theologie“; „ein Satz der Theologie ist ebenso sicher als ein Satz der Mathematik, weil sein Beweis und Halt in den gleichen Bedingungen der Erfahrung ruht“. Was Locke, Kant und Schleiermacher anstrebten, zu dessen Vollendung hat Krause „die Grundlage gelegt“ oder wenigstens „die Lineamente für künftige Forscher gegeben“; denn „wer die Grundlage legt zu den Gesetzen des Gefühls überhaupt, der kann nicht zu gleicher Zeit auch die Aufbauten der einzelnen Wissenschaften noch leisten“. „Ich erwarte die Anklage der Mitwelt, daß ich Großes in Aussicht gestellt und angeregt, aber selbst nichts davon vollzogen hätte.“ Auf Kleinigkeiten läßt sich Krause überhaupt nicht ein, wie z. B. auf die Theorie des Gefühls, die von Schopenhauer, Hartmann, Göring, Brentano in der Hauptsache übereinstimmend aufgestellt worden ist; auch auf die neuern Bekämpfungen der Kant'schen Erkenntnißtheorie nimmt er nicht die geringste Rücksicht, sondern setzt diese als unumstößlich sicher voraus, als Grundlage, auf der er selbst weiter baut. Er findet, daß es noch mehr synthetische Urtheile a priori gibt, als Kant annahm; während andere

schon die von Kant aufgestellten für unbegründet und überflüssig halten und dies mit guten Gründen nachgewiesen haben. Hätte Krause die Kant'sche und seine eigene Ansicht der gründlichen Prüfung unterworfen, zu der gegenwärtig die Mittel reichlich geboten sind, so würden wir zwar nicht dieses grundlegende Werk von ihm erhalten haben, vielleicht aber seinem Scharfsinn eine oder mehrere gesicherte Einzelerkenntnisse verdanken, während er thatsächlich nur falsche und schiefe Behauptungen mit großer Sicherheit aufstellt, z. B.: „Das Gefühl erkennt selbständig" u. s. w. An einer andern Stelle nimmt er aus dem „Gebiet der Gefühle" die Begriffe Schmerz, Furcht, Haß, Negation, und entdeckt, daß in allen diesen Gefühlen ein gemeinschaftliches Moment liege; denn die Furcht ist als Erwartung dasselbe, was Haß als Streben, was Negation als Begriff, was Schmerz als Gefühl ist. Und dann heißt es weiter:

Ob aber jemand dieses Gefühl (das religiöse) habe, welches die menschliche Natur zu heben im Stande ist, das hängt von gleichem Umstande ab, ob der Mensch Farben und Licht sehe, da die menschliche Natur mit Augen ausgerüstet ist. Es gibt auch Menschen, welche keine Augen haben und blind sind; es gibt auch Menschen, welche die Schönheit nicht kennen, für sie ist die Kunst umsonst. Wenn es so Menschen gäbe, welche keine Abhängigkeit fühlten und sich für die Herren der Welt fühlten, so würde es für dieselben natürlich auch keine Religion, weil keine Frömmigkeit geben; dieselben werden wir aber auch als Wahnsinnige sorgfältig bewachen lassen. Dies ist der subjective Charakter des Gefühls.

Diese Proben mögen als Beispiele der Mischung von Naivetät und Suffisance dienen, welche sich durch das ganze Buch hindurchzieht.

2. Kurze pragmatische Geschichte der Philosophie von C. A. Thilo. Erster Theil. — A. u. d. T.: Geschichte der griechischen Philosophie. Köthen, Schulze. 1876. Gr. 8. 5 M.

Mit diesem ersten Theil, welcher dem 1874 erschienenen zweiten Theil („Geschichte der neuern Philosophie") nachfolgt, hat der seit geraumer Zeit rühmlichst bekannte, der Herbart'schen Schule angehörige Verfasser seine Geschichte der Philosophie zum Abschluß gebracht. Die leitenden Gesichtspunkte der Behandlung stellt er zu Anfang auf: „Die Geschichte der Philosophie ist eine an sich selbst zwar empirische Wissenschaft, hat aber den Zweck, dem speculativen Interesse zu dienen." Die erste Hälfte dieses Satzes weist die von Hegel und seiner Schule beliebte speculative Behandlung ab; die zweite Hälfte betrachtet die Geschichte der Philosophie als Mittel für den Fortschritt der philosophischen Erkenntniß. Gegen beides werden Einwände sachlicher und principieller Natur schwerlich erhoben werden können; nur gibt die Durchführung des letztern Grundsatzes der Kritik gewöhnlich Veranlassung zu dem Tadel, daß die Geschichte vor der Tendenz zu sehr in den Hintergrund trete, auch wol, daß die Darstellung tendenziös gefärbt sei oder von der historischen Wahrheit abweiche. Dem letztern Tadel dürften nun auch einzelne Partien des vorliegenden Werks unterliegen; doch fällt dies wenig ins Gewicht gegenüber den großen Vorzügen einer sehr klaren, präcisen Darstellung, und der bei aller Schärfe maßvollen kritischen Beleuchtung der philosophischen Lehren, wodurch das Buch als vorzüglich geeignet zur Einführung in die Philosophie erscheint und so eine trotz der vielen cursirenden Geschichten der Philosophie recht fühlbare Lücke ausfüllt.

Im einzelnen mag bemerkt sein, daß Thilo bei der Erwähnung der Beweise Zeno's gegen die Bewegung im Begriff der letztern nach dem Vorgange Herbart's den Widerspruch findet, daß das Bewegte an zwei Orten zugleich gedacht, oder eine Succession ohne Zeit gesetzt wird. Dieser Widerspruch kommt erst dann in die Bewegung, wenn man dieselbe definiren will, was nicht angeht, weil sie etwas Elementares, daher nicht weiter Aufzulösendes ist.

Zu dem Satze des Protagoras: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge", hätte die Ansicht von Riper's (in der „Erkenntnißtheorie Plato's") angeführt werden können, wonach Protagoras nicht das einzelne Subject, sondern die Gattung Mensch als das Maß der Dinge bezeichnet hat, wodurch die von Thilo herbeigezogenen praktischen Consequenzen des Satzes wegfallen.

Die theoretische Bedeutung des Sokrates scheint uns nicht gebührend hervorgehoben, Aristoteles gegenüber Plato etwas zu hart beurtheilt zu sein.

3. Lehrbuch der Psychologie vom Standpunkte des Realismus und nach praktischer Methode von Wilhelm Volkmann, Ritter von Volkmar. Des Grundrisses der Psychologie zweite sehr vermehrte Auflage. Zweiter Band. Köthen, Schulze. 1876. Gr. 8. 10 M.

Der erste Theil des „Lehrbuch" u. s. w. ist in d. Bl. bereits besprochen worden, und was von ihm gesagt wurde, gilt im ganzen auch vom vorliegenden zweiten Theil. Man wünscht gelegentlich, daß der Verfasser von dem strengen Herbart'schen Standpunkt abgewichen wäre; indessen „über Principien versöhnt man sich nicht". Abgesehen *hiervon*, ist die Reichhaltigkeit der Literatur wie des Inhalts auch im zweiten Theile lobend hervorzuheben, ebenso die Gründlichkeit, mit welcher controverse Fragen erörtert werden. Eine günstige Aufnahme dürfte dem „Lehrbuche" namentlich in gelehrten Kreisen sicher sein.

4. Neue Studien zur Geschichte der Begriffe von Gustav Teichmüller. Erstes Heft: Herakleitos. Gotha, F. A. Perthes. 1876. Gr. 8. 6 M.

Wer ohne nähere Kenntniß des äußern Zustandes wie des Inhalts der Herakliteischen Fragmente die verschiedenen systematischen Bearbeitungen derselben unabhängig voneinander studirt, erhält wol von jeder derselben den Eindruck, als ob nun endlich die Herakliteische Frage in der Hauptsache endgültig gelöst sei, so bei Schleiermacher, Lassalle, Schuster, und ebenso bei dem neuesten Bearbeiter Teichmüller. Vergleicht man aber die Resultate dieser Forscher, so ergibt sich, daß in jedem Falle der Nachfolger etwa das directe Gegentheil von demjenigen behauptet, was sein unmittelbarer Vorgänger gefunden hatte. Hierdurch gelangt man zur bekannten skeptischen Enthaltung vom Urtheile, und darf wol dieselbe auch etwaigen spätern Bearbeitern Heraklit's zwar nicht als Endresultat, wol aber als sichersten Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen anempfehlen. Danach ist auch die Polemik Teichmüller's gegen Schuster, wiewol sie mit großer Sicherheit auftritt, sehr vorsichtig aufzunehmen. Als ein Ergebniß, welches durch Teichmüller's Studien uns einiger-

maßen gesichert erscheint, möchten wir bezeichnen, daß es nicht mehr wohlgethan ist, Heraklit zu einem systematischen und consequenten Denker zu stempeln, und seine oft naiven und trivialen Aeußerungen als den Ausfluß höherer Weisheit anzusehen. Die bereits hinlänglich bekannte Gelehrsamkeit Teichmüller's tritt auch in den „Neuen Studien“ zu Tage.

5. Die Ethik Spinoza's und die Philosophie Descartes' von Franz Gustav Hann. Innsbruck, Wagner. 1875. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser will die gänzliche Abhängigkeit Spinoza's von Descartes erweisen, die ihm als eine aus der bekannten dialektischen Entwickelung der philosophischen Systeme folgende Nothwendigkeit von vornherein feststeht. Er hat sich offenbar den berühmten Geschichtschreiber der neuern Philosophie, Kuno Fischer, zum Muster genommen, und versucht daher oft ergänzend in die historischen Lücken der dialektischen Entwickelung einzutreten. Nebenbei behält er noch Raum für dialektische Behauptungen, z. B. „Die Geschichte der Philosophie ist die alleinige Lehrerin der Philosophie.“ Wenn dies wahr wäre, so hätte wenigstens auf diesem speciellen Gebiete die unendliche Anzahl derjenigen, welche aus der Geschichte nichts lernen, eine genügende Entschuldigung. Die dialektische Entwickelung verlangt unter anderm auch, daß der Nachfolger gegen seinen Vorgänger immer recht behält; daher hat nach Hann nicht Cartesius, sondern Spinoza die Entstehung des Irrthums im Denken richtig erklärt, freilich nicht in Abhängigkeit von Cartesius, der den Irrthum für positiv hält und ihn aus dem Einfluß des Willens ableitet, während Spinoza den Irrthum als bloßen Mangel betrachtet und ihn aus der unklaren sinnlichen Vorstellung entstehen läßt.

6. J. H. von Kirchmann's erkenntniß-theoretischer Realismus. Ein kritischer Beitrag zur Begründung des transscendentalen Realismus von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1875. Gr. 8. 2 M.

Im Vorwort weist der Verfasser auf die Bedeutung hin, welche von Kirchmann als Philosoph beanspruchen darf, sowol wegen seiner philosophischen Leistungen wie wegen der Verbreitung, welche seine Ansichten durch die „vielen Tausende“ von Exemplaren seiner Erläuterungen zur „Philosophischen Bibliothek“ gefunden haben. Zur Sache findet von Hartmann, daß der Kirchmann'sche Realismus aus dem naiven Realismus des philosophisch nicht gebildeten Menschenverstandes stamme. Dies ist doch wol zu viel behauptet. Wenn Kirchmann nach Verwerfung aller andern erkenntniß-theoretischen Ansichten schließlich die des gemeinen Menschenverstandes aus bestimmten Gründen für die richtige hält, so ist er nach dem alten Satze: Si duo faciunt idem, non est idem, noch nicht mit dem naiven Realisten principiell auf eine Stufe zu stellen. Denn dieser hat seine Ansicht ohne alles Nachdenken und ohne Kenntniß abweichender Lehren, weil sie in seiner Organisation begründet ist. Wenn demnach Kirchmann, rein formal betrachtet, eine bessere Würdigung seines erkenntniß-theoretischen Standpunktes beanspruchen durfte, so betrachten wir doch denselben in materieller Hinsicht als durch die scharfe Kritik von Hartmann's hinlänglich widerlegt. Die Schrift ist außerdem sehr geeignet, philosophische Laien in das erste Problem der Erkenntnißtheorie, das Verhältniß unserer Vorstellungen zu den Objecten, einzuführen, da sie über die einigermaßen schwer verständlich zu machenden Fragen und deren Lösungsversuche durch ihre klare Darstellung das nöthige Licht verbreitet.

7. Des Aristoteles Nikomachische Ethik. Uebersetzt von J. H. von Kirchmann. Leipzig, Koschny. 1876. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Vorrede weist mit Recht auf die Wichtigkeit der Aristotelischen Ethik hin und gibt sodann nach einigen einleitenden Erörterungen, die klar und scharf gehalten sind, ein Urtheil über dieselbe ab, welchem Kirchmann's eigener, auch in der Moral realistischer Standpunkt zu Grunde liegt. Auf diesem Gebiete leistet der Realismus verhältnißmäßig Bedeutendes, indem er sich den luftigen Constructionen der Idealisten gegenüber auf den festen Boden der Wirklichkeit stellt und dadurch die vorgefaßten Meinungen über Moral beseitigt. Die erläuternden und kritisirenden Anmerkungen liegen uns nicht vor. Die Uebersetzung ist absichtlich dem Texte des Originals soviel als möglich angepaßt und wörtlich gehalten, was bei Uebersetzungen philosophischer Schriften durchaus zu empfehlen ist. So wird auch die „Nikomachische Ethik“ gleich den andern Werken der „Philosophischen Bibliothek“ einen starken Leserkreis verdientermaßen gewinnen.

Die Schlußbände der „Geschichte Krains“.

Geschichte Krains von der ältesten Zeit bis auf das Jahr 1813. Mit besonderer Rücksicht auf Culturentwickelung. Von August Dimitz. Dritter Theil: Vom Regierungsantritte Erzherzogs Karl in Innerösterreich bis zum Tode Leopold's I. (1564—1657). Vierter Theil: Vom Regierungsantritte Leopold's I. bis auf das Ende der französischen Herrschaft in Illyrien (1813). Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 1875—76. Gr. 8. 12 M.

Vor uns liegen der dritte und vierte Theil von A. Dimitz' verdienstvoller „Geschichte Krains“. Der erstere reicht vom Regierungsantritte Erzherzog Karl's in Innerösterreich bis zu Kaiser Leopold I. und behandelt auf diese Weise einen Zeitraum von dreiundneunzig Jahren.

Dieser dritte Theil stützt sich, wie der bereits in Nr. 43 d. Bl. f. 1876 besprochene zweite Theil, größtentheils auf die Urkunden des landschaftlichen Archivs und die Landtagsprotokolle, die dem Verfasser eben in diesem Archive zu Gebote standen. Nebenbei sind noch manche andere bedeutende Werke, wie z. B. Hurter's „Geschichte Ferdinand's II. und seiner Zeit“ u. s. w., benutzt worden, über welche die Anmerkungen die gewissenhaftesten Aufschlüsse geben. Auch in dieser wichtigen und bedeutenden Periode ist das Werk vollkommen selbständig, denn ebenso wenig wie über die Reformation in Krain besitzen wir

über die in diesem dritten Theile mit großer Ausführlichkeit und Genauigkeit behandelte Gegenreformation irgendwelches gedruckte oder bereits von verständiger Hand gesichtete Material. In diesem Bande gelangt die Geschichte der Reformation, die gewissermaßen doch auch die Gegenreformation als eine durch erstere hervorgerufene Bewegung in sich begreift, zum Abschlusse, und darf daher dieser Band in Verbindung mit dem vorhergehenden zweiten das größte Interesse auch außerhalb Krains und Oesterreichs beanspruchen.

Der Verfasser schildert im dritten Theile Innerösterreich zur Zeit des Erzherzogs Karl, dessen Regierung durch vielfache Türkeneinfälle getrübt war; ferner Krain unter den Erzherzogen Ernst und Max mit den siegreich von den Krainern zurückgeschlagenen Türkeneinfällen, sowie die durch mannichfache Bauernaufstände beunruhigte Regierung Ferdinand's II. und führt uns dann bis zur Wiedervereinigung Innerösterreichs mit den übrigen österreichischen Ländern, worauf mit der Betheiligung Krains am Dreißigjährigen Kriege unter Ferdinand III. und IV. die politische Geschichte schließt. Daneben wird ausführlich die weitere Ausbreitung der Lehren Luther's sowie die darauf eintretende Epoche der Reaction, die Gegenreformation, bis zur beinahe gänzlichen Unterdrückung der Reformation in Krain, und die damit im engsten Zusammenhange stehende Culturgeschichte behandelt.

Mit dem vierten Theile ist das umfassende Werk beendet. Die erste Hälfte des vierten Theils, welche die Zeit von Kaiser Leopold I. bis zur französischen Occupation umfaßt, ist bereits, wenn auch nicht zusammenhängend, so doch wenigstens in zerstreuten Aufsätzen und Werken behandelt worden; der zweite Theil hingegen, die französische Occupation Krains, hat bisher noch keinen Bearbeiter gefunden, und es gebührt dem Verfasser des vorliegenden Werks das Verdienst, zum ersten male eine zusammenhängende Geschichte der französischen Herrschaft in Krain geliefert zu haben, die auch in weitern Kreisen Interesse erregen wird.

An Quellen sind für diesen Abschnitt vor allem die „Mittheilungen des historischen Vereins für Krain" benutzt worden, die bereits ein bedeutendes Material aufgespeichert haben. Für die Epoche der französischen Zwischenregierung benutzte der Verfasser eine stattliche Reihe von Werken, die hier unmöglich alle angeführt werden können und die allein eine kleine Bibliothek bilden.

Der Verfasser schildert ferner im vierten Theile die Regierung Leopold's I. und die Culturepoche des berühmten krainischen Gelehrten Walwasor, die Zeit Joseph's I., Maria Theresia's und die Epoche der Aufklärung unter deren genialem Sohne Joseph II.; er schildert uns die Reaction gegen die josephinischen Reformen und die beginnenden Kriege gegen Napoleon unter Leopold II. und Franz II. bis zum Wiener Frieden (1809), in dem Krain an Frankreich abgetreten wurde. Nun beginnt die interessante Epoche der französischen Herrschaft in Krain bis zur Wiederbesetzung desselben durch Oesterreich (1813), womit das Werk schließt. Auch in diesem vierten Theile ist die Culturgeschichte ausführlich und anziehend.

Werfen wir einen Blick auf das vollendete Werk, so müssen wir es in der That ein verdienstvolles nennen, das nicht nur für jenes Land, dessen Geschichte es behandelt, sondern auch für weitere Kreise von größter Bedeutung ist. Man hat dem Werke von einer Seite den Vorwurf gemacht, daß es gewisse Perioden zu ausführlich, zu sehr ins Detail behandelt; der Verfasser ist gegen diesen Vorwurf, der allerdings im ersten Augenblick einiges für sich haben mag, in Schutz zu nehmen. Diese Einwendung ist hauptsächlich gegen die Reformationsgeschichte und die der französischen Herrschaft in Krain gerichtet; allein wir haben schon zu wiederholten malen darauf hingewiesen, daß diese Epochen, die von unendlich größerer Wichtigkeit und viel bedeutenderm Interesse als z. B. die kraft- und saftlose Zeit des Mittelalters, die traurig-öde Epoche der Reaction nach Kaiser Joseph II. sind, auch eine viel eingehendere Behandlung und Erörterung verdienen und fordern; und wer wird die Wichtigkeit der Reformationsperiode und der Franzosenherrschaft sowie die große Theilnahme, die diesen beiden Epochen von allen Seiten entgegengebracht wird, leugnen wollen! Der Vorwurf der ungleichmäßigen Weitläufigkeit prallt daher von dem Werke ab und wir sind dem Verfasser vielmehr für die große Ausführlichkeit zum Danke verpflichtet.

Wir müssen dem Dimitz'schen Werke, das den Specialgeschichten der übrigen Länder der österreichischen Krone, soweit wir sie besitzen, in keiner Hinsicht nachsteht, sondern sie in mancher um vieles übertrifft, in allen Stücken volles Lob zuerkennen und können nur bedauern, daß der Verfasser die Geschichte Krains nicht auch weiter bis auf unsere Tage fortgeführt hat.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Milton und seine Zeit" von Alfred Stern sagt die „Saturday Review" vom 17. März: „Wir begrüßen mit großer Freude eine deutsche Biographie Milton's, welche mit solcher Gründlichkeit und in so umfassender Weise angelegt ist, daß sie, gäbe es nicht Masson's Werk, wahrscheinlich ins Englische übersetzt worden wäre und dann auf lange hinaus als die vollständigste Biographie in unserer Sprache gegolten hätte.... Das System, nach welchem der englische Biograph und sein deutscher Nachfolger verfahren sind (nämlich nicht blos Milton, sondern auch seine Zeit zu behandeln), hat allerdings seine Nachtheile. Das streng biographische Interesse leidet leicht darunter, und Milton ist zuweilen in Gefahr, aus seiner eigenen Geschichte herauszutreten.... Doch können wir für ein so umfassendes und genaues Gemälde der großen politischen und geistigen Bewegungen Englands im 17. Jahrhundert, wie wir es von unserm Landsmanne erhalten haben, nur dankbar sein; und Stern's ebenso einsichtsvoller, wenn auch weniger erschöpfender Ueberblick ist vortrefflich dazu geeignet, eine richtige Kenntniß eines Zeitraums zu verbreiten, der reich an politischen Beispielen ist und viel Belehrung für diejenigen enthält, denen die Aufgabe zufallen muß, das große militärische Reich des Festlandes allmählich in einen wirklich verfassungsmäßigen Staat umzuwandeln. Des Verfassers Würdigung Milton's als Mensch und Schriftsteller ist vollkommen gerecht, und dessen poetische

Kritik, soweit sie bisjetzt reicht, zeichnet sich durch richtiges Verständniß und eine gründliche Beherrschung der gleichzeitigen englischen Literatur aus.... Der Verfasser hat unermüdlichen Fleiß in der Erforschung aller vorhandenen Einzelheiten dessen, was wir über Milton wissen, an den Tag gelegt, und die hauptsächlichste Neuheit, die er selbst im Stande gewesen ist, dazu beizutragen, ist ein Auszug aus den Verhandlungen der Accademia degli Svogliati zu Florenz, aus welchem ersichtlich, daß Milton selbst ihr einige seiner lateinischen Gedichte vorlas."

Ueber „Goethe. Vorlesungen" von Hermann Grimm sagt das Blatt, sie hielten die Mitte zwischen der biographischen und kritischen Methode der Behandlung. „Würde der darin gegebene Umriß etwas ausgefüllt und der für Vorlesungen angemessene conversationelle Ton etwas geändert, so könnte dieses Buch Grimm's zu einer bessern Biographie Goethe's umgestaltet werden, als sie Deutschland bisjetzt aufzuweisen hat.... Es ist durchweg sehr gefällig geschrieben und zeigt ein bemerkenswerthes Talent, Personen, Scenen und Situationen in wenigen Worten klar zu schildern."

„Ein elfjähriger Aufenthalt als Arzt zu Cosseir hat C. B. Klunzinger befähigt, in seinen «Bildern aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere» die Localsitten und Gebräuche zu schildern, und seine eigenen Vorzüge als Schriftsteller sind derart, daß sie die einleitende Empfehlung des ausgezeichneten Reisenden Schweinfurth vollkommen rechtfertigen.... Besonderes Interesse besitzt der Bericht über den Sklavenmarkt und den Zustand des Ueberbleibsels der koptischen Bevölkerung."

Von J. C. F. Zöllner's (ein in der Wissenschaft berühmter Name, wie es daselbst heißt) „Principien einer elektrodynamischen Theorie der Materie" (Band 1) sagt das Blatt, der Verfasser schaffe hier ein großes Werk, in jedem Sinne des Wortes, in der Gestalt einer neuen „Principia".

Ueber „Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses" von Frohschammer heißt es: „Seine Identificirung des letzten Grundes der Dinge mit der Phantasie scheint anfangs eine so wunderliche Laune zu sein, als die Phantasie einem Philosophen oder selbst einem Dichter nur eingeben könne. Bald jedoch ersieht man, daß der Verfasser blos für eine vitale Auffassung des Weltalls, als der mechanischen gegenübergestellt, kämpft. Das Werk, wenngleich zu lang, ist angenehm geschrieben und ist interessant als ein Beispiel, bis zu welcher Ausdehnung metaphysische Speculationen in unserer Zeit von den Naturwissenschaften beeinflußt werden."

„Offener Brief an Herrn Professor Haeckel" von C. Semper wird als eine charakteristische Probe von der Grobheit deutscher persönlicher Streitigkeiten bezeichnet. Wenn Semper sich darüber beklagt, daß sein Gegner seine Meinung entstellt wiedergegeben, so dürfe man ihn dazu beglückwünschen, daß er ihm in gleicher Münze vergolten, da er ihn zu einem Zwischenredner in einem Gespräche gemacht habe.

„«Briefe an eine Ungenannte» von Ferdinand Hiller", sagt das Blatt, „deuten durchaus auf einen echten Briefwechsel.... Die interessanteste Stelle für den Laien in der Musik ist eine lobenswerthe Skizze von Rossini. Auch Schumann ist so lebendig geschildert, wie seine Zurückhaltung und Schweigsamkeit es gestatten.... Werden die Briefe auch für das große Publikum nicht so anziehend sein wie für die ursprüngliche Empfängerin, so zeichnen sie sich doch durchweg durch die geläutertste Bildung aus."

Betreffs des von Karl Engel herausgegebenen „Johann Faust. Ein allegorisches Drama u. s. w. Muthmaßlich nach G. E. Lessing's verlorenem Manuscript" heißt es: „Kaum irgendjemand wird diese Vermuthung gelten lassen, da das Stück den sonstigen Dramen Lessing's weit nachsteht und das Vorwort allein schon ein hinlänglicher Beweis dafür ist, daß es nicht aus seiner Feder geflossen sein könne. Es ist indeß keine verächtliche Leistung und verlohnte sich des Wiederabdrucks als ein Beitrag zur Literatur der Faust-Legende.... Goethe mag Winke daraus entnommen haben. Viel von der Philosophie seines unsterblichen Werks ist in der Bemerkung, welche der Faust des anonymen Verfassers gegen Mephistopheles fallen läßt: «Freund, ermüden kannst du mich, aber erquicken nicht», zusammengedrängt."

Wie gewöhnlich erwähnt die „Saturday Review" am Schluß ihres Berichts auch diesmal die „Deutsche Rundschau", deren Verleger oder Redacteur wol dafür sorgt, daß es regelmäßig geschehe. Wenn das Blatt nun Karl Goedeke's sonst sehr interessanten Artikel über Shakspeare's Sonette bespricht und sagt, er habe durch seine Vermuthung, es wären einige derselben an Sappho gerichtet, einen entschieden neuen Beitrag zur Lösung der Frage geliefert, so muß der Recensent den Aufsatz doch nur oberflächlich gelesen haben, denn sonst würde er zwei Sprachschnitzer entdeckt haben, welche Goedeke's Kenntniß des Englischen in ein etwas zweifelhaftes Licht stellen. Und gerade er will die Frage auf philologischer Grundlage lösen! Man sagt nämlich nie he-cook und she-cook, sondern man-cook und female cook oder eben für Köchin einfach cook (he und she zur Bezeichnung des Geschlechts kommt nur bei Thieren vor), und man bedient sich des thou und thee heutzutage keineswegs im vertraulichen Umgange (außer unter den Quäkern und in Schottland).

Bibliographie.

Berlyn, G., Gedichte. 2ter Bd.: Geistliche Lieder. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. 3 M.

Bern, M., Sich selbst im Wege. Ein Stimmungsbild. Berlin, Bichteler u. Comp. 16. 1 M. 50 Pf.

Besold, F. v., König Sigmund und die Reichskriege gegen die Husiten. 3te Abth.: Die Jahre 1428—1431. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 3 M.

Philosophische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. v. Kirchmann. 233stes Heft: Johannes Scotus Erigena. Sein Leben und seine Schriften, die Wissenschaft und Bildung seiner Zeit, die Voraussetzungen seines Denkens und Wissens und der Gehalt seiner Weltanschauung. Von L. Noack. 234stes und 235stes Heft: Erläuterungen zu den Kategorien und den Hermeneutiken des Aristoteles, von J. H. v. Kirchmann. Leipzig, Koschny. 8. à 50 Pf.

Amusante Boudoir-Geschichten. 4ter Bd.: Saltarella, die Königin des Ballets. Novelle von M. Herz. Leipzig, G. Schulze. 8. 1 M.

Bumüller, J., Geschichte der neueren Zeit (1517—1876). Freiburg i/Br., Herder. 1876. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Csengery, A., Franz Deák. Autorisirte deutsche Uebersetzung von G. Heinrich. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Cyriax, A., Günther von Schwarzburg. Vaterländisches Schauspiel. Mühlhausen i/Th. Gr. 16. 1 M.

Demmin, A., Handbuch der bildenden und gewerblichen Künste. Geschichtliche, archäologische, biographische, chronologische, monogrammatische und technische Encyclopaedie der Baukunst, Bilderkunde, Bildhauerei etc. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übertragen von O. Mothes. 1stes u. 2tes Heft. Leipzig, Scholtze. Lex.-8. à 1 M. 20 Pf.

Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. Ein Beitrag zur Geschichte der Napoleonischen Fremdherrschaft. Neu herausgegeben von H. Merkens. Würzburg, Stuber. Gr. 16. 80 Pf.

Fahrten in den Hohen Tauern. Reiseskizzen von J. A. R. 2te Serie. Innsbruck, Wagner. Gr. 16. 80 Pf.

Falck, W., Sonette. Lustspiel. München, Ad. Ackermann. 8. 1 M.

Fischer, P. D., Friedrich der Grosse und die Volkserziehung. Vortrag. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 M.

Pitawall, E., Die Macht der Liebe auf Erden, oder der Geisterseher in Venedig. Romantische Erzählung. 1ste bis 10te Lfg. Berlin, Grosse. Gr. 8. 20 Pf.

Reichenbach, A., Kaiser und Papst. Der Kampf der deutschen Kaiser mit dem römischen Papstthume und seinem Anhange von Karl dem Großen bis heute. Für das deutsche Volk gemeinverständlich dargestellt. 1ste Lfg. Lahr, Schauenburg. 8. 50 Pf.

Reinhold, O., Rübezahl der Berggeist oder die Geheimnisse des Riesengebirges. Volksroman. 1ste u. 2te Lfg. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 30 Pf.

Schröder, F., Der Dichter F. W. Rogge und seine Beziehungen zu dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Ein Beleuchtung des Buches: „Ein seltenes Leben, von Paul Welf". Leipzig, C. A. Koch. Gr. 8. 1 M.

Schuller, G. F., Hervorragende Mängel unserer gegenwärtigen Gymnasial-Organisation. Mediasch. 1876. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Schultze, V., Die Katakomben von San Gennaro dei Poveri in Neapel. Eine kunsthistorische Studie. Jena, Costenoble. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Thelemann, O., Die Socialdemokratie nach ihrem Ursprung und ihrem Wesen. Ein geschichtlicher Vortrag. Detmold, Schenk. 8. 1 M.

Tragemunt, C., Gedichte. Marburg, Braun. 1876. 8. 1 M.

Wellnau, F., Die Findlinge oder durch Nacht zum Licht. Volks-Roman. 3 Bde. Frankfurt a. M., Scherl u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Wille, J., Stadt und Festung Frankenthal während des 30jährigen Kriegs. Nebst einer Vorgeschichte ihrer Entstehung und Entwickelung. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

257

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 26. April 1877.

Neue Schriften zur Geschichte der ältern deutschen Literatur.

1. Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von Karl Bartsch. Vierter Band: Heliand. Herausgegeben von Heinrich Rückert. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 3 M. 50 Pf.

Es ist das letzte Werk eines Frühvollendeten, welches hier geboten wird: noch während des Drucks starb Heinrich Rückert. Einleitung sowie Text und Anmerkungen lagen fertig vor, nicht so das Glossar, welches Bartsch hinzugefügt hat.

Damit, daß unter die „Deutschen Dichtungen des Mittelalters“ auch der „Heliand“ aufgenommen ist, wird, wie wir überzeugt sind, vielen ein Dienst erwiesen. Die Lektüre des „Heliand“ ist freilich erheblich schwieriger als die irgendeines der in der Sammlung bisher veröffentlichten Werke, aber dennoch scheint der Erfolg der Heyne'schen Ausgabe zu beweisen, daß der Wunsch, dieses herrliche Gedicht auch in der Ursprache kennen zu lernen, ein weit verbreiteter ist, und es dürfte eine gewagte Annahme sein, daß alle diejenigen, welche jene Ausgabe kauften und doch vermuthlich auch benutzten, sich zuvor die Fundamente der altsächsischen Grammatik angeeignet hätten. Freilich hat man ihnen neuerdings bemerklich gemacht, daß sie, ohne jene Vorbedingung erfüllt zu haben, doch nicht zum zusammenhängenden Verständniß des Textes gelangen würden, nach Erfüllung derselben aber des größten Theils des Commentars entrathen könnten, und daraus hat man dann den Schluß gezogen, daß die Aufnahme des „Heliand“ in den Rahmen der Sammlung nicht zu billigen sei. Wie uns scheint, mit Unrecht. Wir wüßten nicht, warum nicht mit Hülfe der sprachlichen Anmerkungen und des Glossars jedermann im Stande sein sollte, sich ein ausreichendes Verständniß des Textes zu verschaffen, auch ohne vorher einen regelrechten Cursus in altsächsischer Grammatik durchgemacht zu haben. Und wenn nun neben dem sprachlichen auch ein sachlicher Commentar herläuft und eine ausführliche Einleitung voraufgeht, beides hier zum ersten male bei einer Heliand-Ausgabe geboten, so scheint uns alles geschehen zu sein, was zur Vermittelung des Verständnisses erforderlich ist.

Die Einleitung verdient besonders rühmend hervorgehoben zu werden. Sie erörtert zunächst die Frage nach der Heimat und dem Alter des Gedichts sowie nach der Person des Dichters, und zwar mit derjenigen Vorsicht und Besonnenheit, die freilich dadurch geboten ist, daß der „Heliand“, von jedem wirklichen Zeugniß entblößt, ganz auf sich selbst steht. Durch das Heer von Hypothesen, welche über diese Dinge bereits aufgestellt sind und mit erstaunlicher Vertrauensseligkeit vorgetragen werden, konnte sich allerdings ein Mann wie Rückert nicht gefangen nehmen lassen. Daß der Dichter ein Geistlicher war, nicht ein weltlicher Mann, ein ungelehrter Laie, wozu ihn die lateinische Vorrede — die übrigens Rückert aus guten Gründen nicht gleich andern für eine Fälschung des Flacius Illyricus oder eines seiner Zeitgenossen zu halten geneigt ist — machen möchte, nimmt auch Rückert als sicher an; wenn er freilich meint, daß nichts im Wege stehe, die Abfassung des Werks bis in den Anfang des 9. Jahrhunderts hinaufzurücken, so kann man ihm darin nicht mehr beistimmen, seit mit Evidenz nachgewiesen ist, daß der Dichter den Commentar des Hrabanus Maurus zum Matthäus benutzte, welcher erst im Jahre 821 geschrieben wurde.

Das führt uns auf die Quellen des Dichters, unter denen die Evangelienharmonie des Tatian in erster Linie steht. Auch über sie ist in der Einleitung gehandelt, ebenso über die mehrfach ventilirte Frage, ob der „Heliand“ ein abgeschlossenes Gedicht sei oder nur ein Theil eines größern Werks, welches die ganze Heilsgeschichte behandelt habe; eine Frage, welche Rückert verneint. Es folgt dann eine treffliche Charakteristik des Gedichts, eine eingehende Darstellung der Metrik, also des Stabreims, und endlich eine Anzahl von Bemerkungen über die Lautverhältnisse im „Heliand“. Wie man sieht, gibt die Einleitung über alles Auskunft, was zu wissen dem Leser von nöthen oder von

[illegible] kann, und so es sich mit dem Commentar [illegible], so verzeichnet Bechstein's Ausgabe einen [illegible] Fortschritt gegen die früheren Editionen und kann allen auf das wärmste empfohlen werden, welche, ohne Germanisten von Fach zu sein, doch ein Herz haben für die Prachtwerke unserer ältesten deutschen Dichtung.

[illegible] Meister [illegible] von Straßburg (der Dichter) Straßburger [illegible]. Eine historische Untersuchung von [illegible] Schmidt. Straßburg, Schmidt. 1876. Gr. 8. 40 S.

[illegible] Hartmann von Aue Stand, Heimat und Geschlecht. Eine kritisch-historische Untersuchung von Ludwig Schmid. Mit einem Wappenbilde. Tübingen, Laupp. 1875. [illegible]

Es ist eine leidige Thatsache, daß wir über die Lebensverhältnisse unserer mittelalterlichen Dichter sehr wenig unterrichtet sind. Mühevolles Forschen in Urkundenbüchern hat wol bei einigen über ihre Heimat und ungefähre Lebenszeit Licht verbreitet; durch Combination der in ihren eigenen Werken enthaltenen Andeutungen mit anderswoher bekannten Thatsachen hat man manchen schätzbaren Aufschluß gewonnen; aber im ganzen genommen waren die Resultate dieser Bemühungen geringfügig und blieb leider der mehr oder weniger willkürlichen Construction ein allzu großer Spielraum. Dieser Mangel wird natürlich besonders schmerzlich empfunden bei den wirklich bedeutenden Dichtern: je mehr wir uns an ihren Werken erwärmen, desto lebhafter wird der Wunsch, auch von ihrer Person etwas zu erfahren.

Ein besonders dichtes Dunkel ist über dem Leben Gottfried's von Straßburg ausgebreitet. Um so freudiger wurde es begrüßt, als vor einigen Jahren der inzwischen verstorbene Hermann Kurz den Nachweis zu führen unternahm, daß der Dichter von „Tristan und Isolde" Straßburger Stadtschreiber gewesen sei, also ein für damalige Zeiten bedeutsames Amt in seiner Vaterstadt bekleidet habe: denn, so behauptete Kurz in seinem geistvoll geschriebenen Aufsatze „Zum Leben Gottfried's von Straßburg", in Pfeiffer's „Germania", Bd. 15, der in einer straßburger Urkunde König Philipp's vom Jahre 1207 unter den Zeugen genannte Gotfridus Notarius de Argentina sei kein anderer als unser Dichter. Die Gründe, mit denen Kurz seine Behauptung stützte, schienen so einleuchtend, daß Gottfried's Stellung als Stadtschreiber von Straßburg [illegible] als ausgemachte Sache galt, als solcher figurirt er denn auch bereits in den neuesten Auflagen der Literaturgeschichten von Koberstein und Gervinus. Das Unhaltbare dieser Annahme nachzuweisen, ist der Zweck der kleinen Schmidt'schen Schrift, und es kann leider nicht geleugnet werden, daß der Nachweis vollständig erbracht ist. [illegible] im Original [illegible] längst nicht mehr vorhanden [illegible] eine Copie aus der [illegible] Urkunde, welche [illegible] Notarius [illegible] Urkunden. [illegible]

Jedenfalls würde man weit über die Grenzen des erlaubten Vermuthens hinausschreiten, wenn man ohne andere Beweise in dem Ritter Godefridus Liebelarius den Dichter erblicken wollte. Wie dem aber auch sei, die von Kurz erfundene Stadtschreibereigenschaft des Dichters wird wol niemand mehr behaupten wollen.

Da stehen wir nun und sind so klug wie zuvor.

Mit einem andern unter den drei großen Epikern des deutschen Mittelalters, mit Hartmann von Aue, beschäftigt sich die zweite der genannten Schriften, gleich der ersten wesentlich eine Widerlegung der in einem Aufsatze in der „Germania" aufgestellten Behauptungen.

Wie bei Gottfried, so sind wir auch bei Hartmann ohne genauere Kenntniß von seinem äußern Leben: was wir davon wissen, ist fast nur das, was er selbst uns in seinen Kreuzliedern und im Eingange zum „Armen Heinrich" mittheilt. Auf der Grundlage dieser paar Stellen hat man dann freilich ein luftiges Gebäude von mehr oder weniger annehmbaren Hypothesen aufgeführt. So namentlich H. C. von Ow, der in der „Germania" (Bd. 16) sich bemühte weitläufig darzuthun, daß Hartmann zum Geschlechte des von ihm selbst erwähnten herre Heinrich geborn von Ouwe gehört habe und somit wie dieser ein geborener Freiherr gewesen sei; daß ferner sowol der Minnesänger Hartmann als jener herre Heinrich zu den Ahnen des heutigen Geschlechts von Ow gehören, dieses somit schon im 12. und 13. Jahrhundert ein freiherrliches gewesen sei.

Die Polemik gegen diese ad majorem gloriam der Herren von Ow aufgestellten Sätze bildet den Grundton des Schmid'schen Buchs, welches schließlich zu folgenden zwar nicht durchweg neuen, aber meist besser als bisher begründeten Resultaten gelangt: Hartmann, von Geburt ein Schwabe und wahrscheinlich auf der Klosterschule zu Reichenau gebildet, gehörte einem Dienstmannengeschlechte von bescheidenem Besitzstande an, bekleidete auf einer schwäbischen, beziehentlich fränkischen Herrenburg irgendein Hofamt und machte die aufeinanderfolgenden zwei Kreuzzüge von 1189 und 1197 mit — beiläufig bemerkt eine Ansicht, die Widerspruch finden dürfte; bisjetzt wird doch immer nur angenommen, daß Hartmann an einer einzigen Kreuzfahrt theilnahm: an welcher der beiden genannten und einzig möglichen, bleibt freilich unsicher. Das Aue, zu welchem Hartmann als Dienstmann gehörte, ist das jetzige Obernau bei Rotenburg am Neckar; Hartmann und sein Geschlecht konnten nach diesem Aue benannt sein zunächst als Dienstmannschaft der freien Herren von Aue, deren Ahnherr der „arme" Heinrich war und welche die Burg Owe mit Zubehör von den Grafen von Zollern-Hohenberg zu Lehn trugen, sodann aber, da die Freiherren von Aue vor 1189 ausstarben, als Ministerialen der genannten Grafen, von denen sie die Burg Owe als Beneficium besaßen. Diese Ministerialen sind allerdings die Ahnen der heutigen von Ow, zu denen also Hartmann [illegible] gehörte.

[illegible]

für die von ihm vorgetragenen Ansichten. Fleiß und Gründlichkeit eignen dem Buche in hohem Grade; um eine anziehende Lektüre zu bilden, dazu ist es allerdings viel zu umständlich und weitschweifig.

4. Die Sprüche Walther's von der Vogelweide über Kirche und Reich. Von Friedrich Thaner. Vortrag zum Besten der Errichtung des Walther-Denkmals in Bozen, gehalten am 20. Februar 1875 im Universitätssaale zu Innsbruck. Nördlingen, Beck. 1876. 8. 80 Pf.

Der gegenwärtig mit Heftigkeit entbrannte Kampf zwischen der römischen Curie und dem neu erstandenen Deutschen Reich ist wohl dazu angethan, die Erinnerungen wachzurufen an jene Periode der deutschen Geschichte, da Kaiserthum und Papstthum mehr als je zuvor und nachher in erbitterter Fehde lagen, an jene glänzendste Epoche des Mittelalters, in welcher das Haus der Hohenstaufen auf dem deutschen Throne saß. Und wenn man des Kampfes gedenkt, der damals die Geister bewegte, so tritt auch das Bild derer, die damals in erster Reihe kämpften, mit größerer Deutlichkeit wieder hervor. Zu den wackersten Rufern im Streit jener Tage gehörte auch Walther von der Vogelweide, und so ist denn das Andenken an ihn ganz besonders lebhaft und er selbst zum Helden einer Menge von Vorträgen und Schulprogrammen geworden, die sich hauptsächlich mit seiner politischen Dichtung befassen.

Der Titel der vorliegenden Schrift scheint ihr unter den eben bezeichneten literarischen Kundgebungen ihren Platz anzuweisen. Aber in Wahrheit hat sie mit Walther sehr wenig zu thun. Denn wer wirklich, wozu ihn der Titel doch einigermaßen berechtigt, eine Belehrung über Walther's Sprüche oder eine Charakterisirung derselben erwartet, der wird sich sehr getäuscht finden. Thaner's Schriftchen nimmt zwar seinen Ausgangspunkt von Walther, citirt auch gelegentlich einen oder den andern seiner Verse, ist aber im wesentlichen eine Abhandlung über einige Materien des kanonisch-päpstlichen Rechts. Erst der Schluß führt uns dann mit einem kühnen Gedankensprunge auf Walther und das bozener Denkmal zurück.

Den sachlichen Werth des hier Gebotenen zu beurtheilen, ist somit nicht unsers Amts. Doch will es uns scheinen, als ob dieser Vortrag sich im Tone vergriffen habe. Wir nehmen als selbstverständlich an, daß die vielen gelehrten Anmerkungen erst nachträglich zum Zwecke des Drucks hinzugefügt worden sind, aber auch der Text selbst ist voll von lateinischen Citaten und wirft mit plenitudo potestatis, mit Nominalismus und Realismus und andern philosophischen Terminis um sich — für die Frauen, die in der Anrede ausdrücklich genannt sind, doch wol etwas zu schwere Kost.

Wenn nun aber Walther auch wirklich in diesem ihm gewidmeten Vortrage nur nebenher eine Rolle spielt, so hätten doch seine Gedichte etwas sorgfältiger gelesen werden können. So heißt es z. B.: „Es war ein Widerspruch zwischen ... Wort und Werk, wie er schneidender nicht gedacht werden kann. Unser Dichter hat tiefen Schmerz darüber empfunden; er lieh ihm Ausdruck in dem Gedichte vom welschen Schrein u. s. w." Dazu wird in einer Fußnote Pfeiffer's Ausgabe citirt und zwar Nr. 115, welches in der That die Ueberschrift „Der welsche Schrein" führt, aber nur die Habsucht Innocenz' III. geiselt: dieser hatte in den Kirchen Opferstöcke aufstellen lassen zur Wiedererlangung des Heiligen Landes, aber wie Walther meint nur zur Füllung der päpstlichen Kasse mit deutschem Silber. Das Citat paßt also gar nicht; mit großer Flüchtigkeit ist Nr. 115 „Der welsche Schrein" verwechselt mit Nr. 113, welches wirklich „Widerspruch in Wort und Werk" überschrieben ist und den schreienden Zwiespalt zwischen der Lehre und dem Leben der Geistlichen zum Gegenstande hat.

Der „welsche Schrein" spielt übrigens noch an einer andern Stelle eine gleichfalls unglückliche Rolle. Denn es muß doch den Hörer und Leser verwirrt machen, wenn nun plötzlich Unteritalien als der welsche Schrein bezeichnet wird, aus dem der Kaiser (Friedrich II.) rücksichtslos seine Gelder nahm, um seine Staatsplane durchzuführen.

5. Funfzig ungedruckte Balladen und Liebeslieder des 16. Jahrhunderts mit den alten Singweisen. Gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth. Heilbronn, Henninger. 1877. 8. 2 M. 80 Pf.

Der verdienstvolle Sammler älterer deutscher Lieder tritt uns hier mit einer neuen Gabe entgegen, die gewiß mit ebenso großer Freude aufgenommen werden wird wie die vor drei Jahren erschienenen „Zweiundfunfzig ungedruckten Balladen" desselben Herausgebers. Vorliegende Stücke sind entnommen aus zwei alten Liederbüchern, die vor Jahren aus einem nürnberger Krämerladen vor gänzlicher Zerstörung durch geschäftliche Verwendung gerettet wurden, seither aber verschollen und wol völlig untergegangen sind.

Die Lieder, ernster wie humoristischer Gattung, gehören zu den bessern ihrer Zeit. Sie sind im Tone des echten Volksliedes gehalten und stehen, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, im schönsten Verein mit den alten, theilweise berühmten Melodien.

Zu bedauern ist nur, daß der Herausgeber, wie er erklärt, die Schreibweise seiner Vorlage der unserigen näher gebracht hat. Ein zwingender Grund zu solchem Verfahren liegt wol nicht vor. Die eigenthümlichen Wörter und Wortformen derartiger Lieder, wie sie hier geboten werden, harmoniren trefflich mit der verschnörkelten und doch nicht unverständlichen Orthographie ihrer Zeit, aber herzlich schlecht mit unserer heutigen Schreibung.

6. Angelus Silesius (Johannes Scheffler). Bild eines Convertiten, Dichters und Streittheologen aus dem 17. Jahrhundert von Wilhelm Lindemann. Freiburg i. Br., Herder. 1876. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Mann, dessen Leben und Schriften den Gegenstand vorliegenden Buchs bilden, hat das Schicksal gehabt, bei seinen Lebzeiten, weniger freilich als Dichter denn als Mensch, ungewöhnliches Aufsehen zu machen, dann aber während des ganzen vorigen Jahrhunderts fast bis auf den Namen aus dem Gedächtniß der Nachwelt zu verschwinden. Als dann Friedrich Schlegel wieder auf Angelus Silesius aufmerksam machte, da trat an die Stelle der bisherigen Nichtbeachtung eine lebhafte Beschäftigung mit ihm und eine hohe Werthschätzung, in der sich die verschiedensten Geister, die katholischen und katholisirenden Romantiker und Männer wie Hegel und Varnhagen begegneten. Letzterer, der eine Schrift der Rahel über Angelus Silesius und eine Auswahl seiner Sprüche herausgab,

sprach den Wunsch aus, daß sowol über das äußere Leben des Mannes als über die Schriften desselben eine umfassende kritische Arbeit geliefert werden möchte. In dem Umfange, wie Varnhagen sich die Sache gedacht zu haben scheint, ist zwar sein Wunsch nicht erfüllt worden, aber immerhin hat man nicht aufgehört, Angelus Silesius seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Fast um keinen Dichter seines Jahrhunderts hat sich eine so reiche Literatur gebildet: nicht nur besitzen wir eine ganze Reihe von Biographien Scheffler's, sondern auch eine Gesammtausgabe seiner poetischen Werke, ein Vorzug, um den mancher Größere alle Ursache hat ihn zu beneiden.

Allerdings ist diese Erscheinung nicht durchweg erfreulich. Zunächst nämlich laufen wir auf diese Weise Gefahr — da ja einmal herkömmlicherweise die Biographen und Editoren den Gegenstand ihrer Mühen überschätzen —, ein viel zu günstiges Bild von Scheffler's dichterischen Qualitäten zu bekommen: preist doch wirklich Rosenthal in seiner Ausgabe Angelus Silesius nicht blos als den größten Dichter, den Schlesien hervorgebracht, sondern als eine der höchsten Zierden des ganzen deutschen Parnasses. Sodann aber, und das ist viel weniger unschuldig, hat sich der katholische Fanatismus der Person Scheffler's bemächtigt und feiert in ihm weit weniger den auch im protestantischen Lager geschätzten Dichter der „Heiligen Seelenlust" und des „Cherubinischen Wandersmannes", als viel mehr mit unangenehmer Geflissentlichkeit den Convertiten und den Streittheologen.

In diesen beiden letztern Eigenschaften figurirt Scheffler auch auf dem Titel des vorliegenden Büchleins. Aber wir müssen rühmend hervorheben, daß Lindemann, wenn auch auf entschiedenem katholischen Standpunkte stehend, doch sich großer Objectivität befleißigt. Wenn er seinem protestantischen Vorgänger Kahlert, dessen „Angelus Silesius" er übrigens sehr vieles verdankt, „anerkennenswerthe Parteilosigkeit" nachrühmt, so können wir auch ihm dieses Lob nicht vorenthalten. Auch ist er in der einschlägigen Literatur von protestantischer Hand gut bewandert und citirt mit Vorliebe bei passender Gelegenheit die Urtheile und Aeußerungen protestantischer Schriftsteller.

Lindemann's Schrift zerfällt in acht Abschnitte, deren erster, die Einleitung, unter anderm auch die bisher erschienenen Monographien über Angelus Silesius namhaft macht und kurz charakterisirt. Der zweite handelt von Scheffler's Jugend, der Umgebung, in der er aufwuchs, und den Anregungen, die er theils während seines Aufenthaltes in den Niederlanden, theils nach seiner Rückkehr in die Heimat empfing und die auf seine religiöse Entwickelung einwirkten. Jakob Böhme, der Theosoph, und Abraham von Franckenberg, der Mystiker, werden als diejenigen beiden Männer genannt, die auf Scheffler's Geistesrichtung bestimmenden Einfluß übten. Die beiden folgenden Abschnitte beschäftigen sich mit Scheffler's Conversion; hier tritt selbstverständlich der katholische Standpunkt des Verfassers in entschiedenster, wenn auch nicht in verletzender Weise hervor. Eine interessante Beigabe zu diesem Kapitel ist die vollständig abgedruckte Conversionsschrift, betitelt „Johannes Scheffler's gründliche Ursachen und Motive, warum er von dem Lutherthume abgetreten und sich zur katholischen Religion bekannt habe", eine Schrift, die später, besonders unter den Angriffen seiner Gegner, bedeutend erweitert wurde.

Es folgt dann im fünften mit schöner Wärme eine eingehende und mit vielen Auszügen illustrirte Charakteristik der beiden poetischen Hauptwerke Scheffler's, der „Heiligen Seelenlust" und des „Cherubinischen Wandersmannes". Den Werth dieser beiden Sammlungen schlägt Lindemann sehr hoch an, und er hat in Bezug auf die erste gewiß recht; im übrigen ist auch er nicht blind gegen manche Geschmacklosigkeiten, die beweisen, wie sehr doch auch Scheffler unter dem Einfluß seiner Zeit, dem Jahrhundert der Hoffmannswaldau und Lohenstein, stand: dahin gehören namentlich die zahllosen Anspielungen auf die antike Mythologie und die Tändeleien mit Diminutiven, wie „Rosenmündelein", „Sammetsüßelein", „mein schönes Lämmelein" u. s. w. Den „Cherubinischen Wandersmann" anlangend, jene große Sammlung geistlicher Sinngedichte von wundervoller Gedrungenheit der Form, kann auch Lindemann nicht umhin anzuerkennen, daß hier manches Bedenkliche begegnet. Die grell pantheistischen und quietistischen Anschauungen, die in diesem Werke zu Tage treten, scheinen auch ihm von erschreckender Kühnheit. Sprach doch auch schon Leibniz seine Verwunderung darüber aus, daß dieses Buch die kirchliche Approbation habe finden können.

Der siebente Abschnitt zeigt uns Scheffler in seiner wenigst anziehenden Gestalt, als Streittheologen. Elf Jahre nach seiner im Jahre 1653 erfolgten Conversion trat er mit seiner ersten Streitschrift hervor; ihr folgte dann in den nächsten zwölf Jahren noch eine namhafte Anzahl anderer, die dann wiederum Gegenschriften von protestantischer Seite hervorriefen. Der Contrast zwischen diesen Controversschriften und den geistlichen Liedern Scheffler's ist in der That ein so ungeheuerer, daß man sich wol hat versucht fühlen können, wie es wirklich geschehen ist, den Beweis anzutreten, daß Johannes Scheffler und Angelus Silesius gar nicht eine und dieselbe Person seien, ein Unternehmen freilich, welches durchaus verunglückt ist. Eine Sammlung dieser Streitschriften hat dann Scheffler selbst unter dem Titel „Ecclesiologia" in seinem Todesjahre erscheinen lassen, „ein bleibendes geschichtliches Denkmal des geistigen Kampfes jenes Zeitalters", wie sie Kahlert und nach ihm Lindemann nennt. Eine Charakteristik der hier einschlagenden Schriften Scheffler's gibt auch unser Büchlein, aber es ist erfreulich zu sehen, wie wenig Freude sein Verfasser an dieser Polemik hat, die hüben und drüben in einem Tone geführt wurde, von dem man sich schwer eine Vorstellung macht und gegen den sich jedenfalls auch die ärgsten literarischen Ausschreitungen unserer auf confessionellem wie socialem Gebiete so leidenschaftlich erhitzten Zeit sehr harmlos ausnehmen. Lindemann nimmt auch in diesem Falle eine so unbefangene Haltung an, daß ein zum Schlusse des Kapitels abgedrucktes Urtheil über den ganzen Streit aus protestantischer Feder sich von dem seinigen kaum unterscheidet. Daß frühere katholische Biographen Scheffler's sich erheblich anders zur Sache stellten, ersehen wir aus den mehrfachen Citaten aus Patricius Wittmann's Buche „Angelus Silesius als Convertit, als mystischer Dichter und als Polemiker".

Noch in die letzten Lebensjahre Scheffler's, mit denen

sich das Schlußkapitel von Lindemann's Buche beschäftigt, fällt sein großes Gedicht „Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge, zu heilsamen Schröcken und Auffmunterung aller Menschen in Druck gegeben". Für die schließliche Entwickelung des Dichters ist es eine bedeutsame Erscheinung: die lang fortgesetzte Beschäftigung mit polemischer Schriftstellerei hat den poetischen Duft seiner Erstlingsdichtungen verwischt, an die Stelle des Liebesgeistes ist zelotischer Eifer getreten, die dichterische Behandlung läßt eine auffallende Geschmacksverwirrung wahrnehmen. Die Schilderungen der Höllenstrafen z. B. sind der Art, daß Kahlert erklärt, die Mittheilung mancher Strophen aus sittlichen Gründen unterlassen zu müssen, und auch Lindemann „die geschmacklosesten Strophen mit den ganz ekelhaften Bildern" übergeht. Scheffler verfolgte zwar besondere Zwecke mit diesem Werke: er wollte damit laut seiner eigenen Aussage auch den „niedrigen Gemüthern" etwas gegeben haben, was Lindemann so erläutert:

> Zu diesen niedrigen Gemüthern, zu den Unmündigen in Christo, hat er sich herabgelassen und ihnen nach dem Ausspruche des Apostels Milch geboten und nicht Speise. Er wollte auch der rohen Masse ein Sänger werden, um auch sie für Christum zu gewinnen.

Diesen Zweck scheint auch der Dichter erreicht zu haben, da aus mehrern Dingen geschlossen werden darf, daß bei feierlichen Gelegenheiten, vielleicht bei Processionen, wirklich von Scheffler's Strophen praktischer Gebrauch gemacht worden ist. Aber dieser kleine Erfolg war denn doch zu theuer bezahlt.

Am 9. April 1677 verschied Angelus Silesius nach schweren Körperleiden im St.-Matthiasstifte zu Breslau. Lindemann bemerkt zum Schlusse seines Buchs, daß die vorliegende Monographie den Freunden des Dichters und insbesondere dessen schlesischen Landsleuten eine Erinnerung sein solle, seine Grabesstätte durch eine Gedenktafel zu bezeichnen. Wir wollen hoffen, daß dies geschehe; auch den Protestanten, welche so manches köstliche Lied Scheffler's in ihre Gesangbücher aufgenommen haben, stünde es wohl an, sich dieser bescheidenen Huldigung anzuschließen. Aber dann beschwöre man nicht den Polemiker aus seinem Moder wieder herauf, sondern lasse diese Huldigung lediglich dem beiden Confessionen gemeinsamen Dichter gelten.

Karl Schröder.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Geschichte der Befreiungskriege.

1. Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813. Von Wilhelm Oncken. Erster Band. Berlin, Grote. 1876. Gr. 8. 9 M.
2. Geschichte des Feldzugs von 1815 nach archivalischen Quellen von von Ollech. Mit vier lithographirten Karten und einem Facsimile. Berlin, Mittler u. Sohn. 1876. Gr. 8. 10 M.
3. Aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Ein Beitrag zur preußischen Geschichte von Gneomar Ernst von Natzmer. Erster Theil. Mit einer Einleitung von T. von Bernhardi, dem photographischen Bildniß des Generals und einer kleinen Karte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1876. Gr. 8. 6 M.

Die erfreuliche Thatsache, daß sich unsere Geschichtschreiber neuerdings der noch lange nicht hinreichend durchdrungenen Geschichte der Befreiungskriege mit gesteigertem Eifer zuwenden, haben wir auch an dieser Stelle in der letzten Zeit schon mit aufrichtiger Genugthuung constatiren können. Unleugbar hat der Aufschwung, den das nationale Leben des deutschen Volks seit 1870—71 genommen, es mit sich gebracht, daß auch die Ereignisse der Jahre 1813—15 für Forscher und Laien ein höheres Interesse darzubieten anfingen und gewissermaßen in einem ganz neuen Lichte, erst in der richtigen Perspective erschienen: die Großthaten des letzten siegreichen Kriegs gegen Frankreich haben ja die 1813—15 angefangene, aber unvollendet gelassene Arbeit erst zu dem gewünschten Abschluß gebracht, und in den blutigen Schlachten um Metz, bei Sedan, vor Paris und bei Orléans ist endlich die über ein halbes Jahrhundert vergeblich ersehnte Ergänzung und Vervollständigung der Befreiungskriege geliefert worden. Derselbe Geist, der in jener großen Zeit der nationalen Erhebung gegen die französische Fremdherrschaft in den besten Männern des deutschen Volks lebendig war, erfüllte und beseelte 1870—71 die gesammte, durch schwere, an schmerzlichen Enttäuschungen reiche Lehrjahre hindurchgegangene deutsche Nation. Früher hatten sich die deutschen Regierungen vor dem Geiste, der die Schlachten der Befreiungskriege geschlagen hatte, gefürchtet, denselben einzuengen und zu ersticken gestrebt; heute sind sie im allgemeinen zu der Einsicht gekommen, daß sie das Gewonnene zu behaupten und auszubauen nur dann im Stande sein werden, wenn die ganze Nation immer mehr von diesem Geiste durchdrungen und zu freudiger, einmüthiger Mitarbeit an dem großen Werke gestärkt wird; hatten die deutschen Regierungen, obenan die Oesterreichs und Preußens, ehemals eine genauere Einsicht in die Geschichte der Befreiungskriege recht geflissentlich hindern zu müssen gemeint, weil dadurch eben der von ihnen niederzuhaltende nationale Geist neue Nahrung empfangen haben würde, so sind sie jetzt vielmehr zu der Erkenntniß gekommen, daß ein völlig rückhaltloses Bekanntmachen der militärischen und politischen Vorgänge jener Zeit ihnen selbst in Rücksicht auf die jetzt von ihnen zu lösenden Aufgaben nur nützlich und förderlich werden kann. Die früher ängstlich „secretirten" Abtheilungen der Archive haben sich geöffnet, und in fröhlichem Wetteifer arbeiten zahlreiche Historiker, die Bausteine zuzubereiten, aus denen einst eine wahrheitsgetreue, von Fabel und Erfindung gereinigte Geschichte der Befreiungskriege wird aufgeführt werden können.

Nur diese totale Wandlung der Auffassung in den Regierungskreisen hat das Erscheinen eines Buchs möglich gemacht, wie es uns in Wilhelm Oncken's „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege" (Nr. 1) vorliegt. Dasselbe

verdankt seine Entstehung zunächst der ja weltbekannten Liberalität, mit welcher die Schätze des österreichischen Staatsarchivs seit einer Reihe von Jahren durch Alfred von Arneth verwaltet werden; nicht mindern Antheil daran aber hat auch die preußische Archivverwaltung, die unter Duncker's und nun unter Sybel's Leitung erst angefangen hat, die ihr anvertrauten kostbaren Materialien im Dienste der nationalen Wissenschaft zu verwerthen. Wilhelm Oncken selbst bezeichnet sein Werk als „Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813", und zwar durchaus mit Recht: denn einmal handelt es sich in denselben thatsächlich nicht um die allgemeine Geschichte des denkwürdigen Jahres und namentlich nicht um die militärischen Großthaten desselben, sondern allein um die wirr verschlungenen, absichtlich die Heimlichkeit und das Halbdunkel suchenden politischen Kreuz- und Querzüge, die, von den Cabineten der Diplomaten aus geleitet, die große Allianz gegen Napoleon nach mannichfachen Irrungen zu Stande brachten, um dieselbe hinterher um den besten Theil des gehofften und auch des wirklich erkämpften Erfolgs wieder zu bringen; dann aber haben wir es ferner nicht eigentlich mit einer fortlaufenden historischen Darstellung, einer wirklichen Berichterstattung zu thun, sondern mit Auszügen und höchst merkwürdigen, bis dahin unbekannten, eine reiche Fülle neuer Kenntnisse erschließenden diplomatischen Correspondenzen, Noten, Memoires, Berichten, Entwürfen, Verträgen u. s. w. Der Geschichtschreiber oder, was ja hier mehr ins Gewicht fällt, der Geschichtsforscher tritt gänzlich in den Hintergrund, und nur an vereinzelten Stellen ergreift er das Wort, um mit einigen wenigen Bemerkungen auf dasjenige hinzuweisen, was sich denn aus den von ihm zuerst durchforschten archivalischen Schätzen im Vergleich mit den bisher herrschenden Anschauungen als das Neue und in Zukunft als thatsächlich Festzuhaltende ergibt. So sehr diese selbstlose Beschränkung auf ein einfaches Referiren des von den unermüdlich thätigen Diplomaten Gedachten, Gesagten, Gewollten oder scheinbar Gewollten und eigentlich Bekämpften der Eigenart der Quellen, aus denen es zu schöpfen galt, angemessen ist, so ist dieselbe doch insofern von einem gewissen Nachtheil, als dadurch der ganze in der Darstellung herrschende Ton etwas Weitschweifiges, Schleppendes und daher Ermüdendes bekommt: es handelt sich eben immer nur um diplomatische Erwägungen, um politische Reflexionen, fast niemals um wirklich Geschehenes, um lebendige Thatsachen, denen gegenüber doch der Erzähler sowol wie der Leser lebhaftes Interesse zu empfinden pflegen. Eben das ist auch der Grund, weshalb wir hier auf ein näheres Eingehen auf das Werk und auf eine Hervorhebung etwa besonders gelungener oder besonders interessanter Partien verzichten müssen und uns von vornherein darauf beschränken, mit wenigen Worten das hervorzuheben, worin wir den wissenschaftlichen Gewinn von Oncken's Arbeit sehen.

Derselbe besteht nun in Kürze darin, daß, was bisher völlig unbekannt war, nun als feststehende Thatsache, von der aus man alles Folgende auffassen und beurtheilen muß, erwiesen ist, nämlich daß zwischen Oesterreich und Preußen bereits vor der Katastrophe, welche die große Armee Napoleon's in Rußland traf, im tiefsten Geheimniß ein Meinungsaustausch stattfand über die der nächsten Zukunft gegenüber einzunehmende Haltung, daß man sowol von seiten des wiener wie des berliner Cabinets auf die ersten Anzeichen von der Erfolglosigkeit des russischen Feldzugs sich dahin verständigte, es müsse von beiden Theilen zunächst jede weitere Hülfsgewährung an den Kaiser abgelehnt oder doch an Bedingungen geknüpft werden, deren Erfüllung die in jeder Hinsicht unerträglich gewordene Lage beider Staaten wenigstens etwas erleichterte; als dann aber die ersten, kaum glaublich klingenden Berichte über die totale Vernichtung der großen Armee einliefen, da erkannte man in Wien so gut wie in Berlin, daß die europäischen Angelegenheiten mit unaufhaltsamer Schnelligkeit einer gewaltigen Krisis entgegendrängten, und war an beiden Orten entschlossen, sich von derselben nicht unvorbereitet finden zu lassen. In Berlin vor allem fühlte man instinctiv, daß jetzt oder nie die Gelegenheit gekommen sei, die elende Lage Preußens zu bessern oder den Verzweiflungskampf zu wagen. Man knüpfte im Hinblick auf die sich jetzt bietende Eventualität einer Erhebung gegen Napoleon mit Oesterreich an und legte dem wiener Cabinet geradezu die Frage vor, wessen sich Preußen, falls es sich mit Rußland alliire und gegen Frankreich die Waffen ergreife, von seiten Oesterreichs zu versehen haben werde. Die Antwort fiel befriedigend, ja ermuthigend und anspornend aus; Oesterreich that von jenem Augenblicke an alles, was Preußen zum Bruch mit Frankreich treiben konnte, und ließ ganz unverhohlen die Möglichkeit eines gleichen Verfahrens von seiner Seite durchblicken. Man sieht, die Einleitung zu der Erhebung Preußens gegen Frankreich ist viel früher erfolgt, als man bisher annehmen konnte; daß Preußen mit Frankreich brach und den Kampf um die Existenz wagte, ist wesentlich auf Rechnung Oesterreichs, speciell des ermuthigenden, anreizenden Einflusses von Metternich zu setzen.

Die hohe Bedeutung dieser neugewonnenen Thatsache für die Beurtheilung des politischen Entwickelungsganges im Jahre 1813 leuchtet ja auf den ersten Blick ein; es ist damit ein Standpunkt gegeben, von dem aus sich manches ganz anders darstellen mag, als wir es bisher zu sehen gewohnt waren. Und an dem Verdienste, welches sich Oncken durch die Aufdeckung dieses bisher völlig unbekannten Verhältnisses um die Geschichte jener großen Zeit erworben hat, wird dadurch nichts gemindert, daß sich gegen die Auffassung der einen oder der andern Einzelheit Bedenken erheben lassen, namentlich aber seine ganze Beurtheilung der österreichischen Politik nach unserer Ansicht wenigstens eine unrichtige ist. Es will uns nämlich scheinen, als ob Oncken eine gewisse Voreingenommenheit zu Gunsten Oesterreichs nirgends los werden könne, als ob er einem Metternich eine Offenheit und Ehrlichkeit, eine Begeisterung und Zuverlässigkeit zutraue, die bei keinem Diplomaten vielleicht weniger zu finden gewesen sind als gerade bei diesem. Oncken's ganze Auffassung der von ihm in diesem Theile zuerst aufgedeckten Politik Oesterreichs leidet an dem Grundfehler, daß er glaubt, es sei Oesterreich mit dem, was Metternich in seinen tief vertraulichen Noten an Hardenberg u. a. mittheilt, wirklich Ernst gewesen; daß er von der Voraussetzung ausgeht, Metternich habe das wirklich und allein das gewollt, was

er ausspricht. Oncken vergißt eben, daß seine Quellen diplomatische Actenstücke sind, herrührend aus der Feder oder doch jedenfalls entsprungen aus dem Geiste desjenigen Diplomaten, der alle Kniffe und Schliche, alle Listen und Finten der Diplomatie als ein vollendeter Meister beherrschte und für den die Sprache auch eigentlich nur dazu da war, seine wahren Gedanken und seine wirklichen Absichten zu verbergen. Es ist ganz richtig, daß Oesterreich damals Preußen zum Kriege mit Frankreich drängte, ja es durch die eröffnete Aussicht auf seine Hülfe zu möglichst schnellem Vorgehen antrieb: aber man darf nicht annehmen, daß es ihm damit Ernst war, die letzte Zusage zu halten. Oesterreich wollte den Krieg zwischen Frankreich und Preußen, doch nur um daraus für sich selbst möglichsten Vortheil zu ziehen: siegten Russen und Preußen, so erntete es, wo es nicht gesäet; im andern Falle aber konnte es sicher darauf rechnen, seine Treue oder seine Neutralität von Frankreich auf das glänzendste belohnt zu sehen. Daß diese Auffassung die richtige ist, läßt sich aus den von Oncken mitgetheilten Actenstücken auf das genaueste nachweisen; Oncken selbst kann ja nicht umhin, die zum mindesten zweideutige Haltung zu betonen, die Oesterreich in den entscheidenden Tagen einnahm, wo es sich zu Kalisch um den Abschluß des Bündnisses zwischen Preußen und Rußland handelte: hätte Oesterreich seine Preußen zugesagte Mitwirkung wirklich eintreten lassen, hätte es dieselben Zusagen, die es Preußen gemacht, dort wiederholt, Preußen würde von Rußland ganz andere, viel günstigere Bedingungen erlangt haben, als ihm thatsächlich gewährt wurden. Wir haben es auch hier mit echt Metternich'scher und dann echt österreichischer Politik zu thun, d. h. einer solchen, die jedes Aufkommen Preußens zu hindern bemüht ist.

Wie in dem Oncken'schen Werke, dessen baldiger Fortsetzung wir mit lebhaftem Interesse und in der sichern Erwartung, dadurch weitere neue Aufschlüsse zu erhalten, entgegensehen, der politische und diplomatische Standpunkt vorherrscht, so geht die „Geschichte des Feldzugs von 1815" (Nr. 2) von dem preußischen General der Infanterie von Ollech, der auf dem Schlachtfelde ebenso glänzend bewährt ist wie in der Wissenschaft und namentlich der Geschichte des Kriegs, von dem militärischen, dem kriegsgeschichtlichen Standpunkte aus. Das Werk ist eigentlich nur ein Fragment aus einer den Verfasser beschäftigenden Biographie des Generals der Cavalerie und Chefs des Generalstabes der Armee von Reyher, der als Rittmeister an den Ereignissen von 1815 einen hervorragenden Antheil genommen hat. Dem General von Ollech haben für seine Arbeit, wie das seine Stellung mit sich bringt, archivalische Quellen in reicher Fülle zu Gebote gestanden; was der preußische Generalstab an Materialien zur Geschichte jener großen Zeit irgend besitzt, hat hier die gewissenhafteste Verwerthung gefunden. Obgleich sich die hier zumeist in Betracht kommenden militärischen Fragen jeder Beurtheilung des Laien zum Theil entziehen, glauben wir doch aussprechen zu dürfen, daß das von Ollech'sche Werk einen sehr bedeutenden Fortschritt in der Kenntniß des Feldzugs von 1815 bezeichnet; namentlich eine Vergleichung mit den bekannten Arbeiten des Obersten Charras und denen von Beitzke kann darüber keinen Zweifel lassen. Im Vergleich namentlich mit dem nichts weniger als unparteiischen Beitzke erfreut und überzeugt die strenge Objectivität Ollech's, die straffe Sachlichkeit seiner Darstellung sowol wie seiner Kritik und seines Raisonnements. Knapp, klar, scharf, übersichtlich, dabei aber lebhaft, anschaulich, in der Schilderung der Hauptmomente bei aller Ungesuchtheit und Natürlichkeit der Darstellung wirklich dramatisch, ergreifend, ja zuweilen packend ist das Bild, welches uns hier von den denkwürdigen Kämpfen, die zur Zertrümmerung des ersten Empire führten, entworfen wird. Das Buch ist eine Zierde nicht blos der eigentlich militärischen, sondern der historischen Literatur überhaupt.

Nur zu einem kleinen Theile fällt der Zeitraum, welchen die Publication: „Aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer" (Nr. 3), behandelt, noch mit der Periode der Befreiungskriege zusammen; aber die Ausbeute, welche sie gerade für die Geschichte der Jahre 1813—15 liefert, ist eine besonders reiche. Im Jahre 1782 geboren, wurde Oldwig von Natzmer schon 1795 Leibpage König Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, trat 1798 in die Leibgarde ein, wurde 1800 Seconde- und 1805 Premierlieutenant und nahm als solcher früh an den Arbeiten des Generalstabes, besonders an Bearbeitung der Ingenieurangelegenheiten Antheil. Im Jahre 1806 focht er bei Auerstädt und wurde bei Prenzlau mit gefangen, aber bald ausgewechselt; in Memel, wohin er dann sogleich eilte, wurde er Kapitän und Führer der 1. Compagnie der neugebildeten Garde zu Fuß, in welcher Stellung er die unter ihm dienenden Prinzen, den Kronprinzen, den spätern König Friedrich Wilhelm IV. und dessen Bruder Wilhelm, den heutigen Deutschen Kaiser, in den praktischen Heerdienst einzuführen berufen war; auch beider Vetter, Prinz Friedrich, stand in Natzmer's Compagnie. Außerdem verband schon von jungen Jahren an eine innige Herzensfreundschaft Natzmer mit dem liebenswürdigen Prinzen Wilhelm, dem Bruder Friedrich Wilhelm's III., von deren Tiefe und Unwandelbarkeit zahlreiche hier mitgetheilte Briefe des Prinzen und Natzmer's ein höchst ansprechendes Zeugniß ablegen. Solche Verbindungen und seine in jenen Unglücksjahren sich glänzend bethätigenden Fähigkeiten verschafften Natzmer nicht blos ein schnelles Avancement, sondern eröffneten ihm auch in der Diplomatie frühzeitig ein Feld hervorragender Thätigkeit. Natzmer's Sendung nach Wien im September 1812, seine geheime Mission in das russische Hauptquartier an Kaiser Alexander, die durch eine recht ostensibel zur Schau getragene an den König von Neapel höchst geschickt verdeckt wurde, nehmen in der politischen Geschichte jener entscheidenden Tage eine höchst bedeutende Stellung ein und haben wesentlich dazu beigetragen, den Dingen die Wendung zu geben, welche alle Patrioten lange herbeisehnten. An den Kämpfen der Jahre 1813 und 1814 nahm der jugendliche Oberst und Diplomat einen hervorragenden Antheil; zweimal zog er mit den siegreichen preußischen Truppen in Paris ein, durch seine Stellung als militärischer Begleiter des Prinzen Wilhelm Sohn, des jetzigen Kaisers, immer in die unmittelbare Nähe des Großen Hauptquartiers gebracht. Mit dreißig Jahren zum General avancirt, führte Natzmer nach dem zweiten Pariser Frieden die preußischen Garden in die Heimat zurück. Der Frieden aber brachte dem

jungen General nur neue Arbeit und neue Erfolge: Natzmer gehört zu den verdientesten Bildnern und Lehrern des preußischen Heers; er überragt dabei die meisten seiner Genossen in diesem hohen Berufe durch die Vielseitigkeit seiner Talente und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse auf allen Gebieten. Schon als junger Mann hatte Natzmer's eminente Begabung nach dieser Seite hin sich Geltung und Anerkennung verschafft: er hatte eine bedeutende Rolle gespielt in der Commission, welche unter Scharnhorst die neuen Reglements für die Infanterie und Cavalerie ausarbeitete; Gneisenau hatte sich ihn zum Gehülfen erkoren, als er während des Waffenstillstandes 1813 die schlesische Landwehr organisirte; 1814 hatte er neben Grolman und Boyen in der Retablissementscommission gesessen; 1819 bei der berühmten Belagerungsübung im Wedding bei Berlin commandirte Natzmer mit Auszeichnung den Angriff; mit der Führung eines Cavaleriecorps von 12 Regimentern beauftragt, obwol er bisher nur bei der Infanterie gestanden hatte, erntete Natzmer doch fast überschwengliches Lob. Im Jahre 1820 begleitete General von Natzmer zusammen mit dem Prinzen Wilhelm Sohn dessen Schwester, die Prinzessin Charlotte, die Braut des russischen Thronfolgers, des Großfürsten Nikolaus, zu ihrer Vermählung nach Petersburg, wo er von allen Gliedern des russischen Kaiserhauses der höchsten Auszeichnung theilhaftig wurde: die Berichte Natzmer's über diesen denkwürdigen Aufenthalt in Petersburg und die demselben folgende Reise nach Moskau sind ebenso ansprechend durch die Form und die Lebhaftigkeit der Auffassung und Darstellung wie lehrreich für eine genauere Kenntniß der Personen und Zustände an dem russischen Hofe.

Der vorliegende erste Band dieses interessanten Memoirenwerks endet mit Natzmer's Ernennung zum Commandeur der 11. Division und seiner dadurch veranlaßten Uebersiedelung von Berlin nach Breslau.

Hans Prutz.

Neue Dramen.

In der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 4. October 1876 findet sich ein Aufsatz: „In Sachen der Hebung und Läuterung der deutschen Bühne", der gegen den in demselben Blatte gemachten Vorschlag polemisirt, bei Begründung einer dramatischen Hochschule auch auf Einrichtung einer Abtheilung für schaffende Dramatik Bedacht zu nehmen. Der Verfasser gesteht zu, daß für das Talent „die Gefahr der individualistischen Verwilderung" besteht, und daß eine Unsumme von edler Kraft auf diesem Wege sich zu Grunde richtet, daß es also gilt, Stücke und Talente zu retten und brauchbar zu machen. Aber er verwahrt sich gegen jenen Vorschlag und gegen die Forderung, welche mit ihm verbunden worden war, „daß niemand als dramatischer Autor öffentlich anerkannt werde, der nicht die staatlich vorgeschriebenen Fachstudien an der zweiten Abtheilung der Hochschule mit Erfolg absolvirt habe". Es braucht wol kein Wort verloren zu werden, um diese Forderung als eine völlig verfehlte erscheinen zu lassen. Wenn der erwähnte Aufsatz sich auf eine Widerlegung einläßt, so geschieht es wol auch nur, um sich die Bahn zu dem Gegenvorschlage zu ebnen, daß sich nämlich die angehenden Dramatiker von ältern Dramatikern oder erfahrenen Schauspielern sollen in heilsame Zucht nehmen lassen, und zwar immer nur von Fall zu Fall, d. h. immer nur von Stück zu Stück und von Person zu Person, also rein individuell. „Die Gelehrten", so lautet eins der Hauptargumente, „sind keine für den Dichter verwendbaren Lehrer", sie „urtheilen nur nach den Gesetzen schulmäßiger Aesthetik, aber nicht nach jenen der freien, selbstherrlichen, schönen Kunst, d. h. sie verstehen von der Theorie des Dramas nicht viel und von der Praxis gar nichts".

Der Berichterstatter, der sich anschickt, zum ersten male in d. Bl. neue Dramen kritisch zu besprechen, nimmt jene Debatte zum Ausgangspunkt, um im Anschluß daran von vornherein zu constatiren, worauf es dabei seiner Meinung nach besonders ankommt. Das Ideal, das er von kritischer Thätigkeit hat, erfordert nach seinen Begriffen ein nach allen Seiten hin erwogenes und wohlmotivirtes Urtheil, das sich ohne eine genaue Zergliederung des Stücks nicht abgeben läßt, wozu indeß ein Raum erforderlich ist, der dem Beurtheiler nicht immer zu Gebote steht, und wobei auch die Geduld der Leser in einem Maße in Anspruch genommen würde, wie sie nicht immer vorhanden. Da es nun ziemlich schwer ist, ein ganz objectives Urtheil über ein Drama zu gewinnen, noch schwerer aber, es in objectiver Weise darzuthun, und da dem auch mancherlei praktische Schwierigkeiten entgegenstehen, so wäre der Referent nicht abgeneigt, an den neuen Dramen besonders dasjenige aufzusuchen und zur Sprache zu bringen, was Stoff zu einer angenehmen Unterhaltung bietet. Es würden dann gerade die Stücke, die an sich gar nicht werth wären, ernstlich beurtheilt zu werden, eine besonders reiche Ausbeute gewähren.

Doch angesichts der Thatsache, daß in unserer Zeit auf dem Gebiete des Dramas so außerordentlich viel producirt wird, ohne daß man die Bühne genügend ins Auge faßt, und daß es demgemäß gilt, „Stücke und Talente zu retten und brauchbar zu machen", scheint es dem Berichterstatter doch die Aufgabe einer literarischen Besprechung zu sein, auf diese Thatsache gebührend Rücksicht zu nehmen. Er bildet sich nun nicht ein, den Autoren, deren Stücke er bespricht, maßgebenden Rath ertheilen zu können. Sie mögen also die Bemerkungen, die er macht, als subjective, rein individuelle Aeußerungen ansehen. Sie mögen sie als einen Versuch betrachten, sich mit ihnen zu verständigen, um sie zu immer weiterer Selbstprüfung anzuregen, und sie auch zu veranlassen, mit erfahrenen Dramatikern und einsichtigen Schauspielern sich ins Einvernehmen setzen. Ob ihre Werke darauf schließen lassen, daß sie dieses Förderungsmittel schon zu würdigen gewußt haben, darauf soll vor allen Dingen das Augenmerk gelenkt werden.

Diesem Gesichtspunkte gemäß mag mit den Stücken

der Anfang gemacht werden, von denen sich dies am wenigsten sagen läßt. Es sind folgende:

1. Markgraf Rüdiger. Tragödie in fünf Aufzügen von Wilhelm Gärtner. Prag, Steinhauser. 1876. 8. 2 M.

Das Stück ist nicht für eine moderne, sondern für eine Shakspeare'sche Bühne berechnet. Jeder Act besteht aus drei bis vier Scenen, die ebenso viel, in Summa sechzehn Verwandlungen mit sich bringen. Von diesen sechzehn Scenen spielen nur drei an einem und demselben Orte, nämlich in einem Saale der Königsburg zu Worms. Die übrigen Oertlichkeiten, in die wir versetzt werden, sind: 1) eine Waldgegend bei Tegernsee; 2) ein Saal in Rüdiger's Burg zu Bechlaren (beiläufig gesagt: „in schwerem, gedrucktem, massivem Stile"); 3) ein freier, gartenähnlicher Platz in Böhmen; 4) ein Saal in der Burg auf Wischehrad; 5) ein Hofraum in der Feste Melk; 6) Gemach in der Feste Melk; 7) eine Vorhalle in der Burg Plauenstein; 8) ein unterirdischer Raum, wo sich die Feme versammelt; 9) eine freie Waldhöhe in der Nähe von Bechlaren; 10) freier Lagerplatz an der Fischa; 11) freie Gegend vor der Westseite Prags; 12) freier Platz in Boleslawa (Altbunzlau); 13) ein gewölbter, hallenartiger Raum im Stift Riade. Man wird also förmlich von Ort zu Ort gehetzt und kann darüber kaum zu Athem kommen. Bei dieser räumlichen Vertheilung der Scenen liegt es nun auf der Hand, daß von den 39 Personen, die allein das Personenverzeichniß aufzählt, wozu sich dann noch Femrichter und Schöppen, deutsche, ungarische und böhmische Krieger gesellen, immer nur einzelne Gruppen an demselben Orte sich einfinden, und daß daher von einem Ineinandergreifen derselben zu einer einheitlichen dramatischen Handlung nicht die Rede sein kann. Wir haben es mit einer Menge von Vorgängen auf der Bühne zu thun, die theilweise nur in dem allerlosesten Zusammenhange miteinander stehen, wie sie sich denn auch in einem Zeitraume von ganzen 19 Jahren, von 914—933, d. h. von den ersten Jahren der Regierung Konrad's I. bis drei Jahre vor dem Tode Heinrich's I. abspielen. Das letztere möchte nun noch angehen. Denn bei näherer Betrachtung stellt sich die Sache als nicht so schlimm heraus. Noch der vierte Act spielt nicht später als im Jahre 919, wo Konrad stirbt, und daß für den letzten Act das Jahr 933 angenommen wird, hat wol den Grund, daß in diesem Acte Heinrich mit den Ungarn kämpft, was freilich ebenso gut auch ins Jahr 924 hätte verlegt werden können. Daß aber die Vorgänge — Handlungen kann man nicht sagen — so zersplittert erscheinen, daß man sich nur schwer zurechtfinden kann und oft den Faden ganz verliert, das ist denn doch bei einem Drama ganz unverzeihlich. Selbst wenn man das Stück als episches Gedicht in dramatischer Form nehmen wollte, so würde man gegen die verworrene und chaotische Anhäufung von Stoff entschieden Verwahrung einlegen müssen. Der rothe Faden ist das Schicksal Rüdiger's, des Markgrafen von Bechlaren, und Dietlinde's, seiner Tochter. Rüdiger hält fest an seinem Lehnsherrn Arnulf von Baiern, der unbotmäßig gegen den König ist, und kommt dadurch mit diesem in Conflict. Er wird zuletzt zum Landesverräther, indem er die Ungarn herbeiholt, und fällt endlich von der Hand eines Ungarfürsten, als er seine That bereut. Dietlinde liebt Thankmar, den Sohn Herzog Heinrich's von Sachsen. Ihre Vereinigung mit ihm aber wird durch die Kirche gehindert, da Thankmar, als er sich mit ihr verlobt, bereits vermählt war. Sie verlebt darauf kummervolle Jahre, bis sie von der Hand ihres Geliebten fällt, der sie im Kampfe gegen die Ungarn bei Erstürmung des Klosters, in dem sie weilt, aus Versehen tödtet.

Hiermit hängt ein großer Theil der Begebenheiten nur lose, oft fast gar nicht zusammen. Dies gilt namentlich von den Vorkommnissen, die sich in Böhmen zutragen, wo uns der Bruderzwist zwischen dem Herzog Wenzeslaw und seinem Bruder Boleslaw vorgeführt wird, und wo wir zum Ueberfluß auch die Bekanntschaft der Amazonenkönigin Wlasta machen. Auf böhmischem Boden ist es auch, wo uns ein der Tiefe entsteigender Geist begegnet, und zwar in einer Scene, in der nicht weniger als fünf Personen hintereinander niedergestochen werden und sterben. Es wird nach dem allen wol klar sein, daß wenn dem Verfasser ein gewisses Talent sollte zugeschrieben werden können, es doch einer ziemlich starken „Verwilderung" zum Raube geworden ist. Es sei fern von uns, ihm alles Talent abzusprechen. Der Verfasser des obenerwähnten Aufsatzes sagt sehr richtig: „Den meisten und gerade den größten Künstlern aller Zeiten wurde bei ihren ersten schüchternen Anfängen jedes Talent für ihre Kunst abgesprochen." Wir Unterzeichnete hüten uns wohl, in einen solchen Fehler zu verfallen; wir trauen unserm Autor zu, daß er es künftig weit besser wird machen können. Er wird freilich viel zu thun haben, um sich aus der Verwilderung herauszuarbeiten. Denn wenn wir dazu auch nicht grobe orthographische Fehler, wie des „Eisses", „Tirann" und „Asil", rechnen wollen — es können das Marotten oder vielleicht auch Druckfehler sein —, jedenfalls wird auf die Säuberung der Form noch sehr Bedacht genommen werden müssen. Von Unebenheiten wie die, daß an unzähligen Stellen der Artikel oder eine Präposition am Ende eines Verses und das dazu gehörige Substantiv am Anfang des nächsten steht, soll nur im Vorbeigehen gesprochen werden. Weit mehr ins Gewicht fallen die vielen Geschmacklosigkeiten und Verschrobenheiten im Ausdruck, denen wir begegnen. Wie können Geier ein „Reich verspeisen" wollen, oder wie kann im Schwert „des Rostes Feile graben"! Was sollen Wendungen heißen wie: „Des Reiches Fahne sticht euch nicht viel an"? oder: „Da rannte hier ein Wisch mir zu"! Ein eigenthümliches, im besten Falle provinzielles Deutsch enthalten die Worte: „Könnt Ihr, kann Arnulf gegen Uebermacht?" oder: „Ich reite mit dem Flug der Schwalbe wett", was an „O, wie verstehen Sie, mein Vater, mich wieder einmal recht gründlich mis" in Immermann's „Münchhausen" erinnert. Der Verfasser geht im Grunde mit der Sprache um, wie es ihm gerade paßt. „Umwillen Thankmar's hasse ich", „Umwillen Eurer liebeskranken Maid", mag vielleicht Provinzialismus sein; aber wenn der Verfasser Zelte „schlagen" statt „aufschlagen" läßt, oder wenn er von „Botenschaft" spricht für „Botschaft", so geschieht es doch wol nur, weil es ihm gerade so paßt. Einen

komischen Eindruck macht es, wenn Rüdiger, indem er die Botschaft vom Tode seiner Tochter hören zu müssen fürchtet, ausruft: „Gestorben? Schweigt ein Weilchen noch." Doch genug hiervon. Wir müssen manches mit dem Mantel wenn auch nicht der Liebe, so doch des Anstandes zudecken, wie den Schluß der Apostrophe:

Heran, erles'ne, tapfre Recken ihr,
Auswendig Eisen, innen Windel —.

2. Philippine Welser. Dramatische Dichtung von August Schmitz. Leipzig, Webel. 1876. Gr. 8. 1 M.

In kurzem läßt sich der Eindruck, der sich bei der Lektüre dieses Stücks sofort aufdrängt, dahin fixiren, daß das Poetische in der Dunkelheit des Ausdrucks und in der Grübelei der Gedanken gesucht wird, wobei es aber doch nicht an vielen Trivialitäten fehlt. Wir wollen dies darthun, indem wir dem Gange der ziemlich einfachen Handlung folgen, soweit es für unsern Zweck nöthig ist. König Ferdinand ist mit seinem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand, bei dem reichen Welser in Augsburg, dessen Tochter Philippine auf den Erzherzog einen tiefen Eindruck gemacht hat. Die Eröffnungsscene zeigt uns ihn mit ihr im Garten, und er möchte eine innere Annäherung herbeiführen. Um dies zu bewerkstelligen, erbietet er sich gleichsam mit ihr zu philosophiren. Er hat nämlich bemerkt, daß sie zwar in Gesellschaft heiter ist, daß aber dennoch an ihrer Seele „der bleichende Gedanke nagt", auf ihrer Stirn liest man „die Geisterschrift von Leid und Weltentsagung". Dies hat ihn zu „wohlig ernstem Mitsinn wunderbar erregt", und er möchte nun mit ihr die Gedanken austauschen. Denn das „alltagsflache, nichtige Geschwätz", womit man nur die Zeit tödtet, „ist dem Denkenden zuwider, ist sogar von sünd'ger Art, weil's uns herabstimmt und dazu noch um die Zeit betrügt, die uns gegeben ward, um unsre Keime auszuschaffen zum geahnten schönen Menschenbild, dem Abglanz Gottes".

Er möchte nun also ihr Vertrauen erwecken und „ihres Rückhalts Eis zerthaun". Wenn man nun etwa dächte, das sei nur eine Form, unter der er auf schickliche Weise mit ihr anbinden und Liebe um Liebe eintauschen will, so würde man irren. Zwar glimmt schon ein Funke von Liebe in ihm. Aber er ist sich dessen vorläufig noch nicht bewußt. Er hat augenblicklich nur den Drang, „in der Gemeinschaft von allem Selbstischen sich liebend zu befrein und zum geistverklärten Hingegebensein zu steigern"; das allein ist ihm wahres Leben. Und so philosophirt er noch ganz ehrbar und ernsthaft eine Zeit lang mit Philippine über den Werth des Lebens, und wie dasselbe durch Freundschaft und durch die Liebe zwischen Mann und Weib sich wahrhaft befriedigend gestalten könne. Und Philippine scheidet höchst ehrbar mit dem Dank, daß er sie „aufgeweckt zu neuem Fühlen", sodaß nun „kein Trübsinn mehr das Aetherblau bewölken" kann. Erst als Graf Thun, der Freund Ferdinand's, kommt und der Glut seiner Leidenschaft für Philippine in überschwenglichen Worten Ausdruck gibt, facht dies auch in ihm den Funken in der Asche an. Er ahnt nun, daß er liebt, doch er fragt noch:

Ist dieser eis'ge Hauch, der durch ein Glutmeer strömt,
Dies aus der Ehrfurcht quellende Erbeben Liebe?

Es würde nun zu weit führen, wollten wir die tiefsinnige Weise, in welcher der Stoff weiter behandelt wird, noch ferner eingehend zergliedern. Beide Freunde, wie auch Philippine, wenden sich an einen Eremiten: erstere, um ihn entscheiden zu lassen, wer von beiden auf die Geliebte Anspruch machen darf; letztere, um sich auszusprechen und sich dadurch vom Bann der Liebe zu den beiden ihr imponirenden Freunden zu befreien. Da gibt es natürlich wieder tiefsinnige Reflexionen, in denen der Eremit den Standpunkt der Weltentsagung vertritt. Schließlich ist er jedoch praktisch genug, ausfindig zu machen, daß der Erzherzog der eigentlich Auserkorene Philippinens ist. Hiermit schließt der erste Act. Im zweiten geben die beiderseitigen Väter ihr Nichteinverständniß mit einer Vereinigung der Liebenden zu erkennen, und diese beschließen infolge dessen, zu entfliehen. Im dritten empfangen sie durch den Eremiten den Segen der Kirche, und Philippine wird in ein Versteck gebracht, wo sie von Graf Thun gehütet wird, aber allen Nachforschungen gegenüber unerreichbar bleibt. Doch werden die bekümmerten Väter über den Sachverhalt durch das offene Wort des Eremiten aufgeklärt. Im letzten Act erscheint Philippine in Verkleidung vor dem Könige und zwingt ihn durch eine fingirte Erzählung zu einer Entscheidung, die den Conflict zwischen Standesvorurtheil und Herzensneigung löst.

Im Fortschritt der Handlung tritt das Philosophiren und Grübeln etwas in den Hintergrund, doch drängt es sich noch immer mehr als billig hervor, und die Sprache bewegt sich durchgehend auf einem stelzenhohen Kothurn gesuchter Beredsamkeit. In dieser Beziehung ist zwischen Anfang und Ende kein wesentlicher Unterschied. Im ersten Acte sagt der Eremit zu den beiden Liebenden:

Hat euch noch das Mächtige,
Das Weib, mit seinem Zauberreize fest umstrickt,
Seid ihr im Dienst der Gattung noch ein blindes Mittel,
Und drängt nach Zeugung euer Lebenstrieb, meint ihr,
Im Wollustrausch des Augenblicks Entschädigung
Zu finden für die Qualenketten, die ihr schmiedet:
So wählt dann wenigstens in solcher Art das Weib,
Daß ihr durch seinen Einfluß euch nicht ganz und gar
In das Verwesliche verstrickt.

Im letzten Act hören wir Philippine dem Grafen Thun Folgendes auseinandersetzen:

Nun ich mit jedem Tage mehr dein Sein erfasse,
Tritt ein Vertrauen zu dir, völlig abgrundtief
Und heilig und mit einer Macht hervor, daß ich
Den Gatten und den Freund nur äußerlich noch scheide
Und traurig an die Gottesmacht die Frage richte:
Zu welchem Zwecke und wodurch die Vielheit da sei,
Warum nur die Entsagung das Getrennte erst
Verbinde, und nicht alle lieber gleich das mit
Sich selbst gleich Eine ohne Drang des Sehnens wären?

Diese Worte lassen uns in Philippine eine Philosophin von ziemlich excentrischen Lebensanschauungen erkennen, denen auch das Gewand entspricht, das sie ihren Gedanken und Wünschen gibt. An solchen excentrischen Sprachgebilden ist im ganzen Stück kein Mangel. Um aus dem unerschöpflichen Vorrath ein Beispiel herauszugreifen, so sagt Philippine vom Morgenhauch:

Der weckt,
Die Kraft erregt, doch nicht zum Ausgeglichenen
In sich die Seele stimmt, er reißt mich aus mir selbst,
Erhebt, doch ist es nicht der Schönheit Einklangruh.

Dabei laufen Trivialitäten mit unter wie folgende Worte des Erzherzogs:

> Gestatte mir,
> Die Frage aufzuwerfen, ob nicht schon vielleicht
> Die Bildung unsers Volkes so weit vorschritt, daß u. s. w.

In metrischer Beziehung verdient es entschieden gerügt zu werden, daß dem Versende vielfach nicht die gebührende Bedeutung eingeräumt wird. Wir finden da nicht blos Präpositionen, deren Substantiva den nächsten Vers anfangen, sondern auch solche, die mit dem den nächsten Vers anfangenden Zeitwort ein Wort bilden. In scenischer Beziehung endlich verdient es Tadel, daß mitunter in einem Acte Scenen zusammengefaßt sind, die wir uns zeitlich durch einen nicht unbedeutenden Zwischenraum voneinander getrennt zu denken haben. So lassen sich der Erzherzog und Philippine in der ersten Scene des dritten Actes von dem Eremiten durch den Segen der Kirche vereinigen und in der zweiten Scene müssen wir sie uns bereits seit langer Zeit entflohen denken. Zwischen den ersten und zweiten Auftritt des vierten Actes müssen wir in Gedanken eine Reise von Böhmen nach Augsburg einschieben. Das sind Zumuthungen, die man an die Phantasie des Theaterbesuchers nicht stellen soll. Nach allem Bisherigen darf demnach wol behauptet werden, daß bei der in Rede stehenden dramatischen Dichtung, auf deren Titelblatt sich die Worte finden: „Den Bühnen gegenüber Manuscript", auf die Bühne trotzdem nicht gebührend Rücksicht genommen worden ist.

Mehr ist dies in dem folgenden Stücke der Fall:

3. Aglaja. Drama in drei Aufzügen von Emil Arter. Wien, Rosner. 1875. 8. 2 M.

Das Drama hat den Vorzug einer spannenden, dramatisch zugespitzten Handlung, die sich klar übersehen läßt. Aber in der Ausführung tritt vieles zu unvorbereitet und unvermittelt auf, sodaß es befremdlich wirkt, und die in mancher Beziehung gewandte Sprache leidet an vielen Trivialitäten sowie an einigen Absonderlichkeiten. Vorzüge wie Fehler liegen bei diesem Stück so offen zu Tage, daß es keines umständlichen Nachweises bedarf. Aglaja, die Tochter des Herzogs Uberto, hat sich der Fürst Toledi, der erste Minister und eventuelle Nachfolger, zur Gattin ausersehen. Er hat den Vater in der Hand, insofern dieser seine Tochter zärtlich liebt und schlechterdings nicht will, daß sie erfährt, zu welchen Schlechtigkeiten er sich als Regent von seinem ersten Minister hat verleiten lassen. Aglaja aber, die Carlo Palmi, einen wegen seines Freimuths in das Gefängniß geworfenen Offizier, kennen gelernt hat und von Liebe zu ihm erfüllt ist, erhält durch diesen Aufklärung über das wahre Wesen ihres Vaters, als sie seine Freilassung erwirkt hat und zum Dank dafür von dem mistrauischen Menschen mit Schmähungen überhäuft wird. Carlo überzeugt sich aus der Art, wie die Herzogstochter nunmehr ihrem Vater gegenübertritt, daß er ihr bitter unrecht gethan, und fällt im Kampfe für den Herzog, den Toledi entthronen will. Dies ist durch das entschlossene Auftreten Carlo's vereitelt worden, Toledi findet seinen Tod, der Herzog behält seinen Thron, aber die Tochter verläßt ihn, um erst nach Jahren wiederzukehren und, falls sie wahrnimmt, daß das Land gut regiert wird, dann auch den Vater wiederzusehen. Schade, daß dieser gutangelegten und einer guten Wirkung fähigen Handlung die sorgfältige Durcharbeitung fehlt, die sie verdient hätte. Zwar gibt es eine Reihe vortrefflich ausgeführter Scenen. Man kann daher sagen, daß bei einer Umarbeitung viele der vorhandenen Scenen der Hauptsache nach so würden stehen bleiben können, wie sie jetzt sind, und daß nur noch manches würde dazukommen müssen. So ist namentlich das von vornherein ungemein schroffe Auftreten Carlo's im Anfange höchst befremdlich. Es wird nachher allerdings verständlicher. Es bleibt aber doch noch ein Rest übrig, der wie Uebertreibung aussieht, und wo entweder eine Milderung oder doch eine sorgfältigere Motivirung hätte eintreten müssen. Ferner muß auch die Art, wie der Herzog „in höchster Wuth" auf Toledi losfährt, ehe man noch begreift, warum er ihn einen „Höllenhund" nennt und von seinem „giftgeschwollenen Munde" spricht, befremden. Hier hätte können voraufgenommen werden, was später zur Aufklärung über die Schlechtigkeit Toledi's beigebracht wird. Die schwierigste Aufgabe endlich war es, das Verhalten Aglaja's zu ihrem Vater, nachdem sie über ihn enttäuscht ist, glaublich zu machen. Daß ein Kind wie dieses, das so lange Jahre in Ehrfurcht zum Vater aufgeblickt hat, ihm sofort flucht und ihn nicht mehr als Vater anerkennen will, nachdem sie zu der Ueberzeugung gelangte, daß er als Regent Gewaltthaten begangen hat, verletzt das Gefühl, und wenn sie dann auch, als sie den bewußtlos hingesunkenen Vater todt glaubt, Aeußerungen der Reue laut werden läßt, so versöhnt das doch nicht genug. Solchen störenden Wirkungen hätte besser vorgebeugt werden müssen.

Was nun die Sprache betrifft, so finden sich Trivialitäten wie: „Seid ihr denn ganz verrückt, daß ihr es wagt, mit mir derart zu reden", was wir uns in der Wuth gesprochen zu denken haben, oder: „Das fehlte noch, daß meine Offiziere" u. s. w., oder: „Wozu denn alle diese Redensarten"; „Im großen Ganzen war Einigkeit ja immer zwischen uns"; „Was gibt's denn wieder?"; „Man kann ja bei den Menschen viel erreichen, wenn schlau man ihre Steckenpferde tummelt"; „Ja wohl, er ist ein ganz gewalt'ger Schurke"; „Das steht doch fest"; „Ich bin mir über vieles noch nicht klar"; „Oho, da ist etwas Besondres los"; „Und schließlich muß ja jeder Mensch doch sterben"; „Ist er denn seiner Sache schon so sicher"; „Macht euch nur nicht so viel vergebne Mühe"; „Ich hab' nie 'was gesehn, nie 'was gehört"; „Das glaube euch, wer will! Ich glaub's euch nicht"; „Es geht 'was vor". Einen wirklich komischen Eindruck muß es machen, wenn der Herzog „aufweinend" ausruft:

> Mein Kind! Mein liebes Kind! Wie kannst du nur
> So furchtbar und so gräßlich mit mir sprechen!

Man sieht aus der letzten Anführung, daß das Stück in Versen geschrieben ist, was man nach den bisherigen Citaten, die nur der Raumersparniß wegen gekürzt sind, vielleicht nicht wird vermuthet haben. Dem Verfasser ist überhaupt noch eine feinere Ausbildung des Geschmacks zu wünschen. Er würde dann auch nicht mehr Scenen schreiben wie die zwischen Aglaja und Carlo im zweiten Act. Es ist schon an sich ein ganz misliches Ding, wenn Aglaja dem barschen und verbitterten Offizier,

der nicht einmal ein Wort des Dankes für seine von ihr ausgewirkte Befreiung aus dem Kerker hat, in einer Weise ihre Liebe gesteht, daß dieser sie geradezu für mannstoll hält und sie mit Messalina vergleicht. Dazu kommen aber noch eine Menge von Einzelheiten, die der Scene einen durchaus komischen Anstrich geben müssen, den sie doch nicht haben kann und soll. Schon wie Aglaja sich gibt, als sie Carlo erwartet, um ihm seine Freilassung zu verkündigen, zwingt sie uns ein Lächeln ab. Indem sie in ihr Zimmer tritt, wo sie ihn empfangen will, findet sie dort noch Toledi und bittet ihn, sie allein zu lassen. Dieser sperrt sich, sie wird dringender, und in ihrer großen Verlegenheit weiß sie keinen bessern Rath, als zu sagen: „er kommt." Toledi geht nun natürlich erst recht nicht, denn ihm ist es höchlichst interessant, zu erfahren, wer denn eigentlich der „er" ist, worauf sie mit der Bemerkung, er könne den Namen ja erfahren, die gewünschte Auskunft gibt. Da nun Toledi soeben in Erfahrung gebracht hat, daß dieser Carlo Palmi ihn hat ermorden sollen, aber seiner Weigerung wegen in das unterste Burgverlies gebracht worden ist, so nimmt ihn die Mittheilung natürlich sehr wunder. „Er war in Haft. Nun aber ist er frei", lautet der weitere Bescheid, der ihn begreiflicherweise nicht weiter bringt als bis zu der kaum noch zurückzudrängenden Ueberzeugung, daß sie mit diesem Manne allein sein wolle. Er bleibt also noch immer, infolge dessen Aglaja ihn wieder zum Gehen zu bewegen sucht durch die Bemerkung: „Ich wart' auf ihn, und seht" — sie wird nun wieder verlegen wie vorhin, aber eindringlich fügt sie hinzu: „er muß gleich kommen." Toledi weiß nun genug: das Mädchen ist verliebt, und er denkt, das solle benutzt werden, um Carlo noch für den Mordplan zu gewinnen. Er fragt darum trocken: „Weiß Euer Vater drum?" — „Zum Theil nur", antwortet Aglaja naiv. „Doch wüßte er auch alles, würde er gewiß mir, ihn zu sprechen, nicht verbieten." Toledi will sie auch nicht hindern und geht, um seine Maßregeln zu treffen, da es sich seiner Meinung nach „nicht nur ums Leben mehr, auch um die Braut" handelt. Carlo kommt nun und benimmt sich so schroff als möglich. Das liebende Mädchen aber möchte, ehe sie ihm sagt, was sie ihm zu verkündigen hat, erst ihrem Herzen Genüge verschaffen, und so sucht sie ihn freundlicher zu stimmen, indem sie ihn mit gepreßter Stimme darauf hinweist, daß sie ihn doch noch nie beleidigt und gekränkt habe. „Im Gegentheil", fügt sie „innig und lebhaft" hinzu, und sich bezwingend fährt sie fort: „Ihr aber seid so schroff", worauf sie „mit thränenerstickter Stimme" fragt: „Was hab' ich Euch gethan?" Hierauf wird ihr die recht ungeschliffene Antwort zutheil:

> Ihr mir gethan?
> Ich hab' Euch meines Wissens nicht beschuldigt.
> (Ungeduldig.)
> Die Zeit verrinnt. In dieser langen Nacht
> Hab' ich mich an die Wohnung nun gewöhnt,
> Die mir die Güte Eures Vaters gab.
> Ich bitt' Euch, haltet mich nicht unnütz auf!
> Ich möcht' zurück zu meinen Hausgenossen,
> Die mir nun lieb. Es warten die — Skelete!

Nachdem Aglaja ihm nun seine Freilassung verkündet und ihm versprochen hat, ihn auch seiner Soldatenpflicht ledig zu machen, will er abgehen, indem er den Entschluß ausspricht, „in dieser gott- und weltverfluchten Stadt" nicht eine Stunde mehr zu verweilen. Da fragt Aglaja schmerzlich: „Ihr geht? So schroff und rauh wie vor Ihr spracht!" Als sie darauf wieder eine schnöde Antwort bekommt, fährt sie „schüchtern, aber innig" fort: „Und mir, mir habt Ihr nichts, gar nichts zu sagen?" Es stellt sich nun heraus, daß Carlo auch nicht zu einem Worte des Dankes sich veranlaßt fühlt. Da bricht sie „aufweinend" in die Worte aus: „Mein Gott! Mein Gott! So endet diese Stunde!" Als nun Carlo darüber in hohem Maße befremdet ist, geht sie denn ganz offen mit der Sprache heraus, und es folgt ein Gefühlserguß, der Carlo eben zu der Meinung bringt, er habe es mit einer Messalina zu thun. Es wird *diese Probe* genügen, um unser oben ausgesprochenes Urtheil zu rechtfertigen.

Eine sprachliche Absonderlichkeit möchten wir noch erwähnen. Es handelt sich um Wortstellungen wie folgt:

> Durch Worte, die ich hier erst *hab' gesprochen*,
> Die Ihr am frühen Morgen ja *geahnt*
> *Nicht haben könnt*.

Solche Wortstellung kann man unmöglich gutheißen.

Culturgeschichtliches.

Die alte Welt in ihrem Bildungsgange als Grundlage der Cultur der Gegenwart von Georg Hoyns. Berlin, Hofmann. 1876. Gr. 8. 6 M.

Ein Werk über das Alterthum als Publication des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur", dazu noch von einem nicht Specialphilologen, ist ein tröstliches Zeichen, daß lebendiges Interesse für das Classische im Treiben und Schreiben der alten Culturvölker denn doch noch in gebildeten Kreisen, nicht blos in der philologischen Zunft vorhanden sei. Nun wird ja allerdings auch, auf Schulen und Universitäten nicht blos, sondern auch daheim in der Studirstube und zum Frommen weiterer Kreise des Publikums über assyrische, babylonische, ägyptische Alterthümer und Geschichte gelehrt und geschrieben, ohne daß man diese Völker in *dem* Sinne und mit *dem* Rechte wie Griechen und Römer Culturvölker nennen dürfte, im bloßen Culturinteresse also, das keine Beziehung zu der Gegenwart anzuerkennen braucht; ganz anders liegt die Sache aber und ein ganz anderes Recht auf unsere Beachtung hat ein Volk, dessen Wirken geradezu als „Grundlage der Cultur der Gegenwart" hingestellt wird. Der Verfasser meint nun zwar mit diesem Volk keineswegs die Griechen, auch nicht die Römer, sondern wirklich die ganze alte Welt — also Semiten und Chamiten, wie Indogermanen mit den landläufigen Species Völker genannt —, aber den größten Nachdruck legt er natürlich

(was sich auch äußerlich in dem Umfang seiner Betrachtungen zu erkennen gibt) auf das Griechen- und Römerthum. Und so wird es ja auch gewöhnlich gehalten. Mit Recht. Auch die Gelehrten und höher Gebildeten — nur von solchen kann hier die Rede sein —, die sich sonst, gewöhnlich infolge der Ueberschwenglichkeiten der Gegenpartei, kühl, ja abwehrend gegen die „Segnungen" des Griechen- und Römerthums verhalten, gestehen doch zu, daß sich gemäß dem weltgeschichtlichen Princip des Fortschritts die Urkeime unserer modernen Bildung vorzugsweise bei jenen Völkern finden, das heißt mehr als bei den andern. Aber über das Quantum kann man doch streiten; und nicht nur darüber. Auch über die Begriffe „Grundlage" und „Cultur" sind divergirende Ansichten sehr wohl denkbar. Ja noch mehr: selbst über das Maß des Antheils, wie es sich unter den beiden Völkern vertheilt, kann gestritten werden, und wenn z. B. unser Verfasser in der Einleitung den bisher ziemlich unbestrittenen Satz aufstellt, daß „zweifellos das römische Volk in Bezug auf Bedeutung für die Fortbildung der Menschheit mit den Griechen an productiver Kraft gar nicht in Vergleich zu stellen sei", so wird er doch wissen, daß ein gelehrter und geistreicher Culturhistoriker der Gegenwart, Friedrich von Hellwald, jenes „zweifellos" in einen sehr starken Zweifel verwandelt und diesen mit einem großen Aufwand von Thatsachen und Dialektik zu rechtfertigen versucht hat. Ihm zufolge sind wir den Römern zu viel größerm Dank verpflichtet als den Griechen; diese waren zwar für gewisse Potenzen des menschlichen Culturlebens gut beanlagt, aber leichtsinnige Menschen, denen es mit nichts Ernst war, ohne Charakter, ohne sittlichen Fonds, und ohne alle Berechtigung zu dem Ruf, dessen sie bei der Nachwelt genießen! Der Ton ist allerdings neu; Hoyns singt die alte Melodie, und er hat recht, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß der Hellwald'schen Uebertreibung ein Körnchen Wahrheit zu Grunde liegt, insofern die Römer gewöhnlich zu kurz kommen und besonders die großen Culturfortschritte der Kaiserzeit zu wenig gewürdigt werden (Hoyns kennt diese Periode, er hat, wenn wir nicht irren, eine „Geschichte der (sogenannten) dreißig Tyrannen" geschrieben). Was ist nun aber „Cultur" nach dem Sinne unsers Verfassers? Er drückt sich darüber also aus:

> Wer ... dahin gelangt, das Christenthum als die Summe aller innern Erfahrungen eines jahrtausendelangen Völkerlebens zu begreifen, der wird auch inne werden, daß dasselbe den ewigen Quell der reinen Wahrheit bietet, und daß .... nur dasjenige Leben seinen höchsten Zweck erfüllt, das in ihm sich vollendet.

Das heißt, das Christenthum ist Inbegriff und Ziel aller wahren Cultur. Ja, wenn man nämlich die jetzt ganz gebräuchliche Erschleichung begeht, unter dem „Christenthum" alles mögliche zu verstehen, woran es, gemäß seiner Entstehung und ursprünglichen Bedeutung, nie gedacht hat. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", hat Christus gesagt, und seine modernen Bekenner sagen: „Im Christenthum hat alles Platz, vom Pantheismus bis zum Nihilismus, vom Nirwana bis zum himmlischen Jerusalem, von Jakob Böhme bis zu Schopenhauer!" Man braucht nicht zur Fahne von David Friedrich Strauß zu schwören, um, wenigstens wenn man ehrlich ist, einzugestehen, daß unser modernes sogenanntes Christenthum dem ursprünglichen ernst gemeinten völlig entwachsen ist; wenn man nun, der Bequemlichkeit wegen, sich dahin einigt, die Gesammtsumme des modernen Bewußtseins unter dem Namen Christenthum zu befassen, da kann man sich diese Bezeichnung als eine Concordanzformel gefallen lassen; wenn man aber von theologischer und philosophischer Seite uns vordemonstriren will, daß alles dies realiter schon im ursprünglichen Begriff des Christenthums enthalten sei, so läßt man uns nur die Wahl, eine solche Dialektik entweder als kindisch zu belächeln oder als heuchlerisch zu verdammen. Das Christenthum ist ein Theil, und ein bedeutender, der Cultur, doch nicht die ganze, sonst wäre ja die ganze alte, d. h. ältere Welt für die Cultur völlig überflüssig; es ist entwickelungsfähig, wie jedes andere Culturelement: das haben achtzehn Jahrhunderte bewiesen, und zwar hat diese Entwickelung seine Kreise längst gesprengt und ist über seinen Rahmen weit hinausgewachsen, und mit jedem Jahrhundert wird sich dies in fortschreitender Progression wiederholen. Der Name mag bleiben, wie er bisher geblieben ist; der Fortschritt hat sich durch den Namen nie aufhalten lassen; die Religion ist, wie jede geistige Potenz, dem Fortschritt unterworfen; will man das Princip des Fortschritts conventionell als „Christenthum" bezeichnen, so wollen wir gern zugeben, daß in diesem Christenthum der „ewige Quell der reinen Wahrheit" liegt, wie unser Verfasser sich, nicht gerade ungewöhnlich, ausdrückt. Aber so hat er es nicht verstanden, und wir müssen noch einmal unserer Verwunderung darüber Ausdruck geben, wie jemand die alte Welt der Griechen und Römer als Grundlage unserer Cultur betrachten kann, der den ewigen Quell der reinen Wahrheit im (diesseit liegenden) Christenthum erblickt. Unsere Ansicht ist: Jener Quell, soweit er forschenden Augen sichtbar floß, fließt und wird fließen überall, wo reines Menschenthum uns entgegentritt; das Christenthum hat ihn nicht als Privilegium und Privateigenthum erhalten, die reine Wahrheit ist überhaupt weder schon entdeckt, noch (wahrscheinlich) je entdeckbar, ja, die einzelnen Wahrheiten scheinen immer blos relativ, d. h. für einzelne Zeiten solche zu sein.

Wer aber glaubt, daß der Standpunkt des Verfassers seiner Schilderung erheblich Eintrag thue, die Unbefangenheit seines Blicks trübe oder sich ungebührlich vordränge, würde sich im Irrthum befinden. Der Verfasser wird insofern, wenn auch nicht seinem Programm, so doch der Erwartung untreu, zu welcher seine Einleitung zu berechtigen schien. Wir können darin nur einen Vorzug seines Werks erblicken, das nun allerdings sich auch noch durch andere preiswürdige Eigenschaften auszeichnet. Einzelne Anklänge an jene allzu enge und specifische Auffassung finden sich wol noch im Colorit des Ganzen; daneben (trotz oder infolge dessen?) kühne Schlußfolgerungen, wie z. B. die, daß „das Gebot, den Nächsten zu lieben, wie sich selbst, den Werth des Einzelnen in der Gesellschaft allein von dem Grade der Nützlichkeit desselben für die Gesammtheit abhängig" mache. Die theologische Strömung kehrt besonders gegen Ende wieder, wo sie allerdings auch etwas

das Gewand der Phrase annimmt, so z. B.: „Einzige Richtschnur in allem wurde (nach und durch Jesu Erscheinen) das Bewußtsein, daß der Mensch vom Vater im Himmel zur Erde entlassen sei, um nach treuer Bethätigung der Liebe zu ihm in dem Geiste, der er selbst ist, in seinen Schos zurückzukehren." Keine Phrase zwar, aber eine falsche Supposition ist es (die mit der engen Anschauung unsers Verfassers zusammenhängt), wenn mit nicht undeutlicher Anspielung der heidnische Dichter Virgil auch unter die „Dichter und Weisen" gezählt wird, die „Jesum von Nazareth verkündet hatten als den Bringer des Friedens und des Heils". In „weihevoller Weissagung" soll er dies „Vorgefühl aussprechen", in jener vierten, so oft mishandelten, ganz ungebührlich zur messianischen Weissagung heraufgeschraubten Ekloge. Es wird den Gläubigen gegenüber nichts helfen, fort und fort gegen derlei Insinuationen zu protestiren; die Unbefangenen und Nüchternen dagegen brauchen keine Gegenbeweise; darum gehen wir darüber weg zur Tagesordnung, immerhin mit dem Ausdruck des Bedauerns, solche Argumente in „Culturgeschichten" zu finden. Aber der Verfasser geht in seinem christologischen Eifer noch weiter: Auch Plato muß zu einem Verkünder Christi, zu einem griechischen „Johannes der Täufer" gestempelt werden; in „seinen Ideen tritt ja das Wesen der ruhenden, ewigen Urkraft als die waltende Vernunft, als λόγος, in die Erscheinung". Man weiß, wie solche Ausdrücke gemeint sind, man merkt es noch deutlicher, wenn „der λόγος Plato's", wie es weiter heißt, „beim Juden Philon zu einem persönlichen Mittelwesen gemacht erscheint und ...... die so gewordene Welt wie auch schon von Plato geschehen war, der eingeborene Sohn Gottes (υἱός μονογενής) genannt wird". Das klappt ja vortrefflich, und ist vor allem ungemein ehrlich! Was fehlt jetzt dem guten Plato noch zum fünften Evangelisten? Man merkt die Absicht und man wird verstimmt; verstimmt auch, wenn man in einer Schilderung der griechischen Religion von ihrer Unfähigkeit hören muß, die „Gemüther zu der Wiedergeburt des Willens zurückzuführen", wenn die Kraft des Eindrucks der griechischen Mysterien mit der „unvergänglichen und läuternden Kraft" verglichen wird, den „die Bilder Dante's von den Leiden der Hölle und der Seligkeit des Paradieses auf das Gemüth hervorbringen können".

Besser angebracht als solche Anklänge wäre eine größere Sorgfalt in orthographischen Dingen gewesen, sintemal auch „Treue im Kleinen" noththut. Manches mag ja Druckfehler sein, aber „Dyrrachion", „Orthygia" (mehrere mal!) „Xantippus", „Drepana" (statt Drepanum) „Thyphon", „Flamminius", „Eknormos", „Plautus aus Sassina", „Karakter" u. s. w. machen eher den Eindruck von Nachlässigkeit. Und weil wir hier einmal auf das formelle Gebiet gerathen sind, so erlauben wir uns bei aller Achtung vor des Verfassers stilistischer Gewandtheit, die an vielen Stellen des Buchs sich zur wirklichen Schönheit der Diction erhebt und durchweg einen angenehmen Eindruck macht, gerade darum einige Unebenheiten zu beanstanden, so wenn „das Gefühl der Würde bestreiten" soviel heißen soll als: bewahren, wenn von einem „an Zahl unterlegenen Heer" gesprochen wird*), wenn etwas „abschläglich" beschieden wird, die Triebkraft nicht mehr „hervorzurufen steht", die „reichste Ernte sich verspricht", ein Antrag zur Abstimmung „versteht", und ein Schritt „fehlsam" berechnet wird, wenn wir ferner hören von einer „vorkehrenden" Leidenschaft, oder der „morgenlich vorreihenden" Kraft des Hellenenthums, oder — und das ist nun eine förmlich wuchernde Lieblingswendung des Verfassers — Sätze wie: „Kühn und energisch wie er (nämlich ein Tribun) vorging, so behielt doch der Senat die Oberhand"; und uns begegnen auch „Strebensrichtung" und „Strebensgenosse"; dies sind keine beneidenswerthen Neuerungen, wie denn überhaupt auf dem Gebiete sprachlicher, ganz besonders lexilogischer Neuerung dem Prosaiker äußerste Vorsicht anzuempfehlen ist. Zu den nicht zu unterschätzenden Aeußerlichkeiten eines Buchs gehört seine Uebersichtlichkeit. Hier hat der Verfasser sich selber es sehr leicht, dem Leser sehr schwer gemacht. Wir wenigstens vermögen kein Ideal übersichtlicher Anordnung in der vollkommenen Abwesenheit jedes Zeichens, jedes Titels, jedes Index, jeder Inhaltsangabe, jeder Randbezeichnung zu erblicken; der lange Faden der Erzählung, die sich hier so sauber und mühelos fortspinnt, als ob die ganze Weltgeschichte nur aus einer Tour des kleinen Weberschiffchens Zeit bestände, wird blos durch zollange dünne Strichelchen unterbrochen!

Aber nun der Inhalt? Die Hauptsache! Dieser ist durchweg löblich, gediegen, von fruchtbaren Betrachtungen durchflochten, die zwar nicht immer Eigenthum des Verfassers sind, aber doch beweisen, daß er für dergleichen allgemeine, vergleichende Gesichtspunkte das richtige Verständniß besitzt. Er hört im Gewühl der Schlachten, in der stillern oder geräuschvollern Arbeit des Friedens den nur geläuterten Ohren vernehmbaren Pulsschlag der nationalen, aber auch der menschlichen Entwickelung; manches was bisher als Ereigniß galt, erklärt er psychologisch als geistige That; er motivirt und analysirt, wo andere sonst den lieben Gott oder das Fatum walten ließen; er sucht nach Ideen oder nach tiefer liegenden nationalen Interessen, wo man, beispielsweise, bloße Rachegelüste, überhaupt Leidenschaft erkennen wollte; er weist auf klaffende Divergenzen in Sitten und Anschauungen der alten und neuen Welt; er bringt auch den volkswirthschaftlichen Factor mit in Rechnung. Allerdings fühlt man sich hier und da zur Opposition gereizt: Einige sogenannte Thatsachen der vergleichenden und der gewöhnlichen Mythologie (Apollo von ἀπόλλυμι, Perseus von πέρθω, Bellerophon = Indra u. s. w.), die „heitere Lust" der Erscheinungswelt bei den Indern, der „innere Beruf" des Philipp II. von Macedonien, die über eine Million zählende Streitmacht des Xerxes, das „Schwammig-Weiche, Eckige" (sic!) der etruskischen Kunst, der Verschwörer Catilina als Werkzeug des Cäsar und des Krösus, die Bildung der Griechen, in welcher nicht weniger als alle Gebiete des Lebens, Staat, Wissensch und Kunst ihre endgültigen Gesetze erhielten (wobei m doch billigerweise fragen darf: wozu braucht es de

*) Der Ausdruck scheint sich nach und nach einbürgern zu wollen, Gegensatz zu überlegen; aber die Analogie ist blos scheinbar, da es k Zeitwort überliegen wie unterliegen gibt. Und einstweilen unterlegen das Particip dieses Zeitwortes und kann nicht noch e zweite Bedeutung in sich aufnehmen.

also noch eine Entwickelung?) — das und anderes sind solche Punkte. Das Werk von Hoyns bildet, was Factoren und Bilanz betrifft, einen polaren Gegensatz zu dem weiter angelegten Friedrich von Hellwald's; wer sich von der eisigen Kälte einer um Gott und Zweckbegriff unbekümmerten Logik erstarrt fühlt, wird bei Hoyns' warmer Betonung einer teleologischen Weltordnung wieder aufathmen.

J. Mähly.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die in Madrid erscheinende „Revista Contemporánea", redigirt von José Perojo, fährt fort, sich eifrig mit deutscher Philosophie zu beschäftigen. So bringt sie in ihrem letzten Hefte einen Aufsatz von Eduard von Hartmann, „J. Bahnsen. Un nuevo discípulo de Schopenhauer", den sie nach ihrer Angabe der französischen „Revue philosophique" entnommen hat. Dieser Aufsatz ist aber zuerst in der Zeitschrift: „Unsere Zeit" veröffentlicht worden und von dort erst in die „Revue philosophique" übergegangen; er bildet übrigens den Pendant zu einem ähnlichen Aufsatze Hartmann's über Frauenstädt, den „Unsere Zeit" brachte; beide zusammen geben eine Kritik der Schule Schopenhauer's.

— Die letzten Hefte der „Revue des deux mondes" enthalten einige interessante literarisch-kritische Aufsätze. Dazu rechnen wir in erster Reihe die Studie über Victorien Sardou von Emile Montégu, und zwar deshalb, weil die vornehme Revue erst jetzt anfängt, dem erfolgreichen Bühnenschriftsteller gerecht zu werden, gegen den sie sich bisher meist ablehnend verhalten hat. Den äußern Anlaß gab der große Erfolg des neuesten Schauspiels „Dora", welches der Kritiker mit am höchsten unter Sardou's Stücken stellt: es habe alle Vorzüge des jüngern Alexandre Dumas ohne die Fehler desselben. Die Charakteristik Sardou's ist höchst zutreffend und entspricht ganz derjenigen, die wir im vierten Bande der „Porträts und Studien": „Theater und Dramen des second empire", von diesem Autor gaben. Auch auf die Eigenthümlichkeit, die ersten Acte auf eine große Scene hinzuarbeiten, die sich aus den vereinzelten Motiven aufbaut, ist hingewiesen.

Französische Urtheile über deutsche Literatur.

Das zweite Märzheft der „Revue des deux mondes" bringt unter der Ueberschrift: „Deux romans d'outre Rhin", eine Studie über Wilhelmine von Hillern, die sich an ihre beiden Romane „Die Geier-Wally" und „Ein Arzt der Seele" anlehnt. Der Verfasser derselben ist Jules Gourdault. „Von der Person und dem Leben der Frau von Hillern", sagt der Kritiker, „wissen wir nur wenig mitzutheilen; das Ich erscheint nicht in ihren Schriften, und sie hat sich noch nicht wie Fanny Lewald in dicken Bänden von Denkwürdigkeiten selbst in Scene gesetzt." Nun weiß der französische Autor allerdings etwas zu wenig von Wilhelmine von Hillern, und besonders dasjenige nicht, was man in Deutschland als die wichtigste biographische Mittheilung betrachtet, nämlich daß sie die Tochter der Frau Birch-Pfeiffer, unserer beliebtesten Bühnenschriftstellerin, ist; er erwähnt nur, sie sei die Tochter eines Dänen, der längere Zeit in Frankreich gelebt habe, und mit dem Baron von Hillern, Gerichtsdirector in Freiburg im Breisgau, verheirathet. Im übrigen hebt er rühmend hervor, sie sei eine geniale Frau, aber kein Blaustrumpf; sie habe einen gesunden Geist, der sein volles Gleichgewicht behaupte und ohne Affectation sei. Man suche nicht in ihren Schriften die kleine, raffinirte, etwas erkünstelte Welt und jene Art krankhafter Erregungen, die man in den Werken der Gräfin von Hahn-Hahn findet; ebenso wenig suche man das kühne Streben, den stürmischen Flug der Ideen, welche für das Talent der Fanny Lewald besonders charakteristisch sind; auch sie hat zwar gelegentlich eine Lust zu raisonniren, eine Neigung zu predigen, aber das ist nicht eigentlich in ihrem Temperament begründet, noch pflegt ihre Feder mit Vorliebe solche Linien zu ziehen. Auch in ihren unbedeutendsten Schriften bleibt sie Frau, den wahren Vorzügen ihres Geschlechtes zugeneigt und wenig neuerungssüchtig. „Um den Leser mit ihr bekannt zu machen, werde ich mich begnügen, unter ihren Werken, die alle in verschiedener Hinsicht beachtenswerth sind, die beiden Romane auszuwählen, die am meisten Geist und Gewandtheit zeigen: der eine, die «Geier-Wally», deren Uebersetzung eben erscheint, ist eine Dorfgeschichte von origineller Herbheit und etwas wilder Energie, die an einigen Stellen, durch den Schwung des Colorits, fast die Gestalt einer Epopöe annimmt; die andere, ein «Arzt der Seele», ist im Gegentheil eine Geschichte aus dem bürgerlichen Leben, wo die Verfasserin aus einem besondern Gesichtspunkte eins der wichtigsten Probleme berühren wollte, welches heutigentags in allen Glaubensbekenntnissen der deutschen socialistischen Partei zu lesen ist: die Emancipation der Frauen." Es folgt eine eingehende Analyse der beiden Romane, welche Gourdault mit den Worten schließt: „Man hat, glaube ich, von Fanny Lewald gesagt, daß sie besser raisonnirt als schildert; man braucht blos, um Frau von Hillern zu charakterisiren, den Satz umzudrehen und zu sagen, daß sie besser schildert als reflectirt: ist das nicht eine lobende Kritik für den Romanschriftsteller, den Halbbruder des Dichters, wie ihn Schiller irgendwo nennt?"

Bibliographie.

Bärthold, A., Lessing und die objective Wahrheit aus Sören Kierkegaards Schriften zusammengestellt. Halle, Fricke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Camesina Ritter von San Vittore, A., Wiens örtliche Entwicklung von der römischen Zeit bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts. Eine archäologische Studie. Gr. Fol. Nebst Erläuterungen. Wien, k. k. Hof- u. Staatsdruckerei. Gr. 4. 12 M.

Collinus, Z., Die Zwingherren am Pilatus oder die Luzerner Schuldirektoren. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 60 Pf.

Geschichts-Quellen der Stadt Wien. Herausgegeben im Auftrage des Gemeinderathes der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien von K. Weiss. 1ste Abth. Wien, Hölder. Imp.-4. 24 M.

Grauert, H., Die Herzogsgewalt in Westfalen seit dem Sturze Heinrich's des Löwen. 1ster Thl.: Die Herzogsgewalt in den nordwestfälischen Bisthümern Münster, Osnabrück und Minden. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

Hartsen, F. A., Die Chemie der Zukunft. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Herzog, E. A., Kosmologisches. Ein Versuch zur Lösung höchster Probleme. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 1 M.

Jung, J., Roemer und Romanen in den Donauländern. Historisch-ethnographische Studien. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Kossmann, R., War Göthe ein Mitbegründer der Descendenztheorie? Eine Warnung vor E. Häckel's Citaten. 2ter vermehrter Abdruck. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 80 Pf.

Lindheim, W. v., Kohle und Eisen im Welthandel in den Jahren 1865—1876. Statistische Studie über Metall-Production und Metall-Verkehr. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 10 M.

Löfflad, J., Die Kirche im Mannesalter. Studien und Kritiken zur Kirchen- und Culturfrage. 1stes Heft. Braunsberg, Peter. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Mayr, R., Die philosophische Geschichtsauffassung der Neuzeit. 1ste Abth.: Bis 1700. Wien, Hölder. Gr. 8. 6 M.

Menzel's, W., Geschichte der Neuzeit. Vom Beginn der französischen Revolution bis zur Wiederherstellung des deutschen Reichs 1789—1871. Erste billige Gesammtausgabe von Menzel's einzeln erschienenen Werken über neuere Geschichte. 1ste Lfg. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 45 Pf.

Michelis, F., Anti-darwinistische Beobachtungen. Bonn, Neusser. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Naschér, S., Franz Deák. Gedächtnißrede. Berlin, Weber. 8. 40 Pf.

Nostitz, Gräfin Pauline, Johann Wilhelm Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien. Anhang: Meine Erlebnisse und Erinnerungen nach Helfer's Tode. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 50 Pf.

Pesch, T., Die moderne Wissenschaft betrachtet in ihrer Grundfeste. Philosophische Darlegung für weitere Kreise. Freiburg i/Br., Herder. 1876. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Wild, E., Ueber und wider die Socialdemokraten! Berlin, Wichteler u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 3. Mai 1877.

Neue Romane.

IV.

Felix Dahn's „Ein Kampf um Rom".

Den Romanen Freytag's, deren Stoff dem deutschen Alterthum und Mittelalter entlehnt ist, schließt sich der Roman von Felix Dahn an:

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman von Felix Dahn. Vier Bände. Mit zwei Karten. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1876. 8. 24 M.

Wir haben es hier mit einem so umfassenden Werk zu thun, daß ihm gegenüber die Freytag'schen Romane als culturhistorische Novellen und Erzählungen erscheinen. Auch ist der Stil Dahn's nichts weniger als der Stil genrehafter Pastellmalerei; er hat einen großen Wurf und Schwung, und das geschichtliche Tableau tritt in sein volles Recht. Der Umfang des Werks, vier starke Bände, wie er von Hause aus die größten Ansprüche an die Geduld der Leser macht, berechtigt auch zu größern Anforderungen an die Leistung selbst. Felix Dahn hat als Lyriker Formenschönheit, als Dramatiker den Sinn für theatralische Massenwirkungen und durchgreifende Rhetorik bewiesen; er ist als Gelehrter heimisch im Recht und der Geschichte des Mittelalters, besonders der Gothen: er bringt also sehr schätzenswerthe Eigenschaften für die Ausführung eines großen geschichtlichen Gemäldes mit, und er stellt diese Eigenschaften auch nicht unter den Scheffel, sodaß einzelne dargestellte Bilder durch echten dichterischen Reiz und Werth hoch erfreuen.

Dennoch wirkt das Werk als Ganzes ermüdend und nicht blos durch seine Länge, und wenn wir unbefangen uns nach den Gründen fragen, so tritt uns zunächst in der Instrumentation eine fortwährende Blechmusik entgegen, die an einzelnen Stellen etwas Berauschendes haben mag, bei beständiger Wiederkehr aber mit ihrem Glanz und Lärm eine einförmige Wirkung ausübt. Von Anfang bis zu Ende bewegt sich die Darstellung auf dem Kothurn; in dem ganzen Werk ist nicht ein humoristischer Charakter, nicht eine humoristische Scene; selten auch sind die ansprechenden Genrebilder. Nirgends ein Ruhepunkt; nirgends commandirt der Dichter seinen Gestalten: Rührt euch! Es geht von Anfang bis zu Ende fort im großen historischen Parademarsch, im blankgeputzten, in der Sonne blitzenden Pathos! Gerade der Gegensatz des Stils gegen denjenigen der Freytag'schen Geschichtsbilder ist ein höchst auffallender. Die Muse des letztern Dichters besteigt sehr selten den Kothurn; sie fühlt sich am behaglichsten in der feinlächelnden Anekdote, in dem oft ironisch beleuchteten, oft naiven Genrebild. Bei Freytag ist alles Naivetät, bei Dahn ist alles Pathos.

Hierzu kommt aber bei dem letztern Dichter eine stilistische Manier, welche mit ihren Tacitus'schen Marotten und ihrem lakonischen Periodenbau dem vollwogenden Stil des Epos am wenigsten entspricht. Dieser Stil, der in dem ersten Bande sich nur ankündigt und hier noch einer breitern Darstellung nicht den Weg verengt, wird von Band zu Band aufdringlicher; er wird so kurzathmig, daß er schon immer nach zwei Zeilen innehält und eine Pause macht; ja bisweilen hat er schon nach je einer Zeile den Athem verloren; es gibt ganze Seiten in dem Werke, in welchem kaum ein Satz die Länge einer Zeile überschreitet. Schon in typographischer Hinsicht gewinnt das Werk dadurch ein eigenthümlich zerstücktes Aussehen; wir greifen als Stilprobe eine Seite aus dem dritten Bande heraus:

„Oh, was ist das?" rief sie und fiel in die Knie. —
„Stein und Eisen", sagte er tonlos.
„Laß mich.
„Ich gehöre dem Tode.
„Und hielten mich auch diese Bande nicht — ich folgte dir doch nicht!
„Zurück in die Welt?
„Die Welt ist eine große Lüge.
„Alles ist Lüge." —

„Du hast recht! sterben ist besser.
„Laß mich sterben mit dir.
„Und verzeih mir.
„Denn auch ich habe dir gelogen.“ —
„Es mag wol sein.
„Es wundert mich nicht.“ —
„Aber du mußt mir noch vergeben, ehe wir sterben.
„Ich habe dich gehaßt — ich habe gejubelt über deinen Niedergang — ich habe — oh, es ist so schwer zu sagen!
„Ich habe die Kraft nicht, es zu gestehen.
„Und doch muß ich deine Verzeihung haben — und müßt' ich sie mir erstehlen.
„Vergib mir — reiche mir die Hand zum Zeichen, daß du mir verzeihst.“ —
Aber Wittichis war in sein Brüten zurückgesunken.
„Oh, ich flehe dich an — verzeihe mir, was immer ich dir mag gethan haben.“ —
„Geh — warum soll ich dir nicht verzeihen?
„Du bist wie alle! nicht besser, nicht schlimmer!“

Es handelt sich nicht um einen leeren Formalismus; den Buffon'schen Ausspruch: „Le style c'est l'homme“, kann man ergänzen mit dem Wort: „Der Stil ist die Dichtung“. Ein Werk, dessen äußere Form eine durchweg aphoristische ist, wird in seinem ganzen Aufbau diesen Charakter nicht verleugnen; es wird gelegentlich eine dramatische Pointe herauskehren, aber nirgends das epische Behagen, die Stetigkeit des allmählichen Fortgangs. Vischer spricht von der gemessenen, breiten, ruhig großartigen Fortbewegung des Epos, welcher die äußere Sprachform den gemäßen rhythmischen Ausdruck zu geben hat. Darum wählte das alte Epos den Hexameter, das Epos der Italiener und Spanier die Ottave rime, weil dort die Rhythmik des Verses, hier das strophische Reimgebäude geräumig genug war, um dem epischen Stil für seine Ausbreitung Platz zu gönnen. Der Roman, so freizügig er sich bewegen mag, steht jedenfalls unter dem Banne der epischen Gesetzgebung; sein Stil — und so ist der Stil der großen Muster, eines Walter Scott und Goethe — darf diese behagliche Ausbreitung und damit auch die Architektonik des Periodenbaus nicht verleugnen, mag er auch hier und dort sich dramatisch zuspitzen und dem Strom der Leidenschaft raschern Verlauf gewähren.

Ein Pelotonfeuer von kurzen Sätzen entspricht durchaus nicht den Anforderungen des Romanstils, nur dann, wenn der Roman selbst tambour battant vorgeht. Dies ist freilich bei Dahn fast die Regel, und hierin liegt die ermüdende Wirkung des Ganzen.

Diese ist freilich auch zum Theil im Inhalt begründet. Wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, daß das Geheimniß der Poesie auf der Abbreviatur beruht; wir möchten sagen, auf dem Einmaligen, wie ja auch das Geheimniß der stilistischen Prägnanz des ἅπαξ λεγόμενον ist. Im einzelnen Bilde soll sich das Bild der ganzen Zeit spiegeln, es muß darum ausgewählt sein mit feinstem Takt oder vielmehr mit genialster Intuition; eine Folge von Bildern, die sich in den wesentlichen Zügen wiederholen, wirkt ermattend, wir erhalten dann nur poetisches Splittergebäck. In dem Dahn'schen Roman löst ein Gothengeschlecht die andern ab, ein Gothenheld den andern; wir erfreuen uns der zahlreichen Kraftnaturen aus germanischem Blut; aber wir haben nicht das Gefühl des einheitlich geschlossenen Romans, sondern dasjenige der poetisch verzierten historischen Chronik.

Der Hauptpunkt, auf den es hierbei ankommt, ist das Verhältniß des Romans zur Geschichte. Die Geschichte überwiegt aber hier so sehr die freie Erfindung, daß viele Abschnitte wie dichterisch ausgemalte Kapitel des Prokop erscheinen. Zwar hat Dahn einen freierfundenen Helden, den Römer Cethegus, in den Mittelpunkt des Ganzen gerückt, um der begründeten Hauptregel des geschichtlichen Romans gerecht zu werden, und er hat dadurch dem Werke Einheit zu geben gesucht, indem er den sich ablösenden Fürsten der Gothen einen einzigen Mann von einheitlichem Wollen und Streben gegenüberstellte. Doch da dieser Cethegus in keinem der historisch beglaubigten großen Ereignisse eine entscheidende Rolle spielt, so bleibt doch das Interesse immer an den Feldherrn der Gothen und der Byzantiner haften und Cethegus macht mehr den Eindruck einer aushelfenden Stütze, um dem Bau des Ganzen künstlerischen Halt zu geben. Daß man gerade diese freierfundene Gestalt als einen Mangel des ganzen Werks getadelt hat, ist unbegreiflich; nicht daß der Dichter sie erfunden, sondern daß er zu ihrer vollen Bewährung bei den großen Haupt- und Staatsactionen nicht den genügenden von der Geschichte übriggelassenen Raum fand, muß Bedenken erregen.

Die Einheit des Ganzen könnte der Dichter auch damit darthun wollen, daß das Volk der Gothen selbst in seinem Verzweiflungskampfe gegen die Byzantiner, in seinem Kampfe um den Besitz Roms und Italiens der Held des Romans sei. Doch Völker sind nur Helden in der Philosophie der Geschichte, nicht im Roman. Aristoteles rühmt es dem Homer nach, daß er nicht den ganzen Trojanischen Krieg behandelt, weil er zu groß und nicht leicht zu übersehen war, sondern einen Theil, der sich durch Episoden zum Ganzen erweitert. Auch Felix Dahn wäre durchaus künstlerischer verfahren, wenn er nicht den ganzen Gothenkrieg oder vielmehr nicht die ganzen Gothenkriege behandelt hätte, sondern nur einen Theil derselben, der uns ein prägnantes Bild aller dabei ins Spiel kommenden nationalen Mächte und politischen Gewalten gegeben. Immerhin bietet indeß der sich stets wiederholende Kampf um Rom noch ein wesentliches Interesse dar, und wenn man das Werk von Dahn mit Lingg's „Völkerwanderung“ vergleicht, mit welcher Dichtung sich der Roman mehrfach berührt, so kann es sogar Anspruch auf künstlerische Geschlossenheit erheben; denn in drei Gesängen des dritten Buchs hat Lingg alles zusammengefaßt, was Felix Dahn in diesen vier Bänden darstellt; dort bildet der ganze Gothenkrieg nur ein verhältnißmäßig kleines Segment des großen Stoffkreises, den der Dichter mehr durchstreift als erschöpft, und Felix Dahn braucht immer noch halbe Bände zur Darstellung dessen, wofür Lingg nur eine Strophe hat, z. B. für die Bedrängung Amalaswinthens nach dem Tode Theoderich's:

Ihr Geist erblickte
Mit Sorge der Empörung dräuend Nahn,
Es wich ihr Muth; die Gothenfürstin schickte
Zum Griechenkaiser, zu Justinian,
Sie bat um Hülf' und Rath. Der Grieche nickte,
Sie bot ihm ja dafür Italien an.
Schon war das Schiff für ihre Flucht gekommen,
Als sie verrathen ward und festgenommen.

Das historische Gemälde Dahn's umfaßt einen Zeit-

raum von 29 Jahren; es beginnt kurze Zeit vor dem Tode Theoderich's und endet mit der entscheidenden Gothenschlacht am Vesuv, dem Sieg des Narses, dem Untergang von Teja (526—554); es ist das also ungefähr dasselbe, als wenn ein Autor den Dreißigjährigen Krieg zum Inhalt eines einzigen Romans machte und uns nacheinander Tilly und Wallenstein, Christian von Braunschweig, den Mansfelder, Gustav Adolf, Wrangel, Bernhard von Weimar als Helden der epischen Handlung vorführte, denn ähnlich lösen sich hier Belisar und Narses, Theoderich, Amalaswintha und Theodat, Witichis, Totila und Teja ab. Der Autor sagt zwar in der Vorrede, der Zeitraum von fast dreißig Jahren habe aus naheliegenden Gründen gekürzt oder doch in seiner Dauer verschleiert werden müssen; eine solche Verschleierung ist aber unmöglich, denn man kennt die Chronologie doch nicht blos aus Dahn's Werken, sondern schon aus Becker's „Weltgeschichte" und in einem sich in den Hauptzügen so streng an die Geschichte haltenden Roman wird man ja immer von neuem auf die Daten der Zeitrechnung hingewiesen. Dahn's Roman gibt keine Gruppe mit pyramidaler Spitze, mit Abstufungen und Gliederungen; er gibt einen Fries mit den sich folgenden Medaillonköpfen der gothischen und byzantinischen Führer, mit den Reliefbildern von Schlachten und Belagerungen.

Das erste Buch schließt mit dem Tode Theoderich's; das zweite mit dem Tode seines Sohnes Athalarich; das dritte mit der Thronentsagung der Königin Amalaswintha. Diese drei Bücher sind jedenfalls die vorzüglichsten des Romans; sie halten sich am freiesten von der lakonischen Manier der Darstellung; sie haben den meisten romanhaften Reiz, während die spätern mehr ins Fahrwasser der Historie einlenken.

Gleich die erste Scene führt uns die drei Gothenkönige vor, die später nacheinander zur Herrschaft gelangten: Witichis, Totila und Teja. Der Contrast zwischen den beiden letztern, dem Sonnenjüngling Totila und dem finstern Teja, ein Contrast, der in den letzten Büchern des Romans in schönster dichterischer Ausführung wirksam wird, kündigt sich bereits hier an. Das sympathische Bild Totila's wird hier wie später mit besonderer Liebe ausgemalt:

> Das weiße Licht fiel auf ein apollinisch schönes Antlitz mit lachenden, hellblauen Augen; mitten auf seiner Stirn theilte sich das lichtblonde Haar in zwei lang fließende Lockenwellen, die rechts und links bis auf seine Schultern wallten; Mund und Nase, fein, fast weich geschnitten, waren von vollendeter Form, ein leichter Anflug goldhellen Bartes deckte die freundlichen Lippen und das leicht gespaltene Kinn; er trug nur weiße Kleider: einen Kriegsmantel von feiner Wolle, durch eine goldene Spange in Greifengestalt auf der rechten Schulter festgehalten, und eine römische Tunica von weicher Seide, beide mit einem Goldstreif durchwirkt; weiße Lederriemen festigten die Sandalen an den Füßen und reichten, kreuzweis geflochten, bis an die Knie; die nackten, glänzend-weißen Arme umzirkten zwei breite Goldreife: und wie er, die Rechte um eine hohe Lanze geschlungen, die ihm zugleich als Stab und als Waffe diente, die Linke in die Hüfte gestemmt, ausruhend von dem Gang, zu seinen langsamern Weggenossen hinunterblickte, schien in den grauen Tempel eine jugendliche Göttergestalt aus seinen schönsten Tagen wieder eingekehrt.

Wie ganz anders die eigenartige Erscheinung von Teja:

> Das volle Licht der Fackel beleuchtete ein geisterhaft bleiches Antlitz, das fast blutleer schien; lange, glänzend schwarze Locken hingen von dem unbedeckten Haupt wie dunkle Schlangen wirr bis auf die Schultern. Hochgeschweifte, schwarze Brauen und lange Wimpern beschatteten die großen, melancholischen dunkeln Augen voll verhaltener Glut, eine Adlernase senkte sich sehr scharfgeschnitten gegen den feinen, glattgeschorenen Mund, welchen ein Zug resignirten Grams umfurchte.
>
> Gestalt und Haltung waren so jugendlich: aber die Seele schien vor der Zeit vom Schmerz gereift.

Nach der Gruppe der gothischen Verschworenen, welche der alte Hildebrand zusammenberufen, da des kranken Theoderich Zustand dem Reiche der Gothen Gefahr droht, indem nur ein Weib und ein Unmündiger seine Nachfolger sind, führt uns der Autor die Gruppe der römischen Verschworenen vor, in deren Mitte der Präfect von Rom, Cethegus, steht, ein Intriguant im großen Stile, der Italien sowol von den Gothen als auch von den Byzantinern befreien will, römisches Vollblut, aber nicht vom Geschlecht der Brutus und Catonen, sondern von dem der Cäsaren, Octaviane und — Sejane. In diesen ersten Büchern greift Cethegus entschieden in die Handlung ein; er vergiftet den jungen Königssprossen Athalarich, er bewegt und zwingt Amalaswintha zur Thronentsagung; er intriguirt in Ravenna, in Byzanz; er hat Rusticiana, die Gattin des hingerichteten Boëthius, er hat die griechische Kaiserin Theodora geliebt: er hat seine Fäden überall; er ist in dem Romane allgegenwärtig; bald mit dem Schwert, bald mit der Feder in der Hand, bald in seinem Cabinet mit dem Cäsarenbild, bald auf dem Schlachtfelde kämpft er für den großen Gedanken der Befreiung Italiens; aber immer erfolglos, denn er unterstützt bald die eine, bald die andere Partei, und die Frucht, die ihm selbst dabei in den Schos fallen soll, winkt nur in nebelhafter Ferne der Berechnung. Gleichwol ist er das Triebwerk, das die großen geschichtlichen Ereignisse in Bewegung setzt: diese freierfundene Gestalt ist eine Art Demiurgos im Roman oder vielmehr ein Allerweltsmacher.

Die eine Frage: war ein solcher Vorläufer des Rienzi in jener Zeit möglich? wird der Historiker Dahn am besten zu beantworten wissen; wir ersehen aus den Geschichtswerken nur, daß drei Römer, Boëthius, Albinus und Symmachus, dem Strafgericht des Theoderich verfielen, weil sie im Verdacht standen, die Gothenherrschaft durch die Herrschaft des byzantinischen Kaisers ersetzen zu wollen. Von dem Streben nach einer Wiederherstellung römischer und italischer Souveränetät haben wir in den uns zu Gebote stehenden Quellen nichts entdeckt. Möglich, daß Dahn, der ja das ganze Quellenmaterial beherrscht, Anhaltspunkte dafür gefunden hat. Nur bleibt es immer mislich, daß gar keine geschichtliche Thatsache auch nur in einer dieser Annahme günstigen Weise ausgelegt werden kann. Die Verschleierungen der Zeitlänge, bis zu welcher sich der Roman erstreckt, treffen besonders die Gestalt des Cethegus, der ja kaum in derselben altert. Nach allen Voraussetzungen der Handlung muß er bei dem Beginn derselben mindestens doch ein Mann von vierzig Jahren sein, bei ihrem Abschluß ein Siebziger; davon findet sich aber keine Spur in der Darstellung.

Im ersten Buche ist Theoderich, der kranke Gothenkönig, mit wenigen Zügen, aber in imposanter Weise gezeichnet; im zweiten ist die Liebe von Camilla und Athalarich von rührendem Reiz und poetischer Wirkung; das

Bild des jungen Königs, der sich so energisch aufrafft, daß Cethegus gegen ihn den tödlichen Schlag führen zu müssen glaubt, hat etwas Gewinnendes. Die Meeresfahrt der Liebenden ist mit lyrischem Zauber geschildert:

Er sprang auf, beide Arme wiegend und schwingend.

„O, Camilla, die Ruhe verzehrt mich! O, ging es zu Roß und in waffenstarrende Feinde! Sieh, die Sonne sinkt. Es ladet die spiegelnde Flut. Komm, komm mit in den Kahn."

Camilla zögerte. Sie blickte um.

„Die Sklavin? Ach laß sie! Dort ruht sie unter der Palme an der Quelle, sie schläft. Komm, komm rasch, ehe die Sonne versinkt. Sieh die goldene Straße auf der Flut. Sie winkt!"

„Zu den Inseln der Seligen?" fragte das liebliche Mädchen mit einem holdseligen Blick und leicht erröthend.

„Ja, komm zu den seligen Inseln!" antwortete er glücklich, hob sie rasch in den Kahn, löste dessen Silberkette von den Widderköpfen des Quais, sprang hinein, ergriff das zierliche Ruder und stieß ab.

Dann legte er das Ruder in die Oese zur Linken: und im hintern Gransen des Schiffs stehend steuerte und ruderte er zugleich, eine schöne und malerische Bewegung, und ein echt germanischer Fergenbrauch.

Camilla saß vorn, nahe dem Schnabel des Kahns, auf einem Diphros, dem griechischen zusammenlegbaren Feldstuhl, und sah ihm in das edle Antlitz, welches von der rothschimmernden Abendsonne beleuchtet war: sein dunkles Haar flog im Winde und herrlich waren die raschen und kräftigen Bewegungen des fein gebauten Ruderers zu schauen.

Beide schwiegen. Pfeilschnell schoß die leichte Barke durch die glatte Flut.

Leicht flockige, rosige Abendwölklein zogen langsam über den Himmel, der leise Wind führte von den Mandelgebüschen des Ufers Wolken von Wohlgeruch mit sich, und rings war Schimmer, Ruhe, Harmonie.

Endlich brach der König das Schweigen und sprach, dem Bot einen kräftigen Druck gebend, daß es gehorsam vorwärts schoß:

„Weißt du, was ich denke? Wie schön muß es sein ein Reich, ein Volk, tausend geliebte Leben mit der starken Hand durch Wind und Wellen sicher vorwärts zu steuern zu Glück und Glanz. Was aber sannest du, Camilla? Du sahst so mild, es sind gute Gedanken gewesen."

Sie erröthete und blickte seitab in die Flut.

„O sprich doch, sei offen in dieser schönen Stunde."

„Ich dachte", flüsterte sie vor sich hin, das feine Köpfchen noch immer abgewendet, „wie schön muß es sein von treuer, geliebter Hand, der man so ganz vertraut, gesteuert werden durch die schwanke Flut des Lebens."

„O, Camilla, glaub mir, auch dem Barbaren kann man sich vertrauen" —

„Du bist kein Barbar! Wer zart empfindet und edel denkt und sich hochherzig überwindet und schweren Undank mit Huld vergilt, ist kein Barbar, er ist ein edles Menschenbild, wie je ein Scipio gewesen."

Der Lebensgefahr auf dem Meere glücklich entgangen, sterben die Liebenden auf dem Lande durch den Gifttrunk.

Ebenso ansprechend ist im dritten Buch die Idylle von Witichis und Rauthgundis in der Villa des Mäcen bei Fäsulä und die Schilderung des Gastmahls von Cethegus im dritten Buch, nur daß bei dem letztern uns ein zu reiches Füllhorn culturhistorischer Notizen ausgeschüttet wird; man merkt die Absicht und man wird zu sehr an Charikles und Gallus erinnert. Ebenso sind die byzantinischen Hofbilder treu im Colorit der Zeit gehalten und von ihrem Goldgrund hebt sich die blitzende Schlange Theodora dämonisch ab.

Im Mittelpunkte des vierten Buchs befindet sich ein grelles Bild: die Ermordung der Königin Amalaswintha durch ihre Todfeindin Gothelindis in der Villa am Bolsenersee, wohin jene gelockt worden war; es ist dies ein so raffinirter Mord, daß er einem neuen französischen oder englischen Sensationsroman zur Zierde gereichen würde. Daß Dahn auch für derartige Schilderungen die Farben auf seiner Palette hat, mögen die folgenden Stellen beweisen:

Endlich gelangte sie in das thurmähnliche Achteck des Badepalastes, dessen sämmtliche Gelasse an Boden, Wand und Decke durchaus mit hellgrauen Marmorplatten belegt waren.

Vorüber an den Hallen und Gängen, welche der Gymnastik und dem Ballspiel vor und nach dem Bade dienten, vorüber an den Heizstübchen, den Auskleide- und Salbgemächern eilten sie sofort nach dem Caldarium, dem warmen Bade.

Die Sklavin öffnete schweigend die in die Marmorwand eingesenkte Thür.

Amalaswintha trat ein und stand auf der schmalen Galerie, welche rings um das Bassin lief: gerade vor ihr führten die bequemen Stufen in das Bad, aus welchem bereits warme und köstliche Düfte aufstiegen.

Das Licht fiel von oben herein durch eine achteckige Kuppel von kunstvoll geschliffenem Glas: gerade am Eingang erhob sich eine Treppe von Cedernholz, die auf zwölf Staffeln zu einer Sprungbrücke führte: rings an den Marmorwänden der Galerie wie des Beckens verkleideten zahllose Reliefs die Mündungen der Röhren, welche den Wasserkünsten und der Luftheizung dienten.

Ohne ein Wort legte das Weib das Badegeräth auf die weichen Kissen und Teppiche, welche den Boden der Galerie bedeckten und wandte sich zur Thür.

„Woher bist du mir bekannt?" fragte die Fürstin sie nachdenklich betrachtend, „wie lange bist du hier?"

„Seit acht Tagen."

Und sie ergriff die Thüre.

„Wie lange dienst du Cassiodor?"

„Ich diene von jeher der Fürstin Gothelindis."

Mit einem Angstschrei sprang Amalaswintha bei diesem Namen auf und wandte sich und griff nach dem *Gewand des* Weibes — zu spät: sie war hinaus, die Thür war zugefallen und Amalaswintha hörte, wie der Schlüssel von außen abgezogen ward.

Umsonst suchte ihr Auge nach einem andern Ausgang.

Da überkam ein ungeheueres, unbekanntes Grauen die Königin: sie fühlte, daß sie furchtbar getäuscht, daß hier ein verderbliches Geheimniß verborgen sei: Angst, unsagliche Angst fiel auf ihr Herz: Flucht, Flucht aus diesem Raum war ihr einziger Gedanke.

Aber keine Flucht schien möglich: die Thür war von innen jetzt nur eine dicke Marmortafel, wie die zur Rechten und Linken: nicht mit einer Nadel war in ihre Fugen zu dringen: verzweifelnd ließ sie die Blicke rings an der Wand der Galerie kreisen: nur die Tritonen und Delphine starrten ihr entgegen: endlich ruhte ihr Auge auf dem schlangenstarrenden Medusenhaupt ihr gerade gegenüber — und sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

Das Gesicht der Meduse war zur Seite geschoben und die ovale Oeffnung unter dem Schlangenhaar war von einem lebenden Antlitz ausgefüllt.

War es ein menschlich Antlitz?

Die Zitternde klammerte sich an die Marmorbrüstung der Galerie und spähte vorgebeugt hinüber: ja, es waren Gothelindens verzerrte Züge: und eine Hölle von Haß und Hohn sprühte aus ihrem Blick.

Es folgt nun die Unterredung zwischen den beiden Fürstinnen; Amalaswintha hat der Gothelindis mit einer scharfen, spitzigen Gartenschere, die sie ihr ins Gesicht warf, das Auge geraubt und dann den Geliebten; jetzt rächt sich diese:

Und sie drückte an einer Feder.

Der Boden des Beckens im obern Stockwerke, die runde

Metallplatte, theilte sich in zwei Halbkreise, welche links und rechts in die Mauer zurückwichen: mit Entsetzen sah die Gefangene von der schmalen Galerie in die thurmhohe Tiefe zu ihren Füßen.

„Denk an mein Auge!" rief Gothelindis, und im Erdgeschoß öffneten sich plötzlich die Schleusenthüren und die Wogen des Sees schossen ungestüm herein, brausend und zischend, und sie stiegen höher und höher mit furchtbarer Raschheit.

Amalaswintha sah den sichern Tod vor Augen: sie erkannte die Unmöglichkeit, zu entrinnen oder ihre teuflische Feindin mit Bitten zu erweichen: da kehrte ihr der alte, stolze Muth der Amelungen wieder: sie faßte sich und ergab sich in ihr Los.

Sie entdeckte neben den vielen Reliefs aus der hellenischen Mythe in ihrer Nähe rechts vom Eingang eine Darstellung vom Tode Christi: das erquickte ihre Seele: sie warf sich vor dem in Marmor gehauenen Kreuze nieder, faßte es mit beiden Händen und betete ruhig mit geschlossenen Augen, während die Wasser stiegen und stiegen: schon rauschten sie an den Stufen der Galerie.

„Beten willst du, Mörderin?

„Hinweg von dem Kreuz!" rief Gothelindis grimmig, „denk' an die drei Herzoge!"

Und plötzlich begannen alle die Delphine und Tritonen auf der rechten Seite des Achtecks Ströme heißen Wassers auszuspeien: weißer Dampf quoll aus den Röhren.

Amalaswintha sprang auf und eilte auf die linke Seite der Galerie: „Gothelindis, ich vergebe dir! tödte mich, aber verzeih' auch du meiner Seele."

Und das Wasser stieg und stieg: schon schwoll es über die oberste Stufe und drang langsam auf den Boden der Galerie.

„Ich dir vergeben? Niemals! Denk an Eutharich!" —

Und zischend schossen jetzt von Links die dampfenden Wasserstrahlen auf Amalaswintha.

Sie flüchtete nun in die Mitte, gerade dem Medusenhaupt gegenüber, die einzige Stelle, wohin kein Strahl der Wasserröhren reichte.

Wenn sie die hier angebrachte Sprungbrücke erstieg, konnte sie noch einige Zeit ihr Leben fristen: Gothelindis schien dies zu erwarten und sich an der verlängerten Qual weiden zu wollen: schon brauste das Wasser auf dem Marmorboden der Galerie und bespülte die Füße der Gefangenen; rasch flog sie die braunglänzenden Staffeln hinan und lehnte sich an die Brüstung der Brücke:

„Höre mich, Gothelindis! meine letzte Bitte! nicht für mich —, für mein Volk, für unser Volk — Petros will es verderben und Theodahad" —

„Ja, ich wußte, dieses Reich ist die letzte Sorge deiner Seele!

„Verzweifle! Es ist verloren!

„Diese thörichten Gothen, welche Jahrhunderte lang den Balthen die Amaler vorgezogen, sie sind verkauft und verrathen von dem Haus der Amaler: Belisarius naht und niemand ist, der sie warnt."

„Du irrst, Teufelin, sie sind gewarnt.

„Ich, ihre Königin, habe sie gewarnt.

„Heil meinem Volk!

„Verderben seinen Feinden und Gnade meiner Seele!"

Und mit raschem Sprung stürzte sie sich hoch von der Brüstung in die Fluten, welche sich brausend über ihr schlossen.

Gothelindis blickte starr auf die Stelle, wo ihr Opfer gestanden.

„Sie ist verschwunden", sagte sie.

Dann blickte sie in die Flut: oben auf schwamm das Brusttuch Amalaswinthens.

„Noch im Tode überwindet mich dieses Weib", sagte sie langsam: „wie lang war der Haß und wie kurz die Rache."

In demselben Buche folgt die Schilderung einer gothischen Volksversammlung und die Wahl von Witichis zum Könige der Gothen: treue Bilder der Volkssitten und schwunghaft ausgeführt. Der König Theodahad und Gothelindis werden des Hochverraths angeklagt.

Inzwischen rückt Belisar in Italien ein: die Heldengestalt dieses Feldherrn ist mit idealer Farbengebung geschmückt. Witichis wendet sich gegen Ravenna: doch die Gothen in der Stadt erkennen ihn nicht an und öffnen ihm nicht die Thore. Hier tritt mitten im Epos ein dramatischer Conflict ein. Um den Bürgerkrieg zu enden, gibt es nur ein Mittel: Witichis muß Mataswintha heirathen, die Jungfrau vom Stamme des Theoderich, welche seine Gefolgschaften und alten Mannen allein anerkennen. Er will sich nicht von seinem treuen und geliebten Weibe Rauthgundis trennen; doch diese verzichtet selbst aus Liebe zu ihrem Volke. Eine rührende Abschiedsscene zwischen den beiden schließt des fünften Buches erste Abtheilung.

In der zweiten erfahren wir zuerst, daß die Ehe zwischen Witichis und Mataswintha zum Schreck für diese, die den Helden liebt, von ihm nur als eine Scheinehe betrachtet wird. Nun aber geht's, nach der Schilderung der kühlen Brautnacht, frisch ins Kampfgetümmel. Von jetzt ab reiht sich ein Schlachten- und Belagerungsbild an das andere, die meisten glänzend im Colorit, aber in ihrer tumultuarischen Folge abspannend. Das Taktische, Strategische, ja Topographische, worunter wir Ortsangaben ohne lebendige Schilderung verstehen, drängt sich oft in den Vordergrund, sodaß der Dichter es sogar für nöthig befunden hat, Karten und Pläne zum bessern Verständniß der Kriegsbegebenheiten seinem Roman beizugeben. Es fehlt sogar nicht an Homerischen Schiffsregistern, und auch die Schilderung einzelner Zweikämpfe erinnert an die Iliade. Hier zeigt sich das Zuviel, was wir oben rügten; die Theilnahme, die wir den Gothenhelden schenken, ist nicht entfernt dieselbe, welche das Griechenvolk den Helden Homer's schenkte, oder gar den byzantinischen Regimentscommandeuren:

Dort fiel die Blüte von Belisar's Leibwächtern: darunter viele meiner nächsten Waffenfreunde, Alamundarus der Sarazene, Artasines der Perser, Zanter der Armenier, Longinus der Isaurier, Bucha und Chorsamantes die Massageten, Kutila der Trakier, Hildeger der Vandale, Juphrut der Maure, Theodoritos und Georgios die Kappadocier.

Ein anderes mal erfahren wir, daß nach allen Seiten die Heerführer, die Hypaspisten, Prätorianer, Protectoren und Doryphoren auseinander fliehen: das bedarf eines Commentars. Stellen wie die folgende sind sehr zahlreich in dem Roman verstreut:

Auf der östlichen Seite des Jonischen Meerbusens hatte inzwischen ein anderer Unterfeldherr Belisar's, der Comes Sacri Stabuli Constantinus, den Tod zweier byzantinischer Heerführer, des Magister Militum für Illyrien, Mundus, und seines Sohnes Mauricius, welche im Anfang des Kriegs bei Salona in Dalmatien im Gefecht gegen die Gothen gefallen waren, gerächt, Salona besetzt und durch ihre große Uebermacht die geringen gothischen Scharen zum Rückzug auf Ravenna gezwungen. Ganz Dalmatien und Liburnien war darauf den Byzantinern zugefallen.

Die Thore Roms werden uns wie in einer Topographie geschildert:

Von diesen umschlossen die Gothen den schwächern Theil der Umwallung, den Raum, der von dem flaminischen Thor im Norden (östlich von der jetzigen Porta del Popolo) bis zum pränestinischen Thor reicht, vollständig mit sechs Heerlagern; nämlich die Wälle vom flaminischen Thor gegen Osten bis ans

pincianische und salarische, dann bis an das nomentanische Thor (südöstlich von Porta pia), ferner bis gegen das „geschlossene Thor", die Porta clausa, endlich südlich von da das tiburtinische Thor (heute Porta San-Lorenzo) und das asinarische, metronische, latinische (an der Via latina), das appische (an der Via appia) und das Sanct-Paulsthor, das zunächst dem Tiberufer lag.

Solch unkünstlerisch aufgenommenes Rohmaterial aus der Geschichte ist wie rohe Quadern allzu häufig in den Kunstbau eingefügt. Daß man sich die Thore Roms genau merke, ist für das Verständniß der verschiedenen Belagerungen sehr zu empfehlen. Die erste, die länger als ein Jahr währte und einem Kampf vor den Thoren folgte, bildet den Hauptinhalt der zweiten Abtheilung des fünften Buchs; Witichis muß unverrichteter Sache abziehen.

Auf die Belagerung von Rom folgt die Belagerung von Ravenna durch die Römer und die Kaiserlichen. Der geschichtlichen Haupthandlung ist episodisch ein Racheact der abermals verschmähten Mataswintha eingeflochten: sie wirft die Brandfackel in die Kornspeicher. Witichis, zur Uebergabe genöthigt, ergreift den Ausweg, daß er Belisar die Krone des Gothenvolks anträgt. Dieser nimmt sie auf den Rath des Cethegus, beweist sich dann aber als treuer Diener des Imperators; der gefangene Witichis wird von Rauthgundis befreit; sie gehen auf der Flucht zu Grunde: Mataswintha nimmt sich selbst das Leben. Hier weicht der Dichter von der Geschichte ab: Witichis wurde bekanntlich nach Byzanz gebracht und lebte dort noch zwei Jahre als Senator. Es war das eine gerechte Strafe für einen so guten Helden und schlechten Politiker, wie dieser gothische Haudegen war mit seiner Bigamie aus Patriotismus; der Dichter glaubte sie hier ersparen zu können.

Auf die Bücher Witichis' folgt das Buch Totila, welches in einer gewissen stimmungsvollen sonnigen Beleuchtung erscheint; der jugendliche Heldenkönig ist offenbar der Liebling des Dichters, eine echte deutsche Siegfriednatur, und dieser König bannt den Sieg an seine Fahnen. Die Eroberung Roms durch die Gothen steht im Mittelpunkte des Bildes; kaum entgeht Cethegus, der Phantasieheld des Romans, dem Untergang. Die Heirath Totila's mit der schönen Römerin Valeria gibt ebenfalls ein Bild, das mit dem freudigen Colorit eines Paul Veronese vor uns hintritt. Der Besuch der skandinavischen Gothen bringt einen fremdartigen nordischen Ton in das Gemälde, der, im eigenthümlichen Sprachcolorit gehalten, uns, wir möchten sagen, eddahaft gemahnt! Den Schluß bildet die Ankunft von Narses in Italien, der Untergang Totila's in der großen Schlacht von Taginä, in welcher Cethegus auch den Adoptivsohn, den Erben der von ihm geträumten cäsarischen Herrlichkeit, tödtet.

Elegisch klingt das Buch Teja's aus: der Kampf der Gothen am Vesuv unter dem finstern König, beiläufig auch eine der schönsten Schilderungen der Lingg'schen „Völkerwanderung". Cethegus, von Justinian des Hochverraths angeklagt und zu grausamem Tode verurtheilt, sucht und findet an der Spitze der Römer den Tod und zwar im Zweikampf mit Teja. Die Flotte des Nordlandkönigs nimmt die Gothen auf und führt sie gen Norden. Die Schlachtbilder werden hier durch ein glänzendes landschaftliches Colorit gehoben. In diese letzten Bücher ist eine Episode verwebt, deren Held Adalgoth, der Sohn des mit Unrecht geächteten Gothenkönigs Alarich, ist, dessen Unschuld zu Tage tritt. Adalgoth, ein Meister des Gesangs, gibt Veranlassung dazu, daß Dahn zahlreiche lyrische Gesänge, theils mit Stabreim, theils mit Vollreim, in den erzählenden Text der Dichtung verweben kann. Einige davon haben dichterischen Schwung.

Auch die Vorgänge in Byzanz im Buche Totila's sind mit einem entsprechenden Colorit dargestellt, die Charaktere der Theodora und Antonina wirksam contrastirt.

Das Gesammturtheil über den Dahn'schen Roman wird anerkennen müssen, daß in demselben sich ein größeres dichterisches Talent ausspricht als in den Dramen dieses Dichters, daß ein Zug geschichtlicher Größe vielen Charakteren und Schilderungen aufgeprägt ist, besonders im Vergleich mit den genrebildlichen Kupferstichen der Freytag'schen Muse, daß der Hauch einer großartigen epischen Dichtweise hier und dort, abgelöst durch dramatische Conflicte, durch Wald- und Liebesidyllen, das Ganze durchweht; daß aber die Massenhaftigkeit des Stoffs, die Wiederholungen homerischer Kampf- und Belagerungsbilder, eine große Eintönigkeit der stets voll einsetzenden Emphase und die Manierirtheit eines kurzathmigen Stils alle die großen Vorzüge wesentlich beeinträchtigen und die Ausdauer des Lesers oft auf eine harte Probe setzen. Für die Bedeutung von Felix Dahn's Talent wird dies Werk stets beweiskräftiger sein als alles, was der Dichter bisher geschaffen hat; vieles darin trägt den Stempel hoher poetischer Weihe.

Rudolf Gottschall.

Neue Schriften zur Geschichte der ältern deutschen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 17.)

7. Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland von Felix Bobertag. Erste Abtheilung: Bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts. Erster Band. Erste Hälfte. Breslau, Gosohorsky. 1876. Gr. 8. 5 M.

Es ist ein groß angelegtes Werk, auf dessen ersten Theil wir unsere Leser aufmerksam zu machen haben: eine Geschichte des Romans in Deutschland. Eine solche war eigentlich schon lange ein Bedürfniß, aber man konnte gleichwol Zweifel hegen, ob in unserer hastig arbeitenden Zeit sich jemand finden würde, der Ruhe und Entsagung genug besäße, seine ganze Kraft einem so schwierigen Stoffe zu widmen. Schwierig in doppelter Beziehung: einmal haben sich an ihm bisher nur wenige versucht und ist also die Zahl der Vorarbeiten eine verhältnißmäßig kleine; sodann aber handelt es sich um die Bewältigung eines Materials, welches zum großen Theil ebenso unerquicklich genannt werden muß, als es massenhaft ist. Diese Massenhaftigkeit der Romane tritt freilich in verschiedenen Epochen der deutschen Literatur in verschiedener Weise

auf: sie ist eine mehr extensive in der Ueberproduction der Gegenwart, eine intensive namentlich im 17. Jahrhundert. Mit dem aus Frankreich zu uns gebrachten „Amadis" beginnt gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Weitschweifigkeit ein integrirender Bestandtheil des deutschen Romans zu werden; alle Werke der in diesem Zeitraum auf dem Gebiete der Prosadichtung thätigen Männer zeigen diese Breite, die in Lohenstein's „Arminius" den höchsten und wahrhaft unerträglichen Grad erreicht. Wenn nun, wie es wirklich der Fall ist, zur Weitschweifigkeit poetischer Unwerth sich gesellt, so gehört ein hoher Grad von Selbstverleugnung dazu, der Beschäftigung mit diesem Gegenstande Monate oder gar Jahre zu widmen.

Bis in diese Wüste führt uns allerdings der vorliegende Band noch nicht, der sich vielmehr nur mit der Anfangsperiode des deutschen Romans beschäftigt, dessen Entstehung ziemlich mit dem Ausgange des Mittelalters zusammenfällt. Die Blütezeit des Mittelalters hat für den Roman keinen Platz — das Wort Roman hier natürlich im engern Sinne von Prosadichtung gefaßt und nicht angewandt zur Bezeichnung der höfischen Epen, die freilich auch häufig genug so genannt werden. An diese Epen hat allerdings die Geschichte des Romans nicht blos in Deutschland, sondern in jeder der modernen Literaturen anzuknüpfen. Alles was wir von Prosaromanen im 14. und 15. Jahrhundert finden, sind prosaische Auflösungen mittelalterlicher versificirter Epen oder sie gehen doch wenigstens auf gleiche Quellen mit ihnen zurück; sie sind als Zersetzungsproducte zu bezeichnen, „Vorläufer einer andern Zeit mit einer Gattung, die erst nach dem völligen Abschluß der mittelalterlichen Cultur zum Bewußtsein über sich selbst und dadurch zu fester Form und Gestaltung gelangte". Auch trägt die Prosa dieser ältesten Romane noch deutlich den Stempel ihres Ursprungs, sie klingt zum größten Theil noch wie Uebersetzung aus der metrischen Darstellung. Aber sie wird doch schon nicht ohne Gewandtheit gehandhabt; sie machte in demselben Grade Fortschritte, als die Verskunst verfiel, und ihr wandte sich die Gunst des Publikums, welche früher die epischen Erzählungen getragen hatte, auf das lebhafteste zu. Woher dieser Umschwung kam, ist nicht genau ersichtlich; feststehende Thatsache aber ist, daß von den letzten Decennien des 15. Jahrhunderts an die Unterhaltungslektüre der Gebildeten Prosa war, mochten es nun umfänglichere Romane sein oder die kleinen prosaischen Erzählungen. „Ueberall Bevorzugung der Prosa, und zwar mit dem Bewußtsein von seiten der Schriftsteller, daß ihre Leserkreise es so wünschten." Diese Leserkreise werden wir uns wol hauptsächlich in den vornehmen Cirkeln, zum guten Theil unter den Damen zu denken haben. Aus dem Ehrenbriefe, den Püterich von Reicherzhausen im Jahre 1462 der Erzherzogin Mathildis von Oesterreich widmete, wissen wir, daß diese Fürstin eine Sammlung von 94 Ritterbüchern besaß, die allerdings nur zum Theil in Prosa geschrieben waren; aber dieser Geschmack war von der Zeit bereits überholt: damals gab es schon eine ganze Reihe von handschriftlich in höhern Kreisen verbreiteten prosaischen Unterhaltungsbüchern; sogar Damen fürstlichen Standes, wie Elisabeth von Nassau und Eleonore von Oesterreich, hielten es nicht unter ihrer Würde, als Schriftstellerinnen auf diesem Gebiete aufzutreten. So kam denn die Erfindung des Buchdrucks sehr gelegen, der denn auch alsbald benutzt wurde, Unterhaltungsbücher in Masse zu Tage zu fördern. Aus den Druckverzeichnissen jener Jahre erhalten wir ein gutes Bild des Umschwungs, der sich damals bereits vollzogen hatte. Nur in den frühesten Zeiten der Buchdruckerkunst werden durch sie noch Werke der mittelhochdeutschen Zeit vervielfältigt, wie z. B. 1477 der Parzival. Aber derartige Unternehmen müssen sich als schlechte Speculation erwiesen haben, denn sie wurden nicht wiederholt; dagegen folgen nun von den dem neuen Geschmack angemessenen Unterhaltungsbüchern Ausgaben über Ausgaben.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung der einzelnen Hervorbringungen auf dem Gebiete der Romanliteratur in Deutschland, so wird augenfällig, daß für die ältere Zeit streng genommen von einem deutschen Roman gar nicht die Rede sein kann. Das gilt auch für die Fälle, wo es sich um weiter nichts handelt, als um prosaische Auflösungen deutscher Epen. Denn die überwiegende Mehrzahl unserer altdeutschen Epiker erfand sehr wenig: sie standen fast durchweg unter dem Banne ihrer romanischen Nachbarn und bearbeiteten — noch richtiger: übersetzten — meist französische Gedichte. Es ist bezeichnend, daß wir das Wort „Roman" selbst von den Franzosen haben, bei denen es ursprünglich die romanische Sprache bezeichnete, welche in Gallien als Tochtersprache des Lateinischen sich bildete; demnächst wurde das französische Wort Roman zur Bezeichnung eines in der Landessprache im Gegensatz zum Lateinischen geschriebenen Buchs gebraucht, und der Begriff verengerte sich dann durch den Umstand, daß die meisten der in der gesprochenen Sprache abgefaßten Werke, in Versen wie in Prosa, zur Unterhaltungsliteratur gehörten. Auch darf nicht verkannt werden, daß um die Entstehung des Romans im heutigen Sinne unter allen Völkern Europas die Franzosen die größten Verdienste haben. Ihr Einfluß ist denn auch in der ältern deutschen Prosadichtung lange der dominirende gewesen. Trat er zeitweise mehr in den Hintergrund, so machten sich dafür die von andern romanischen Völkern empfangenen Anregungen um so lebhafter fühlbar. Kurz, wir haben es zuerst weitaus mehr mit Angeeignetem als mit Eigenem zu thun.

> Aber gerade das ist unser Stolz, daß die schöpferische Kraft unsers Volksgeistes gleichen Schritt hielt mit der einzig dastehenden Receptivität desselben, daß in allen Gebieten den aneignenden Arbeiten die originellsten Originale entgegengestellt werden können.

Das älteste, was wir an deutscher Romanprosa kennen, ist das Fragment einer niederdeutschen Uebersetzung des französischen „Lancelot", der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts angehörig. Da es aber, so viel bisjetzt bekannt, einen gedruckten deutschen „Lancelot" nicht gibt, so dürfte sich daraus ergeben, daß der Roman um die Zeit, da die Prosadichtung in Deutschland sich bildete, keine Rolle gespielt hat; „er wäre demnach als eine literarische Frühgeburt zu bezeichnen", und es kann die Geschichte des Romans mit denjenigen Büchern begonnen werden,

> die bei Eintritt der lebhaften Nachfrage nach Unterhaltungslektüre auf dem kürzesten Wege beschafft wurden, indem man

entweder fremde Erzeugnisse übersetzte, oder poetische Werke in Prosa umschrieb, oder doch längst beliebte Sagenstoffe ohne irgend bedeutende Modificationen in das beliebte schlichtere Gewand kleidete.

Diese Bücher sind die allbekannten, die man für gewöhnlich unter dem Namen der Volksbücher begreift und die, weil zum großen Theil unsterbliche Sagenstoffe behandelnd, auch ein ewiges Leben zu haben scheinen, nur daß der Kreis ihrer Leser heute ein anderer ist als vordem: aus den Burgen der Großen und Edlen sind sie herabgestiegen in die Hütten und Häuschen des geringen Volks und zur Jahrmarktswaare geworden, sofern sie nicht hier und da durch die Bearbeitung der Romantiker unter den Dichtern, Malern und Musikern wieder salonfähig geworden sind. Da begegnet uns zunächst Herr „Wigoleyß vom Rade", im Jahre 1472 von einem Unbekannten auf Bitten einiger Edlen „aus den Reimen (d. h. aus dem gleichnamigen Epos des Wirnt von Gravenberg) in ungereimte Rede beschrieben"; ihm folgen der „Tristan", nach dem Gedichte Eilhart's von Oberge bearbeitet, „Fierabras" und „Die Haimonskinder", „Valentin und Orso", dann die Geschichten von „Loher und Maller", vom „Hug Schapler" und von „Pontus und Sidonia", letztere drei Werke von vornehmen Frauen in die deutsche Literatur eingeführt, nämlich die ersten beiden durch die Gräfin Elisabeth von Nassau und Saarbrücken, das dritte durch Eleonore von Schottland, Gemahlin des Erzherzogs Sigmund von Oesterreich. An diese Romane, in denen bald verliebte Ritter, Riesen und Haudegen die Hauptrolle spielen, bald treue Freundschaft oder geprüfte und bewährt gefundene Liebe verherrlicht wird, denen allen aber das Gefallen an den wüstesten Abenteuern gemeinsam ist, schließen sich weiter „Herzog Herpin oder der weiße Ritter", die bis auf unsere Tage beliebte „Melusine", 1456 durch Thüring von Ringoltingen im Auftrage des Markgrafen Rudolf von Hohenburg verdeutscht, dann die nicht minder gern gelesene „Schöne Magelone", welche achtzig Jahre später Veit Warbeck übersetzte und welche Georg Spalatin mit einem empfehlenden Sendschreiben versah, ferner der von Wilhelm Salzmann übertragene „Kaiser Octavianus", der „Ritter Galmy", „Die geduldige Helena", „Hirlanda" und „Genovefa".

Alle diese Bücher sind entweder direct aus dem Französischen übersetzt oder gehen wenigstens mittelbar auf französische Originale zurück. Aber man hielt auch in andern Literaturen Umschau und eignete sich begierig an, was seinem Stoffe nach auf den Beifall der deutschen Lesewelt rechnen konnte. So ist es bezeichnend, daß die oft gedruckte Erzählung von „Florio und Bianceffora" nicht nach dem Epos des Konrad Fleck bearbeitet wurde, sondern nach dem „Filocopo" des Boccaccio. Aus dem Dänischen wurde „Ogier der Däne" übertragen, obwol Ogier, zu den Paladinen Karl's des Großen gehörig, auch der Held französischer Dichtungen in Versen und Prosa geworden war. Die Erzählung von „König Eginhard" entnahm man einer böhmischen Chronik. Auch an Geschichten, welche ihre eigentlichen Wurzeln im classischen Alterthum haben, fand die Zeit Gefallen; nur gingen die Romane nicht auf die wahren Quellen zurück, sondern hielten sich an die ihnen am bequemsten gelegenen, welche das Alterthum längst in mittelalterlich ritterlichem Sinne umgemodelt hatten. So setzte Johann Hartlieb im Jahre 1444 für Herzog Albrecht III. von Baiern die Alexandergeschichte in Prosa um, so bearbeitete Hans Mair von Nördlingen schon 1392 den Trojanerkrieg. Freilich können die beiden Werke nur nebenher zu den Romanen gerechnet werden, denn, so romanhaft sie auch sind, so treten sie doch mit dem Anspruch auf Geschichtlichkeit auf. Ebenso wenig war ursprünglich ein Roman die Beschreibung der von dem Engländer John Maundeville wirklich gemachten Reise, die wiederholt, zuletzt 1483 von Otto von Diemeringen, bearbeitet wurde; erst die mit jeder Uebertragung anwachsenden phantastischen Zuthaten machten das Buch zu dem abenteuerlichen Reiseroman, der zu den gelesensten Werken seiner Zeit gehörte. Wirkliche Romane dagegen und zwar sehr berühmte sind der in seiner Entstehung noch etwas dunkele „Fortunatus" und der „Apollonius von Tyrus": beide fanden um diese Zeit ihre Uebersetzer, und zwar letzterer gleichzeitig deren zwei: einmal in dem ungenannten Geistlichen eines mitteldeutschen Klosters — was Bobertag entgangen zu sein scheint — und sodann in dem ulmer Arzt Heinrich Steinhöwel, der 1483 starb. Daß übrigens Steinhöwel's „Apollonius" auf dem „Pantheon" des Gottfried von Viterbo beruhe, wie auch Bobertag behauptet, ist durchaus unrichtig; seine Vorlage war vielmehr die im 3. oder 4. Jahrhundert n. Chr. von einem Unbekannten aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte „Historia Apollonii regis Tyri".

Steinhöwel's Name leitet uns hinüber zu der Erwähnung derjenigen ausländischen Literaturgattung, welche schon im 15. Jahrhundert von bedeutendem Einfluß auf die deutsche Prosadichtung wurde: der italienischen Novelle. Steinhöwel war es, oder soll es wenigstens gewesen sein, der den gesammten „Decamerone" übersetzte und 1472 zuerst im Druck erschienen ließ. Er bearbeitete auch einzeln die Geschichte der „Griseldis", allerdings nicht nach Boccaccio, sondern nach Petrarca's lateinischem Texte; neben ihm übertrugen noch andere einzelne Stücke aus dem „Decamerone": so Niclas von Wyle und Albrecht von Eyb die Erzählung von Guiscard und Sigismunde; auch Cymon aus Cypern, Tedaldo und Ermelinde, Giletta, und die komische Abenteuergeschichte des Andreuccio aus Perugia erschienen in Einzelausgaben meist von Ungenannten.

Wir sehen, Unterhaltungslektüre war das große Bedürfniß der Zeit; dem Verlangen, sie den Kreisen zu liefern, in denen sie sich bewegten, widerstanden auch die vornehmern Geister nicht. Denn welcher andere Antrieb hätte sonst Petrarca und Leonardus Aretinus bewegen können, Novellen des „Decamerone" in ihr geliebtes Latein zu übertragen? Und unter dem Einfluß dieses Triebes stand wol auch Aeneas Sylvius, als er 1444 die meisterhafte lateinische, durch Niclas von Wyle 1462 verdeutschte Novelle von „Euriolus und Lucrecia" schrieb. Später freilich, da er als Pius II. die Tiara trug, wollte er an dieses stark erotische Werk nicht gern erinnert sein.

Von dem Ritterroman und der classischen italienischen Novelle verschieden, im Gegensatz zu deren behaglicher

Breite und ausgeführter Form stehend, ist eine andere Gattung der prosaischen Erzählung, die sich aber gleichfalls ausdrücklich oder unter vorausgesetzter Selbstverständlichkeit als Unterhaltungsliteratur darstellt und einen sehr wesentlichen Bestandtheil derselben im 15. und 16. Jahrhundert ausmacht. Wir meinen jene kleinen und kleinsten Erzählungen, welche in den Facetien- oder Schwankbüchern auftreten. Hervorgewachsen sind diese Facetienbücher aus ältern Literaturproducten, umfänglichen Sammlungen von Novellen, Schwänken, Fabeln u. dgl., welche großentheils aus dem Orient stammen, von da aus aber ihren Zug durch die ganze Welt gemacht haben und durch Uebersetzungen und Bearbeitungen auch in unsere Nationalliteratur wirklich eingetreten sind. Es sind vor allen Dingen „Die sieben weisen Meister" und die „Gesta Romanorum", dann die von Steinhöwel in seinen „Aesop" aufgenommene „Disciplina clericalis" des Petrus Alphonsus, das durch Antonius von Pforr übersetzte „Buch der Beispiele" aus des Johannes von Capua „Directorium humanae vitae", das eigentlich zu erbaulichen Zwecken bestimmte Buch „Der Seelen Trost" und der „Spiegel der Tugend", welchen Marquart von Stein am Ende des 15. Jahrhunderts aus dem Französischen übertrug.

Auch bei den Facetien ist der Vorgang eines Ausländers zu verzeichnen, nämlich des Italieners Poggio; aber diese Gattung bildete sich bald zu einer durchaus eigenartig deutschen Gestalt, schon unter seinem geschicktesten Nachbildner Heinrich Bebel, obwol auch dieser sich der lateinischen Sprache bediente. Aber dieselbe erscheint nur als eine dünne Verhüllung des durch und durch volksthümlichen Gehalts. Denn Bebel, ein Bauernsohn aus Justingen in Würtemberg, später Professor in Tübingen, beschäftigt sich vorzugsweise mit den Schichten der Gesellschaft, denen er durch seine Geburt am nächsten stand und in denen er die beste Fundstätte derben Humors sah; die beliebtesten Figuren seiner Schwänke sind alberne Bauern, einfältige Weiber, lose Handwerksgesellen, dumme und unflätige Pfaffen und Mönche; daneben aber versteht er sich auch trefflich auf die Zeichnung von Charakteren, mit denen seine spätere Lebensstellung ihn in Berührung brachte, und er weiß Fahrende Schüler, zerstreute Gelehrte, kleinstädtische Rathsherren und ähnliche Gestalten mit großem Humor zu schildern.

Bebel's Beispiel fand vielfache Nachfolge. 'Zwar schrieben auch die nächsten Verfasser von Facetienbüchern, wie der Benedictiner Othomar Luscinius, Nicodemus Frischlin, Otho Melander u. a. noch lateinisch, aber schon Augustin Thünger aus Konstanz fügte seinen dem Grafen Eberhard von Würtemberg gewidmeten Facetien auch die deutsche Uebersetzung bei, und ganz deutsch geschrieben ist das Hauptwerk dieser Gattung, die Schwanksammlung des getauften Juden und Barfüßermönchs Johannes Pauli, die unter dem Titel „Schimpf und Ernst" 1522 zuerst gedruckt wurde. Schon der Titel besagt, daß unter den nahezu 700 Erzählungen des Buchs auch andere als komische sich befinden, und in der That ist ihr Gegenstand ein überaus mannichfaltiger. Legenden und Fabeln laufen einträchtig neben Eulenspiegelgeschichten und Narrenstreichen her, aus allen möglichen schriftlichen Quellen zusammengetragen, gewiß aber auch zum guten Theil aus Volksmunde stammend. Letztere Eigenschaft hat in noch höherm Grade das Schwankbüchlein, welches 1555 Jörg Wickram unter dem Titel „Rollwagenbüchlein" drucken ließ. Was man zu jener Zeit Rollwagen nannte, würde etwa unserm Omnibus entsprechen, und der Titel des Buchs will nichts anderes besagen, als daß es eine passende Lektüre für Rollwagenfahrten sei, wie wir ja auch heute Eisenbahnbibliotheken und Eisenbahnlektüre haben. Aehnlich betitelte 1556 Jakob Frey seine Facetiensammlung „Gartengesellschaft" und erläutert das dahin, daß sich das Buch vorzüglich zum Vorlesen bei Versammlungen im Freien eigne, und um dieselbe Zeit nannte Martin Montanus ein verwandtes Werk „Wegkürzer", was sich von selbst erläutert, ebenso wie der Titel „Wendunmuth" bei der umfänglichen Sammlung Hans Wilhelm Kirchhoff's aus dem Jahre 1565, „Nachtbüchlein" bei Valentin Schumann's Facetien vom Jahre 1558 und „Rastbüchlein" bei Michael Lindener's Schwänken, in demselben Jahre gedruckt. Nicht so durchsichtig ist, warum Lindener sein gleichfalls 1558 erschienenes gleichartiges Opus „Katzipori" nannte, und viel klüger wird man auch nicht, wenn man in der Vorrede des Buchs liest, der Autor habe sein „Fatzbüchlein" herausgegeben auf Bitten „viler guter frommer außerlesenen bundten und rundten Schnudelbutzen ..., welche man auf Welsch Kazipori nennt".

Gegen Ende des Jahrhunderts mehren sich die Schwanksammlungen noch, aber ihr Werth bewegt sich, Kirchhoff's Buch ausgenommen, in absteigender Linie. Denn schon das „Rollwagenbüchlein" läßt alle Lehre und allen Ernst, der die Facetien Bebel's und seiner nächsten Nachfolger auszeichnet, beiseite und sucht das Schmuzige, und den Gipfel der Unflätigkeit erreicht Lindener in den „Katzipori". Und doch enthält jede Vorrede zu diesen Büchern die Versicherung, es solle nichts erzählt werden, was vor Jungfrauen ungebührlich zu reden wäre, und es wird Wehe gerufen über diejenigen, durch welche Aergerniß kommt. Man wird wol annehmen dürfen, daß diese Vorreden in bewußter Weise scherzten. Oder sollte wirklich jenes Zeitalter in Lindener's Erzählungen, für welche das Wort Zote noch die gelindeste Bezeichnung ist, nichts Ungebührliches gefunden haben?

Und doch muß man eine Eigenschaft auch den entartetsten Facetienbüchern, ja sogar ihnen besonders, zugestehen, nämlich daß sie ihre Stoffe aus dem Leben greifen und durchaus volksthümlich sind. Daß indessen echteste Volksthümlichkeit auch dem Jahrhundert der Frey, Montanus und Lindener mit einem gewissen Anstand vereinbar schien, beweist uns der beliebteste Romanheld jener Periode: Till Eulenspiegel.

Von Eulenspiegel ist eingehend die Rede im Schlußkapitel des vorliegenden Bandes, nachdem vorher einige Seiten dem Volksbuche vom gehörnten Siegfried gewidmet sind, um darzuthun, daß dasselbe spätern Ursprungs, erst um die Grenze des 17. und 18. Jahrhunderts entstanden ist, also nicht hierher gehört. Es ist eine bunte Gesellschaft, die sich in diesem Kapitel beieinander findet: denn neben Eulenspiegel, Markolf, Hans Clawert von Trebbin und Clauß Narr von Altranstädt und den Schildbürgern erscheint Dr. Johannes Faust und der Ewige Jude, und ihnen schließen sich Herzog Ernst und Barbarossa an,

alle durch kein anderes Band verknüpft, als daß sie „die volksthümlichsten Anfänge der deutschen Prosadichtung" darstellen. Indessen dürften nicht alle hier genannten Namen vor einer strengern Prüfung ihrer Legitimation bestehen. Zwar der Grundbestandtheil der Dichtung von Markolf, einem derben unflätigen Gesellen, der sich mit König Salomo in einen Wort- und Räthselkampf einläßt und in demselben Sieger bleibt, soll nach Jakob Grimm echt deutsche Sage sein; aber was der Ewige Jude an diesem Orte soll, wird nicht jedem einleuchten. Auch dürften Herzog Ernst und Brandan besser da ihre Stelle finden, wo von den in Prosa aufgelösten Epen die Rede ist; sie reichen auch zeitlich viel weiter hinauf als Hans Clawert, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts im Brandenburgischen lebte, als die Schildbürger und Faust. Der Brandan wird von Bobertag mit einer beiläufigen Bemerkung abgespeist und als Erbauungsbuch charakterisirt. Sicher mit Unrecht. Denn wenn 1488 die Herzogin Anna von Baiern durch denselben Johann Hartlieb, der für ihren Gemahl den „Alexander" ins Deutsche übertrug, eine Uebersetzung der lateinischen Brandan-Legende anfertigen ließ, so war es ihr dabei schwerlich blos um Erbauung zu thun, ebenso wenig wie denjenigen Lesern, deren Beifall es möglich machte, daß von dem in Prosa aufgelösten deutschen Gedicht von Brandan bis zum Jahre 1521 nicht weniger als dreizehn Auflagen erscheinen konnten. Das Interesse an Stoffen wie Herzog Ernst und Brandan war ein gehobenes im Zeitalter der großen Entdeckungsreisen; beim Brandan kommt hinzu, daß man ernstlich an die Existenz der Brandan-Insel glaubte, sie in den Kosmographien und auf den Erdgloben des Mittelalters verzeichnete und wiederholt Expeditionen ausrüstete, um sie zu suchen.

Bobertag hat auch die trockenen bibliographischen Daten nicht verschmäht und hat recht daran gethan. Er hat von vielen der besprochenen Bücher kurze Inhaltsangaben gegeben, die sicherlich mit Dank werden aufgenommen werden; aber er durfte darin unsers Erachtens noch viel weiter gehen als er es gethan hat, er hätte keins der erwähnten Werke ohne eine solche lassen sollen; dadurch wäre allerdings der Umfang des Buchs nicht unerheblich vergrößert, zugleich aber auch in höherm Grade erreicht worden, was der Verfasser erstrebte: „die möglichste Quellenmäßigkeit, wodurch die Erzeugnisse vergangener Literaturperioden dem Leser so nahe gerückt werden, wie es ohne vollständige und eingehende Lektüre der einzelnen Bücher selbst geschehen kann". Dieses Bestreben veranlaßte ihn auch zur „Vorführung von völlig treu wiedergegebenen Proben des Stils und der Darstellung", wenigstens für die ältere Zeit, mit der wir es hier allein zu thun haben. Bei der Auswahl dieser Proben suchte der Verfasser „die Rücksicht auf das Bezeichnende und allgemein Verständliche und das schwer Zugängliche zu verbinden". Gewiß ein sehr verständiges Princip. Doch können wir nicht behaupten, daß die Auswahl eine besonders gelungene sei. Denn dem steht auch hindernd im Wege, daß die Beilagen zu wenig umfänglich sind. Zum ganzen wichtigen Schlußkapitel z. B. sind ihrer nur zwei gegeben, je eine aus „Clauß Narr" und dem Schildbürgerbuche; aus Bebel's Facetien ist nur ein kleines Stückchen mitgetheilt. Daß Thünger's Facetien und Pauli's „Schimpf und Ernst" mit Proben vertreten sind, billigen wir durchaus, aber der Gesichtspunkt der „Schwerzugänglichkeit" leidet auf sie keine Anwendung, da Keller und Oesterley Neudrucke von ihnen veranstaltet haben. Und was das „Bezeichnende" anbetrifft, so entspricht, was aus den schwer zugänglichen „Katzipori" abgedruckt ist, ganz und gar nicht der Schilderung dieses Werks im Text. Sollte der Verfasser an dem „Schmuz" Anstoß genommen haben? Wir hoffen nicht. Denn wer eine wissenschaftliche Geschichte des Romans zu schreiben unternimmt, der denkt sich sein Publikum doch wol in andern Kreisen als in Mädchenpensionaten.

Doch alle diese Ausstellungen berühren nur Einzelheiten und machen uns nicht blind gegen die Vorzüge dieses Buchs, welches wir als eine fleißige und tüchtige Arbeit mit Freuden begrüßen. Auch wir wünschen mit dem Verfasser, daß ihm „Muße, Kraft und Gesundheit zur Vollendung des begonnenen Werks verliehen sei". Schließlich aber wollen wir ihm noch eine Bitte ans Herz legen: daß er in Zukunft die Benutzung seines Werks etwas mehr erleichtere. Der erste Halbband, wie er vorliegt, ohne Inhaltsangabe, ohne Register, nicht einmal mit lebenden Columnentiteln versehen, ist in hohem Grade unhandlich.

8. Altfranzösische Sagen gesammelt von **Adalbert von Keller**. Zweite Auflage. Heilbronn, Henninger. 1876. 8. 6 M.

Streng genommen läßt sich vorliegendes Buch nicht unter die Ueberschrift unsers Artikels begreifen, aber bei den innigen Beziehungen, welche zwischen der mittelalterlichen deutschen und der altfranzösischen Literatur bestanden — wobei freilich die deutsche sich ausschließlich empfangend verhielt —, dürfen immerhin Keller's „Altfranzösische Sagen" hier erwähnt werden. Haben doch drei *der hier* behandelten Stoffe ihrer Zeit auch in Deutschland Bearbeiter gefunden.

Keller's Buch, dessen erste Auflage in zwei Bändchen 1839 und 1840 in Tübingen erschien, ist den Erneuerungen der alten deutschen Volksbücher, wie sie Simrock, Schwab, Marbach u. a. gegeben haben, an die Seite zu stellen und gleichwerthig. Wer die deutschen Volksbücher liebt, wird auch an diesen schlichten prosaischen Nacherzählungen altfranzösischer Dichtungen sein Gefallen finden; zudem ist die von Keller getroffene Auswahl der Art, daß sie eine ungefähre Vorstellung davon gewähren kann, über welche Stoffgebiete sich die erzählende Poesie erstreckte; denn Heldensage, Abenteuerroman, Legende, Novelle und Zaubermärchen sind in der Sammlung vertreten. Das erste Stück bildet die Erzählung von Havelok dem Dänen, der englisch-normannischen Heldensage angehörig; die beiden folgenden Nummern, aus dem „Sagenkreise Karl's des Großen", bringen die Spielmannsdichtung von den Thaten Karl's im Morgenlande und das bekannte Rolands-Lied, welches den Tod dieses Helden bei Ronceval und des Kaisers Rachezug gegen die Mauren in Spanien behandelt. Es folgen „König Wilhelm von England", nach des Chrestien von Troyes Roman erzählt; darauf „St. Brandan", eine irische Legende voll der abenteuerlichsten und wundersamsten Meerfahrten, nicht unpassend als eine „Mönchsodyssee" charakterisirt; dann die normannische Legende von Robert dem Teufel, und unter dem Titel „Die

lange Nacht" eine höchst ergötzliche Pfaffenmäre im Stile der ältern italienischen Novellen. Den Schluß bildet die anmuthige Erzählung von Parthenopex von Blois und der schönen Melior.

Keller hat der Inhaltsangabe einige Notizen beigefügt über die Quellen seiner Erzählungen und über die Bearbeitungen, welche die Stoffe in andern Literaturen erfahren haben. Leider hat er diese Mittheilungen auf das knappste Maß beschränkt und sie theilweise unvollständig gelassen. Wenn beim „Havelok" eine mittelenglische Bearbeitung der Sage, beim Roland das mittelhochdeutsche „Rolandslied" des Pfaffen Konrad, beim „Parthenopex" von Blois Konrad's von Würzburg „Partenopier und Meliur" genannt werden, so kann auch die Bemerkung Platz finden, daß es vom „Brandan" eine niederländische Fassung gibt (herausgegeben von Blommaert in dessen „Oudvlaemsche Gedichten", Gent 1838 und 1841, und neuerdings von Brill, Groningen 1871), sowie eine mitteldeutsche, eine niederdeutsche und ein oft gedrucktes deutsches Volksbuch (letztere drei nebst der lateinischen Legende herausgegeben Erlangen 1871); vom „Parthenopex" sind außer den von Keller genannten niederländischen Bruchstücken auch niederdeutsche vorhanden (abgedruckt in der „Germania", Bd. 17).

Karl Schröder.

Neue Lustspiele.

1. Deutsche Puppenkomödien. Herausgegeben von Karl Engel. Dritter und vierter Theil. Oldenburg, Schulze. 1875—76. 8. 2 M. 40 Pf.

Vor kurzem bemächtigte sich eines Theils des lieben deutschen Volks eine Art Veitstanz, der uns mit Trauer und Scham zugleich erfüllte. Erst der „Hirsch in der Tanzstunde" mit seinem unsinnigen „Eins, zwei, drei", dann „Der geschundene Raubritter", der Aesthetik wie dem gesunden Menschenverstande Hohn sprechend. Nun, der Unsinn nach dieser Richtung hin hat so ziemlich ausgetobt. Welches Kind schämte sich heute nicht bereits des läppischen „Eins, zwei, drei"? „Der geschundene Raubritter" freilich gehört noch in den Kreis dieses Artikels, in den Bereich der Puppenkomödien.

Bei aller Anerkennung des Unternehmens konnten wir im vorigen Artikel bei Besprechung des zweiten Bändchens der von Karl Engel herausgegebenen „Deutschen Puppenkomödien" der Ansicht, daß es sich hier um werthvolle literarische Funde handele, nur bedingt beipflichten. Und wir sind durch die vorliegenden beiden Bändchen in unserm gewissen Zweifel an dem Originalwerthe dieser Puppenkomödien nur bestärkt worden, wollen indeß nicht leugnen, daß uns die vorliegenden Fortsetzungen aus den Schätzen der Puppenkomödie weit mehr angemuthet haben als die beiden Stücke in jenem zweiten Bändchen. Hier ist wenigstens ein Stück, nämlich die „Genoveva", welchem wir eine möglicherweise gute Einwirkung auf das Volkstheater nicht bestreiten möchten. Fast ist die Puppenkomödie um die ebenso knapp dramatische wie naiv fesselnde Bearbeitung des vielfach dramatisirten Sagenstoffs zu beneiden, und wir zweifeln nicht im mindesten, daß das Stück, wenn es von tüchtigen Kräften dargestellt würde, auf den bessern Volksbühnen sehr reichlichen und gerechten Erfolg erzielen möchte. Aber um dieser einen gesunden Frucht willen die Puppenkomödie für eine Fundgrube echter volksthümlicher Dramatik zu halten, wird uns nicht in den Sinn kommen. Der Herausgeber sucht wol offenbar in derselben zu viel, besonders wenn er wie bei dieser „Genoveva" die vorliegende Bearbeitung für die älteste Bühnenbearbeitung des Stoffs zu halten sich gedrungen fühlt. Möglich, aber wer will hier entscheiden! Andererseits auch sehr gleichgültig, da soviel wol sicher ist, daß diese „Genoveva" zum Zwecke der Aufführung auf einer Puppenbühne gewiß nicht geschrieben wurde. Welche Bewandtniß es mit dem Alter derartiger Stücke hat, das sehen wir eben in schlagender Weise an dem „Geschundenen Raubritter".

Im ganzen Charakter der Puppenkomödie liegt eine gewisse conservative Stabilität. Fortschreiten oder gar modernen Tendenzen huldigen will die Puppenkomödie um keinen Preis. Sie hat, sozusagen, die Sache in sich, sie zehrt von ihrem eigenen Fett. Sie bildet sich demgemäß auf ihre Productivität gar nichts ein. Erweist sich eins ihrer Stücke als eine gute Bearbeitung eines bestimmten Stoffs — gut; erweist es sich als eine schlechte — auch gut. Um den literarischen, um den dramaturgischen Werth ihrer Producte läßt sich die Puppenkomödie kein graues Haar wachsen, und der Principal derselben ebenso wenig; er wundert sich allerhöchstens über die Nachfrage nach den Manuscripten seiner Stücke.

Gewiß treibt in der Puppenkomödie der rechte, echte Hanswurst sein ungeschminktes Wesen. Muß er aber mit typischen komischen Persönlichkeiten unserer Schaubühne concurriren, so wird er stets im Nachtheil sein. Einem Leporello wird er es nie gleichthun können, bei jedem Versuche über sein Maß hinaus wird er abfallen. Aus noch andern Gründen vermögen wir der Komödie „Don Juan" nur getheiltes Interesse zuzuwenden; gleichwol begreifen wir die Unverwüstlichkeit dieser Komödie, wenn sie wie auf der dresdener Vogelwiese nicht von Puppen, sondern von lebenden Persönlichkeiten, vulgo Künstlern, verarbeitet wird.

Die berühmte Kunsthalle der Witwe Magnus auf der dresdener Vogelwiese, so belehrt uns nämlich der Herausgeber, habe sich ihren Ruf durch die seit vielen Jahren permanente Aufführung der in ihrer Art wahrhaft classischen Tragödie „Kunibert von Eulenhorst oder der geschundene Raubritter" erworben; seit mehrern Jahren aber sei der „Raubritter" von „Don Juan" abgelöst. Ein Unicum absonderlichster Art sei der Musentempel der Witwe Magnus, die sogenannte Perle der Vogelwiese, denn dort erlaube sich das Publikum ohne weiteres mit hineinzureden; splendide Kunstliebhaber reichten sogar den Spielenden bei offener Scene Bier und Cigarren hinauf und steigerten dadurch den Beifallslärm. Merkwürdige Ironie des Geschicks allerdings! Die Perle der Vogelwiese setzt diesen „Geschundenen Raubritter" ab, und die Musentempel vieler deutscher Städte reißen sich um ihn. Nun bestreiten wir dem „Geschundenen" aber weder seine

gewisse Classicität, noch ängstigen wir uns, wenn die Puppenkomödie nach der Perle der Vogelwiese hin gravitirt, aber auf sein classisches Alter pochen soll uns der „Geschundene“ gewiß nicht. Streiten sich auch bereits viele Väter um ihn, sodaß es schwer fällt, den Originalvater herauszufinden, so liegt seine Geburt doch noch gar nicht allzu weit hinter uns, und wie mit ihm, so würde es wol mit verschiedenen Producten der Puppenkomödie stehen, wollte man sie nach dem Taufschein prüfen.

Außer der „Genoveva“ und dem „Don Juan“ enthalten die beiden vorliegenden Bändchen noch drei Stücke, unter ihnen als bedeutendstes den „König Cyrus“. Liegt in diesem auch eine gute Ader der Tragikomik, so möchte dennoch der etwas spröde antike Stoff gleichwie die etwas aphoristische Behandlung desselben den vollen Erfolg beeinträchtigen.

Das Zauberspiel „Almanda, die wohlthätige Fee“ steht ungefähr auf der Höhe der Görner'schen Weihnachtskomödien; mit dem „Hanswurst als Teufelsbanner“ aber macht die Puppenkomödie dem Altmeister Hans Sachs ein schönes Compliment, wenn sie auch den „Fahrenden Schüler“ Hans Sachs' in den ihr nun einmal ans Herz gewachsenen Hanswurst umzuwandeln sich nicht scheute.

2. Drei Dinge nenn' ich euch! Lustspiel in zwei Acten von Moritz Horn. Erfurt, Bartholomäus. 1875. Gr. 8. 75 Pf.
3. Plaudereien. Schwank in drei Acten von Moritz Horn. Erfurt, Bartholomäus. 1875. Gr. 8. 75 Pf.
4. Er macht Visite. Lustspiel in einem Act von Max Bauermeister. Erfurt, Bartholomäus. 1875. Gr. 8. 75 Pf.
5. Station Elm. Lustspiel in einem Acte nach Guillemot von Ludwig Herhold. Hannover, Cruse. 1875. Gr. 8. 1 M.
6. Im schwarzen Frack. Lustspiel nach Dreyfus von Ludwig Herhold. Hannover, Cruse. 1875. Gr. 8. 1 M.
7. Bühnenspiele von Wilhelm Cappilleri. Erstes Bändchen: Dienstbotenstrike. Humoristisches Zeitbild mit Gesang in einem Acte. Drittes Bändchen: Das Veilchen. Launiges Charakterbild mit Gesang in einem Acte. Viertes Bändchen: Er vernachlässigt seine Frau. Originallustspiel in einem Acte. Korneuburg, Kühkopf. 1875—76. 8. Jedes Bändchen 80 Pf.
8. Er kann nicht lachen. Dramatischer Scherz in einem Aufzuge von Curt von Zelau. Wien, Rosner. 1876. 8. 1 M.
9. Die Ungalanten. Lustspiel in zwei Acten von Emil Breisgauer. Manheim, Bensheimer. 1876. Gr. 8. 1 M.
10. Eine hübsche Ueberraschung. Originallustspiel in einem Acte von Theodor Gesky. Halle, Herrmann. 1875. 8. 50 Pf.
11. Das bewußte Wort. Lustspiel in einem Acte nach dem Französischen. Deutsch von Th. Rose. Berlin, Hayn's Erben. 1875. Gr. 8. 75 Pf.

Im allgemeinen leichte Waare, welche sich in keinem der aufgezählten Producte über das mittlere Maß des jahraus jahrein auf der Mehrzahl der Bühnen Gangbaren erhebt. Am meisten möchten noch die beiden Stücke Moritz Horn's Anspruch auf Beachtung erheben können. Allein der Verfasser der „Pilgerfahrt der Rose“, von welchem wir in einem frühern Artikel das lyrische Spiel: „Quintin Messis, der Schmied von Antwerpen“, einigermaßen auszeichnen durften, begibt sich hier auf ein Gebiet, welchem nur eine leichte französische dramatische Feder gewachsen ist. Uns dünkt, so sehr auch sowol in dem Lustspiele „Drei Dinge nenn' ich euch!“ (Nr. 2) als auch in dem Schwanke „Plaudereien“ (Nr. 3) der Ton des Anständigen und Decenten vorherrscht, als müßten sich dergleichen Dinge, um dem feingebildeten Geschmacke zu genügen, in einen leichtern Schein graziöser Koketterie hüllen, als ihn der deutsche Autor bietet oder bieten kann, da es sich bei diesen Producten nicht um wirkliches Leben, sondern nur um die Kunst der Täuschung bei Lampenlicht handelt. Alles in allem stellen beide Stücke „Wallner's allgemeiner Schaubühne“, der sie als Lieferung 22 und 24 angehören, kein übles Zeugniß aus, wie wir auch Max Bauermeister's „Er macht Visite“ (Nr. 4) loben müssen, da auch dieses Lustspiel dem bessern Geschmacke Zugeständnisse macht.

Mit den beiden folgenden: „Station Elm“ (Nr. 5) und „Im schwarzen Frack“ (Nr. 6) von Ludwig Herhold, gehen wir einen Schritt bergab zu jener Dutzendwaare, von der man nie begreift, „wozu und warum“. Wir verstehen, daß ein Künstler wie Karl Sontag in Hannover eine solche nichtssagende Soloscene wie dieses Lustspiel „Im schwarzen Frack“ mit Beifall spielen kann, beneiden aber niemand um den Genuß einer derartigen Theaterunterhaltung.

Noch weniger indeß will uns der Werth von Wilhelm Cappilleri's humoristischem Zeitbild „Dienstbotenstrike“ (Nr. 7) einleuchten. Der Autor selbst scheint über dasselbe Bedenken nicht verhehlen zu können, indem er zum Schluß in einer dramaturgischen Anmerkung sich zu dem schwerwiegenden Eingeständnisse bestimmt fühlt, daß, wenn das Stück vieles enthalte, was sowol den Regeln der Grammatik (!) wie auch dem allgemeinen Sprachgebrauche auffallend (!) zuwiderlaufe, dieses nur deshalb geschehen sei, um den Charakter des wiener Volksdialekts mindestens in seinen Grundzügen zu kennzeichnen. Das ist wenigstens ein offenes und ehrliches Eingeständniß; aber darauf hin glaubt der Verfasser einige unglaubliche Localspäße bieten zu dürfen und bedient uns mit einer Sorte von Kathi, Gusti, Fanni, Resi, Pepi u. s. w., daß uns über die sprachlichen Ergüsse aller dieser gebildeten Dienstmädchen schier Hören und Sehen vergehen könnte. Glücklicherweise lassen sich seine beiden andern Bühnenspiele, das Lustspiel „Er vernachlässigt seine Frau“ und das launige Charakterbild „Das Veilchen“ doch weit besser an, und darauf hin wollen wir ihm in Hoffnung noch besserer Leistungen diese wenigstens einfach gutschreiben.

Das möchten wir auch mit den drei folgenden: „Er kann nicht lachen“ von Curt von Zelau (Nr. 8), „Die Ungalanten“ von Emil Breisgauer (Nr. 9) und „Eine hübsche Ueberraschung“ von Theodor Gesky (Nr. 10), denn alle drei mögen als dramatische Studien passiren und sich immerhin einmal, wie Breisgauer's „Ungalante“ das manheimer Hoftheater, eine Bühne erobern.

Zum Schluß dieser Reihe kleinerer Stücke zeigen wir auf „Das bewußte Wort“ (Nr. 11) als auf das relativ beste der ganzen Reihe. Der Franzose hat einmal wieder den Vogel abgeschossen. Wir erhalten freilich auch nichts weiter als eine Variation auf das Thema der ehelichen

Scenen, aber es ist doch wenigstens eine wirkliche Variation und als solche so geschickt fabricirt, daß man sie, wenn auch nicht mit Behagen, doch immer mit Interesse anhört.

12. Doctor Johanna. Lustspiel in drei Aufzügen von Kurt von Zelau. Leipzig, O. Mutze. 1875. 8. 1 M.

Ein löblicher Versuch, jedoch zeigt sich der Verfasser dieser umfänglichern Aufgabe noch nicht ganz gewachsen. Das Interesse an der Sache erlahmt mehr und mehr; ein hinlänglicher Beweis, daß der Stoff zu sehr ausgedehnt wurde, nur damit ein den Abend füllendes Stück zu Stande käme. Mit einem oder mit höchstens zwei Acten wäre der Stoff vollständig erschöpft. Viele der socialen Fragen, das ist ja richtig, können endgültig nur durch das Wort des Dichters gelöst oder wenigstens geklärt und verklärt werden. Aber die Fragen müssen in gewisser Weise reif sein, weil sonst der Dichter und im erhöhten Maße der Dramatiker sich in die misliche Lage versetzt, entweder seine Meinung aus den unklaren Wellen einer oft absichtlich oder durch Parteileidenschaft getrübten Volksmeinung zu schöpfen, oder sich nutzloserweise zu dem Strome der Zeit in Opposition zu setzen. Eine solche keineswegs bereits abgeschlossene Frage ist die über die Emancipation des weiblichen Geschlechts, soweit wenigstens dadurch das Thema der Fabel dieses Stücks berührt wird. Wer da sagt: das Weib ist nur zum Wirken im häuslichen Kreise geschaffen, hat recht, und wer da meint, es dürfe auf bestimmten wissenschaftlichen Gebieten mit dem Manne concurriren, hat in gewisser Beziehung auch recht. Zu weiterm Abschlusse als zu dem „Recht hüben, Recht drüben" ist die Frage noch nicht gediehen. Und einen weitern Abschluß findet sie in diesem Lustspiele auch nicht. Indeß das Publikum wird sich sicher mit dem Autor einverstanden erklären, wenn das Recht des Herzens schließlich das Feld behauptet, und wird die Moral des Stücks, es sei zum Glück die Bestimmung des weiblichen Geschlechts, daß die selbständige Stellung desselben nur so lange andauere, bis das Gefühl sein entscheidendes Wort spreche, gewiß durch Beifall anerkennen.

13. Familie Schleicher oder die Auserwählten. Charakterlustspiel in vier Aufzügen von Albrecht Deetz. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1875. 8. 1 M.

Wenn doch unsere jungen Autoren endlich das Misliche von Prologen, in welchen sie ihre eigenen Geistesproducte loben und dem Publikum über ihr Wollen und Können Reden halten, einsehen wollten! Auch Deetz hätte sich des Prologs, frei nach Ben Jonson, enthalten können. Er fühlt unzweifelhaft seine Schwingen und wird sich wol auch noch zu höherm Fluge als in diesem Werk die Kräfte stärken; aber so hervorragend ist diese Leistung noch nicht, daß sich das Publikum dabei aufhalten sollte, denn „Die Auserwählten" zählen nur zu den löblichen Versuchen.

Der Verfasser geiselt die Frömmelei und verspottet den salbungsvollen Ton, der allerdings für viele Auserwählte das echte Kennzeichen der Frömmigkeit bedeutet. Persönliche Erfahrungen mögen ihn mit Groll gegen bestimmte Auswüchse der Innern Mission erfüllt haben, und es hält vielleicht nicht schwer, die Originale seiner frommen Menschen in Hamburgs Nähe zu suchen. Mit scharfem Blicke für die schwachen Seiten der Scheinfrömmigkeit und Gleisnerei lieferte er besonders in dem Bibelcolporteur und Vereinsboten Schwabbe ein ergötzliches Exemplar jener gemein gleisnerischen Menschensorte, welche nie ausstirbt und dem Dramatiker willkommene Gelegenheit zur Zeichnung einer chargirten Charaktertype bietet. Nun erweist sich aber leider der Stoff des Stücks nur theilweise so reichhaltig, daß er das Interesse des Publikums fesseln kann. Aehnliche Stücke gibt es zu Dutzenden, und das, wofür der Autor das Publikum interessiren will, bleibt auch in den Hauptfiguren immer nur für diejenigen, welche ähnliche Vorgänge, ähnliche Situationen aus Erfahrung kennen, erwähnenswerth. Aber der Verfasser schrieb sein Lustspiel mit Fleiß und Liebe zur Sache und wird aller Wahrscheinlichkeit nach seiner Charakterzeichnung noch größere Gediegenheit zu geben wissen. Das redliche Wollen des Autors verdient, wenn auch nicht durchgehends Anerkennung, doch rühmliche Erwähnung. Das allerdings negative Lob, er habe sich bemüht, sich von dem Läppischen fern zu halten, ist in der Gegenwart für einen dramatischen Autor schon schwerschwiegend genug.

14. Der Chevalier de Liriac. Intriguenlustspiel in zwei Aufzügen. Nach einer Anekdote aus Rousseau's Leben von Karl Mallachow. Münster, Coppenrath. 1874. 8. 60 Pf.

Wir verargen es dem Dramatiker nicht, wenn er immer wieder auf die Detailgeschichte Frankreichs im vorigen Jahrhundert zurückgreift. An anekdotenhaften Begebenheiten, die sich für dramatische Gestaltung eignen, herrscht da ein wahrer Reichthum. Auf der Bühne freilich kann sich die Mehrzahl derselben nur bei sehr glücklicher Behandlung geltend machen. Der Dramatiker wird leider oft durch eine pikante Pointe verleitet, diese Pointe für ausreichend zur Belebung eines längern Stücks zu halten. Und wie oft täuscht er sich, indem sich das, was ihm in Gedanken als packend und fortreißend erschien, auf der Bühne hinterher als unzulänglich oder nichtssagend erweist.

In dem „Chevalier de Liriac" handelt es sich um ein Spiel mit der Persönlichkeit Rousseau's. Federleichte Motive begünstigen dieses Spiel. Der Chevalier de Liriac ist eine Wette eingegangen, daß Rousseau in einer bestimmten Soirée der Frau von Genlis, deren Tochter natürlich Liriac liebt, erscheinen werde. Rousseau verhält sich aber ablehnend. Es bleibt nun Liriac nichts übrig, als den Schauspieler Préville zu bereden, in dieser Soirée in der Maske Rousseau's zu erscheinen und durch einige gelehrte Redensarten die Frau von Genlis in den angenehmen Glauben zu versetzen, als habe sie den bisher für sie unzugänglichen Gelehrten bei sich gesehen. Nun tritt aber Rousseau aus eigenem Antriebe in diese Abendgesellschaft ein. Durch gewisse Indiscretionen ist der Gesellschaft das von Liriac beabsichtigte Spiel verrathen worden. Die Gesellschaft empfängt nun den wirklichen Rousseau als vermeintlichen, eine Scene, welche indeß zu kurz ist, als daß sie von nachhaltiger Wirkung sein könnte. Wie das Publikum die gegenseitigen Dupirungen einzelner Personen aufnehmen würde, wagen wir nicht zu sagen, genug, daß der Autor in diesem zweiactigen Intriguenlustspiele ein flüssiges Talent für dieses allerdings beschränkte Genre bekundet hat.

15. Prinzeß Kätherle (Katharina von Ottweiler). Historisches Originallustspiel in einem Acte von W. Wilhelmi Freiherrn von Graßhoff. Kassel, Jungklaus. 1876. 8. 1 M. 50 Pf.

Stoffe nach Art der Hersch'schen „Anneliese" finden zumeist ein dankbares Publikum. Auf ein solches würde auch wol „Prinzeß Kätherle" zu rechnen haben, besonders freilich in der saarbrückener, trierer Gegend.

Der Verfasser bezeichnet seinen dramatischen Scherz als eine historische Episode aus unserer deutschen Kleinstaaterei des vorigen Jahrhunderts. Die liebenswürdige und mildthätige Fürstin Katharina lebe noch heute im Gedächtniß der Saarbauern, der Bewohner von Manheim und Baden, wo ihre Kinder, die Herzoge von Dillingen und Reichsgrafen von Ottweiler, abwechselnd residirten und der geschwätzige Volksmund den Namen „Prinzeß Kätherle" schnell populär gemacht habe. Mehrere Züge seines Lustspiels seien authentisch, so versichert der Autor weiter, den Papieren seines Großvaters, des Hofmarschalls von Graßhoff, entnommen; es wäre eine auffallende Uebereinstimmung, daß Prinzeß Kätherle der russischen Katharina, dem Mädchen von Marienburg, welches gleich ihr auf Cupido's Sehne aus der Niedrigkeit zur Höhe geschnellt wurde, ähnlich gesehen habe.

In Betreff der Darstellung müßten natürlich Käthchen's Schönheit und Anmuth die Kluft zwischen Hütte und Residenz gefällig überbrücken, daher möge der Theaterchef bei der Besetzung mehr Rücksicht auf die Individualität als auf das Fach nehmen.

In dem Lustspiele findet sich Ernst mit Scherz trefflich gemischt, sodaß es sich sicher an mehr denn einem Orte günstiger Aufnahme erfreuen würde.

16. Der neue Bruder aus dem Elsaß oder die Jesuiten von Straßburg. Lustspiel in fünf Acten von Eduard Gervais. Leipzig, Webel. 1875. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Factur dieses Lustspiels verräth eine solide, gewissenhafte Arbeit, obschon ihr das eigentlich dramatische Kennzeichen fehlt. Der Verfasser erzählt zu viel, läßt seine Personen viel zu lange sprechen. Schlagen wir irgendeine beliebige Scene auf, also Act 3, Auftritt 3, so geht die Rede des ersten Sprechenden über 19 enge Zeilen, nachher sogar über 26 Zeilen. Das heißt im Lustspiel die Geduld des Publikums auf eine harte Probe stellen. Nur etwa in der hohen Tragödie möchte eine solche langathmige Rede und Gegenrede am Platze sein. Es entbehrt also des Verfassers Dialog des dramatischen Charakters, und dieser Mangel muß ihm zunächst nicht gerade als Fehler, doch als nicht genügend ausgebildete Fähigkeit, das novellistisch Wirksame von dem bühnlich Wirksamen zu trennen, ausgelegt werden.

Einer Wiedergabe des Stoffs enthalten wir uns; möglicherweise schöpfte der Verfasser nicht allein aus seiner Phantasie, sondern benutzte Thatsachen, welche eine sichere Grundlage für seine dramatische Arbeit gewährten. Das Stück spielt in den vier ersten Acten 1871, im letzten Acte ein Jahr später, in jenen vier Acten in Straßburg, in diesem im Breisgau. Die Zeit sowol als auch der Ort deuten die Conflicte an, um welche es sich handelt. Manche Ausführungen möchten heute bereits veraltet sein, andere indessen dürften sich auch heute noch wirksam erweisen.

Zur Kennzeichnung des Geistes, welcher das Stück durchweht, wählen wir den Anfang des zweiten Auftritts des ersten Actes, Gespräch zwischen dem Elsasser Eldrian, und dem Pariser Langfrey:

Langfrey. So scheiden wir voneinander, wie der harte Frieden auch über uns entschied, nicht mehr als Söhne desselben Landes, nein, du zu siegestrunkenen Deutschen, ich zu tiefgebeugten Franzosen.

Eldrian. Noch sind wir Elsasser, nicht Deutsche, wenn nicht barbarischer Siegesübermuth uns ohne Volksabstimmung zwingen will, Unterthanen eines fremden Eroberers zu werden!

Langfrey. Die Wahl hat man euch freigestellt: entweder Auswanderung zu uns, um fortan Frankreichs Stiefkinder zu bleiben, oder sammt dem Heimatsboden euch selber dem deutschen Gewaltreich einzupflanzen.

Eldrian. Eine traurige Alternative! Und das gerade in dem Zeitpunkte, wo die französische Republik den verhaßten Usurpator von einem leichtfertig herausgeforderten Feinde gedemüthigt und ihre Freiheit durch sich selber errungen sieht.

Langfrey. Du mußt in das Nothwendige mit praktischem Sinne dich fügen. Deutscher von Nation, warst du stets Franzose nur durch Schicksals Gnaden. Seltsame Fügung, die uns heute durch den Nationalfeind die eigene Nationalehre wiederfinden half, und von der alten Devise „Freiheit und Gleichheit" mir, dem Franzosen, die erstere, dir, dem Deutschen, die letztere, was wenigstens Volksthum betrifft, gewährte.

17. Die Ultramontanocommunisten. Aus dem Griechischen verdeutscht und von einem Vorreiter eingeführt. Von Julius Richter. Berlin, Nicolai. 1873. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Ein wunderliches Buch! Wunderlich in der Form, wunderlich im Gehalt. Für einen bestimmten Leserkreis mag dieses „wunderlich" gleichbedeutend sein mit „eigenartig", „tiefsinnig", „großartig"; uns aber hat es nur wenig imponirt. Sollte der Verfasser mit dieser eigenartigen Form nicht seine dramatische Schwäche haben bedecken wollen? Wenn man sich heutigentags berufen fühlt, gegen die Ultramontanen und Socialisten zu schreiben und beide als die verwerflichsten Vaterlandsfeinde darzustellen, hat man dann nöthig, seine Ansichten mit einem fremden, antiken Gewande zu umhüllen! Darf man nicht etwa frei von der Leber sprechen und schreiben! Wozu nun dieses Gräcisiren? Wozu dieses Zurückversetzen des Stoffs in eine wenn auch noch so classische, doch todte Welt? Vielleicht weil den Persönlichkeiten des Verfassers alle und jede Individualität mangelt? Im modernen Gewande würden sie gewiß noch einseitiger erscheinen: darum that der Verfasser das Beste, was er thun konnte, er gab seinen Personen griechische Namen und zwängte seinem Stoffe eine antike Form auf, wenn man bei dem magern Inhalte des Stücks überhaupt von Stoff sprechen kann. Wir tasten die Moral des Stücks nicht an, welche dem wesenlosen Kosmopolitismus, wie er sich sowol im Ultramontanismus als auch im Communismus geltend machen kann, scharf entgegentritt; desto mehr aber die Art der Charakteristik, da sich diese fast lediglich auf Einfälle und Ausfälle beschränkt. Es liegt allerdings etwas burschikos Frisches in dem Dialog, aber wie der Verfasser philosophirt und raisonnirt, so pflegt nur ein altgewordener Student zu philosophiren und zu raisonniren. Was einem

recht, ist dem andern billig. Schriebe ein Ultramontaner ein ähnliches Stück, oder antwortete ein Socialdemokrat auf die verschiedenen Ausfälle, so würde des Verfassers edler Bürger Pausias, das Ideal eines Vaterlandsfreundes, sicher nicht weniger empfindliche Schmeichelworte zu hören bekommen wie in seinem Stücke der Pisias und Knakias, die beiden Musterfiguren von Dunkelmännern. Um des Verfassers Ton zu bezeichnen, wollen wir den Anfang des Stücks, den Monolog des Pausias anführen:

Schmerzbringende Wehmuttergöttin, höre mich!
Der Väter kinderreichster Vater fleht dich an:
Richt' nicht zu Grunde mich mit meinem Kinderthum!
Halt' ein, du Schmerzensreiche, denn du hast genug
Der Kinder mir gegeben und dem Vaterland,
Das für die Siebensohnschaft keinen Preis mehr zahlt.
Hör' auf, ihr beizustehen; denn sonst hört nicht auf
Mein wackres Weib zu kreißen nach der Kitzlein Art
Und zu besiegen selbst den Schwarm der Hekuba.
Halt' an, du Hehre! Geh zum Weib des Pisias!
Das dürre Weib des Knakias enthülse du,
Daß sie begreifen echter Bürgerinnen Art,
Zu kreißen, zu gebären für das Vaterland.
Doch den eunuchenhaften Männern sag', daß nicht
Sich ziemt zu fackeln und zu wackeln mit dem Sterz.*)

*) Die Eigenart der Dichtung mag damit erklärt werden, daß sie, soviel uns bekannt, zuerst in altgriechischer Sprache geschrieben, eine Nachdichtung des Aristophanes ist. D. Red.

18. Volksthümliche Krippenspiele für Jugendvereine. Nebst römischen Weihnachtsbildern von Wilhelm Pailler. Mit einer musikalischen Beilage von B. Deubler. Linz, Ebenhöch. 1875. 1 M. 40 Pf.

Dieses Buch gehört wol nicht ganz in einen Artikel über Lustspiele, es mag aber demselben einen ernstern Abschluß verleihen. Der Verfasser scheint die böse Kritik zu fürchten, da er beginnt:

„Nicht zürnen", bitten wir gleich in erster Zeile die strengen Bücherscharfrichter, „nicht zürnen, nicht ungläubig das kluge Haupt schütteln, wenn wir nichts anderes zu sagen wissen, als daß liebe Freunde uns vielfach aufgefordert, diese oft gespielten Spiele der Oeffentlichkeit preiszugeben. Der Inhalt dieser «Krippenspiele» entzieht sich eigentlich aller Beurtheilung, und könnte die kritische Verdammniß nur die Form treffen. Doch auch diese ist ja die uralte und volksthümlich bewährte, einfache und naive, sodaß mit deren Verurtheilung zugleich der Stab über alle unsere ergrauten Volksschauspiele bis zu den geistlichen Misterien (nicht «Mysterien») hinauf gebrochen wäre. Und in diesem Falle genießen unsere zu Tode recensirten Weihnachtstheater immerhin zahlreiche und ehrenwerthe Gesellschaft."

So der Autor.

So schließt sich denn der Kreis dieses Artikels, indem wir wieder bei dem Volksthümlichen angekommen sind; wem es beliebt, mag prüfen, wo der größere Vorzug des Volksthümlichen liegt, ob in der „Puppenkomödie", ob in den „Krippenspielen". **Emil Müller-Samswegen.**

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Mahnung Bamberger's zur Beschränkung auf die „Deutsche Rundschau", durch welche derselbe den andern Revuen, gegenwärtigen und künftigen, den Weg versperren wollte, scheint die entgegengesetzte Wirkung gehabt zu haben; denn der deutsche Journalismus treibt gerade jetzt lauter neue Blüten und Blätter, darunter auch mehrere von einem stattlichen Umfang. Von Paul Lindau's „Nord und Süd" ist das erste Heft erschienen; es bringt einen Prolog von Bodenstedt, ansprechende Distichen Geibel's aus seinem „Wintertagebuche", eine Novelle von Wilhelm Jensen, neue Musikalische Charakterköpfe von W. H. Riehl, einen Aufsatz von Ernst Curtius über griechische Ausgrabungen, und Aufsätze von Georg Ebers, Friedrich Pecht u. a. Gleichzeitig ist das erste Heft einer Vierteljahrschrift: „Deutsche Dichtung, Organ für Dichtung und Kritik", erschienen, herausgegeben vom Westfälischen Verein für Literatur (Münster, Coppenrath), redigirt von Albert Gierse und Heinrich Hart. Die Tendenz der Zeitschrift ist, mit allen Kräften der Tändel- und Scheinpoesie entgegenzutreten. Außer Gedichten, dramatischen Skizzen bringt dieselbe auch Novellistisches, kritische Essays, Recensionen u. a. Außer dieser dichterischen Revue wird noch eine mehr wissenschaftliche angekündigt: „Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart", herausgegeben von Richard Fleischer, im Verlag von Karl Habel in Berlin. Sie bringt regelmäßige Berichte über Politik, Nationalökonomie, Landwirthschaft, Geographie, Naturwissenschaft, Kunst, Literatur u. s. f. und außerdem ein Feuilleton mit Humoresken und Charakterbildern. Nach der Buchhändleranzeige übertrifft die „Deutsche Revue" in mancher Beziehung an Werth und Reichthum die bisher mustergültige „Revue des deux mondes". Unsers Erachtens ist sie nach einem ganz andern Plan entworfen; ihr Hauptzweck ist fortlaufende Orientirung und Ueberschau über alles Neue; sie erinnert hierin mehr an die jetzt eingegangene „Deutsche Warte". Daß der Verleger der Holtzendorff'schen und Virchow'schen Volksschriften einen Kreis namhafter Schriftsteller für sein Unternehmen zu gewinnen wußte, ist selbstverständlich.

Bibliographie.

Bonin, U. v., Geschichte des Ingenieurkorps und der Pioniere in Preußen. 1ster Thl.: Bis zum Abschluß der Reorganisation von 1808—1812. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M. 80 Pf.

Cornelius, P., Der Barbier von Bagdad. Komische Oper. Leipzig, Kahnt. 8. 40 Pf.

Gentzel, G., Spiritistische Geständnisse eines evangelischen Geistlichen über die Wahrheit der christlichen Offenbarung. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hansjakob, H., In Italien. Reise-Erinnerungen. 1ster Bd. Mainz, Kirchheim. 8. 3 M. 60 Pf.

Hartmann, E. v., Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart. 2te erweiterte Auflage der „Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewussten". Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 7 M.

Ketteler, W. E. Freih. v., Die thatsächliche Einführung des bekenntnißlosen Protestantismus in die katholische Kirche. Mainz, Kirchheim. 8. 30 Pf.

Knitterscheid, A., Freyr und Gerda. Ein lyrisch-dramatisches Spiel. Eupen. 1876. 16. 2 M. 25 Pf.

Krause, G., Beziehungen zwischen Habsburg und Burgund bis zum Ausgang der Trierer Zusammenkunft im Jahre 1473. Inaugural-Dissertation. Graudenz. 1876. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Lehmann, M., Stein, Scharnhorst und Schön. Eine Schutzschrift. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M.

Leimbach, C. L., Emanuel Geibel. Des Dichters Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk. Goslar, Stöckicht. 8. 1 M. 80 Pf.

Mars im Flügelkleide. Lose Blätter aus den Flitterwochen des Lieutenantslebens. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Maspero's, G., Geschichte der morgenländischen Völker im Altertum. Nach der 2ten Auflage des Originals und unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von R. Pietschmann. Mit einem Vorworte von G. Ebers, vollständigem Register und einer lithographirten Karte. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 11 M.

Meilhac, H., und L. Halevy, Margot, die reiche Bäckerin. Komische Operette. Musik von J. Offenbach. Wien, Rosner. 8. 1 M.

Perty, M., Der jetzige Spiritualismus und verwandte Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Supplement zu des Verfassers „Mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur". Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 4 M.

Taysen, A. v., Friedrichs des Großen Lehren vom Kriege und deren Bedeutung für den heutigen Truppenführer. Aus den militärischen Schriften des Königs dargelegt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Wachenhusen, H., Die junge Frau. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 15 M.

Wieseler, K., Die deutsche Nationalität der kleinasiatischen Galater. Ein Beitrag zur Geschichte der Germanen, Kelten und Galater und ihrer Namen. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Zeroni, F., Kaiser Otto III. Ein Trauerspiel. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer's Sämmtliche Werke.

Herausgegeben von Julius Frauenstädt.

Zweite Auflage.

Sechs Bände. 8. Geh. 48 M. Geb. 57 M.

Binnen drei Jahren ist die erste Auflage von Schopenhauer's Sämmtlichen Werken vergriffen worden: ein sprechendes Zeugniß von der Bedeutung, welche der Schopenhauer'schen Philosophie fortwährend in der ganzen gebildeten Welt zuerkannt wird. Die zweite Auflage, von dem Herausgeber mit Berichtigungen und Zusätzen versehen, ist vollständig auf einmal erschienen.

Einzelne Bände werden daraus nicht abgegeben, doch sind die in derselben enthaltenen Werke in folgenden Separatausgaben zu beziehen:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Vierte Auflage. 2 Bde. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.
Parerga und Paralipomena. Dritte Auflage. 2 Bde. 8. Geh. 17 M. Geb. 20 M.
Die beiden Grundprobleme der Ethik. Zweite Auflage. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.
Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M.
Ueber den Willen in der Natur. Dritte Auflage. 8. Geh. 3 M.
Ueber das Sehn und die Farben. Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M.

Außerdem erschienen nachfolgende Werke, welche sich als Supplemente an die Gesammtausgabe anschließen:

Schopenhauer-Lexikon. Ein philosophisches Wörterbuch, nach Arthur Schopenhauer's sämmtlichen Schriften und handschriftlichem Nachlaß bearbeitet von Julius Frauenstädt. Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.
Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Herausgegeben von J. Frauenstädt. 8. Geh. 8 M.
Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von J. Frauenstädt. Dritte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Frauenstädt, J. Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. Geh. 6 M.
— Neue Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. Geh. 6 M.
Arthur Schopenhauer's Bildniss. Stahlstich. 1 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Zwölfte umgearbeitete Auflage.

In 180 Heften à 50 Pf. oder in 15 Bänden geh. à 6 M., geb. in Halbfranz à 7 M. 50 Pf.

☞ Bei allen Buchhandlungen kann auf die neue, zwölfte Auflage des berühmten Werks in Heften oder in Bänden subscribirt werden. Jeden Monat erscheinen 3 Hefte; 12 Hefte bilden einen Band. Sechs Bände liegen bereits vollständig vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In achter Auflage erschien soeben:

Neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch.

Mit Bezeichnung der Aussprache.

Von

Dr. J. H. Kaltschmidt.

61 Bogen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 80 Pf.

Kaltschmidt's „Fremdwörterbuch", bereits in achter Auflage vorliegend, ist nicht nur das umfassendste, sondern auch das verhältnissmässig wohlfeilste aller Fremdwörterbücher. Im Anhang wird ausserdem geboten: ein sehr reichhaltiges Verzeichniss von geographischen, historischen und Personennamen, eine Uebersicht der neuen Maasse und Gewichte, und eine Vergleichende Münztabelle.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von

Friedrich Adolph Strauß und **Otto Strauß**
Hofprediger u. Superintendent zu Potsdam. Prediger u. Superintendent zu Berlin.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit einem Titelbilde in Stahlstich, 130 Abbildungen in Holzschnitt, 2 Steintafeln, 2 Farbendruckbildern und 3 Karten.

4. Geh. 20 M. Geb. 24 M., mit Goldpressung u. Goldschn. 28 M.

Prachtausgabe auf Velinpapier.

Mit 30 farbigen Stahlstichen, 112 Abbildungen in Holzschnitt, 2 Steintafeln, 2 Farbendruckbildern und 3 Karten.

4. In reichverziertem Einband mit Goldschnitt 40 M.

Dieses rühmlichst bekannte Prachtwerk, eine höchst werthvolle Ergänzung zur Bibel, da es den Schauplatz der biblischen Geschichte, das Morgenland, historisch wie geographisch durch Wort und Bild zur Darstellung bringt, liegt jetzt in zweiter verbesserter Auflage, geheftet und gebunden, vollständig vor, ist aber auch noch in 10 Lieferungen à 2 Mark zu beziehen. Das Bedeutendste, was für die genauere Kenntniß des biblischen Schauplatzes erforscht worden, haben die Verfasser, welche selbst Palästina und Syrien bereisten, hier anschaulich dargeboten.

Im Commissionsverlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben:

Die Bibel, der Talmud, und das Evangelium.

Von Rabbiner **Elias Soloweyczyk.**

Aus dem Französischen übertragen von **Moritz Grünwald.**

8. Geh. 6 M.

Vorliegendes Werk, ein Versuch, die Uebereinstimm des Neuen Testaments mit dem Talmud, der Lehre Chri mit dem mosaischen Gesetz nachzuweisen, verdient die Bea tung sowol der christlichen wie der jüdischen Theologe

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 10. Mai 1877.

Italienische Romandichter.

Manzoni und Guerrazzi. Kritische Studien von Cäsar Fenini. Deutsch von Heinrich Kitt. Mailand, Hoepli. 1873. 8. 2 M. 40 Pf.

Diesseit wie jenseit der Alpen wird wacker daran gearbeitet, Deutsche und Italiener einander näher zu bringen; vor allem auf dem literarischen Gebiete. Hillebrand's „Italia" verfolgt dies Ziel auf directem Wege; neben einer Reihe der tüchtigsten deutschen Kenner italienischer Zustände in Vergangenheit und Gegenwart zählt sie nicht wenige ausgezeichnete Italiener auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und des praktischen Lebens unter ihren Mitarbeitern. Auch die „Rivista internazionale" in Florenz, an der bisjetzt außer Italienern fast nur Deutsche arbeiten, und in gewissem Sinne selbst die „Rivista di filologia" zu Turin kann man hierher rechnen. Alljährlich mehrt sich die Zahl italienischer Uebersetzungen von den bedeutendsten Erscheinungen der deutschen Literatur. Umgekehrt ist dies freilich in noch weit ausgiebigerm Maße der Fall; wir dürfen behaupten, daß kein einigermaßen epochemachendes Buch jenseit der Alpen erscheint, das uns nicht alsbald auch im deutschen Texte vorläge. Da es sich hier im allgemeinen weniger um leichte Unterhaltungslektüre, um Futter für die Leihbibliotheken handelt, als bei den Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen, so begegnen wir auch weit seltener solcher elenden Stümperei, solcher unglaublichen Unkenntniß der Originalsprache, solchen haarsträubenden Solöcismen gegen das eigene Idiom als bei den Dutzendfabrikaten gallischer und britischer Romanübersetzungen. Ja in einigen Fällen ist hier Treffliches geleistet worden; in Heyse's Wiedergabe der Giusti'schen Poesien, die mit ihrem prägnant nationalen Charakter und ihren tausend schillernden Anspielungen ganz besondere Schwierigkeiten darboten, tritt uns eine vielleicht noch nie erreichte Meisterschaft der Uebersetzung entgegen.

Auch die Uebertragung des vorliegenden Buchs verdient alles Lob, indem sie den Sinn und Geist des Originals gewissenhaft wiedergibt, ohne der eigenen Muttersprache irgendwie Gewalt anzuthun. Durch die Einführung der Schrift in unsere Literatur hat sich Heinrich Kitt ein wirkliches Verdienst erworben.

Der Verfasser ist ein tüchtiger Vertreter jener ästhetisch-kritischen Richtung in der italienischen Literatur der Gegenwart, die, auf gründlichen philosophischen Studien fußend, ihren Gegenstand in der Tiefe zu erfassen sucht und sich durch die Lebhaftigkeit des Nationalgefühls die Objectivität des Urtheils nicht rauben läßt, dabei aber doch jene Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung und Darstellung zeigt, welche beweisen, daß der Gegenstand nicht blos den Verstand, sondern auch das Herz des Autors in Anspruch nimmt. Auch in seinen Mängeln ist das Buch typisch für eine große Zahl moderner italienischer Schriften, welche literarhistorische Gegenstände von einem philosophisch-kritischen Standpunkte aus behandeln. Wir finden hier neben vielen geistreichen Bemerkungen und originellen Auffassungen nicht weniges, was uns als Gemeinplatz, mehr noch, was uns als längst überwundener Standpunkt erscheint, jenes weite Ausholen, jene langen theoretischen Auseinandersetzungen über das Wesen der Kunst, endlich jenen etwas pedantischen Kathederton, den wir uns in derartigen Werken seit einiger Zeit fast mit zu großem Erfolge abzulegen bemüht haben.

Warum der Uebersetzer den Titel des Originals*) abgeändert hat, ist uns nicht recht klar geworden. Vielleicht fürchtete er nicht ganz mit Unrecht, daß Guerrazzi's Name allein keine hinlängliche Anziehungskraft auf das deutsche Publikum üben möchte. Manzoni ist jedem Gebildeten bekannt und werth; seit Goethe's etwas überschwenglichem Lobe haben wenigstens seine „Promessi Sposi" auch in Deutschland das Bürgerrecht erlangt, wenn auch sein „Adelchi" und „Conte di Carmagnola" wenig gelesen werden. Auch in neuester Zeit, nach seinem Tode ist dem

*) „Francesco Domenico Guerrazzi. Studi critici di Cesare Fenini."

deutschen Publikum die Gestalt des seit fast einem halben Jahrhundert verstummten Dichters mehrfach wieder vorgeführt, und seine Bedeutung für die italienische Literatur wie für die politische Entwickelung Italiens, zumal in der trefflichen Arbeit von H. Lang, auseinandergesetzt worden. Dagegen ist Guerrazzi den meisten wol nur bekannt als der enragirte Radicale von 1848, der Dictator der ephemeren toscanischen Republik oder vielmehr des Interregnums vom Frühling 1849, der erbitterte Gegner Cavour's und der gemäßigten Partei bis zu seinem Tode. Seine in Italien vielgelesenen politischen Romane: „Die Schlacht bei Benevent", „Die Belagerung von Florenz", „Beatrice Cenci", sind diesseit der Alpen nur wenigen bekannt geworden.

Die Schriften des livorneser Advocaten erschienen, als Manzoni längst verstummt war; aber beide sind, wenn auch in sehr verschiedenem Alter, kurz nacheinander aus diesem Leben geschieden. Das scheint aber in der That auch auf den ersten Blick das einzige Gemeinsame zwischen ihnen. „Nie lebten vielleicht", sagt Fenini selbst, „zwei Menschen, die sich so wenig glichen wie Manzoni und Guerrazzi." Wie kommt er trotzdem dazu, sie zusammenzustellen und zu vergleichen? „Weil sie", so fährt er fort, „so sehr ersehen waren, einer die nothwendige Ergänzung des andern zu bilden." Wir werden im Verlaufe unsers Referats sehen, ob und inwieweit diese Auffassung berechtigt ist.

Die Schrift zerfällt in zwei Theile, von denen der erste einer Auseinandersetzung der ästhetischen Principien des Verfassers und einer Vergleichung zwischen Manzoni und Guerrazzi im allgemeinen, der andere der speciellen Betrachtung der „Schlacht bei Benevent" gewidmet ist. Der erstere beginnt mit der Betrachtung der allgemeinen Gesetze, welche die materielle Welt wie die Welt des Geistes gestalten. Ein echter Schüler Hegel's, wie so viele seiner Landsleute, sieht er das ganze Leben sich aus Widersprüchen aufbauen, die sich in einer höhern Einheit auflösen, aus Antithesen, die zur Synthese eilen bis zur absoluten Einheit der Idee. Ganz besonders sollen uns diese Widersprüche in der Kunst entgegentreten, weil sie auf dem Gefühle beruhe, das in sich voll Zweifel und Widerspruch sei. Nur den größten Genies, vielleicht nur Homer, Dante und Shakspeare, sei es gelungen, diesen Widerspruch zu überwinden.

Die philosophische, wir hätten fast gesagt poetische, Grundlage seiner ästhetischen Anschauungen setzt uns der Verfasser an einer andern Stelle auseinander. Die angeborene Idee — denn alle Ideen, „die göttlichen Töchter des Gedankens, der mit dem Absoluten selbst eins geworden", sind ihm angeboren — muß sich mit einem Begriffe paaren, der ihren Lebenskeim aufnimmt, in dem sie sich verleiblicht; dieser Begriff ist die Form. Aber die Form wird ungenügend sein, wenn die Idee sich mit der materiellen Erscheinung der wirklichen Natur vermählt; deshalb verbindet sie sich mit dem Menschengeiste, dem menschlichen Gedanken, der, von ihr befruchtet, das Kunstwerk hervorbringt.

Bei der Kunst denkt Fenini freilich nur an die Poesie, und als wahre Poesie gilt ihm nur „die ins Leben greifende", d. h. Epos und Drama. Die Schöpfung eines wirklichen großen Kunstwerks ist abhängig von den geschichtlich gegebenen Bedingungen. Wenn ein seit Jahrhunderten daniederliegendes Volk doch nicht auf seine Wiedererstehung verzichtet hat, dann tritt zur gegebenen Zeit der poetische Genius auf, der sich zum Dolmetscher seiner Zeit und zum Propheten der künftigen macht. Weigert die Natur die rechtzeitige Sendung eines solchen, dann müssen sich viele in sein Werk theilen, die dann, jeder eine besondere Seite, ein besonderes Bedürfniß repräsentirend, einander ergänzen. Das ist das Gesetz, welches ein stetes und einheitliches Band herstellt zwischen der Literatur und der Völkergeschichte. Und dies Gesetz vollzog sich in Italien zu Anfang unsers Jahrhunderts.

Wir sehen, dies philosophische oder philosophisch sein sollende Raisonnement ist dem vorliegenden Falle auf den Leib zugeschnitten. Uns kommt eine solche einseitige Auffassung, eine solche enge Beschränkung der Kunst und der Poesie insbesondere freilich sehr verwunderlich vor. Natürlich muß dem Verfasser in solcher Beleuchtung das goldene Zeitalter der italienischen Kunst, das 16. Jahrhundert, als das kläglichste erscheinen. In dem modernen Italien aber ist diese nothwendige Verknüpfung der Dichtkunst mit dem Völkerleben, ja geradezu mit den politischen Zuständen der Nation, eine sehr verbreitete, ja man darf wol sagen, die herrschende Anschauung.

Wenn es nicht sehr für eine gründliche Kenntniß der allgemeinen Geschichte bei dem Verfasser spricht, daß er meint, die Reformperiode von 1789 habe sich auf sein Vaterland beschränkt, so gibt er uns dagegen eine klare und scharfe Auseinandersetzung von der Bedeutung und dem Zusammenhang der politischen Entwickelung in Italien in dem letzten Jahrzehnt des vergangenen und den beiden ersten Dekaden des laufenden Jahrhunderts. Auf diesem Hintergrunde zeichnet er uns dann die Dichter der Zeit: Monti, den er zu den Todten wirft; Foscolo, den er über die Gebühr erhebt; Leopardi, in dessen bitterer Weltverachtung er die Verdammung der damaligen Zustände seines Vaterlandes findet. Sie bezeichnen die Uebergangsperiode zur romantischen Schule des dritten und vierten Jahrzehnts. So sehr dieselbe in mancher Beziehung durch verwandte Richtungen des germanischen Nordens angeregt wurde, so sehr sie gleich unsern Romantikern ihre Dichtungen mit den Ideen der Religion und des Vaterlandes zu durchdringen suchte und auch wol, wie sie, für das Mittelalter schwärmte: so springen doch auf der andern Seite nicht minder fundamentale Unterschiede in die Augen. Die italienischen Dichter dieser Periode hatten erst gegen den steifen und veralteten Pseudo-Classicismus, das Conventionelle und Zopfige in der Idee wie in der Form anzukämpfen, das die Schlegel'sche Schule bei uns längst beseitigt fand, aber vor allem: „die Dichtung war ihnen nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel zur Erziehung, zum Unterricht, zur Befreiung." Eigentlich fällt der ganze Accent auf das letzte Wort: Erziehung und Unterricht sind selbst nur Mittel zur Befreiung, d. h. zur Unabhängigkeit, Einheit und Freiheit des Gesammtvaterlandes. Was sich weder mit den Waffen, noch auf directem Wege durch die Presse erreichen ließ, sollte die Dichtung wenigstens anbahnen. So ist die neue Dichterschule eine in ihrer letzten Bedeutung politische oder wenigstens rein

patriotische: das ist ihre Signatur. Die Dichtung sollte das italienische Volk innerlich verjüngen und umschaffen und dadurch die äußerliche Umgestaltung vorbereiten.

Der Verfasser nimmt die italienischen Romantiker in Schutz gegen den Vorwurf, den dem Genius Italiens allein homogenen Classicismus gegen einen fremden, zumal deutschen Importartikel vertauscht zu haben. Aber seine Beweisführung, daß sie nur an Dante, an die alte gute Tradition und an „die ganz spontane und populäre Kunst des Mittelalters“ wiederangeknüpft hätten, ist wenig überzeugend. Fenini ist die ganze Renaissanceperiode — „die fanatische Wiedererstehung des Classicismus, welche der Grille, die Vergangenheit aus dem Grabe zu beschwören, die Zukunft opferte“ — ein Greuel. Von der historischen Nothwendigkeit der Regeneration der Antike nach dem Mittelalter, welcher doch die ihm so hochverehrten Trecentisten schon tüchtig vorgearbeitet hatten, hat er keine Idee; er sieht in dem Classicismus nichts als die Abwendung von den Ideen des Vaterlandes und der Religion, eine geistlose Nachahmung, ein Spiel mit inhaltlosen Formen und somit einen Hebel der Entsittlichung statt der geistigen Förderung der Nation.

Für diese neue Dichtung nun mit ihrer religiös-sittlich-patriotischen Tendenz war nach des Verfassers Ansicht keine Form so geeignet wie die des historischen Romans. In einem ebenso scharfsinnigen wie geistreichen Exposé vertheidigt er denselben gegen die Vorwürfe, die ihm nicht nur die Aesthetiker, sondern auch der Vater des historischen Romans in Italien, Manzoni selbst, gemacht haben, indem er zugleich darauf hinweist, daß die Nation den „Promessi Sposi“ gegen ihren eigenen Autor recht gegeben habe. Den Hauptgrund für die Berechtigung dieser Dichtungsform sieht er darin, daß die Geschichte nothwendigerweise der Phantasie bedürfe, um für das Volk wieder lebendig zu werden, da sie nur die großen politischen und militärischen Persönlichkeiten und Begebenheiten kenne und verzeichne. Die vollständige Ignorirung der großen neuen Leistungen auf dem Felde der Culturgeschichte ist allerdings bei dem Italiener erklärlich, da dies Gebiet jenseit der Alpen bis auf die letzten Jahre fast vollständig brach gelegen hat. „Man muß die Geschichte ergänzen, um sie wahrhaft begreifen zu können.“ Gewiß; nur möchte schwerlich die freischaffende Phantasie die beste Ergänzerin sein. Fenini's Behauptung, der historische Roman sei die typische Form, „in welcher die moderne Schule zu ihrer Selbstoffenbarung gelangte und welche ihren Triumph sicherte“, hat für Italien nur halbe und für das übrige Europa bekanntlich gar keine Wahrheit. Das beweisen, um nur einige der bedeutendsten Vertreter des Dramas anzuführen, außer Manzoni selbst, Silvio Pellico und Niccolini, der, obzwar ein entschiedener Gegner der Romantik, von Fenini schwerlich perhorrescirt werden dürfte.

Manzoni und Guerrazzi können mit Recht als die Vertreter der beiden Hauptrichtungen des historischen Romans in Italien gelten, wenn sie auch nicht, wie der Verfasser sie bezeichnet, Häupter zweier Schulen waren. Die Natur hatte Italien zu der Zeit, argumentirt Fenini, als seine neuen großen Geschicke sich vorbereiteten, einen einzigen alles umfassenden Genius versagt; zwei Talente traten an seine Stelle. Ist nun ein Volk von harter Knechtschaft gedrückt, und die Erinnerung wie die Sehnsucht der Freiheit und Größe treten ihm wieder vor die Seele, so sind zwei Wirkungen und damit zwei Richtungen seiner Dichtung möglich: Scham und Verzweiflung über den bestehenden Zustand, Zorn und Wuth gegen seine Urheber und Verschulder, oder Hoffnung und Streben für eine bessere Zukunft. Guerrazzi ist der Vertreter der erstern, Manzoni der andern Richtung; dort waltet die Phantasie, hier die Vernunft, und zwischen „diesen beiden entgegengesetzten Polen der Verwünschung und des [illegible] Hymnus“ bewegt sich die junge Generation nach 1815. Guerrazzi, mehr Künstler als Denker, findet sofort instinctmäßig die ihm zusagende Dichtungsform im Roman; Manzoni, philosophischer und bedenklicher, sucht sich langsam seinen Weg durch die Ode und Tragödie hindurch. Als er aber sein wahres Feld gefunden hat, zeigt sich sogleich der Meister: „Die Verlobten“ sind eine volle Selbstoffenbarung des Dichters, nach der jeder weitere Roman, wie unser Verfasser meint, dem Ruhme des Dichters nichts mehr hätte hinzufügen können. Bei Guerrazzi dagegen, wo jeder Roman nur „ein Bild der Phantasie zugleich mit einem Ausbruch der Leidenschaft“ ist, hört die Production nicht auf; aber jedes Werk stellt nur eine Stimmung oder eine Seite seines Geistes dar, der uns erst aus der Gesammtheit seiner Schöpfungen entgegentritt.

Es erklärt sich aus der ganzen Anschauung Fenini's, daß für ihn die Hymnen und Tragödien Manzoni's nur eine Periode des Uebergangs und der Vorbereitung, flüchtige Ruhepunkte für den Geist des Dichters darstellen, der nach seinem wahren Ziele sucht. In der That werden auch diejenigen, die nicht, wie unser Verfasser, in dem historischen Romane die höchste Dichtungsform der Gegenwart verehren, ihm hierin kaum zu widersprechen geneigt sein. Trotz allen Schwunges der Begeisterung, trotz aller Pracht der Diction können uns die „Inni sacri“ nicht mit sich fortreißen; auch konnten sie nie populär werden, weil die philosophische und theologische Meditation darin stets den natürlichen Gefühlserguß überwuchert, und weder „Adelchi“, noch der „Graf von Carmagnola“ haben je auf der Bühne Fuß fassen können, weil der Verfasser die Oekonomie des Dramas und die Erfordernisse des Theaters nicht kannte oder misachtete, weil er der dramatischen Kunst fremde Tendenzen verfolgte, weil endlich der geschichtliche Inhalt die künstlerische Idee in den Hintergrund drängte. Der Roman nach Walter Scott'schem Muster bot dagegen dem ihm innewohnenden Bedürfniß und Streben, der Gegenwart ein treues, lebensvolles Bild der Vergangenheit vorzuhalten, ein unvergleichliches Mittel zu voller Bethätigung und Selbstoffenbarung dar. Auch hier noch geht er, wie bei der Schilderung der Pest oder der Hungersnoth in Mailand, bis hart an, wenn nicht über die Grenze, wo die Dichtung in die Culturgeschichte überschlägt.

Darin aber steht Manzoni unendlich hoch über Guerrazzi, daß er nicht nur eine Saite auf seiner Harfe hat, daß er nicht nur ein Dichter des Hasses ist, sondern daß er das ganze Menschenleben und das ganze Menschenherz mit allen seinen wechselnden und widerstreitenden Gefühlen, Gesinnungen und Bestrebungen wiederzugeben und sie alle in den großen Rahmen seines Gemäldes einzufügen ver-

deutschen Publikum die Gestalt des seit fast einem halben Jahrhundert verstummten Dichters mehrfach wieder vorgeführt, und seine Bedeutung für die italienische Literatur wie für die politische Entwickelung Italiens, zumal in der trefflichen Arbeit von H. Lang, auseinandergesetzt worden. Dagegen ist Guerrazzi den meisten wol nur [illegible] der enragirte Radicale von 1848 [illegible] verbinden, sich meren toscanischen [illegible] und Bäuerinnen mit eben regnums vom [illegible]innigkeit versenken, wie diejenigen mit vour's [illegible]ahrheit schildern, die, wenigstens ihrem Stande [illegible], auf den Höhen der Menschheit wandeln. Ganz anders Guerrazzi. Bei ihm ist die Leidenschaft das bewegende Princip, wie seines Lebens überhaupt, so seiner Schriftstellerthätigkeit. Und diese Leidenschaft hat einen düstern und melancholischen Charakter. Wäre Domenico Guerrazzi nicht zufällig ein Demokrat gewesen, er hätte ganz das Zeug zu einem Peter d'Arbuez gehabt. Der Ausdruck der Züge seines dunkeln Gesichts mit dem großen fest zusammengekniffenen Munde und den funkelnden Augen hatte etwas Unheimliches. Von Humor hatte er keine Spur; der Witz, an dem es dem geistreichen Advocaten nicht fehlte, war stets beißende Satire. Sich in andere Menschen und ihr Dichten und Trachten zu versetzen, ist ihm unmöglich; er kann nicht aus seinem engen Zauberkreise heraus; die Geschichte bleibt ihm deshalb ein Buch mit sieben Siegeln, und alle seine Romangestalten, mögen sie noch so bekannte historische Namen tragen, sind nur Geschöpfe seiner Phantasie ohne Fleisch und Blut. So werden seine Helden so gut zu Caricaturen wie seine Bösewichter. Seiner Neigung entsprechen nur wilde, großartige Stoffe voller Blut und Mord, Verrath, Schrecken und Entsetzen:

> Der Plan seiner Werke (wenn man wirklich von einem klaren Plane bei ihnen reden kann) ist hochtragisch; der Schrecken herrscht darin souverain und ergießt sich in alle Einzelheiten des Dramas bis zur blutigen Katastrophe. Aber was seine Größe verderbt, ist, daß er öfter in Abscheu umschlägt; die Seele flieht mit Entsetzen vor dieser Reihe ungeheuerlicher Verbrechen, den häßlichen Treulosigkeiten, diesem beständigen Schauspiele der Unschuld, die zum Werkzeug von Sünden gemacht wird, welche die menschliche Natur beleidigen in allem, was sie Heiligstes besitzt, wie man deswegen auch die Erfindung Guerrazzi's geradezu eine satanische genannt hat und noch nennt.

Ein liebevolles Versenken in das Detail suchen wir bei ihm vergebens; in die Hütten der Armuth zu treten, zu belauschen, was in den Herzen der Leidenden und Bedrückten vorgeht, verschmäht er als seiner unwürdig: wie zum Hintergrunde die wildesten und bewegtesten Zeiten, zum Stoffe die schrecklichsten und gewaltigsten Ereignisse, so wählt er zu seinen Helden und Heldinnen nur solche, deren Riesenmaß im Guten wie im Bösen weit über Menschliches hinausragt. Und wie wir in allem, was sie sagen und thun, immer wieder den Verfasser heraushören, der für die Marionetten redet, die er am Faden zieht, so sind selbst seine Naturschilderungen durchaus subjectiv gehalten; wir sehen niemals die Landschaft selbst, sondern nur ihr mehr oder weniger verzerrtes Spiegelbild im Auge des Autors, während demjenigen, der die „Promessi Sposi" gelesen, die Ufer des Sees von Lecco mit ihren Buchten und Bergen, ihren Dörfern, Burgen und Klöstern so klar vor Augen stehen, daß er den handelnden großen Kunstwerks ist abhängig von dem[illegible] Tritt zu gegebenen Bedingungen. Wenn ein seit Thätigkeit am daniederliegendes Volk doch nicht auf seine selbst. verzichtet hat, dann tritt zur gegebenen [illegible] Haß und Wuth Genius [illegible] inspirirten. Daß in allen [illegible] Werken das Düstere und Schreckenvolle vorherrscht, daß der Dichter mit Lust im Blute watet, daß er mit einer gewissen Wollust bei der Ausmalung der scheußlichsten Thaten und Charaktere verweilt, daß er alles zu hassen scheint, die Kaiser, die Päpste, die Ghibellinen, die Guelfen, die Deutschen, die Franzosen, ja die Italiener selbst, daß seine Liebe vielmehr eine Art Raserei ist, daß, sowie er einmal ein Ideal zu schildern unternimmt, wie bei einzelnen seiner Frauencharaktere, ihm der Boden der Wirklichkeit gleich vollends unter den Füßen verschwindet und das Bild in nebelige Unbestimmtheit zerfließt, kann auch unser Verfasser nicht leugnen. Dennoch behauptet er mit scharfsinniger Argumentation, Haß und Wuth, als wesentlich negative Elemente, könnten nicht die wahren Quellen seiner Dichtungen sein: sie seien nur die Rückwirkung der Nichterfüllung des Ideals, das dem Dichter, wenn auch unklar, vorschwebe und an dessen Realisirung er verzweifle:

> Der Cultus der großen und kühnen Dinge, die keine Abdämpfung und keine halben Maßregeln dulden, der Traum einer Menschheit aus einem Stück, die sich brechen aber nicht beugen läßt, das sind meines Erachtens die positiven Factoren des Genius Guerrazzi's und seine wahren Musen.

Die Frage liegt nahe: verdient ein Schriftsteller, der solchen Utopien, solchen Hirngespinsten und auf solche Weise nachjagt, daß man über ihn und seine Werke ein Buch schreibt? Man wäre versucht, dieselbe verneinend zu beantworten, wenn nicht die unbestreitbare Thatsache vorläge, daß Guerrazzi's Schriften nicht nur großes Aufsehen in Italien gemacht, sondern auch zumal auf die Jugend des Volks einen bedeutenden Einfluß geübt haben.

Daß Manzoni, indem er die Zustände des 17. Jahrhunderts schilderte, zugleich seiner eigenen Zeit den Spiegel vorhalten wollte, unterliegt keinem Zweifel, soweit auch sein Buch von einem Tendenzromane gewöhnlichen Schlags entfernt ist. Aber die Hülfsmittel für die Uebel, die er schildert, sind Resignation und die Hoffnung auf den Himmel. Mit solchem Trost kann und mag sich das fromme Gemüth des Einzelnen begnügen; ein Volk, das sich nicht gänzlich aufgegeben hat, muß nach Thaten und einer irdischen Auferstehung verlangen. Deshalb mußten die donnernden Schlachtrufe des Livornesen gegen die Tyrannei, seine blut- und racheathmenden Reden trotz aller Uebertreibung und allen Schwulstes, trotz aller ästhetischen und moralischen Ungeheuerlichkeiten eine unendlich tiefere Wirkung auf die italienische Jugend jener Tage hervorbringen, als das große poetische Kunstwerk des Lombarden. Er lieh dem Gefühle gekränkten Stolzes, tiefer Demüthigung, dem wilden Hasse gegen die Unterdrück[illegible], der bittern Empfindung einer elenden und unwürdi[illegible] Lage sowol einer eigen großen Vergangenheit wie [illegible] Gegenwart anderer Nationen gegenüber das Flamm[illegible] schwert seines Wortes. Bedenkt man die Lage, den Cha[illegible]rakter und den Geschmack des Publikums, welches „Schlacht bei Benevent" und die „Belagerung von Floren[illegible]

las, so werdas ist ihre Signatur. Die Dichtung sollte was uns jetze Volk innerlich verjüngen und umschaffen zünden und zu [illegible] äußerliche Umgestaltung vorbereiten. und Stil: jene [illegible] nimmt die italienischen Romantiker in bildeten Italiener [illegible] Italiens allein weilen schwerfällig, schwülstig, dunkel, aber feurig, ori- ginell, machtvoll, leidenschaftlich, der volle Ausdruck einer gluterfüllten Seele. Insofern hat Fenini ein gewisses Recht, Guerrazzi den Tyrtäos Italiens zu nennen, an so vielen Stellen übrigens dieser Vergleich auch hinken mag. Das Wunderbare dabei ist, daß der große Tyrannenfeind selbst, wie es ja vielen Demagogen zu allen Zeiten ge- gangen ist, viel mehr das Zeug zu einem Sulla als zu einem Timoleon in sich hatte, wie alle, die, wie der Re- ferent, den Winter 1848—49 in Florenz zugebracht haben, in vollem Maße zu erfahren Gelegenheit hatten. Charak- teristisch für den großen Verfechter der italienischen Frei- heit und Unabhängigkeit war es, daß, als das Ziel er- reicht war, aber auf anderm Wege als auf dem seinen, die neuen Zustände keinen erbittertern Gegner hatten als ihn.

Guerrazzi steht vereinzelt da in der neuen Literatur Italiens; er konnte keine Schule bilden. Seine Werke, Erzeugnisse des Augenblicks, blitzten auf und zogen kurze Zeit wie leuchtende Meteore am Himmel der italienischen Literatur hin, um alsbald spurlos zu verschwinden. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo sie auch in Italien nur noch dem Literarhistoriker bekannt sein werden, während das Werk Manzoni's noch jahrhundertelang innerhalb wie außerhalb Italiens viele Herzen rühren und ein dankbares Publikum finden wird. Das erkennt auch Fenini, der sonst geneigt ist, diesen Producten trotz allen Tadels einen etwas zu hohen Werth beizulegen; denn er schließt den allge- meinen Theil seiner Schrift mit den Worten: „Wir sehen da die beiden Arten der Kunst vor uns, die Kunst im Reflex der Zeit und die Kunst im Reflex des Ewigen."

Den zweiten Theil seiner Schrift beginnt der Ver- fasser mit den Worten:

> Im Jahre 1266 sank auf den Feldern von Benevent das Hohenstaufenreich in Trümmer, und im Blute Manfred's er- losch ein Heldenstamm, der die Geschichte Europas in diesem drangvollen Zeitalter mit seinem Ruhm erfüllt hatte, während nun nichts mehr von ihm übrigblieb als ein Kind, in den Wintern Deutschlands zum Opfer für ein französisches Henker- beil herangewachsen.

Dieser zweite Theil ist eine eingehende Analyse des ersten und doch vielleicht bedeutendsten Romans Guerrazzi's, der „Schlacht bei Benevent". Aber so großes und viel- seitiges Interesse dieser mächtige Stoff an und für sich selbst gerade auch bei dem deutschen Publikum zu erregen geeignet ist, müssen wir es uns doch versagen, dem Autor in den Einzelheiten seiner tiefen und trefflichen Studie zu folgen, weil das Buch, um das es sich handelt, in Deutsch- land stets wenig bekannt, jetzt fast ganz vergessen ist. Wir beschränken uns deshalb auf wenige Bemerkungen, die mehr den Autor unserer Schrift als das von ihm kritisirte Werk zum Gegenstande haben.

Wenn Fenini einen Grundfehler des Romans darin erblickt, daß Guerrazzi nur ein Familiendrama auf dem großen historischen Hintergrunde darstelle, so müssen wir hier den Dichter gegen den Kritiker in Schutz nehmen. Knechtschaft gedrückt, und die Erinnerung wie die Sehn- sucht der Freiheit und Größe treten ihm wieder vor die Seele, so sind zwei Wirkungen und damit zwei Richtungen seiner Dichtung möglich: Scham und Verzweiflung über den bestehenden Zustand, Zorn und Wuth gegen seine [illegible]er und Verschulder, oder Hoffnung und Streben für hervorgehen [illegible], Guerrazzi ist der Vertreter der er- Gegnern des historischen [illegible]Richtung; dort waltet die geben. Daß, wie Fenini ganz richtig sagt, „diesen beiden die hier handeln und denken, nicht wirkliche [illegible]ymnus" ihre Handlungen und Gedanken der Widerschein einer [illegible]- haften Phantasie sind, ist keineswegs, wie er meint, eine Folge dieses sogenannten Irrthums, sondern der ganzen Auffassung, der Geistes- und Gemüthsverfassung des Autors. Seine historischen Personen, die schon jetzt in ihren Nebenrollen hinlänglich verzerrt erscheinen, würden als Helden des Romans zu unerträglichen Caricaturen geworden sein. Er ist gar nicht im Stande, der Ver- gangenheit und ihren Gestalten gerecht zu werden, weil er sie nur aus der Weltanschauung der Gegenwart be- trachtet, wozu denn freilich noch kommt, daß er diese Gegenwart selbst gründlich misversteht.

Guerrazzi hat seinem Romane ein paar historisch sein sollende Kapitel angehängt, die zu der Fabel des Romans in keiner unmittelbaren Beziehung stehen. Die wirkliche Geschichte weiß freilich von diesen hohenstaufischen Scheu- salen und Ungeheuern von Friedrich I. bis auf Manfred, gegen die ein Nero und Caracalla noch fromme Lämmer sind, nichts; aber in der Tradition des gewöhnlichen Italieners, auch des sogenannten gebildeten, leben sie so oder ähnlich, wie Guerrazzi, und nicht er allein, sie ge- zeichnet hat. Insofern ist es nicht so überflüssig, wie es dem deutschen Leser erscheinen mag, daß Fenini die Richtig- keit dieser Auffassung nachweist und brandmarkt. Sein eigenes Urtheil über die Hohenstaufen, zumal Friedrich II., ist gerecht und maßvoll, seine Auffassung des grandiosen Weltkampfes zwischen Kaiser und Papst tief und vor- urtheilsfrei. Er erkennt darin den alten und, wo der zum Selbstbewußtsein erwachende Staat sich einer fest- gegründeten Kirche gegenüberfindet, ewig wiederkehrenden Streit zwischen diesen beiden großen Factoren der Gesell- schaft, der zugleich ein Kampf zwischen Vernunft und Glauben, Freiheit und Autorität ist, in Italien sich aber mit dem Kampfe zwischen dem Particularismus, den die Päpste, und der Einheit, welche die Kaiser vertreten, com- plicirte. Die Italiener jener Zeit waren aber in ihrer großen Mehrheit guelfisch oder vielleicht besser kirchlich und particularistisch gesinnt; solche hellsehende Geister, die für die Einheitsidee schwärmten, wie Dante, gab es wenige. Fenini hegt sehr begründete Zweifel, ob die stolze Freude, mit der die Italiener noch im vorigen Jahre die siebenhundertjährige Wiederkehr des Siegs von Legnano feierten, durch die Folgen dieses Ereignisses für die Ge- schicke des Vaterlandes gerechtfertigt erscheine. Er erkennt auch, daß mit Manfred's Auftreten der Mann und die Gelegenheit gegeben waren, ein nationales italienisches Königreich aufzurichten, wie nie vor- oder nachher bis auf unsere Zeiten. Rom und die Kirche brachten „mit der Spitze französischer Schwerter" die nationale Bewe- gung zum Stillstand:

Seltsames Geschick dieses edeln Frankreich, das immer genöthigt ist, bei andern zu bekämpfen, was es für sich selbst will, und sich so zum ewigen Paladin der Widersprüche zu machen, während es doch mehr als jedes andere Volk zu ritterlicher Hochherzigkeit angelegt ist.

Die italienischen Historiker aber haben mit verschwindenden Ausnahmen (wie früher Machiavelli und Guicciardini, später Sismondi und Ferrari) die alte schlimme Tradition, welche die Sache der Kirche mit der Italiens verwechselt, aufrecht gehalten. Auch Manzoni und die neuguelfische Partei in Italien, die Gioberti und Rosmini, theilten diese Auffassung. So ist es nicht zu verwundern, daß selbst bis auf den heutigen Tag die Vergangenheit und insbesondere die Hohenstaufen in Italien von dem großen Publikum gänzlich falsch aufgefaßt und beurtheilt werden. Guerrazzi zumal hatte „von der providentiellen Sendung des schwäbischen Hauses" keinen Begriff und machte sich deshalb zum Echo vulgärer Vorurtheile und Verleumdungen, wie sie von den hierarchischen Gegnern der Hohenstaufen ausgingen. Indem Fenini Friedrich II. und sein Benehmen gegen Päpste und Cardinäle vertheidigt, kommt er zu dem in dieser Allgemeinheit nicht unbedenklichen Satze, daß der Maßstab, nach dem die großen und die gemeinen Menschen beurtheilt werden müssen, ein verschiedener sei, und daß, was im gewohnten familiären Verkehr das Zeichen eines rohen, ungebildeten Sinnes genannt werden muß, im öffentlichen dagegen ein Beweis hohen Geistes und muthvoller Unabhängigkeit werden könne.

Indem Fenini die Frauen des Guerrazzi'schen Romans mit Recht als ebenso luftige Schemen wie interesselose Gebilde verdammt, gibt er zugleich einen Ueberblick über die verschiedenen weiblichen Typen in der antiken und modernen Poesie, macht darauf aufmerksam, wie nothwendigerweise mit der vollständigen Aenderung der Stellung der Frau in der Gesellschaft auch ihre Bedeutung für die Kunst und ihre Rolle in der Dichtung eine durchaus andere werden mußte, und behauptet, die Geschichte des Weibes in der Kunst sei nichts anderes als die Geschichte der Gesellschaft selbst, die nicht umhin gekonnt habe, sich von Grund aus umzuwandeln bei der Umwandlung eines so wichtigen Theils ihrer selbst. Unter den italienischen Dichtern, denen die Frauencharaktere besonders gelungen seien, hebt er mit Recht Manzoni und Grossi hervor. Im allgemeinen aber darf man behaupten, daß die Frauengestalten der italienischen Dichtungen ihre schwächste Partie und nur selten lebensvolle und anziehende Gebilde sind. Dagegen scheint Fenini's Urtheil allzu hart, wenn er von den Franzosen sagt: „Ich weiß nicht, durch welche Verirrung der Sitte und Kunst das Weib (bei ihnen) da studirt wurde, wo es aufhört, diesen Namen zu verdienen." Die Frauengestalten der deutschen und englischen Dichtung erwähnt er gar nicht, und doch können, wenn es sich darum handelt, die reinste und edelste Weiblichkeit in ihrer ganzen Einfachheit und damit zugleich in ihrem vollen Zauber darzustellen, die Romanen überhaupt nicht mit den Germanen wetteifern.

Die große Zahl nur lose mit der Haupthandlung zusammenhängender Episoden in der „Schlacht bei Benevent", worin der Verfasser einen allgemeinen Fehler der modernen Dichtung zu erkennen glaubt, leitet er aus dem Ueberwiegen der Analyse über die Synthese in der Wissenschaft wie in der Kunst unserer Zeit her. Die Synthese aber als die Gesammtanschauung des lebendigen Organismus sei Anfang und Ziel alles wissenschaftlichen wie künstlerischen Denkens und Schaffens; die Analyse, die das Lebendige in seine todten Theile zerlege und dadurch allerdings erst die genaue Kenntniß des Organismus ermögliche, sei nur ein Moment der Erkenntniß. Eine rein analytische Kunst wie eine rein analytische Wissenschaft sei deshalb etwas nothwendig Unvollständiges, das über sich hinaus auf ein Höheres und Vollständigeres weise. Wir erwähnen dieser theoretischen Auseinandersetzung weniger ihres zweifelhaften innern Werths halber, als vielmehr um unsere obige Behauptung dadurch zu illustriren, wie sehr es der Verfasser gleich den meisten seiner zeitgenössischen Landsleute liebt, aus dem Concreten heraus auf das weite Feld der Abstractionen zu schweifen und allgemeine Theorien aufzustellen. Vollkommen recht hat er darin, daß Guerrazzi's Episoden eine ermüdende Eintönigkeit zeigen:

Was von Alfieri gesagt wird, muß in verstärktem Maße von Guerrazzi behauptet werden, daß die Menschheit für ihn keine Abstufungen hat, daß er nichts sieht und nichts schildert als sich selbst; daher jener Charakter der Monotonie, den er mit allen allzu subjectiven Schriftstellern gemein hat.

Der Beurtheilung der zahlreichen in den Roman eingestreuten Sentenzen geht wieder eine allgemeine Betrachtung über den Werth und die Berechtigung solcher Beigaben voraus. Wie überall, erblickt er auch hier in Dante unter den Aeltern, in Manzoni unter den Neuern unvergleichliche Muster. Vor allem sollen diese Sentenzen mit Sparsamkeit angebracht werden, außerdem aber, „wie der Quell aus dem Felsen, aus dem Herzen der Handlung oder des Gegenstandes selbst hervorsprudeln und sich so genau an sie halten, daß sie als integrirender Theil, als unerlaßliche Ergänzung derselben erscheinen"; endlich müssen sie bei aller Mannichfaltigkeit doch unter sich übereinstimmen und in ihrer eigenen Einheit diejenige widerspiegeln, welche in den Gedanken, in der Auffassung des Autors herrschen soll. Keinem dieser Erforderniße hat Guerrazzi genügt. Seine zahllosen Reflexionen sind ohne alle Rücksicht auf den Zusammenhang mit dem Gegenstande eingestreut und bilden, zusammengehalten, ein Chaos, wo ein und dasselbe bald bejaht, bald verneint, bald verehrt, bald verflucht wird, je nach der Stimmung und Laune, die im Augenblicke des Niederschreibens die Phantasie und die Gedanken des Autors beherrschte.

Wenn die Herrschaft der Leidenschaft über die Vernunft, wenn die innere Unklarheit und der Mangel an aller Harmonie der Seelenvermögen schon genügen, die Grundfehler der Guerrazzi'schen Schriften zu erklären, so hebt doch Fenini mit Recht hervor, daß die vorherrschende Neigung zur pomphaften Declamation, die Lust an der tönenden Woge der Phrase den Dichter häufig vom richtigen Wege ablenke. Der Gedanke ist bei ihm nicht Herr über den Stil, sondern oft genug nur der Diener [illegible] besser das zufällige Ergebniß des letztern. Was [illegible] Fenini nicht erwähnt, ist, daß wir diesen schlimmen Fe[illegible] keineswegs als eine Guerrazzi'sche Specialität zu betrach[illegible] haben, sondern daß er dem größten Theile der italienis[illegible] Literatur, und zwar keineswegs allein der poetischen,

klebt. Es ist das noch eine Erbschaft aus jener Zeit, wo die Phrase in Italien allmächtig war; daß man sich jenseit der Alpen noch immer nicht genügend davon los gemacht, liegt wol zum großen Theil an der verführerischen Schönheit der Sprache selbst. Zu den wenigen, die sich ganz davon freigehalten, gehört auch Manzoni. Vielleicht kein Schriftsteller der Neuzeit hat auf Stil und Sprache seiner Werke so viel Sorgfalt verwandt wie er; es ist bekannt, welche unendliche Mühe er unter anderm darauf verwandt hat, die „Promessi Sposi" von allen nicht-toscanischen Ausdrücken zu säubern. Aber nie geht der Gedanke und Inhalt bei dem Stil zu Gast oder dankt ihm gar seine Entstehung; dazu ist Manzoni's Muse viel zu wahr und keusch. Diese beiden Eigenschaften fehlen der Guerrazzi's vollständig; deshalb hat unser Verfasser recht, noch mehr recht, als er vielleicht selbst glaubt, wenn er ausruft: „Wehe, wenn das Gift, das Guerrazzi's Meinungen in sich bergen, wirklich in das Blut unserer Jugend gedrungen wäre!" Etwas davon ist wirklich hineingedrungen, und es wird aller Anstrengung der edelsten und tüchtigsten Schriftsteller Italiens bedürfen, um seine bösen Wirkungen vollständig zu paralysiren.

Wenn aber Fenini mit einem rückhaltlosen und vollen Lobe Guerrazzi's schließt, „weil er unter den wenigen war, die der Jugend den Cultus des Vaterlandes und seiner vererbten Glorien (!) predigten und welche die Keime edler Entrüstung und tapferer That in die Seele pflanzten", wenn er sagt, es wäre „Ungerechtigkeit, ja Gottlosigkeit, sich nicht ehrfurchtsvoll vor ihm zu neigen als einem Manne, der Italien im Herzen trug und viel für dasselbe that", so müssen wir im Gegentheil aus unserer eigenen Kenntniß des Mannes und seiner Wirkungen das Urtheil aussprechen, daß er Italien weit mehr geschadet als genützt hat, und daß selbst sein mit Eitelkeit, Ehrgeiz und Selbstsucht ganz durchsetzter Patriotismus nur ein sehr eingeschränktes Lob verdient.

Otto Speyer.

Berthold Auerbach's neue Dorfgeschichten.

Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten. Von Berthold Auerbach. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. 1876. 8. 10 M.

Nur wenigen bevorzugten Geistern ist es gegeben, noch unterm Schnee des Alters jene Geistesfrische zu wahren, welche wahrhaft Vorzügliches, Spontanes schafft; vielleicht noch wenigern, die in ihrer Jugend auf idealistischen Höhen standen, sich den Blick frei und klar, das Gemüth rein zu halten und, hinwegsehend über alle die Schlacken und Kleinlichkeiten des ordinären Lebens, unwandelbar an das Ideal zu glauben. Das als Regel sich geltend machende Doppelgesetz bedingt ein Umgekehrtes: es ist gefährlich, sich viele Jahrzehnte hindurch auf dem Gebiete der hohen geistigen Production, der künstlerischen oder literarischen Thätigkeit zu bewegen; die Spuren des Alterns schleichen sich so leicht unvermerkt ein, und die Kraft erlahmt. Und ferner: das Leben streicht so unsanft über unsern Jugendglauben ans Schöne und Gute, über unsere hoch gehaltenen Ideale hin, die Berührungen mit dem Niedrigen und Gemeinen in der Welt sind so hart, stoßen uns Tag um Tag so schroff an, daß wir in der Regel verzweifelt unsere Jugendträume fallen lassen und leicht mit ihnen gar Glauben und Liebe verlieren. Wie oft treten, zumal in dem rast- und friedlosen Treiben unserer modernsten Generationen, bedeutende, weltüberschauende Köpfe an uns heran, die nach hartem Kampfe mit sich selbst im nackten Pessimismus oder mindestens im unerbittlichen Fatalismus geendet haben, von da aus kalt berechnend und die Consequenzen überschlagend.

Täuscht uns nicht all unser Gefühl für Schönheit und Poesie, so haben die Götter einem Auerbach gegeben, in seinen „Neuen Dorfgeschichten", die er mit dem chronologisch bezeichnenden Titel versieht „Nach dreißig Jahren", jene beiden Klippen zu umschiffen; kurz gesagt: sie haben ihm verliehen jung zu bleiben. Unschätzbare Gabe, die wir Sterblichen wie gewohnt erst dann nach ihrem vollen Werthe schätzen, wenn wir sie verloren haben!

„Nach dreißig Jahren!" Für den Autor eine lange Frist. Genau genommen sind es noch mehr, denn die beiden ersten Bände seiner „Schwarzwälder Dorfgeschichten", welche nach anders gerichteten Anfängen des Schriftstellerthums den vollendeten dichterischen Beruf in ihm enthüllten, sind zuerst 1843 erschienen. Also bereits ein Menschenalter ist darüber hingegangen!

Ein Menschenalter, wie reich an gewaltigen Thaten des Geistes und Schwertes, reich an Zerstörung und reich an großen Schöpfungen! Da konnte es denn nicht anders sein, als daß auch der alte Lieblingsplatz von des Dichters Muse, sein gefeierter Schwarzwald, wesentliche Veränderungen erlitt: die Menschen sowol, Bauern und Bäuerinnen, als die Naturart des Landes selbst; sie haben sich eben mit modernisirt. Erinnern wir diesfalls blos an einen einzigen Factor. Welch anderes Leben, welch ganz andere, wir sagen nicht schönere Physiognomie gibt einem bis dahin abgeschlossenen Landestheile das bloße Durchziehen einer Eisenbahnlinie! So hat denn unser Autor, im vollen und klaren Bewußtsein dieser Umgestaltungen, seine neuen Bilder treffend eingeführt mit einem kurzen Vorwort: „Das Dorf an der Eisenbahn", in dem er sagt:

> Eisenbahn und Freizügigkeit haben Grundformen des wirthschaftlichen und socialen Dorflebens umgestaltet. Das Deutsche Reich ist erstanden! Es ist keine Hütte so abgeschieden, in der nicht das Lied vom Vaterlande erklingt. Im Kampf um Freiheit und Reinheit des humanen Gedankens bildet sich nun die allgemeine geistige Wehrpflicht. Es ist keine Seele in sich so verschlossen, daß nicht das Aufgebot zu ihr dränge. Keine Dichterphantasie hätte Gestaltungen zu erfinden vermocht, wie sie der Genius der Zeitgeschichte vor Augen stellt.

Also die Objecte haben eine andere Form angenommen; das Dichtergemüth aber, welches sie auffaßt, ist das alte geblieben.

Drei Bände und drei Erzählungen: „I. Des Lorle's Reinhard", offenbar anknüpfend an die frühere herrliche Erzählung „Lorle" („Die Frau Professorin"), erst im Taschenbuch „Urania" (1848), dann in der neuen Folge der „Dorf-

geschichten" (1853—54); „II. Der Tolpatsch aus Amerika"; „III. Das Nest an der Bahn", bezeichnet als Schlußkapitel der „Sträflinge" (1846).

Wir hatten früher Anlaß, die beiden Nummern „Die Sträflinge" und „Die Frau Professorin", zu denen uns hier in Bd. 1 und 3 der letzte Abschluß geboten ist, zu prüfen und mit großer Anerkennung zu nennen; es sind Perlen von tief psychischem Werthe.

Sehen wir zunächst blos nach dem nackten Gerippe der drei neuen Erzählungen. Sie sind, wie es der Dorfgeschichte ziemt, höchst einfach gehalten.

Der berühmte Maler Reinhard, der Held der ersten Erzählung, ist in tiefer Trauer aus Rom heimgekehrt in jenes stille schwarzwälder Dorf, wo er sich einst das herrliche Naturkind Lorle zur Gattin holte. Wie fast immer bei Ehen unter Personen von so ungleichem Bildungsgrade, hatte die Frau ihn nicht recht verstehen und er vollends sie nicht würdigen können. Lorle, eine feine Natur, hatte ihn resignirt verlassen und daheim still ihre Jahre verlebt, wol in der Hoffnung, daß er einmal wieder in ihre Arme zurückkehre. Er kommt, aber sie ist todt, und da vermeint der Trauernde auch nun noch dem Andenken an die Verstorbene zu leben, um einst neben ihr zu ruhen. Aber seltsam! Ein Naturkind so von der Art seiner ersten Gattin fällt ihm auf; das alternde Herz entflammt nochmals in Liebe, diese wird erwidert, und die beiden verloben sich. Doch es soll nicht sein; am Verlobungsabende im Streit mit einem Verwandten der ersten Frau erhält Reinhard eine tödliche Wunde und schläft einige Tage darauf neben seinem Lorle den ewigen Schlaf.

Noch einfacher gestaltet sich die zweite Erzählung. Der junge Aloys, Sohn des nach Amerika ausgewanderten und nach gewohnter Bauernunsitte Tolpatsch zubenannten Vaters gleiches Namens, ist in sein schwarzwälder Bauerndorf heimgeschickt worden, damit er sich da eine tüchtige Frau hole. Trotz des dummen Spitznamens haben weder Vater noch Sohn etwas Tolpatschartiges. Jener ist eine gediegene Natur und hat sich und seiner Familie im neuen Vaterland ein glückliches Heim mit großer Wohlhabenheit geschaffen. Der Junge aber ist ein echter Yankee mit dem gehörigen Schliff des praktischen Volkes, daneben aber gleichwol eine treue Seele und ein deutsches Gemüth. Nun ruht das ganze Interesse auf einem innern Conflict. Der Vater hat den auf Brautwerbung ausgehenden Sohn zunächst auf eine altverwandte treue Familie angewiesen, ausdrücklich aber vor einer andern gewarnt, da er nämlich von einer Jugendgeliebten verschmäht worden ist und den Stachel gegen das Mariannele noch nicht ganz verwunden hat. Aber wunderlich! Der gehorsame Sohn versucht es mit einer vorzüglichen Tochter aus jener befreundeten Familie, und doch finden die beiden klaren Naturen bald heraus, daß sie nicht für einander passen; dagegen ist ihm gerade das junge Mariannele vom ersten Tage seiner Ankunft an besonders nahe getreten; die zwei jungen Herzen begegnen sich; was die Alten nicht fanden, das finden die Jungen, und schließlich fehlt auch der väterliche Segen nicht. Auf, mit Weib und — Windeln, nach Amerika!

Die dritte Erzählung ist eine rührende Familiengeschichte. Der alte Jakob und seine Magdalena, beide durch die bittersten Lebenserfahrungen geschult — sie saßen beide eine Zeit lang im Zuchthaus, er halb schuldig, sie schuldlos —, leben als musterhaftes Ehepaar in ihrem Bahnwärterhäuschen und erziehen ihre zahlreiche Familie zur Tugend, Ordnung und Thätigkeit. Und es geräth ihnen und gedeiht, und über dem kleinen stillen Häuschen waltet ein eigener Segen. Den einen begabtesten Sohn ausgenommen, der ausschlägt, werden die durch das vorleuchtende Beispiel der Aeltern erzogenen Kinder alle brav und dankbar und bringen es meist zu Lebensstellungen, die weit über ihre bescheidene Geburt hinausgehen. Das liebliche Familienbild ist geradezu von erhebender Anziehung.

Wir meinen uns nicht zu täuschen, auch nicht an bloßer Voreingenommenheit zu leiden, wenn wir hier, allerdings in modernster Einkleidung, die altbekannten feinen Eigenschaften der Muse unsers Dichters alle wiederfinden; über ihnen allen, sie leitend und regierend, das alte treue deutsche Gemüth und die heimisch-ansprechende Innigkeit! Wollt ihr den Dichter finden, den Dichter so recht von der Muse Gnaden, wollt ihr jene tiefst innerlichen Striche und Züge heraussuchen, die weich oder schwer, erschütternd oder zart bewegend mitten ins Herz hineingreifen, so sucht folgende Partien auf: das Wiedersehen der alten trauten Liebes- und Leidensstätte, an welcher ein ganzes schwer ringendes Leben sich abgesponnen; die lang vergessenen Gefühle alle, widergespiegelt in der empfänglichen Seele des Künstlers, nachdem er das große, verführerische Weltleben durchgemacht und weggeworfen; das seltsam unbestimmte Gemisch von Wiedersehenswonne und Schmerz über das Verlorene — wie redend, wie anschaulich und beweglich geben das die ersten Kapitel des „Reinhard" wieder. Das ist in Wahrheit der Dichter, der fein organisirte Dichter, der so sieht und spricht:

> In der hellen Mittagssonne erschien ihm das Dorf, als wäre es aus nächtiger Versunkenheit wieder emporgetaucht, und er selber war sich ein Versunkener, der wieder ans Licht kommt. Die Augen brannten ihm; er hätte sie gern geschlossen, für immer. Er kannte das Grab seiner Mutter nicht, er hatte kein Grab auf der Erde; jetzt hatte er eins, und er hatte die Stelle gesehen, wo er ruhen sollte.

Und das ganze schöne Lebensbild der verstorbenen Dulderin Lorle (Kapitel 7), und die junge Malva, und das tragische Ende des eigenartigen Mannes! Oder nehmt im „Tolpatsch", der überwiegend leichten Humor entfaltet, die beiden sehr ungleichen und doch fein gestalteten Frauenbilder Mariannele und Ignazia, und verfolgt recht inständig das Erwachen und das Erzittern der Liebe im halb verzagenden und halb hoffenden Herzen der erstern! Wollt ihr den Geist der Nacht, der deutschen Waldesnacht innerlichst fassen; wollt ihr gemüthreiche Naturlaute, ganz wie Hebel sie in seine wundervollen alemannischen Lieder hineingetragen, so nehmt die kurze Prachtstelle, die also anhebt: „Es klingt und schwingt etwas in stiller Mondnacht über die Heimatsberge". Eine gelungene Holzschnittfigur ist der Nichtsnutz Ohlreit, den wir mehr noch bedauern als verachten, weil er sein Elend einsieht und wenigstens den Muth hat zu sterben, als er am letzten schwachen Anlauf zur Besserung verzweifelt. Und endlich

im dritten Bande. Wir haben selten Gestalten von größerer Intensivität des Geisteslebens, selten anmuthendere zugleich und energischere Menschen gezeichnet gefunden als dieses absolut nur für und in sich und für die Pflicht lebende Aelternpaar, die aus Leid und Schmach sich in Zittern und Zagen heraufgerungen haben zu einer Reinheit und Beständigkeit und Gemüthswahrheit des Wesens, die nur den seltenen, den durch und durch geläuterten Naturen eignet. Das sind ganze Menschen und schöne Menschen, und wenn irgendwo, so haben wir hier die lebensvolle Verkörperung des Bibelwortes vor uns: Es wird Freude sein im Himmel u. s. w. Mit und neben ihnen nimmt alles im Bilde seinen anmuthendsten Charakter an, selbst Haus und Hof, Feld und Flur.

Wir haben hier wieder echtestes und schönstes süddeutsches Volksthum, im innersten Kern erfaßt, aber verklärt durch Anmuth und Humor. Der Untergrund ist innerlich erfaßter Realismus des Lebens; aber die ganze Beleuchtung gibt ihm das Gepräge des Idealen. Wer die schwarzwälder Bauern in den ältern Dorfgeschichten Auerbach's aufs Wort so nehmen wollte, wie der Dichter sie gibt; wer nicht das Verständniß hätte, Volk und Land sich grobkörniger einzubilden, der wäre selber schuld, falls er bei der unmittelbaren Berührung sich stark enttäuscht fände. Und wer hier die Menschen gerade so sich vorstellen würde, wie sie namentlich der dritte Band in einem anziehenden Kreise vorführt, der hätte wieder sich selber anzuklagen, wenn sein Glaube beim ersten scharfen Zusammentreffen mit den Menschen, wie sie nun einmal sind, einen so harten Stoß erlitte, daß er vollständig in Stücken bräche. Am Leser ist es, die Grenzen der realen und der poetischen Welt herauszufinden; dem Dichter gehört das Recht, sie zu verklären, wie der Genius es ihm eingibt.

Auerbach ist eben immer noch der liebenswürdige Idealist, und auch heute bliebe uns wieder jene frappante Differenz zu betonen, die sein Wesen von demjenigen des doch gleichartigen schweizerischen Zeichners Jeremias Gotthelf scheidet; das durchzuführen wäre Gegenstand einer interessanten Monographie. J. J. Honegger.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit. Von Reinhold Bechstein. Leipzig, Teubner. 1876. Gr. 8. 4 M.

Durch seine Ausgabe von Gottfried's von Straßburg „Tristan" war Reinhold Bechstein veranlaßt worden, die übrigen denselben Stoff behandelnden deutschen Dichtungen zu betrachten und in Bezug auf die Verwendung des aus dem Mittelalter überlieferten Stoffs zu vergleichen. Als Frucht dieser Arbeit liegt uns ein etwa 230 Seiten umfassender Band vor, ein Beweis jedenfalls, daß der alte Stoff von Freud und Leid der Liebe der dichterischen Motive genug bietet, um wieder und wieder zu dramatischer oder epischer Behandlung aufzufordern. Freilich waltet ein seltsamer Unstern gleichsam über der alten Märe von Tristan's und Isoldens Minne: keiner der Dichter, welcher sie episch darzustellen unternahm, hat sein Werk vollendet; andere haben sich aus naheliegenden Gründen damit begnügt, lediglich Gottfried's Dichtung zu Ende zu führen; wieder andere haben den ernstlich gehegten Plan einer Tristan-Dichtung nur in unbedeutenden Bruchstücken zur Ausführung gebracht. Dennoch ist es ein glücklicher Gedanke, die Wandelungen zu verfolgen, welche der wunderbare Stoff unter den Händen der verschiedenen Dichter, die ihn poetisch zu gestalten unternahmen, erfahren hat, und keiner war dazu geeigneter als gerade Bechstein, welchem die Vorbedingung einer fruchtbringenden Ueberschau des weiten Gebietes, die eingehende Kenntniß nicht blos von Gottfried's Dichtung, sondern auch derjenigen seiner Vorgänger und Nachfolger im Mittelalter zu Gebote stand.

Die Sage von der Liebe Tristan's und Isoldens ist celtischen Ursprungs, zunächst aus einem Mythus erwachsen, welcher sich, wie so vielfach, in die Darstellung der Geschicke hochbegnadeter Menschen umwandelt. Diese künstlerische Weihe erlangt die Sage zunächst bei den Franzosen; alsbald mit der Ausbreitung des Einflusses der altfranzösischen Dichtung unternahm um 1170 ein Dienstmann Heinrich's des Löwen, der niedersächsische Ritter Eilhart von Oberge, die deutsche Bearbeitung der Sage; das Werk ist nur in Bruchstücken erhalten, vollständig dagegen eine jüngere Bearbeitung, wenn dieselbe gleich in zwei theilweise verschiedenen Fassungen erscheint. Im Eingang des 13. Jahrhunderts bearbeitete dann den beliebten Stoff, einer von Eilhart vielfach abweichenden Ueberlieferung folgend, Gottfried von Straßburg, dessen Dichtung zu den Perlen der mittelhochdeutschen Poesie gehört. Aber schon hier beginnt der Unstern zu walten; Gottfried ließ bei seinem frühen Tode das Gedicht unvollendet zurück; um die Mitte des 13. Jahrhunderts unternahm Ulrich von Türheim die Vollendung des Gedichts in etwas trocken erzählendem Tone, lebendiger und frischer um 1330 Heinrich von Freiberg. Mit dem Aussterben der ritterlichen Dichtung tritt die Prosa auf, und zwar gleich anfangs in der Gestalt der Umwandlung jener ältern Rittergedichte, mit dem Bestreben, sie einem größern nicht höfisch gebildeten Leserkreise zuzuführen. So am Schlusse des 15. Jahrhunderts die „Historie Herrn Tristrants und der schönen Isalden", ein viel beliebtes Buch, welches sich indeß nicht an Gottfried's unvergleichliche Dichtung, sondern vielmehr an die ältere, einfachere und nüchterne Darstellung Eilhart's anschließt.

Der erste neuere Dichter, welcher den alten Stoff wieder aufgriff, ist kein anderer als Hans Sachs; derselbe schrieb 1553 seine Tragödie „Von der strengen Lieb Herr Tristrant mit der schönen Königin Isalden". Trotz seiner sieben Acte ist das Stück nach unserer Vorstellung kurz, mit straffer Hervorhebung der Hauptmomente, viel Handlung, wenig Gemüthsentwickelung. Dann ruht merkwürdigerweise die zu dichterischer Verwerthung so einladende Sage zwei und ein halbes Jahrhundert lang unberührt;

Wieland hatte zwar 1777 die Absicht, in der Weise seiner frühern Ritterdichtungen auch einen „Tristan" zu verfassen, dann nahm ihn der „Oberon" gefangen, und auch nach dessen Vollendung ließ der alternde Dichter nachweisbar bis zum Jahre 1804 den Plan nicht fallen, wenn er ihn auch nicht durchführte. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß erst die Romantik den dankbaren Stoff von Tristan's und Isoldens Liebe wieder aufnahm, zuerst A. W. von Schlegel, welcher im Jahre 1800 seinen „Tristan" begann und zwar in der Form der echten Octave; das wenig bekannte Gedicht ist nicht über den ersten Gesang von 91 Strophen gediehen, was sehr zu bedauern ist; die hier mitgetheilten Bruchstücke sind wirklich schön. Gehen wir rasch vorbei an den weniger bedeutenden Romanzendichtungen von Oswald Marbach und Conz, so bleiben wir vor allem stehen bei Immermann's wundervollem Gedicht, welches selbstverständlich eingehendere Betrachtung erfährt. Unsere Leser kennen dieses in Kraft des Gedankens, der Leidenschaft, der Sprache, der Schilderung gleich meisterhafte Werk genugsam; auch Immermann ließ es bei seinem frühen Tode unvollendet zurück, denn, sagt Hermann Kurz in seiner poetischen Ueberschau über die Tristan-Sänger:

> Denn über dieses Lied gebeut
> Ein seltsam düstrer Stern noch heut:
> Der Held, den in der Todesnoth
> Sein Vater zeugte, den im Tod
> Gebar der bange Mutterschos,
> Verbreitet um sich ein Todeslos,
> Mit tödlich süßem Weh entfacht
> Er auch des Sängers Herz und macht
> Das Dichten selbst zum Trauerspiel;
> Die kleinen brachten es ans Ziel,
> Die großen Sänger starben dran.

Auch Rückert begann den Tristan-Stoff zu bearbeiten; 32 Strophen seiner Dichtung liegen vor; er führte das Werk nicht weiter. Wichtiger erscheint dagegen wieder Hermann Kurz, welcher seiner verdienstvollen trefflichen Uebersetzung Gottfried's eine Weiterdichtung folgen ließ, mit getreuer Wahrung des alten Tons, ein Werk von theilweise vorzüglicher Schönheit. Genau auf dieselbe Weise, zunächst Uebersetzung dann Beifügung des fehlenden Schlusses, entstand Simrock's „Tristan", nur daß dessen Fortsetzung erheblich kürzer ist als diejenige seines Vorgängers. Schließlich hat Wilhelm Wackernagel in seine „Gedichte eines fahrenden Sängers" sieben Tristan-Romanzen aufgenommen, wiederum Bruchstück, leichthin schreitende Strophen von eigenthümlich knapper alterthümlicher Sprache. Damit ist die Reihenfolge der epischen Behandlungen des Tristan-Stoffs beschlossen.

Bechstein schließt daran eine Betrachtung der dramatischen Bearbeitungen, welche denselben selbstverständlich seiner epischen Breite entkleiden, die Hauptmomente dagegen umfassender behandeln müssen. Es erscheint zunächst Richard Wagner's Opernbuch, trotz der wunderlichen Sprache bedeutsam genug, um mit Ehren in der Reihe zu stehen; es folgen dann die Tragödien von Joseph Weilen, Ludwig Schneegans, Albert Gehrke, dem unter dem Pseudonym Karl Robert verborgenen Philosophen Eduard von Hartmann, Friedrich Röber. Unter Anleitung des Buchs eine genauere Vergleichung dieser dramatischen Dichtungen vorzunehmen, inwiefern dieselben sich an die verschiedenen ältern Ueberlieferungen anschließen oder Umgestaltungen des Sagenstoffs vornehmen, kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein; nur erwähnt werde, daß auch Platen sich lange mit dem Gedanken eines Tristan-Dramas trug. So ist es nicht zu verwundern, wenn Bechstein die Ansicht ausspricht, unter den altdeutschen Sagenstoffen sei nächst dem Nibelungenlied die Tristan-Sage am fleißigsten dichterisch weiter bearbeitet worden. Dennoch aber, so schließt das lesenswerthe Buch, „wird doch als die Krone unserer gesammten Tristan-Dichtung für alle Zeiten in höchsten Ehren bleiben das ewig junge Meisterwerk Gottfried's von Straßburg".

2. Lessing, Wieland, Heinse. Nach den handschriftlichen Quellen in Gleim's Nachlasse dargestellt von Heinrich Pröhle. Berlin, Liebel. 1877. Gr. 8. 6 M. 75 Pf.

Der fleißige Verfasser hat schon wiederholt aus dem zu Halberstadt aufbewahrten Briefwechsel Gleim's schätzenswerthe Beiträge zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts geschöpft; ein neues derartiges Werk ist das vorliegende, welches vornehmlich Gleim's Beziehungen zu Lessing, Wieland und Heinse darstellt. Es ist ursprünglich erwachsen aus Aufsätzen, welche in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht, dann in erweiterter und berichtigter Gestalt gesammelt wurden, zunächst biographische Aufsätze über die drei hier vereinigten Persönlichkeiten, jeder etwa 70—80 Druckseiten umfassend; Besprechungen der Dichterwerke sind in den Verlauf der Untersuchung eingefügt:

> Daß gerade für Lessing, Wieland und Heinse in Halberstadt reichhaltige Urkunden vorhanden waren, ist der äußere Grund, weswegen sie in diesem Buche vereinigt sind. Wer dagegen einwendet, daß sie kein Dreikleeblatt bilden, der möge mir wenigstens die Entgegnung darauf zugute halten, daß sich kaum drei andere Namen vor der Schiller-Goethe-Periode finden möchten, an welche sich so sehr wie an diese drei, wenn auch an Lessing in ganz anderer Weise wie an Wieland und Heinse, der Angriff des Modernen oder vielmehr dessen Ursprung in der deutschen Literatur anknüpft, des Modernen, wie es sich nach dem Siebenjährigen Kriege mit aller Gewalt geltend macht. Lessing hat sich durch sein ernstes Streben und sein Talent in der Geschichte der deutschen Poesie einen Platz in der Nähe Goethe's und Schiller's erworben. Wieland muß auf diesen Platz trotz seines Aufenthaltes in Weimar verzichten. Heinse's Prosa ist noch lesbarer als die von Wieland, weil er schon mehr moderne Sinnlichkeit hatte und dabei nicht als Mensch, aber als Literat ernster an sich gearbeitet hat. Doch kann Wieland's „Oberon" in Ehren gehalten werden, steht natürlich auch weit über allen Arbeiten Heinse's. Hilft meine Schrift diese Auffassungen allgemeiner machen, so ist ihr Zweck in mehrern sehr wesentlichen Punkten schon erreicht.

Es wird wol gegen dieses Schlußergebniß nichts einzuwenden sein, wenn es gleich dem Berichterstatter nicht gerade als eine sonderlich neue Offenbarung erscheint. Die Aufsätze verrathen hin und wieder in einem gewissen Plaudertone den feuilletonistischen Ursprung; wenn manche Resultate von Pröhle's Nachforschungen neu erscheinen, so sind sie darum nicht immer für die Nachwelt von Bedeutung. Etwas geringern Umfangs, aber durch kleinern Druck weit umfassender, ist der Anhang, welcher aus Gleim's hinterlassenen Papieren die Belegurkunden mittheilt, Briefe, Einzeluntersuchungen, Mittheilungen aus

Vater Gleim's „Büchse“, eine Sammlung von mehr groben als geistreichen Stachelgedichten, welche die Halberstädter Genossenschaft gegen die Kritiker und besonders gegen Nicolai richteten. Daß bei diesen Streifzügen durch die Literatur jener Zeit und durch Gleim's Briefwechsel mancher interessante Zug nicht blos aus dem Leben und Charakter der vier Hauptpersonen, sondern auch zahlreicher anderer hervortritt, der Gebrüder Jacobi, Chr. E. von Kleist's, Ewald's u. a., das läßt sich voraussetzen; allerdings müssen wir diese Züge bisweilen aus einer erheblichen Hülle minder bedeutsamer Notizen herausschälen. Jedenfalls hat das Werk das Verdienst, eine beträchtliche Reihe von Dichterbriefen, welche bisher gar nicht oder nur in verstümmelter Gestalt veröffentlicht waren, zum ersten male oder in der echten Fassung mitzutheilen, und das weitere, zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts eine Anzahl unbekannter oder bisher wenig bekannter Züge beizutragen.

3. Quellenstudien zu Goethe's Götz von Berlichingen. Von W. Wilmanns. Berlin, Weidmann. 1874. Gr. 8. 60 Pf.
4. Goethe's Iphigenie nach ihrem religiös-sittlichen Gehalt. Zwei Vorträge von Gustav Schlosser. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1875. Gr. 8. 1 M.

Zwei Heftchen über Goethe, deren Verfasser aber beide den Namen des Dichters consequent falsch Göthe schreiben. Das Heftchen von Wilmanns ist Sonderabdruck aus der Festschrift des berliner Gymnasiums zum Grauen Kloster von 1874 und bringt eine Reihe ansprechender Vermuthungen in Bezug auf die Quellenstudien, welche Goethe für seinen Götz gemacht. Der Dichter selbst beschränkt sich in „Dichtung und Wahrheit“ auf die Mittheilung, daß er Datt's Buch „De pace publica“ emsig durchstudirt und die Hauptschriftsteller über jene Zeit fleißig gelesen habe. Wilmanns sucht nun zu ermitteln, wen wol Goethe unter jenen Hauptschriftstellern verstanden habe, und erkennt die hauptsächliche Quelle in Ulrich von Hutten's Dialog „Die Räuber“. In demselben streiten sich Hutten selbst und ein Kaufmann aus dem Hause der Fugger in gegenseitigen Anschuldigungen über die Gebrechen der Zeit, und auch die römisch gebildeten Juristen kommen dabei sehr schlecht weg. Es werden einzelne Züge hervorgestellt, welche wol zu der Persönlichkeit des Olearius, des Kaisers Max, des Bischofs von Bamberg die Farben mögen hergegeben haben. Wenn Goethe auch die hier vorgefundenen Zeitschilderungen mit völliger Freiheit verarbeitete, so scheint doch diese und jene Stelle auf eine unmittelbare Benutzung Hutten's hinzuweisen. Die Vermuthung, daß der Dichter den Namen des Weislingen gebildet habe nach einem in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Breisgau lebenden katholischen Streitschriftstellers gegen die Protestanten, welcher unter anderm auch eine scharfe Schrift gegen Hutten verfaßte, diese Darlegung dürfte schon eher beanstandet werden. Da das Heftchen diese Vermuthungen anmuthig und ohne Anspruch auf historische Sicherheit vorträgt, so darf man es als eine Anregung zu weitern Vergleichungen und Forschungen willkommen heißen.

Die beiden Vorträge über „Iphigenie“ von Gustav Schlosser (Nr. 4) entwickeln den sittlichen Gedankeninhalt der edeln Dichtung in klarer und ansprechender Weise: der erste weist zunächst nach, wie die großen tragischen Dichter der Griechen eine Lösung gesucht haben; der zweite folgt dem Gedicht und gipfelt in dem Nachweis, wie die griechische Jungfrau sich in der Seele des Dichters zur deutschen, die antike zur christlichen gestaltete. Die sittlichen Motive der Tragödie sind schön und verständnißvoll entwickelt; was ganz besonders erfreut, ist, daß ein Geistlicher streng positiver Richtung hier den Nachweis gibt, inwiefern Goethe, wenn auch dem Kirchenthume seiner Zeit entfremdet, die tiefsten sittlichen Gedanken des Christenthums in sich aufgenommen und dichterisch dargestellt hat in einem der heidnischen Heldensage entnommenen Stoffe. Der Vortrag wird die Freunde Goethe's erfreuen, und wenn er die überfrommen Verächter unserer Classiker andern Sinnes macht, so kann das auch nicht schaden.

5. Studien zu Schiller's Dramen von Wilhelm Fielitz. Leipzig, Teubner. 1876. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Das Buch von Fielitz bringt uns drei ausführliche Abhandlungen über Schiller's „Wallenstein“, „Maria Stuart“ und „Jungfrau von Orleans“. Der Verfasser schlägt bei seiner Untersuchung einen ihm eigenthümlichen Weg ein; es ist ihm nicht sowol darum zu thun, die philosophische Idee der Stücke nachzuweisen, welches er als ein beträchtlichen Schwankungen und Irrthümern ausgesetztes Unternehmen betrachtet, sondern er will vielmehr ermitteln, um mit Schiller's eigenen Worten zu sprechen, „die dramatische That, auf welche die Handlung zueilt und durch die sie gelöst wird“.

Dieser Plan, alle Fäden der Handlung so zu leiten, daß sie zu einer bestimmten, vom Dichter beabsichtigten That zusammenführen, ist es nicht auch eine Idee, die das Ganze beherrscht, und zwar viel zwingender und unmittelbarer als jene philosophische? Zum Unterschied von dieser nenne ich die zweite die praktisch-dramatische Idee, die das Ganze beherrscht, und die Frage nach dieser Idee wird also lauten müssen: Auf welche That oder auf welches Ereigniß will der Dichter die Handlung seines Dramas hinführen? Gelingt es, diesen Punkt in aller Schärfe auszusprechen, so wird es, hoffe ich, auch gelingen, von diesem rein praktischen Gesichtspunkt aus den praktischen, mag man meinetwegen sagen, den handwerksmäßigen Bau des Ganzen zu durchschauen und von neuem zu produciren, mit einem Wort, dem Dichter sein Werk nachzudenken. Nicht aus den Himmelsräumen historischer, moralischer, philosophischer Ideen also will ich herabholen, was ich als die Grundgedanken Schiller'scher Kunstwerke hinzustellen gedenke, sondern aus des Künstlers Werkstatt, aus den technischen Spuren an seinen Kunstwerken selbst hoffe ich die praktischen Gesichtspunkte bestimmen zu können, unter denen er seine Werke betrachtet haben wollte, die Standpunkte, von denen aus gesehen hier die auffallend tiefe Aushöhlung, dort die unnatürlich geschwungene Linie als Schönheiten wirken und des Künstlers technischen Kunstverstand erweisen. Und vielleicht auch, daß von dieser praktischen Idee zu der höhern philosophischen ein weniger gewagter und sichererer Aufgang ist. Nicht eine Beurtheilung in erster Linie, sondern Beiträge zum Verständniß Schiller'scher Dramen möchte ich liefern. Daß ich nicht um jeden Preis retten und loben will, hoffe ich, werden die Auseinandersetzungen erweisen. Aber ich will mich allerdings freuen, wenn man nach der Lektüre der folgenden Aufsätze dem Dichter, der doch immer wieder wegen seines Idealismus und Hanges zur Reflexion den Vorwurf hören muß, er opfere demselben voreilig Einheit und Wahrheit, zugesteht, daß seine Dramen denn doch streng technisch durchdachte, bis auf die letzte Neige in Einen praktisch dramatischen Gedanken aufgehende, von ihm beherrschte Einheiten sind.

So der Schluß der Einleitung. Es läßt sich gegen diese Beweisführung nichts einwenden, zumal wenn dieselbe sich stützt nicht auf die überlieferte Buchform von Schiller's Dramen, sondern auf die ursprüngliche Gestalt, sowie auf die mannichfaltigen Winke, welche der Dichter selbst in Bezug auf seine dramatischen Ziele in Gesprächen, in den Briefen an Goethe und Körner niedergelegt hat. In seiner Betrachtung der mancherlei Ausstellungen, welche gegen die drei besprochenen Dramen Schiller's erhoben worden sind, verfolgt der Verfasser im wesentlichen eine apologetische Absicht, aber es geschieht mit so eindringender Kenntniß der Dramen und ihrer Entstehung, mit einem so verständigen Urtheil, daß der Leser wenigstens in Bezug auf „Wallenstein" und „Maria Stuart" sich der Ansicht des Verfassers ohne Zweifel anschließen wird. Die Entwickelung der Hauptcharaktere ist klar und folgerecht, die zum Fortgang der Handlung in Bewegung gesetzten Mittel werden mit eingehendem Verständniß beleuchtet, die von anderer Seite erhobenen Bemäkelungen aus der dramatischen Gliederung des Stoffs selbst zurückgewiesen, kurz, man wird diese beiden Abhandlungen, mag man auch vielleicht in Einzelheiten nicht derselben Ansicht sein, mit Vergnügen und Belehrung lesen. Anders freilich wirkt diejenige über die „Jungfrau von Orleans". Es ist dem Verfasser augenscheinlich schwer geworden, in diesem durch und durch romantischen, dem festen Erdboden entrückten Kunstwerke auch hinsichtlich des technischen Aufbaues die Folgerichtigkeit zu erweisen. Es ist auch in den Augen des Berichterstatters ein vergebliches Unternehmen, den schwarzen Ritter, die plötzliche erwachende Liebe Johanna's, die Fluchscene zu Rheims irgendwie nach dem Maßstabe der strenggegliederten Tragödie zu untersuchen und begründen zu wollen. Der Verfasser gibt sich die möglichste Mühe, auch hier Licht zu schaffen, aber schließlich muß er doch bekennen:

> Das Motiv, weshalb der Geist auftritt, sowie sein Auftraggeber bleiben unklar, doch glaube ich aus der bedeutenden Persönlichkeit, dem achtungswerthen Charakter, welche der Dichter dem Lebenden verlieh, schließen zu dürfen, daß er nicht kommt im Auftrag der Hölle, sondern entweder getrieben vom eigenen innewohnenden Materialismus und geduldet von der leitenden Gottheit oder geradezu von dieser beauftragt. Auch dieser Antipode des Idealismus ist der göttlichen Weisheit ein geduldetes und zweckdienendes Glied des Weltgebäudes.

Wer sich mit dieser Deutung begnügen mag, dem wird man das gern lassen dürfen; wer die „Jungfrau" wie ein Zaubermärchen lesen und sich an ihren märchenhaften Schönheiten erfreuen kann, dem sei es gern gegönnt: nur muß man in einem Märchen nicht straffe psychologische Durchführung und dramatische Gliederung suchen wollen. Es war jedenfalls nicht ohne Grund, wenn Schiller alsbald nach Vollendung der romantischen „Jungfrau" sich mit dem Gedanken einer Neubearbeitung desselben Stoffs trug; es scheint mir das ein unzweifelhafter Beweis, daß der Dichter selbst erkannte, er habe sich einigermaßen im Irrgarten der Romantik verlaufen, und das Bedürfniß empfand, den wundervollen Stoff nochmals im engern Anschluß an die geschichtlichen Thatsachen zu behandeln. Schiller führte diese Absicht nicht aus; aber es erscheint doch der Schluß gerechtfertigt, daß man gerade die „Jungfrau" nicht sowol versuchen darf, zu verstehen, als ohne scharfe Prüfung zu genießen; sie verträgt eine solche ebenso wenig als die „Braut von Messina", deren Analyse der Verfasser auch verständigerweise unterlassen hat. Die den drei Abhandlungen beigegebenen Anmerkungen enthalten fleißig zusammengetragene, sehr lehrreiche Nachweise über die Entstehung der drei Stücke, ihre Wirkung und die darüber gleichzeitig und später gefällten Urtheile.

6. Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Achter und neunter Band. — A. u. d. T.: Froschmeuseler. Von Georg Rollenhagen. Herausgegeben von K. Goedeke. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 7 M.
7. Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Neunter Band. — A. u. d. T.: Gedichte von Simon Dach. Herausgegeben von Hermann Oesterley. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 3 M. 50 Pf.
8. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Achtunddreißigster und neununddreißigster Band. — A. u. d. Titeln: Heinrich von Ofterdingen. Von Novalis (Friedrich von Hardenberg.) Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Julian Schmidt. Martin Luther oder die Weihe der Kraft. Von Z. Werner. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Julian Schmidt. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. Jeder Band 3 M. 50 Pf.

Nr. 6 u. 7 gehören zu der zahlreichen Reihe von Neudrucken älterer Werke, durch welche die Verlagshandlung F. A. Brockhaus sich das besondere Verdienst erwirbt, Dichterwerke, welche in ältern Drucken theilweise kaum erreichbar sind, in handlicher Gestalt und mit sachkundigem Vorworte einem weiten Leserkreise abermals darzubieten.

Zunächst liegt als achter und neunter Band der „Deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts" Georg Rollenhagen's „Froschmeuseler", herausgegeben von K. Goedeke, vor. Die umfassende Einleitung schildert des Dichters im ganzen wenig bewegtes Leben, verfolgt sein Wirken als Lehrer, Prediger und Dichter und betrachtet sodann sein Gedicht selbst, alles in jener einfachen, durchaus sachgemäßen Weise, wie es der Herausgeber zu thun pflegt.

Von den „Deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts" liegt der neunte Band vor in den ausgewählten „Gedichten" von Simon Dach, herausgegeben von Oesterley; er theilt uns in gleicher Weise mit, was über Dach's Leben und Wirken bekannt ist. Die Gedichte selbst sind geschieden in „Geistliche Lieder", „Weltliche Lieder" und „Vermischte Gelegenheitsgedichte". Als bescheidene Bemerkung darf hier geäußert werden, daß die hochdeutschen Verdolmetschungen zu Dach's bekanntestem Liede, dem samländischen „Anke von Tharau" nämlich, etwas zahlreicher hätten sein dürfen; sogar des gewöhnlichen Plattdeutschen kundige Leser werden schwerlich alles verstehen.

Schließlich Band 38 und 39 der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" (Nr. 8) führen uns so recht in die Dämmerwelt der Romantik mit Novalis' „Heinrich von Ofte- dingen" und Werner's „Weihe der Kraft". Bei Bände haben eine kürzer gehaltene Einleitung von Julia Schmidt, welche nach einem übersichtlichen Blick auf da Leben der Dichter wie auf die übrigen Werke derselbe

die Beziehung der hier erneuerten Dichtungen zu den Zeitgenossen beleuchtet, in des Verfassers meistens etwas viel voraussetzender Weise. Insofern beide Dichtungen für die Zeit ihrer Entstehung durchaus charakteristisch sind, verdienen sie dauernde Beachtung, wenn uns gleich heutzutage Werner's „Luther" mehr als wunderlich vorkommen mag.

Den verschiedenen verdienstlichen Unternehmungen, welche die Ausbreitung der Kenntniß von theilweise verschollenen Dichtwerken der letzten vier Jahrhunderte sich zum Ziele setzen, läßt sich nur ein gedeihlicher Fortgang wünschen.

9. Franz Stelzhamer. Biographische Skizze von Johann Ewald Engl. Zweite Auflage. Wien, Hölder. 1874. 8. 2 M.

Ein anspruchsloses Büchlein, gewidmet dem Andenken des 1874 gestorbenen oberösterreichischen Dialektdichters Franz Stelzhamer. Derselbe ward am 29. November 1802 im Dorfe Großpiesenham unfern Ried im Innviertel geboren, eines Bauern Sohn. In der Jugend hütete er die Geißen und Gänse, kam dann zur Schule, lernte beim Kaplan Latein, besuchte von 1816—24 zu Salzburg und Graz das Gymnasium. Der Vater hätte aus dem fähigen Jungen gern einen Geistlichen gemacht, aber Franz hatte dazu keine Lust, sondern widmete sich 1825—28 zu Graz und Wien dem Studium der Rechtswissenschaft, war ein paar Jahre lang Erzieher, wollte dann Maler werden. Völlige Mittellosigkeit bewog ihn, der Kunst zu entsagen; er entschloß sich 1832, dem Vater den Willen zu thun und Geistlicher zu werden; nach einem Jahre aber merkte er, daß er dazu durchaus nicht tauge und trat nun, völlig mit dem Vater zerfallen, aller Hoffnung bar, zu Passau in eine wandernde Schauspielertruppe. Dieselbe machte nach einem Jahre bankrott, und Franz mußte sich in Gasthofe vom treuen „Müederl" auslösen lassen. Bereits vielfach hatte er höchst anmuthige Lieder in der Mundart der Heimat gedichtet; mit dem Vortrage derselben zigeunerte er nun von Stadt zu Stadt, von Kloster zu Kloster, ein willkommener Gast, zunächst Unterschriften für die Sammlung seiner „Gedichte" und einen Verleger zu suchen. Als er einen solchen gefunden, kehrte er heim ins Vaterhaus, seinen Liedern die letzte Feile zu geben; die Aussicht, des Sohnes Gedichte gedruckt zu sehen, versöhnte den strengen Vater, welcher bald danach starb.

Dieser erste Band der Lieder, erschienen 1837, machte Stelzhamer's Namen alsbald weit bekannt in Oesterreich und verschaffte dem Dichter die nähere Beziehung zu den bedeutendsten Schriftstellern der Hauptstadt. Noch mehrere Bände dieser Dialektdichtungen folgten, auch Prosaarbeiten, die geringern Anklang fanden. Stelzhamer's Stärke bestand in seinem lebendigen Vortrage, und er selbst liebte es, als Fahrender durch die österreichischen Lande zu ziehen und seine Lieder vorzutragen; einmal kam er sogar bis München und Stuttgart. Nachdem er sich 1845 verheirathet, nahm er seinen Wohnsitz in dem heimatlichen Ried. Angewiesen allein auf den Betrag seiner nicht eben umfassenden dichterischen Arbeiten und seiner Vorträge, durch die letztern zu einem unsteten Wanderleben genöthigt, lernte der „Franz von Piesenham" wol auch die bittere Noth des Lebens kennen, aus der er sich dann wieder zu den Freunden nah und fern flüchtete. Verwitwet, zog er 1860 nach Linz über, nachdem ihm die oberösterreichischen Stände ein Jahrgeld von 600 Gulden bewilligt hatten, welches den Sorgen des unsteten Volkspoeten ein Ende machte. Als später dieses Gehalt aus Staatsmitteln auf 1000 Gulden erhöht wurde, da war die Sonne des Glücks aufgegangen und Franz Stelzhamer verheirathete sich 1868 zum zweiten mal. Fortan lebte er still, beschäftigt mit dem Ordnen seiner Gedichte, zog auch, den Siebzigern nahe, noch etliche male aus zu poetischen Vorträgen; sein siebzigster Geburtstag wurde durch reiche Huldigungen der Freunde verschönt; so verschied er nach glücklichem Lebensabend am 14. Juli 1874 zu Henndorf, seinem letzten Wohnorte. Die Stände von Oberösterreich gewährten dankbaren Sinnes der Witwe und den beiden hinterbliebenen Kindern des vaterländischen Dichters Pension und Erziehungsgelder.

Es ist erklärlich, daß Dialektdichtungen nur ausnahmsweise über den engen Kreis ihrer Heimat hinausgehen; von den österreichischen Dialektdichtern war es wol keinem beschieden. Auch Stelzhamer, der bedeutendste derselben, ist außerhalb seines engern Vaterlandes nicht gerade bekannt geworden, so sehr er es nach den Liedern verdient, die in dem mit Liebe geschriebenen Werkchen enthalten sind. Möchte dasselbe dem Dichter daheim und draußen neue Freunde gewinnen!

10. Harmlose Studien von Hermann Frommann. Erster Band: Prosaische Aufsätze. Jena, Fr. Frommann. 1874. 8. 2 M. 40 Pf.

Unter diesem Titel hat der jüngst verstorbene Verfasser, Gymnasiallehrer zu Büdingen, ein Büchlein herausgegeben, welches einige wissenschaftliche Vorträge und pädagogische Aufsätze zusammenstellt. Jene behandeln in recht hübscher und ansprechender Darstellung Martial und die Schmarotzer der antiken Komödie; der dritte Aufsatz: „Lateinisch und deutsch. Sprachvergleichende Beobachtungen auf dem Gebiete des stilistischen Geschmacks", stellt metaphorische Ausdrücke der beiden Sprachen mit Kenntniß und Geschick einander gegenüber. Unter den vier pädagogischen Aufsätzen, welche im Grunde, sowenig wie der dritte, dem hier zunächst besprochenen Gebiete angehören, begegnen wir mancher treffenden Beobachtung aus dem Schulleben. Der Verfasser bietet sein Büchlein mit Bescheidenheit und gutem Behagen dem Leser an, die Darstellung ist frisch und gewandt, hin und wieder von jugendlicher Burschikosität. Es spiegelt sich in dem bunten Inhalt, mit dem Vorwort zu sprechen, „das Leben eines deutschen Gymnasiallehrers mit seinen praktischen und theoretischen Interessen, seinen Leiden und Freuden" wider; so wird es auch seine Freunde finden.

Wilhelm Buchner.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" vom 21. April lobt den Geist und musterhaften Edelmuth, in welchen „Französische Skizzen und Bilder" von L. Herwarth von Bittenfeld geschrieben sind.

Ueber „Grundlehren des Christenthums, aus dem Bewußtsein des Glaubens im Zusammenhange dargestellt", von Daniel Schenkel, sagt das Blatt: „Schenkel kann im ganzen als der Vertreter des freisinnigen Protestantismus gelten, und sein Handbuch der christlichen Lehre läßt ziemlich deutlich bemessen, bis zu welchem Grade der Rationalismus durch die strenge Kritik, die er zugleich von der reactionären und freidenkenden Schule religiöser Meinung erfahren, modificirt worden ist. Die Wirkung kann einerseits an dem wärmern und wohlthuendern Stil des Gedankens und Ausdrucks und andererseits an dem Aufgeben aller gezwungenen Erklärungen erkannt werden. Etwas vom frühern Geiste ist freilich übriggeblieben; so, wenn Schenkel, nachdem er das Wunder in jedem praktischen oder verständlichen Sinne aufgegeben, ernsthaft bemerkt, daß, nach allem, der wirklich wesentliche und erbauende Theil der Lehre das Zugeständniß sei, daß der letzte Grund der Dinge unbegreiflich ist."

„System der gesammten Ethik" von L. R. Landau wird, als nichts Neues bietend, mit wenigen Worten abgethan; hingegen „Adam Smith und Immanuel Kant" von August Oncken als eine neue und interessante Vergleichung begrüßt.

Ueber: „Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung" von J. Leyser, heißt es: „In seinen beiden Eigenschaften als Anbahner einer Reform im Erziehungswesen und als erfolgreicher Jugendschriftsteller ist Campe zu einer Biographie berechtigt, und es ist lehrreich, ihn in ersterer mit den Mustern der praktischen Pädagogik unserer Zeit zu vergleichen. Wenn, mit den Vertretern unserer schlaffern und gemüthlichern Zucht verglichen, dieser Apostel deutscher Aufklärung etwas trocken und phantasielos und zu ausschließlich rationell und der Nützlichkeitslehre huldigend erscheint; so kann man andererseits unmöglich seiner männlichen Selbständigkeit und gesunden Vernunft, seinem Glauben an die menschliche Natur und seinem uneigennützigen Wohlwollen Bewunderung versagen. Für die Philanthropie war Campe jedenfalls begeistert, und die Vorzüge und Mängel eines für die Sache der Prosa eifrigen Zeitalters sind vollständig in ihm verkörpert. Viel von seinem Erfolge hatte er allerdings seinem persönlichen Einfluß zu verdanken, den seine lebhaften und intelligenten Züge erklären helfen. Als Jugendschriftsteller gehört er in die Kategorie der englischen Aikin und Barbauld, steht aber kaum so hoch wie diese. Sein gelungenstes Werk ist sein «Robinson der Jüngere».... Robinson Crusoe sollte indessen nur ein Buch für Knaben sein, und selbst von diesem engern Gesichtspunkte aus scheint es der Nachahmung an erzählendem Geschick, Lebendigkeit und dichterischer Wahrheit zu fehlen, während es sehr unkünstlerisch durch eingeschobene Gespräche nach dem «Hofmeister, George und Harry» Muster unterbrochen wird."

Ueber „Friedrich Chopin, sein Leben, seine Werke und Briefe" von Moritz Karasowski heißt es unter anderm: „Der Verfasser beklagt die Vernichtung des umfangreichen Briefwechsels durch die Unvorsichtigkeit russischer Soldaten im Jahre 1863 bei Gelegenheit eines Feuerwerks als einen unaussprechlichen Verlust. Soweit es diese Biographie betrifft, ist das allerdings der Fall; doch vermindert seine hohe Werthschätzung der von ihm abgedruckten Briefe unser Vertrauen zu seinem Urtheil. Solches Lob verdienen sie nicht. Freilich waren sie in polnischer Sprache geschrieben und leiden ohne Zweifel sehr unter der ungeschickten deutschen Uebersetzung. Dasselbe Gebrechen benachtheiligt das ganze Werk. Karasowski schreibt zwar das Deutsche grammatikalisch richtig, doch mit einem Zwange, der seinen Stil schmuckloser und unzusammenhängender macht, als er es sonst sein würde. Auch leidet der Verfasser durchweg an dem Nachtheil ungenügenden Materials; seine wirkliche Belehrung ist sehr dürftig, und für die interessanteste Episode im Leben Chopin's, sein Verhältniß mit George Sand, hat er sich auf nichts als den bloßen Klatsch aus zweiter Hand zu stützen. Er leistet jedoch seinem Andenken einen Dienst, indem er nachweist, daß Chopin nicht seine Braut für die geistreiche Schriftstellerin verließ, sondern von ihr verlassen wurde. Uebrigens schreibt Karasowski durchgängig in einem vortrefflichen Geiste; er hat eine Lücke in der biographischen Literatur so gut ausgefüllt, als seine Mittel es gestatteten; und wenn sein Mémoire kein anderes Verdienst hätte, würde er um die Literatur sich schon dadurch verdient gemacht haben, daß er die werthlose Rhapsodie in Gestalt einer Biographie, welche dem Namen Liszt's nicht gerade zur Ehre gereicht, vollständig beseitigt hat. Der technische Theil seines Buchs scheint außerdem dazu geeignet, sehr nützlich zu sein."

Die in „Beethoven. Nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen" von Ludwig Nohl enthaltenen Mittheilungen, sagt das Blatt, seien zwar von sehr ungleichem Werthe, verdienten aber alle aufbewahrt zu werden, und alles zusammengenommen bildeten sie ein sehr anziehendes Buch.

Die zwei neuen Romane von Schriftstellern von Ruf: „Ein Kampf um Rom" von Felix Dahn und „Die neuen Serapionsbrüder" von Karl Gutzkow, sind nach der „Saturday Review" vom literarischen Gesichtspunkte aus wegen ihrer sichtbaren Bemühung bemerkenswerth, der sprichwörtlichen Schwerfälligkeit des deutschen Romans eine Abwechselung zu geben und die Lebhaftigkeit und Bewegung des französischen nachzuahmen. Dahn suche dies Ziel durch raschen Dialog und kurze Sätze, Gutzkow hauptsächlich durch eine freigebige Anwendung von Ausrufungszeichen zu erreichen. Ersteres sei das bessere, und Dahn sei auch glücklich in seinem Stoffe, der ihn in den Stand setze, sein Werk mit malerischen Gestalten und aufregenden Ereignissen anzufüllen. Gutzkow hingegen schildere die gewöhnliche Gesellschaft im gewöhnlichen Stil der Romanschriftsteller, deren Ziel ein Compromiß zwischen Roman und Thatsache sei.

„«Verloren — gewonnen. Eine Erzählung aus London» von W. Brand", heißt es dann, „ist eine hübsche und muntere Erzählung von einem Verfasser, der mit englischen Sitten und Gebräuchen sowie mit der Topographie von London außerordentlich gut bekannt zu sein scheint. Die Geschichte beginnt im Britischen Museum und endet in der Nähe des Albert-Denkmals, welches sich in des Verfassers Geist in dem vielleicht befriedigendsten Lichte darstellt, in welchem man es betrachten kann — als ein Zeichen nämlich des guten Vernehmens zwischen England und Deutschland."

R. Prölß' „Katechismus der Dramaturgie" wird als nützlich bezeichnet für alle, die sich dem Drama zu widmen wünschen, in welcher Richtung es auch sei.

„Der Dichter der «Reime eines Verschollenen», herausgegeben von Georg von Oertzen, ist gewandt im Sentimentalen oder in den spruchreichen Weisen, aus denen die umfangreiche Sammlung hauptsächlich besteht; dessenungeachtet ist es unwahrscheinlich, daß die Veröffentlichung derselben ein allgemeines Verlangen nach des Dichters Wiederkehr in die Gesellschaft hervorrufen werde."

Nach einer kürzern Besprechung der „Grundzüge einer exacten Psychologie" von Rudolf Medem, von welchem Werke die „Westminster Review" (Quartal April bis Juni) sagt, es sei wegen seiner autobiographischen Persönlichkeiten bemerkenswerther, als wegen seiner Ansichten über die Mechanik der Empfindungen, welche es behandelt, wenngleich es dadurch von Werth sein werde, daß es die getrennten Arbeiten solcher Männer wie Weber, Wundt und Helmholtz verbindet, wird das Werk „Die Gesetze des menschlichen Herzens" von Albrecht Krause einer Beurtheilung in genannter Review unterzogen: „Das Ziel, welches Krause sich gesteckt, ist zwar von nicht geringer Wichtigkeit und erheischt kein geringes Maß von Arbeit, und wir wundern uns nicht zu erfahren, daß dem Werke ein

siebzehnjähriges Studium vorausgegangen ist. Doch kann man bezweifeln, ob diese vielen Lebensjahre mit Nutzen hingebracht worden sind. Ein großer Theil des Werks scheint uns wenig mehr zu sein als eine nicht allzu geistreiche Bearbeitung der Ergebnisse der Kant'schen «Kritik der reinen Vernunft».... Interessanter als diese peinlich analytischen Definitionen scheint auf den ersten Blick der siebente Theil zu sein, welcher die Gefühle des Strebens und der Erwartung behandelt. Doch auch hier begegnen wir derselben zurechtgemachten Methode, und wir schließen das Buch mit dem Gefühle, daß, wenn Krause, wie er behauptet, die geistigen Vorgänge auf die Elemente ihrer Zustände zurückgeführt, er dabei alles, was in diesen Vorgängen werthvoll ist, in den Verfeinerungen einer unverständlichen Analyse hat verdampfen lassen."

Dann heißt es: „Mit einem Gefühle der Erleichterung wenden wir uns von den mathematischen Symbolen und analytischen Sätzen in Krause's «Herzen» zu den gelungenen Beleuchtungen und geistreichen Lehren der «Vorschule der Aesthetik» von Gustav Theodor Fechner. Der zweite Theil des Werks bekundet die nämliche ausgebreitete Erfahrung und Gabe der lichtvollen Auseinandersetzung, wie die, welche den ersten Theil kennzeichneten; wenngleich, wie wir hinzufügen müssen, die hedonistische Neigung, welche alle Kunst der Lust, welche sie hervorbringt, unterordnet, diesmal noch mehr hervortritt. Fechner ist jedoch kein Parteivertreter; die Schlüsse der «Psychophysik» setzen ihn in den Stand, die Anhänger der gegnerischen Kunstansichten mit kritischem, wenn nicht unparteiischem Auge anzusehen. In diesem Geiste erörtert er die Streitfrage zwischen denjenigen, welche sich in künstlerischen Erzeugnissen für den Stoff und denen, welche sich für die Form erklären. Beide, weist er mit Recht nach, können nicht ausschließliche Geltung verlangen.... Zwischen Idealismus und Realismus in der Kunst hegt Fechner eine dogmatischere Ansicht, doch ist er keineswegs blind gegen die ideale Composition, die in der Kunst nothwendig ist.... Keine noch so bescheidene Thatsache gibt es, die nicht dazu dienen könnte, seine Theorien zu beleuchten.... Eine zweite Reihe ästhetischer Grundsätze bildet, wenn sie auch etwas kurz gefaßt sind, eine werthvolle Ergänzung der ersten Reihe von Gesetzen, welche der frühere Theil enthält. Alles zusammen ist Fechner's «Vorschule» ein Buch, welches von allen, die sich für die Kunstkritik interessiren, mit sehr großem Nutzen wird gelesen werden."

Bibliographie.

Albrecht, E., Kaiserlieder. München, Th. Ackermann. Br. 8. 1 M.

Bader, J., Deutsche Frauen-Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 3 M.

Beyer, C., Festspiel zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät des deutschen Kaisers Wilhelm I. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 80 Pf.

Bibliothek für Haus und Reise. 33ster Bd.: Die Erben von Moosdorf. Von J. Mühlfeld. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Communismus und Socialismus. Ein Vortrag. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 40 Pf.

Cooper, J., Der verlorene Welttheil oder die Sklaverei und der Menschenhandel in der Gegenwart. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Englischen übersetzt und erweitert von H. Sohaux. Berlin, Bohne. Gr. 8. 2 M.

Der Culturkampf vor dem Richterstuhle seiner eigenen Gesetze. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dedenroth, E. H. v., Aus dem Grabe gerettet. Novelle. Berlin, Brigl. 8. 2 M. 40 Pf.

Dóczi, L., Der Kuß. Lustspiel. Aus dem Ungarischen. Von der ungarischen Akademie der Wissenschaften mit dem Graf Teleki-Preise gekrönt. Wien, Rosner. 8. 3 M.

Eckstein, E., Ein Pessimist. Lustspiel. Leipzig, Hartknoch. 8. 2 M. 50 Pf.

Eggers, H., Schloß und Stadt Ploen. Eine geschichtliche Skizze. Kiel, Homann. Gr. 8. 3 M.

Florn, H., Ein Freimaurer. Roman. 1stes bis 3tes Heft. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. à 50 Pf.

Frommel, E., Johann Christian Poggendorff. Leichenrede. Nebst eigenhändigen Lebensnachrichten, Reden und Briefen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 M.

Gaskell, G., Algerien wie es ist. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von M. v. Weißenthurn. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 8. 8 M.

Graser, O., Geschichte des königlich bayerischen X. Jäger-Bataillons von seiner Gründung bis zum Schlusse des Jahres 1874. Auf Befehl des königlichen Bataillons-Commandos verfaßt. Aschaffenburg, Krebs. Gr. 8. 2 M.

Hartung, G., und A. Dulk, Fahrten durch Norwegen und die Lappmark. Stuttgart, Kröner. 8. 6 M.

Haus-Theater. 8tes Heft: „Ach, du lieber Augustin" oder: Im Hause spukt's! Schwank von T. v. Rodowicz. Leipzig, Freese. Gr. 8. 50 Pf.

Henne-Am Rhyn, O., Allgemeine Kulturgeschichte von der Urzeit bis auf die Gegenwart. 1ster u. 2ter Bd. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. à 9 M.

Herchenbach, W., Die Welt. Wanderungen über alle Theile der Erde. 3tes Bdchn. — A. u. d. T.: Italien. 3tes Bdchn. Rom. I. Regensburg, Manz. 8. 1 M. 50 Pf.

Herrmann, E., Ein Drama aus dem Leben. Erzählung. Berlin, Brigl. 8. 2 M. 40 Pf.

Leander, R., Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 16. 3 M.

Neues belletristisches Lese-Cabinet der besten und interessantesten Romane aller Nationen. 1738ste bis 1755ste Lfg.: Zwei Frauen. Roman von G. T. Cimino. Aus dem Italienischen von Wilhelmine Furchheim. 2 Bde. — Neuland. Roman von J. Turgénjew. Aus dem Russischen übersetzt von H. v. Lankenau. Wien, Hartleben. 8. à 45 Pf.

Montepin, X. de, Der Verurtheilte. Roman. Aus dem Französischen von A. v. Wouwermans. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Wien, Steyrermühl. 8. 7 M. 20 Pf.

Most, J., Der Kleinbürger und die Socialdemokratie. Ein Mahnwort an die Kleingewerbtreibenden. Augsburg, Volksbuchhandlung. 8. 50 Pf.

Reese, A., Blüthen von der rothen Erde. Gedichte. Dortmund, Krüger. 1876. Gr. 16. 50 Pf.

Neumann, B., Die heilige Stadt und deren Bewohner in ihren naturhistorischen, culturgeschichtlichen, socialen und medicinischen Verhältnissen geschildert. Hamburg. Gr. 8. 14 M.

Nohl, L., Mozart's Leben. Für die Gebildeten aller Stände erzählt. 2te verm. u. verb. Aufl. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 8. 6 M.

Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. Herausgeber: P. Lindau. 1ster Jahrgang. April 1877 bis März 1878. 12 Hefte. Berlin, Stilke. Gr. 8. Vierteljährlich 5 M.

Oertzen, G. v., Deutsche Träume, deutsche Siege. 1848—1871. Gesammelte vaterländische Dichtungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 M.

Pfeiffer, A., Im Gebirge. Operette. In Musik gesetzt von C. Kuntze. Op. 226. Leipzig, Kahnt. 8. 1 M.

Pfizmaier, A., Der Nebel der Klage. Ein japanesisches Zeitbild. Wien, Gerold's Sohn. 1876. Imp.-4. 4 M.

Prochaszka, A., XI Thesen an den Spiritismus und seine Anhänger beantwortet. Budapest, Tettey u. Comp. 1873. Gr. 8. 60 Pf.

Prutz, H., Die Besitzungen des Deutschen Ordens im Heiligen Lande. Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Franken in Syrien. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 50 Pf.

Rehorn, E., Darstellung und Beurtheilung der Ansichten Kant's über den Religionsunterricht. Wetzlar. 1876. Gr. 8. 1 M.

Reinkens, J. H., Luise Hensel und ihre Lieder. Bonn, Neusser. Gr. 16. 3 M. 60 Pf.

Renan, E., Spinoza. Rede. Autorisirte Uebersetzung von C. Schaarschmidt. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M.

Reuter, R., Die vereinigte freisinnige Partei. Berlin, Springer. Gr. 8. 80 Pf.

Schmidt-Weißenfels, Die Zeitgenossen. Biographische Bildnisse. I. Papst Pius IX. Stuttgart, W. Müller. 16. 50 Pf.

Sickel, T., Ueber Kaiserurkunden in der Schweiz. Ein Reisebericht. Zürich, Höhr. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Sind wir unsterblich? Gedanken über die Fortdauer der Seele. München, Franz. Gr. 16. 80 Pf.

Poetisch-historische Spiegelbilder. Zur Darlegung und Heilung der Schäden unserer Zeit beleuchtet durch H...r. Mit einleitenden Bemerkungen von T. Scheerer. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 16. 1 M.

Stahr, A., Aus der Jugendzeit. Lebenserinnerungen. 2ter u. letzter Bd. Schwerin, Hildebrand. 8. 3 M. 25 Pf.

Steinmann-Bucher, A., Wie wir Volkswirthschaft treiben. Ein rückhaltloses Wort. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Pädagogische Studien. Herausgegeben von W. Rein. 13tes Heft: Die gewerbliche Bildungsfrage und der industrielle Rückgang. Von K. Bücher. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Politische Tagesfragen. 1. Rußland und England von Junius junior. Berlin, Behr. 8. 1 M.

Taine, H., Die Entstehung des modernen Frankreich. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Das vorrevolutionäre Frankreich. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Todt, R., Der radikale deutsche Socialismus und die christliche Gesellschaft. Versuch einer Darstellung des socialen Gehaltes des Christenthums und der socialen Aufgaben der christlichen Gesellschaft auf Grund einer Untersuchung des Neuen Testamentes. Wittenberg, Rust. Gr. 8. 6 M.

Turgenjeff, J., Die neue Generation. Roman. Deutsch von W. Lange. 1ster Halbbd. Berlin, Wallroth. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die mecklenburgische Verfassungsfrage. Deren Geschichte und gegenwärtiger Stand. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Volger, F., Denkzettel. Posse mit Gesang mit freier Benutzung einer Winterfeld'schen Humoreske. Landsberg a/W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

Wackernell, J. E., Walther von der Vogelweide in Oesterreich. Innsbruck, Wagner. 8. 2 M.

Widmann, J. V., An den Menschen ein Wohlgefallen. Pfarrhausidyll. 2te umgearbeitete Aufl. Zürich, Schmidt. 16. 2 M. 50 Pf.

Wimmer, J., Ueber Religion und das Ewige im Christenthum. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 50 Pf.

Witzleben, K. Freih. v., Pro et contra Maria Stuart, Königin von Schottland und ihr Verhältniss zu Jacob Earl von Bothwell, nach Briefen und Akten dargestellt und psychologisch betrachtet. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Woermann, K., Neapel. Elegien und Oden. München, Th. Ackermann. Br. 8. 1 M. 50 Pf.

Wyl, W., Spaziergänge in Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Amalfi, Pästum, und im Museo Borbonico. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 17. Mai 1877.

Neue Romane.

V.

Karl Gutzkow's „Serapionsbrüder".

Aehnlich wie Spielhagen's „Sturmflut", zunächst durch die Feuilletons einer größern Zahl von Zeitungen eingeführt, ist der neue Roman Gutzkow's jetzt auch im Buchhandel erschienen:

Die neuen Serapionsbrüder. Roman in drei Bänden von Karl Gutzkow. Breslau, Schottlaender. 1877. 8. 13 M. 50 Pf.

Mit der „Sturmflut" hat der Roman Gutzkow's manches gemeinsam: er spielt meistens an demselben Orte, in der Reichshauptstadt, in derselben Zeit, der Gründungsepoche; den Gründern ist in beiden Romanen eine große Rolle zuertheilt. Die Erinnerung an den letzten großen Krieg ist dadurch wach gehalten, daß der jugendliche Held in beiden ein Reservelieutenant ist, der den letzten Feldzug nach Frankreich mitgemacht hat; und auch das ist beiden Romanen gemein, daß dieser Held mit seiner Entwickelung nicht im Mittelpunkte der Handlung steht, sondern in dem Roman des „Nebeneinander" auch nur eine Stelle neben den andern einnimmt. Auch ein Bildhaueratelier spielt in beiden Romanen eine nicht unwichtige Rolle. Damit ist aber auch die Reihe der Aehnlichkeiten erschöpft. Der Spielhagen'sche Roman ist nicht nur viel umfassender, sondern auch viel anspruchsvoller als derjenige von Gutzkow; er befriedigt aber auch die Ansprüche, die er erhebt, indem er einen Grundgedanken, die Parallele zwischen der socialen und elementarischen Sturmflut, zum Grundstein und auch zum Eck- und Schlußstein der künstlerischen Architektonik macht. Die breite epische Ausführung des Culturgemäldes der Jetztzeit in der „Sturmflut" erinnert mehr an die großen Romane des „Nebeneinander", die Gutzkow in früherer Zeit geschaffen hat. Seine „Serapionsbrüder" geben uns nur einen Ausschnitt aus dem Leben der Gegenwart; der Titel des Romans hat nicht eine für das Werk selbst maßgebende und grundlegende Bedeutung, wie dies bei der „Sturmflut" der Fall ist; er hat für den dargestellten Lebenskreis kaum eine tiefere Beziehung, als eine die Peripherie desselben berührende Tangente.

Die neuen Serapionsbrüder sind, ihres hochtönenden Titels entkleidet, der an den Heiligen des Wahnsinns in Amadeus Hoffmann's „Serapionsbrüder" erinnert, eine Wirthshausgesellschaft mit lebendigen Debatten über die verschiedensten Tagesfragen. Der Unterschied des Gutzkow'schen Werks von Hoffmann's „Serapionsbrüdern" liegt auf der Hand. Hoffmann's geselliger Kreis bildet, wie das bei den indischen, arabischen und mongolischen Märchen, bei Chaucer und Boccaccio und auch im Tieck'schen „Phantasus" der Fall ist, den Rahmen für eine Reihe von Erzählungen, die hier vorgetragen werden. Bei Gutzkow handelt es sich nicht darum, sondern ein zusammenhängender Roman, in den einige der neuen Serapionsbrüder als mitwirkende Helden verwebt sind, geht selbständig neben diesen Plaudereien her und wird von ihnen nur gelegentlich gestreift. Trotzdem ist indeß ein Berührungspunkt vorhanden; denn auch die Hoffmann'schen Serapionsbrüder unterhalten sich nicht immer in der Art und Weise der Scheherasade, sondern sie sprechen auch über Musik, Theater, Somnambulismus und mancherlei, was den Autor selbst interessirt, ganz wie die neuen Serapionsbrüder, nur mit dem Unterschied, daß hier Politik und sociale Fragen in den Vordergrund der Unterhaltung treten, ein Unterschied, in welchem sich zugleich der Unterschied der Zeiten, besonders derjenige der romantischen und modernen Literaturepoche spiegelt.

Wir können diese Gespräche der Serapionsbrüder als etwas Selbständiges, als ein großes Gutzkow'sches Feuilleton, als eine Causerie über die wichtigsten Fragen der Gegenwart, von dem Organismus des Ganzen los-

lösen und unter die kritische Lupe nehmen; wir haben um so mehr ein Recht dazu, als die Eigenart des Gutzkow'schen Geistes, die allerdings auch die Schilderung der eigentlichen Romanhandlung durchdringt, sich hier mit besonderer Schärfe ausprägt. So viel Esprit in dem Feuilleton der Gegenwart consumirt wird: Gutzkow, einst ein Progone desselben, ist jetzt keineswegs zu einem nachhinkenden Epigonen geworden; er ist nach wie vor kein witzhaschender Feuilletonist, kein Gedankenjongleur, der nach dem geschickten Auffangen der in die Luft geschleuderten Bälle und Kugeln sich mit Grazie vor dem Publikum verbeugt; ihm ist der Esprit nicht Selbstzweck; auch verschmäht er es, durch die flüchtigen Parfums zu reizen, mit denen sich der fashionable Humor von Kopf zu Fuß besprengt; er hat die Schärfe, aber nicht die Flatterhaftigkeit des modernen Geistes. Die Essenz der Dinge ist ihm die Hauptsache; die Gesinnung der Grund und Boden, aus dem die Pflanze seines Esprit erwächst. Daß derselbe dabei etwas Bohrendes und Nagendes hat, daß eine pessimistische Lebensanschauung überwiegt, daß er in Bezug auf unsere Kunst und unser Staatswesen mit Vorliebe die Schattenseiten herauskehrt: das mag ihn misliebig machen bei allen, welche die wohlfeile Kunst der Fanfarenbläserei hochstellen; jedenfalls gibt diese sarkastische, hin und wieder etwas schwarzgallige Haltung seinem Zeitfeuilleton das Gepräge der Originalität. Und worüber unterhalten sich die Serapionsbrüder? Bisweilen über sehr absonderliche Dinge, wie z. B. über die Trottoirkrankheit, deren Pathologie bisher noch kein berühmter Arzt festgestellt hat und die allerdings als Introduction des Ganzen uns von Haus aus in eine Atmosphäre nervöser Ueberreizung führt. Doch in den folgenden Gesprächen, in denen übrigens die Charaktere der Sprechenden mit Consequenz festgehalten sind, sodaß die Dialoge mehr dramatisch als Platonisch sind, werden unsere Kunst, Theater und Musik, Staat und Gesellschaft einer meistens misvergnügten Beurtheilung unterzogen, die, was das neue Deutsche Reich betrifft, an Sacher-Masoch's „Ideale unserer Zeit", an die Gespräche zwischen Andor und Graf Rion erinnert, nur daß Gutzkow mehr ein grollender Frondeur, Sacher-Masoch aber ein entschiedener Gegner unserer politischen Neugestaltung ist.

Eine Blütenlese aus diesen Gesprächen wird Stimmung und Haltung derselben am klarsten erweisen:

„Daß eine Menge öffentlicher Beweise von Untreue, Verrath, Ueberläuferei, Gewalt ohne die Züchtigung der öffentlichen Meinung durchgegangen ist", begann Wolny mit einer eigenthümlich markigen, aber sich wenig erhebenden Stimme, wie sie guten Lehrern eigen ist, „das mag schwer auf uns allen ruhen! Ich glaube, unsere Zeit ist gewissenskrank! Meliora probo, deteriora sequor! Das Bessere und Gute ist erkannt, das Schlechte, Falsche wird gepriesen und angenommen. Heute ist Montag, heute erscheinen keine Blätter. Nun kann man ja wol sagen, wie in dieser viel zu großen Masse von Zeitungen (jedes Local-Ankündigungsblatt wuchs zu einer Zeitung und zuweilen auf Befehl) ein Wust von Thatsachen und Auffassungen gedankenlos nachgedruckt wird, wo man bei jeder Zeile innehalten und sagen möchte: Aber ist denn das nicht alles erfunden? Oder: Ist das nicht alles rücksichtsvoll auf Den und Den und Das und Das? Man lese doch nur diese Notizen über fürstliche Reisen, über Bälle der Großen, über die dabei entfalteten Toiletten! Der liberale Stolz, sich nicht um dergleichen zu kümmern, hat vollkommen aufgehört. Man buhlt nur um Gunst und flüchtige Ehre. Die deutschen Fürsten, durch den Bundestag schon längst zum Abdanken morsch geworden, sind wie neu befestigt! Dann ist das Judenthum nach langer Absperrung wie mit eingestemmten Armen in die Verkehrswelt eingedrungen und hat in den Gründungen und Consortien mit einem auf germanischem Boden ganz neuen Geschrei und mit seinen Geldmitteln das Unglaublichste geleistet. Das Geglaubte, ob es nun wahr oder falsch, ob gerecht oder unbillig, ob echt oder nur zum Schein ist, entscheidet. Das Geglaubte wird nicht untersucht, nicht geprüft, man staunt nur, glotzt, reißt die Augen auf! Der Matador ist der Sieger! Und durch irgendein Hinterpförtchen schließt sich selbst der Ehrliche, der Freisinnige, der Charakter Prätendirende dem Schwindel an. Gehen Sie ins Theater! Das Stück ist erbärmlich! Man fühlt es, man weiß es! Aber die Claqueurs rasen, und «es wird doch gut gespielt!» lautet das fast allgemeine Urtheil. Von der Ueberhebung des Unbedeutenden, von der ständigen Angewiesenheit des Bedeutenden auf ganz gewöhnliche Trompeterei, die aber das Stadtprivilegium hat, will ich nicht reden! Denn eine Aristokratie des Geistes gibt es nicht mehr. Nur eine Tyrannei der Faiseurs führt das Wort. Schopenhauer schrie zwanzig Jahre ins Leere: Ist die Philosophie der Leute nicht die meine, so sind sie Dummköpfe! Allmählich wurde das gehört und geglaubt. Unsere Wissenschaftszustände, das Büchermachen, das Berufenwerden der Professoren von Abdera nach Thule und von Thule nach Abdera, über alles das hat unsere Zeit — ein schlechtes Gewissen, und daher die allgemein mangelnde Lebensfreude!" ...

Man blieb nun, theilweise aus einer Art Verlegenheit, bei der deutschen Bühne stehen. Man bemitleidete ihren niedrigen Stand. „Sie wird doch geradezu", sagte der freisinnige Fabrikant, „von der deutschen Nation mit Füßen getreten! Nirgends regt sich das ästhetische Gewissen! Die Herrschaft des Blödsinns, der Abhängigkeit von Frankreich treibt keinem die Schamröthe ins Gesicht! Auf die Fürsten, die Intendanten und die ganze nur scheinliberale Richtung der Zeit ist dabei die meiste Schuld zu werfen! Ich bin überzeugt", fuhr der Mann fort, „unsere höchsten Personen, denen das Theater so viel Geld kostet, könnten einen Preis ausstellen: «Funfzig Mark zahle ich für jeden Brief, in welchem ein Intendant einen deutschen Dichter, wie etwa Iffland gethan, in freundlicher Weise und mit entgegenkommenden Bedingungen zur Thätigkeit für die Bühne auffordert.» Ich bin überzeugt, der Mäcen würde für diese Autographensammlung nicht 150 Mark ausgeben!" — „Es ist der Geist der Brutalität", fuhr, als sich das Lachen gelegt hatte, eine andere gewichtige Stimme, die des Gerichtsraths Eller, fort, „ein Geist, der auf fast allen Gebieten bei uns das Wort zu führen anfängt! Doch wir sprechen vom Theater. Das Theater ist der Tummelplatz der Emporkömmlinge ohne wahre innere Verantwortlichkeit! Der Geist der Decharge, die diesen Thespiskarrenführern entweder vom frivolen Sinn eines Monarchen oder dem bestochenen Urtheile einer gewissenlosen Kritik täglich ertheilt wird, führt allein das Scepter! Es ist dasselbe Thema, das unsere Nation dem Franzosen und Engländer, sogar dem Schweizer, so verächtlich erscheinen läßt. Unsere Siege erscheinen ihnen unverdient und nur als zufällig gewonnen!" ...

„Ein Vereinfachen der deutschen Reichsmaschine ist für mich, den Fabrikanten, ein Werkstaatsgedanke! Da muß es subtile Arbeit geben, Gedanken feiner Ueberlegung! Maschinenöl, Schmeichelei, macht Fehler im Mechanismus allein nicht gut! So meine ich auch, was an überflüssigem Enthusiasmus herausdampfen will, das ist auch vom Uebel und muß fort! Deutscher Chauvinismus — das werden Kinder, die mit papiernen Mützen Soldaten spielen! Männer haben sich in das Erworbene bald gefunden und denken nur darüber nach, was durch falsche Ausbeutung des Erworbenen, stetes Zurückkommen auf denselben Gegenstand, übertriebene Hast, alles unter Einen Hut in Deutschland zu bringen, für andere Lebenssphären Nachtheiliges eintreten könnte. Meine Herren, ein gewisser grassirender Uebermuth, eine gewisse gedankenlose Genußsucht, ein gewisser erlaubt scheinender subtiler Rauf- und Raubgeist, ein

Rest übler Angewohnheiten aus dem Kriege, wo sich ein niederträchtiger Humor («andere könnten es nehmen, also nimmst du's!») entwickelte, alles das hat Stimmungen in Deutschland erzeugt, die man, verbunden mit den sogenannten Compromissen, am kürzesten als Streberthum zusammenfaßt, eine der greulichsten Erscheinungen unserer Tage. Unsere Schulen, unsere Universitäten, die Wissenschaft, die Verwaltungssphäre, alles steckt voll von diesem Streberthum! Der Nationalaufschwung erlahmt darüber. Rom und die Internationale werden den Vortheil davon haben!" Am lebhaftesten Widerspruch, besonders bei den Oberlehrern und Schulrectoren, konnte es auf eine so pessimistische Behauptung nicht fehlen. Der Major a. D. Brandt nickte jedoch unausgesetzt Beifall. „Die Streber hat es von je gegeben!" rief die mächtige Baßstimme des emeritirten Schulrectors Weigel. „Schiller, Goethe, Wieland, Herder, die ganze deutsche Kunst und Literatur waren Streber! Kant nehme ich aus, auch Fichte! Aber Schelling und Hegel waren Streber! Leibniz, der Matador unter ihnen, Voltaire, beide waren Fürstenschmeichler, hatten zweierlei Philosophien, die eine für Plato und Aristoteles und die andere für die Landgräfinnen und Baronessen ihrer Zeit!" ...

„In der That, meine Herren, große Männer gibt's nur in Entwickelungsperioden! Meist sind große Männer Märtyrer! Unser Volk hat kein Talent für die Anerkennung von Märtyrern. Das beweisen die schlechten Geschäfte der Deutschkatholiken und der Altkatholiken. Ohne die Fürsten wäre Luther vollständig geliefert gewesen. Der Zeitgeist hat sich zu helfen gewußt! Wie der liebe Gott am siebenten Tage sagte: «Siehe, alles ist gut!» so haben ja auch wir jetzt die Herrschaft des absolut Vortrefflichen! Wozu der Streit! Wir besitzen den Fanatismus der Zustimmung! Wir haben nichts als nur große Männer! Sogar im Reichstage!"

Natürlich beschränken sich die Reflexionen und Gedanken über Zeit, Welt und Leben nicht blos auf den Kreis der Serapionsbrüder; sie sind durch alle Dialoge der Hauptpersonen verstreut, und gegen den Schluß hin spricht der Lieblingsheld des Autors, Ottomar, ein pessimistisches Glaubensbekenntniß aus:

„Sittliche Weltordnung ist eine Phrase, die nur zur Beschönigung von Lüge und Heuchelei dient! Wo bleibt bei «sittlicher Weltordnung» die verrathene Gerechtigkeit? Wo ist die überall gestörte Harmonie? Harmonie ist da — durch unsere Vernichtung! Unsere Ignorirung! Sind nicht Tausende der herrlichsten Schöpfungen untergegangen? Die schönsten Standbilder, die herrlichsten Tragödien? Wo ist Alcäus? Wo Phrynichus? Wer rettete das stille Bewußtsein einer edeln That? Wo stehen die Retter angeschrieben verborgenen, ewig, ewig dunkel bleibenden Verdienstes? Nein, Freund, dem chaotischen, bösen Zufall, der diese Welt regiert, gegenüber, dem ungeheuern Gesetze der Regelmäßigkeit und Unerbittlichkeit, bleibt uns nichts übrig als Trotz, Standhalten, Widerpart mit den ehrlichen Waffen der Bildung und der Waffe eines richtig organisirten Herzens! Das ist die Errungenschaft der Zeit, und da ist der Pessimismus dem grausamen Welträthsel gegenüber berechtigt!"

Daß die Handlung des Romans im ganzen auch in pessimistischer Beleuchtung steht, ist keine Frage; die Negativbilder überwiegen, vorzugsweise die Negativbilder der Ehe; gegen dies Institut wendet sich die Skepsis des Autors nicht blos in einzelnen Betrachtungen, sondern in der objectiven Darstellung selbst; man erschöpft den Inhalt des Romans, der sich in sehr verschiedene Gruppen vertheilt, am besten und am leichtesten, wenn man von dieser Seite an ihn herantritt und ihn als einen Beitrag zur Physiologie der modernen Ehe betrachtet. Die Frauen besonders erfreuen sich der vollen Ungunst der Beleuchtung.

Wenn wir mit denen beginnen, die für die Handlung selbst in zweiter Linie stehen, da begegnet uns die Frau des Justizraths Luzius mit ihren beiden Töchtern Sascha und Zerline:

Die Frau litt, wie bekannt, an dem Uebel aller großen Städte, dem noch ein neuer Molière zu wünschen ist, an der Sucht, gesellige Verbindungen anzuknüpfen. Zu jener Hochzeit im Evangelium wurden nicht so viel Gäste zusammengetrommelt, wie Frau Justizrath Luzius aufzuraffen verstand, ob nun im Winter zu den Bällen, oder im Sommer in den Bädern, zu Partien, zu Picknicks. Sascha und Zerline brachen oft mit einem: „Aber Mama!" dazwischen, wenn die Mutter eine eben erst gemachte Vorstellung schon zur Anknüpfung von einer Menge Fragen und zuletzt zu einer Einladung zum Thee benutzte. Der Vater sagte dann wol in seiner Art: „Sie ist eben die Tochter eines Kunstverlegers und demzufolge aufs Subscribentensammeln angewiesen!" Die Augen der Justizräthin, z. B. im Theater, im Zoologischen Garten, gingen immer wie auf der Suche. Jäger können nicht so nach Wild lugen, Hunde nicht so schnuppern, immer suchte sie eine Entdeckung zu machen. Die Töchter waren im Grunde ebenso. Sie hatten nur etwas mehr Takt, um ihre jähe Bekanntschaftssucht zu verbergen.

Das Resultat dieser Ehe war für den glücklichen Besitzer einer solchen Frau, daß er sich zuletzt aus Verzweiflung erhängt, allerdings auch von Gewissensbissen verfolgt wegen einer längstverjährten Schuld. Sein Freund macht aber die Familienverhältnisse vor allem für den Selbstmord verantwortlich:

„Aus Schmerz um ein liebloses Weib, um lieblose Kinder!" rief Schindler mit vollster Ueberzeugung. „Aus Schmerz über ein verfehltes Leben, ein mühevolles, pflichtentreues, ewig unbelohntes! Nur andern gehörte es! O, immer nur arbeiten, immer nur Geld schaffen, niemals zärtlicher Dank, niemals sanfte, gütige, fürsorgliche Liebe, alles ein ewiges Muß! Muß! Gib! Gib! O, das läßt die Wagschale im Urtheil hoch, hoch für ihn steigen! Du Aermster! Du Aermster!"

Eine andere Gesellschaftsdame ist die Commerzienräthin Wolny, die Witwe eines reichen Fabrikanten, welche den jüngern Gelehrten geheirathet hat und körperlich schwer leidend, außerdem von Eifersucht verzehrt wird:

Inzwischen war um die Commerzienräthin schon jene Lebendigkeit eingetreten, die um sie her herrschen mußte, um sie in dem Glauben an die Unzerstörbarkeit ihres Lebens zu erhalten. Wenn sie nur Menschen sah, wenn ihr nur prächtige Kleiderstoffe entgegenlachten, Carossen der Aristokratie vorfuhren, dann hatte sie Anhalt an die Welt, von welcher die grausame Wirklichkeit ihres Leidens ausgeschlossen war. Dann konnte sie dem Arzte Versicherungen geben, daß sie keinen Ball besuche, dem Justizrath Luzius ein baldiges Testament versprechen, dem Sohne einen ernsten Vorhalt machen und zuletzt ihren „geliebten Mann" umarmen und liebkosen. War sie aber allein, ohne Anregung, und versagte ihr die Kraft, sich aufzuschwingen, Gesellschaft zu sehen, dann traten alle Schreckgestalten vor ihr Auge. Dann waren Wolny und Martha bereits verbunden! Dann verkaufte jener die Fabrik, zog in glücklichere Gegenden, in wonnige Gefilde, in die Schweiz, schwelgte mit der schönen schlanken Geliebten in Italien — während sie im Grabe moderte.

Auch diese Ehe ist ein Schattenbild. In der That liebt Wolny die frische und schöne Martha und heirathet sie auch, nachdem er von seiner Gattin durch den Tod erlöst ist.

Ein ironisches Licht fällt auf eine dritte Ehe, die bei Beginn der Romanhandlung schon durch den Tod geschieden ist. Die alte Gräfin Treuenfels hat ihren Gatten schwärmerisch geliebt; eine gute Frau, die aber leider

unschön, nie fesselnd war und älter als der Mann; sie läßt ihm ein Denkmal errichten mit den allegorischen Gestalten der Treue, Beständigkeit und Liebe. Nun hat sich aber der Todte gerade nicht durch diese Vorzüge ausgezeichnet; er hat seiner Gattin den Rücken gekehrt und, während er vorgab im Casino zu sein, seine Abende bei einer liebenswürdigen Nebenbuhlerin zugebracht, ein Verhältniß, das nicht ohne Folgen blieb. Das aus demselben stammende Kind, Edwina, spielt in zweideutiger Lebensstellung sogar eine Hauptrolle in dem Roman; sie erhebt Geldansprüche an den Erben des Grafen, den jungen Udo. Der alten Gräfin bleibt dies längere Zeit verborgen, bis ein theologischer Streber, Merkus, sich ihrer Unwissenheit erbarmt und ihr alles verräth. Seitdem verwandelt sich die Liebe der Gräfin zu ihrem Seligen in Haß, und sie sorgt dafür, daß in einer Winternacht die Wunder der Bildhauerkunst, die Treue, Liebe und Ergebenheit des Grabmonuments, von dem Hammer zerschmettert werden. Ein Bild der sogenannten ehelichen Liebe über das Grab hinaus!

Bedeutsamer für den Roman ist eine Ehe, die im Verlauf der Handlung selbst geschlossen und gelöst wird: die Ehe des jungen Grafen Udo mit Ada von Forbeck, eine vorbestimmte Familienehe. In Bezug auf dies Verhältniß können wir indeß dem Dichter nicht den Vorwurf ersparen, daß er die Motivirung etwas zu leicht genommen hat. Beide schließen die Ehe mit einer andern Liebe im Herzen und sind dann so behaglich bereit, sich wieder zu scheiden und den Wahlverwandtschaften ihres Herzens zu folgen, daß wir keine ernstere Theilnahme für solche leichten Conflicte finden können; eine schärfere psychologische Motivirung würde hier wol am Platze gewesen sein. Als der Graf noch zögert, sich von Ada zu trennen, zerhaut diese den Knoten durch einen Eclat, indem sie sich in Mannskleidern in das Zimmer ihres geliebten Ottomar, des Referendars und Reservelieutenants, begibt. Darauf Scheidung und Wiedervermählung, alles in Ruhe und Frieden und correct nach den Ehegesetzen.

Ada ist offenbar ein Liebling des Dichters, obgleich der erste Steckbrief, den ihr Gatte Nr. 1 von ihr entwirft, nicht allzu schmeichelhaft lautet:

> Die dritte, Ada von Forbeck, für ihn eine jener Dutzenderscheinungen der vornehmen Welt, immer leidenschaftlich bewegt, zornig, polternd, im Kundgeben ihres Willens rücksichtslos, in ihren Launen und Einfällen tyrannisch, schwatzhaft wie ein Kind, verurtheilend, wie ihr der Wind die Worte zutrug, die würdige Schwester, wie es ihm erschien, ihres mit Schulden belasteten Bruders, der seinerseits fast eine Ehrensache daraus zu machen schien, daß es zwischen dem Grafen Udo und seiner Schwester nun baldigst zur vollen Richtigkeit kommen müßte.

Doch wie sie sich selbst einführt: das erscheint wol etwas zu roh und geschmacklos. Zum Grafen Udo, der am Piano sitzt, sagt sie: „Sie machen Musik? Die Tour ist vorüber? Gott sei Dank! Da freue ich mich ja wie ein Hund.“ Ueber die Berechtigung dieses Vergleichs finden ziemlich triviale Debatten statt. Später sagt sie einmal, sie tanze wie ein Bär. Diese Naivetät, die ihre Vergleiche aus der Menagerie nimmt, hat gerade nicht viel Anziehendes.

Zu den dunkeln Familienbildern gehört auch die Ehe des rückenmarkkranken Assessors Rabe mit seiner koketten und speculativen Ehefrau. Diesen Ehefrauen wird nun „das Weib an sich“ entgegengestellt, das Weib „ohne die Mucken der Ehefrauen, Mütter und Töchter“. Der alte Graf schwärmte dafür:

> Das „Weib an sich“ — das war ihm der Begriff, den die Dichter besungen hätten, den das Hohelied Salomonis besungen hat! Im gewöhnlichen, namentlich christlichen Leben existirt das „Weib an sich“ nicht mehr, nur im todten Mariendienst der Kirche. Es würde immer mehr abhanden kommen mit den Eisenbahn-Billeteusen, den Telegraphistinnen, den Medicinerinnen u. s. w., wenn wir nicht Poeten, Schwärmerinnen, das Mormonenthum und ähnliche Hülfsmittel hätten, die dem Manne das „Weib an sich“ erhielten!

Die Aspasien der attischen Demi-Monde werden indeß nicht ohne laesio enormis in unser modernes Leben übersetzt; sie erhalten alsbald einen tragischen Zug. Eine Aspasia ist in unserm Roman Edwina Marloff, des alten verstorbenen Grafen „natürliche Tochter“, die als Kind schon die wunderbarsten Abenteuer in Ungarns Puszten erlebt hat, später dem Vater ein trauliches Heim bereitet, dessen täglicher Besuch nicht von Verdächtigungen fernblieb. Ihr Pflegevater ist ein Geometer Marloff, eine originelle, etwas wüste Natur. Bei dem Beginne des Romans selbst finden wir Edwina damit beschäftigt, aus dem Nachlaß des Grafen die Summe von 30000 Thalern für sich zu erobern, was ihr auch gelingt; sie verwendet diese Summe dann als Speculation, um eine glänzende äußere Existenz zur Schau zu stellen und damit eine ebenso glänzende Ehe zu erobern. Fast gelingt es ihr, einen vornehmen Musikenthusiasten, einen Fürsten Rauden, zu kapern; doch als dieser Plan gescheitert, als sie sich auch in der Liebe zu Raimund Ehlerdt getäuscht und das Geld verbraucht ist, wird aus der Aspasia der Salons eine Prostituirte der Straße. Gleich bei dem ersten Ausgang zu solchen Absichten indeß findet eine tragische Katastrophe statt: sie erliegt der Wuth ihres Pflegevaters, der sie meuchlings überfällt.

Das Bestreben, diese problematische Existenz für uns anziehend zu machen, ist dem Autor nur zum Theil gelungen. Die schwunghafte Regierungsräthin Brennicke mit ihrer Vorliebe für Balladen von Seekönigen und versunkenen Städten, die sie sich zur Gesellschafterin angenommen, der das Urproblem suchende Philosoph und Lyriker Dieterici und andere Figuren, die den Salon Edwinens beleben, geben ihm wol ein gewisses Lustre; die Schönheit Edwinens selbst hat etwas Anziehendes, denn sie wird uns geschildert als ein Mädchen von schlankem Wuchs, untadelhafter Form, edlem Kopf, wunderschönen großen braunen Augen mit schwarzen Wimpern und Augenbrauen und aschblondem Haar. Doch die psychologische Entwickelung ist zu skizzirt; es fehlt ihr an Tiefe und damit auch unserer Theilnahme an nachhaltiger Erwärmung; wir erfahren nur beiläufig, daß sich Edwina ernstlich in Raimund Ehlerdt verliebte, bis sie erkannte, daß dieser am Säuferwahnsinn zu Grunde gehende Demagog eine ganz verlorene Existenz war. Hier mußte eine Verirrung des Herzens, das sich aus schnöder Speculation zu wahrhafter Neigung aufrafft, und gerade damit scheitert, wärmer und eingehender geschildert werden, um uns den Sturz in den Abgrund, der dieser folgte,

begreiflicher zu machen. Die äußerliche Gestaltung der Katastrophe hat indeß etwas Gezwungenes.

Gegenüber Edwina sind Helene, des Bildhauers Tochter, Ottomar's Schwester, und Martha Ehlerdt die idealen Gestalten des Romans. Graf Udo liebt Helenen schon, als er mit Ada verheirathet ist; nach der Scheidung wirbt er um ihre Hand, die ihm aber versagt bleibt. Die Neigung Helenens zu dem amerikanischen Seemann Holl gehört ebenfalls mehr zu den faits accomplis des Romans, die uns auf einmal fertig aufgetischt werden, als daß sie in allmählicher Entwickelung und Steigerung unsern Antheil gewinnen. Mehr ist dies bei der Liebe Martha's zu Wolny der Fall.

Außer der Katastrophe bei dem Feste Wolny's, wo sich doppelte Intriguen kreuzen und diejenigen, die ein Testament zu entwenden suchen, durch die Knallpatrone, die ein Anhänger der rothen Internationale dort ausgestreut, verrathen werden, und außer der komischen Kindtaufkatastrophe mit dem Wasserspritzen findet sich kein massenhaftes Tableau mit äußern Effecten und abschließender Bedeutung. Die Spannung selbst, welche der Fortgang der Handlung erzeugt, ist eine mäßige; der Blick ist bald hierhin, bald dorthin gerichtet und für den zugemessenen Raum ist eine Ueberfüllung nicht abzuleugnen; der Dichter hat zu viel Personen zu Gast geladen.

Wieder wie in Spielhagen's „Sturmflut" ist die Frage nach einem Helden des Romans aufzuwerfen, ohne Aussicht auf befriedigende Antwort. Die Lieblingsgestalt des Autors ist wol Ottomar; auch ist seine Liebe zu Ada am wenigsten karg dargestellt: doch ein Held, dessen Entwickelung so im Mittelpunkte steht, daß alles andere ihm mehr oder weniger dienstbar wird, ist er durchaus nicht: die Handlung bewegt sich mehr in excentrischen als in concentrischen Kreisen und hat daher verschiedene Mittelpunkte und sich kreuzende Peripherien. Wir wollen dem Roman des Nebeneinander sein Recht nicht nehmen; sicherer aber der Wirkung ist ein Roman mit einem Haupthelden, wie „Wilhelm Meister" und „Titan", „Quentin Durward", „Waverley" und „Guy Mannering".

Die Satire des Autors richtet sich nicht nur gegen das Gründerthum, dessen drei bankrotte Vertreter, Baron Forbeck, Baron Kohn und Justizrath Rabe, mit kaustischem Humor geschildert sind, sondern auch gegen die ostensible Wohlthätigkeitsmanie, welche Gutzkow bereits in einem der weniger erfolgreichen Lustspiele, „Lenz und Söhne", verspottet hat.

In stilistischer Hinsicht bietet der Roman nichts Glänzendes und Blendendes; aber der Stil ist stets bewegt, lebendig, bezeichnend und treffend; er hat epigrammatische Schärfe, weniger die epische Getragenheit, den vollen Wogenschlag der Darstellung, wie ihn die „Ritter vom Geiste" besaßen. Das Skizzirte des Inhaltes bestimmt auch oft die Form; wo die Handlung sich nur in allgemein gehaltenen Linien fortbewegt, kann auch die Darstellungsweise nicht ein in die Breite gehendes Behagen gewinnen. Hier und dort finden sich kleine stilistische Verknöcherungen, besonders bei Infinitivbildungen; das „Vorhandensein", „Angesehenwerden" steigert sich zum „Aufpassenmüssen", „das zum Durchbruch kommen wollende Princip", „du ewiger Aufpostensteher" u. a., so heißt es: „Die das Sterbenmüssen versüßende Minne". Ebenso finden sich oft Einschaltungen, die bisweilen, wie die folgende, doch trivial und überflüssig erscheinen:

> Ohne sich im mindesten durch den Besuch stören zu lassen, setzte der in den Offizierstand Uebergegangene, der den Krieg mitgemacht und dann plötzlich quittirt hatte (andere sagten, quittiren mußte), Cigarrenwolken entsendend (Graf Udo bot dem Eingetretenen, nach gegenseitiger Vorstellung der sich seither Entfremdeten, die offene Kiste dar und schien, wol der Tante wegen, erfreut, als Ottomar ablehnte und nicht rauchte, wie er selbst), Forbeck setzte, sagen wir, seinen Vortrag fort.

Oder:

> Als das lucullische Mahl beendigt war, von den angeheiterten Herren jeder seinen Ueberzieher, die Würdenträger ihre Haltung wiedergewonnen hatten, der unumgängliche Trinkgeldobolus an den Hauptdiener der Herrschaft, der zugleich Kassenbote und Vertrauensmann in allem war — das Stiefelputzen besorgten Hülfsgeister, die heute sämmtlich in Livrée und weißen Handschuhen staken —, war die Wanderung der beiden Freunde in die Arbeitsregion gefolgt.

Kleine Anachronismen, wie das dritte Examen, mit dem Ottomar zu thun hatte, obschon es zur Zeit, wo der Roman spielt, nur noch zwei juristische Examen gibt, fallen weniger ins Gewicht.

Für die Darstellungsweise Gutzkow's mag die Schilderung des Besuchs, den Ada in Männerkleidern bei Ottomar macht, als Probe dienen:

> Da klopft es. Ottomar blickt kaum auf. Ada's Stimme lag tief und war etwas rauh. Sie trat ein, schlug rasch hinter sich die Thür zu, und noch ehe Ottomar auf sein Herein! aufgestanden war und vom Papier den braunlockigen Kopf abgewendet hat, beleuchtet der grelle Lampenschimmer die lieblichen Züge der Gräfin Treuenfels. — „Gott im Himmel!" war Ottomar's erster Ausruf. Die Stimme versagte ihm. Er konnte nicht weiter reden. Eine ganze Welt brach ihm zusammen. Gewiß ist es ein schöner Ruhm um das, was ihr die Tugend und die Sittlichkeit nennt. Aber dich alten, grämlichen Schulpedanten im Pelzschlafrock mag ich nicht über dies Thema sprechen hören, oder dich, der du nur am Castnotischklatsch dich erlabst und an der neuesten eben frisch angekommenen Zeitung! Auch dich nicht, du eitler Poet, „Stolz der Nation" in der Reclame, der du nur an deinem Ruhm, an dessen Mehrung herumbosselst und Phantasie und überfliegende Stimmung nur für deinen Geldsack hast! Warum seid ihr so sittlichkeitshochmüthig? Weil ihr innerlich hohl, trocken, gewöhnlich, philisterhaft durch und durch seid! Ottomar urtheilte an sich nicht so. Sollte er aber jetzt den Höllenzwang Faustens nehmen und der als Mann gekleideten, geliebten, wie mit einem Blumenregen voll Anmuth und Schalkhaftigkeit über ihn her sich beugenden Frau ihn entgegenhalten mit einem: Du sollst mich hören noch stärker beschwören? Nein, selbst für den so streng erzogenen Ottomar, den ausgesprochenen Realisten, den Virtuosen der Selbstbeherrschung, den entrüsteten Bekämpfer der ihm vom Staatsanwalt Stracks zugeschickten, mit Beschlag belegten Bücher der Rabe'schen Fabrik, stand „sittliche Entrüstung" jetzt nur in den Lehrbüchern der Moral, nicht unterm Sternenzelt. Dort am nächtlichen Himmel herrschten andere Grundsätze und auch hier jetzt beim Schimmer seiner kleinen Petroleumlampe. Staunen, Erkennen, Erschrecken, Zusammenbrechen aller Bedenken. Es war das Werk einer einzigen Secunde — „Ada! Sie wagen das —! Um Gotteswillen —! Wir sind ja verloren —!" Alles Uebrige, was Merkus würde gepredigt haben, kam annähernd über Ottomar's Lippen, auch was Papa Althing gesagt haben würde; aber es fand keinen Anklang — Ottomar lachte selbst vor Seligkeit, den holden Knaben zu umfangen. „Ei was", sagte er als ihm wieder ein Anflug von Reue kam, „Papa kann sich manchmal zu einer gewissen Größe aufschwingen. Besonders, wenn er

an Italien und an seine eigene Jugend denkt! Die Situation war auch bei ihm manchmal stärker als die Ueberlegung!" Der reizende, lachende Jüngling wurde gefragt: „Ist diese gewagte Tollheit nur für ein einziges mal bestimmt, oder soll sie öfters wiederholt werden?" — „Rechnest du schon wieder, du ewiger Aufpostensteher? Bist wie eine Schildwacht, die immer nur rundum sieht! Denk' doch jetzt rein an gar nichts!" — „O ich weiß, ich weiß", sagte Ottomar, während ihm Ada auf dem Schoße saß, „wir rennen in die wahnsinnigsten Dinge, nur um zu zeigen, daß wir nicht feige sind! Was wird nun aus unserm Leben, aus dieser Götterstunde herauskommen?" Ada lachte zu allem. Ottomar war ein Opfer ihrer entfesselten Wildheit. Er wollte reden von einem Zurückgelenktwerden des Geschehenen in die übliche Ordnung, worauf Ada den Wächter auf dem Rathhausthurm, den Globus auf der Sternwarte anrief (man konnte beide durchs Fenster sehen), sie sollten sich doch des Vorfalls bemächtigen, ihn auskrähen, herumkugeln, entstellen, in die Morgenblätter bringen, in die Hofzeitung, in die Provinzialcorrespondenz, wohin sie wollten. Unter Lachen ging alles Uebrige zu Grunde. Je mehr Widerspruch, desto mehr Wind, um den Blütenbaum zu schütteln. Reelle Hoffnungen über dies und das brachen zusammen. Ach! Auch der treffliche, so wohlmeinende Staatsanwalt mit allen seinen Berufungen auf Sitten-, Staats- und Polizeigesetze, die da auf dem Tische lagen, der gute Protector Ottomar's, lag wie von Mahlo und seiner ganzen Bande geknebelt, vorläufig machtlos auf dem Tisch. — „Die Geschichte, die natürlich ruchbar wird, ruinirt zuvörderst meine Carrière!" seufzte Ottomar. Er sprach, wenn er den Mund frei hatte. Ada sang: „Inowraclaw!" nach der Melodie: Nach Sevilla! „Ein Weib in Männerkleidern ist augenblicklich des männlichen Schutzes bedürftig! könnte man wol sagen", fuhr er fort. „Nun hast du dein Erstens und Zweitens, und nun genug —!" unterbrach Ada alles Sinnen und reuige Grübeln. Zuletzt zog Ottomar sich an, nahm seinen Ueberzieher und begleitete den Wagehals nach Hause.

Man wird aus dieser Probe erkennen, wie bei Gutzkow die Schilderung mit Reflexionen durchwirkt ist, und hierin vielleicht eine Schädigung des naiv epischen Stils erblicken; doch gerade durch diese seine Eigenart behauptet Gutzkow seine hervorragende Stellung unter den zahlreich auftauchenden neuern Talenten. Seine Darstellung ist überall geistdurchdrungen; feine und würzige geistige Arome duften uns gleichsam aus allen Poren derselben entgegen, und wenn dadurch in die künstlerische Harmonie etwas Zersetzendes kommt, so darf man nicht vergessen, daß die ungestörte Hingabe an den Stoff und das Aufgehen der dichterischen Eigenheit in demselben zwar den Standpunkt höchster Kunst bezeichnet, aber auch ebenso auf der niedrigsten Literaturstufe, bei der Jahrmarkts- und Leihbibliothekenromantik zu finden ist.

Gutzkow hat etwas von Jean Paul, was die Vorliebe für Extrablätter und eine fortlaufende Spiegelung der Handlung im geistigen Leben betrifft: nur daß diese Reflexe bei Jean Paul mehr der überschwenglichen Empfindung, bei Gutzkow dem feinspinnenden Verstande angehören.

Rudolf Gottschall.

Zur neuern Literaturgeschichte.

Beiträge zur Geschichte des Feuilletons von Ernst Eckstein. Zwei Bände. Leipzig, Hartknoch. 1876. 8. 6 M.

Die Aufsätze Eckstein's, die vor einiger Zeit zuerst von der Zeitschrift „Unsere Zeit" veröffentlicht wurden, erscheinen hier in sogenannter zweiter Auflage und werden gewiß manchem Leser auch in Buchform willkommen sein, da bei der allgemeinen Verbreitung der feuilletonistischen Darstellung und Schreibweise in unserer Zeit eine Geschichte des Feuilletons und seiner Vertreter beinahe ein Bedürfniß geworden ist. Ueberdies darf Eckstein als geeignete Persönlichkeit zur Abfassung einer solchen Geschichte angesehen werden, da er unzweifelhaft einer der bessern und begabtern deutschen Feuilletonisten genannt werden muß und völlig mit dem zu behandelnden Gegenstande vertraut ist. Trotzdem aber kann natürlich von einer abschließenden objectiven Geschichte des Feuilleton keine Rede sein. Erstens ist der Gegenstand dazu viel zu umfassend, zweitens kann der Begriff des Feuilleton einstweilen schwerlich endgültig definirt und specificirt werden, und drittens passirt dem Verfasser einer Geschichte des Feuilleton heutzutage sehr leicht das, was Jean Paul („Vorschule der Aesthetik", §. 26) von demjenigen behauptet, der das Lächerliche definiren will. Der baireuther Humorist sagt nämlich: „Wenn ein Programmatist, der das Lächerliche analysiren will, das Erhabene voraussendet, um bei dem Lächerlichen und dessen Analyse anzulangen, so kann sein theoretischer Gang sehr leicht zu einem praktischen ausschlagen." Ebenso wird es heute dem Feuilletonisten gehen, der das Feuilleton analysiren will. Er wird über dem praktischen Gange den theoretischen gar bald vergessen und den Begriff des Feuilleton feuilletonistisch behandeln. Auch Eckstein bewahrheitet den Satz, wie Jean Paul bekanntlich ebenso den seinigen durch sein eigenes Beispiel bethätigte. Er bietet uns keine objective Geschichte des Feuilleton, sondern bringt uns sehr subjectiv-gefärbte Beiträge zur Geschichte desselben. Wir wollen aber darum nicht mit ihm rechten, denn das vorliegende Werkchen prätendirt nicht mehr, als der Titel besagt, und ist überdies nicht nur sehr gut und geistreich geschrieben, sondern enthält auch eine große Fülle von positivem Material zur Belehrung. Jedenfalls hat Eckstein den Grundstein zu einer spätern derartigen Geschichte gelegt und schon allein durch das Sammeln und durch das Sichten und Lichten des Stoffs sich großes Verdienst erworben.

Man mag über die Berechtigung des Feuilleton *) — natürlich vom gewöhnlichen Standpunkte aus betrachtet — in der deutschen Literatur und über seine vielen Nachtheile und verderblichen Einflüsse, die sich sogar neuerdings auf der Bühne geltend machen, denken wie man will: das Uebel — die gewöhnliche Auffassung muß es als Uebel betrachten — ist nun einmal da. Die germanische Rasse fängt an, wie im täglichen Leben, so auch auf geistigem Gebiete nach oberflächlichem Amusement zu jagen, und fährt fort, ihrem jahrhundertalten Nachahmungstalente getreu, bei den Franzosen in die Lehre zu gehen und die auf welscher Erde erzeugten Gewächse auf heimischen Boden zu übertragen, wenn der deutsche Bo-

*) Die „Kölnische Zeitung" hat vor einiger Zeit die Verdeutschung „Blattwerk" vorgeschlagen; der Ausdruck wäre annehmbar, wenn er eine Pluralbildung zuließe.

den auch noch so schlecht für diese exotischen Pflanzen geeignet ist. Das Feuilleton muß als ein solches exotisches Gewächs angesehen werden, und seine allgemeine Verbreitung in Deutschland ist durchaus kein Gegenbeweis gegen seine verderblichen Einwirkungen. Heinrich von Treitschke sprach der deutschen Literatur gewiß kein Lob aus, als er das Schriftthum der letzten Jahrzehnte dasjenige des souveränen Feuilleton nannte. Er wußte sehr wohl, daß das feuilletonistische Schaffen einen sehr vergänglichen Eintagsfliegen-Charakter besitzt und damit viele schöne Zeit vergeudet wird, sowol was den Schreiber wie was den Leser angeht, und daß das einstweilige Brachliegen der Künste nicht zum geringsten Theile der Sucht nach ephemerer Arbeit zuzuschreiben ist. Im Grunde genommen hat das angenehm geistreichelnde Plaudern im Rez-de-chaussée einer Zeitung durchaus nicht mehr Werth als eine vorübergehende Unterhaltung im Salon, nur daß bei der letztern das gesprochene Wort von größerer Bedeutung ist und daß sich daselbst keine Einseitigkeit bemerkbar macht, wie das in jedem Feuilleton der Fall ist. Man spricht dort wie hier über Wetter, über Tagesfragen; man kritisirt dort wie hier Bücher, Musikalien und Theateraufführungen; man philosophirt dort wie hier. Dabei ist nur selten von verständnißvoller und überzeugungstreuer Kritik die Rede. Man läßt sich entweder in phrasenhafter Liebenswürdigkeit oder in gewissenloser Polemik gehen. In beiden Fällen kann man witzig und geistreich sein — und das sind ja die Hauptfactoren, mit denen das Plaudern zu rechnen hat, wenn es nicht gerade ein gewöhnliches Schwatzen sein soll, wovon hier nicht die Rede sein kann.

Es dürfte allgemein bekannt sein, wie Jules Janin, der „prince du feuilleton" und das Prototyp eines Feuilletonisten, je nach Belieben und Laune seine Ansichten wechselte; wie er von dem demokratischen und freigeistigen alten „Figaro" zum Mitredacteur an der ultramontanen und legitimistischen „Quotidienne" und von dort wieder zum „Journal des Débats" überging; wie er selbst von sich sagte, er verdiene viel Geld mit lauter schlechten Sachen, denn wollte er gute Sachen schreiben, so würde er kein Geld haben. Theodor Mundt warf dem schnell berühmt gewordenen Kritiker sogar Bestechlichkeit vor — wer weiß, ob mit Unrecht? — und traf gewiß den Nagel auf den Kopf, wenn er seine Schreibweise ein „behagliches, kokettes Sichausstrecken auf dem Faul- und Lotterbett" nannte.

Doch wir wollen uns nicht weiter in Klagen über den Gegenstand verirren; wir müssen die Sachen nehmen wie sie sind. Das Feuilleton hat sich Ansehen und Verbreitung verschafft und wird gewiß nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der Literatur bleiben. Keinenfalls darf geleugnet werden, daß auch dieses Uebel seine guten Seiten hat — wie man sich bekanntlich ja auch im schmuzigen Wasser noch die Hände rein waschen kann. Der Deutsche hat in französischer Schule mit dem Schlechten auch schon viel Gutes gelernt und wird auch hier lernen. Jules Janin's Princip, daß die Unterhaltung die Belehrung nicht ausschließe, und daß es keine Sünde sei, seine Mitmenschen zu amusiren, ist im Grunde ja nicht nur ein menschenfreundliches, sondern ein uraltes und zu allen Zeiten wiederkehrendes. Der Quintaner schon prägt sich das „Et prodesse volunt et delectare poëtae" ein. Dazu kommt noch, daß die Franzosen nirgendwo mehr ihre Naturanlage zum sogenannten chique zeigen als gerade im Feuilleton, und wenn ihnen der Deutsche da etwas abguckt und sich aneignet, so kann ihm das nur zum Vortheil gereichen. Nur nehme er sich in Acht, daß er nicht über dem Fremden sein individuelles Gepräge verliere und vernachlässige.

Das vorher über die Nachtheile des Feuilleton Gesagte ist natürlich nur cum grano salis zu nehmen. Denn es handelt sich in allererster Linie darum, was man unter Feuilleton zu verstehen hat und wie weit die Grenzen des Begriffs zu ziehen sind. Unserer Ansicht nach ist nicht jeder geistreiche Essay, der zufällig einmal in einer Zeitung abgedruckt wurde, als Feuilleton zu betrachten. Ernst Eckstein zieht die Grenzen begreiflicherweise als selbstthätiger Feuilletonist sehr weit, vielleicht zu weit, und sucht womöglich jeden, der einmal für die Tagespresse geschrieben oder einen graziös-eleganten Aufsatz veröffentlicht hat, als Collegen in seiner „Geschichte des Feuilletons" zu begrüßen. Er hält sogar „den göttlichen Plato seiner ganzen Beanlagung und Darstellungsweise nach" für einen „philosophischen Feuilletonisten so gut wie Hieronymus Lorm", und behauptet von Schopenhauer, daß seine „Schreibweise vielfach als feuilletonistisch zu bezeichnen ist". Wir sind der festen Ueberzeugung, daß mancher Schriftsteller, den Eckstein in der Folge noch als Feuilletonisten darstellt, sich vielmals für die Ehre bedanken wird, trotzdem Eckstein von vornherein sich gegen die „Herren von der alten Schule" wehrt, die nach solchen Aufzählungen „seine Arbeit misvergnügt aus der Hand legen und etwas von beispielloser Vermessenheit zwischen die Zähne murmeln" würden. Es ist aber auch kaum abzusehen, wie weit Eckstein in diesem Sinne geht. Warum nennt er dann nicht auch Goethe einen Feuilletonisten, der seine Reisen in der Schweiz, seine italienische Reise, ja seine „Dichtung und Wahrheit" gewiß auch in der von Eckstein gewünschten feuilletonistischen Darstellungsweise geschrieben hat und jedenfalls auch seinerzeit in der Tagespresse veröffentlicht haben würde, wenn dies damals Mode gewesen wäre? Heutzutage sind wir eben von einer Unzahl von Zeitungen und Zeitschriften überflutet, die alle ihre Nahrung haben müssen.

Es ist nicht zu leugnen, daß Eckstein mit großem Geschick an seine Arbeit geht und untersucht, was in eine Geschichte des Feuilleton aufzunehmen ist und wie man eine Geschichte des Feuilleton aufzufassen hat. Er raisonnirt so — ich brauche mit einiger Abkürzung seine eigenen Worte (erster Band, erstes Kapitel): Eine Geschichte des Feuilleton kann, streng logisch genommen, von drei verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen. In erster Linie wäre es denkbar, daß sie ihre Aufgabe rein äußerlich erfaßte und den Entwickelungsgang desjenigen Theils unserer Journale zum Vorwurf nähme, den der Franzose das Rez-de-chaussée nennt. In der That versteht man unter Feuilleton im zeitungstechnischen Sinne die Rubrik unter dem Striche, ohne Rücksicht auf das, was in dieser Rubrik verhandelt wird. Bei näherer Betrachtung finden wir jedoch, daß hier eine nur halbwegs systematische Lösung der Aufgabe unmöglich wäre, ja daß ein literaturhistorisches

Problem gar nicht vorläge. Das Feuilleton in dieser Bedeutung mengt die heterogensten Dinge untereinander. Die eine Zeitung bringt ernste und doctrinär gehaltene Aufsätze, die andere Romane und Novellen, die dritte endlich ein Potpourri von kleinen Notizen über Unglücksfälle, literarische Novitäten, Theaterereignisse u. s. w. Von diesem Gesichtspunkte eine Geschichte des Feuilleton zu behandeln, wäre also unstatthaft. Die zweite Möglichkeit wäre die, den Begriff des Feuilleton rein innerlich zu verstehen und lediglich solchen Erscheinungen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche diesem zur Zeit allerdings noch nicht scharf umrissenen Begriffe entsprechen. Es handelt sich hier also um die feuilletonistische Darstellungsweise. Dieser zweite Gesichtspunkt scheint, insofern man sich über die Cardinalfrage: Was heißt feuilletonistisch? die gebührende Rechenschaft gegeben hat, ein allseitig befriedigender; auch würde er zur Charakteristik des Feuilleton von heute vollkommen ausreichen. Die Mislichkeit seiner exclusiven Fassung zeigt sich erst dann, wenn man eine Geschichte des Feuilleton schreiben will, denn es hat lange zuvor Meister der feuilletonistischen Darstellung gegeben, ehe es ein Feuilleton gab, und wir müßten, wenn wir die rein innerliche Auffassung consequent durchführen wollten, bis in die Zeit des classischen Alterthums gelangen. Es ist also am besten, wenn man beide Gesichtspunkte, den äußerlichen und innerlichen, zu einem dritten combinirt, etwa wie man aus zwei im Winkel aufeinanderprallenden Kräften die Resultante zieht. Wir begrenzen, so schließt Eckstein, unsere Aufgabe nach dem äußerlichen Gesichtspunkte, indem wir nur solche Autoren als Feuilletonisten gelten lassen, die für das Feuilleton einer Tageszeitung geschrieben haben; im Bereich dieser Grenzen aber verfahren wir nach dem innerlichen Gesichtspunkte und besprechen nur solche Autoren, die der feuilletonistischen Darstellungsweise fähig sind. Wo es die Opportunität erforderte, von dieser Verhaltungslinie so oder so abzuweichen, da wird dies in aller Kürze geschehen.

Hierauf tritt an Eckstein die gewiß schwierige Aufgabe, den Begriff „feuilletonistische Darstellung" oder kurz das „Feuilleton" zu definiren, und er löst diese Aufgabe in durchaus befriedigender Weise, natürlich von seinem Standpunkte aus, der ihn das Feuilleton möglichst hoch zu halten zwingt:

> Das Feuilleton muß aus dem ganzen Reichthum der Stimmung hervorquellen, genau wie das lyrische Gedicht; ein echtes Feuilleton wird nicht gemacht, sondern erlebt. Ich erblicke das eigentliche Wesen des Feuilleton im Durchschimmern der Subjectivität.

Aus diesem Gesichtspunkte hat Eckstein mit Recht einmal die Causerie ein lyrisches Gedicht in Prosa genannt. Weiter heißt es:

> Der Feuilletonist gibt uns die Dinge wie sie sich in seiner Persönlichkeit widerspiegeln; er beleuchtet alles mit den Strahlen seiner individuellen Stimmung; er verräth überall die Theilnahme an dem Gegenstande. Hierdurch zieht er sein Publikum ungleich entschiedener in Mitleidenschaft, als der Verfasser eines trockenen Referates; ja, er schmeichelt dem Leser mit der Illusion, als ob alles, was er da liest, zur Hälfte seinem eigenen Gehirne entspringe oder doch entsprungen sein könnte. Und gerade hierin liegt vielleicht ein Hauptreiz — und ein Hauptfehler, setzen wir hinzu — dieser Darstellungsweise. Dergleichen gilt besonders vom satirischen Feuilleton. Der satirische Feuilletonist findet ein Dichtwerk, eine Institution, eine Sitte, die bei der Majorität der Menschen für höchst respectabel gilt, unberechtigt und lächerlich. Er wendet sich nun mit dieser Entdeckung vertrauensvoll und siegesgewiß an den Leser, statuirt also gewissermaßen dessen geistige Ebenbürtigkeit. Der zwischen den Zeilen hervorleuchtende Grundgedanke ist der: Ich, der Autor, sehe klarer als die Philister; du, mein Leser, der du natürlich ganz ebenso scharfsinnig bist wie ich, theilst unbedingt meine Ansicht: laß uns die Sache einmal entre nous verhandeln und in ihrer Lächerlichkeit aufdecken. Diese Zuversicht wirkt unwiderstehlich als captatio benevolentiae.

Man sieht aus diesen Erörterungen, daß Eckstein den Gegenstand als solchen klar und sicher erfaßt hat, und daß er es meisterlich versteht, ihn mundgerecht zu machen und eine Lanze für ihn zu brechen. So bewährt der Verfasser durch das ganze Buch hin seine anerkannte Force, durch geistreiche und zumeist auch überzeugende Bemerkungen in glänzendem Stile die Freundschaft des Lesers zu gewinnen. Gerade Eckstein zeigt fast in jedem Satze, den er schreibt, die echte Art des Feuilletonisten, dem Leser alte, längst empfundene und gedachte, aber vielleicht nicht zu Ende gedachte und ausgesprochene Thatsachen in angenehmer und leicht faßlicher Form aufzutischen. Auch seine „Geschichte des Feuilletons" enthält gar viele köstliche und ansprechende Bemerkungen und Erörterungen.

Was die Gruppirung und Disposition des Werks betrifft, so ist dieselbe durchgängig mit Verständniß angelegt, wenn auch die einzelnen Kapitel im Grunde genommen nur lose aneinandergeknüpfte Feuilletons sind. Die Schwierigkeit, anders zu verfahren, ist einleuchtend, da der Begriff nicht völlig feststeht, und die Lücken oder Oberflächlichkeiten, die sich vielleicht hier und dort bemerkbar machen, sind deshalb zu verzeihen. Im ganzen ist das Werkchen mit großem Fleiße gearbeitet und reich an Stoff und Inhalt. Eckstein beginnt mit den ersten feuilletonistischen Anläufen in Frankreich, die zur Zeit des ersten Kaiserreichs in dem Abbé Geoffroy ihren Vertreter fanden. Er behandelt dann in Kürze die Entwickelung und Blüte des französischen Feuilleton und verweilt ein wenig länger bei Jules Janin. Hierauf erfahren wir Näheres über Nestor Roqueplan, der vielleicht der idealste und moralischste französische Feuilletonist war, über Alphonse Karr, Francisque Sarcey, Albert Wolff, ferner über das musikalische und fachwissenschaftliche Feuilleton und das Romanfeuilleton, worüber Eckstein sehr viel Treffendes sagt. Auf deutschem Boden fängt der Verfasser mit Heinrich Heine und Ludwig Börne an und erwähnt und bespricht dann mit mehr oder minder großer Ausführlichkeit fast sämmtliche bessern Schriftsteller des jungen und jüngsten Deutschland, die sich im Essay oder Feuilleton hervorgethan haben. Von einer Eintheilung nach bestimmten Arten des Feuilleton kann dabei nicht die Rede sein. Denn man vermengt ja heutzutage in staunenswerther Weise die Plaudereien in kritischer, in ästhetischer oder wissenschaftlicher und endlich in einfacher inhaltsloser (Boulevard-Causerie) Form. Bei der Besprechung der einzelnen Schriftsteller zeigt sich Eckstein wieder allenthalben als Feuilletonist von Fach, der fast niemals den nothwendigen objectiven Standpunkt einnehmen kann. Beinahe darf man im ausgedehntern und umgekehrten Sinne die Worte auf ihn anführen, die Paul Lindau von

Janin gesagt hat: es sei ihm nicht möglich gewesen, Schriftsteller, mit welchen er im angenehmen geselligen Verkehr lebte, herunterzureißen, auch wenn sie es verdienten.

Es würde zu weit führen, alle Besprechungen und Urtheile Eckstein's einzeln durchzugehen; wir würden außerdem zu leicht auch in den subjectiv urtheilenden Ton verfallen. Mit manchen Bemerkungen wird man nicht einverstanden sein; über andere wird man sich mit vollem Herzen freuen. Zuweilen wird man Abschweifungen finden und die heutige Liebhaberei des Citirens, was auch den Feuilletonisten besonders eigen ist, zu häufig wiederkehren sehen. Zuweilen möchte man über bestimmte Autoren und Gegenstände etwas mehr hören. Im ganzen aber legt man das Buch gewiß mit großer Zufriedenheit aus der Hand, denn man hat hier und dort etwas gelernt, um nicht zu sagen genascht. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", sagt der Dichter: Eckstein hat vieles und manchem etwas gebracht.

Hans Müller.

Eduard von Hartmann's vermischte Schriften.

Gesammelte Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts. Von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1876. Gr. 8. 12 M.

Hartmann gehört zu jenen Philosophen, die, in richtiger Erkenntniß der Sache, es keineswegs unter ihrer Würde erachten, auch dem gewöhnlichen Bewußtsein, das sich vor streng zusammenhängender philosophischer Lektüre scheut, ihre Ideen näher zu bringen. Das uns vorliegende Buch enthält eine stattliche Anzahl von Aufsätzen, die bisher in verschiedenen Zeitschriften und Broschüren zerstreut waren. Sie sind sämmtlich gemeinverständlichen Inhalts; zum großen Theil beschäftigen sie sich mit Fragen, die heutzutage alle Gemüther, auch die nur aufs „Praktische" gerichteten, bewegen, und schon darum werden sie auch jenen, die sonst mit Philosophie nicht viel zu schaffen haben mögen, eine erwünschte Lektüre sein. Hartmann hat recht, wenn er diese Aufsätze für vorzüglich geeignet hält, zur Einführung in seine Philosophie zu dienen. Denn in der That, es tritt uns in ihnen die Art, wie er Welt und Leben, Ziele und Aufgaben des politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Strebens auffaßt, in umfassender und scharfer Charakteristik entgegen.

Hartmann ordnet seine Aufsätze in vier Gruppen. In der ersten gibt er uns Aufsätze vermischten Inhalts; dann folgen „ästhetische Studien"; hierauf „Beiträge zur Naturphilosophie"; und den Schluß bildet, unter dem Titel „Das philosophische Dreigestirn des 19. Jahrhunderts", eine Reihe von Aufsätzen über Hegel, Schopenhauer und Schelling.

Die vermischten Aufsätze werden durch eine Selbstbiographie Hartmann's eröffnet. Doch reicht sie nur bis zur Vollendung der „Philosophie des Unbewußten" (1867). Er glaubt mit Recht, daß er für eine Darstellung der Kämpfe, innerhalb deren er jetzt noch steht, die Bürgschaft genügender Objectivität nicht besitze. Der Aufsatz zeichnet klar und scharf die allgemeinen Linien der Entwickelung des Philosophen. Wir sehen ihn als frühreifen zehnjährigen Knaben über die Berechtigung der Kindertaufe, über den Ausschluß der todtgeborenen Kinder von der Unsterblichkeit und andere religiös-philosophische Fragen nachdenken; wir sehen, wie er rasch und resolut zu allem, was an ihn herantritt, Stellung nimmt, wie er, entsprechend der Ungenirtheit und Schonungslosigkeit, mit der er in der Philosophie das ihm als Schein und wesenlose Hülle Erscheinende, so verehrungsvoll auch zartere Gemüther daran hängen mögen, zerstört und das Uebrigbleibende mit ganz prosaischem Namen benennt, auch im Leben, ohne viel Federlesens zu machen, an alles die Maßstäbe seines scharfen Denkens anlegt, und wie gerade diese Respectlosigkeit ihn dahin bringt, mit starker Hand seinem Leben einen bedeutenden, entsprechend und würdig ausfüllenden Inhalt zu geben. Nach Ablegung des Abiturientenexamens wird er Soldat. Doch selbst die Uniform schützt nicht vor dem metaphysischen Bedürfniß. Während er einexercirt wird, schreibt er „Betrachtungen über den Geist", und während er in Spandau den Festungsdienst lernt, gibt er seinen psychologischen Ansichten in einer Abhandlung über die „Geistesthätigkeit des Empfindens" Ausdruck. Das menschliche Leben bietet oft Belege dafür, daß Schicksalsfälle, die zunächst als hemmendes, vernichtendes Unglück erscheinen, den Menschen zur Entfaltung seiner eigensten Kräfte führen und so ihn erst zu dem machen, worauf er seinem innersten Wesen nach angelegt ist. So kam es auch in dem Leben Hartmann's. Im Jahre 1861 zog er sich ein Knieleiden zu, das sich immer mehr verschlimmerte. So mußte er 1864 aus dem Soldatenstande scheiden, den er doch darum gewählt hatte, weil er „als Soldat in jeder Hinsicht am besten ein ganzer Mann werden zu können" glaubte. Schon 1862, wo ihn sein Zustand bereits an eine Aenderung seines Berufs denken ließ, faßte er den Vorsatz, für diesen Fall Maler zu werden. Allein bald fängt sein Beruf zur Malerei an, ihm höchst zweifelhaft zu erscheinen. Er geht zur Musik über und wirft sich mit aller Energie auf die musikalische Composition. Doch bald sieht er, daß er es hierin nie über eine geschmackvolle Mittelmäßigkeit bringen werde. Er verschließt seine Noten und glaubt, an allem bankrott und vom Schicksal betrogen zu sein. Jetzt erst geht es ihm auf, daß sein wahrer Beruf im Reiche des Gedankens, in der Philosophie liege. Der Kern seines Wesens ist nun bloßgelegt, von der Ueberwucherung durch vordringlichere Neigungen befreit. So sehen wir, wie Hartmann, erst nachdem er durch einen reichen, vielgestaltigen Lebensinhalt hindurchgegangen und sich am Concreten erfrischt und genährt hat, die Philosophie als Beruf erwählt.

So klar und interessant geschrieben auch dieser Aufsatz ist, so fehlt es ihm doch völlig an Stimmung und Individualität. Nirgends findet sich ein liebevolles Eingehen auf kleinere Züge des Lebensganges, nirgends wer-

den uns Situationen und Gestalten anschaulich vorgeführt. Der Aufsatz ist bloßes Gerippe, hat kein Fleisch und Blut; man hat es in ihm nicht mit einem sich in unendlicher Eigenthümlichkeit auslebenden Individuum zu thun; die scharfen, kahlen Linien zerstören jedes Verschweben und lassen es nie dahin kommen, daß man in die verborgenen Tiefen eines unendlich complicirt und vielseitig, doch aber einheitlich sich entwickelnden individuellen Grundes hinabzuschauen meine. Es ist dies nicht sowol Tadel, als vielmehr Charakteristik. Ueberhaupt ist Hartmann nicht im Stande, seine Aufsätze zu kleinen künstlerisch einheitlichen Ganzen zu gestalten, ihnen je nach der behandelten Sache eine eigenthümliche Temperatur zu geben, sodaß man sich in ihnen behaglich fühlte. Der energische Gedankengang reißt ihn unaufhaltsam weiter; hat er seine schnurgeraden Linien, vor denen sich alles ebnet, rücksichtslos gezogen, dann ist sein Geschäft vollendet. Ob der Gegenstand eine zarte, poetisch gestimmte, weihevoll getragene Darstellung fordert, berücksichtigt er nicht. Er behandelt „Romeo und Julie" mit ganz derselben Schonungslosigkeit, die ohne jede liebevolle Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit des Gegenstandes alles gerade heraus sagt, wie etwa den Atomismus oder den Culturkampf.

In mehrern der zur ersten Abtheilung gehörigen Aufsätzen zeigt sich als höchst charakteristisch eine entschiedene Feindschaft gegen den vulgär-humanen, schwächlich-idealistischen Liberalismus, der nichts von weltgeschichtlicher Nothwendigkeit weiß und alles nach dem Gesichtspunkte privaten Wohllebens beurtheilt. Hartmann sagt in seiner Selbstbiographie, daß die Sentimentalität aus seinem Fühlen und Denken streng verbannt sei, und seine Aufsätze beweisen dies in mannichfacher Beziehung. Er weiß, daß weit realere und härtere Mächte den Weltlauf bestimmen, als daß sentimentale Philanthropie und gutherziges Vertrauen wirksam in ihn eingreifen könnten. Aus dem gegenwärtigen „Culturkampf", den er im vierten Aufsatze betrachtet, hört er den ehernen Tritt der Weltgeschichte heraus. Der Katholicismus sei der eigentlich Besiegte in den Schlachten von Königgrätz, Metz und Sedan; die römische Curie werde diese Schlachten niemals vergessen können; es handle sich für diese tausendjährige Macht allerersten Ranges jetzt um den letzten Verzweiflungskampf. Und in dem folgenden Aufsatze leitet er aus der geographisch-politischen Lage Deutschlands ab, daß, wenn es sich nicht moralisch aufgeben wolle, es unter keiner Bedingung seine jetzige Heeresstärke herabmindern dürfe, bevor nicht Frankreich und Rußland mit ihren Rüstungen so weit heruntergegangen seien, daß die Summe ihrer Heere auf Kriegsfuß die Größe des deutschen nicht mehr überrage. „Wir können erst die letzte der europäischen Nationen sein, welche abrüstet." Hartmann hält nun aber die Beziehungen der Staaten zueinander nicht nur für vorübergehend so ungemüthlich und feindselig, sondern er meint im Anschlusse an Lasson, wie dies der Aufsatz über „Princip und Zukunft des Völkerrechts" zeigt, daß die Völker überhaupt, wenn sie gesund sind, einander hassen müssen, daß der ethische Gesichtspunkt auf Staaten gar nicht passe und die weitschauende selbstsüchtige Klugheit das einzige Princip für die Regulirung der Beziehungen der Staaten zueinander sei.

Von großem Interesse ist der Aufsatz über „Das Gefängniß der Zukunft". Hartmann sucht hierin die sogenannte Besserungstheorie und das Humanitätsprincip dadurch ad absurdum zu führen, daß er ihre Consequenzen bis ins Aeußerste zieht. Kann ich seinen Ansichten über das Verhältniß der Staaten zueinander im großen und ganzen nur meine Zustimmung geben, so stellt sich hier, wo es sich um das Verhältniß des Staats zum Einzelnen handelt, die Sache anders. Gemäß den Consequenzen, die unser Philosoph aus der Besserungstheorie zieht, werden die Gefängnisse schließlich zu großen, human geleiteten Arbeitsanstalten, in denen jeder ein ruhiges auskömmliches Leben findet und, bei der von der Gefängnißleitung vollauf geübten Berücksichtigung der individuellen Anlagen, sich seiner Arbeit mit Freudigkeit hingeben kann. So stellen sich uns in den Gefängnissen der Zukunft „moderne Freistätten gegen den wirthschaftlichen Kampf aller gegen alle" dar.

Hartmann zieht seine Consequenzen unter der Voraussetzung eines Princips, das mit der Besserungstheorie gar nicht verbunden zu sein braucht. Dies Princip besteht darin, daß aus der Strafe alles, was sich dem Gefangenen unangenehm fühlbar mache, möglichst auszuscheiden sei. Er vergißt, daß gerade die Absicht, den Verbrecher zu bessern, es verlange, daß ihm die Strafe in aller Schärfe zu fühlen gebe, wie feindselig er sich gegen die menschliche Gesellschaft benommen habe. Der Verbrecher hat das Nichtseinsollende in sich zur Herrschaft kommen lassen. Soll eine Umkehrung seiner Natur stattfinden, so muß er diese Herrschaft des negativen Princips als etwas Nichtseinsollendes durchleben, oder mit andern Worten: er muß sich mit Schmerz und Reue als einen auf Abwege Gerathenen fühlen. Es ist daher auch seine ganze Umgebung und Lebenseinrichtung so zu gestalten, daß sie in einer für ihn höchst lästigen und schmerzenden Weise von dem Zustande in der Freiheit abweicht. Dann fühlt er seine jetzigen Verhältnisse auf Schritt und Tritt als eine Folge seines Verbrechens und ist daher gezwungen, sich unablässig mit seiner verbrecherischen Natur zu beschäftigen. Die Besserungstheorie, in diesem ernsten, strengen Sinne aufgefaßt, führt also zu ganz andern Consequenzen, als Hartmann ihr aufbürden möchte.

Von den Aufsätzen der drei übrigen Abtheilungen will ich die ästhetischen etwas näher betrachten. Sie stehen zur „Philosophie des Unbewußten" in weit loserer Beziehung als die naturphilosophischen und metaphysischen Aufsätze. Während daher diese in jeder der zahlreichen Kritiken, welche die „Philosophie des Unbewußten" erfahren, implicite mehr oder weniger mit beurtheilt wurden, sind die in jenen ausgesprochenen Ansichten vergleichsweise nur selten ein Gegenstand kritischer Würdigung geworden.

Bei Schopenhauer erhebt sich das gequälte Individuum in der Kunst zu schmerzloser, göttergleicher Betrachtung der Welt. Im Kunstgenuß sind wir des schnöden Willensdranges entledigt, „wir feiern den Sabbat der Zuchthausarbeit des Wollens, das Rad des Ixion steht still". Wer künstlerisch genießt, ist nicht mehr Individuum, sondern reines, willenloses Subject, klares Weltauge: „es ist dann einerlei, ob man aus dem Kerker oder aus dem Palast die Sonne untergehen sieht". Aehnlich ist es bei Hart-

mann: in das schmerzdurchwühlte Dasein fällt der Kunstgenuß wie ein heiterer, erlösender Schein aus einer jenseitigen schmerzlosen Welt. Er gibt diesem Gedanken, wenn auch nicht in der erschütternd großartigen Weise Schopenhauer's, Ausdruck, wenn er sagt, daß uns die Kunst von der Engherzigkeit des Egoismus erlöse und den Geist frei aufathmen lasse, losgelöst von dem Prometheus-Felsen der Ichheit, an den uns die Natur mit den Fesseln der Individuation geschmiedet. Und an einer andern Stelle heißt es, daß die Kunst „uns nicht niederschlagen, sondern erheben, nicht unsere Sklaverei unter den zermalmenden Gesetzen der Erscheinungswelt uns einschärfen, sondern uns geistig befreien solle, indem sie uns ahnen lasse, daß diese Welt nicht ein Letztes sei, sondern daß das Individuum ihre Fesseln abstreifen könne, sobald es auf sich selbst verzichte".

Hartmann hat unter dem Pseudonym Karl Robert zwei Tragödien veröffentlicht („Tristan und Isolde" und „David und Bathseba"). Es ist daher kein Wunder, daß ihn hauptsächlich das Problem des Tragischen beschäftigt. Er behandelt es in den meisten seiner ästhetischen Aufsätze, sei es im allgemeinen oder an hervorragenden Beispielen („Romeo und Julie", Goethe's „Faust"). Seinen Ausführungen nach ist das Tragische ein ganz besonderer Beleg dafür, daß das Erlösende der Kunst in der Befreiung von den Fesseln der Individualität liege. Indem der leidende Held durch Zerstörung seiner Individualität in das schmerzlose all-eine Urwesen eingeht und auf diese Weise die Welt überwindet, kommt die wahre tragische Versöhnung zu Stande. So ist die Lösung des tragischen Conflicts transscendenter Natur.

Ich glaube nicht, daß sich die Wirkung des Tragischen lediglich durch diese Flucht des Helden aus den leidensvollen Kämpfen der Zeitlichkeit in das ewige, unpersönliche Urwesen erklären lasse. Hartmann gilt es als unwesentlich und zufällig für die tragische Wirkung, ob der Held sittlich schuldig geworden und die Katastrophe als sühnende Strafe erscheint. Mir hingegen scheint gerade darin das tief Erschütternde der tragischen Wirkung zu liegen, daß das Große, Erhabene, über das gewöhnliche Maß des Menschen weit Hinausgreifende durch eigene innere Nothwendigkeit einseitig wird, ins Niedrige oder Verzerrte ausschlägt, das menschlich Berechtigte ringsumher, das ihm nicht gewachsen ist, hemmt und niederdrückt und insofern schuldig wird. Die Schuld ist also nicht in dem gewöhnlichen moralischen Sinne der Verletzung eines sittlichen Gebots, sondern in einem weit tiefern, allgemeinern Sinne aufzufassen. Tragisch schuldig wird derjenige, der gerade durch das Große, Starke, vielleicht gar Epochemachende und Weltbedeutende seiner Persönlichkeit die menschliche Harmonie und die zu ihrer Entwickelung geforderte Gestaltung und Bewegung des menschlichen Lebens und der Menschheitsgeschichte stört und verkehrt. Diese unlösliche, innerlichst nothwendige, ja im Grunde mit dem metaphysischen Charakter des Weltprocesses zusammenhängende Verknüpfung höchster Berechtigung mit schwerwiegender Schuld, gewaltiger Erhebung und reicher Förderung des Menschlichen mit zerstörendem Eingreifen in die Grundlagen seiner harmonischen, fruchtbaren Fortentwickelung: das ist es, was uns im Tragischen so hoch und stolz erhebt und zugleich tief innerlich erschreckt und erzittern macht. Und ebenso ist der Untergang des Helden nicht als „Strafe" im platt moralischen Sinne zu nehmen, sondern als innerlich und sachlich geforderte „Sühne" dafür, daß ein menschliches Individuum es gewagt, die Schranken der Individualität zu sprengen und das nothwendige Gleichgewicht des menschlichen Lebens und Schaffens zu stören. Zugleich aber muß die Sühne so gehalten sein, daß in ihr die Rettung des im Streben des Helden Berechtigten vom Untergange zum Ausdruck kommt. Doch von diesem positiv versöhnenden Momente der Sühne sehe ich hier ab.

Wie gesagt, die tragische Schuld darf nicht im gewöhnlichen moralischen Sinne genommen werden; sie muß als Verletzung der Weltharmonie, als Empörung gegen sie erscheinen. Von wesentlicher Bedeutung aber ist es, daß diese Verletzung sich uns als eine innerlich nothwendige darstellt. Müssen wir die Schuld des Helden für leicht vermeidbar halten, so wird die tragische Wirkung wesentlich geschädigt. Um so gewaltiger aber wird sie, je mehr die Schuld aus des Helden Charakter als sein unvermeidliches Schicksal herauswächst. Noch in einem tiefern Sinne läßt sich der Zusammenhang von Schuld und Nothwendigkeit fassen. Die Weltharmonie braucht der Störungen, Uebergriffe, Empörungen, kurz der Disharmonie, wenn sie sich weiter entwickeln, vorwärts kommen, reicher gestalten soll. So ist die tragische Schuld eine vom Weltprocesse geforderte Nothwendigkeit. Ja, es kommt uns im tragischen Eindrucke die Ahnung, als verberge sich eine tiefe Wahrheit in der mythischen Vorstellung, daß die Urschuld des Daseins darin liege, daß es überhaupt Handeln, Einzelkraft, Individuen gibt, also darin, daß sich das All-Eine individualisirt habe. Freilich, ohne Individuen gäbe es auch keine harmonische, versöhnungsvolle Entwickelung; es käme ohne sie eben überhaupt zu keinem Werden. Allein zugleich ist mit dem Auftreten der Individuen Zersplitterung, Kampf, Einseitigkeit, trotzige Selbstbejahung, kurz die Dissonanz in allen ihren Formen, ins Leben gerufen. Sobald sich das all-eine Urwesen zur Welt des Einzelnen entäußert hat, ist zwar der Grund zu einer fortschreitenden, lebensvollen Versöhnung aller Weltpotenzen gelegt, zugleich aber auch der Tumult und Zusammenprall der entfesselten Gewalten unvermeidlich geworden. So erscheint die tragische Schuld nicht nur als vom Weltprocesse nothwendig gefordert, sondern es stellt sich das Princip des Weltprocesses, die Individuation, selbst als tragische Urschuld dar. Die Schuld des tragischen Helden ist dann die Spitze jener metaphysischen Urschuld.

Interessant ist der Aufsatz über „Romeo und Julie". Hartmann bekämpft hierin die Ansicht, welche in diesem Drama die „Verkörperung unsers Ideals der Liebe" findet. Wir sind einerseits in unserer Auffassung der Liebe über die Zeit Shakspeare's hinausgeschritten und haben unsere Gefühlsweise verfeinert und vertieft. Andererseits trägt die Liebe zwischen Romeo und Julie durchaus den Charakter der romanischen Volksnatur. Die romanische Liebe aber geht in einer durch Phantasie und Esprit veredelten Sinnlichkeit auf, die deutsche ruht vor allem in den Tiefen des Gemüths. Im allgemeinen kann ich hierin Hartmann

nur recht geben. Doch hält er die Kluft, die unser Liebesideal von dem in jener Tragödie dargestellten trennt, für viel zu groß. Er vermag in Romeo nichts als einen verächtlichen Schwächling, in Julie nichts als ein unzartes, unweiblich verbildetes Mädchen zu sehen. Ich sollte meinen, es könnte auch dem gemüthsinnigsten Deutschen nicht schwer werden, sich in die Gefühlsweise der beiden Liebenden zu versetzen, und zwar ohne dabei in seinem sittlichen Bewußtsein verletzt zu werden. Romeo ist freilich kein „Mann" im strengsten Sinne des Wortes. Allein ist denn die Beweglichkeit und unmittelbare Frische unsers Gemüthlebens so gering geworden, daß wir nicht mehr im Stande wären, einen leicht entzündbaren, kühnen Jüngling, auch wenn er, wie Romeo, durch die Liebe völlig verblendet ist und seine Willenskraft niemals durch wohlüberlegte Plane, sondern allein durch augenblickliche Affecte in Bewegung gesetzt wird, unser sympathisches Verständniß entgegenzubringen? Ein Schwächling würde nur dann abstoßend wirken, wenn ihm vom Dichter gar nichts Bedeutendes, gar nichts Tieferes und menschlich Schönes gegeben wäre. Bei Romeo steht die Sache anders. Sein ganzes Sein ist zärtlich glühende, flammende Liebe geworden; mit dem ersten Anblick Juliens ist es wie ein übernatürlicher Zauber über ihn gekommen; seine Unbesonnenheit und Planlosigkeit selbst erscheinen hauptsächlich als Folgen des in ihm allgewaltig gewordenen süßen Triebes. Dabei ist freilich zuzugeben, daß der Charakter Romeo's eine tragische Wirkung im höchsten Sinne unmöglich macht.

Noch weit grundloser sind die Angriffe, die Hartmann gegen Julie richtet. Sie haben fast sämmtlich eine engherzige, ja hausbackene und spießbürgerliche Moral zur Voraussetzung und verrathen eine ganz auffallende Verständnißlosigkeit für jene Gefühlsweise, die, in rührend großartiger Naivetät und Unschuld, sofort beim Beginne der Liebe die sinnliche Hingebung für etwas Selbstverständliches hält und ohne Erröthen nach ihr verlangt. Wenn man Hartmann's kalte moralische Reflexionen liest, thut einem die Zerstörung des zarten poetischen Hauchs, der das Liebespaar umschwebt, die kritische Bemängelung seines ungebrochenen warmen Wesens, ordentlich wehe.

Der folgende Aufsatz behandelt den „Ideengehalt in Goethe's «Faust»". Er gehört zu den weniger bedeutenden. Man vermißt in ihm doch allzu sehr ein congeniales Eingehen auf das, was Faust's Geist und Herz bewegt. Dagegen ist das, was Hartmann über die Schiller'schen Gedichte „Das Ideal und das Leben" und „Die Ideale" ausführt, scharf und überzeugend. Interessant und höchst lesenswerth ist ferner der Aufsatz über Otto Ludwig („Aus einer Dichterwerkstatt"). An der Hand der „Shakspeare-Studien" dieses Dichters führt Hartmann aus, wie er sich in dem innern Widerspruche zwischen poetischem Schaffensdrang und hemmender Reflexion verzehrt habe. Auch in dem Aufsatze über „ältere und moderne Tragödienstoffe" findet sich viel Bemerkenswerthes. Er empfiehlt den Dichtern, zu Stoffen aus der ältern Zeit zu greifen. Denn hier finde sich viel mehr als in modernen Stoffen die der Tragödie so nöthige „Einfachheit des Conflicts", und ferner sei hier die „Ueberladung mit Gedankenbeiwerk", die wegen der Knappheit und straffen Concentration, die das Drama erfordere, für dasselbe höchst bedenklich sei, weit leichter zu vermeiden.

Wenn wir die Stellung Hartmann's zu den streitenden Parteien der Aesthetiker bezeichnen wollen, so müssen wir ihn einen ausgesprochenen „Gehalts"-Aesthetiker nennen. Die formale Schönheit der Tonverhältnisse und mathematischer Figuren „entspringt daraus, daß sie innere logische Verhältnisse des idealen Gehalts zur sinnlichen Darstellung bringen; nur scheinbar sind sie inhaltsleer, weil ihr Inhalt nicht als solcher zum Bewußtsein kommt". Ja, öfters kommt die „Form" des Schönen bei Hartmann zu kurz. Er sagt: „Wenn der Ausdruck treffend ist, so ist er schön." Allein kann nicht auch der prosaische, abstracte, nicht anschauliche Ausdruck treffend sein? Es kommt darauf an, die Gedanken und Gefühle selbst erst in eigenthümlicher, bedeutungsvoller Weise zu formen, ihnen das zu geben, was eben die poetische Weihe und Vornehmheit ausmacht. Versteht man unter „Inhalt" bereits diese so poetisch „geformten" Gefühle und Stimmungen, dann freilich wird es nur darauf ankommen, die Sprache dem „Inhalt" entsprechend zu machen. Allein auf *diese* Erhebung des Inhalts ins Anschauliche, Vornehme, Stimmungsvolle kommt Hartmann nirgends zu sprechen. Ja, er fordert im Gegentheil, daß die ausschließlich poetischen Worte und Wendungen möglichst beseitigt und Worte und Wendungen aus der vulgären Sprache ohne Scheu in die Poesie eingeführt werden mögen. Fühlt er denn nicht, daß die ausschließlich poetischen Worte, maßvoll gebraucht, den Inhalt unwillkürlich in eine idealere Sphäre emporheben, ihm eine keuschere, edlere Gestaltung geben?

Auch die naturphilosophischen und metaphysischen Aufsätze bieten des Interessanten, Anregenden und Bedeutenden so viel, daß niemand das Buch ohne das Gefühl, in die Gedankenwerkstatt eines hervorragenden Geistes geblickt zu haben, aus der Hand legen wird.

Johannes Volkelt.

Bayard Taylor's englische Faust-Uebersetzung.

Faust. A Tragedy by Johann Wolfgang von Goethe. The Second Part. Translated, in the Original Metres, by Bayard Taylor. Authorized Edition. Leipzig, Brockhaus. 1876. 8. 3 M.

Mit dieser Uebertragung des zweiten Theils des „Faust" findet die Arbeit des amerikanischen Dichters, dessen Uebersetzung des ersten Theils wir in d. Bl. vor nun vier Jahren besprachen, ihren würdigen Abschluß, und man darf wol sagen, daß die große Dichtung nun wie noch nie zuvor den Englisch redenden Nationen dies- und jenseit des Atlantischen Meers vermittelt ist. Die fünf bisher vorhandenen Uebersetzungen waren ungenügend, weil sie entweder die Absicht des Dichters nicht erkennen ließen oder, wie die Anster's, zu frei waren. Taylor hat nicht nur den Text treu wiedergegeben, sondern auch die Versmaße Goethe's noch strenger als im ersten Theil beibe-

halten und der meisterhaften Uebertragung einen 116 Seiten starken, sehr klar gedruckten Commentar beigegeben. Angesichts der großen Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe kann man die Art, wie er sie gelöst, geradezu einen Triumph der Uebersetzungskunst nennen, während die Erläuterungen Zeugniß von seiner genauen Bekanntschaft mit der gesammten einschlägigen Literatur und von seinem verständnißvollen Eindringen in den Sinn des Textes ablegen. Wie man es von einem Amerikaner nur erwarten wird, hat er stets die einfachste und naheliegendste Deutung der metaphysischen vorgezogen, welche letztere, wie er gewiß mit Recht meint, der Fehler so vieler Ausleger sei. Ob er freilich damit in allen Fällen das Richtige getroffen und die vielen Räthsel, welche Goethe in diese Dichtung hineingeheimnißt, gelöst hat, dürfte zweifelhaft bleiben. Taylor selbst schmeichelt sich auch nicht, die Zustimmung aller seiner Leser zu seinen Deutungen zu erhalten. Loeper's Commentar in der Hempel'schen Ausgabe scheint er doch nicht gekannt zu haben; sonst hätte er sich vielleicht davon abhalten lassen, die Lebensgeschichte des Dichters bei der Erläuterung des Dramas zu benutzen; doch gewiß nur zum Nachtheil derselben. Jenes Aufsuchen von Reminiscenzen, sagt nämlich Loeper, aus des Dichters eigenem Lebensgange bringe etwas durchaus Fremdartiges in das Stück. Es sei dies ein ebenso unberechtigter als unfruchtbarer Gesichtspunkt; denn der Dichter gebe nur Faust's Geschichte und nicht die eines andern Individuums. Diese Ansicht nun möchte ich nicht unterschreiben. Hat man doch auch bei Shakspeare, je mehr man mit seinen Lebensumständen bekannt geworden — was freilich noch in sehr geringem Maße der Fall ist —, immer mehr autobiographische Bruchstücke entdeckt oder wenigstens zu entdecken geglaubt. Und Goethe sollte in ein Werk, mit welchem er sich fast während der Dauer seines ganzen Lebens trug und beschäftigte, gar nichts von seinen eigenen Erlebnissen hineingetragen haben? Uebrigens ist das, was Taylor aus dem Leben des Dichters zur Erläuterung heranzieht, nicht etwa rein Persönliches, sondern mehr nur dem Geistesleben Entnommenes, wie Mittheilungen an Eckermann, Schiller, Zelter u. s. w., wie es eben von deutschen Erklärern in gleicher Weise geschehen. Daß er sich an diese letztern vielfach anlehnt und sie in ausgedehntem Maße citirt, wird nicht befremden; doch bleibt er dabei immer selbständig und ergänzt oder berichtigt ihre Erläuterungen.

Was seine Schätzung des zweiten Theils der Tragödie anlangt — bekanntlich ein streitiger Punkt bis auf den heutigen Tag —, so nimmt er für ihn einen höhern geistigen Charakter, wiewol einen geringern dramatischen und dichterischen Werth, in Anspruch als für den ersten Theil. So viel werden ihm gewiß auch die Gegner zugeben. Wenn wir aber, wie viele verlangen, die beiden Theile als eine Bilogie betrachten sollen, so fällt eben der geringere dramatische Werth des zweiten so wesentlich ins Gewicht, daß die vergleichsweise Geringschätzung, welche er von fast sämmtlichen deutschen Literarhistorikern, von Vilmar bis auf den Herausgeber d. Bl., wie nicht minder von dem englischen Goethe-Biographen Lewes erfahren hat, nicht ungerechtfertigt erscheint. Ich für meinen Theil möchte jedoch den dichterischen Werth des zweiten Theils höher anschlagen als selbst sein neuester Uebersetzer, und zwar bin ich zu diesem Urtheil gerade durch seine Uebersetzung bestimmt worden. Erstens hat sie mich nämlich zu einer erneuerten Durchlesung des Originals veranlaßt, wobei mir manche früher nicht entdeckte oder durch Vorurtheil verkannte Schönheit erst aufging, und zweitens hat mir die Uebersetzung manche mir früher dunkle Stelle beleuchtet und klar gemacht. Gegenüber Vischer, welcher den zweiten Theil mit einem Gemälde des alten Tizian verglichen hat, in welchem man zwar die Meisterhand noch erkenne, die aber vor Alter zittere und die Farbe mit langsamen, mühsamen Zügen tüpfle, möchte Taylor das Werk eher mit einem großen Mosaik vergleichen, welches, in der Nähe betrachtet, die Mischung von kostbarem Marmor und gemeinen Kieseln, Glas, Jaspis und Lasurstein zeigt, von der richtigen Perspective aus gesehen aber den titanischen Kampf des Menschen, umringt von Gestalten der Schönheit und Dunkelheit, bis er eine siegreiche Unsterblichkeit errungen, erblicken läßt. Dieser Ansicht möchte auch ich beistimmen.

Den Gesammtinhalt faßt Taylor wie folgt zusammen. Der erste Aufzug stellt die Gesellschaft und die Regierung dar; der zweite und dritte die Entwickelung der Idee des Schönen als höchste menschliche Eigenschaft mit fast erlösender Macht; der vierte den Krieg und der fünfte die Wohlthätigkeit mit Gnade und Erlösung gekrönt. Der Finanzentwurf, die Erörterung geologischer Lehren, die Vereinigung des Classischen und Romantischen und die Einführung jener drei muthwilligen Geister, des Knaben Lenker, Homunculus und Euphorion (welche Taylor als verschiedene Verkörperungen von Goethe's eigenem poetischen Genius auslegt), müssen, wie er meint, als Abschweifungen vom geraden Verlaufe der Handlung betrachtet werden. Daß Euphorion vor seinem Verschwinden im Drama zum Vertreter Byron's wird, räumt Taylor andern Auslegern, nebenbei erwähnt, ein. Die ihn betreffenden Anmerkungen, sowie die über „die Mütter" gehören mit zu den interessantesten im Buche.

Doch der Leser wird auch eine Probe von der Uebersetzung zu sehen wünschen. Die Auswahl ist schwer: da heißt es frisch zugreifen. Ich wähle jedoch eine sehr schwierige Stelle, schwierig zu verstehen und unendlich schwieriger zu übersetzen. Es ist Faust's herrliche Betrachtung über Griechenland im dritten Aufzuge:

Die Gaben, diesen hier verliehen — An jeglichen ein reiches Land —, Sind groß und herrlich; laßt sie ziehen! Wir halten in der Mitte stand.	The gifts they 've won by our concession,— In fee to each a wealthy land,— Are grand and fair: grant them possession! We in the midst will take our stand.
Und sie beschützen um die Wette, Ringsum von Wellen angehüpft, Nichtinsel, dich, mit leichter Hügelkette Europens letztem Bergast angeknüpft.	And they in rivalry protect thee, Half-Island, girdled by the sea With whispering waves—whose soft hill chains connect thee With the last branch of Europe's mountain-tree!

Das Land, vor aller Länder Sonnen,
Sei ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das früh an ihr hinaufgeblickt,

Als, mit Eurota's Schilfgeflüster,
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hohen Mutter, dem Geschwister
Das Licht der Augen überstach.

Dies Land, allein zu dir gekehret,
Entbietet seinen höchsten Flor;
Dem Erdkreis, der dir angehöret,
Dein Vaterland, o zieh' es vor!

Und duldet auch auf seiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels sich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäschig kargen Theil.

Die Quelle springt, vereinigt stürzen Bäche,
Und schon sind Schluchten, Hänge, Matten grün;
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehst Wollenheerden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt, vorsichtig, abgemessen schreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand,
Doch Obdach ist den sämmtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt sich Felsenwand.

Pan schützt sie dort, und Lebensnymphen wohnen
In buschiger Klüfte feucht erfrischtem-Raum,
Und, sehnsuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt sich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

Altwälder sind's! Die Eiche starret mächtig,
Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast;
Der Ahorn mild, von süßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und spielt mit seiner Last.

Und mütterlich im stillen Schattenkreise
Quillt laue Milch, bereit für Kind und Lamm;
Obst ist nicht weit, der Ebnen reife Speise,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.

Hier ist das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund;
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich,
Sie sind zufrieden und gesund.

Und so entwickelt sich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind:
Wir staunen drob; noch immer bleibt die Frage,
Ob's Götter, ob es Menschen sind.

So war Apoll den Hirten zugestaltet,
Daß ihm der schönsten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreise waltet,
Ergreifen alle Welten sich.

This land, before all lands in splendor,
On every race shall bliss confer,—
Which to my queen in glad surrender
Yields, asit first looked up to her,

When, 'mid Eurotas whispering rushes
She burst from Leda's purple shell,
So blinding in her beauty's flushes,
That mother, brothers, felt the spell!

This land, which seeks thy sole direction,
Its brightest bloom hath now unfurled:
Prefer thy fatherland's affection
To what is wholly thine, the world!

And though upon its ridgy backs of mountain
The Sun's cold arrow smites each cloven head,
Yet, where the rock is greened by falling fountains,
The wild-goat nibbles and is lightly fed.

The springs leap forth, the streams united follow,
Green are the gorges, slopes, and meads below:
On hundred hillsides, cleft with many a hollow,
Thou seest the woolly herds like scattered snow.

Divided, cautious, graze with measured paces
The cattle onward to the dizzy edge,
Yet for them all are furnished sheltered places,
Where countless caverns arch the rocky ledge.

Pan guards them there, and nymphs of life are dwelling
In bushy clefts, that moist and freshest be;
And yearningly to higher regions swelling,
The branches crowd aloft of tree on tree.

Primeval woods! the strong oak there is regnant,
And bough crooks out from bough in stubborn state;
The maple mild, with sweetest juices pregnant,
Shoots cleanly up, and dallies with its weight.

And motherly, in that still realm of shadows,
The warm milk flows, for child's and lambkin's lips:
At hand is fruit, the food of fertile meadows,
And from the hollow trunk the honey drips.

Here comfort is in birth transmitted;
To cheek and lip here joy is sent:
Each is immortal in his station fitted,
And all are healthy and content.

And thus the child in that bright season gaineth
The father-strength, as in a dream:
We wonder; yet the question still remaineth,
If they are men, when gods they seem.

So was Apollo shepherd-like in feature,
That other shepherds were' as fair and fleet;
For where in such clear orbit moveth Nature,
All worlds in inter-action meet.

Hier wäre nur die Assonanz des doppelten Reimpaares in der siebenten Strophe zu tadeln; allein was will diese Kleinigkeit bei einer so viele Schwierigkeiten bietenden Aufgabe sagen. Man erwäge nur, wie arm die englische Sprache der deutschen gegenüber an weiblichen Reimen ist, und man wird es nur bewundern können, wie der Dichterübersetzer trotz dieser Armuth so Gelungenes zu leisten vermochte! Zum Schluß dürfte es manchem Leser neu sein und Spaß machen zu erfahren, wenn wir ihm aus Löper's Ausgabe mittheilen, daß Gérard de Nerval das Wort „Bergast" in der zweiten Strophe, wahrscheinlich nur aus Flüchtigkeit beim Lesen, durch hôte des montagnes (Berggast) übersetzt hat. „Kein Wunder", ruft Loeper bei der Gelegenheit aus, „daß die Franzosen den zweiten Theil des «Faust» schwer verständlich finden." Andererseits ist es eine wahre Freude zu sehen, wie gründlich der englische Uebersetzer den Urtext verstanden — freilich die erste Bedingung des Gelingens jeder Uebertragung, ja das einzige Geheimniß aller Uebersetzungskunst, möchte ich hinzufügen.

David Asher.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Es ist erfreulich, wenn in Deutschland auch die Geschichtschreibung neben der Geschichtsforschung in ihre Rechte tritt. Die Anzeichen mehren sich, daß diese Bewegung, die bisher nur von Einzelnen vertreten war, mehr und mehr die ganze Linie ergreift. Die Eröffnungen des jetzigen Herausgebers Dr. von Giesebrecht über die in Aussicht genommenen Einzelwerke der „Geschichte der europäischen Staaten", welche die Namen Heeren, Ukert und von Giesebrecht theils als Vermächtniß einer achtungswerthen Vergangenheit, theils als Bürgschaft einer vielversprechenden Zukunft an ihrer Stirn trägt, beweisen zur Genüge, wie rüstig das Unternehmen fortschreitet: „Im Anschluß an die in frühern Jahren zu München und Gotha gehaltenen Conferenzen fand am 7. April in Berlin die dritte Versammlung von Mitarbeitern an der im Verlage von F. A. Perthes in Gotha erscheinenden «Geschichte der europäischen Staaten» statt. Die Verhandlungen zeigten, wie die Arbeiten für das große Unternehmen nach allen Seiten im lebendigsten Fortgang sind. Von den erst kürzlich in Angriff genommenen Geschichten der italienischen Einzelstaaten ist die «Geschichte Toscanas», bearbeitet von Geheimrath A. von Reumont, in zwei Bänden bereits zum Abschluß gebracht; es werden sich ihr alsbald die «Geschichte des Kirchenstaats» von Dr. M. Brosch in Venedig und die «Geschichte Venedigs» von Bibliothekar Professor G. M. Thomas in München anschließen. Von der «Geschichte Griechenlands» in der christlichen Zeit, bearbeitet von Professor G. Hertzberg in Halle, ist der erste Band erschienen; der zweite wird in den nächsten Tagen folgen und mit zwei weitern Bänden dieses Werk in kurzer Zeit vollendet werden. Von der neuesten «Geschichte Frankreichs» (1830—71), bearbeitet von Professor K. Hillebrand in Florenz, ist soeben der erste Band in den Buchhandel gekommen. In naher Aussicht stehen der erste Band der «Geschichte Baierns» vom Archivrath S. Riezler in Donaueschingen, der «Geschichte Würtembergs» von Archivrath P. Stälin in Stuttgart, der «Geschichte der Schweiz» von Dr. W. Gisi in Bern und der Neubearbeitung der «Niederländischen Geschichte» von Dr. T. Wenzelburger in Delft. Auch von der Fortsetzung der «Geschichte Spaniens im Mittelalter», welche Professor F. Schirrmacher in Rostock bearbeitet, wird der erste Band im nächsten Jahre der Presse übergeben werden können. Für die Fortsetzungen der «Geschichten Preußens», «Polens», «Schwedens» und «Dänemarks» werden die Arbeiten regelmäßig fortgeführt. Schon die frühern Conferenzen mußten, da eine neue Auflage der in der Sammlung enthaltenen «Geschichte Deutschlands» von J. C. Pfister unthunlich erscheint, sich mit einer Neubearbeitung der «Deutschen Geschichte» beschäftigen. Es war die allgemeine Ansicht, daß ein gründliches Werk in wenigen Jahren nur dann hergestellt werden könne, wenn nach einem gemeinsamen Plane größere Perioden von verschiedenen Gelehrten, welche bereits durch langjährige Studien mit ihren Aufgaben vertraut sind, bearbeitet würden. Nach längern Verhandlungen ist es gelungen, namhafte Historiker zu einer solchen Bearbeitung der deutschen Geschichte zu vereinigen: Professor F. Dahn in Königsberg hat die germanische Urzeit bis auf Karl den Großen übernommen, Geheimrath W. von Giesebrecht in München die folgende Periode bis auf Rudolf von Habsburg, Professor F. X. Wegele in Würzburg die Zeit des spätern Mittelalters, Professor A. Kluckhohn in München die Periode der Reformation und der Religionskriege, Archivsecretär Dr. T. Heigel in München das Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden, Professor A. Dove in Breslau die Zeit von 1740—1815, und Professor R. Roepell in Breslau die neueste Geschichte. Das Werk wird in acht Bänden, von denen jeder auch einzeln unter einem besondern Titel ausgegeben werden soll, voraussichtlich im Jahre 1881 zur Vollendung gelangen."

— Die letzten Nummern der Lindau'schen „Gegenwart" seit Nr. 15 enthalten unter dem Titel „Socialistische Irrthümer und sociale Wahrheiten" Aufsätze von Adolf Samter, welche allgemeine Beachtung verdienen. Der Verfasser hat sich durch mehrere Schriften mit neuen socialen Reformvorschlägen und scharfer Kritik der wirthschaftlichen Verhältnisse einen Namen gemacht, besonders durch die Schrift „Gesellschaftliches und Privateigenthum" (Leipzig, Duncker u. Humblot), auf die wir noch näher zurückkommen.

Bibliographie.

Asmus, G., Camp paradise. Novelle. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, Mayer. 8. 2 M. 50 Pf.

Bibliothek für Haus und Reise. 34ster Bd.: In Banden. Von Josephine Gräfin Schwerin. Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Bismarckbriefe. 1844—1870. Originalbriefe Bismarcks an seine Gemahlin, seine Schwester und Andere. 2te, wohlfeile Ausgabe. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 3 M.

Blochwitz, J., Die Türken. Kurzer Abriß ihrer Geschichte. Berlin, Habel. Gr. 8. 2 M.

Brachvogel, A. E., Geschichte des königlichen Theaters zu Berlin. Nach Archivalien des königlichen Geheimen Staats-Archivs und des königlichen Theaters. 1ster Bd. Berlin, Janke. Gr. 8. 7 M.

Braun, J., Lieder vom Leben im irdischen Eden. Festgabe zum 50jährigen Bischofsjubiläum des heiligen Vaters Papst Pius IX. Bonn, Henry. 8. 2 M.

Braun-Wiesbaden, K., Zeitgenossen. Erzählungen, Charakteristiken und Kritiken. Gesammelte Feuilletons. 2 Bde. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Corrodi, A., Eine Pfarrwahl. Zeitbild. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dincklage, E. v., „Im Sirocco". Neue Novellen. (Masken-Freiheit. — Unter dem Damoklesschwert.) Breslau, Schottländer. 8. 3 M. 50 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 108: Das Haus des Unfriedens. Erzählung von L. Habicht. Berlin, Behrend. 8. 1 M.

Entleutner, A. F., Naturwissenschaft, Naturphilosophie und Philosophie der Liebe. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 2 M.

Färber, K. G., Reminiscenzen an den letzten deutschen Kurfürsten. Drei Reden zum Gedächtnis Sr. Königlichen Hoheit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen. Prag, Mercy. Gr. 8. 80 Pf.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 9te vermehrte Auflage. 3ter Bd.: Aus dem Jahrhundert des großen Krieges. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 6 M.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. 38ste Lfg. 2te Abth.: Geschichte Frankreichs (1830—1871) von K. Hillebrand. 1ster Thl. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 15 M.

Goethe's Briefe an Soret. Herausgegeben von H. Uhde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M.

Grübler, C., Muhammedanismus, Panslavismus und Byzantismus. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Helm, G., Die Hegelingen-Rose. Schauspiel. Innsbruck, Wagner. 8. 1 M. 20 Pf.

Herz, M., Vom Bettelstab zur Million oder das Schicksal eines Sozialisten. Historischer Sensations-Roman der Neuzeit. 1stes u. 2tes Heft. Magdeburg, Weber. Gr. 8. à 40 Pf.

Hohlfeld, P., Ueber Herbart's praktische Philosophie. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 40 Pf.

Holtzendorff, F. v., Ein englischer Landsquire. Stuttgart, Cotta. 16. 2 M. 25 Pf.

Kraushaar, Geschichte des Grenadier-Regiments Prinz Carl von Preußen (2. Brandenburgisches) Nr. 12. Guben, König. 8. 30 Pf.

Landau, M., Giovanni Boccaccio, sein Leben und seine Werke. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Lauser, W., Geschichte Spaniens von dem Sturz Isabella's bis zur Thronbesteigung Alfonso's. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Mertens, L. v., Ein deutscher Bürgermeister. Episches Gedicht. Wien, Rosner. Gr. 16. 4 M.

Die Gräfin von Ravensberg. Schauspiel von F. Graf von K. S. Wesel, Romen. Gr. 16. 2 M.

Reber, J., Die ethischen Elemente im erziehenden Unterrichte. Pädagogische Skizze. Aschaffenburg, Krebs. Gr. 8. 60 Pf.

Rehber, F., Eine moderne Brunnenkur. Lustspiel. Kiel, Haeseler. Gr. 8. 60 Pf.

Rößler, R., Schnoken. Humoresken in schlesischer Mundart. Berlin, Janke. 16. 1 M.

Schlosser's, K., Neuester Geschichtskalender. 8ter Jahrgang. Ereignisse von 1876. Frankfurt a. M., Rommel. 8. 3 M.

Tutti Frutti. Illustrirte Feuilleton-Bibliothek. Herausgegeben von Siegmey. 1stes Heft. Berlin, Bichteler u. Comp. Gr. 16. 1 M.

Zezschwitz, v., Der Kaisertraum des Mittelalters in seinen religiösen Motiven. Vortrag. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 60 Pf.

Zingerle, J. V., Reiserechnungen Wolfger's von Ellenbrechtskirchen, Bischofs von Passau, Patriarchen von Aquileja. Ein Beitrag zur Waltherfrage. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible] liegt vor

Bilder-Atlas.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon.

Zweite Auflage.

[illegible] Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie

Nebst erläuterndem Texte.

Atlas von [illegible] Tafeln. In 2 Bänden. Quer-Folio. Geh. [illegible] M. Geb. [illegible] M. [illegible] Lieferungen à [illegible] Pf.

Erläuternder Text. In 2 Bänden. [illegible]. Geh. [illegible] M. Geb. [illegible] M. [illegible] Lieferungen à [illegible] Pf.

Der „Bilder-Atlas“, von Gelehrten und Fachmännern ersten Ranges bearbeitet, vereinigt wissenschaftlichen Werth mit der vielseitigsten praktischen Brauchbarkeit für Schule und Haus, sowol als selbständiges Werk wie als gehaltvollste und empfehlenswertheste bildliche Ergänzung zu jedem Conversations-Lexikon.

Atlas und Text werden auf Wunsch auch getrennt abgegeben. Außerdem erschien jedes der [illegible] Fächer, welche das Werk behandelt, in einer die Tafeln und den Text enthaltenden **Separat-Ausgabe.**

Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zehn Jahre österreichischer Politik 1801—1810.

Von

Adolf Beer.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Bei Schilderung der weltgeschichtlichen Ereignisse im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts konnten bisher noch niemals die wiener archivalischen Quellen benutzt werden. Der verdienstvolle österreichische Historiker Beer gibt im vorliegenden Werke zum ersten mal eine Darstellung jener wichtigen Geschichtsepoche, welche sich auf die Actenstücke des Staats- und Kriegsarchivs stützt und auf Grund derselben eine Reihe überraschend neuer Thatsachen ans Licht gezogen hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie. Zwölfter Band. Erstes Heft.

8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Dieses neueste Heft des beliebten Sammelwerks enthält die der jüngsten Zeit angehörenden Processe der beiden Raubmörder Franz Bernhard Schlöre in Gera und Heinrich von Francesconi in Wien, zweier nach verschiedenen Seiten für die Criminaljustiz sehr merkwürdigen Verbrechernaturen.

Der „Neue Pitaval“ ist in Heften zu 1 M. 50 Pf., die auch einzeln verkäuflich sind, oder in Bänden zu 6 M. zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Genealogische Tafeln zur Europäischen Staatengeschichte des 19. Jahrhunderts

von

Friedrich Maximilian Oertel.

Dritte ergänzte Auflage.

Mit einer genealogischen Einleitung herausgegeben von

F. Th. Richter.

4. Cart. 7 M. 50 Pf.

Oertel's „Genealogische Tafeln“, ein wichtiges und bewährtes Hülfsmittel zur Geschichtskunde, sind in der vorliegenden dritten Auflage bis auf die Gegenwart fortgeführt, auch sonst vielfach ergänzt und erweitert worden. Das Werk besteht nun aus 118 Tafeln, 14 mehr als die zweite Auflage enthielt, und aus der genealogisch-historischen Einleitung, die ebenfalls vom Herausgeber gänzlich umgearbeitet wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue theoretisch-praktische Grammatik

der italienischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht.

Von

Cav. Nicolò Claus,

Professor an der höhern Töchterschule in Mailand.

Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Mark.

Dieses Lehrbuch ist von dem durch Herausgabe weitverbreiteter Sprachlehrbücher für Italiener rühmlichst bekannten Verfasser nach einer neuen, sehr praktischen Methode bearbeitet, die zum Zweck hat, daß der Schüler in kürzester Zeit das Italienische gleichzeitig lesen, schreiben und sprechen lerne. Seine Brauchbarkeit wird sich in der vorliegenden zweiten Auflage von neuem bewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kretas Volkslieder

nebst Distichen und Sprichwörtern.

In der Ursprache mit Glossar herausgegeben

von

Anton Jeannaraki.

8. Geh. 8 Mark.

Mehrere hundert Volkslieder von der Insel Kreta, sämmtlich in ihrer echten, ursprünglichen Form und unmittelbar aus dem Munde des Volks gesammelt, nebst einer Anzahl ebendaher stammender Distichen und Sprichwörter werden hier, mit einem Wörterbuch versehen, zum ersten mal im Druck mitgetheilt. Sie liefern einen wichtigen Beitrag zur Literatur der Volkspoesie wie zur Kenntniss der neugriechischen Dialekte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 24. Mai 1877.

Humoristische Schriften.

1. Geplauder. Humoresken und Novellen von Felix Lilla. Leipzig, Hartknoch. 1876. 8. 4 M.

Felix Lilla, dessen Name uns auf dem Titelblatte dieses „Geplauders" zum ersten mal entgegentrat, besitzt jedenfalls den in unserer Zeit nicht hoch genug anzuschlagenden Vorzug, ein sehr lungenstarker „Plauderer" zu sein. Zwanzig Bogen in groß Octav hintereinander weg zu plaudern — und darunter manches ganz Amusante —, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Freilich besitzen Lilla's Humoresken alle ohne Ausnahme eine bedeutende Familienähnlichkeit miteinander, die etwas Ermüdendes hat; aber dafür sind auch alle seine heirathsfähigen jungen Damen guterzogene, körperlich wohlgebildete Mädchen, und alle seine Helden tragen durchaus saubere Wäsche und sprechen ein fließendes, correctes Deutsch, was man von den Helden mancher andern novellistischen Plauderer leider nicht immer behaupten kann. So seien denn diese harmlosen Geschichten namentlich einem weniger anspruchsvollen weiblichen Lesepublikum empfohlen.

2. Klein Libby. Novelle von Heinrich Rosenberg. Leipzig, G. Schulze. 1876. 8. 1 M.

Etwas moderner Culturkampf, eine ganze Partie Romantik, bestehend in wildgewordenen Stieren, die von schlanken, vollbärtigen Mannesgestalten noch rechtzeitig bei den Hörnern gepackt werden, in durchgehenden Pferden, unermeßlichen Erbschaften und geheimen Wandschränken, „a bisserle Lieb' und a bisserle Treu": das alles frisch und fließend vorgetragen, ist „Klein Libby". Schade, daß die hübsche Novelle in ein so erbärmliches äußeres Gewand gekleidet ist; wir finden im Augenblick keinen mildern Ausdruck für die bekannte Sorte bunter Umschläge, auf denen irgendeine Phryne in unsagbarer „Stellung" oder ein Flaneur, in Verfolgung einer Lorette oder Cocotte begriffen, abgebildet ist, und die den lockenden Gesammttitel „Amusante Boudoir-Geschichten" oder „Pikante Reiselektüre" in fetter Zierschrift zeigen.

3. Von Nah und Fern. Novellen von F. Heinrich. Leipzig, G. Schulze. 1876. 8. 1 M.

In dem gleichen Verlage, wie das vorerwähnte Buch erschienen und äußerlich dessen Zwillingsbruder. Von den darin enthaltenen vier novellistischen Skizzen: „Ein Opernhausball"; „Mr. Columbus Coriander's Gorilla"; „St.-Lo. Ein Stück californisches Leben" und „Das Gelübde", hat uns die letzte am besten gefallen.

4. Patchouly. Aus dem Leben einer Tänzerin. Von Adolf Reichner. Berlin, Behrend. 1876. 8. 1 M.

Hier wenigstens entspricht die Form dem Inhalt! Das Titelbild zeigt irgendein schamlos entblößtes Frauenzimmer, das sich von einem Gentleman betrachten läßt, und die Erzählung — nun, einige Stilproben werden genügen, zu zeigen, weß Geistes Kind der Autor (auch Verfasser des von uns vor einiger Zeit besprochenen „Sturm im Glase Wasser") ist, und wessen man sich von ihm in Bezug auf seine Charaktere und Situationen zu versehen hat. So leistet Adolf Reichner alsbald Folgendes: „Ein Pelzbaret mit weißem Reiherstoß saß kokett auf ihrem blonden Lockenköpfchen, das in einen dünnen Schleier zum Schutz gegen den Luftzug eingehüllt war, aber nicht verwehren konnte, daß man die lieblichen Züge dennoch gewahrte." Ein blondes Lockenköpfchen, „das nicht verwehren kann, daß man die lieblichen Züge erkennt", ist doch gewiß eine naturhistorisch-stilistische Seltenheit!

Die Geliebte eines Grafen, eine Frau von Laricz, äußert sich dem glücklichen Gegenstande ihrer Neigung gegenüber folgendermaßen: „Für ein Scheusal wie du besäße ich noch zu viel Schönheit, selbst wenn sie in Matrosenschenken nichts mehr gelten würde!" Diese zarte Bemerkung „schnaubt sie" noch obenein. Und von dieser angenehmen Dame erzählt uns der geschätzte Autor wenige Seiten später: „Bei alledem hatte Frau von Laricz noch ein Herz."

Doch beschäftigen wir uns noch ein wenig mit der

Aeußerlichkeit der würdigen Reichner'schen Heldin! Dieselbe trägt ein weißes Mullkleid, „durch das vielfach blaßgelbes Seidenband durchgezogen“ ist, und weiterhin heißt es von ihr: „Jedenfalls war es ein völlig unbeabsichtigter Zufall (wie sich wol der Autor beabsichtigte Zufälle vorstellen mag!), daß hierbei ein reizend geformtes Bein mehr zum Vorschein kam, als sonst erwachsene Damen zu zeigen pflegen.“ Erwachsene wie unerwachsene Damen pflegen normalmäßig zwei Beine, wenn auch nicht immer zu zeigen, so doch mindestens zu besitzen; Frau von Laricz besaß eins mehr — also drei, und konnte sich und sie demnach mindestens in einem Naturaliencabinet zu Nutz und Frommen der Wissenschaft sehen lassen, ohne irgendwie Anstoß zu erregen.

Selbstverständlich entsprechen die männlichen Romangestalten Adolf Reichner's in ihrer Ausdrucksweise diesem Prototyp der weiblichen vollkommen; da sind Barone, die sich wie Stiefelputzer, Grafen, die sich wie Barbiergehülfen benehmen und verständlich machen. Von einer dieser Ausgeburten der Reichner'schen Phantasie heißt es:

Mit dem Fürsten war keine Komödie zu spielen. Er prunkte nicht mit Höflichkeiten und Rücksichten gegen „seine Damen“, aber er war dafür sehr reich und sehr freigebig, Widerspruch ertrug er nicht; dafür, daß er stets widerspruchslos bezahlte, was man von ihm wollte, verlangte er aber auch, daß ihm alles zu Gebote stehe; ja, er duldete nicht einmal die gegründetste Entschuldigung, wie Krankheit u. dgl.

Schließlich noch ein paar Perlen Reichner'scher Stilistik, die in der That verdienten, mit andern ähnlichen syntaktischen Ausgeburten des Dichtertalents zu einer negativen Richtschnur für schriftstellerische Epigonen vereint zu werden:

Es war unmöglich, dieses Gesicht zu vergessen, weil es nämlich „vorher schon noch unmöglicher war“, es seinem Gedächtnisse einzuverleiben. — Nach dem rohen Bruch mit Thassilo hatte sie sich zurückgezogen, ein „fortwährendes Unwohlsein heuchelnd“. — Er soll mir „nicht anders wie als Bräutigam“ Kissingen verlassen. — Er hielt sich „so etwas wie für einen“ Dieb an der Tugend der schönen Frau. — Natürlich das übliche Erschrecken; dann aber „das Hervorkehren der Dame, welche“ den sehr artigen Gruß des Barons aufs höflichste erwidert. — Alles „das kugelte harmlos aus dem Munde Lola's hervor“. — Und so blieben sie „auf dem Fuße höflicher Artigkeit stehen, gerade gut genug, um in einem Bade die Gefälligkeit zu verlangen, einer Dame vorgestellt zu werden, welche der in solchen Dingen erfahrene Graf ohnedem als nicht ganz Vollblut sofort ausgewittert hatte“. — Die Wärme, die sich durch ihren Handschuh hindurch der Hand Erich's mittheilte, gab ihm eine Empfindung, „wie wenn er plötzlich in ein warmes Bad gesteckt würde“. — Sie hatte dem Baron die Rose vom Busen zugeworfen in Begleitung „eines Blicks, der wol für einige Stunden vorhalten konnte“. — Denn so „verfahren“, wie wir beide seit gestern neben- und miteinander „unsere Wege gehen“, kann's nicht mehr länger währen. — Die Jagd auf Erich hatte ihr theils „als Zeitvertreib, theils als Berechnung gegolten“. — Die schon schräg fallenden Strahlen der Sonne verbreiteten „ein sattgelbes Licht über die nach Kühlung lechzende Cultur“ (sic!), während eine angenehme Frische sich über den waldbestandenen, hochgelegenen Aussichtspunkt gebreitet hatte.

Endlich — das Beste zuletzt — heißt es wörtlich: „Er arbeitete den ganzen Schwall jener Redensarten herunter, welche in solchem Falle von einem gewöhnlichen Kopfe herabdeclamirt zu werden pflegen.“

Wir hoffen zu Apoll, daß Adolf Reichner sich früher oder später doch einmal entschließen werde, eine Hochschule für deutschen Satzbau zu gründen; welcher Genuß, lauschend zu des Meisters Füßen sitzen und aus seinem eigenen Munde die Anleitung zur Herstellung derartiger Constructionen vernehmen zu dürfen!

Drei Opuscula für den Hausgebrauch — um uns dieses trivialen Ausdrucks zu bedienen, der jedoch im vorliegenden Falle seine vollste Berechtigung hat — drei Werkchen also für den Hausgebrauch mögen an dieser Stelle Erwähnung finden, obwol davon ihrer zwei ernstere Bedeutung haben, als ihr Titel und die Form, darin sie gekleidet sind, auf den ersten Anblick vermuthen lassen:

5. Der Backfisch, wie er sein soll, oder Buch der Höflichkeit. Ein Bildungs- und Complimentirbuch für junge Mädchen. Hamburg, Richter. 1874. 16. 1 M.

So klein das Büchlein, so schwerwiegend sein Inhalt; ein wahrer Knigge in usum delphini oder eigentlich — sit venia verbo — delphinae; denn für Jungfräulein ist es ursprünglich berechnet, obwol es auch manchem Jüngling in den männlichen Backfisch-, will sagen in den Flegel-Jahren „fast nützlich zu lesen ist“. Das versificirte Vorwort, welches gleichzeitig als Register dienen kann, möge hier folgen:

Euch schönen Kindern einer schönern Zeit
Ist höflich dieses kleine Buch geweiht.

Legt es nicht, weil es klein, misachtend fort,
Denn größer, als es scheint, sind Sinn und Wort.

Schön ist der Locken Zier, der Augen Glut,
Der Wangen Rosen schmücken mehr als gut.

Die kleine weiße Hand ist mächtig und
Das Köstlichste ein feingeschnittner Mund.

Doch spricht der feingeschnittne Mund nicht auch
Das feingeschnittne Wort nach edelm Brauch:

Sind Locke, Auge, Wange, weiße Hand,
Nur todtes Kapital, nur leerer Tand.

Drum soll es Zinsen tragen dir ins Haus,
So nimm das Buch und lerne hübsch daraus,

Wie man recht höflich spricht und denkt und lacht,
Der Höflichen allein wird stets der Hof gemacht.

Ob wir es nun gleich weder für nothwendig noch auch für nützlich halten, daß einem Backfisch immer der Hof gemacht wird, so sei doch das geschickt zusammengestellte und auf vernünftigen Principien basirte Anstandsregulativ Aeltern und Erziehern bestens empfohlen.

Für etwas größere Kinder, nämlich für ganz Erwachsene — und zwar beiderlei Geschlechts — ist berechnet:

6. Kleine Füchse, oder die kleinen Fehler, welche das häusliche Glück stören. Von Harriet Beecher-Stowe. Aus dem Englischen. Gütersloh, Bertelsmann. 1874. 8. 4 M.

Die berühmte amerikanische Mohrenwäscherin, die Verfasserin des einst über Gebühr und Verdienst vergötterten Romans „Onkel Tom's Hütte“ (dessen Urbild übrigens gegenwärtig zum Besuch in England weilt und von der Königin Victoria in besonderer Audienz empfangen wurde), Frau Beecher-Stowe hat in diesem sehr sauber ausgestatteten Büchlein ein Vademecum für Eheleute zusammengestellt, das die Beachtung weitester Kreise wohl verdient. Es werden in demselben die sieben Todsünden des Familienkreises: Tadelsucht, Reizbarkeit, Verschlossenheit, Eigensinn, Intoleranz, Unhöflichkeit, Unbefriedigtsein (in

einer etwas bessern Uebersetzung als die vorliegende, würde wol das deutschere Wort „Unzufriedenheit" gewählt worden sein), unter das Mikroskop genommen und ihre übeln Folgen für ein friedliches, angenehmes Zusammenleben der häuslichen Gemeinde in schärfstem Lichte und nicht ohne manchen humoristisch-satirischen Reflex gezeigt.

Ein charakteristischer Dialog zwischen Hero und Leander aus dem Kapitel „Eigensinn" möge als Probe hier Platz finden. Wir gestatten uns dabei, die vielen undeutschen Wendungen ein wenig auszumerzen:

In einer hellen Stunde zwischen den Gewitterschauern bereitet Hero für ihren Leander eine Friedens- und Freudenmahlzeit und dazu einen Salat, der ein wahres Meisterstück in seiner Art ist. Leander ist auch munter und wohlgelaunt, aber nachdem er den Salat gekostet, schiebt er ihn schweigend beiseite. „Wie, lieber Mann, schmeckt dir der Salat nicht?" — „Nein, liebe Frau, ich esse niemals Oel an den Speisen." — „Auch nicht zum Salat? Wie seltsam! Ich habe noch nie von Salat ohne Oel gehört." — „Aber, liebes Kind, ich sage dir ja, ich nehme es niemals zum Salat. Ich esse ihn nur mit Essig und Zucker." — „Essig und Zucker! Leander, ich bin erstaunt! Wie spießbürgerlich!" In schmeichelndem Tone fährt sie fort: „Du mußt wirklich versuchen, an meinem Salat Geschmack zu finden." — „Ich versuche niemals, an etwas Neuem Geschmack zu finden. Ich bin ganz zufrieden mit dem, was ich kenne und zu essen gewöhnt bin." — „Ich muß sagen, Leander, das ist wirklich recht unfreundlich und unliebenswürdig von dir!" — „Doch nicht mehr, als wenn du mich zwingen willst, etwas zu essen, was ich nicht liebe?" — „Aber, wenn du es nur einigemal versuchen wolltest, so würdest du ihn bald sehr gern essen." — „Meiner Ansicht nach wäre es außerordentlich thöricht, sich etwas gewaltsam aufzuzwingen, da es ja genug Dinge gibt, die ich wirklich gern esse." — „Ich fände es durchaus nicht thöricht, sondern im Gegentheil liebenswürdig und vernünftig, wenn man es versucht, sich dem Geschmack der Seinigen einigermaßen anzubequemen." — „Sehr wahr, meine Liebe; also versuche es einmal, den Salat mit Essig und Zucker anzumengen." — „Aber das ist so ordinär, so ganz aus der Mode. Hast du je gehört, daß man in der guten Gesellschaft einen Salat nur mit Essig und Zucker servirt?" — „Ich hoffe doch, daß du die Tischgäste meines älterlichen Hauses zur guten Gesellschaft rechnen wirst, und die aßen den Salat ausschließlich in dieser Zubereitung. Uebrigens muß ich dir sagen, daß du für eine verständige Frau in unsern Verhältnissen doch etwas zu viel an die sogenannte «Gesellschaft» und an die Mode denkst!" — „Diese Bemerkung hast du schon einmal gemacht, und ich halte sie für höchst — höchst ungerecht!" — „Wol kaum so ungerecht, als dein Vorwurf, ich sei herrschsüchtig und eigensinnig." — „Liebster Leander, du wirst zugestehen müssen, daß du allerdings ein bischen sehr eigensinnig bist." — „Wie so?" — „Weil du bei jeder Gelegenheit auf deinem Kopf bestehst, weil dich von einer vorgefaßten Meinung Himmel und Erde nicht wieder abbringen können." — „Ist das etwa bei mir mehr der Fall als bei dir?" — „Allerdings!" — „Da bin ich eben anderer Ansicht!" Hero schlägt die Augen gen Himmel und spricht mit Pathos:

„Ach, schenkte uns doch eine Fee die Macht,
Uns selbst zu schauen, wie man uns betracht'!"

„Allerdings", ruft Leander, „wäre es wünschenswerth, wenn diese Bitte bezüglich deiner erhört würde." — „Ich glaube, du findest deine ausschließliche Freude daran, mich zu ärgern", entgegnet die Dame empfindlich. — „Liebe Hero, wie thöricht, wie kindisch ist das nun wieder! Ist denn zwischen uns kein Friede möglich?" — „Du hast angefangen!" — „O, bitte sehr um Verzeihung! Ich wahrhaftig nicht!" — „Allerdings, Leander, warst du es; wie gewöhnlich!"

Und so fort in infinitum.

7. Hauspoesie. Eine Sammlung kleiner dramatischer Gespräche zur Aufführung im Familienkreise von F. Zehender. Drei Bändchen. Frauenfeld, Huber. 1872—74. 16. 3 M.

Dieses Bändchen enthält ein wenig weitschweifige, aber gutgemeinte dramatische Dichtungen mit einer handgreiflichen Moral und in der Ausdrucksweise für das kindliche Verständniß berechnet. Der geringe technische Apparat, welchen die Inscenirung erfordert, erleichtert die Darstellbarkeit der kleinen Piècen.

Richard Schmidt-Cabanis.

Aegyptische Genre- und Naturbilder.

Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere. Von C. B. Klunzinger. Mit 22 Originalzeichnungen. Stuttgart, Levy u. Müller. 1877. Gr. 8. 12 M.

Eine der besten Natur- und Sittenschilderungen, die je in deutscher Sprache verfaßt wurden, liegt uns in diesem liebenswürdig anspruchslosen Buche vor. Sein Verfasser hat gegen zehn Jahre in dem kleinen ägyptischen Hafenstädtchen Koseir am Rothen Meere als Sanitäts- und Quarantäne-Arzt gelebt, ist durch die uneigennützigste Armenpraxis während seines dortigen Aufenthalts in nahen Verkehr selbst mit den niedersten Bevölkerungsschichten getreten und von der ganzen Stadtgemeinde, in deren Verband er hochmuthsfrei sich einfügte, wegen seiner Herzensgüte so verehrt worden, daß dieselbe ihn, als er nach einem mehrjährigen Aufenthalt in der deutschen Heimat wieder sein altes Koseir besuchte, von der Regierung in seine alte Stellung zurückerbat. Amts- und Privatgeschäfte führten ihn oft genug durch die Felsenwüste zum thebaischen Nil; auch dort benutzte er die ihm wie noch keinem wissenschaftlich gebildeten Europäer vorher so günstig gebotene Gelegenheit, das kleinbürgerliche und ländliche Leben der oberägytischen Bevölkerung zu belauschen, statt es, wie die Reisenden gewöhnlichen Schlags nur aus der Vogelschau zu betrachten. Und was er hier mit klarem Blick und vorurtheilsfreiem Sinn an Wissensschätzen für die Volkskunde, im Nilthal, in der Wüste und am Strande des Rothen Meers, an solchen naturwissenschaftlichen, namentlich zoologischen Inhalts in der ganzen Zeit seines einsamen Lebens bei den Korallenriffen des Arabischen Busens, bei den schlichten Nachkommen des ehrwürdigsten, ältesten Culturvolks eingeheimst hat: das schildert er uns auf diesen Blättern in einer durch die Einfachheit und Anschaulichkeit der Form classischen Weise.

Zunächst verleben wir einige Tage mit dem Verfasser als kundigstem Interpreten in einer kleinen oberägyptischen Landstadt. Er führt uns durch die engen und winkeligen Gassen mit ihren immer noch wie zur Pharaonenzeit aus „Tub", d. h. ungebrannten Thonziegeln, gebauten einstöckigen, fast fensterlosen Häusern mit den klobigen Taubenthürmen und den dem Nordwind sich öffnenden Wind-

fängen auf dem platten Dach, mitten durch das bunte, vielstimmige Treiben von Menschen und Kamelen, Eseln und Hunden in die Bazare, jene durch Selbstbeschattung oder überspannte Decken in beständigem Halbdunkel gehaltenen Kaufgäßchen. Die Läden daselbst sind nichts als kleine viereckige Kammern, deren Straßenseite aus der den Tag über in zwei Flügeln aufgeklappten Ladenthür besteht; der obere der beiden Flügel bildet dann eine Art Dach, der untere hängt nach der Gasse herab oder dient tischartig zur Erweiterung des Ladenbodens. Holzschnitte, nach getreuen Handzeichnungen des Verfassers entworfen, verdeutlichen schon in diesem Eingangskapitel die Schilderung vortrefflich. In einer noch einfachern, thürlos offenen Ladenzelle schauen wir da den Krämer neben seinem Palmzweigkäfig als Ladentisch und unter mancherlei an Querstäben wie an Waschleinen aufgehängten Waaren im Turban kauern und würdevoll dabei die lange Türkenpfeife rauchen. Besser als Worte es vermöchten zeigt uns ein anderes Bild einen Pfeifenschäfte bohrenden Handarbeiter: die Schnur seines horizontal gehaltenen fiedelbogenartigen Werkzeugs schlingt sich um die senkrecht in einem Bret befestigte Welle, deren obere Eisenspitze nach wenigen rasselnden Zügen das „gemüthliche Instrument des Volksglücks“ in einem seiner Hauptheile fertig stellt. Zu einer eingehenden „Gewerbeschau“ laden nämlich die noch immer hier gassenweise beisammenwohnenden Gewerke ein; man bemerkt gar viel Geschicklichkeit — denn wie vor alters setzt der Sohn das Handwerk des Vaters fort —, noch mehr die Kunst, aus naheliegendem billigem Material ungefähr brauchbare, wenn auch keineswegs sonderlich dauerhafte oder gar elegante Waare zu schaffen. Die Glasfabrikation, eine Schöpfung der Altägypter, ist z. B. in den Jahrtausenden der Knechtung dieses heiligen Culturbodens von Kemi jämmerlich herabgesunken; überhaupt vermag selten irgendein Manufact den Vergleich mit europäischem Angebot auszuhalten, so etwa die großen unglasirten und deshalb zum Kühlhalten des Wassers geschickten großen Henkelkrüge, die zu ganzen Flößen zusammengebunden auf dem Nil verschifft werden, oder der zierliche Gold- und Silberschmuck, der, bei der starken Nachfrage auch noch der heutigen Aegypterinnen nach dergleichen, mit alter Gewandtheit aus sehr modernem Münzvorrath von österreichischen Dukaten oder ältern Zechinen so kunstvoll mit allereinfachstem Geräth hergestellt wird, daß er die Censur „billig und schlecht“ nicht verdient.

Wir schreiten über den Marktplatz. Koptische Schreiber sitzen da am Tische, deren Schreibkunst manchem Kaufmann unentbehrlich ist; an einer andern Ecke klappern die Geldwechsler mit ihren Thalern; Hausirer groß und klein rufen in der blumenreichen Weise orientalischer Waarenanpreisung Cigarettenpapier und Zündhölzchen, Früchte und Süßigkeiten aus; alle aber übertönt das Geschrei der hin- und herrennenden Makler, der Löwen des Markts, die für ein Vierzigstel Antheil am Verkaufswerth allerhand Waare, wie Teppiche, Waffen, Bernsteinknöpfe für die Pfeifen (früher auch Sklaven) im Wege der Versteigerung an den Mann zu bringen suchen.

Vom Markt geht es ins Kaffeehaus, die nie fehlende Zuthat auch des armseligsten Städtchens, wo jedoch nur kleine Leute verkehren. Mitten im schmucklosen, mit Strohmatten statt mit Teppichen bedeckten Raume braut der Kaffeewirth ununterbrochen den dicken starken Labetrunk am Kohlenherd; rings herum kauern oder sitzen oder liegen am Boden die Gäste; keine der Gruppen unterbricht mit wüstem Lärm die Ruhe und Würde, die auch an diesem Orte den Orientalen auszeichnet; die feine Nase unsers Cicerone erkennt jedoch in dem Gewölk, das sich aus Tschibuk, Pfeife und Narghileh entwickelt, den Duft des giftigen, nervenzerrüttenden Hanfkrauts, des Haschisch, das verstohlenerweise gern in kleiner Pille dem persischen Tabacк mit der glühenden Kohle zugefügt wird. Aber selbst Bierschenken fehlen in den Städten und Dörfern Aegyptens nicht; sie scheinen uralt auf dem Nilboden; tranken doch schon die Altägypter den „Wein aus Gerste“. Dem Traubenwein erklärte der Islam natürlich auch in Aegypten den Krieg, der „Busa“, dem einheimischen Gerstensaft, aber nicht, denn es ist ein kaum berauschendes milchiges Malzgebräu, vielleicht ähnlich dem wie Milchchocolade aussehenden Joalla-Bier der Kaffern. Selbst auf dem Felde geht bei den Fellahin das Erntebier in der Holzschale von Mund zu Mund.

Kein Rechtgläubiger hält eine Schenke mit Wein und „gebrannten Wassern“. Griechische Krämer jedoch führen neben Früchten und Spezereien die verbotenen Getränke, und mancher Rechtgläubige schlüpft heimlich in die abgelegene finstere Butike, um zu prüfen, ob der Prophet recht hat; denn der sagte ja selbst: „Der Wein hat viel Gutes“ — doch fügte er hinzu: „aber auch viel Schlechtes.“ Und auch letzteres hat schon mancher brave Moslim bei solchen Prüfungsgängen erfahren. Denn die griechischen Schenkwirthe arbeiten den „Ghawasi“ oder „Tänzerinnen“ in die Hände, den Bewohnerinnen jenes Quartiers, wo nie der Vesta Feuer geschürt wird. Auch hierhin geleitet uns unser treuherziger Führer; können wir doch nur hier die weibliche Welt kennen lernen, die sich sonst hinter den dicken Lehmmauern der Harems oder in erbarmungsloser Einhüllung vom Scheitel bis auf die Knöchel den Blicken entzieht. Freilich ist die Musterkarte Don Juan's da sehr rassenbunt (nur die nordische Blondine wird vermißt); dem Verfasser aber dürfen wir selbst das kaum Glaubhafte glauben: er fand ein munter ihm entgegenspringendes braunes Gallamädchen, anscheinend eine reizende Unschuldsblüte der abessinischen Berge, eine „kaum neunjährige Knospe“ in diesem verrufenen Viertel, und er versichert, daß gerade jetzt, nach Aufhebung der Sklaverei, die Ghawasi ganz gewöhnlich durch Ankauf solcher Kleinen ihr Gewerbe in alten Tagen gewinnreicher zu machen pflegen.

Die folgenden Tage verbringen wir in häuslichen Kreisen, in Amtsstuben, Schulstuben, im Badehause, in einer koptischen Kirche und einer Moschee. So zieht das ganze öffentliche und Privatleben an unsern Blicken vorüber; in mancher zäh erhaltenen Gewohnheit ist noch der Nachkomme des Pharaonenvolks erkennbar, wenn er auch längst arabisch zu reden gelernt hat; vieles aber ist gründlich geändert. Die Strenge der Rechtspflege, dieses Hauptfundament der großen Zeit, ist dahin; selbst die energischen Versuche des „großen Pascha“, wie man allgemein Mehemed-Ali nennen hört, haben da wenig gefruchtet, denn — die Menschen blieben, nur die Gesetzesvorschriften

änderten sich; manches, wie die Abschaffung der Sklaverei oder gar der körperlichen Züchtigung steht nur auf dem Papier (der Richter läßt so gut die Karbatsche schwingen auf die Fußsohlen der braunen Bauern, wie der Steuersammler, dem sonst das einzig erfolgreiche Mittel zur Handhabung seines Amts fehlen würde); vielfach trübt das Nebeneinander des geistlichen und weltlichen Richters den Verlauf des Processes, ja so gewöhnt ist dies neuägyptische Volk an die Rücksichtnahme auf die Person vor Gericht, daß es einen ausnahmsweise nach dem Buchstaben des Gesetzes sich richtenden Urtheilsprecher einen „bösen Mann" nennt.

Werthvoll erscheinen uns all diese bis ins Einzelne ausgeführten Gemälde aus der Verwaltungssphäre, weil sie Licht werfen auf dieses minder beachtete Hinterland des weit besser bekannten Nildeltas mit seiner vielbeschriebenen Hauptstadt, vor allem aber, weil sie uns nicht die Theorie, sondern die Praxis jener Verwaltung an einem Beispiel (der Mudirie von Kene) so gründlich vorführen, wie es dem bloßen Durchreisenden unmöglich wäre.

Als Arzt hatte Klunzinger sogar Zutritt in das Verborgenste der bürgerlichen Wohnung; er durfte im Harem an der Seite des Gatten den Blick selbst in die Toilettengeheimnisse der Gattin dringen lassen. Wir erfahren zu unserer Beruhigung, daß also doch nicht mehr die Grausamkeit geübt wird, den Frauen ärztliche Hülfe anderer Art als die Trughülfe der Hausquacksalberei zu versagen; selbst weibliche Aerzte bildet für Frauen- und Kinderpraxis die medicinische Schule zu Kairo aus: ein sicherlich hoher Segen für ein Land, dessen christlicher Bevölkerungsantheil ebenfalls die eifersüchtigste Frauenclausur, wie so manches Andere, von der stark überwiegenden moslimischen Mehrzahl angenommen hat. Der Islam hat mit seinem Verbot, Lebendiges zu malen, aus den Gotteshäusern wie aus den Wohnräumen die ausdrucksvollen Malereien des Pharaovolks verbannt; die Zimmer sind öde geworden an Mobiliar, denn außer Teppich, Rückenpfühl und Divan brauchen diese hockenden Menschen nichts. Der bequeme Großvaterstuhl, das Credenzen des weingefüllten Bechers oder duftigen Straußes als Willkommen für den Gast, der gute Gänse- und Rinderbraten: das alles, auf den alten Denkmälern des Nillandes so prächtig dargestellt, scheint zu uns ausgewandert zu sein; die türkisch-arabische Vorliebe für den Hammel und das Reis-Pilâw beherrscht die Tafel; Kaffeeschälchen und Pfeife sind prosaischer Ersatz für Becher und Blumen. Henriette Davidis aber kann aus dem hier ausführlich mitgetheilten Speisezettel eines moslimischen Soupers von 24 Gängen vielleicht doch noch manches lernen; ein den alten Aegyptern verbotenes, jetzt aber am Nil ganz endemisch gewordenes Gericht fehlt darunter natürlich nicht: die Bufbohnen (vom bösen Sprachgewissen der Thüringer auch Puffbohnen geschrieben), vulgo Saubohnen, über deren Tafelehren in Nordafrika dieselben Ansichten gelten wie in Spanien, am Rhein und vollends in Erfurt.

Uebel bestellt ist es noch im südlichen Aegypten mit dem Verkehrswesen. Die Briefpost wird wie im Azteken- und Inka-Staat des Mittelalters durch „springende" Postillone, d. h. durch Läufer, von Staats wegen besorgt; der Eingeborene ist gegen sie noch mistrauisch, will der Regierung „keinen Einblick in seine Privatverhältnisse" gönnen und befördert seine nie eiligen Briefe in Fidibusform lieber „durch Gelegenheit". Dabei gewinnt der Springer gar oft den telegraphischen Botschaften den Vorsprung ab, denn die Herren Telegraphisten sind ja gute Morgenländer: das schnarrende und hämmernde Telegraphengeräth auf ihrem Tische stört sie nicht gleich aus sanfter Träumerei, behelligt sie noch weniger in einem angetretenen Erholungsspaziergang. Wollen wir aber eine kleine Reise antreten, so ist Vorkehrung wie zu einer Expedition nöthig; denn Gasthöfe in unserm Sinne haben wir nicht zu erwarten, höchstens eine leere Herbergskammer; wir müssen für Bett und Speise selber sorgen, kommen also zu Fuß nicht weit; Wagen fahren nirgends, weil die Straßenbreite höchstens für Eselkarren genügt.

Da ist aber der herrliche Strom, wo man auf einem mit Getreide oder Datteln beladenen Kajütenboot, einer Dahabîe, wol Aufnahme findet sammt seinem Reisebündel. Es ist Hochsommer; die Tropenregen des Südens lassen die lehmigen Fluten des Nil auch im regenlosen thebaischen Lande steigen; die vom Norden hereinziehende Luftströmung schwellt das Segel, und wir schauen unter dem tiefblauen Himmel den nie gebrochenen feierlichen Ernst der Landschaft. Das Steigen des Stroms verkümmert bereits den unzähligen Wasservögeln ihre zeitweiligen Quartiere, die Sandbänke, wo der Fellah die nach der vorjährigen Ueberschwemmung gezogenen Melonen abgeerntet hat. Am Ufer baden sich Büffel, schöpfen Männer das alle labende Wasser in die Becken des Schaduf, tragen Frauen und Mädchen die schweren Wasserkrüge auf dem Kopfe den Uferpfad hinan. Nur kleine Oertchen im Palmenhain gewahren wir auf dem Saatfelde, welches die ganze Flußaue einnimmt; die Städte machen sich auf dem köstlichen Grunde nicht breit; sie ziehen sich an die fahle Wüstenkante zurück, die im Osten und Westen das Thalbild einrahmt.

Nach solcher Nilfahrt oder einem langen Ritt auf Eselsrücken ist unser Verfasser häufig in oberägyptischen Dorfschaften eingekehrt. Auch diese schildert er uns nach der Natur. Die armen Dörfler, meist nur Tagelöhner oder Pächter, haben mit den Chinesen den unbezwinglichen Hang zum Gründen eines eigenen Herdes gemein. Ein ganzes Kapitel Darwin'scher Lehre ließe sich an diesen Tausenden von Beispielen der Häuslichkeit, der Genügsamkeit und des fröhlichen Sinnes beweiskräftig darstellen. Denn wer auf so fruchtbarem Boden mit schwarzem Hirsebrot, Zwiebel und Melone fürliebnehmen lernte, der konnte schon in jugendlichem Alter das zarte Nachbarmägdlein mit goldener Armspange und silbernem Nasenring zur Frau nehmen, freilich nur um den Sprößlingen der frühgeschlossenen Ehe jene Tugend der Anspruchslosigkeit in Bezug auf des Lebens Güter und der singenden, scherzenden Lust, ohne die solches Los selbst dem Fellah unerträglich scheinen müßte, immer vollkommener zu vererben. Und wie leben diese Bauern in ihren nach oben verjüngten Lehmwürfeln, deren Inneres das Sonnenlicht kaum durch einen schmalen Lichtfang oder die Thüre erhellt?

Armuth gebiert Schmuz: in einer Erdhöhle, die eine vielköpfige Familie zu beherbergen hat, deren Dach aus Lumpen besteht, in einem Hofe, wo allerlei Vieh und Kinder sich tum-

meln, der zugleich als Wohn- und Schlafraum, als Küche, Speisekammer und Stall dient, wird nicht zu erwarten sein, daß Wand und Boden glänzen, die Geschirre blinken, die Geräthschaften am wohlbestimmten Plätzchen liegen; wol aber findet der neugierige Besucher die Außenwände dicht mit angepappten Kuhfladen tapezirt, welche als Brennmaterial zum Brotbacken und Kochen dienen. Dickbauchige, triefäugige, nackte Kinder, von Fliegen und Mosquitos umschwärmt, kriechen umher, es laufen sich in spärlicher Hülle die Weiber, auf dem Erdboden strecken sich die Männer und Burschen des Hauses mit ihrem einzigen Wollrock, der als Winter- und Sommerkleid dient, bekleidet.

Und doch hat sich mitten in diesem Schmuz und dieser Armuth eine Anzahl alter Charaktervorzüge des seit undenklicher Vorzeit dicht angesiedelten Nilvolks erhalten, freilich neben manchem düstern Schatten, der gleichfalls an die Züchtungswirkung so dichten Zusammenwohnens — der Erziehung von Lug und Trug so hold —, besonders aber an die überall traurigen Folgen langer Knechtschaft gemahnt:

Auch der gemeinste Fellah weiß sich gesellschaftlich anständig und fast fein zu benehmen, er mag oft etwas rauh sein, nicht leicht ist er wild und roh, zumal da er sich nicht betrinkt. Complimente entfließen seiner beredten Zunge bis zur Schmeichelei und Falschheit. Er ist unterhaltend, witzig, phantasiereich, gutartig im gewöhnlichen Umgang und bei einigermaßen guter Behandlung; aber lügnerisch, geizig, betrügerisch, bettelhaft und selbst diebisch, wo es sich um Mein und Dein handelt. Langmüthig, wie das Kamel, erträgt er die ihm auferlegte Last; däucht sie ihm aber zu schwer, so wird er störrisch und eigensinnig, bis er eine angemessene Zahl von amtlichen Sohlenstreichen bekommen hat. Sofort wird er wieder gefügig und beugt sich sklavisch vor dem türkischen Herrn, der ihm an Thatkraft überlegen ist.

Was sich daranreiht von Darstellungen des Naturlebens in diesem wunderbaren Thale unendlicher Ernteerträgnisse mitten in der Wüste, spendet gleichfalls mannichfache Belehrung; denn auch hier schöpft der Bericht aus treuester Selbstbeobachtung. Wir hören keine Phrasen von der Herrlichkeit des Landschaftseindrucks, von denen der nordische Reisende oft so eingenommen ist, daß er oft gar nicht gewahr wird, wie drei schönste Zierden deutschen Landes hier völlig fehlen: die Wiese, der Wald und der Frühling. Denn, bemerkt unser Verfasser mit Recht, der staubige, schattenarme Dattelbestand ersetzt noch nicht einmal das Labsal eines frischen deutschen Nadelholzwaldes, geschweige denn die Wonne eines in Maienluft ergrünenden Buchenhains. Noch immer ist der 11. September, wo der Nil seinen Höhestand zu erreichen pflegt, der ägyptische Neujahrstag; noch bestehen die uralten Vorkehrungen, um das Wasser des heiligen Stroms über eine möglichst große Ueberschwemmungsfläche zu leiten, die Querkanäle, die dann auf kurze Zeit jene Städte am Wüstenrand zu Flußhäfen verwandeln, die Dämme, welche seit Jahrtausenden das ganze Kemi gitterartig durchziehen, den Segen gleichmäßiger austheilend von Stufe zu Stufe und nie mehr wie in vorgeschichtlichen Zeitfernen dem wachsenden Strom gestattend, Aegypten in ein „Süßwassermeer" umzugestalten, was in starker Uebertreibung ein bekannter arabischer Spruch behauptet. Der Verfasser theilt uns einen interessanten Bauernkalender auszugsweise mit und ergeht sich sachkundig über die Pflanzen- und Thierwelt, in der nun Flußpferd und beinahe auch Krokodil, Papyrusstaude und Lotosblume ganz fehlen.

Noch einmal kehren wir zu den Nilthalbewohnern zurück. Wir durchleben mit ihnen gewöhnliche Werktage und auch Jubel- und Trauertage als einzige Unterbrechungen des eintönigen Daseins; denn am Freitag, dem mohammedanischen Sonntag, feiern eigentlich nur Beamte und Schulen. Der abstumpfende Fatalismus des Islam, der geringe Geschäftsverkehr Oberägyptens hat die Leute träge gemacht; zumal der Städter hat immer Zeit zu genauester Erfüllung seiner religiösen Pflichten, als da sind Waschungen und täglich mehrmalige Andacht in der Moschee, ferner zu gemächlichem Geplauder, zu Nachbarbesuchen und ewigem Kaffeetrinken. „Bokra in scha allah" (morgen, so Gott will), das steht mit großen Ziffern auf seiner Stirn geschrieben. Das Wenige, was er für sich und die Seinen braucht, ist ja leicht verdient; außer gedämpften Ful, d. h. Saubohnen, die vom frühesten Morgen an auf dem Markt feil geboten werden, gibt es den Tag über in der Regel blos kalte Küche, nur zu Abend etwa einen Fisch, seltener Geflügel, am Ende gar ein Stückchen Hammel- oder Ziegenfleisch zu den immer frischgebackenen warmen Mehlfladen.

Niemals zwar hat die Frau Antheil am Mahle des Mannes, aber doch ist ihr Schicksal keineswegs so sehr dem einer Gefangenen ähnlich, wie abendländisches Vorurtheil gern es sich vorstellt. Sie vertritt in mancher Hinsicht das Haus, läßt z. B. einem Gast bei Abwesenheit ihres Mannes in dessen Speisezimmer, aber in ihrem Namen auftragen; sie entbehrt bei ihren häuslichen Geschäften gar nicht der freien Luft im Hofe und den theilweise wandlos nach ihm sich öffnenden Gemächern; sie verkehrt im Bad und durch fleißige Besuche mit andern Frauen, aber fremden Männern ist sie durchaus „Hurme" (d. i. Verbotene; von der Mehrzahl „Harêm" stammt der Name des Frauengemachs); auch ist sie ausgeschlossen von der Moschee. Selbst der — aus Brotrücksichten auch hier mehr ausnahmsweise geübten — Polygamie widmet unser Verfasser eine billige Beurtheilung, kräftig der Romanidee entgegentretend, als seien die moslimischen Harems „Zwingburgen der Eifersucht, wo der Mann eine beträchtliche Herde üppiger, nichtsthuender Schönen züchtet". Die gesellschaftliche Freiheit der Frauen und die Monogamie Altägyptens steht uns trotzdem sittlich höher; namentlich aber hat der Islam durch die Leichtigkeit der Ehescheidung das Familienband gelockert.

Gleichwol findet sich ein lebhafter Familiensinn, wie im Dorfe, so in der Stadt. Nicht nur geistige Beanlagung, auch das warme Herz spricht der Verfasser diesen Epigonen der großen Alten durchaus nicht ab. Die Glieder einer Familie hängen zärtlich aneinander; die Kinder werden mit Strenge und Liebe erzogen, in Ehrfurcht vor dem Alter. Die ins rüstige Alter getretenen Söhne pflegen und erhalten die arbeitsmüde gewordenen Aeltern, die sorgenfrei nicht selten als Neunzig-, ja Hundertjährige Urenkel um sich aufwachsen sehen. Am siebenten Lebenstag speit der Kadi oder ein Geistlicher dem Säugling gekauten Candiszucker in das Mündchen und gibt ihm „den Namen aus seinem Munde"; wenn das Kind herangewachsen, erfolgt die Beschneidung, und zwar auch beim Mädchen. Ehe noch die Vollreife erlangt ist — und sie tritt recht früh ein, beim Mädchen etwa mit

12 Jahren, beim Knaben einige Jahre später —, haben die Aeltern schon für die Verlobung gesorgt. Geldheirathen sind unmöglich, weil die Frau, falls sie eigenes Vermögen besitzt, dasselbe in der Ehe nicht mit ihrem Manne theilt; auch hängt der wirkliche Abschluß des Ehebundes mindestens von dem äußern Wohlgefallen der Zusammengeführten aneinander ab. Sind aber diese Frühehen, bei denen regelmäßig der Bräutigam 15—18 Jahre zählt, nicht bedenklich?

Allerdings hat eine solche Kinderhochzeit für uns ein seltsames Ansehen. Von dem Abendgebet in der Moschee wird der Hochzeitsheld bei dem rothen Schein prasselnder Pechfackeln, unter religiösen Lobgesängen, Trommel- und Pfeifenschall nach seiner Wohnung geleitet:

> Der Sängerchor bildet einen Kreis und umsingt den von Hochzeitsfackeln beleuchteten Helden der Ehe. Ein durchsichtiger Frühlingsflaum keimt auf den vollen glatten Wangen, die Höhe der Statur läßt Hoffnung auf Wachsthum noch für manche Jahre, die dann und wann hörbare Stimme ist kindlich zart, oder ringt mühsam mit der Stimme der Mannheit. Die weiche Gestalt des Jubeljünglings ist in einen scharlachrothen Tuchrock gesteckt; auf dem Haupte steigt zum ersten male der männliche Turban auf, und zur Seite hängt das Hochzeitsschwert. Feierlich ernst und langsam schreitet er dahin — einem Confirmanden gleich — inmitten einiger seiner Gespielen.

Und während das Volk vor dem festlich beleuchteten Hause weiter jubilirt, Ernstere dem üblichen Ablesen von Koranabschnitten lauschen, ist von einer andern Seite die Braut von freudetrillernden Mädchen und Frauen herbeigeführt worden, ganz eingehüllt in den Kaschmirshawl, der, wie der rothe Rock des Bräutigams, nur für diesen Tag dient und gewöhnlich erborgt ist. Im Gemach folgt nun vor den prüfenden Blicken des ihr, nicht von ihr Erkorenen die „Enthüllung".

> Da steht sie vor ihm, die zarte, kleine liebliche Maid, mit tiefgeschwärzten Augen, rothgefärbten Händen, das Gesicht mit Schönheitspunkten betüpfelt. Die zarten Gliederchen vermögen kaum all den schweren Gold- und Silberschmuck, die Armspangen, die Hand- und Fußfesseln, die Halsringe, die Breloques, die Zopfschnüre, die Kopfkrone zu tragen. Das Seidenjäckchen gleitet flach über die kaum sich erhebende Brust herab. In kindlich züchtiger Scham erröthet die Puppenbraut und verlangt nicht selten statt nach dem Manne — nach dem Spielzeug. Er aber bedeutet ihr im Namen Gottes des Allmächtigen, daß er ein Mann geworden.

Von großem Gewicht scheint uns eine doppelte Versicherung unsers gerade hierbei so competenten Autors: diese Frühehen haben keinerlei üble Folgen in gesundheitlicher Beziehung, sie sind kindergesegnet und verbannen Bleichsucht, hysterische Nervenleiden, uneheliche Geburten aus dem Lande; fruchtbar aber sind sie, obgleich gegen zwei Drittel der Ehen von Geschwisterkindern geschlossen werden! Waren doch in Altägypten sogar Ehen unter Geschwistern erlaubt.

Die zweite Hälfte des Werks führt uns in die ostägyptische Wüste und an das Gestade des Rothen Meers.

Auf dem uralten Karavanenweg von Kene nach Koseir durchzieht man die sogenannte ägyptisch-arabische Wüste auf einer Strecke von 43 Wegstunden. Der Boden ist überall harter Fels, Flugsand nur spärlich zu bemerken; erst eine offenere Hochfläche mit zerstreuten Höhenrücken, Fortsetzung der Nummulitenkalkplatte der Libyschen Wüste, dann ein schluchtenreicherer Theil aus röthlich-gelbem Sandstein, hierauf wildes Gebirgsland dunkelfarbiger Diorite, röthlicher Granite und Porphyre, endlich hinter langgeschwungenen weißen Kalkrücken der ersehnte Blick auf das stahlblau erglänzende Meer.

Es muß eine Zeit gegeben haben, wo starke Regen hier herniederrauschten, wo aus Tausenden von Quellen tobende Bergwasser, ansehnliche Flüsse wurden. Darauf deuten die mächtigen Geschiebemassen abgerundeter Rollsteine in fester Kiesverkittung, darauf die Entstehung der hiesigen Thäler als Auswaschungsthäler, darauf in sehr merkwürdiger Weise die „Scherm", d. h. die Lücken in dem Küstenriff am Rothen Meer; denn letztere entsprechen stets der Ausmündung eines größern Thalgeflechts und erklären sich allein aus der ertödtenden Wirkung, welche ausströmendes Süßwasser auf riffbauende Korallenthierchen ausübt.

Aber wol schon seitdem die Gletscher des Sinai weggeschmolzen, liegt Mittel- und Oberägypten in Wüstendürre. Wolkenlos und tiefblau wölbt sich auch über unsere Wüste der Sommerhimmel; im Winter sammeln sich bei feuchtem Anzug aus Süd und Südost bisweilen Wolken an den Gebirgszinnen, dann ziehen die Kinder mit weißen Fähnlein um und rufen: Lieber Gott, schenk uns einen Regenbach! Mitunter finden sie Erhörung, ein furchtbares Gewitter bricht los, und auf ein paar Tage füllen sich die Bergschluchten mit Wasser, wird die Absicht der kleinen Riffbauer am Strande vereitelt, die Breschen im Kalkwall auszufüllen, die ihre Vorfahren einst offen lassen mußten; meistens jedoch fegt der Nordwind hurtig die grauen Wolken von dannen.

Das ist schon ein gutes Jahr, wenn auch nur ein einziger Winterregen den entsetzlich trockenen Felsboden tränkt. Grundwasser indessen sammelt sich trotzdem hier und da zu einem natürlichen Quell, der vielleicht einem versiegenden Bächlein das kurze Dasein stiftet; es wird in mancher Brunnenbohrung erreicht und, da es kein Nilwasser sein kann, so müssen wir es der gleichsam fürsorglichen Erhaltung zuschreiben, welche auch dieser Wüstenboden jedem in ihn eindringenden Wassertröpfchen von Regen oder Thau angedeihen läßt. Daß hier der Thau gänzlich fehle, wie der Verfasser behauptet, ist offenbar ein Irrthum; es würde ja gegen die Naturgesetzlichkeit verstoßen, wenn die zwar trockene, aber ohne Zweifel immerhin wassergashaltige Luft bei der 40° C. im Schatten so oft übersteigenden Glut des Tages und der ihr folgenden starken nächtlichen Abkühlung den Boden nicht einmal kurz vor Sonnenaufgang bethaute. Erzählt uns doch der Verfasser selbst, daß bei den nächtlichen Tänzen der Eingeborenen die Pauken von Zeit zu Zeit am offenen Feuer getrocknet werden müssen, weil sie „durch Thau feucht geworden".

Vortrefflich ist wieder die Pflanzen- und Thierwelt geschildert, nicht in ermüdendem Verzeichniß, sondern in ihrem die Landschaft mitbestimmenden Wesen. Und man denke nicht zu gering von der Belebtheit dieser Wüste! Gar manches Thierlein hat Klunzinger in seinem Schmetterlingshamen gefangen (der ihm ab und zu als Mosquitonetz oder als Seiher beim Trinken schlammigen, würmer-

reichen Wassers u. dgl. diente): Fliegendes und Kriechendes, Schlangen und Eidechsen. Denn wo es Pflanzen gibt, pflegen auch Thiere nicht zu fehlen. Und Grün erfreut das Auge in manchem Thal, an manchem Bergeshang, besonders in der feuchtern Zeit von Februar bis April. Da wuchert der dornige Zillastrauch, der Liebling der Kamele, die gurkenartig kriechende Coloquinte mit den grünen, bei der Vollreife gelben Aepfeln officineller Berühmtheit; absonderlich an Feuchtigkeit gewöhnte Gewächse, wie die Orchideen, sind zwar auch in der Frühlingsflora nicht zu sehen; hingegen überraschen, noch ehe man die merkwürdigen Schorawälder (kleine Abbilder der tropischen Mangrovedickichte) im Flutbereich des Meers trifft, liebliche Tamariskenhaine, in denen manche Schwalbe vor deutscher Winterkälte Zuflucht sucht.

Unbehelligt zieht die Kamelkaravane sammt den Packeseln des Wegs bis zum beliebig gewählten Rastort, wo den Kamelen die Bufbohnenbelohnung beschert wird und die Treiber und Reisenden zum Picknick am Lagerfeuer zusammenrücken. Ueber den kleinen großohrigen Räuber, den weißlichen Fuchs, haben fast nur die Fischer an der Küste zu klagen, denen er gern bei nächtlicher Weile die Vorräthe plündert; die Hyäne ist wie überall feige und geht lieber auf Aas oder knackt sich Muscheln am Strand; bei Tag entzieht ihr der große Ohrgeier manche Beute, nachdem er ausgespäht aus dem Aetherblau, wo er seine Kreise zieht „im Auge der Sonne". Sonst sind größere Säugethiere nur noch vertreten durch eine Steinbocksart, die im Gebirge klettert, und durch die Gazelle mit den schönen klugen Augen.

Vollends der Mensch ist, ganz gegen Wüstenbrauch, von friedfertigster Art, ja nicht einmal Jäger. Es ist der dunkelbraune, edel geformte, schwarzlockige Stamm der Abâbde, der seit unvordenklichen Zeiten hier seine Kamele, Schafe und Ziegen weidet, den durchziehenden Pilger- oder Getreidekaravanen Dienste leistet, aber bei Leibe nicht raubt oder stiehlt, wie er denn nicht einmal das Feuergewehr führt. Früher wenigstens mit den nördlicher in demselben Wüstengebirge schweifenden arabischen Beduinen in dauernder Fehde, ist dieses Volk in tiefster Waffenruhe, seit Mehemed-Ali sein Oberhaupt als Geisel zu sich beschied. Noch wohnt der jedesmalige Erbe der weit reichenden Gewalt des letztern gezwungenerweise im Nilthal; er und die im Gebirge selbst weilenden Unterschechs sind für Ruhe und Ordnung verantwortlich, ahnden daher die kleinste Veruntreuung an fremdem Gut drakonisch. Ein ewiges Hungerleben ist das Los der armen Abâbde unter dem Lumpenzelt oder gar in der Höhle des Gebirgs, und doch tritt der Abâbdi nicht einmal bettelnd, nur in demüthig bittender Haltung an die abkochende Reisegesellschaft heran; erst nach erfolgtem Aufbruch der Karavane fallen heißhungrig diese darbenden Wüstengeschöpfe sammt ihren knöchernen, rothhaarigen Hunden über die Brot- und sonstigen Speisereste her.

Das Ziel der Wanderung und somit der Schluß unserer Beobachtungen liegt nun vor uns: dumpf donnernd begrüßt uns die schäumende Brandung des Rothen Meers an der Koseirbucht.

Das Rothe Meer war bis vor kurzem dem gewöhnlichen Publikum fast nur durch den tragischen Tod des judenverfolgenden Pharao bekannt, und hatte erst in den letzten Jahren die Ehre, seit der Eröffnung des Suezkanals wieder in aller Mund zu kommen. Warum heißt denn dieses Meer das „Rothe"? Das ist die gewöhnliche Frage, die bei Erwähnung desselben aufgeworfen wird. Der Bewohner des Westufers findet es beim Aufgang der Sonne in graulich mattem Morgengewand, der Widerschein des sich erhebenden Tagesgestirns erweckt auf der Spitze der Wellen und Kräuselungen ein millionenfaches Glitzern und Flimmern, und der am Ufer Wandelnde sieht jetzt seinen doppelten Schatten, den durch die Sonne selbst und den durch das ebenso grelle Spiegelbild derselben im Meer erzeugten. Je höher die Sonne steigt, desto tiefer bläut sich die Flut, vom Königsblauen zum Schieferblauen, oder an Stellen, wo Klippen unterliegen, mit einem Stich ins Graugrüne. Beim Sinken der Sonne von der Vesperzeit an erblaßt das Blau, steigt zum Himmelblauen auf und löst sich mit dem Sonnenuntergang in eine weiße, zuweilen rosig angeflogene Spiegelfläche auf. Bei Nacht ist es schwarz, wie andere irdische Gegenstände, und nur die Sterne scheinen sich darin zu baden, der Vollmond wirft einen langen schmalen bis an den Horizont hinreichenden silberschimmernden Streif. Bei nächtlichem Rühren des Stockes oder der Ruder sprühen die Tropfen, in denen faulende animalische Stoffe vertheilt sind, wie Feuerfunken, oder ein schwimmendes Wesen schimmert geisterhaft im nächtlichen Wasser, während ein allgemeines gleichmäßiges Aufglühen der Wassermasse, das „Meeresleuchten", dort zu den Seltenheiten gehört. Manche bezichtigen eine mikroskopische Alge, welche zuweilen gewissen Strecken des Meers eine blutrothe Farbe ertheilt, oder rothe Berge an der Küste als Ursachen des Namens, aber dies sind nur locale beschränkte Vorkommnisse. Die Küstenberge sind meist weiß. Die Korallen der Klippe sind meist braun, gelblich oder bläulich, die wenigsten sind roth, endlich sind auch unter den Fischen und Krebsen u. dgl. nur wenige rothe. Es ist also am Rothen Meere fast nichts roth, und der Name ist wol willkürlich von den Alten gewählt.

Durch die farben- und formenreiche Welt der Korallen geleitet uns der Verfasser zu einer Umschau über die Meeresfauna bis in die hohe See. Gerade auf diesem Gebiete erwarb er sich bedeutende Verdienste um die Zoologie. An gelehrter Stelle hat er bereits seine Studienergebnisse dieser Art niedergelegt; hier gewährt er uns Laien einen umfassenden Einblick in diese selbst der Wissenschaft noch so neue Lebenswelt des Arabischen Meerbusens, welcher besonders durch seine animalischen Einflüsse seine uralte Zugehörigkeit zum Indischen Weltmeer, seine auffallend schroffe Abkehr von dem Mittelmeer darthut.

Aber auch der Mensch wird darüber nicht vergessen, der über dieses blaue, wenn auch einst sogar, in einem Rafael'schen Jugendwerk (Durchzug der Juden) roth gemalte Meer hinweg seit alters in Handel und Siedelung die Grenzen Afrikas und Asiens verwischte. Noch heute ist der Aegypter wie unter den Ramses in stetem Wechselverkehr mit Arabien, erhält von ihm seine Gewürze, seinen Kaffee und Reis, ja über den wichtigen Mekkahafen Djedda die Schätze des fernen indisch-chinesischen Ostens, während sein Getreide und seine Hülsenfrüchte eine weniger bunte, jedoch beträchtlich werthvollere Ausfuhr begründen nach dem dürren Nachbarland, in dem kein Nil fließt.

Die Häfen an der Westküste des Rothen Meers haben im Laufe der Jahrhunderte vielfachen Schicksalswechsel erfahren. Die langsame Hebung, in welcher sich diese ganze riffgepanzerte Küste befindet und seit lange befand, wird ihre hafenfeindliche Rolle dabei sicher mit-

gespielt haben, zumal die stets im seichtern Meer bauenden Korallenthierchen nur jene schmalen und nicht immer tiefen „Scherm"-Lücken für Hafenanlagen brauchbar ließen. Koseir ist vor allen diesen natürlichen Hafenstellen dadurch ausgezeichnet, daß von ihm aus das Nilthal am nächsten und bequemsten erreicht werden kann; uns dünkt auch die Erbauung des ältesten afrikanischen Machtsitzes Theben eben in jener Thalweitung, auf welche die Koseirstraße stößt, durch dieses Lageverhältniß mitbedingt. Waarenhändler und Mekkapilger strömten durch dieses ägyptische Ostthor jahrhundertelang aus und ein, ohne es zu einem wichtigern Stapelplatz umzugestalten; die Franzosen bauten die dasselbe schirmende kleine Türkenfestung zur Zeit ihrer ephemeren Herrschaft über Aegypten stärker aus, doch erst „der große Pascha" erhob Koseir, über welches er seinen dem osmanischen Sultan schuldigen Getreidetribut (die Dachîre) nach der Küste Arabiens verschiffen ließ, durch energischen Schutz der Karavanenstraße von Kene, sowie durch Befreiung der Einwohner von directen Steuern und der Militärpflicht, zu einer Stadt von 6—8000 Seelen, obgleich dem völlig des Süßwassers ermangelnden Ort das Trinkwasser zehn Wegstunden weit auf Kamelrücken täglich zugeführt werden muß. Da kam aber die Eisenbahn von Kairo nach Suez, dann der interoceanische Kanal — und Koseir sank urplötzlich von seiner Höhe herab, sodaß es gegenwärtig kaum 800 Bewohner zählen soll, eingerechnet die Abâbdevorstadt.

Bis man einmal die Zweigbahn Kene-Koseir anfügen wird an den gewiß bald zu den Katarakten verlängerten Stamm der Nileisenbahn, wird Koseir ein nur bescheidenes Dasein durch Getreideversendung und Pilgerverkehr weiter fristen. Wohlhabendere Gläubige pilgern jetzt auch in den Landen des Islam womöglich mit Benutzung von Dampfschiff und Dampfroß nach den heiligen Stätten, ähnlich denen, die am Rhein oder in Frankreich jetzt mit Dampf zu den Madonnen wallfahren. Gleichwol hatte Klunzinger Jahr für Jahr reiche Gelegenheit, die Pilgerzüge derjenigen zu mustern, welche durch ihre beschränkten Mittel oder höhere Frömmigkeit sich veranlaßt sehen, den alten Wüstenweg einzuschlagen. In Wort und Bild schildert er uns diese Durchzügler wie nicht minder eingehend und anschaulich die ständige Bevölkerung seines zeitweiligen Heimatörtchens von erstaunlicher Mischung Weißer, Brauner und Schwarzer aus allen drei Erdtheilen der Osthälfte, ferner das Schifferleben im Hafen und auf der Seefahrt, endlich das Treiben der Fischer an dieser öden Festlandküste, wo schon die Alten die „Fischesser" kannten und wo immer solche wohnen werden, weil dort Land und Meer die homerischen Beiworte des „nahrungspendenden" und des „unfruchtbaren" miteinander vertauschen müssen.

Nicht unterschätzen wollen wir auch das Schlußkapitel dieses an wahrheitsgetreuer Mittheilung von Thatsachen (man möchte sagen in nicht retouchirter Photographie) so reichen Buchs. Es handelt über „die geheimen Wissenschaften der Moslimin" und bringt eine Fülle von Beiträgen zur Lehre von den phantastischen Wahngebilden, an welchen die Menschheit seit ihrem ersten Herzschlag immer so fruchtbar war und zu deren Weiterbildung jedes mohammedanische Volk, also auch das oberägyptische, besonders hinneigt.

Neben dem kindlich naiven Zug der Vermenschlichung der Natur, zumal der auf die Beobachtung der heimischen Thierwelt gestützten Märchendichtung, der poetisch glitzernden astrologischen Verkettung von flüchtigen Menschenleben und dem ewigen Lauf der Gestirne, steht auch hier die Selbstsucht, die sich an Talismane und Besprechungen hängt, mit Rosen- und Sesamwasser die Formel aufs quadratische Pergament schreibt, um damit Liebeszauber zu üben, endlich der finsterste Aberglaube, der dem Menschen Gesundheit und Gemüthsruhe raubt. Was der Verfasser beim Abbalgen eines schwarzen Wüstenraben in seiner bescheidenen Wohnung zu Koseir erlebte, als die im dortigen Hafen vielbeschäftigten Neger auf die Kunde vom Tode dieses „Onkels" mit Pauken und Brüllen vor der Thür des deutschen Naturforschers allen Ernstes das „Blutgeld" für den ermordeten Verwandten forderten, muß man zu voller Ergötzung lieber ausführlich hier nachlesen. Rührend ist dabei doch der melancholische Grundzug des Mythus: der schwarze Onkel sei der beflügelte Bote, welcher den Angehörigen im Süden von Zeit zu Zeit Nachricht bringe von den in die Sklaverei geschleppten Brüdern. Werthvoll für Völkerpsychologie ist namentlich auch, was Klunzinger über den dem bekanntern „Zikr" der männlichen Moslim zur Seite gestellten „Sâr" der Frauen berichtet, d. i. eine bis zu acutem Wahnsinn gesteigerte Ekstase der Weiber, die wie der Zikr mit erst sanftem Hin- und Herbeugen der Körper anhebt und endlich bei wildem Tanz, Gepauke und Gesang in einer der zu Furien Gewordenen den Sâr erkennen läßt, nämlich den Genius der Krankheit, um deren Austreibung aus dem Leibe einer leidenden Frau der an Spiritistenwahn erinnernde Kreis sich zusammenfand. Der Sârtanz soll aus Habesch importirt sein und psychisch anstecken. Wie am auffälligsten die Malaien beweisen, gibt es Rassen-Endemismus in besondern Formen von Wuthanfällen.

Alfred Kirchhoff.

Gegen Materialismus und die Philosophie des Unbewußten.

Idealismus und Materialismus. Eine allgemein verständliche Darstellung ihres wissenschaftlichen Werthes. Von Ludwig Weis. Berlin, Grieben. 1877. Gr. 8. 3 M.

Die „Bibliothek für Wissenschaft und Literatur" (Berlin, Grieben) hat bereits eine beträchtliche Anzahl hervorragender, trefflicher Werke aus verschiedenen Gebieten aufzuweisen, in der Philosophie z. B. die Werke von Harms und Caspari. Von dem vorliegenden populär-philosophischen Werke, das ebenfalls zu dieser Bibliothek gehört, können wir dies allerdings nicht in gleicher Weise behaupten. Ohne die guten Absichten des Verfassers und einige gelungene Partien seiner Schrift zu verkennen, können wir doch dem Werke im ganzen, in philosophischer Hinsicht wenigstens, nicht gerade einen hervorragenden Werth und

literarische Bedeutung zuschreiben. Der Verfasser gab bereits vor einiger Zeit ein Werk: „Antimaterialismus", heraus, welches eine Kritik und Widerlegung des Materialismus und „aller Philosophie des Unbewußten" enthalten sollte. Dieses Werk wurde von Taubert in seiner Schrift: „Der Pessimismus und seine Gegner", besprochen und trefflich widerlegt. In der vorliegenden Schrift will nun der Verfasser seine Ansichten populär machen und eine „allgemein verständliche Darstellung des wissenschaftlichen Werths" des Materialismus und Idealrealismus (d. h. der Philosophie des Unbewußten) geben.

Zunächst zeigt es sich hier wieder, daß es recht schwierig ist, eine „allgemein verständliche Darstellung" philosophischer Fragen zu bieten und hierbei nicht die rechte Mitte zwischen strenger Wissenschaftlichkeit und platter Popularität zu verfehlen. Es ist dies auf andern Gebieten, z. B. in der Naturwissenschaft, viel leichter, weil die Philosophie, welche die höchsten Fragen menschlichen Denkens behandelt, stets mehr auf dem Boden der strengen Wissenschaft bleibt und dem gewöhnlichen Leben in Gedanken und Ausdruck ferner steht. Das Bestreben, das etwas spröde Material „allgemein verständlich" zu machen, führt leicht dazu, daß die Darstellung ans Platte und Triviale streift; und dies ist auch in vorliegendem Werke hier und dort einigermaßen der Fall.

Was die einzelnen Ansichten des Verfassers und seine Polemik gegen Materialismus, Idealrealismus und alle Philosophie des Unbewußten im weitern Sinne betrifft, so findet sich mancher Irrthum darunter. Auf einige solcher Punkte kommen wir im Nachfolgenden zu sprechen.

Zuerst gibt der Verfasser Definitionen und Erklärungen der Begriffe Materie, Materialismus, Idealismus, Idealrealismus und Kraft und Stoff. Bei der Erklärung des Begriffs Materialismus setzt er auseinander, daß man unter einem Materialisten im gewöhnlichen Leben einen Droguen- und Materialienhändler verstehe, auf dessen Schild oft des „Krokodils grause Schreckgestalt" andeute, der Mann handle mit fremdländischen Rohmaterialien. Diese höchst sonderbar und sehr überflüssig erscheinende Definition erklärt sich hernach daraus, daß sie der Verfasser benutzt, um eine etwas zweifelhaft witzige Definition des Materialismus zu geben. Er sei nämlich „ein Geschäft mit fremdländischen, unbekannten, unbearbeiteten Rohstoffen" (d. h. Gedanken). Und wie das Krokodil, so schrecke er seine Gegner.

Was den Idealrealismus betrifft, so polemisirt der Verfasser in dieser Schrift nicht gegen den seiner Ansicht nach wahren, den Hegel-Schelling'schen z. B., sondern den falschen, d. h. alle Philosophie des Unbewußten. Wir kommen auf diesen Irrthum noch unten zurück.

Kraft und Stoff erklärt Weis für sprachliche Bezeichnungen desselben Dings; er will aber doch beide beibehalten und polemisirt gegen Hartmann und Wießner, welche den Stoff für überflüssig erachten und in der Materie nichts Reales sehen als die Kraft. Eine zweifelhaft klare Definition von dem, was er unter Kraft und Stoff versteht, gibt der Verfasser folgendermaßen:

> Die Sonne heißt (sic!) Kraft, wenn von ihr als activ gravitirender Masse die Rede ist; sie heißt Stoff und Körper, wenn man absehend von ihrer Gravitation, sie nur geographisch, gleichsam als passiven Gegenstand, nach ihrer Größe, nach ihren sie zusammensetzenden Atomen, nach ihrer Oberflächengestaltung betrachtet.

Diese „philosophische" Definition ist eminent tief und klar und wird hiernach niemand mehr im Zweifel darüber sein.

Gegen die von Zöllner, Hartmann u. a. (Lotze und Fechner wären auch in erster Linie zu nennen gewesen) aufgestellte Ansicht von der empfindenden Materie, die sich gegenwärtig immer mehr Bahn bricht, polemisirt Weis ebenfalls heftig und behauptet, damit wäre für die Wissenschaft nichts gewonnen. Hartmann sagt hierüber sehr richtig (im Anhang zur „Philosophie des Unbewußten"):

> Schon jetzt erkennen die namhaftesten Naturforscher die innerliche psychische Seite der Atome an, und es beginnt bereits die Ahnung zu dämmern, daß der Schlüssel für die einfachsten Gesetze der Mechanik des Atoms in dieser psychischen Seite der Atome gesucht werden muß und aus den Analogien unserer eigenen Psyche gefunden werden wird.

Sodann geht der Verfasser auf eine seiner Grundansichten näher ein, die er schon in der Einleitung ausgesprochen, auf die nämlich, daß der moderne Realidealismus nicht ein wahrer wissenschaftlicher Idealismus, sondern nichts anderes als Materialismus sei. Der Realidealismus (der Schopenhauer-Hartmann'sche) betrachte stets „ein Unbewußtes, somit Ungeistiges, ja Materielles als Urquell der Dinge". Merkwürdig ist zunächst diese Steigerung mit „ja"; Ungeistiges und Materielles werden doch gewöhnlich für identisch erachtet. Noch merkwürdiger ist aber die Folgerung: „Unbewußtes, somit Ungeistiges". Hier liegt der Hauptfehler. Es ist eine alte Geschichte: wer nicht einsieht, daß ein geistiges Princip durchaus nicht nothwendig menschliche Bewußtseinsform haben muß, der wird die Philosophie des Unbewußten und den modernen Realidealismus stets falsch beurtheilen. Wer Unbewußtes und Ungeistiges für identisch erachtet, dem ist nicht zu helfen.

Eine zweite Grundansicht des Verfassers besteht darin, daß er die mechanische Weltansicht verwirft und sie mit dem Materialismus identificirt. Professor F. Harms hat in der Einleitung zu seinem Werke: „Die Philosophie seit Kant", auseinandergesetzt, daß Materialismus und mechanische Weltansicht nicht nur nicht identisch, sondern sogar sich entgegengesetzt sind. Die mechanische Weltansicht, die alles aus der Atombewegung ableitet, ist wohlbegründet und allgemein gültig für die gesammte körperliche Natur; sie widerspricht dem Idealismus in keiner Weise; sie läßt das geistige Gebiet völlig unberührt, und der Materialismus oder Naturalismus besteht in der fälschlichen Uebertragung dieser Anschauungsweise auf das Gebiet des Geistes.

Die Beweise, welche der Verfasser gegen die mechanische Weltansicht, besonders gegen die Erklärung der organischen Processe aus der Atombewegung und für die Annahme einer eigenen Lebenssubstanz anführt, bedürfen keiner weitern Widerlegung. Merkwürdigerweise z[illegible] der Verfasser gerade hier mit Hartmann einige Ueber[illegible]stimmung, der bekanntlich für die Erklärung der org[illegible]schen Processe ein eigenes metaphysisches Princip suppon[illegible] Wir können bezüglich dieser Fragen auf unsere kürz[illegible] erschienene Schrift: „Die Darwin'sche Theorie, eine [illegible]

tische Darstellung" (Berlin, Denicke), verweisen, wo dieselben übersichtlich besprochen sind.

Weis verwirft natürlich auch den Pantheismus und widerlegt denselben in sehr fraglicher Weise, indem er behauptet, daß, weil das Vermögen der Arbeitsleistung der Atome in der Mechanik verharre und beim Gesetz der Trägheit nicht zum Leben übergehe, die Gottheit verhindert wäre, ihr pantheistisches Wesen eines nimmer ruhenden Manifestirungstriebes in der unorganischen Welt zu bethätigen. Sehr klar! Das kommt von der Annahme einer todten Materie.

Die beiden gelungensten Abschnitte dieser Schrift sind jedenfalls die, wo es sich weniger um Philosophie als um Physik und Chemie und um historische Fragen handelt. Es sind dies der zweite Abschnitt: „Die Aesthetisirung der Materie durch die Religion", worin der Verfasser manchen guten Gedanken, insbesondere über die richtige Auffassung des Christenthums ausspricht, und Abschnitt 3: „Wissenschaftliche Bestimmung der Materie", worin die neuern chemischen und physikalischen Theorien, insbesondere die Atomtheorie, in klarer, übersichtlicher Weise dargelegt sind.

Zum Schlusse setzt der Verfasser seine eigene Weltanschauung kurz auseinander, die so lautet: die Welt ist die freigewollte That eines bewußten persönlichen Schöpfers. Das mag sehr gutes Christenthum sein, aber die Philosophie verlangt Beweise. Was der Verfasser aber für seinen Glauben an einen bewußt-persönlichen Gott beibringt, bedarf kaum einer Widerlegung.

Dieser Glaube beruht eben auf dem schon erwähnten Irrthum, daß ein geistiges Wesen nothwendig menschliche Bewußtseinsform haben müsse. Daß der Weltgrund ein unpersönliches und unbewußtes Geisteswesen sein könne — wobei unpersönlich und unbewußt zunächst nur die Negation der menschlichen Individualitätsschranken und das Freisein von denselben bezeichnet —, das vermag der Verfasser eben nicht einzusehen. Besonders ungerecht ist aber Hartmann und seiner Richtung gegenüber der Vorwurf des Anthropomorphismus im Gottesbegriff. Ganz frei davon ist ja überhaupt keine menschliche Vorstellung, aber Hartmann sucht wenigstens seinen Gottesbegriff möglichst von Anthropomorphismus rein zu halten, indem er die specifisch menschlichen Eigenschaften, insbesondere das Bewußtsein, daraus entfernt, während Weis' christlicher Gottesbegriff crasser Anthropomorphismus ist.

Auffallend ist schließlich der andere Vorwurf, den der Verfasser aus ebenderselben Abneigung und demselben Misverständnisse bezüglich des Unbewußten Hartmann macht. Nach Weis hat Hartmann nämlich, „indem er die Gottheit zu einem Wesen gemacht, welches ganz im Sinne (?) der alten Aegypter wie ein hellsehender Thierinstinct unbewußt nach ewigen Gesetzen handelt", den „Thierdienst" wieder eingeführt. Als ob der unbewußte Geist sich nicht ebenso im Menschen und allem Existirenden manifestirte, als ob nicht gerade die höchsten Schöpfungen des Genies, die größten Meisterwerke der Kunst aus diesem Unbewußten stammten!

Aus dem ganzen Werke ergibt sich eben, daß der Verfasser, indem er auf dem Boden des christlichen Theismus steht, in Vorurtheilen befangen ist und die philosophischen Bestrebungen der Neuzeit nicht gerecht zu würdigen vermag. Dazu gehören vor allem diejenigen, welche in irgendeiner Weise das Princip des Unbewußten anerkennen und als wesentliche Grundlage annehmen. Der Begründer dieser Bestrebungen, C. G. Carus, hat seinerzeit mit Recht die hohe Bedeutung dieses Princips hervorgehoben. Gerade dies wird aber in vorliegender Schrift am meisten verkannt.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Ein Skizzenalbum.

Cultur- und Wanderskizzen. Von Max Wirth. Wien, Manz. 1876. 8. 4 M.

Das vorliegende Werk enthält eine Anzahl vortrefflicher, höchst gediegener Arbeiten, größtentheils wissenschaftlichen Inhalts, untermischt mit Reiseskizzen und Aufsätzen allgemeinern Inhalts, wie z. B. „Der Schwimmerkönig", „O tempora, o mores"! u. s. w. Die erstern dieser Aufsätze, welche mit dem Ausdruck „Culturskizzen" bezeichnet sind, umfassen Arbeiten über wirthschaftliche, industrielle und sociale Stoffe; sie werden gewiß vielseitige Anerkennung finden, während sie andererseits wegen des von dem Verfasser eingenommenen Parteistandpunktes als Anhänger der Freihandelspartei auch einer principiellen Gegnerschaft gewiß sein dürfen. Auch wir müssen uns zu den Gegnern rechnen, was uns indessen nicht abhalten kann, der sachlichen, leidenschaftslosen, überaus geistreichen Darstellungsweise Anerkennung zu zollen. Bei der großen Reichhaltigkeit des dargebotenen Stoffs sehen wir uns leider gezwungen, nur die hervorragendsten Aufsätze unserer Besprechung zu unterziehen. Das Werk beginnt, gewissermaßen als Einleitung, mit der Schilderung eines Besuchs bei Richard Cobden, dem großen Freihandelsapostel, dessen Bemühungen es in erster Linie zu verdanken ist, daß der Handelsfreiheit in der ganzen Welt die Bahn gebrochen wurde. Hierauf folgt ein Aufsatz über: „Die Aussichten des Freihandels in Deutschland und Oesterreich". Derselbe gibt zunächst Auskunft über die Entstehung und allmähliche Fortbildung der Freihandelspartei, deren Bemühungen es gelang, daß „in Oesterreich die Nachtragsconvention von 1869 zum englischen Handelsvertrag von 1865 erfolgte, und im Deutschen Reiche die gänzliche Beseitigung der Eingangszölle auf Roheisen vom 1. October 1863 an, wie auf gewalztes Eisen vom 1. Januar 1877 an eintrat".

Als später dann die Krisis mit allen ihren Verheerungen ausbrach, trat das Bestreben der Protectionspartei hervor, mit Ablauf der Handelsverträge, welche fast sämmtlich 1876 abliefen, eine Erhöhung der Eingangszölle herbeizuführen, da ihrer Ansicht nach das ganze Daniederliegen der Industrie dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Einfuhr seit einigen Jahren, insbesondere 1872 und 1873, in ganz Deutschland sowol wie in Oesterreich die Aus-

fuhr außerordentlich überschritten hat. In Widerlegung dieser Ansicht führt der Verfasser unter mehrern andern Gründen auch den an, daß die Hauptursache für die Mehreinfuhr in der Zahlung der französischen Milliarden zu suchen sei, welche größtentheils nicht in Courant, sondern in Wechseln erfolgte, die ja in der Regel Waarensendungen repräsentiren. Ein Beweis hierfür sei, daß die Einfuhr im Jahre 1874, deren Schätzung damals noch nicht vorlag, so bedeutend abgenommen hat, daß die Reichskasse mehr als 18 Millionen Mark weniger an Zöllen einnahm.

Wir theilen diese Ansicht des Verfassers nicht vollständig; wenn wir auch zugestehen, daß die Milliardenzahlung die Einfuhr begünstigte, so darf nicht übersehen werden, daß die Zollermäßigungen ebenfalls ihren Antheil daran hatten, wie dieses am besten die kolossale Mehreinfuhr seit dem 1. Januar 1877, also seit Wegfall sämmtlicher Eisenzölle beweist. Ein Fachblatt, die „Berliner Börsen-Zeitung", schreibt hierüber: „Alle Argumentationen vermögen nicht die feststehende Thatsache zu bestreiten, daß im Monat Januar dieses Jahres an Eisenbahnschienen 114735 Centner eingeführt wurden, während im ersten Quartal des Jahres 1876 im ganzen 8356 Centner zur Einfuhr gelangten, was somit einer nahezu vierzigfachen Steigerung der Einfuhr gleichkommt, ebenso, daß im Januar an Eisen und Stahlplatten 47013 Centner gegen nur 16783 Centner im ersten Quartal von 1876, und an geschmiedetem, gewalztem Stab- und Luppeneisen 110327 gegen 54651 Centner eingeführt wurden." Dasselbe Blatt bemerkt weiter: „Die Freihändler suchen nun diese enorme Erhöhung der Einfuhr zu maskiren, indem sie behaupten, auch die Ausfuhr hätte sich gebessert": eine Ansicht, die dann sofort ziffermäßig ihre Widerlegung findet.

In einem weitern Aufsatze: „Die Quellen des Nationalwohlstandes in ihrem Zusammenhange mit der Politik", sagt der Verfasser, daß, so großer Anhänger der Praxis man auch sei, es doch immer gut wäre, sich der Theorie als Kompaß zu bedienen, und fügt sodann hinzu:

> Wenn wir uns klar werden wollen über die wirklichen Quellen des Nationalwohlstandes, so müssen wir außer den zwei Fundamentalfactoren, der Natur- und der Menschenarbeit, ganz besonders drei Verhältnisse ins Auge fassen: 1) die Theilung der Arbeit; 2) die Solidarität der ganzen Gedankenarbeit der Menschen nach Zeit und Raum; und 3) die Concurrenz.

In weiterer Ausführung dieser Theorien fügt der Verfasser dann später hinzu:

> Im gegenwärtigen Augenblick ist ein neuer Gedanke sehr bald Gemeingut nicht blos eines einzelnen Volks, sondern aller Völker, und die Erfindungen, welche bei einem Volke gemacht werden, kommen auch demjenigen zugute, bei welchem sie nicht gemacht worden sind. Ich brauche blos auf die Eisenbahnen, Telegraphie, Werkzeuge, Maschinen, auf die Nähmaschine u. s. w. hinzuweisen.

Und bezüglich der Concurrenz spricht der Verfasser dann sich dahin aus, daß überall, wo durch Monopole oder Privilegien die freie Concurrenz beeinträchtigt wird, die Menschen träge geworden sind und schlechter gearbeitet haben.

Wir unsererseits halten alle diese Theorien nicht nur für irrig, sondern geradezu für gefährlich, weil sie unserer Ansicht nach zu einer verderblichen Gesetzgebung führen müssen. Es ist indessen hier nicht der Raum zu weitern Erörterungen. Hoch interessant ist es uns indessen zu erfahren, wie der Verfasser in frühern Jahren selbst hierüber geurtheilt hat.

In einem aus dem Jahre 1864 stammenden Aufsatze führt er uns nämlich die Fabrik des Mr. Salt — Saltaire bei Bradford — vor, in welcher mittels kunstreicher Maschinen aus der Wolle der Alpacca-Schafe der Hochlande Südamerikas Orléans von wundervollem Glanze und herrlicher Geschmeidigkeit, und aus den Mohair-Ziegenhaaren prachtvolle Shawls fabricirt werden, und sagt sodann:

> Das Vorrecht der Erfindung ist Mr. Salt durch Patent gesichert, und da er diese Maschinen nur für den eigenen Gebrauch machen läßt, so genießt er ein natürliches Monopol, welches seinen Gewinn bedeutend erhöht. Das Publikum kann sich übrigens nicht darüber beschweren, weil vor Salt niemand Rohstoff zu verwenden verstand, weil er also niemand zu nahe tritt, und weil das Patent nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren dauert!

Das oben Gesagte constatirt einen recht auffälligen Wechsel der Ansichten: „1864 Anerkennung der Erfindung als berechtigtes Eigenthum, 1875 Verlangen nach Solidarität der ganzen Gedankenarbeit der Menschen nach Zeit und Raum; 1864 Vertheidigung des Privilegs, 1875 Behauptung, daß Privilegien und Monopole zur Trägheit führen." Wenngleich wir es für durchaus gerechtfertigt halten, daß man seine Ansichten auf Grund gemachter Erfahrungen ändert, so zeigt uns dieses Beispiel doch andererseits, wie gefährlich es ist, sich der „Theorie als Kompaß" zu bedienen.

Wir wenden uns jetzt zu den Mittheilungen über den im Jahre 1872 in Petersburg abgehaltenen statistischen Congreß, dessen Vorsitzender der Großfürst Konstantin war. Nach specieller Mittheilung des Programms des Congresses schildert der Verfasser seine Reiseeindrücke auf der Fahrt und sodann die glänzende Aufnahme in St.-Petersburg. Die Stadt selbst, mit dem Glanze ihrer Paläste, mit dem großen Strome, der sie in mehrern Armen durchschneidet, ihrer Lage am Meere, und der Gartenstadt mit den köstlichsten Parks und Landhäusern, welche sich vor den Thoren, über die Inseln, auf fast eine Quadratmeile ausbreiten, erscheint als die schönste Residenz Europas. Die Winter- und Sommerpaläste der kaiserlichen Familie wetteifern an Glanz mit den blendendsten von Paris und Versailles und überbieten dieselben noch an solidem Luxus durch die Säulen aus Malachit, Jaspis und Lapis lazuli. In Zarskoje-Selo ist ein ganzer Saal mit Bernstein bekleidet. Die Isaakskirche schmücken zehn ungeheuere Malachitsäulen, welche sich bei einem Durchmesser von circa 3 Fuß 50 Fuß hoch erheben. In der Mitte befinden sich zwei kleine Säulen aus Lapis lazuli, Exemplare, die einzig in der Welt dastehen. Die kaiserlichen Juwelen, unter welchen die Kaiserkrone hervorragt, übertreffen selbst die englischen.

Wir enthalten uns weiterer Mittheilungen namentlich in Betreff der Festlichkeiten, welche zu Ehren des Congresses sowol in Petersburg wie in Moskau stattfanden und gehen zu den Schilderungen der Welt-Industrieausstellung in Paris von 1867 über. Das ungeheuere, auf

dem Marsfelde gelegene Gebäude faßt bei weitem nicht alle Ausstellungsgegenstände; es ist vielmehr rings mit größern oder kleinern Nebengebäuden umgeben, welche die verschiedenartigsten Gegenstände enthalten. Am bemerkenswerthesten darunter erscheint eine vollständige Kirche im gothischen Stil, deren Fenster ganz aus Glasmalerei bestehen; ferner ein Pavillon des Kaisers, dessen Ausstattung eine halbe Million werth sein sollte, alsdann der Cercle des étrangers. Mitten in einem kleinen See steht ein kolossaler eiserner Leuchtthurm, der mit einem andern, aus hölzernen Gerüsten errichteten Signale wechselt. Von den vielfachen andern Gegenständen heben wir nur noch die Muster und Modelle von Arbeitshäusern in Frankreich, Böhmen, Pommern, England, Belgien, wie mehrere Gebäude mit Gegenständen für Verpflegung der Verwundeten, ausgestellt von Frankreich, Amerika und Preußen, hervor. Von den Ausstellungsgegenständen selbst werden uns zunächst die Schaustücke vorgeführt, welche das Publikum besonders anziehen, und zwar: das Modell einer Bergwerkseisenbahn; der Krupp'sche gezogene Tausendpfünder aus einem Stück Stahl, mit Hinterladung, im Gewicht von 1000 Zollcentnern; ein französisches Spitzenkleid im Preise von 120000 Frs., zu dessen Anfertigung 10500 Arbeitstage gehörten; Panamahüte, so fein wie Roßhaar, zu 500 Dollars das Stück; der von Kaiser Napoleon ausgestellte Tafelaufsatz von Christofle, aus imitirtem Gold und Silber, ein Schiff darstellend, begleitet von den Nereiden und dem ganzen Hofstaate Poseidon's; endlich die wundervollen plastischen Kunstproducte von Barbedienne, bestehend in Darstellung classischer Bronzestatuetten, wie in Production antiker Vasen aus Kupfer, mit Gold- und Silberverzierungen.

Von dem größten Interesse sind die hierauf folgenden Mittheilungen über die Maschinen und Werkzeuge, auf welche wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen möchten. An dieselben reiht sich ebenbürtig eine Schilderung der Cramer-Klett'schen Maschinenfabrik in Nürnberg. Die Fabrikgebäude derselben bilden für sich eine kleine Stadt und gliedern sich in fünf Abtheilungen: 1) für Maschinenbau; 2) für Eisenbahnbedarf; 3) für Brückenbau; 4) für Eisengießerei; 5) für Fabrikation von Muttern und Schrauben. In denselben arbeiten über 300 der sinnreichsten Betriebsmaschinen, welche durch eine Anzahl von Dampfmaschinen mit mehr als 300 Pferdekraft in Bewegung gesetzt werden. Bei einem Gang durch die oberschlesischen Hüttenwerke zeigt uns der Verfasser die jüngste jener großartigen Schöpfungen, die unser Jahrhundert den Fortschritten der Technik verdankt. Die solide Basis derselben beruht auf dem Kohlenbecken, das nach der Versicherung von zuverlässigen Fachmännern Kohlenschichten bis zu einer Tiefe von 1100 Fuß besitzen soll, von denen manche eine Mächtigkeit bis zu 36 Fuß und darüber haben. In horizontaler Ausdehnung zieht sich das Kohlenbecken bis nach Polen hinüber. Die Production ist demnach einer unbegrenzten Ausdehnung fähig. Weniger günstig ist die Lage der oberschlesischen Eisenindustrie, da das Eisenerz hier nur in Nestern vorkommt und überhaupt sehr arm an Gehalt ist (25 %). Die Zink-, Blei- und Silberproduction ist von dem Vorrath an Galmei abhängig, welcher, unter Annahme des Fortbestehens der bisherigen Verhältnisse, noch etwa auf 28 Jahre ausreichen dürfte.

Eine Anzahl von Aufsätzen, die ihrer Natur nach in einem gewissen innern Zusammenhang stehen, hat der Verfasser mit dem Ausdruck „Culturskizzen" bezeichnet. Zu denselben sind die folgenden zu rechnen: „Zur Verständigung in der socialen Frage"; „Deutsche Tracht und Kunstindustrie"; „Beziehung von Kunst und Wissenschaft zur Industrie"; „Die Aristokratie des Arbeiterstandes"; „Die Pionniere von Rochdale"; „Die ländlichen Arbeiter und die Agrarfrage in Großbritannien"; „Das neue Doom's day-book in England"; „Die große Lohnumwälzung in England"; „Enquête über die Lage der ländlichen Arbeiter im Deutschen Reich"; „Zur Geschichte der Preise"; „Die Goldwährung in Oesterreich"; „Deutscher Welthandel und deutsche Macht"; „Carey und die amerikanischen Papiergeldschwärmer"; „Weltpostvertrag"; „Nationalbelohnung"; „Die deutsche Reformbewegung und die französische Kritik!" Alle diese Aufsätze sind durchweg interessant, belehrend und anregend. Wir theilen zwar nicht immer die Ansicht des Verfassers und können ihm unter anderm keineswegs darin beistimmen, wenn er für Nationalverdienste reiche Nationalbelohnungen verlangt. Alle von ihm hierfür angegebenen Gründe sind zwar theoretisch richtig und unanfechtbar, allein der Verfasser hat unterlassen, uns die Kehrseite der Medaille zu zeigen. Das uns vorgeführte Beispiel von England, das seine hervorragendsten Männer in den Adelstand erhebt, sie reich dotirt und sich so einen Adel erzeugt, der als ein „wahrhaft nationales Institut" anzusehen ist, kann für uns nicht als allein maßgebend angesehen werden; jedenfalls hatte das erste französische Kaiserreich mit diesem Experiment weniger Glück. Auch können wir uns gegen das Bedenken nicht verschließen, daß die Aussicht auf reiche Nationalbelohnungen leicht einen ungemessenen Ehrgeiz wach rufen dürfte, der sehr gefährlich für den Frieden und den Wohlstand der Völker werden müßte.

Von den übrigen Arbeiten nehmen zwei, wegen der treffenden Charakterschilderungen des Freiherrn Georg von Vincke und des Grafen Harry von Arnim, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Andere, wie der „Schwimmerkönig", „Das erste deutsche Bundesschießen" und „Die Rollschuhbahnen", sind ausführlichere Mittheilungen sonst nicht unbekannter Thatsachen. Weniger bekannt und recht interessant ist die Schilderung eines „Schwingfestes im berner Oberland". Von großem Interesse aber sind die Wanderskizzen und von diesen ganz besonders: „Acht Tage in Eis und Schnee!" Der letzte Artikel des Werks ist dem Andenken des Severino Grattoni gewidmet, des berühmten Miterbauers des Fréjus-Tunnels am Mont-Cenis, jenes Riesenwerks, gegen welches die Wunderwerke des Alterthums in den Schatten treten.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„A System of Political Economy“ von John Lancelot Shadwell ist eins jener Bücher, welche auf fast jedem Gebiete der Wissenschaft plötzlich einmal kometenartig erscheinen und alle bis dahin gewonnenen Resultate der Forschung in Frage stellen. Der Verfasser bewährt sich als tüchtig geschulter Nationalökonom und, unzufrieden mit den gewöhnlich angenommenen Lehren über Werth und Lohn, wie sie von Mill aufgestellt und von Thornton und Cairns modificirt worden, bietet er hier neue Ansichten über jene schwierigen Fragen und führt sie mit großem Geschick aus. In der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ ist auf dieses Werk als epochemachend in der Wissenschaft der Nationalökonomie hingewiesen worden; das „Athenaeum“ indessen verhält sich bei aller Anerkennung des Fleißes und Talents des Verfassers ablehnend gegen dasselbe.

— Nachdem vor einem Jahre, sonderbar genug, zuerst Buch 2 des „The Epic of Hades, by a New Writer“ erschienen und sehr günstige Aufnahme fand, ist nun auch Buch 1 und 3 der Dichtung veröffentlicht worden, und entsprechen diese beiden neuen Abtheilungen den Erwartungen, welche die ersten erregt haben, vollständig. Nicht nur sagt das „Athenaeum“ von der Dichtung, sie vermehre den Schatz jener Gefährten, deren wir nie müde werden, sondern auch die in ihrem Urtheile gewöhnlich strengere „Saturday Review“ glaubt, sie werde sich selbständigen und höher gebildeten (cultivated als unterschieden von educated) Lesern als eine der bedeutendsten und originellsten Leistungen neuester englischer Dichtung empfehlen.

Eine andere, zwar anonym erschienene, aber nach dem aus den Chiffern in der „Pall Mall Gazette“, wo sie ursprünglich veröffentlicht worden, leicht zu erkennenden Namen dem Dichter Coventry Patmore zuzuschreibende bedeutende Dichtung im Pindar'schen Stile ist: „The Unknown Eros and other Odes“. Die Oden sind, nach dem Urtheile des „Athenaeum“, ebenso durch Gedankenreichthum, wie durch Würde der Sprache ausgezeichnet und reihen sich den besten ihrer Art an.

— Zu den interessantesten Werken der letztern Wochen gehört unbedingt „Harriet Martineau's Autobiography, with Memorials by Maria Weston Chapman“. Neben Mrs. Somerville war Miß Martineau entschieden die bedeutendste wissenschaftliche Schriftstellerin Englands. In den dreißiger Jahren wurde sie durch ihre nationalökonomischen Erzählungen für das Volk geradezu eine politische Macht, und die Minister jener Zeit benutzten ihr hervorragendes Darstellungstalent in der ausgiebigsten Weise. Von ihrer ersten, 1832 veröffentlichten Erzählung der genannten Art waren in der kurzen Frist von zehn Tagen 1500 Exemplare vergriffen; sie erhielt einen Brief von ihrem Verleger, worin er vorschlug, noch 2000 zu drucken. In einer ersten Nachschrift sagte er, es würden 3000 nöthig sein, in einer zweiten schlug er 4000 und in einer dritten 5000 Exemplare vor. Von der Zeit an war sie nie in Geldverlegenheit. Die Cabinetsgeheimnisse wurden ihr anvertraut, und sie mußte durch ihre Erzählungen das Volk auf unangenehme finanzielle Maßregeln vorbereiten. Im Jahre 1855, nachdem sie sich auch auf dem Felde des reinen Kunstromans, besonders durch „Deerbrook“, und durch Reisewerke einen ausgezeichneten Namen erworben, schrieb sie ihre Autobiographie, welche die ersten beiden Bände des angezeigten Werks bildet. Sie starb zwar erst 21 Jahre später, also im verflossenen Jahre, blieb aber bis dahin im steten Siechthume. Abgesehen von dem mannichfachen Interesse, welches ihr Lebenslauf, ihr Verhältniß zu ihrem Bruder und zu Mr. Atkinson u. s. w. bietet, sind es besonders ihre eigenartigen Beurtheilungen berühmter Zeitgenossen, welche dem Werke den Reiz des Pikanten verleihen. So äußert sie sich unter anderm über Macaulay: „Als Politiker hat er vollständig Fiasco gemacht“; „als praktischer Gesetzgeber war sein Fiasco unübertroffen, als er sein Gesetzbuch von Indien mit nach Hause brachte“; „es ist längst ausgemacht, daß nur die Literatur ihm offen bleibt, und wenn die radicalern Fehler (der ersten zwei Bände seiner «Geschichte von England») nicht verbessert werden, so ist es aus mit ihm, und seine Gaben, die man einst für hinlänglich gehalten, ewige Denkmäler der Staatsweisheit und edle Gebäude zum geistigen Gottesdienst aufzubauen, werden zu nichts Besserm fähig befunden werden, als bunte Kiosken in den Blumengärten der Literatur zu errichten.“

— Ein Buch eigenthümlicher Art ist „The New Republic; or, Culture, Faith, and Philosophy in an English Country House“ in zwei Bänden, von einem anonymen Verfasser. Während der Titel an Plato's „Republik“ erinnern soll und der Inhalt theilweise auch dem des griechischen Philosophen ähnelt, hält sich die theils romanhafte, theils satirische Behandlungsweise an das Vorbild des wohlbekannten Romandichters Peacock aus dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts. Als Probe der witzigen Aussprüche des Verfassers mögen folgende zwei genügen: „Das Gewissen in den meisten Seelen ist wie ein englischer Monarch: es regiert, herrscht aber nicht.“ „Der größte Vorzug der Deutschen ist, daß sie das Unwißbare wissen, während der der Franzosen darin besteht, daß sie das Unnennbare üben.“

— Der berühmte Berichterstatter der „Times“ über den Krimkrieg und Begleiter des Prinzen von Wales auf seiner Reise nach und in Ostindien, William Howard Russel, hat diese letztere in seinem soeben erschienenen Werke: „The Prince of Wales' Tour: a Diary in India with some account of the Visits of His Royal Highness to the Courts of Greece, Egypt, Spain and Portugal“, in gewohnter anziehender Weise geschildert.

— „A Manual of the Historical Development of Art, Prehistoric, Ancient, Classic, Early-Christian; with special reference to Architecture, Sculpture, and Ornamentation“ von G. G. Zerffi, erfreut sich keiner günstigen Aufnahme seitens der englischen Kritik. Das Werk wird als ungenau, mangelhaft, schwülstig und confus bezeichnet und zwar, nach der „Saturday Review“ wenigstens, sowol was das darin auftretende ästhetische Urtheil sowie auch was die kunstgeschichtlichen Partien betrifft.

— Aus der gewandten Feder der bekannten Mrs. Oliphant ist „The Makers of Florence: Dante, Giotto, Savonarola, and their City“ geflossen, dessen vorzüglichster Theil die Studie über den Letztgenannten ist. Ein Schlußkapitel ist Michel Angelo gewidmet.

— In der französischen Literatur bildet natürlich die neueste Dichtung „La Légende des Siècles“ von Victor Hugo das Ereigniß des Tags; merkwürdigerweise aber scheint es, wenn man nach der „Revue des deux Mondes“ urtheilen darf, wo René Taillandier sie bespricht, daß man diese neueste Schöpfung des Meisters in Frankreich nicht mit solchem Jubel begrüßt wie in England. So sagt die „Saturday Review“ z. B. eingangs ihrer Recension: man merke der Dichtung keine Abnahme an Kraft an; sie weise in Fülle die außergewöhnlichen Eigenschaften auf, die Victor Hugo zu einem der umfassendsten Dichter mache, welche die Welt seit Shakspeare gesehen habe, und schließt mit den gewiß vielsagenden Worten: „Die tragische Schönheit, mit welcher der Dichter die Katastrophe ausgedrückt hat, kann man sich nicht vorstellen, ohne sie gelesen zu haben.“ Das „Athenaeum“ findet zwar, daß es der Dichtung an eigentlichem „motif“ fehle, und daß Victor Hugo ein schwacher Philosoph sei, und glaubt wegen seines großen Einflusses auf die heutige englische Literatur auf seine Mängel aufmerksam machen zu müssen; gleichwol schließt auch das genannte Blatt mit folgen[illegible] der Aeußerung: „Wenn wir indessen diese Sammlung für da[illegible] nehmen, was sie wirklich ist, eine Gruppe von bloßen G[illegible] legenheitsdichtungen, so sind sie, trotz der Philosophie, e[illegible] kostbares Geschenk; und sie haben mehr Schönheit und Musi[illegible], mehr Geist und Feinsinnigkeit, mehr Wohlwollen und Adel d[illegible]

Gemüths, als im Augenblicke irgendeinem andern Manne zur Verfügung stehen." Taillandier's Urtheil hingegen darf man fast als absprechend bezeichnen, wenngleich er eins oder zwei Gedichte der Gruppe für lebensfähig hält und werth, daß man sie den classischen Hervorbringungen Hugo's beigeselle, wenn einst eine Auswahl aus seinen Werken veranstaltet werde.

— In „Offenbach en Amérique. Notes d'un Musicien en Voyage", von Jacques Offenbach, schildert der bekannte Componist in recht naiver und nicht uninteressanter Weise seinen Aufenthalt und seine Erlebnisse in Amerika. Voran geht dem Buche eine biographische Skizze des Verfassers von Albert Wolff.

— Einem Bedürfnisse der neuern französischen Literatur kommt das Werk „Étude sur la philosophie en France en XIXe Siècle" von M. Ferraz entgegen. Es behandelt in sehr anziehender Weise den Socialismus, den Naturalismus und den Positivismus der Neuzeit.

— M. de Pontmartin hat die vierzehnte Serie seiner „Nouveaux Samedi" veröffentlicht, welche unter anderm eine scharfe Kritik der von uns vor kurzem erwähnten Doudau'schen Correspondenz enthält.

— Der Lindau'schen Biographie Alfred de Musset's ist nun die seines Bruders Paul de Musset gefolgt. Sie ist, wie die „Saturday Review" sagt, weit mehr als eine einfache Monographie, da sie sich über die literarischen Zustände in Frankreich während des verflossenen halben Jahrhunderts verbreitet und viele bisher ganz unbekannte Einzelheiten gibt.

— „Les femmes et la fin du monde" von einem anonymen Verfasser leistet der französischen Gesellschaft einen wesentlichen Dienst, indem es einen der größten Krebsschäden derselben mit scharfer Sonde prüft und bloßlegt. Es handelt sich um eine gänzlich veränderte Erziehungsweise des weiblichen Geschlechts in Frankreich, wenn bessere sittliche Zustände eintreten sollen.

— In „Essai sur la critique d'art" von A. Bougot stellt der gelehrte Verfasser sehr strenge Forderungen an den Kunstrichter. Er müsse zur richtigen Würdigung eines Kunstwerks die Wissenschaft eines Metaphysikers, den Geschmack eines Künstlers, die Phantasie eines Dichters und die technischen Kenntnisse eines Historikers mitbringen. Das heißt doch wol zu viel verlangt!

— Ein sonderbares Sammelsurium heterogenster Gegenstände ist „La question d'argent" von Emile de Girardin. Neben Artikeln über die Postvereinigung, den Senat und die Arbeiter befinden sich z. B. kurze Notizen über die Gräfin d'Agoult und George Sand.

— Sacher-Masoch hat in „Les Prussiens d'aujourd'hui" ein nichts weniger als günstiges Bild von den Deutschen entworfen. Die „Saturday Review" findet indessen, er sei ein markiger Schriftsteller voller Originalität, und sein Buch besitze, abgesehen von seinen politischen Tendenzen, alle Eigenschaften eines guten Romans.

Bibliographie.

Aphorismen für jede und besonders die jetzige Zeit von einem Freunde der Wahrheit. Düsseldorf, Deiters. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Bergkrystalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. 18tes Bdchn.: Novellen und Erzählungen von J. J. Romang. 3tes Bdchn. Bern, Haller. 8. 1 M.

Bismarck's Rücktritt eventuell Urlaub und Enthüllungen über denselben. Von L — — r. Leipzig, Dreschke. Gr. 8. 20 Pf.

Bolanden, C. v., Bankrott. Historischer Roman. 1ster Bd. Mainz, Kirchheim. 8. 3 M. 30 Pf.

Brugsch-Bey, H., Dictionnaire géographique de l'ancienne Égypte, contenant plus de 2000 noms géographiques, qui se rencontrent sur les monuments égyptiens. — Wörterbuch der altägyptischen Geographie, d. i.: Alphabetisch geordnete Zusammenstellung von mehr als 2000 geographischen Eigennamen der Provinzen, Ländereien, Tempel, Festungen, Städte, Dörfer, Seen und Kanäle und sonstigen im Lande Aegypten und in seinen ausländischen Provinzen (Libyen, Nubien, Arabien) gelegenen Oertlichkeiten aus den Zeiten der Pharaonen, Griechen und Römer, nach den Angaben der hieroglyphischen, hieratischen und demotischen Inschriften der altägyptischen Denkmäler und Papyrusrollen, und ihre geographisch-historische Erklärung und Vergleichung auf Grund der Berichte der Heiligen Schrift, der griechisch-römischen Autoren und der koptisch-arabischen Literatur, nebst den ausführlichen, vollständig wieder hergestellten Verzeichnissen der alten Nomen-Eintheilung und der darauf bezüglichen Materia sacra. Für Theologen, Alterthumsforscher, Philologen, Geographen, Historiker etc. veröffentlicht. 1ste Lfg. Leipzig, Hinrichs. Fol. 25 M.

Busch, M., Deutscher Volkshumor. Leipzig, Grunow. 8. 6 M.

Calberla, G. M., Sozialwissenschaftliches. 1stes Heft: Karl Marx, „Das Kapital" und der heutige Sozialismus. Kritik einiger ihrer Fundamentalsätze. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 1 M.

Darwin, C., Geologische Beobachtungen über die vulcanischen Inseln, mit kurzen Bemerkungen über die Geologie von Australien und dem Cap der Guten Hoffnung. Nach der 2ten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 4 M.

— — Die Wirkungen der Kreuz- und Selbst-Befruchtung im Pflanzenreich. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 10 M.

Deutsche Dichtung. Organ für Dichtung und Kritik. Vierteljahrsschrift. Herausgegeben vom Westfälischen Verein für Literatur. Unter Mitwirkung von M. Carriere, F. Dahn, E. Eckstein 2c. Redacteure: A. Gierse und H. Hart. 1ster Jahrg. 1877. 3 Hefte. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 3 M.

Draper, J. W., Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges. Deutsch von A. Bartels. 3 Bde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 M.

Ecke, C., August Hermann Francke, seine Wirksamkeit als Diakonus an der Augustinergemeinde zu Erfurt und seine Vertreibung. 1690 und 1691. Vortrag. Erfurt, Stenger. 8. 60 Pf.

Engel, C., Deutsche Puppenkomödien. VI. Haman und Esther. — Das Reich der Todten. Oldenburg, Schulze. 8. 1 M. 20 Pf.

Farina, S., Novellen. Aus dem Italienischen übersetzt von O. Borchers. 3ter Bd.: Blondes Haar. Roman. Leipzig, Grunow. 8. 5 M.

Fehrs, J. H., In der Wurfschaufel. Epische Gedichte. Hamburg, Richter. 8. 2 M.

Gareis, C., Ueber die Bestrebungen der Socialdemokratie. Vortrag. Gießen, Roth. 8. 40 Pf.

Grün's, A., gesammelte Werke. Herausgegeben von L. A. Frankl. 1ste Lfg. Berlin, Grote. 8. 75 Pf.

Hartwig, G., Erlebtes — Erdachtes. Gedichte. Straßburg, Trübner. 8. 2 M.

Heyse, P., Skizzenbuch. Lieder und Bilder. Berlin, Hertz. 8. 5 M.

Huber, A. v., Die Politik Kaiser Josephs II. beurtheilt von seinem Bruder Leopold von Toscana. Rede. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 80 Pf.

Hugo, V., Thaten und Worte. Gesammelte Reden. 3ter Bd.: Seit dem Exil. 1871—1876. Autorisirte deutsche Ausgabe. Stuttgart, Auerbach. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hüll, J., Canossa und seine Bedeutung für die Gegenwart. Berlin, van Muyden. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Dreizehn Jahre im Westen von Amerika, oder Abenteuer des Häuptlings Sombrero. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 8. 3 M.

Jentsch, H., Johann Franck von Guben. Quellenmäßige Beiträge zu der Geschichte seines Lebens und seiner Dichtungen. Guben, König. Gr. 8. 1 M.

Kaiser, A. H., Das Leben der ehrwürdigen Dienerin Gottes Maria Christina von Savoyen, Königin beider Sicilien. Nach dem Italienischen frei bearbeitet. Bonn, Hauptmann. 8. 1 M.

Kapp, E., Grundlinien einer Philosophie der Technik. Zur Entstehungsgeschichte der Cultur aus neuen Gesichtspunkten. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 6 M.

Kaufmann, D., Jehuda Halewi. Versuch einer Charakteristik. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 M.

Kohl, J. G., Geschichte der Entdeckungsreisen und Schiffahrten zur Magellan's-Strasse und zu den ihr benachbarten Ländern und Meeren. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 3 M.

Krebs, H., Gedichte. Dessau, Reißner. 8. 2 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 12tes Heft: Geschichte des Krieges gegen die Republik. Letzte Kämpfe mit der französischen Rhein-Armee und Ereignisse nach dem Falle von Straßburg und Metz bis Mitte November. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Labes, E., In memoriam. Zur Erinnerung an Anastasius Grün. Rostock, Stiller. Gr. 16. 75 Pf.

— — Luise, Königin von Preussen. Nach den Meisterwerken der bildenden Kunst. Rostock, Stiller. Gr. 16. 75 Pf.

Leclair, A. v., Kritische Beiträge zur Kategorienlehre Kants. Mit einem Anhang: Kritische Bemerkungen zu G. A. Lindner's Lehrbuch der empirischen Psychologie. Prag, Tempsky. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Lotheissen, F., Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 M.

Majláth, C. J. Graf, Gott oder die Berechtigung des persönlichen geistlichen Principes in der Schöpfung gegenüber der materialistischen Anschauung. Wien, Kirsch. Gr. 8. 2 M.

Mehlis, C., Im Nibelungenlande. Mythologische Wanderungen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 M.

Möller, J., Dr. Johann Jacoby. Rede. Königsberg, Koch. Gr. 8. 50 Pf.

Moltke's, Graf, Briefe aus Rußland. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Nolly, S., Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas. Humoresken aus dem jüdischen Leben. Berlin, Cronbach. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Ouida, Signa. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Pesch, T., Die Haltlosigkeit der „modernen Wissenschaft". Eine Kritik der Kant'schen Vernunftkritik für weitere Kreise. Freiburg i/Br., Herder. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Reichenbach, A., Ulrich von Hutten. Der deutsche Dichter und Kämpfer für Geistesfreiheit. Für das deutsche Volk bearbeitet. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Werther, C. A., Die Gesetze der Anfangsgeschwindigkeit in den Bewegungen der Weltkörper. Eine Darstellung der Himmelsbewegungen mit Hülfe der einfachsten Sätze der Mathematik. Rostock, Werther. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 22. —— 31. Mai 1877.

Das Literaturwerk von G. Brandes.

Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen, gehalten an der kopenhagener Universität von G. Brandes. Uebersetzt und eingeleitet von Adolf Strodtmann. Erster bis vierter Band. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, F. Duncker. 1874—76. 8. 21 M.

Jeder, der mit der deutschen Nationalliteratur gründlich bekannt ist, wird es nicht in Abrede stellen, daß die Deutschen von jeher überaus empfänglich gewesen sind für die literarischen Schöpfungen des Auslandes, leider oft so sehr und einseitig, daß sie sich selbst darüber vernachlässigten, daß sie ihrer eigenen Originalität uneingedenk wurden, daß sie namentlich in der Nachahmung und Bewunderung der Franzosen sklavisch sich selbst aus dem Auge verloren, daß sie aber auch seit Klopstock, Lessing, Herder in sich gingen, in kurzer Zeit einen bewunderns-würdigen Aufschwung nahmen und Werke ohnegleichen hervorbrachten. Fielen sie nun jedoch etwa ins andere Extrem? Kümmerten sie sich nicht mehr um die literarischen Leistungen der andern? Im Gegentheil. Jetzt wurden sie erst recht beflissen um die ganze Civilisation, was zunächst Sprache und Sprachen betraf, und zwar alte und neue. Sie ließen seit Herder sich nichts entgehen, um die Stimme aller Völker zu vernehmen, zu verstehen; die Kreise, die sie beschrieben, wurden immer umfangreicher. Sie arbeiteten emsig fort auf dem eigenen Boden, verpflanzten auf diesen aber auch die Werke der andern Nationen, brachten alle Zeiten wieder, ließen sie sprechen mit deutscher Zunge, erweckten Griechen und Römer, Orient und Occident, ohne deren Geist und Sprachidiom zu verfälschen, nach sich zu modeln, und in Wahrheit, was sie heraufförderten durch Uebersetzung und Commentar, durch Monographie und Geschichtschreibung im genauesten und tiefsten Verständniß des Fremdländischen, es ist ganz unerhört; auch nur entfernt Aehnliches ist noch von keiner andern Nation geleistet worden. Sogar ihre eigene mittelalterliche Vergangenheit riefen sie wieder in das frischeste Leben. Kurz, die Deutschen schlangen früher und fester als irgendein anderes Volk um alle civilisirten Nationen ein internationales Band, bevor man diesen vielsagenden .und jetzt so oft misbrauchten Ausdruck noch kannte.

Das mußte zuletzt denn doch auch auf andere Völker wirken, die bis dahin meist in spröder Abgeschlossenheit an sich selbst völlig genug hatten, zwar viel von Kosmopolitismus sprachen, auch einigen guten Willen zeigten, wenn es aber zur Ausführung kommen sollte, nicht blos die Verwirklichung schuldig blieben, sondern sich auch meist unfähig bewiesen, aus sich wahrhaft herauszugehen, deutsche Eigenart auch nur entfernt zu verstehen, geschweige dafür begeistert zu werden. Es ist bekannt, welchen Anlauf zu wirklicher Selbstentäußerung die Franzosen in Bezug auf uns schon wiederholt genommen haben ohne bleibenden Erfolg, wogegen die Engländer — freilich ganz besonders uns wesentlich verwandt — die erfreulichsten Sympathien mit uns zu erkennen gaben; wir nennen vor allem den vortrefflichen Carlyle, und könnten noch viele namhaft machen.

Dies führt uns zur Betrachtung und gerechten Beurtheilung des obengenannten Verfassers und seines umfassenden Werks. Schon die Eintheilung, die Organisation, welche er dem Werke gegeben, beweist, daß er sein Thema klar durchdrungen hat und der Ausführung desselben vollständig gewachsen ist. Was schon aus der Idee seiner Aufgabe folgte, hatte alsbald den Charakter der Nothwendigkeit; daß er sich dem fügte, bewährte seine Freiheit, ist sein Verdienst. Bedenkt man, wie wir aus dem 18. Jahrhundert herangekommen sind, wie unzählige Fäden sich hier schon ineinanderschlangen und kreuzten, so bedurfte es der weitesten Umsicht, der strengsten Besonnenheit, um sich aus dem Labyrinthe an einem Hauptfaden auch nur herauszufinden, oder, um bei dem bildlichen Ausdrucke des Verfassers zu bleiben, zu unterscheiden, welche Richtungen die „Hauptströmungen der Literatur" im 19. Jahrhundert nahmen, ob sie sich etwa in Sand verloren oder doch in der

Vereinzelung blieben, oder ob sie, immer stärker anschwellend, wol gar majestätischen Laufs in den Ocean mündeten. Und in der That, sie ergossen und ergießen sich noch immer in diesen. Es ist die von Goethe zuerst verkündete „Weltliteratur".

Mochte unser Autor immerhin mit den Franzosen beginnen. Er hatte geschichtlichen Grund dazu. Wer wollte leugnen, daß Rousseau, Diderot, Voltaire, daß unzählige andere der frühern französischen Literatur keineswegs blos verderbenden, sondern auch höchst segensreichen Einfluß auf uns Deutsche gehabt haben? Aber die Deutschen waren im Literarischen mündig geworden, ehe man sich dessen versah. Genius folgte unter ihnen auf Genius; es handelte sich gar nicht mehr um bloße Originalität. Diese verstand sich jetzt ganz von selbst. Die deutschen Talente kamen gar nicht weiter in Anschlag, da Schöpfung an Schöpfung sich reihte. Von außen her bedurften die Deutschen keine Anerkennung mehr. Ihre Literatur war bereits ein Hauptstrom geworden. Der Verfasser bei all seinem Geist, all seinem selbständigen Urtheil, aller wirklichen Kunst und Sinnigkeit der Gliederung und Gruppirung hat sich schon von vornherein einen großen Eintrag gethan dadurch, daß er im ersten Bande „die Emigrantenliteratur" der Franzosen so vorherrschen läßt, daß er „die romantische Schule in Deutschland" fast nothdürftig ihr nur anfügt, während er im zweiten Bande diese zwar wieder hervortreten läßt, doch ohne daß dadurch etwas Wesentliches geändert wird. Statt dessen mußte der Autor, da er die Hauptströmungen der Literatur des jetzigen Jahrhunderts uns sichtbar machen wollte, die ganze deutsche Literatur derselben Zeit ebenfalls als einen der Hauptabschnitte sogleich auf die Emigranten folgen lassen; er mußte erwägen, daß unsere romantische Schule ja überhaupt nur ein Nebenarm des deutschen Hauptstroms ist.

Man sollte gar nicht glauben, wie ein scheinbar so kleiner Misgriff seine Consequenzen durch ein umfangreiches Werk von solchem Reichthum des Inhalts, von solcher Vortrefflichkeit der Darstellung geltend machen könne. Und doch ist dieses der Fall und wird nur einigermaßen durch den vierten und letzten Band wieder getilgt, wenigstens in Vergessenheit gebracht. Aus jenem Verstoß in der Organisation des ersten Bandes erwuchsen dem Verfasser, ohne daß er es im geringsten merkte, zwei Uebelstände, ein kleiner, den das deutsche National- und Gesammtbewußtsein allenfalls verschmerzen kann, aber auch ein sehr großer. Der erste ist der, daß die romantische Schule der Deutschen, bei vielem Richtigen, Treffenden in dem Urtheil über dieselbe, doch vielfach ganz unrichtig gefaßt und charakterisirt wird. Der zweite überaus bedeutende ist der, daß der Autor sich nicht auf die allein richtige, angemessene Warte zur Beobachtung und Darlegung stellt, auf den Höhepunkt, um stets den ganzen Lauf seiner „Hauptströmungen" fest im Auge zu behalten, das rechte Facit zu ziehen, zur Einsicht zu gelangen, daß gegenwärtig, und gewiß in eine unberechenbare Zukunft hinaus, die Deutschen obenanstehen und für den weitern Verlauf der andern literarischen Strömungen der außerdeutschen Nationen den allein ausreichenden Gesichtspunkt geben. Etwa dem zu vergleichen, daß die Deutschen es gewesen sind, welche zum ersten male und für alle Zeiten das alte, classische Hellenenthum sich zum tiefsten Verständniß gebracht und sogar in lebendigen Gestalten wieder auferweckt haben. Nur Shakspeare nehmen wir aus, da er seinem weltumfassenden Genius nach keiner einzelnen Nation, sondern der Menschheit als solcher angehört; und doch auch denselben Briten haben wieder dieselben Deutschen endgültig als den, der er ist und unwandelbar bleibt, seinem ganzen Wesen nach erkannt und zu würdigen vermocht.

Jener beträchtliche größere Uebelstand im ersten und zweiten Bande des vorliegenden sonst so ausgezeichneten Werks hat wieder zwei beklagenswerthe Misstände zur Folge gehabt. Der erste ist der, daß wir Deutsche bei unserm Autor im Durchschnitt sehr übel fortkommen, nächst uns freilich auch seine eigenen Landsleute, die Dänen. Wie ganz anders mußte er uns behandeln, um einigermaßen uns gerecht zu werden! Fast an allem, was uns Deutsche betrifft, hat er fortwährend zu zupfen und zurechtzuziehen. Und dann diese Knappheit, diese Dürftigkeit in jeder Hinsicht! Fast jede Anerkennung, die ihm in Bezug auf uns etwa entschlüpft, sucht er wieder zu beschränken, wenn nicht ganz zurückzunehmen. Es ist eine gewisse Verdrossenheit und Grämlichkeit, die er kaum verhüllt, auch gar nicht verhüllen will, wenn man nur einigermaßen schärfer zusieht. Wie? Ist es möglich, über Klopstock, den von den Dänen einst so Gefeierten, über Goethe, Schiller, Jean Paul, die Unvergleichlichen, wie sie keine andere Nation aufzuweisen hat, weiß er uns so wenig beizubringen, nur insoweit, meistentheils matt, sich auszusprechen? Ebenso über Tieck! Und die gleichzeitigen genialen deutschen Denker, wenigstens die, welche mit unserm classischen wie romantischen Zeitalter nicht blos in Verbindung standen, sondern es *vielfach* beeinflußten, nur so wenig weiß er über sie *auszusagen*? Ist auch das momentane Verstimmung? Denn daß es Unkunde, Mangel an gründlichem Studium unserer philosophischen Systeme sein sollte, das sei fern von uns zu vermuthen bei einem so hochgebildeten Schriftsteller. Doch wir kommen später auf das zunächst hier nur Angedeutete in unserer Kritik zurück.

Der zweite Misstand ist der, daß infolge solches Verfahrens auch andere Nationen darunter leiden müssen. Man bedenke und verliere während der Lektüre des Werks nie aus dem Blicke, es handelt sich durchweg darum, die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts in Sicht zu bringen. Dem entsprechend mußte in Deutschland die ganze nach-Goethe'sche Literaturperiode bis auf das sogenannte Junge Deutschland, und was bis auf heute sich weiter gestaltete, in den Hauptvertretern charakterisirt werden, dieselbe Gerechtigkeit und Vollständigkeit mußte der Autor aber auch Frankreich, England, Italien zutheil werden lassen. Wenn der Verfasser, was England betrifft, Lord Byron so ausführlich und meisterhaft charakterisirt, so mußte George Sand, Frau Aurora Dudevant — man sieht, der Schalk Zufall war hier, wie oft, bereits Prophet und Dichter — ebenso freigebig und mit wärmster Anerkennung bedacht werden. Denn Lord Byron und George Sand sind allerdings die beiden Auroren, ja die herrlich strahlenden Morgensterne, welche einen neuen Sonnenaufgang für die kommende Zeit verkünden; sie führen ein neues Zeitalter herauf, sie spiegeln sich nicht nur so ab

in den Hauptströmungen der Literatur unsers Jahrhunderts; jeder von beiden ist ein Hauptstrom selbst, der das moderne Zeitalter befruchtet und neu gestaltet. Aber auch andere vermissen wir, soweit unsere Erinnerung nach beendeter Lektüre reicht, theils daß ihrer gar nicht erwähnt wird, theils daß sie nur verschwindend zurücktreten, so unter den Franzosen Eugen Sue, dann aber unter den Engländern zwei so hervorragende, überreiche Geister im Humor, in einer ganz neuen Epik und Geschichtschreibung, von der reizendsten, köstlichsten Detailmalerei bis zur tiefsten Philosophie wie Dickens=Boz und Thomas Carlyle.

Aber — schon wieder müssen wir uns aufs stärkste verwundern, denn ein Uebergehen und Uebersehen gebiert häufig auch schon das andere. Daher rufen wir aufs neue aus: wie ist es nur möglich! Wir finden jedoch eine, wenn auch schwache Erklärung solcher Möglichkeit. Hätte der sonst so treffliche Verfasser die ganze deutsche Literatur im 19. Jahrhundert und nicht blos einen Seitenschößling derselben, die romantische Schule, in einem Hauptabschnitte behandelt, hätte er Carlyle in den tiefsten Betracht gezogen, so hätte er sich die heutige nordamerikanische Literatur schwerlich entgehen lassen. Er hätte der Unitarier oder Congregationalisten in Nordamerika gedenken müssen, solcher Genien ersten Ranges, die beide aus jener Gemeinschaft hervorgingen, wie Theodor Parker und Ralph Emerson, die mit Thomas Carlyle dem Geiste nach tief verwandt sind, welche den unermeßlichen Segen der classischen Literatur Deutschlands nicht blos empfangen, sondern mit überströmender Fülle und Originalität, was Ideen und vollendete Darstellung betrifft, mehr als wiedererstattet haben.

Indem wir nun das umfassende Werk in seinen Einzelpartien näher in Betracht ziehen, beginnen wir mit dem dankbaren Geständniß, daß ein solches, wie heute die Angelegenheit der Literatur, nach Mittheilungen, die wir darüber erhalten haben, in Deutschland steht und zwar in beiden Hemisphären steht, daß ein solches Werk im höchsten Grade noththat. Denn ein großer Theil unsers Massen-Lesepublikums hat eine sehr niedrige Vorstellung von dem, was Literatur ist, in welchem Verhältniß sie zu gesunder Religion, wahrhafter Wissenschaft und Kunst sich befindet, er bedenkt nicht, daß sie der weitreichendste Ausdruck für Cultur ist, daß Bücher noch einen ganz andern Beruf haben, als blos die Zeit zu vertreiben, zur Kurzweil zu dienen, daß sie auch fortbilden sollen, und wie erst gediegene Bildung des höchsten Genusses fähig ist. Unser Autor nimmt daher mit Recht schon von vornherein auch das Denken des Lesers in Anspruch, und wie er es ausgezeichnet versteht, Gedankenreiz nicht blos vorauszusetzen, sondern auch hervorzurufen durch die schöne gewandte Popularität seiner Darstellung, so dürfte er, wenn sein Werk viel und gründlich gelesen würde, einem Hauptübel, welches schon lange in der deutschen Lesewelt grassirt und worüber die edelsten Schriftsteller klagen, wenn nicht vollständig abhelfen, doch es bedeutend mildern. Dieses Uebel heißt: Gedankenschen. Unser Autor deutet schon im Vorworte treffend an, der Leser solle, um zu erfahren, was menschenwürdig ist, erwägen, was ein Mensch als solcher auf sich habe, im Fall er ein wirklich integrirendes Glied in der Menschheit sein wolle. Der Verfasser sagt:

Was heißt denken anders, als „die ungeheuere Arbeit des Menschengeschlechts von vorn beginnen“? — nicht in dem Sinne natürlich, daß das denkende Individuum so gestellt würde, als wäre es der erste Mensch auf Erden, und auch nicht als würde mit einem absolut voraussetzungslosen Denken begonnen, sondern in solcher Weise, daß das Individuum ohne Rücksicht nach rechts oder nach links, ohne Rücksicht auf officielle Autoritäten oder von Staat und Kirche patentirte Inhaber der fertigen Wahrheit, mit seinem eigenen Hirne versuchen muß, sich seine persönliche, originale, ursprüngliche und echte, daher allein Werth habende Ueberzeugung zu bilden.

Es ist freilich, müssen wir hinzusetzen, sehr zu bedauern, daß das bisherige empirische menschliche Individuum immer wieder von Anfang anfangen muß und nicht sogleich da fortsetzen kann, wo seine Vorvordern aufgehört haben; daher die Langsamkeit des Fortschritts in aller seitherigen Cultur.

Nach einer Einleitung, die sehr gewichtvoll und gedankenreich ist, werden wir sogleich in die Emigrantenliteratur aufs lebendigste eingeführt. Natürlich treten, um an das vorige Jahrhundert anzuknüpfen, Voltaire und Rousseau in den Vordergrund, der letztere vor allem und seine „Neue Heloise“. Die Charaktere, die Schriften der literarischen Emigranten werden vortrefflich kritisirt und illustrirt. Höchst interessant ist, wie den Franzosen ganz unerwartet, sozusagen über Nacht, die Deutschen ins Gehege kommen, bei aller Empfänglichkeit, Bewunderung, dennoch zu voller Selbständigkeit erwachsen sind, um sich — man denke — mit jenen zu messen. Ja es hat den Anschein, als sollten diese deutschen Genien, unter denen selbst Tieck nicht fehlt, trotz einer gewissen Vaterschaft Jean Jacques' doch zu ihrem vollsten Rechte gelangen. Wir wenigstens waren mit allem Nationalstolz ganz darauf vorbereitet. Wird doch sogar einer Ueberlegenheit: Goethe's „Werther“ erwähnt. Aber: Platz da und Bewunderung! Châteaubriand's „René“ und Sénancour's „Obermann“ und Constant's „Adolphe“ und Frau von Staël's „Delphine“ und Frau von Staël's „Corinna“ (nicht wahr: ein langer gewaltiger Troß?) rücken an; alle Quartiere sind vollauf besetzt, die Deutschen mögen wollen oder nicht, sie müssen der französischen Occupation weichen. Durch die „europäische Reaction“ wird der Tumult noch größer. Die Deutschen sind fast in Gefahr, sich schmählich zu verlieren. Doch nein, Succurs rückt nun auch von deutscher Seite an: die romantische Schule.

Man hat bis zum Ueberdruß behauptet, über Geschmack lasse sich nicht streiten. Auch hat wirklich jeder das Recht, seinen eigenen Geschmack zu haben. Unser Autor hat den seinigen, größtentheils einen sehr feinen, gewählten, und dennoch nicht immer richtigen. Je weiter wir in seinem Werke vordringen, desto mehr bestätigt es sich. Es ist gewiß, der Verfasser hat eine besondere Vorliebe für die Franzosen. Deutsche und Dänen müssen es nach wie vor entgelten. Der Verfasser vergißt sich so weit, daß er das Uebertriebene noch übertreibt. Er verräth es in, am meisten aber zwischen den Zeilen, daß er nicht wenig gewillt ist, sogar den französischen Gartengeschmack von Versailles, die französische Tragödie, selbst da, wo sie es wagt, die alten Griechen nachzuahmen — mit den Römern ginge es noch, schon aus Blutsverwandtschaft — uns wieder zu bringen. Er hat gar nichts dagegen, im Gegentheil, er

findet es üppig schön, daß die Natur bei den Franzosen Toilette macht, daß sie an dem duftigen Blütenschnee noch nicht genug hat, sondern daß die Bäume sich dick bepudern, mit der Parkschere sich nicht blos beschneiden, sondern frisiren, fricassiren, lang- und schwergelockte Filze von Allongeperrüken sich aufstülpen lassen. Desgleichen, daß die alten Griechen und Griechinnen in einer fast zweideutigen Stellung ins Pathos gerathen, sogar im Angesichte des Publikums Stelzen besteigen, über die Breter darauf los schreien und schreiten, eine Ostentation riskiren, in Declamationen unheldenhaft ausbrechen, weinen, wimmern, flennen, ob Heros oder Heroine, aus allem und jedem Takt kommen, gehen, laufen, stürmen, daß wir Deutsche, wiefern wir noch nicht verschroben und verfranzt sind, nie und nimmer errathen würden, daß das drüben auf der Schaubühne Hellenen, alte Hellenen sein sollen, die für alles und jedes ein vollendetes Maß hatten, selbst im Riesenschmerze des Laokoon und der Niobe nie ungeheuerlich wurden, selbst im Schreie des Philoktet nie sich gestatteten, ins Proscenium hinein zu toben, zu brüllen, und wäre es ein wüthender, rasender Ajax, nie zu wüthen, nie zu rasen.

Doch wir besinnen uns, um dem Verfasser überall gerecht zu werden, daß er seine Lieblinge auch zu treffen, sogar bei Fehlern zu ertappen weiß. Ihm ist selbst in Obigem nur Menschliches begegnet. Wie der große Porträtmaler, wenn er also wahrhaft Künstler ist, unwillkürlich schmeichelt und um so präciser trifft, da seine Art zu schmeicheln nie gemeiner Natur ist, sondern den, welcher ihm sitzt, zugleich idealisch verklärt: ebenso unser Autor. In diesem Sinne trifft er auch oft haarscharf Dichter, Politiker, wie das französische Volk in dessen glänzenden, liebenswürdigen Vorzügen. So lenkt er bei dieser Gelegenheit auch auf Italien und dessen Poesie ein. Schon seine Charakteristik der Staël und ihrer „Corinna“ ist ein Meisterstück, wenn er auch die kleinen Sonnenflecken, großen Eitelkeiten, schwatzhaften Uebereilungen, stets espritvollen und doch leichtfertigen Causerien, die auch im feinfühligen Weimar aus dem niedlichen, nie stillstehenden Munde der Französin auf die Brust fielen, nur zu nachsichtig übersieht und überhört. Aber alles, was an jener merkwürdigen Frau einzig und hinreißend war, hat er in sein reizendes Bild aufgefangen und der Vergessenheit für immer entrissen. Dasselbe gilt von seiner vielseitigen, fesselnden Betrachtung der „Corinna“. Seine Kritik ist hier ausgezeichnet, wenn auch nicht erschöpfend. Er hätte wol der köstlichen, so viele Schwächen der Franzosen zur Sprache bringenden Beurtheilung desselben Werks von seiten Jean Paul's gedenken sollen. Dort, bei unserm Autor, gelangen wir nun aber zu einer Partie, die nicht blos im Zusammenhange seines ganzen Werks ein Prachtstück ist, sondern einen Geist und Darsteller kundgibt, der Vollendetes hervorzubringen weiß. Immer noch leuchtet in dieser hinreißenden Schilderung die Staël und ihre „Corinna“ fort und zwar so vortheilhaft und überzeugend, daß wir, durch der Französin Begeisterung für Jean Jacques veranlaßt, dieselbe Staël eine ausgemachte Geistesverwandte der George Sand, eine Vor-Sand nennen müssen. Wie aber der Verfasser Italien schildert, wie er dessen Luft uns athmen läßt, dessen ganze Natur uns zu schauen gibt, vom tiefblauen Himmel bis zum Schmelze der Landschaft, vom Gebirge bis zum Zaubergestade des Meers, wie er uns italienische Kunst, bildende wie sprechende, mit Hinblick auf die Griechen, vergegenwärtigt, wie er die unerhörte Kühnheit begeht, selbst Shakspeare von dieser Region auszuschließen, da müssen wir ihm dennoch einen Preis zuerkennen, über den hinaus es keinen höhern gibt, sodaß der Verfasser, wie oft wir gegen ihn auch ankämpfen sollten, uns ein für allemal überzeugt hat, was er zu leisten vermag.

Wir gelangen zu dem Abschnitt „Die romantische Schule in Deutschland“, der sich bis in den zweiten Band fortzieht.

Diese unsere neuere deutsche Romantik hat ein eigenes Schicksal gehabt; sie ist ausreichend, mit gründlichstem Verständniß noch nirgends beurtheilt worden. Wodurch ist solches verursacht worden? Ohne Zweifel zum Theil von den Romantikern selbst. Dann jedoch auch dadurch, daß die Wendung, welche die nach-Schelling'sche Philosophie nahm, zumal durch die Ruge'schen „Jahrbücher“ ein noch immer nicht gehobenes Vorurtheil gegen alles Romantische herbeiführte. In Geschichten der deutschen Literatur, in Einzeldarstellungen unserer romantischen Schule sind vortreffliche, oft sogar unparteiische Erörterungen über das Wesen aller Romantik, oder auch über diesen und jenen unserer romantischen Dichter gegeben worden. Alle diese Charakteristiken sind jedoch nur als einstweilige Beiträge zu einer künftigen vollständigen Reproduction und selbständigen Kritik der romantischen Schule zu bezeichnen. Vor allem, wer nicht daran festhält, daß Romantik ein wesentliches Element aller Poesie ist, daß schon die Natur als solche auch Romantik ausspricht, daß es *unter den* Menschen in ihrem individuellen Naturell *stets romantische* Naturen geben wird, daß auch in der *Geschichte romantische* Perioden immer wiederkehren: der ist kein competenter Richter weder über die Romantik an sich, noch über romantische Dichter. Man verpöne in Shakspeare die Romantik, man entkleide die Poesie der Spanier, vor allem Calderon, aber auch Cervantes, alles und jedes Romantischen, und man hat an den größten Genien einen Frevel geübt. Zu welchen unglaublichen Extravaganzen haben es in neuester Zeit sogar die Franzosen in der Romantik gebracht! Noch dazu aus krankhafter Nachahmung — man hätte es ihnen nicht zutrauen sollen — der Deutschen! und zwar besonders eines durch und durch verzerrten, phantastischen, dämonisch kranken Deutschen, bekanntlich E. T. A. Hoffmann's, der, reich beanlagt, zu wahrhaftem Humor angelegt, mit der seltensten Ausstattung für die Darstellung des Schauerlichen, Geisterhaften, dennoch unerquicklich blieb. Auch inficirte die Krankheit gehörig. Schwerlich wird es unser Führer leugnen, daß fast in der ganzen romantischen Schule der modernen Franzosen ein widerlicher Spuk, ein blasirtes, krankhaftes Gespenst umgeht und durch überdrastische Mittel, durch fressende Gifte den Leser verpestet, zuletzt bei noch lebendigem Leibe todt für alles Gesunde und Reine macht. Wer es nicht zugeben will, daß die französische romantische Schule di deutsche an Ausschreitungen ins sittlich Unerlaubte nic blos, sondern ins Excentrische über alle Grenzen hinau ins Orgienhafte, Tolle, Infernale, Satanische tausendma überboten hat, mit dem läßt sich über das Wahre ode

Unwahre, das hier vorliegt, weiter nicht sprechen. Der Verfasser jedoch, wie wir ihn schon aus dem Bisherigen kennen und schätzen gelernt haben, wird sich bedeuten lassen. So wie er im Vorliegenden die Dichter unserer deutschen Romantik zur Darstellung bringt, ist viel Richtiges in seiner Kritik enthalten, doch vorherrschend Schiefes, Willkürliches, Falsches. Schon im Frühern ließ er sich zu Behauptungen hinreißen, die aus der Luft gegriffen sind. So wenn er im Stande ist zu sagen, „Deutschland habe nie eine classische Prosa zu entwickeln vermocht". Sogar der Uebersetzer seines Werks müßte ihn hier des Ungegründeten zeihen, da er ihn uns in einem so vortrefflichen Deutsch zuführt. Längst sind die Deutschen im Nationalbesitz einer vollendeten Prosa, die freilich gleichwol nie im französischen Sinne fertig ist und nie Parade macht. Und wie sollte es auch nicht so sein? Etwa weil keine abgeschlossene Akademie unsere Prosa uns vorschreibt? Der Himmel bewahre uns davor! Allerdings ist mit deutscher Prosa vom Einheimischen, noch mehr vom Ausländer nicht leicht fertig zu werden. Keine andere Sprache hat eine so unendliche Tonleiter des Stils wie die unsrige, auf der dennoch jede Eigenthümlichkeit ihre Sprosse findet; von unsern eigentlichen Romantikern, wie eigenartig, incommensurabel sie sein mögen, aber auch von Jean Paul, Schleiermacher, Görres, Schelling, Goethe, Schiller ist dasselbe zu bemerken.

Es ist wahr, unsere Romantiker haben zum Theil eine zügellose Wirthschaft geführt. Hätten sie weniger Geist, weniger Phantasie gehabt, nie wäre es zu solchem Uebermuthe gekommen. Einige von ihnen waren nicht wenig gemeint, das Oberste nach unten zu kehren. Wirklich, sie producirten eine „verkehrte Welt". Sie machten Uebererenst mit dem dolce far niente, mit der göttlichen Faulheit und Grobheit. Friedrich von Schlegel, in Heiraths- und Scheidungsangelegenheiten sogar sein Bruder August Wilhelm (Karoline nicht zu vergessen), Clemens Brentano, sie verfielen in einen Veitstanz; sie trieben Orgien ohne die kleinsten Gewissensbisse. Man hätte es nicht für möglich gehalten, was aber dennoch geschah, daß selbst so ernste Männer wie Schleiermacher (Briefe über die „Lucinde"), Schelling in jenem unglaublichen Gedicht in den „Nachtwachen", zu einem derartigen Taumel des Tags sich würden verleiten lassen. Und doch vertheidigte Schleiermacher im Grunde nur das Rechte, das ewig Sittliche, und noch jetzt könnten unsere Emancipirten die reinste Sitte und Moral von ihm lernen.

Die viel besprochene, in der That ganz neue Ironie der Romantiker versteht G. Brandes gar nicht. Oder er nimmt sie doch mindestens viel zu pedantisch, frostig, ungeschickt. Die Ironie war Tieck und seinen hervorragenden Anhängern das Mittel, um mit dem Leben und seinen oft herben Misgeschicken fertig zu werden. Es war die heitere Verneinung der schadenfrohen Negation. Sie spielten im Gefühl der ideellen Ueberlegenheit mit der derben Wirklichkeit; sie schlugen ihr ein Schnippchen, neckten sich mit ihr, nahmen die Dinge nicht für ungut, und hatten ein gewonnenes Spiel. Mit der barschen Doctrin, mit dem steifen Philisterernst vermag man gegen die romantische Ironie nichts. Dennoch, mit Brandes, den Romantikern den Ernst abzusprechen, zu behaupten, sie hätten keine Religion gehabt, nur die Sehnsucht nach Religion, ist wieder anmaßend. Die Sehnsucht nach Religion ist schon Religion.

Es ist ferner nicht zu leugnen, daß selbst Tieck es oft zu arg treibt, daß er im „William Lovell" das Aeußerste des Unerlaubten wagt, aber es war eine halbe Verzweiflung, die den Romantiker packte, um sich erst von dem schäbigen, langweiligen, flachen Nicolaismus zu befreien. Daß er bisweilen in seinen Gedichten, namentlich in seiner Lyrik, bloße Seiltänzerkünste im Verse, im Reime zum besten gibt, um dann wieder die köstlichsten Symphonien in Naturschilderungen und Phantasien ausklingen zu lassen, die Fadheit, Erbärmlichkeit vieler seiner Zeitgenossen mit schärfster Lauge zu überströmen, mit den tüchtigsten Hieben zu geiseln, beides werden wir nimmer in Abrede stellen. Aber das ist noch lange nicht der wahre, ganze Tieck, wie ihn unser Autor charakterisiren will und doch nur carikirt. Wie ist es anders zu erklären als aus ungerechter Voreingenommenheit, wenn Brandes die Tieck'schen Märchen, den Phantasus, die Dramen, die Novellen, diese künstlerische Vereinigung von echtem Humor, feinster Menschenkenntniß, Gesellschaftssitte und -Unsitte, Ueberlegenheit an Lebensphilosophie, Allseitigkeit der Bildung, Phantasie, Virtuosität im Uebersetzen, nur so beurtheilt. Brandes kann sicher sein, daß Ludwig Tieck noch eine große Gemeinde hat, während die jüngste Generation ihn gar nicht mehr kennt, eine Gemeinde, die jetzt noch schweigt, aber bald wieder für Meister Ludwig, für das, was auch in ihm einzig war, überzeugend sprechen wird, und daß Berlin stolz darauf sein darf, Geister wie Tieck und Gutzkow hervorgebracht zu haben.

In Betreff der andern müssen wir kürzer sein, obwol auch sie eine ganz andere Beurtheilung verdienen wie die Brandes'sche. Was die beiden Schlegel in der Kritik, in der Uebersetzung geleistet haben, ist weltbekannt. Friedrich von Schlegel können wir auch als lyrischen Dichter nicht gering anschlagen. Nun aber gar Novalis. Wie unverantwortlich geht unser Autor auch mit Hardenberg um! Was er geschaffen, auch nur in Fragmenten hinterlassen, hat unendlich befruchtet, ist unvergänglich. Eine Blütenfülle sondergleichen hat ein früher neidischer Tod mit ihm zerstört. Und auch für Achim von Arnim hat der Verfasser kein warmes, anerkennendes Wort. Wer in dem Grade ungerecht ist, wird es auch ferner sein. Der gesundeste von allen Romantikern, aber auch an sich alles Preises werth, wird höchst dürftig von ihm behandelt, mit fast schnöder Kritik regalirt. Man lese, wenn man seinen Augen traut, wie mit der reizenden Novelle Eichendorff's: „Aus dem Leben eines Taugenichts", umgesprungen wird. Es ist etwa so, wie wenn ein griesgrämiger Pedant und prosaischer Philister das köstliche Gedicht Goethe's: „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt, Juchhe! Drum ist's so wohl mir in der Welt, Juchhe!" altklug und frostig in der Weise recensiren wollte: welch leichtsinniger Mensch muß der sein, der ein solches Lied singen konnte! wie gewissenlos, leichtsinnig muß er mit der Zeit, mit dem Gelde umgegangen sein! Ein Vagabund, ein Nichtsthuer sondergleichen, und dennoch kreuzfidel; stellt den Menschen unter Aufsicht, damit er nicht unsere Jugend verderbe! Nicht wahr, Herr Brandes, Sie wollen auch jenen „Taugenichts",

mit ihm die ganze romantische Schule, unter Curatel gesetzt haben?

Jetzt aber erreicht Brandes den Gipfel oberflächlicher Behandlung deutschen Geistes, da wo er auf Jean Paul's Roquairol zu sprechen kommt. Schon unsern Richter nothdürftig blos bei den Romantikern unterzubringen, ist übereilt; schon die Pathenstelle, so eine Art Vaterschaft desselben für jene müssen wir uns ernstlich verbitten. Jean Paul steht viel zu hoch, als daß er Romantiker wäre. Und über Roquairol weiter nichts sagen zu können, wer hielt es bei unserm geistvollen Autor für möglich! Die größten Genien aller Zeiten, wenn sie des Neides fähig wären, würden neidisch sein, einen solchen Auswurf des Himmels und der Hölle wie Roquairol nicht haben schaffen zu können, der die Fahrt, vielmehr den Ritt vom Seraph bis zum Teufel, mit dem Federhut auf dem Kopfe, in der rothen Hanswurstjacke, auf erhitztem, schäumendem, blutig gesporntem Rosse im Galop durchmacht. Roquairol ist der Vorreiter aller jetzt herrschenden Blasirtheit; er ist, in prophetischer Fernsicht, der Sensationsheld aller spätern Sensationsromane. Er lebt, d. h. er schlägt seine Zeit todt, nur um zweierlei: um Genuß für jeden Preis, und um Aufsehen zu erregen, koste es was es wolle. Selbst wenn er sich zuguterletzt öffentlich mordet, er thäte es nicht, wenn es ihm nicht pikantesten Genuß gewährte und Aufsehen machte. Roquairol ist der Fluch über alle bloße Belletristik und belletristischen Bummler. Roquairol ist die personificirte Genieseuche, deren Pesthauch in allen civilisirten Ländern gewüthet hat, besonders aber in Deutschland, eben weil dieses Land so reich an Genies und deren elenden Nachahmern ist. Es macht fast den Eindruck, als wäre es Vorsicht gewesen, vorfühlender, richtiger Instinct, daß Brandes mit seiner respectabeln Planetenphantasie der Sonne Jean Paul's nicht zu nahe zu kommen sich bemühte, um nicht in ihren Feuerkreis gerissen und aufgezehrt zu werden. Manche Bemerkungen des Verfassers über Roquairol sind daher ganz hübsch, um nicht gar zu sagen „nett“, aber sie flackern im Moment auf und zerschmelzen vor der Glut Jean Paul's.

So, wenn es bei Brandes heißt: „Im «Titan» findet man die am kräftigsten ausgeprägte von Jean Paul's Idealgestalten, Roquairol.“ Hier müssen wir dem Autor gleich ins Wort fallen. Und eine Gestalt wie die Schoppe's im „Titan“, über die gar nichts? Und doch ist dieser Schoppe die Ueberlegenheit selbst, der Humorist als solcher, welcher die Pest und den Pesthauch jenes und jedes Teufels im Nu wegbläst. Brandes fährt mit der Vorsicht seiner Glacéhandschuhe fort:

> Idealgestalten, sage ich, weil er (Jean Paul) als vorzüglicher realistischer Idyllendichter eine ganz andere Art von Charakteren erschuf. Roquairol ist ein Prototyp für die Form, in welche die Zeit ihre Leidenschaft und ihre Verzweiflung gießt. Er ist das rasende und tief reflectirte Verlangen, das in Phantasterei umschlägt, weil es eine Kraft ist, für welche die Verhältnisse keine Verwendung haben, und welche nicht die Fähigkeiten in sich trägt, mit denen man die Wirklichkeit sich aneignet oder sie durchbricht und beherrscht. So wird das Verlangen eine Krankheit, die nach innen schlägt und zu Selbstbespiegelung und Selbstmord führt.

Weiter in die Tiefe geht es hier aber bei Brandes nicht, und er nimmt zu Citaten aus Jean Paul seine Zuflucht. Und nichts weiter vom „Titan“, nichts über Albano, über Linda de Romeiro, nichts Entschiedenes dafür, daß der „Titan“ Jean Paul's in keiner Literatur ein Seitenstück, etwas auch nur entfernt Aehnliches hat? Und nichts über „Siebenkäs“ (er streift ihn einmal), nichts über die „Flegeljahre“, über den „Kometen“, über „Fibel“, über „Quintus Fixlein“, nichts von alledem in den „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts“?

Alexander Jung.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Neue Romane.

1. Meine Schwester. Roman in vier Bänden mit Vornovelle. Von August Becker. Wismar, Hinstorff. 1876. 8. 15 M.
2. Die Trauerspiele von Paris. Von Xavier de Montépin. Aus dem Französischen übersetzt von Aimé von Wouwermans. Autorisirte Ausgabe. Sieben Bände. Wien, Steyrermühl. 1876. 8. 8 M. 50 Pf.

Nicht zu häufig wird es dem Kritiker so gut, daß zwei gleichzeitig erschienene und auch hart nebeneinander vorliegende Werke äußerste Pole bezeichnen und ihm dadurch freies Feld eröffnen, um mit großer Schärfe und Präcision allgemeine Werthfragen zu berühren, die er höchstens streifen kann, wenn er eine Reihe von gleichwerthigen Werken ohne besonders hervorstechende Physiognomie besprechen soll. Sobald aber eine solche Serie von annähernd derselben relativen Höhe des Werthes und der Bedeutung ohne hervorragende Charakterzüge nach oben oder unten sich präsentirt, können wir fast mathematisch sicher schließen, daß das absolute Werth- und Gehaltmaß für sie alle und entsprechend demselben ihre Bedeutung für die Zeitliteratur eine durchschlägige Mittelstufe nicht überschreitet; denn das Exquisite nach beiden Höhenlinien, nach gut und böse, ist selten und tritt nicht in Reihen auf. So aber stellt sich leider, und nicht im Romanfach allein, das Massenproduction unserer Tage: viel Mittelgut ohne charakteristische Wesenheit, ohne Individualität, welche diese Autoren auch gar nicht anstreben. Habt ihr Einen gelesen, so kennt ihr zehn Genossen in der gleichen Sphäre; das ist langweilig. Der ausgeschriebene Roman- und Novellenstil wird dem Kenner, wird dem Manne von geschultem ästhetischen Gefühl zur Qual, und er lechzt nach neuem Ton, nach Kraft und Charakter, freilich nicht nach charakteristischen Verzerrtheiten und unausstehlichen Extravaganzen.

Heute sind wir in den Stand gesetzt, an dem Werk eines bereits wohlbekannten Deutschen und demjenigen eines ebenfalls seit längerer Zeit productiven Franzosen Gegensätze der schneidendsten Art nachzuweisen. Eine Lust ist es auf der einen Seite, an einem hervorragenden Musterwerke zu zeigen, was der offene Blick und das tiefe Gemüth, was der gesunde Realismus mit gerade genug

ideal-poetischem Hauch, um die rechte Abklärung zu gewinnen, zu leisten vermögen; ein Vergnügen auf der andern Seite, ein nicht minder hervorragendes Musterstück zu zersetzen aus dem Kapitel des rohen und grellen, des rein materiellen und forcirten Naturalismus, der nicht einmal originell ist, da unsere moderne Sensationsliteratur ihn schon lange ausgebeutet hat. Hier eine meisterhafte Schöpfung, gesund und rein und klar und dabei von tiefstem Gemüthseindruck; dort ein Effectstück der schlimmsten Sorte, in dem trostlosen Stil der Communegeschichten scheußlichen Andenkens, tolle Laune und krankhafte Verzerrung: diametrale Gegensätze nach Form und Inhalt, Wesen und Wirkung!

Der von dem Verfasser des „Jungfriedel" unter dem anspruchslosen Titel „Meine Schwester" (Nr. 1) veröffentlichte Roman kann nicht verfehlen, auf jedes unverkünstelte Gemüth einen bedeutenden Eindruck zu machen und daneben auch die Forderungen des geläuterten Geschmacks in hohem Grade zu befriedigen.

Wir dürfen es zunächst ein sehr geschicktes technisches Verfahren heißen, daß der Verfasser eine für sich schon fast zum Umfang eines kleinen Romans ausgesponnene Vornovelle vorausschickte, die vollständig den Dienst einer Einleitung versieht und doch gleichzeitig selbständigen Rang behaupten könnte. Stände sie allein, wir würden an ihr weiter nichts entbehren, als die Auflösung eines Räthsels, d. h. die Darstellung einer in der Zeit vorausgegangenen offenbar tragischen Familiengeschichte, von der hier nur schwache Spuren nebelhaft abgerissen hindurchschimmern; die fehlende Erklärung ließe uns sonach unbefriedigt allerdings, aber durch den Reiz des Mysteriösen gefesselt. So wie es nun aber steht, spannt uns diese Vorgeschichte auf das Hauptstück, welches dann das Räthsel löst. Dazu kommt in den beiden getrennten Partien eine äußerst glückliche Differenz von Ton und Haltung. Die Vornovelle ist stürmend, gewaltsam, aufregend; ihre Darstellung macht beinahe den Eindruck eines Effectstücks, und wer von Becker weiter nichts gelesen hätte, müßte sich überrascht finden, in dem Hauptroman einer total verschiedenen, ruhig abgemessenen, einer weitaus mehr intimen und fast idyllischen Weltauffassung zu begegnen. Dort erschütternde, sich überstürzende Begebnisse, wilde Thaten im privaten und im öffentlichen Leben; hier in gemessen psychologischer, höchst anmuthender Art Familien- und Herzensgeschichten von eindringlicher, bald weich berührender, bald erschütternder Tiefe, dazu Personenbilder von ebenso viel Werth als Wahrheit.

Object der Vorgeschichte ist die bairische Revolution, welche der Lola Montez-Herrschaft ein Ende machte; das ganze Schauspiel zeigt sich uns anschaulich und bewegt, voll wilden Lebens, ein echtes Revolutionsbild, vollkommen zur Höhe weltgeschichtlicher Action erhoben. Im Vorgrunde steht die gärende Studentenwelt, und ihr Hauptvertreter Vollmer ist eine jener hochinteressanten, räthselschweren Figuren, die das Schicksal gezeichnet hat. Die Entfaltung seines innern und äußern Lebens hält uns fortwährend in hoher Spannung, und bereits greift das Verhängniß herein, als es ihm den Gegner entgegenführt, der einst eine Todschuld an seiner Familie begangen hat. Aber schon ist auch die Sühne da, und nachdem wir in vornehmem Kreise einem intimsten Familiendrama mitternächtlichen Stils angewohnt, mögen wir nicht einmal mehr den Schuldigen verdammen, der furchtbar genug leidet; in der ganzen Action ist Verhängniß. Die Scenerie führt überwiegend hohe Gesellschaftscirkel vor, und das Gemälde, auch wo es in den losgelassenen Straßenkampf herabsteigt, hält sich durchweg auf würdig getragener Höhe.

Ganz anders, sagten wir schon, ist Auffassungs- und Darstellungsweise des Hauptromans; ruhig, gemüthvoll, in einfacher Erzählungsform, nach natürlicher, überlegter Beobachtung des menschlichen Herzens und Lebens wickelt sich dieses Familiendrama ab. Nichts ist forcirt, nichts sprungweise, nichts gewaltsam gehalten. Wir haben einmal Naturanschauung; der Schauplatz ist die linksrheinische Pfalz. Die glücklichen, die traulich anziehenden Rebengelände sind in ihren specifischen Formationen geschaut, der Eindruck anmuthend wiedergegeben, den sie zu allen Tages- und Jahreszeiten machen; und das Gefühl, mit welchem wir die naheliegenden, die echt heimischen Bilder deutschen Naturlebens hinnehmen, ist immer dasjenige des Anheimelnden und Versöhnenden. Wir haben ferner deutsches Familienleben in der schönsten Innigkeit und Innerlichkeit und Gemüthswärme, die ihm eignet. Diese ganze verzweigte Familie des Pfarrers Vollmer gibt ein sehr anziehendes Bild von fein durchgebildetem und durchgefühltem Familienton reinsten Stils, gesund und tüchtig, gefühlswarm und doch in keiner Weise sentimental, von gemessenem Werth und Halt. So dürfen wir einzelne dieser Gestalten, die einen mehr kerniger, die andern mehr feiner Natur, als förmliche Typen des deutschen Volksthums nehmen, wie es sich gebart in Leid und Freud, im Thun und Denken. Das Gemälde rundet sich ab zum geschlossenen Gesammtbild, und schließlich ist, was es zeigt, nicht weniger als das Volk in seiner Arbeit und ebenso im Genusse seiner Ruhestunden, wie es die fruchtbare Schönheit seines Landes nutzt und pflegt, wie es aber auch nach innen arbeitet an seinem eigenen Gemüthe. Ganz besonders kräftig ist Ein Element vertreten, jene dunklere Seite nämlich des Volkslebens, „welche dem angeborenen Triebe nach dem Uebernatürlichen und Geheimnißvollen entspricht, wie er sich heute noch in der Sage kundgibt, und damit noch immer unbewußt an die Naturreligion unserer Väter, an ihre poetische Weltanschauung und Göttermythe anknüpft". Vom ersten Moment an breitet diese Richtung, die das Geheimnißvolle, Prophetische und Fatalistische erklingen macht, einen etwas traumhaft poetischen Reiz unabweisbar über Land und Volk.

Nirgends ist uns der rheinische Geist mit der gleich liebevollen, mit der innigst begriffenen Vertrautheit entgegengetreten wie hier. Wir möchten sagen: es sind die Geister des herrlichen Weins, die da neckisch zugleich und gemüthvoll ihr koboldartig Wesen treiben, die da rumoren in Küche und Keller, im Weinberg und der Tenne, in den Fässern und Köpfen. Mit innigem Behagen und nicht ohne eine gemüthlich sich ergehende Breite werden in einer ganzen Reihe von Genrebildchen alle jene bewegten und doch so friedlich umgrenzten Scenerien gemalt, welche in diesen glücklichen Geländen die Weinlese, das

Ersehnteste und mit Recht Gefeiertste im Jahreslauf, geleiten. Und mag auch der Autor ins Einzelne gehen, mag er immer wieder frisch ansetzend in neuen Bildchen auf dasselbe Volks- und Landesgemälde zurückkommen; immer zieht er uns von Herzen an, ja wir folgen ihm mit Spannung; denn es liegt Poesie in diesen Bildern; der Wein des Rhein hat seine „Blume" über sie ergossen. So viel ist gewiß, daß rheinpfälzisches Leben und Weben dem Autor in allen Adern pulst, daß eine Fülle von unmittelbarster Naturwahrheit hier ausgegossen und in liebevoll entworfene Porträts gebracht ist. Das wird ein mild freundliches Idyll, das uns in manchen Partien füglich an „Hermann und Dorothea" oder auch an Voß' „Luise" gemahnen mag, welche beide denn wirklich wiederholt angezogen sind.

Wir kommen auf die Personen- und Charakterbilder. Da ist die Pfarrersfamilie Vollmer, Vater und Mutter und Kinder, das Muster eines segensreichen Landpfarrerlebens voll in sich darstellend. Es ist ein Leben, ungefähr wie wir es seit Goldsmith u. a. im vorigen Jahrhundert so oft in den Schilderungen der Engländer zu finden gewohnt sind; aber es ist tüchtiger, kerniger, gesunder; keine Spur von der Tonweise, welche jenen englischen Zeichnungen denn doch etwas Sentimentales oder Geziertes gibt. Wie der Pfarrer Vollmer nach einer unerklärten Begegnung anfängt zu kränkeln, und wie er in der Mitsommernacht, nachdem das geheimnißvolle Johannisfeuer auf dem Heidenbühl erloschen ist, sanft im Herrn entschläft; das hat etwas fast Erschütterndes; es langen da jene unbegriffenen Geistermächte herein, die der urwüchsige Volksglaube so lang und zäh als schicksalsbestimmende Gewalten mit geheimer Scheu verehrt. Wie aber die nicht klagende und nicht weinende, doch im Herzen gebrochene treue Gattin in der Nacht, ehe sie das Pfarrhaus räumen soll, fast unbemerkt zum ewigen Frieden einschläft; das ist herzbewegend und von so tiefer, tiefer Wahrheit. Die dritte schön hinzupassende Figur ist der Bruder der Pfarrerin, der im Jägerschlößchen als Gutsbesitzer schaltende Hauptmann Wollberg, ein alter Militär, eine etwas rauhe und derbe, aber durch und durch ehrenhafte und im Grunde des Wesens höchst gutmüthige Natur. Er ist Hagestolz geblieben, weil ein düsteres Verhängniß, das ihn in den trüben Tagen und Stunden als unbesiegbarer Spleen heimsucht, seine schönsten Lebenshoffnungen früh zerschlug. Daher auch der unversöhnliche Haß gegen einen tückischen Nachbar, der ihm die Jugendgeliebte verführte und sie elend machte. Das widerwärtige Gegenstück zu dem auch in seinen Fehlern und schwermüthigen Anwandlungen edeln und bedeutenden Hauptmann bildet eben jener Verführer, der steinreiche, aber noch mehr elende Schwanenwirth, der sich und andern zur Last lebt, niedergedrückt von unsühnbarer Schuld, ein lichtscheuer Menschenfeind. Das Verhältniß der zwei sich gegenüber wohnenden Feinde, das seinen dunkeln Schatten auf alle Betheiligten wirft, trägt in der Schwere der Schuld und des Leides fast die Wucht eines Fatums in sich und erinnert nahezu an die unentwirrbaren Complicationen der Schicksalstragödie, nur daß es rationell sicher begründet ist. Finstere Geister aus alten Zeiten wandeln in beiden Häusern um, Stimmen und Gesichter geben sich kund, und sie haben keine Ruhe, und auf allen Seiten wird Unglück gebraut, den Schuldlosen mit dem Schuldigen treffend. Damit aber dem düstern Gemälde die heitere Kehrseite nicht ganz fehle, stehen zwei Personen als die Narren und Gecken im Spiel. Einmal der lächerliche alte Junggeselle Doctor Schlemp, dessen Heilkunst ebenso wenig respectirt wird wie die lahm aufflatternde Jugendbegierde, die ihm einen ungeheuern Korb einträgt, gerade groß genug, um die Reliquiensammlung der von gescheitern Patienten nicht berührten vollen Arzneiflaschen, die er zum Austrinken verordnete, aufzunehmen. Dazu die alte Madame de Héricourt, Wollberg's entfernte Verwandte, Witwe eines armen, aber adelichen französischen Emigrirten, in ihren eigenen Augen das einzige noch edle Glied der einst auch adelichen, aber durch Mesalliance verbauerten Familie, in den Augen aller andern aber eine überaus lächerliche, eingebildete, geckenhaft aufgeblasene und gründlich verdrehte alte Gans, das perfecte Rococo mit Schmachtlöckchen und Schönpflästerchen, eine anachronistische Ruine und doch Zieraffe, die vollendete Unnatur und Hohlheit; man weiß nicht recht, soll man mehr über das Geschöpf lachen oder sich bitter ärgern. Die tückische, süßliche, verderblich eingreifende Kammerfrau der Héricourt, Spionin und Verrätherin, Heuchlerin und Diebin; neben ihr die alte bärbeißige, selbstsüchtige, brummende und trotzende Haushälterin Wollberg's, die beiden verwandten Seelen in schöner Herzenseintracht, die, ob alles zusammenbreche, den eigenen Vortheil nie vergessen, stellen anschaulich jenes Gezücht von niederträchtigen Dienstboten vor, an denen es in großen Häusern nie fehlt, sei die Herrschaft wie sie wolle. Die alte treue Gundel dagegen, allerdings ganz altväterisch, fest und steif an dem ererbten Volksglauben und Volksaberglauben hängend, ein bischen rechthaberisch, aber lauter wie Gold, durch Generationen Eins mit der Familie ihrer Herrschaft; neben ihr der gerad herausredende redliche Wilm, schon als Veteran seinem Herrn Hauptmann besonders nahe stehend: die zwei sind die freilich gegen das Geschick ohnmächtigen guten Geister des Hauses. In diesem Dienstverhältniß ist etwas Patriarchalisches, wie unsere wechselvolle Zeit es nicht mehr kennt noch schätzt.

Die Hauptpersonen aber, zwischen denen ein erschütterndes Familiendrama sich abspielt, sind Hermine Vollmer, des Hauptmanns Nichte, und der norddeutsche Baron von Trettow. Hermine ist eine bezaubernde Gestalt von jener geistigen und körperlichen Vollendung, die nur den auserwählten Naturen eignet; gezeichnet mit der Feinheit, die wir einzig unsern großen Meistern in Entwerfung ihrer Frauenbilder zusprechen können, und die Scala ihrer Empfindungen bis zum frühen Tode macht eine der intimsten, beweglichsten Seelengeschichten aus, die wir überhaupt in den modernen Literaturen gefunden haben. Der Baron ist ein unüberlegter und unentschlossener Charakter ohne moralischen Muth, übrigens in keiner Weise boshaft, auch nicht ein gewöhnlicher Verführer, dazu durch den Zauber vornehm feiner Bildung bestechend. Das Verhängniß ist kurz folgendes. Der Baron ist durch Familienrathschluß frühe schon mit seiner Cousine Delphine verlobt, dieses Band ist nicht mehr zu lösen; trotzdem verliebt er sich in Hermine, die natürlich nichts von dieser Fessel weiß;

die Liebe wird erwidert, und unter Anstiften der leichtfertigen Kokette Héricourt gehen die zwei eine heimliche Ehe ein. Die Kammerzofe verräth das Geheimniß an die Familie des Verlobten. Der Cavalier wird heim befohlen, und da spielen alle menschlich-gesellschaftlichen Interessen und Gebote, daneben Niedertracht und lügenhaftes Vorgeben zusammen, um ihn in den beschlossenen Ehebund hineinzuzwingen —, kurz, er heirathet Delphinen, ungewiß, ob er nicht in Bigamie lebe. Unterdeß hat ihm Hermine, die umsonst seine Rückkunft erwartete, ein Knäblein geboren und ist gestorben; er selbst aber und seine kränkelnde, auch frühem Tod verfallene Gattin sind fürs Leben unglücklich. Als bedeutsames Zwischenelement tritt die hoffnungslose Liebe herein, die der Sohn des verfeindeten Schwanenwirthes zu der herrlichen Jungfrau hegt.

Die Verwickelung ist romanhaft genug und doch in keiner Weise unwahrscheinlich; im Gegentheil ist alle mögliche innere und äußere Lebenswahrheit in ihre Darstellung gelegt, so sicher, daß das Ganze trotz allem den Eindruck einer ruhig und in festen Gleisen abfließenden Erzählung macht. Das starke und immer wieder betonte Element des aufs Geheimnißvolle gerichteten Volksglaubens paßt ganz zum erschütternden Ausgang. Die Anlage des Romans ist tadellos; die Personenzeichnung meisterhaft; die Sprache gemessen, durchaus zu dem Gegenstand passend, natürlich, einfach und schön. Eine Reihe von Situationen, vor allem, wo Herminens Herzensangst und Klage unwiderstehlich hervorbricht, sind erschütternd.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß unter der Masse, welche das so unbegrenzte Gebiet des Romanfachs noch in den letzten Jahren producirt hat, ohne doch viel wahrhaft Bedeutendes zu leisten, selten ein Werk uns den tiefen Eindruck hinterlassen hat wie dieses reiche, naturwahre und herzbewegende Lebensbild A. Becker's. Da sind Natur und Kunst, und beide vorzüglich.

Sollen wir schließlich, fast nach Zufall und ohne irgendwie vollständig sein oder andere ebenso bedeutende Dinge zurücksetzen zu wollen, einige der hervorragendsten Situationen und Bilder noch besonders nennen, so seien folgende berührt. Der Kinderkreis um die Dorflinde, vor welchem die um wenige Jahre ältere feinfühlige Hermine ihren außerordentlich reichen Märchen- und Liederschatz ausschüttet, gibt ein so anmuthvoll wohlthuendes Bildchen, daß uns zu Muthe wird, als tauchten unsere verlorenen Jugendtage nochmals vor uns auf mit all ihrem Glück und ihrer Liebe, ihrem Duft und Glanz. Den glücklichsten humoristisch-ironischen Ton schlägt die ganze volle Zeichnung des Doctor Schlemp an, welcher den verbummelten Landdoctor ordinären Stils leibhaftig darstellt; doch gewinnt schließlich auch diese Figur durch einen gar nicht bei ihr gesuchten echt gemüthlichen Herzenszug. Ebenso viel meisterhaft treffenden Humor entfaltet die Porträtirung der „alten Gnädigen", jenes petrefacten Erbstücks einer widernatürlich geschnörkelten Zeit, mit gleich falschen Gefühlen wie Haaren und Zähnen; man braucht den abgestandenen Zieraffen nur einmal reden zu hören, das genügt.

Alle die zum Theil noch heidnischen Gestalten des alten Volksglaubens mit ihrem geheimnißvollen Denken und Thun sind vom duftigsten Zauber umwoben, ob sie nun als gute Feen leicht vorüberschweben oder als finstere Geister übermächtig und zerstörend ins Leben der schwachen Sterblichen hineingreifen. Sie wecken alle Scalen des Gefühls, vom weich Anmuthenden bis zum fatalistisch Erschütternden und Grauenhaften. Es ist eine grandiose, eine bewältigende Gestalt, jenes prophetische Johannisweib, das in der Mitsommernacht am zauberischen Feuer wacht und selten prophezeiend, warnend oder strafend den Sterblichen sich zeigt. Ein hochromantisches Element ist hereingetragen mit dem lebensvoll anschaulich wiedergegebenen Thun der sich herumtreibenden großen Zigeunerbanden.

Die Landschaftsbilder aus den verschiedenen Zeiten, im glühenden Sonnenbrande des Hochsommers, in den aus dichtem Nebelgrau zur prächtigen Bläue übergehenden Tagen des gefeierten Herbstes, im Düster der schwer umwölkten Wintertage, im zitternden Mondenschein der Hochsommernacht wie im strahlenden Mittagslichte: sie sind alle in einfachster Natürlichkeit und ergreifender Zusammenstimmung den alle Stufen durchschreitenden Wogungen des Seelenlebens angepaßt, sein tief ans Herz greifender Reflex.

Eine ganz kurze Stelle genügt, um die Sprechweise zu kennzeichnen. Hermine, im Kreise der Kinder Märchen erzählend:

Langsam wehte ein daherfliegender Sommerfaden herein. Behend fing sie das zarte Gewebe auf, welches nach katholischem Volksglauben von Frau Marien gesponnen wird, anderwärts als das Gespinst der Elfen, der Frau Holle oder gar der Nornen selbst gilt. Wo es herwehe, pflegte die alte Gundel zu sagen, komme uns Glück oder Unglück. Während nun allmählich die Abendröthe aufblühte, die Mondsichel glänzender überm Horizont stand, der Rauchschleier des Dorfes mit dem Nebelflor des Wiesengrundes zusammenfloß und kaum merklich zum Heidenbühl hinanstieg, schien Hermine von jenem Volksglauben selbst berührt. Gedankenvoll wickelte sie das feine Gespinst um den Finger, offenbar an das Ammenlied von den drei Jungfrauen erinnert, als sie leise vor sich hinsummte: „Die Eine spinnt Seide". Als wenn sie nun darum fragten, was mit dem „Schicksalsfaden, den die Norne so fein gesponnen" gemeint sei, war eine Brücke ins Märchenland geschlagen, in welches uns Hermine nun wieder einmal geleitete, wie dereinst unter der Linde, da wir noch kleine Kinder waren. Der Abendwind rührte das Rebenlaub mit sanftem Rieseln, da sie jetzt von Dornröschen's Erlösung, von Aschenbrödel's Erhebung sprach, während alle Holdseligkeit derselben uns in ihrer eigenen Schönheit aufging.

Wenden wir uns jetzt zu dem französischen Autor; welch himmelweit verschiedener Eindruck!

Montépin (Nr. 2) spielt Ball mit dem Kannibalismus und macht einen tollen Walzer mit den Harpyien der menschlichen Gesellschaft. Aus einer Ungeheuerlichkeit wirft er uns einer zweiten in die Hände, ballotirt uns von einem Schreckniß zum andern, immer auf derselben Linie des Grausigen und Abscheulichen hin und her, ohne Halt und Ruhe, ohne irgendwelchen Wechsel oder eine Dämpfung im Ton, d. h. er spielt zwischen blutroth und pechschwarz.

Den ersten Schritt thun wir am alten Boulevard des Batignolles in ein Haus hinein, dessen Physiognomie deutlich anzeigt, daß es eine von jenen traurigen Brut-

stätten des Lasters und Elends und ein Hehler gewisser Geschäfte ist, welche alle Ursache haben, den Tag zu scheuen. In einem schmuzig traurigen Winkel der Spelunke wohnt die Gräfin Randal, die junge und schöne und unsaglich unglückliche Gattin eines zum Bettler und Gauner und Fälscher heruntergekommenen vornehmen Schurken, der Entbindung nahe, ohne Brot und Geld, nachdem der eigene Vater, zu dem sie sich hinschleppte, sie der fatalen Heirath wegen als Tochter verleugnet hat. Ihr elender Gatte, von der Polizei verfolgt, erschießt sich vor ihren Augen; sie aber, von der im gleichen Hause wohnenden Madame Angot aufgenommen, die das anrüchige Gewerbe treibt, allerlei verdächtige oder verführte Frauenzimmer zu logiren, die einen Fehltritt zu verbergen haben, gebiert ein Mädchen, Germaine, und stirbt, nachdem ihr noch die Genugthuung geworden, ihre Kleine einem edeln Manne, der einst um ihre Hand und Liebe warb und nun allein an ihrem traurigen Todtenbette steht, zu hinterlassen. Das ist das erste einleitende Trauerspiel. Nach diesem in den sieben ersten Kapiteln abgewickelten Bilde tritt der Held des Stücks auf den Plan, und zwar gleich in voller Schelmenaction. Er bringt der Madame Angot eine noch blutjunge Dame, ein halbes Kind, zur heimlichen Entbindung ins Haus. Das Mädchen hat er hinter dem Rücken ihres Vaters verführt; die Folgen sollen verborgen bleiben; kurz, der Mann präsentirt sich beim ersten Schritte mitten in dem Netz von Schleichwegen und Machinationen, durch welche er mit der Hand seiner Verführten eine schöne Zahl von Millionen an sich zu ziehen sucht. Der Held, der so brillant debutirt, ist ein geborener armer Graf von Loc-Earn aus der Provinz, dessen rechten Namen wir uns wohl merken müssen; denn dieses Ungeheuer an Bosheit, Kühnheit und Schlauheit hat vorher schon in gemeinster Verbrechersphäre einen andern Namen geführt, und wird ihn noch ein halbes Dutzend male nebst Physiognomie und Sprache und den Gesellschaftskreisen, in denen er sich bewegt, je nach Nothwendigkeit wechseln. Die Verführte ist ein Fräulein von Hauterive, bei deren Vater sich der junge Graf äußerst gewandt einführte und sehr weich gebettet hat. Bis dahin wäre die Einfädelung gar nicht übel, aber die Geschichte hat einen Haken. Der Graf, früher in dem Banditenkreise, dem er nach einigen vorläufigen Diebstählen und weitern Schurkereien, bloßen Probe- und Einleitungsstücken, angehörte, Robert Saulnier geheißen, hat einen ebenbürtigen Genossen, Sarriol, gleich boshaft und listig und verwegen wie er, der ihm helfen soll, das zu erwartende Kind des Fräulein von Hauterive — es wird ein prächtiger Junge — zu verstecken. Aber Sarriol hat seinem alten jetzt fashionabeln Gaunergenossen allzu tief in die Karten geschaut und verlangt nun auch seinen Antheil an den zu erwartenden Millionen, und droht, sonst den bereits Verfemten der Polizei anzuzeigen. Der Graf von Loc-Earn beschließt kaltblütig, den lästigen Genossen und Mitwisser einiger von seinen Galgenstreichen zu vergiften, und setzt das in einem Café der Champs-Elysées, wo er ihm die Verschreibung eines künftigen großen Vermögens ausfertigen soll, in Scene. Sarriol aber, der vermuthlich einen Roßmagen hat, stirbt nicht; und sobald er wieder zurecht ist, rächt er sich für den der beiden saubern Kumpane würdigen Freundschaftsdienst dadurch, daß er den Grafen von Loc-Earn, polizeilich verfolgten Robert Saulnier, wirklich der Gerechtigkeit denuncirt, die ihn nun wenigstens eines erwiesen vorliegenden Verbrechens halber auf drei Jahre in sichern Verwahrsam nimmt. Diese Gefangennahme hat die Netze des schlauen Speculanten sehr unliebsam gestört. Infolge derselben ist der alte Hauterive hinter die ganze faule Geschichte gekommen und vor Schreck am Schlaganfall gestorben; das entehrte Fräulein geht ins Kloster; der Intriguant ist auf der ersten Etappe seiner Millionenjagd jämmerlich gescheitert und wieder ins Dunkel zurückgeschleudert. Die Sache kann von vorn angehen. Damit schließt der erste Band.

Wir halten es durchaus nicht für nothwendig, den Leser in gleicher Ausführlichkeit durch die Greuel der sechs nachfolgenden Bände hindurchzugeleiten; er ist avertirt. Ob die Abscheulichkeiten in dieser oder jener Spelunke vorfallen, unter wirklichen Raubmördern von Profession, in einem Winkel von Paris oder in einem Mörderhütten der Umgebung, ob zu Land oder auf der Seine, nachts oder gar am hellen Tag, in arrangirter Duellweise, die unter Umständen den geplanten Mord in annehmbare Form kleiden soll, oder einfach mittels Dolch und Gift, Revolver und Todtschläger; ob umgekehrt dergleichen greuliche Geschichten in elegantester Form aufspazieren, mit raffinirter Berechnung, unter vorgespiegelten, theils auch wirklichen Grafen und Baronen, den Piraten der vornehmen Gesellschaft, der Elite des nobeln Diebshandwerks, den Falschspielern, die an einem Abend Hunderttausende einstecken: ob also diese oder jene Form, die Sache, das Wesen bleibt sich ganz gleich, Stil und Charakter sind überall dieselben. Unmenschliche *Dosen* von Nicotin sind vergeudet; Glück auf *zu dem Magen*, der sie verdaut. Bewundern können wir höchstens das Raffinement in der Verkettung aller möglichen Schurkenstreiche. Da gehört doch wahrlich eine ausgebildete Gaunerphantasie dazu. Das hundertfach verschlungene Netz ist ein ungeheueres.

Damit der Leser übrigens wisse, was alles in einem solchen Buche weiter auf ihn wartet, werden wir immerhin einige der kommenden Hauptactionen nach der Folge des Textes in aller Kürze anführen. Der Baron von Croix-Dieu — dritter Name des Hauptgauners — verheirathet, weil das in seine Millionenspeculationen paßt, den jungen unschuldigen Maler Grafen Tréjean an die schöne Fanny Lambert, eine ungeheuer reiche Dirne, die lange Maitresse eines jetzt todtgesagten russischen Fürsten war und nun einen Namen sucht, um Eintritt in die vornehme Gesellschaft zu erlangen. Folgen dieses Bundes: Wiederkunft des ehemaligen Liebhabers und Wiederanknüpfen des alten Bündnisses; ungeheuerer Skandal in dem glänzenden Kreise; Duell zwischen dem Ehemann und dem Russen, wobei dieser lebensgefährlich verwundet wird; endlich Mord der intriguanten Frau und des Fürsten zugleich durch denselben Baron von Croix-Dieu, in dessen Armen jene auch gelegen hatte, Mord unter den abscheulichsten, empörendsten, übrigens wieder einmal teuflisch schlau berechneten Verhältnissen. Zu gleicher Zeit kokettirt unser sauberer Baron mit der noch viel reichern Witwe Blanche Javarl und treibt unter dem Mantel der Freundschaft ihren ver

lorenen Sohn Octave in alle verrufensten Tollheiten des pariser Lebens hinein, damit sich derselbe vor der Volljährigkeit vollständig umbringe und die Millionen der Mutter, d. h. selbstverständlich ihrem Galan, zufallen. Dritte gleichzeitige Intrigue: Einen jungen Vornehmen, den Vicomte von San-Rémo, treibt er mit aller Schlauheit und Berechnung dahin, daß er die junge Frau eines wahrhaft edeln vornehmen Adelichen — das ist jene Germaine, von deren Geburt wir oben sprachen — verführe. Auch da reifen die Saaten voll und schwer. Der Marquis kommt vermöge eines fein angelegten Intriguenspiels dazu, sich mit einem garibaldianischen Kapitän Grisolles für die Ehre des Mannes, dessen Frau er verführen will, zu schlagen. Das Spiel gelingt; fast zwar drohte es völlig fehl zu schlagen, da der Kapitän, gegen gemachte Zusage, seinen jungen Gegner tödlich in die Brust trifft; doch erholt er sich wieder, und nun ist die schlechte Partie gewonnen. Der junge Mann hat im Fluge das Zutrauen des ritterlichen Gemahls erobert, hat Phantasie und Interesse der jungen Frau in außerordentlichem Maße zu beschäftigen verstanden, bekommt unbedingten Zutritt im Hause, und — die Dinge nehmen ihren natürlichen Verlauf, die weibliche Tugend erliegt. Das Verhältniß endet mit dem gewaltsam herbeigeführten Tode des edeln Gemahls. Dabei hat der Baron als Jude Zimmermann an den Liebenden einen Diamantendiebstahl von einer Million ausgeführt und von dem betrogenen Gemahl für den Verrath des Liebesverhältnisses auch eine Million gewonnen. Schließlich kommt aber der Marquis hinter die Schliche des Verruchten, verflucht und verhöhnt ihn ins Gesicht und will sich mit ihm schlagen, was nur das sonstwie eingreifende Schicksal verhindert. Die Sache verwickelt sich um so verhängnißvoller, als der Marquis, ohne es zu ahnen, der Sohn des teuflischen Mannes von der Hauterive ist. Unterdeß ist uns in Reine Granchamp, die auserkoren ist, den jungen Octave zu ruiniren, eine andere Sorte von Dirne, eine jener heillosen Buhlerinnen und Megären vorgeführt, welche im großen Stil die Blutsaugerinnen der pariser Gesellschaft sind. Das Weib ist übrigens willenlos in die Hände des diabolischen Barons gegeben, der sie durch Enthüllung eines geheimen Verbrechens, nach Andeutung Kindermord, ins Zuchthaus bringen könnte und sie damit tyrannisirt. Boudoirscenen saubersten Stils!

Wir sind dieser aufregenden und im Grunde doch monotonen Geschichten, selbst in der bloßen dürren Aufzählung, müde und stellen diese ein. Nur noch ein einziges Factum, um das unerhörte Raffinement etwas näher zu zeichnen. Der Graf von Loc-Earn erscheint unter viertem Namen als Friedrich Müller; da ist er ein Deutscher, Kassirer des großen Bankiers Baron Worms. Er theilt mit seinem Herrn die Maitresse, entwendet für diese schwere Summen aus der Kasse, weiß einst in der Mitternacht den Herrn durch ein listiges Vorgeben an die Kasse zu locken und erdolcht ihn da. Aeußerst schlau hat er es aber gerade auf die Nacht gerichtet, von der ihm durch feines Ausspioniren bekannt ist, daß die heillos tyrannisirte und verhöhnte Baronin Worms, ihre Ehre einem nobeln Cavalier als Begleiter anvertrauend, dem Hausdespoten entflieht, um sich in ein fremdes Land zu begeben. Natürlich fällt aller Verdacht auf die Entflohenen; sie werden eingeholt, und nun entspinnt sich ein in alle Details hinein begleiteter Criminalproceß höchst spannender Art, da die Schuldlosen zuerst dem Verhängniß, welches durch die Verkettung der Fäden fast bewältigend gegen sie spricht, zu erliegen scheinen. Unterdeß hat ein geheimer Polizeiagent, der natürlich als der vollendete Typus dieser Klasse mit aller fast übermenschlichen Divinationsgabe, Kühnheit, Schlauheit und Stärke ausgerüstet ist, das beinahe unlösbar verstrickte Räthsel wirklich gelöst und den Kassirer als Mörder aufgedeckt, auch die letzten feinberechneten Schritte gethan, um ihn zu fassen. Dieser aber trifft seinen Gegner im letzten Augenblick mit einem Revolverschuß in die Brust — auch dieser Getroffene lebt zwar wieder auf und packt schließlich seinen Mann nach Jahren doch mit eisernen Krallen —, entspringt und taucht in einem andern Quartier von Paris unter ganz neuem Namen auf, dem fünften, mit anderer Physiognomie und Nationalität, und richtig nochmals mit den legitimirenden Papieren, die er gestohlen oder gekauft oder durch Betrug erhalten. Auch da kann die Sache wieder von vorn anfangen.

Die einzige wahrhaft liebliche Figur in dem ganzen mitternächtlichen Gemälde ist eine junge Schauspielerin, Dinah Bluet, die Reinheit und Keuschheit, die Natürlichkeit und Gemüthlichkeit en personne. Es ist wirklich eine feine Zeichnung, die wir einer so dick in Blut und Schmuz getauchten Feder gar nicht zutrauen dürften. Das liebliche Kind wird die Retterin des verdorbenen jungen Octave, der vom ersten Momente seiner reinen Liebe zu dem vorzüglichen Mädchen auf Einen Schlag umgewandelt, ein gänzlich anderer, ein wirklich liebenswürdiger Mensch wird und diese Perle von Weib nach fast übermenschlichen Prüfungen und Gefahren zugleich dem Leben erhält und für sich gewinnt. Denn die beiden Liebenden, dem Baron auf seiner Millionenjagd ganz gewaltig im Wege, sollen um jeden Preis und durch alle Mittel vernichtet sein. Was dafür aufgewendet wird an teuflischen Schlingen und grausenhaften Fährlichkeiten, läuft wieder ebenso sehr ins Crasse wie ins Unglaubliche, und wir können gar nicht begreifen, woher nur alle die guten, die mit himmlischer Macht bewaffneten Engel kommen sollen, um die Verfolgten aus dem Höllenpfuhl zu retten. Es geschieht aber doch.

Also, resumiren wir. Das Ganze ein Tohu-Bohu von Teufeln, zur Hälfte eleganten, zur andern Hälfte schmuzigen; aber kurz, Dutzende und Dutzende von sich hetzenden Gestalten, von denen wir nicht wissen, welche die scheußlichste, ausgenommen daß immer und immer der sechsmal den Namen ändernde Held, das Chamäleon oder der Gauner-Garrick, bis an sein gräßliches Ende der Gerant der Compagnie, Nummer eins spielt und sie alle überteufelt. Wie viele Morde und von wie manchen Sorten, wie viele wirklich ausgeführt oder aber blos geplant oder mitten im Gang durch eingreifende Mächte vereitelt, in den sieben Bänden mitspielen, das zu zählen, haben wir uns wirklich nicht entschließen können. Dazu Mädchen- und Weiberverführung, roher Todtschlag, Brand, Betrug und Fälschung, Bordellgeschichten, Einbruch und Veruntreuung unter den exquisitesten Formen; der gewöhnliche Diebstahl, als zu gemein, ist verschmäht, er kommt hier

nicht vor. Was sollten die „Mystères de Paris" eines Eugène Sue oder eines Vidocq sein? Daß in diesem tollen Gewebe schließlich die Tugend, soweit sie überhaupt je vorhanden war oder erhalten geblieben ist, Meister wird, danken wir dem Autor nicht; es würde uns gar nichts verschlagen, wenn zu gutem Ende der Obersatan Herr bliebe. Das hätte als Sieg des mit aller Schlauheit ausgestatteten bösen Princips wenigstens Consequenz, und der umgekehrte Ausgang ändert an dem Gesammtcharakter auch gar nichts, sowenig als an dem zurückbleibenden Eindruck.

Daß in dem Chaos zusammengewürfelter Greuel von Composition keine Rede sein kann, ist so ziemlich selbstverständlich; die Fäden laufen toll und wirr durcheinander, die Personen und Situationen stürzen wie in einem Marionettentheater kunterbunt über- und untereinander; immer neuer Wechsel des Furchtbaren und doch immer nur der gleiche blutrothe Ton. Es ist doch nichts weiter als Monotonie, und, scharf zugesehen, müssen wir trotz aller Ueberraschungen eine solche Phantasie ebenso arm als verkrüppelt nennen. Es geht uns mit dem Schlußeindrucke, den alle derartigen Producte auf uns zurücklassen, ungefähr wie mit einem allen Besuchern der münchener Pinakothek wohl erinnerlichen Gemälde: wir konnten nie begreifen, wie ein Maler sich dazu entschließen kann, uns nichts weiter zu malen als den glühenden ägyptischen Sonnenbrand mit zwei glutroth davon übergossenen Säulen.

Das also wäre modernste Sensationsliteratur. Wir gratuliren. Wenig würden wir von einer Zeit und Generation halten, die es über sich brächte, solche Ausgeburten zu verdauen, in denen Logik und Moral, Kunst und Aesthetik alle zusammen zum Kukuk gegangen sind. Wer total blasirt ist und seine Nerven mittels Opium aufregen muß, lese diese Ungeheuerlichkeiten!

J. J. Honegger.

Zur Geschichte der römischen Kaiser.

Die Antonine, 69—180 n. Chr. Nach den von der französischen Akademie gekrönten Werk des Grafen von Champagny, deutsch bearbeitet von Dr. E. Döhler. Erster Band: Nerva und Trajanus. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1876. Gr. 8. 3 M.

Das Werk, das wir uns zu besprechen vorgenommen haben, kündet sich an als den ersten Band einer Geschichte der Antonine und umfaßt die Regierung des Nero und des Trajan. Inwiefern es eine „Bearbeitung" der französischen Schrift des bekannten (klerikalen und ultramontanen) Publicisten Grafen von Champagny ist, und nicht bloße Uebersetzung, können wir nicht beurtheilen, da der Herausgeber ohne irgendwelches Vorwort gleich in medias res sich stürzt; die paar mit seinem Namen versehenen Zuthaten in den Anmerkungen berechtigen noch nicht zu dem Titel einer „Bearbeitung", und gerade hier hätte ein wirklicher Bearbeiter wol eine ziemlich reichliche Nachlese zu halten gehabt, besonders in der Vervollständigung der literarischen Belege. Die eigentlichen antiken Werke zwar hat schon der französische Autor in ziemlicher Ausdehnung beigebracht, und besonders ist die Verwerthung inschriftlichen Materials rühmend zu erwähnen, ja unter den modernen Arbeiten sind sogar deutsche Werke (von Döllinger, Francke, Schmidt, Durauer u. a.) citirt, aber nicht vollständig: so hätte die Schrift von Thiersch: „Politik und Philosophie in ihrem Verhältniß zur Religion unter Trajanus u. s. w." (Marburg 1837), es hätte Martha, „Les moralistes sous l'empire Romain" (Paris 1864), ferner das Werk von Beulé (gleichfalls von Döhler übersetzt): „Die römischen Kaiser aus dem Hause des Augustus und der Flavier" (Halle 1871—74), und die in Deutschland überall bekannten Sittendarstellungen Friedländer's — von den vielen Werken allgemeinen Charakters über die römische Kaisergeschichte, wie Merivale, Peter u. a. zu geschweigen — einer Erwähnung verdient. Das Prunken mit Quellen und Hülfsschriften ist zwar nicht dasjenige Accessit, das einem historischen, somit auch für den gebildeten Laien geschriebenen Werke seinen Reiz und Werth verleiht; aber wer einmal dieses Register anfängt, muß es auch zu Ende führen. Als Uebersetzung liest sich das Buch recht angenehm und ohne merkliche Härten; Döhler hat sich auf diesem Gebiete schon durch mehrere Thaten legitimirt: er hat Boissier's „Cicero und seine Freunde", Beulé's oben angeführtes Werk, ferner Filleul's „Zeitalter des Perikles" ins Deutsche übertragen, und er entledigt sich seiner Aufgabe mit ebenso großem Geschick als mit Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit.

Fragen wir nun nach dem Inhalt des Gebotenen, so ist erstlich keine Frage, daß solche Specialgeschichten noch immer nicht blos wünschenswerth, sondern geradezu nothwendig sind, und die Schriften von Schiller („Geschichte des Römischen Reichs unter Nero"), von Raabe („Geschichte und Bild des Nero"), Burckhardt („Das Zeitalter Konstantin's"), Mücke („Julian"), Vogel („Diocletian"), Preuß („Diocletian"), Imhof („Domitian"), Stahr („Tiberius"), Lehmann („Claudius und Nero"), und andere dürfen durchaus nicht für opera supererogationis gelten, sondern sie bilden unentbehrliche Bausteine zu dem einstweilen noch der Zukunft vorbehaltenen großen Werk der römischen Kaisergeschichte — mag nun schon „il gran Teodoro" (Theodor Mommsen) oder erst ein anderer nach ihm den Aufbau unternehmen. Also über die Berechtigung eines Werks wie das vorliegende kann kein Zweifel sein, und setzen wir gleich hinzu: auch seine Qualität verleiht ihm das Recht des Daseins. Es hat nach unserer Ansicht glänzende Vorzüge, allerdings auch einzelne häßliche Flecken; jene kommen auf Rechnung des geistreichen Franzosen, dessen Gelehrsamkeit seinem Geist und seiner Denkkraft gleichkommt; diese auf Rechnung des orthodoxen Katholiken; zum Glück werden sie von den Glanzseiten des Buchs bei weitem überwogen. So viel vom allgemeinen Eindruck. Nehmen wir die partie honteuse vorweg. Das Buch berührt auch mit keiner Seite

das genre ennuyeux, das scheint ein Vorzug, ein großer Vorzug — aber wir sind noch nicht zu Ende mit unserm Satze: es fraternisirt leider zeitweise mit dem genre dégoûtant. Die Kapitel, wo der klerikale Verfasser auf die heidnische Ehe und ihre Gegensätze in der christlichen zu sprechen kommt, müssen jedes gesunde (nicht blos protestantische) Gefühl abstoßen; weniger wegen der historisch nichts weniger als gerechtfertigten Verherrlichung und Verhimmelung alles dessen, was christlich heißt, als wegen der naiv sein sollenden, im Grunde aber süßlich-widerlichen und frivol-lüsternen Offenheit, womit die Intimitäten des ehelichen und sexuellen Lebens hervorgezogen und mit dem Nimbus des Heiligen umgeben werden. Dieses Kokettiren mit den Begriffen der „heiligen“, selbst in der Ehe unberührt bleibenden „Jungfräulichkeit“ seitens der Frauen und — der Männer (sic!), dieses Hervorkehren und Hervorzerren der „Seelenbrautschaft“ mit Christo, als dem Bräutigam, das behaglich ausmalende Verweilen bei diesem mehr als blos delicaten Kapitel stellt den Verfasser in eine eigenthümliche, nicht günstige Beleuchtung. „Geistliches Eunuchenthum“ nennt der Verfasser jene von ihm so sehr gerühmte, von jeder gesunden Empfindnng jedoch perhorrescirten Ascese, und ahnt nicht, wie er mit jener Bezeichnung die ganze Erscheinung stigmatisirt; ahnt nicht den Widerspruch seines Lobgesangs mit seiner eigenen Ansicht von dem „Sacrament der Ehe, durch welche die göttliche Macht auf übernatürliche Weise“ (überhaupt ein Lieblingsausdruck des Verfassers) „sich dem Menschen offenbart“, ahnt nicht, wie seine „frommen Brüder“ und „Schwestern“, seine „Bräute Gottes, schön für Gott“ (sic!) „ihm ihre Nächte (sic!) und Tage weihend“, mehr Ekel als irgendein anderes Gefühl erregen; ahnt nicht, daß sein Hauptposaunenstoß: „die Enthaltsamkeit (nämlich die sexuelle) ist das vollendete Christenthum“, ein wahrer Hohn auf die Religion ist. Neben diesen Nuditäten und Cruditäten nimmt sich die Legendengläubigkeit des Verfassers, mit der er, beispielsweise, sich und seinen Lesern das Bild des „heiligen Ignatius“ ausmalt, wahrhaft unschuldig aus. Um so eher darf es verwundern, daß er im neunten Kapitel, wo er vom heidnischen Aberglauben und der Verkommenheit der Religion spricht, die zu jener Zeit grassirende orientalische Mystik vollständig ignorirt, jenen Isis- und Serapisdienst z. B., wo auf Kosten der Sittlichkeit, namentlich vom weiblichen Geschlecht, unter dem Deckmantel religiöser Bußübungen die abscheulichsten Misbräuche getrieben wurden, ebenso die weite Verbreitung des persischen Mithrascultus, der durch zahlreiche Mithrasmonumente jener Zeit bestätigt wird. Hier also thut der Verfasser des Guten zu wenig, dort that er dessen zu viel. Zu viel ferner thut er auch (das charakterisirt den Franzosen) im geistreichen Geplauder; so wenn er bei dem Gedanken einer Möglichkeit des Rencontre Trajan's mit den Chinesen eine Unzahl von Betrachtungen anstellt, was wol für die Cultur der Zukunft die Folge davon gewesen sein würde! Höchst geistreich, in der That, aber mindestens ebenso überflüssig! Und gerade ebenso müßig ist die Untersuchung, warum wol die Alten noch nicht auf den Buchdruck verfallen seien, warum der Geist „vierhundertfunfzig Jahrhunderte“ (gerade so viel, und nicht mehr, nicht weniger; der Herr Graf weiß das aus seinen Kirchenvätern) gebraucht hat, um zu dieser Kunst, d. h. bis zum Ei des Columbus zu gelangen! Verdienstlicher als solche Themata, welche eher einem Rhetor comme il faut des geschilderten Jahrhunderts geziemt hätten, wäre ein noch tieferes, noch erschöpfenderes Eingehen auf die „brennende Frage“ jener Zeit gewesen — den Geldpunkt, den nervus rerum. Nicht, daß ihn der Verfasser ignorirt hätte, im Gegentheil, es gereicht ihm zum Lobe, daß er im Gegensatz zu vielen sogenannten Geschichtschreibern dabei verweilt, seine hohe Wichtigkeit anerkennt — aber noch immer nicht genug; er gehört noch viel mehr in den Vordergrund. Doch wie viele haben eine Idee von seiner Wichtigkeit? Bald ist es Bequemlichkeit (denn solche statistisch-mathematische Berechnungen geben zu schaffen!) bald Verkennen oder sogar Nichtkennen der ersten Pflicht des Historikers. In unserer Zeit sollte man wahrlich dergleichen nicht mehr predigen müssen, die Geschichte sollte endgültig gesprochen haben — und doch so viele taube Ohren, gerade bei deutschen Geschichtschreibern! Hierin dürfte doch Thiers (sonst gewiß kein nachahmungswerthes Ideal historischer Auffassung und Darstellung) zum Muster dienen; sein Landsmann Dureau de la Malle hat für die altrömische Geschichte den Boden geebnet, und unser großer Niebuhr wußte und zeigte, wie es mit jenem Factor im Haushalt eines Volks beschaffen ist. Es sei wiederholt: der Franzose Graf Champagny hätte in diesem Kapitel noch mehr thun können, aber was er sagt, ist gut, ist geistreich, ist wahr. Einzelne Blicke, leicht hingeworfene Vergleiche zwischen damals und jetzt geben uns oft ein faßlicheres, überraschenderes Bild als seitenlange Abhandlungen der Zunftgelehrten. Man kann allerdings auch hierin zu geistreich sein: „Die Erbschaftssteuer lastete schwer auf den Römern; der Römer, dem es eine viel größere Freude machte als uns, Eigenthümer zu sein, war noch nicht an das Schröpfen gewöhnt, daß jede Generation ein Zwanzigstel von jeder Erbschaft an den Staat abgeben müßte.“ Gehört dieser Satz zu den hyperspirituellen? Sein Schluß wenigstens — ja! Es bedarf keiner großen politischen Erleuchtung, um zu ahnen, daß eine richtige Erbschaftssteuer zu den Mitteln gehört, welche allein im Stande sind, rationell der staatlichen Finanz- und Budgetnoth zu steuern. Aber im ganzen zeigt hier der Franzose ein gesundes Urtheil und praktischen, nicht doctrinären Verstand: Vorzüge, die auch die Engländer vor uns auszeichnen; er zeigt sie auch in literarischen und künstlerischen Fragen, selbst in Fragen der Moral, sobald die Religion nicht dabei ins Spiel kommt und ihm einen Streich spielt; denn dann verliert er seine Unbefangenheit, er wird parteiisch und ungerecht.

Wem ist es jemals eingefallen, den ältern Plinius deswegen für einen großen Mann zu halten, „weil er die Vorsehung leugnet“? Und doch behauptet das der Herr Graf in Bausch und Bogen von „unsern Vorfahren“. Auch ist es geistreich, aber doch nur die Viertelswahrheit, bei Gelegenheit von Seneca's Ausspruch: „wir kränkeln an zu vieler Literatur“, beizufügen: „Er hatte recht, obschon in jenem Jahrhundert Laurenz Coster, Schöffer, Gutenberg, Mephistopheles, der Doctor Faust oder sonst wer die sinnreiche Kunst durch tausend und zehntausend Exem-

plare die Dummheit der Menschen zu vervielfältigen, noch nicht erfunden hatten." So spricht der geistige Reactionär, der Angst hat vor der Presse. Ueberhaupt zeichnet sich das Buch keineswegs durch „kühle Objectivität" aus; der Verfasser hat sein Ich recht auf- und augenfällig zur Schau gestellt. Warum soll er auch nicht? Er sagt: „Wenn der Mensch seine (leibliche) Arbeit einstellt und sich zum Schreiben wendet, dann muß er auch gute Gründe haben, es zu thun, und an eine von oben dazu ertheilte Erlaubniß glauben können." Kein Zweifel, Graf von Champagny glaubt sich im Besitz eines solchen himmlischen Erlaubnißscheins. Er hat, menschlich gesprochen, recht. Aber die genannten und die noch übrigen Fehler seiner Auffassung, Schreibart und ganzen geistigen Persönlichkeit vermögen uns nicht von dem Glauben abzubringen, daß in Bezug auf Culturgeschichte — und das sollte nachgerade einmal für wichtiger gelten als die Haupt- und Staatsaction so und so, der Sieg bei so und so, der Krieg mit so und so, und so weiter — hier Wahrheiten und Gesichtspunkte aufgestellt sind, die nicht jeder, Gelehrter oder Schriftsteller, findet. Wir rechnen beispielsweise dazu das Betonen neu auftauchender humaner Ideen und ihr Verfolgen durch die verschiedenen literarischen Zeugnisse hindurch, ihr Motiviren und Analysiren: so die Wohlthätigkeitsidee bei Privaten und im Staate, ganz besonders aber und mit größtem Recht die Idee der speciellen Humanität, wie sie im Wandel der Anschauungen in Betreff der Sklaverei zu Tage tritt. Dort zuerst die Sorge Vespasian's für öffentliche Schulen — ein ungeheuerer socialer Fortschritt und demgemäß eine unermeßliche Wohlthat —, ferner Trajan's und seiner Nachfolger milde Stiftungen; hier bei einem Seneca, Plinius, die Regungen der Idee von der Menschenwürde auch im Sklaven, welche Regung dann bei einem Epiktet und ganz besonders bei Dio Chrysostomus sich bereits zum Abscheu vor der Inhumanität der Sklavenbehandlung und zur Vertheidigung ihrer Menschenrechte und ihres vollgültigen Menschenthums steigert. Man darf keck behaupten, wer die Wichtigkeit der Sklavenfrage für das Alterthum, griechisches oder römisches, nicht anerkennt, der kann die alte Geschichte und Cultur gar nicht begreifen; sie ist eine Lebensbedingung, wie, neben dem Nationalcharakter, keine mehr, und selbst dieser ist von ihr beeinflußt worden: wo selbst die Besten und Größten unter den Alten sich im gründlichsten Irrthum befanden (Plato, Aristoteles) — der Factor muß doch für die Beurtheilung antiken Lebens von der größten Tragweite sein. In neuerer Zeit hat besonders, allerdings nach geistreichen und gelehrten Vorgängen, Ihering in seinem gehaltvollen Werk vom „Geist des römischen Rechts" ihn wieder betont: er natürlich mehr vom rechtlichen Standpunkt aus, während Champagny die moralische Seite herauskehrt — aber welche Fülle von Culturbedingungen liegt nicht in beiden! Bei dieser Ausdehnung, welche die Culturmomente einnehmen, kann man gleichwol nicht behaupten, daß das streng und eigentlich Geschichtliche, d. h. das Staatliche und Politische bei Champagny zu kurz gekommen sei. Daß ein Mann von seiner Richtung sich besonders eingehend mit den sogenannten Christenverfolgungen des Kaisers Trajan befassen werde, war vorauszusehen; kaum durfte man sich aber auf die Unbefangenheit und Unparteilichkeit gefaßt machen, mit der dies geschieht. Trajan kommt noch glimpflich dabei weg. Das Volk wollte es, es verspürte einen Kitzel, zur Abwechselung einmal anderes Blut als das von Gladiatoren zu sehen, und der Kaiser mußte eben gehorchen; das ungefähr ist die Quintessenz von des Verfassers Darstellung. Trajan ist im ganzen gewiß richtig gewürdigt — nicht als Genie, sondern als Typus des gesunden Menschenverstandes. Nur eine starke Inconsequenz in der Charakterschilderung ist uns aufgefallen: „Er (Trajan) trank gern Wein, ohne daß er sich berauschte", heißt es einmal, während er an andern Stellen als „dem Trunk ergeben" getadelt wird. Man traut aber seinen Augen nicht, wenn auf S. 131 das fernere Sündenregister des Kaisers entrollt wird, des Kaisers, der bis zu jener Seite stets fort als ehrlicher, loyaler und guter Herrscher geschildert wurde. Hier hat den Verfasser seine Kritik verlassen; er hat *wenigstens* zu stark aufgetragen.

Wir recapituliren kurz dahin: Alles in allem verdient die Schrift viel mehr Lob als Tadel; einzelne Kapitel, besonders culturhistorische, lesen sich mit wahrem Genuß, während andere ein unangenehmer und höchst zweifelhafter, wenn schon kirchlich sein sollender Räucherungsduft durchzieht; der Verfasser weiß die fruchtbaren culturhistorischen Momente mit sicherm, praktischem Blick herauszufinden und richtig zu beleuchten; kein Prunken mit Philosophie und Schulphrasen macht sich breit, sondern die Lebensweisheit eines auf Gegenständliches gerichteten Denkers tritt uns überall entgegen, außer an den Stellen, wo der kirchliche Doctrinarismus auch über diesen hellen Geist seine Schatten ausgebreitet hat.

J. Mähly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine neue Zeitschrift erscheint in Leipzig (Ernst Günther's Verlag) seit dem April: „Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwickelungslehre, in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel sowie einer Reihe hervorragender Forscher auf den Gebieten des Darwinismus herausgegeben von Dr. Otto Caspari, Professor Dr. Gustav Jäger und Dr. Ernst Krause." Ueber die Tendenzen der neuen Zeitschrift, die sich als ein darwinistisches Fachorgan ankündigt, gibt der Prospect nähere Auskunft: „Für die Naturkunde, welche, gegenüber den sogenannten humanitären Wissenschaften, noch bis vor kurzem nur ein geduldetes Dasein, ein der großen Menge fast verborgenes Leben geführt hat, brach mit dem reformatorischen Auftreten der Schule, die sich unter dem Banner Darwin's schart, ein neuer Tag an, sofern erst jetzt jene harmonische Gliederung der Theile des Kosmos, welche Humboldt und so viele Denker vergangener Zeiten geahnt und bewundert haben, ihrem ursachlichen Zusammenhange nach verständlich wurde. Unerschütterlich hat sich seitdem die Ueberzeugung befestigt, daß man auch in der Natur das Seiende nur als ein Gewordenes auffassen dürfe, um zu einer einheitlichen, widerspruchslosen Weltanschauung zu gelangen. Der folgenschwerste und bedeutungsvollste Act dieser Uebertragung der das ganze Universum beherrschenden Naturgesetze auf die

Entwickelungserscheinungen des Lebens bestand darin, daß, wie einst Kopernicus die Erde aus ihrem Mittelpunktstraume herausriß, so jetzt der Mensch selbst, der bisher über der Natur zu stehen schien, ohne von seiner Höhe herabgezogen zu werden, als zugehöriger Theil des Ganzen, mitten in die Natur hineinversetzt und seiner Ausnahmestellung enthoben wurde. Damit zog die neue einheitliche Weltanschauung sogleich auch alle jene humanitären Wissenschaften in ihre Kreise, und es begann eine nie erhörte Wechselwirkung zwischen den subjectiven und objectiven Wissenschaften; denn das Vorrecht der subjectiven, willkürlichen Weltbetrachtung wird zwar nicht aufgehoben, aber nothwendig eingeschränkt, sobald sich der Mensch als Theil der Natur erkennt und fühlt. Die Wissenschaften, welche sich mit dem Menschen beschäftigen, von der Anthropologie, Ethnologie und Völkerpsychologie an bis zur Sprachforschung, Cultur- und Staatengeschichte, Nationalökonomie, Rechts-, Geschichts- und Religionsphilosophie, Moral und Diätetik entpuppen sich so gut als Naturwissenschaften wie die Disciplinen, die sich mit der Erdgeschichte, Mineralogie, Biologie und mit der praktischen Menschenerziehung, Pflanzen- und Thierzüchtung befassen. Das Ergebniß dieser allseitigen Begegnung ist eine fortgesetzte, ermuthigende Festigung des in den Abstammungs- und Entwickelungslehren gegebenen Einheitsprincips gewesen, aber die Literatur, welche dieses Contactverhältniß erzeugte, ist nicht nur in ihrem selbständigen Theile kaum mehr übersehbar, sondern sie zersplittert sich auch in die zahllosen Fachblätter aller in Mitgenuß gezogenen Wissenschaften, ja selbst in die Tageszeitungen hinein. So erhebt sich immer mächtiger bei allen, welche diese Zielgemeinsamkeit für ein befruchtendes und wesentliches Moment der fortschreitenden geistigen Entwickelung halten, das Bedürfniß nach Sammlung und Concentration. Diesem offenbaren Bedürfnisse kann nur eine Zeitschrift dienen, welche in einer allen Interessenten verständlichen Form das Zerstreute sammelt, und auf demselben Gebiete, auf welchem das Bündniß der Wissenschaften zu Stande kam, zugleich ein Forum für den Verkehr und Austausch derselben eröffnet, zum Zwecke einer gegenseitigen Unterstützung und Förderung. Allen diesen Bedürfnissen will unsere Zeitschrift Rechnung tragen und zwar theils durch Originalarbeiten, theils durch Referate aus sämmtlichen einschlägigen Gebieten, und dabei die Aufgabe im Auge behalten, bisher noch Unverbundenes miteinander in Berührung zu bringen, die überall vorhandenen Lücken aufzudecken, nicht zu vertuschen, sondern zu ihrer Ausfüllung anzuspornen, Mittel und Wege dazu anzuzeigen, Widersprüche und Gegensätze auf ihre wahre Natur zurückzuführen und dem hemmenden, verwirrenden und entwickelungsschädlichen Dogmatismus überall soweit entgegenzutreten, als mit dem Recht des Einzelnen auf eine freie Ueberzeugung vereinbar ist." Außerdem bringt das erste Heft noch einen Leitartikel von Otto Caspari: „Die Philosophie im Bunde mit der Naturforschung", „Physiologische Briefe" von Gustav Jäger, von Ernst Haeckel „Die Urkunden der Stammesgeschichte", von Friedrich von Hellwald „Bedeutung und Aufgaben der Völkerkunde", von Gustav Jäger „Die moderne Anthropologie" u. a., sowie zahlreiche kleine Mittheilungen. Aus dem zweiten ebenso reichhaltigen Hefte heben wir den Aufsatz von Wilhelm Olbers Focke: „Ueber den Artbegriff im Pflanzenreiche", heraus. Wir sehen hier die Allianz, welche die Avenarius-Göring'sche „Zeitschrift für wissenschaftliche Philosophie" anstrebt, als eine Allianz zwischen Philosophie und Naturkunde in speciellerer Weise aufgefaßt.

Ausländische Literatur.

Während in Deutschland stets neue Revuen auftauchen, strebt man in Italien nach einer Verschmelzung der bestehenden. Die „Rivista Europea" und „Rivista Internazionale" erscheint jetzt unter diesem Doppeltitel. Von großem Interesse ist für uns Deutschen der Eifer, mit welchem sich die italienischen Publicisten und Kritiker der deutschen Literatur zuwenden und die eingehende Art und Weise, mit welcher sie die neuesten Erscheinungen derselben behandeln. In der „Rassegna letteraria e bibliografica" der letzten Hefte nimmt die deutsche Literatur den hervorragendsten Rang ein. Der kundige Vermittler, der dies internationale Literaturamt bekleidet, ist der bekannte Interpret Dante's, Dr. Scartazzini. Eine Uebersicht über „Le principali Riviste Tedesche" eröffnet die Revue des zweiten Hefts. Sehr eingehend behandelt der Referent die „Deutsche Rundschau", von deren enormen Erfolgen er spricht. Von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" sagt er, sie sei viel älter und in wissenschaftlicher Hinsicht accreditirter als die „Rundschau", obgleich sie nicht eine so große Zahl von Abonnenten habe. „Während die «Rundschau» sich erst in ihrem dritten Jahre befindet, ist «Unsere Zeit» schon im neunten Jahre der neuen Serie (beiläufig schon im dreizehnten). Sie erscheint bei Brockhaus in Leipzig unter der Redaction von Rudolf Gottschall. Ihr Ziel ist, den Lesern ein Gemälde der zeitgenössischen Geschichte, der wissenschaftlichen, literarischen und socialen, bei allen Völkern vorzuführen; sie schließt Novellen, Romane, Dichtungen und Aehnliches aus, indem sie nichts zuläßt als mehr oder weniger wissenschaftliche Artikel, welche indeß für das ganze gebildete Publikum und nicht blos für die Gelehrten genießbar sein sollen. Ich selbst, der ich zu beiden Zeitschriften in Beziehung stehe, schon für beide geschrieben habe und noch zu schreiben hoffe, muß bekennen, daß «Unsere Zeit» mehr nach meinem Geschmack ist als die «Deutsche Rundschau». Indeß hat jeder seinen Geschmack für sich und de gustibus non est disputandum. Lassen wir daher die Frage beiseite, welche dieser beiden Revuen den Vorzug verdiene." Der Referent geht nun zu einer genauen Inhaltsangabe der letzten Hefte von „Unsere Zeit" über und spricht sich über die einzelnen Artikel meist anerkennend aus. Hierauf gibt er eine Charakteristik von Sybel's „Historischer Zeitschrift", des „Magazin für die Literatur des Auslandes" und des „Literarischen Centralblattes". Die „Rivista" bringt außerdem viele Aufsätze deutscher Autoren in italienischer Uebersetzung, so z. B. „Luigi Cherubini" von La Mara, „Arthur Schopenhauer" von F. Hüffner, dann eine Originalcorrespondenz über die dramatische Kunst in Berlin von Otto von Leixner, der sich über das berliner Hoftheater in keineswegs günstiger Weise ausspricht. Die Besprechung neu erschienener deutscher Werke von Scartazzini ist eine ausnehmend vollständige.

— Als Seitenstück zum Werke von Pauli, und vielfach sich an dasselbe anlehnend, hat George Walter Prothero ebenfalls den Gründer des englischen Unterhauses behandelt und ihm ein Werk gewidmet, dessen Titel lautet: „The Life of Simon de Montfort, Earl of Leicester; with Special Reference to the Parliamentary History of his Time". Die Punkte, in denen er vom deutschen Historiker abweicht, sind nur geringfügiger Art und beruhen namentlich auf genauerer Localkenntniß bei der Schilderung von Schlachten.

Bibliographie.

Cameron, V. L., Quer durch Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. In 2 Thln. 1ster Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Hamburger Reisebibliothek. 2ter Bd.: Am Strande. Zwei Novellen von F. W. Wulff. Altona, Verlags-Bureau. Gr. 16. 1 M.

Rosenthal, I., Allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. XXVII. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Streit, L., Beiträge zur Geschichte des vierten Kreuzzuges. I. Venedig und die Wendung des vierten Kreuzzuges gegen Konstantinopel. Anklam, Krüger. Gr. 4. 2 M.

Pädagogische Studien. Herausgegeben von W. Rein. 14tes Heft; Die Geschichte der Pädagogik im Seminarunterrichte. Eine historisch-methodologische Abhandlung von J. C. G. Schumann. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Tschabuschnigg, A. Ritter v., Gesammelte Werke. 5ter u. 6ter Bd.: Große Herren und kleine Leute. Roman. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. à 4 M.

Turgéniew, J., Neuland. Roman. Aus dem Russischen. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 3te Serie. 6ter Bd.: Entlegene Culturen. Skizzen und Bilder von M. Goldbaum. Berlin, A. Hofmann. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

June 28

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 7. Juni 1877.

Neue Lyrik.

1. Fahrendes Volk. Gedichte von Arthur Fitger. Oldenburg, Schulze. 1875. 8. 5 M.
2. Gedichte von Theodor Oelsner. Breslau, Gosohorsky. 1876. Gr. 16. 4 M.
3. Dichtungen von Gustav Pasig. Leipzig, J. Naumann. 1876. Gr. 16. 2 M.
4. Epheuranken. Lieder und Sonette von W. Wenhart. Wien, Hölder. 1875. 8. 2 M.
5. Gedichte von Anton von Gömöry. Wien, Dirnböck. 1873. Gr. 16. 2 M.
6. Aus der Burschenzeit. Ein Idyll von Richard Leander. Halle, Lippert. 1876. 8. 60 Pf.

Die Gedichte von Arthur Fitger (Nr. 1) sind die besten, die heute der Besprechung vorliegen. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit stellt sich der Verfasser gleich in dem prologmäßigen Gedichte „Warnung" vor, indem er seine leichtbeschwingten Lieder, die hinaus in alle Welt drängen, warnt und befragt, ob sie ihr klingendes Gefieder für Paß und Reisegeld hielten. Zwischen gipsgrundirten Tüchern — führt er fort —, zwischen Farben, Pinseln und Terpentin seid ihr heimlich in hundert Skizzenbüchern entstanden. Nun wollt ihr euere Lebenskraft im freien Flug erproben, aber, wennzwar ich den Muth loben muß, so fürchte ich doch für euch. Denn:

> Vom Verleger bis zum schnöden
> Krämer sind zwei Schritte nur.
> Ach, und schaurig sind die öden
> Wüsten der Makulatur.
>
> Findet ihr euch um den Kater-
> Hering schmählich bald gerollt,
> Habert nicht mit euerm Vater,
> Flieget hin — ihr habt's gewollt!

Wir haben es also mit den Gedichten eines Malers zu thun; vielleicht hätten wir es auch geahnt, wenn es uns die „Warnung" und nebenbei die anmuthige Titelvignette nicht gesagt hätte. Ueberall sehen wir den bildenden Künstler vor Augen. Besonders in der ersten Abtheilung, „Credo" betitelt, versteht es der Verfasser meisterhaft, in kurzen knappen Zügen ein Bild vor uns zu entwerfen und hieran seine Betrachtungen zu knüpfen. Vor allem sind es Landschafts- und Stimmungsbilder, die uns vorgeführt werden, worin sich die innige Verwandtschaft, ja die Verschmelzung des Malers und Lyrikers am besten zeigt. Alles baut sich lebendig und plastisch vor uns auf. So sehen wir die Hochwaldeinsamkeit, in welcher der Eremit sein herrliches Lied singt, klar vor unsern Augen; die zweite Strophe ist der Mittheilung werth:

> Wie sie zum Ziele jagen
> In sturmgehetztem Schritt,
> Hat keiner Zeit zu fragen,
> Wen er im Lauf zertritt.
> Und Jauchzen oder Jammer —
> Und Leben oder Tod —
> Und Amboß oder Hammer —
> Das ist der Welt Gebot.

So werden wir in die düstere Hertha-Feier, in die lichte Weinlese geführt. Eine grollende Gewitterlandschaft entrollt sich vor uns und erweckt Todessehnsucht; eine gewaltige Feindesfeste thürmt sich vor unsern Blicken und verlockt zu Betrachtungen über den Kampf ums Dasein. Wir sehen, wie der Todtengräber beim Scheideglühen des Tags sein Werk beendet und die enge Gruft schließt, und lernen dabei mit dem Dichter einsehen, daß man sich vor dem beständigen Gesetze von der Dinge Lauf beugen soll:

> Lern' des Gedankens dich entschlagen,
> Als seist du nur zum Glück bestellt,
> Und lerne deinen Schmerz ertragen;
> Denn reich an Schmerzen ist die Welt.

Auf diese Weise ist jedes Gedicht des Theils „Credo" ein Bild, das die Betrachtungen und die Stimmung des Beschauers schon in sich birgt und darum fast ausnahmslos die Freundschaft des Lesers gewinnt. Ein originelles und nach Form und Inhalt vollendetes Intermezzo bilden die „Vertraulichen Zwiegespräche", die allerdings keine tiefe philosophische Bildung, aber eine recht gesunde Lebensanschauung verrathen. Auch in der Erfindung von lustigen Histörchen ist der Verfasser glücklich. So erfreut

gewiß jeden der köstliche Humor des Gedichts „Unfreiheit". Ach, lieber Herr Amtmann, habt Geduld — fleht da einer —, ich will es wol gestehen, daß ich gestohlen habe, aber die Schuld trägt der Kosmos; die Neigung zum Stehlen liegt in mir begründet und war schon der Urgroßmutter eigen. Aus freiem Willen habe ich gewiß nicht gesündigt. Aber der Amtmann antwortet ihm mit gleicher Münze: Auch die hochwohllöbliche Polizei steht unter kosmischem Zwange. Sie fängt und hängt die Diebe aus unwiderstehlicher Nothwendigkeit. Ebenso anmuthend ist das Gedicht unter dem Titel „Gebirgsritt". Der Dichter reitet auf steilem Felsgebirge an klaffenden Abgründen vorbei und vertraut sich ganz dem Eselein, das ihn trägt. Dabei fällt ihm ein, wie sehr er stets die Eselein und ihr Geschlecht verachtet hat, die so sicher und philiströs des Lebens Klippen beachten, die vor Langeweile nie einen Fehltritt thun und mit dem Dämon der Gefahr nie in Conflict gerathen. Heute aber lernt er sie schätzen und möchte nun selbst dem Eselein gleich die Füße setzen können:

An manchem Abgrund, das weiß Gott,
Wär' ich vorbeigeholpert,
Doch weil ich grad kein Esel war,
Bin ich hineingestolpert.

Den zweiten Theil der Sammlung bilden „Lieder", durchgängig ebenso sympathisch wie die Gedichte des „Credo" und zum größten Theil sehr musikalisch gehalten. Sie tragen den Titelnamen mit Recht, denn sie sind wirkliche Lieder, keine Kamellenreimereien, sondern kunstvolle und doch natürliche, sangliche Strophen. Es liegt kein Zweifel vor, daß viele bald ihren musikalischen Interpreten finden werden. Nur eins der Lieder möge hier statt vieler Platz finden:

Du meinst, ich sollte klagen
Um dich und deinen falschen Sinn?
Feinslieb, ich kann's ertragen,
Daß ich so einsam bin.
Und wächst kein einzig Röslein auch
Auf meines Lebens Dornenstrauch,
Ich kann es wol entbehren;
Und Treu und Lieb, und Lieb und Treu,
Die mag der Wind wie andre Spreu
Von meiner Straße kehren.

Ich zieh' auf finstern Wegen,
Die Nachtluft geht so schwül und bang,
Und leise durch den Regen
Seufzt Nachtigallgesang.
Sie ruft, sie lockt: Zurück, zurück,
Da hinten liegt dein Glück, dein Glück!
O Vöglein, laß dein Klagen;
Und ob mein trotzig Herz auch bricht,
Des geiz'gen Glücks bedarf ich nicht,
Ans Grab mich durchzuschlagen.

Auf die „Lieder" folgt eine Reihe von „Blättern aus römischen Skizzenbüchern" unter dem Titel „Via felice", unbestreitbar wiederum Proben eines hübschen Dichtertalents. Nur muß man die Erinnerung an Goethe's Römische Elegien los werden. Originell ist das Gedicht Nr. II, schöndurchgebildet Nr. IV, gesucht dagegen Nr. VIII. Die „Distichen" sind durchweg gelungen, sodaß Inhalt und Form sich kurz und knapp decken. Alle zeichnen sich durch verständige und geistvolle Auffassung des Gegenstandes aus. In dem Gedicht Nr. VII ist statt „sage du mir zuvor nur" zu setzen: „sage du mir nur zuvor". Als Muster der Epigramme Fitger's heben wir hervor:

Welchen Stoff du ergreifst? O Künstler, vergebliches Suchen!
Dich ergreife der Stoff, willst du, daß uns er ergreift.

Und:

Schmückt ein Rafael nicht, ein echter, dein bürgerlich Häuschen,
Ziert auch ein mäßiges Bild immer dir freundlich die Wand.
Aber ins Feuer das schlechte Gedicht, das schlechte Musikstück!
Mozart und Goethe hast du echt wie der König sie hat.

Auch die folgende Abtheilung „Singen und Sagen", welche Romanzen und Balladen bringt, enthält des Schönen und Lobenswerthen gar viel, obzwar das epische Feld nicht die rechte Heimat der Fitger'schen Muse zu sein scheint. Vorzüglich gelungen ist das alliterirende Gedicht „Der Sachsen Ankunft". Desgleichen muß die „Brautfahrt" und das „Waldmärchen" rühmend erwähnt werden.

Sehr sinnig ist die Fabel von dem Schwan, der eine Ente geliebt hat, ein „albernes, kokettes Ding", und von ihr einen Korb erhält. In dem Gedicht „Beata" dürfte der Ausdruck nach dem Vorgang Walther's von der Vogelweide: „Die Vögelein tandaradeien", etwas kühn sein.

Den übrigen Theil der Gedichte Fitger's bilden zwei längere Dichtungen: „König Drosselbart, ein Volksmärchen" und „Roland und die Rose, ein Traum im bremer Rathskeller" — beides wohlgelungene Poesien, in welchen schöne Formvollendung und künstlerische Frische oftmals geradezu überraschend wirken.

Zum Schluß finden wir unter der Rubrik „Gelegentliches" eine Reihe von Festliedern, Prologen u. s. w., die durch ihre geschickte Abfassung allgemeines Interesse verdienen. Wie schwungvoll ist beispielsweise der „Prolog zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Beethoven's im bremer Künstlerverein am 16. December 1870" und welch kräftigen Humor athmen die einige Dürer'sche Kupferstiche illustrirenden Lieder wie „Ritter, Tod und Teufel" und „Das Rhinoceros". Vorzüglich ist schließlich der „Hünen-Kater" mit seinen prächtigen Alliterationen gelungen, fast zu gut für Einverleibung in die Commersbücher.

Ziehen wir das Resultat der Eindrücke der Fitger'schen Gedichte, so müssen wir sagen, daß dieselben durchgängig günstig sind. Fitger zeigt sich als rechten Dichter von Gottes Gnaden, dem das Dichten eine innere Nothwendigkeit ist und der durchaus nicht auf eine Stufe zu setzen ist mit den Achtelspoetlein, die alljährlich ihre Reimereien zu Markte bringen und die apollinische Leier zum Dudelsack herabwürdigen.

Der Verfasser der zweiten Gedichtsammlung, Theodor Oelsner (Nr. 2), hat sich auch aus innerm Drange zum Dichten bestimmen lassen. Doch war dieser Drang ein ganz anderer als bei Fitger. Fitger sang als Künstler, der sein künstlerisches Bedürfniß zum Schaffen befriedigen mußte; Oelsner dichtete als Pessimist, der seinen Weltschmerz zum allgemeinen Ausdruck zu bringen sich genöthigt sah. So bewahrte Fitger einen selbst bei ernstem Gegenstand heitern Charakter, einen über den Weltschmerz erhabenen Humor, während Oelsner sich in die mystischen Untiefen des Pessimismus versenkt und keine Kraft hat, sich aus seinen Banden zu befreien. Auf diese Weise sind Oelsner's Gedichte im ganzen genommen nicht sympathisch zu nennen,

wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sich einzelne wirkliche Perlen von Poesie in der Sammlung befinden. Außerdem ist noch ein wichtiger Punkt zu berücksichtigen. Wir stimmen gewiß mit der Herausgeberin der Gedichte — der Verfasser selbst ist verstorben — überein, daß Oelsner Dichterberuf hatte, aber wir müssen gleichzeitig mit ihr bedauern, daß man überall fühlt, die letzte Hand sei an die Gedichte noch nicht angelegt worden. Abgesehen von den völlig mislungenen Gedichten („Liebeständelei", „Auf dem Münster zu Straßburg" u. s. w.), die besser der Sammlung nicht einverleibt worden wären, gibt es eine ganze Menge, denen die letzte Feile ein ganz anderes Ansehen gegeben haben würde. Auch würden gewiß keine eigenthümlichen Bilder geblieben sein wie die folgenden: „Die grüne Saat wird morgen von Hagels Huf zertreten"; „Des Mitleids Flüstern hauchte deiner Lippe den Laut zu, der mir wie erbarmend Manna in die Wüstenei gethaut"; „Auf Wellen funkelt die Silberbinde, die Mondensichel im Flutenspiegel"; „fest, Fels im Meer, in Flutenschaumes Rauchen, das lerne, Herz, in Früh', du wirst es brauchen"; „die Erdenfreude, die uns mit engelreinstem Gesicht grüßte, ist auch nur der Täuschung Büste, beschienen von geborgtem Licht"; „Ich sammel' voll in Garben der Rache Rosen mir"; „Geschenk von seltner Götterlaune, mich küßte nicht dein Silberschaum" u. s. w. Ferner hätte der Dichter bei nochmaliger Uebersicht vor der Herausgabe gewiß die Sucht nach ungeheuerlichen Wortbildungen, Tautologien und formlosen Strophen gemäßigt. Wir setzen eine kleine Blumenlese der sonderbarsten Wortcompositionen her: Todesmienenblick, Menschheitglauben, Fried-Hoffnung, lebensehnsuchtvoll, unzudurchgleiten (?!), friedumhaucht, Fastenspeisenschmaus, klippenfreudig, kampfesschneidig u. s. w.

Die Eintheilung der Sammlung ist eine ziemlich willkürliche. Jedenfalls war das „Scherzhafte und Satirische", welches übrigens sehr wenig Satire und noch weniger Scherz enthält, mit der Rubrik „Verschiedene Gedichte" zu vereinigen, und von diesen gehören wieder viele zu den beiden ersten Abtheilungen: „Lieder aus der Nacht" und „Lieder der Liebe". Das Vorwort der Herausgeberin ist mit warmer Pietät und Verständniß geschrieben; und wir sind gern bereit, trotz unserer Ausstellungen, ihr in folgenden Worten gipfelndes Urtheil zu unterschreiben:

> Die „Lieder aus der Nacht" zeigen das Prometheus'sche Ringen des hochstrebenden, aber aufs schmerzhafteste gefesselten Seele, die an der Unmöglichkeit der Erreichung ihrer Ideale verzweifelt. Es ist dies der berechtigte Pessimismus aller bedeutend veranlagten Geister, der im Fortschreiten zu größerer Lebensreife in der befriedigten Liebe und in der Religion seine Milderung zu einer theils heitern, theils ironischen Resignation findet.

Der Pessimismus ist gewiß ein berechtigter, nur muß er überwunden werden. Es darf nicht beim Ringen bleiben, sondern das Ringen muß zum Erringen werden. Ob dabei die Religion, wie sie Oelsner versteht, hülfreiche Hand leistet, ist eine andere Frage. Vorzüglich in Idee und Anlage ist das Gedicht „Dichten". Nur die erste Zeile enthält ein Gleichniß, daß viel zu unbedeutend und sozusagen zu schwächlich ist; denn wenn die Welt mit den Feldern verglichen wird, so kann das Elend nicht Spinngeweben gleichgestellt werden. Gerade Oelsner's Lebensansicht darf solche Bilder nicht zulassen. Wir theilen ein paar Strophen des Gedichts mit:

Wie Spinngeweb die kahlgemähten Felder,
So überzieht das Elend diese Welt,
Ein bleicher Schleier, der sich bald und bälder
Vor meinem Aug zur Leichendecke schwellt.
Und wie der Thau in jenen Weben
Nach feuchten Nächten reichlich hängt,
So ist des Menschen Pfad durchs Leben
Mit Thränentropfen übersprengt.

Und all dies Wehe, das mit wilden Krämpfen
Der kranken Menschheit blutend Herz durchzuckt,
Das in des Geistes nachtbedeckten Kämpfen
Wie grausenvoll Gespensterwalten spukt —
Der Dichter muß es alles fühlen —
Was viele theilen, er allein!
Er spürt in seinem Busen wühlen
Der weiten Menschheit Gram und Pein.

Er faßt in einen engen Reif zusammen
Den Strauß von nächt'gen Blumen, den er fand;
Sie sprühn von dunkeln Kelchen wilde Flammen
Und duften aus des Herzens heißen Brand.
Der war es, der sie groß gezogen
Aus Samen, den der Schmerz getränkt,
Der, aus dem Land der Nacht entflogen,
In seine Seele sich gesenkt.

Selten hat Oelsner in der Sammlung, selbst in den „Liedern der Liebe", den wahren Herzenston getroffen. Um so mehr kann man sich an dem folgenden allerdings formlosen Liede, mit dem wir Abschied von seinen Gedichten nehmen wollen, erfreuen:

Wie ich dich liebe, weißt du nicht
Und wirst es nimmermehr verstehn.
Es ist zu hoch für ein Gedicht
Und für ein flüchtig Wort zu schön.

Wie ich dich liebe, siehst du nicht
Und alles Sinnen faßt es nicht.
Was tief im Herzen glüht und wallt,
Dem ist die Luft der Welt zu kalt.

Ja, ewig nur sich selber gleicht's,
Kein Odem haucht's, kein Kuß erreicht's.
Die Lippe bebt, das Auge spricht —
Wie ich dich liebe, siehst du nicht.

Gustav Pasig (Nr. 3) ist schon durch ein erzählendes Gedicht „Perpetua" und durch eine Erzählung aus den Jugendtagen der christlichen Kirche „Der Bildhauer von Rom" in weitern, besonders in christlich-religiösen Kreisen bekannt geworden. Seine vorliegenden „Dichtungen" zerfallen in: „I. Bilder und Gestalten"; „II. Natur und Leben"; „III. Heilige Klänge", und enthalten nicht viel, was sonderlich zu loben wäre. Fast kein einziges Gedicht erhebt sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit; alle sind mit Sorgfalt und Fleiß gearbeitet, aber der tiefere Gehalt fehlt; alles ist Mache, die jeder Ursprünglichkeit und Frische verlustig geht. Dazu tritt eine kalte und wenig überzeugende Frömmelei, unter welcher der Schluß fast eines jeden Gedichts zu leiden hat. Die Stoffe der Balladen sind nicht dem Munde des Volks oder Chroniken und Geschichtswerken entnommen, sondern aus andern Dichtern, die sie schon weit besser behandelt haben, entlehnt. Die Form ist im ganzen gelungen, wenn auch der unbedeutende und matte Inhalt ihre Verdienste oft ganz in den Schatten stellt. Der Ausdruck ist gewählt, oft zu

gewählt und dann übertrieben naiv, wie in dem Gedicht „Fastradens Ring“:

Was in dem süßen Maien
Die Blüten sind dem Baum,
Das war sie seinem Herzen
Im Wachen und im Traum.

Am besten gelingen dem Dichter die balladenartigen Dichtungen. Wir theilen eine derselben, „Kaiser Karl's Schwert“, mit, nicht weil wir sie für vollendet halten, sondern weil sie Pasig's Manier zu dichten, um nicht zu sagen zu reimen, am besten wiedergibt:

Einstmals im Frankenlande,
Zu Aachen in der Stadt,
An seines Herdes Brande
Ein Schmied gestanden hat;
Ein Meister wohl erfahren,
Zu bilden Helm und Schwert,
Wie es vor vielen Jahren
Wiland, der Schmied, gelehrt.

Er schaute in die Flammen,
Hing ihrem Spiele nach;
Sie sanken still zusammen
Und glühten matt und schwach.
Er sprach: „So geht's zu Ende
Mit mir und meiner Kraft;
Lang zittern schon die Hände,
Nur schwer der Arm noch schafft.

„Doch einmal noch vollbringen
Möcht' ich ein Werk mit Glück,
Noch einmal den Hammer schwingen
Zu gutem Waffenstück.
Dann sinke trüb und bleiern
Mein Aug' im Tode zu;
Ich werde gerne feiern
In langer Grabesruh!“

Da trat in seine Schmiede
Ein Krieger, von Gestalt
Gar stolz, und sprach: „Viel Friede
Mit dir, du Meister alt!
Du sollst ein Schwert mir schaffen,
Wie keins im ganzen Reich,
Ein wunderstarkes Waffen,
Das gut zu wucht'gem Streich.

„Das Beste nimm zusammen
An Eisen und an Kraft;
Laß lodern hell die Flammen,
Zeig' alle Wissenschaft.
Denn einem Königssohne
Soll dienen deine Wehr,
Dem nach der höchsten Krone
Der Welt steht sein Begehr!“

Da glühten hell die Wangen
Des alten Meisters auf,
Und Freudenthränen sprangen
Aus den grauen Wimpern drauf.
„Wohlan, ich will dir schmieden,
Du Sohn Pipin's, ein Schwert,
Hast es vom Lebensmüden
Noch zur rechten Zeit begehrt!“

Er rief und schritt zum Werke
Mit Eifer und mit Fleiß,
Als wohnte Jünglingsstärke
In ihm, dem welken Greis.
Er schlug mit kräft'gen Hieben
Das Eisen breit und lang,
Ließ hell die Funken stieben
Bei jedem Hammerschwang.

Und unter frommen Weisen
Und Sprüchen mannichfalt
Ward aus dem rohen Eisen
Die schönste Klinge halt. (?)
Sie blitzte, grell beleuchtet
Von des Herdes Flammenglut,
Als wär' sie schon befeuchtet
Mit rothem Schlachtenblut.

So war das Schwert denn fertig,
Dem Meister es baß gefällt,
Und stolz ist er gewärtig
Des Helden, der's bestellt.
Der säumte auch nicht lange
Und thät bald vor ihm stehn;
Wie brannte seine Wange,
Als er das Schwert gesehn.

Er nahm's und schwang's behende;
Da flammte es empor,
Als ob die ruß'gen Wände
Durchflog ein Meteor.
„Hab Dank“, rief er, „o Meister,
Ein gutes Schwert schufst du!
Es weckt des Kampfes Geister
Wol bald aus träger Ruh!“

Doch jener schaute nimmer,
Wie es die Geister rief;
Denn schon im Abendschimmer
Er freudensatt entschlief.
Dem fränkischen Königssohne
Half aber treu sein Schwert
Zur höchsten Erdenkrone,
Die er so stolz begehrt.

W. Wenhart (Nr. 4) ist ein recht hübsches Talent, dem nur zuweilen noch der Zügel fehlt, das noch nicht recht die Begriffe des Sichtens und Lichtens kennt. Im ganzen aber weiß der Dichter einen so wahren und schlichten Ton anzustimmen, daß man ihm nicht gern tadelnd entgegentritt, um so mehr, als seine poetischen Ergüsse durchaus anspruchslos sind. Mit warmer Begeisterung besingt er sein „Daheim“:

Wo die Berge so kühn
Auf die Enns niederschaun,
Und die Wälder so grün
Und so blumig die Aun.

Er preist sein Vaterland, sein geliebtes Oesterreich, trauert um seinen Kaiseraar (1867), dessen rechtes Auge umdunkelt und dessen zweiter Flügel gelähmt ist. Er fühlt sich als ganzer Deutscher im französischen Kriege und stimmt mit Muth und Kraft sein „Der Sieg muß unser sein“ an. Daneben widmet er der Liebe und Lust seine Leier und läßt allenthalben eine beneidenswerthe Glückseligkeit hervorblicken. So erobert er unwillkürlich durch liebenswürdige Innigkeit und gemüthvolle Naivetät die Freundschaft des Lesers. Und wenn er uns auch nicht mit gewaltigen poetischen Gedanken und Ideen speist, so gewinnt er doch gerade durch die kleinen Verhältnisse, in die er uns führt.

Außer den Liebesliedern, die ihrer Innigkeit halber durchgängig zu loben sind, sind auch die lustigen Geschichten aus dem, wie es scheint, engern Kreise des Verfassers erwähnenswerth. Wir denken gewiß an Steier, den Heimatsort des Dichters, wenn wir das ansprechende Gedicht lesen von dem Landrath, der die Stenographen verflucht, weil sie ihm durch das Nachschreiben seiner

Reden seinen ganzen Glorienschein nehmen; denn früher konnte er reden wie er wollte, und alles zollte ihm Beifall, ob seine Ansicht nun falsch oder richtig war — der Landrath hatte immer recht. Jetzt aber liest man auf dem Papier der Stenographen, wie oft er Dummheiten sagt, und wie es scheint als ob der „gestrenge Herr" zuweilen nicht recht bei Sinnen war. Ebenso gefällt das Gedicht „Einst und Jetzt" mit seinem poetischen Inhalte. Einst zog ein Postillon mit Roß und Wagen durch das Land — heißt es da — bald im kurzen Trapp, bald im Galop; überall fand er ein gastlich Dach und liebende Mädchen, denn mit den Klängen seines Horns wußte er manch Herz zu erobern. Jetzt aber heizt er einen Schienenzug, statt des Horns ertönt geller Pfiff, sein Haupt ist rauchgeschwärzt und stumm und düster geneigt:

Mir däucht, bald geht's dem Sänger
Wie jetzt dem Postillon,
Behauptet sich noch länger
Die Goldgier auf dem Thron.

Nur selten lauscht den Klängen
Man noch der Poesie,
Bald wird sie ganz verdrängen
Die Macht der Industrie.

Entschiedenes Geschick beweist der Dichter bei der Abfassung von Sonetten, deren das Bändchen eine große Anzahl enthält. Indeß ist es weniger der unter dem Titel „Ein Sängerflug durchs Deutsche Reich, im Jahre 1872" gesammelte Sonettenkranz, welcher dasselbe verräth. Wenhart müht sich darin zu sehr ab, jeder Stadt und jedem hervorragenden Orte, den er besucht, etwas Angenehmes zu sagen und besonders sich an irgendeine Persönlichkeit, die dort geboren oder gelebt, erinnern zu lassen. Er fällt auf diese Weise in den Fehler der Monotonie und in den noch größern der unpoetischen chronikartigen Aufzeichnung von Namen, wodurch er gezwungen ist, sich des Zeitungsstils zu bedienen, in welchen sich zum öftern gar eigenthümliche Unrichtigkeiten einschleichen. Die Bemerkung ist auch schon in der ersten Abtheilung seiner Gedichte an einigen Stellen zu machen. So heißt es recht prosaisch: „Auf der von dir eingeschlagnen Bahn". So meint der Dichter von Schiller: „Verstummt sind längst die Klänge deiner Leier, die Millionen Herzen einst entzückt", und will gerade das Gegentheil sagen. Von Köln behauptet Wenhart: „Wie hebst du stolz die Stirn vom Bergeskamme", während dort weit und breit von Bergen keine Rede sein kann. Ebendaselbst soll „ein mächt'ger Strom des deutschen Lebens münden"(!). Rubens ist auch nicht dort geboren. In Nürnberg lobt der Dichter mit merkwürdiger Naivetät die Mädchen und Frauen ob ihrer Schönheit und fragt: was wunder, daß hier Hans Sachs zum Lob der Schönen seine Leier ertönen ließ und daß Krafft und Dürer hier schufen — und doch weist gerade Nürnberg einen selten häßlichen Menschenschlag auf, wie es insonderheit aus sämmtlichen Werken Dürer's ersichtlich ist. Wenhart sollte sich nicht auf dieses Feld wagen, er wird dort immer stolpern. Seine Specialität ist das rein Lyrische, und in demselben erstrebe er Vervollkommnung. Denn es ist und bleibt fehlerhaft, sein eigenthümliches Gepräge, wenn es auch noch so unscheinbar ist, abzulegen und anderer glänzenderer Gewandung nachzujagen. Wer mit Alfred de Musset sagen kann: „Mon verre est petit, mais je bois dans mon verre", ist gewiß besser daran als derjenige, der sich Gott weiß was für mächtige Becher und Pokale anschafft und doch keinen zur Neige trinken kann. Wenhart's Sonette mit allgemein lyrischem Inhalt entsprechen am besten dem Wesen des Dichters und bezeichnen somit den Höhepunkt seines Schaffens. Besonders zu erwähnen sind in dieser Hinsicht „Kampf und Friede", „Im Friedhofe" und „Vor dem Richterstuhle", welches wir noch mittheilen wollen:

Seht ihr das Mädchen vor dem Richterstuhle
Mit stierem Blick, mit abgehärmten Wangen?
Der Liebe Flammen, die ihr Herz durchdrangen —
Sie sind erstickt nun im Verbrechenspfuhle.

Ein Neuling war sie in des Lasters Schule —
Von Fieberwahnsinn war ihr Geist befangen,
Als sie den Mord am eignen Kind begangen,
Weil schnöd' verlassen sie der falsche Buhle —

Drum, wird das „Schuldig" über sie gesprochen,
Dann ruft ein „doppelt Schuldig" dem entgegen,
Der straflos weiter schwärmt auf fernen Wegen.

Verdammt die Arme nicht! Was sie verbrochen,
Es brandmarkt sie fürs ganze lange Leben —
Doch wird der Himmel gnädig ihr vergeben.

Der Verfasser der folgenden „Gedichte" (Nr. 5) ist ein stilles Lämpchen, das auch durch Oelaufgießen nicht viel heller flackern wird; aber das Lämpchen ist so harmlos und bescheiden, daß wir es nicht auslöschen wollen; vielleicht leuchtet es an geeigneter Stelle dennoch einigen Wenigen. Den Ton und die Befähigung des Verfassers, Anton von Gömöry, erkennt man, wie es fast bei allen Vorreden und Prologen der Fall ist, sofort aus dem poetischen „Vorwort". Der Dichter erzählt uns in demselben, daß er seine Lieder in die Welt sendet, und fordert sie auf, zu Schmerz und Lust fortzutönen, wie sie im Jugendtraume den Tiefen seiner Brust entflohen seien (!). Es heißt im weitern Verlauf:

Liebe hatte ihn geleitet
Durch der Jugend bunten Hain,
Liebe macht' ihn zarter fühlen,
Liebe himmlischer sein Sein(?).

Jedem Pflänzchen in dem Haine,
Jedem Stern am Himmelszelt
Hat sein glühend Herz, still liebend,
Sich zu trautem Bund gesellt.

Schließlich entschuldigt sich der auf diese Weise Liebe spendende Verfasser, wenn ihm so manches misglückt sei: „Denn im Drang der Zeiten haben Thränen oft mir's Lied erstickt". Wir machen gewiß Herrn von Gömöry keine Ausstellungen darüber, daß er sich entschuldigt, denn sein Dichten bedarf der Entschuldigung; aber wir erinnern ihn daran, daß überhaupt jedes derartige Entschuldigen mislich ist, und daß ein Dichter, der von vornherein den Drang fühlt, sich für seine poetischen Sünden zu entschuldigen, unser Mistrauen erregen muß.

Die vorliegende Sammlung zerfällt in „Vermischte Gedichte", unter denen wol die „Alpenklänge" die besten sind; „Liebesklänge Nr. I", „Liebesklänge Nr. II" und „Anhang". Von den Liebesklängen enthalten die unter Nr. II gesammelten Trauerlieder über den Tod der Ge-

liebten sehr warm empfundene Töne und Stimmungsbilder; zumeist gefallen uns aber die Gedichte, die dem ungarischen Originale Petöfi's nachgedichtet sind, und deren gibt es eine große Anzahl. Wie sinnig und innig ist beispielsweise folgende freie Uebertragung:

Freudig spielt die alte Erde
Mit der Morgensonne Strahl,
Und in kindlich süßer Wonne
Küssen sie sich tausendmal.

Auf des Meeres blauen Wogen!
Und auf jedem Berg und Fluß,
Jedem Kirchthurm, jedem Fenster
Brennt ein heißer Liebeskuß.

Ewig heiter ist die Sonne,
Stets ein Auf- und Niedergehn,
Ach, als wollt' sie meiner Liebsten
Grabeshügel niemals sehn.

Der „Anhang" enthält nichts Bemerkenswerthes.

Zum Schluß liegt ein lustiges Idyll: „Aus der Burschenzeit" (Nr. 6), von einem Pseudonym Richard Leander, vor, welcher sich mit einer Reihe sehr ansprechender Märchen: „Träumereien an französischen Kaminen", die bereits in siebenter Auflage erschienen sind, beim deutschen Lesepublikum beliebt gemacht hat. Das Idyll behandelt das vielbesungene Thema:

Wer die Poesie des Rausches
Nicht versteht, der spürte nimmer
Noch den Rausch der Poesie —

welches dem Büchlein als Motto vorangeht. Die Verse fließen leicht und anmuthig dahin und athmen einen frischen, fröhlichen Humor. Der Ausdruck ist ein knapper und dem Inhalte gemäß burschikoser. Zuweilen ist er sogar schön und gewählt wie:

Mittlerweile von des Thales
Sohle zu der Berge Gipfel
Wuchs der Wunderbaum der Nacht.
Riesenhaft empor zum Himmel
Hebt er seine breiten Zweige,
Auf die Erde fällt sein Schatten,
Millionen goldner Knospen
Blühen auf im dunkeln Laubwerk.

Das Gedicht, im ganzen genommen, ist nicht zu kurz und nicht zu lang und wird manchen Bruder Studio zum Freund gewinnen, besonders da es vor allem eine Verherrlichung des Gambrinus enthält, dem die Studenten am meisten huldigen. Des Weines Lob ward hundertmal gesungen — singt der Dichter in seiner scherzhaften Weise —, heute aber erkenne ich dem Bierstoff den Preis zu. Zur rechten Stunde das beste Ding zu wählen, ist die Summe aller Weisheit. Aber schwierig ist es, schnell in jedem Momente zu entscheiden, ob man besser Bier oder Rebensaft trinkt. Das erfordert etwas Uebung, viel Verstand und Umsicht, und die allerbesten Menschen machen hier die gröbsten Schnitzer. Der trinkende Dichter macht sich nun an die Lösung des Problems und stellt den Unterschied in seiner Weise klar und bündig auf:

Muth zum Kuß und Muth zum Schwerte,
Schwung des Liedes und der Rede
Trink aus hellgeschliffnem Römer:
Schäumend in die dunkle Blutbahn
Bricht der goldne Quell des Weines;
Rascher treibt sie. Jede Faser
Spannt sie an. In ungeahnten
Combinationen reichen
Die Molekel des Gehirnes
Sich die Hände. Klang der Sphären
Tönt — die Erde sinkt — gesichert
Steigst du auf mit Götterflügeln,
Und am sonn'gen Firmamente
Ziehst du hin! Im Nebel unten,
Kaum erkennbar, liegt die Erde,
Nur ihr dumpfes Brausen hörst du. —
Aber sinnige Betrachtung,
Philosophische Gedanken,
Takt zu praktischem Geschäfte
Schöpfst du besser aus dem Biere.
Keinem Zweifel unterliegt es,
Daß die Attraction der Erde
Es vermehrt. Behaglich sitzt du
Hinterm Bierkrug, deutlich fühlend,
Wie stabilre Elemente
Dir er zuführt, und antike
Ruhe das Gemüth dir sänftigt.

Die Erklärung ist ebenso sinnreich wie fein humoristisch und gibt den ganzen Ton der Dichtung wieder. Der Verfasser bekundet treffliches Geschick für dieses burschikose Genre. Er würde gewiß einen guten Wurf thun, wenn er uns mit einem größern Gedichte in Scheffel'scher Manier erfreute. Im Grunde genommen ist das Sujet der vorliegenden Idylle doch ein wenig zu unbedeutend für die, wie es scheint, große Befähigung des Verfassers.

Hans Müller.

Das Literaturwerk von G. Brandes.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen, gehalten an der kopenhagener Universität von G. Brandes. Uebersetzt und eingeleitet von Adolf Strodtmann. Erster bis vierter Band. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, F. Duncker. 1874—76. 8. 21 M.

Doch es ist Zeit, zu dem dritten Bande des Werks überzugehen. Hier gelangt der Verfasser wieder in sein rechtes Element und Fahrwasser, und er bewegt sich darin nicht blos mit Gewandtheit und Sicherheit, sondern mit bewunderungswerther Kunde und Virtuosität. „Die Reaction in Frankreich." Er beginnt mit der ersten Französischen Revolution. Die Darstellung derselben ist in ihrer Art ein Meisterstück, wieder ein hervorragendes Prachtstück in dem Ganzen des Werks. Reaction und Revolution spielen, lebhaft dramatisch von seiten des Erzählers gehalten, mit aller Sachkenntniß, mit glänzender Scenirung beider Geschichtsprocesse dargestellt, ineinander. Sie beleuchten sich gegenseitig, sie lösen einander ab, strömen dann wieder zusammen, scheiden sich, bekämpfen sich mit Feuer und Schwert. Der Tumult, das Durcheinander ist grenzenlos. Der Verfasser steht hoch darüber, als lenke er und nicht das Schicksal die heil- und unheil-

schwangern Vorgänge, wie man sie bis dahin noch nie erlebt hatte, als wüßte er schon im voraus, wie es kommen müsse, welche von beiden gegeneinander kämpfenden Mächte zu einer festen, bestehenden Welt es durchsetzen werde. Alle Gestalten, hüben und drüben, alle Charaktere sind mit sicherm Blicke gefaßt, mit ebenso nie fehlgreifender Hand gezeichnet, gemalt, auf historischem Boden, von dem der Autor nie abschweift, nie in subjective Willkür sich parteigängerisch oder gar orakelnd verliert. Der Adel, der Bürger, der Bauer, das Volk: jedem von ihnen wird sein Recht zutheil, jeder spielt noch einmal die Rolle, die er in jener Tragödie der Wirklichkeit einstmals gespielt hat. Sogar jene nie verfälschende, sondern immer fein und scharf treffende Poesie, die dem großen Historiker nimmer fehlen darf, ist unserm Geschichtschreiber in diesem Bande vollständig eigen; sie schwebt wie ein Duft über dem Ganzen, ohne die Umrisse zu trüben, die, wie entsetzlich die Vorgänge unten auch sind, oben im klaren Aether sich abklären. Wir werden aufs äußerste gefesselt und doch sogleich wieder befreit, indem wir lesen, und können vor Spannung kaum das Weitere erwarten.

Lassen wir zur Orientirung und zur dringenden Mahnung, daß man das Großartige dieses ganzen Werks durch eigene Lektüre bis ins kleinste Detail kennen lerne, hier und da ein Streiflicht auf einen und den andern einzelnen Gegenstand des Inhalts fallen, in der künstlerisch wohlgeordneten Abfolge der Momente. So unter anderm: „Das Concordat", „Das Autoritätsprincip", „Bonald", „Die Tradition in Religion, Staat und Familie", „Châteaubriand", „Frau von Krüdener", „Lamartine", „Die Auflösung des formellen Autoritätsprincips", „Victor Hugo", „Alfred de Vigny", „Auflösung des reellen Autoritätsprincips", „Schlußbetrachtungen".

Es wird uns durch die außerordentliche Kunst in der Darstellung des Verfassers lebendig vergegenwärtigt, wie solch ein Vorgang im damaligen Frankreich, solch ein Trauerspiel, nicht auf den Bretern eines Theaters, sondern auf dem Boden der untrüglichsten Wirklichkeit, eigentlich zweimal aufgeführt, in der Weltstadt Paris und in den Provinzen des Landes, die Bewohner der Erde aus allen Gegenden als Zuschauer zusammenrufen mußte, zumal freilich Deutsche, Engländer und Amerikaner. Uns fallen, so oft wir auf diesen Gegenstand an verschiedenen Orten zu sprechen kamen, immer jene schaulustigen, abenteuernden Touristen ein, vorherrschend wieder Deutsche und Engländer, die, wenn der Vesuv revoltirt, gewittert, donnert und blitzt, Massen auf Massen auswirft, alles in ihren Ländern hinter sich lassen, über Hals und Kopf nach Neapel reisen, um Zeugen des erhabenen und doch so fürchterlichen Schauspiels zu sein, und zwar so nahe wie möglich, ohne auf die Gefahr ihres eigenen Lebens im geringsten zu achten. Man könnte unsern Autor, so nahe steht er dem infernalen Phänomen, als Beobachter dem berühmten heutigen italienischen Astronomen Palmieri vergleichen, wenn dieser den speienden Vesuv observirt. So ereignete es sich damals auch in Frankreich. Paris hat sich in einen furchtbaren Vulkan verwandelt. Er raucht, er rumort in einzelnen Erdstößen nicht mehr, wie sonst, wo niemand um Dampf und Ruck sich mehr kümmerte; er kracht, berstet, speit, wirft einen Kugelregen von Felsstücken aus, ganz Paris ist auf den Füßen, als wäre der Vesuv über Nacht nach Frankreich geschleudert. Auch hier wirft der Berg, ja recht eigentlich der „Berg", ein endloses Feuermeer aus und schafft sich neue Ausgänge, Krater. Die Lava strömt. Hier ist sie Menschenblut. Die Einheimischen, die Fremden, die anfangs tollkühn bis zum jähesten Rande des Abgrundes vorgedrungen sind, machen jetzt kehrt, um im Blutmeer, welches sie verfolgt, nicht zu ertrinken. Der Hauptkrater, der hier mordet, köpft, ist die Guillotine; im Nu springen tausend Köpfe in den Kasten. Die Henker, in Glut und Blut getaucht, ermüden; neue werden angestellt. Aber — wer hätte es meinen sollen! — eine andere Feuerwehr rückt an, nicht um zu dämpfen, das Blut zu stillen, sondern neues zu verströmen und doch das Feuer zu löschen. Gewehrläufe, Bajonnete sind die Feuerspritzen, Bonaparte ist der neue Scharfrichter und Spritzenmeister zugleich. Doch genug, man lese beim Verfasser das Weitere dieses höllischen Nachtstücks und doch echt historischen Gemäldes.

Auch im Folgenden bleibt sich unser Autor gleich in der vollendeten Bearbeitung seines Stoffs, in den kleinsten Details wie in der Abrundung zu einem Totalbilde. Er rückt uns die weitern Ereignisse, Phasen, Metamorphosen dicht vor das Auge: Napoleon Bonaparte, den Papst, das erste Kaiserreich, Staat, Religion, Kirche. Der Autor ist besonders da ausgezeichnet, wo er seinen Humor frei walten läßt, um sich durch kein Blendwerk täuschen zu lassen, durch keine, äußerlich noch so feierlich durchgeführte Ceremonie. Er erkennt aufs deutlichste, daß trotz der Tragödie die Komödie doch schon wieder oben auf, der vermeinte Menschheitsretter doch der Schauspieler ist, um nur zu schnell wieder der grausamste Despot zu sein.

Der glänzende Humor des Verfassers spielt besonders da, leuchtet in das Verborgenste, legt die dichtesten Verstecktheiten der menschlichen Natur bloß, sodaß man im ersten Consul schon, der aber nächstens Kaiser wird, hinter dem ernstesten Herrscherblick zugleich den Schalk erkennt, der ihn im Innersten bewegt, da, wo der Cardinal Consalvi, als Vorläufer des Heiligen Vaters, in Paris erscheint. Es heißt:

> Es war Abend, als Consalvi in Paris anlangte; aber schon auf den nächsten Morgen ward seine Audienz angesetzt, sodaß er weder Zeit finden konnte, sich von den Anstrengungen der Reise zu erholen, noch sich mit den Sendlingen des Papstes zu berathen. Er ward frühmorgens nach den Tuilerien geholt und in ein großes leeres Zimmer geführt, das wie das Vorgemach zum Audienzzimmer des Ersten Consuls aussah. Nach ziemlich langem Warten wird ihm eine kleine Thür geöffnet, und durch diese tritt er zu seinem Erstaunen in eine lange Reihe prachtvoller Säle, wo alle höhern Staatsbeamten, der Senat, die Gesetzgebende Versammlung, die Generale und der Generalstab versammelt sind. Im Hofe sieht er eine ganze Reihe von Regimentern zur Revue aufgestellt. Es war, nach seinem eigenen Ausdruck, der plötzliche Uebergang von einer Hütte in einen Palast. All die blendende Pracht und all die furchteinjagende Gewalt, welche die Consularmacht in das imponirendste Licht stellen konnte, war hier mit Ostentation entfaltet, und als der Cardinal endlich im letzten Saale die drei Consuln erreichte, welche von einem glänzenden Gefolge umgeben waren, schritt Bonaparte ihm entgegen und sagte in einem gebietenden Tone: „Ich weiß, weshalb Sie gekommen sind. Sie haben fünf Tage zu Unterhandlungen. Wenn der Tractat bis dahin nicht unterzeichnet ist, so ist alles aus."

Das heißt, müssen wir einschieben, nicht blos imponiren, das heißt frappiren und überrumpeln. Und weiter sagt der Verfasser:

Im ersten Augenblick wurde Consalvi gewiß verwirrt, aber bald gelang es ihm, Zeit zu gewinnen und mit der ganzen Feinheit und List der römischen Staatskunst Bonaparte so viele Schwierigkeiten in den Weg zu legen, daß dieser während einer der stürmischen Audienzen mit ebenso viel Heftigkeit wie Hochmuth ausrief: „Wenn Heinrich VIII., welcher nicht den zwanzigsten Theil meiner Macht besaß, die Religion in seinem Lande hat verändern können, um wie viel mehr kann ich es dann thun! Ich will sie verändern, nicht allein in Frankreich, sondern in ganz Europa. Rom wird blutige Thränen weinen, wenn es zu spät ist!"

Soweit ging es noch, es war doch noch der Schein des bittersten Ernstes. Aber was jetzt mit dem neuen Acte und dem Vorhange aufgeht, übertrifft alles, und Aristophanes und Aristoteles und Horaz und Boileau-Despréaux hätten wol nie ahnen können, daß eine solche Akme des historischen Lustspiels im Anfang des 19. christlichen Jahrhunderts würde erreicht werden können. Wir lassen unsern Autor wieder sprechen:

An dem Tage, als Cardinal Consalvi, mit dem römischen Purpur bekleidet, ihm eine Abschrift des Concordats während einer öffentlichen Audienz übergab, bekam der Erste Consul plötzlich einen so convulsivischen Lachanfall, daß die ganze Versammlung wie blitzgetroffen dastand. Ja noch mehrere Jahre später war er so wenig im Stande, sein Antlitz zu beherrschen, daß er, als der Papst ihn 1804 zum Kaiser salbte, während der ganzen Ceremonie zur Verwunderung der Umstehenden unaufhörlich gähnte.

Der Verfasser sagt bald darauf:

Alles, was mit der Wiederaufrichtung der geistlichen Gewalt und der Wiedereinsetzung des katholischen Cultus in Verbindung stand, widerstritt so schroff den Sitten und Ideen, welche durch die Revolution die herrschenden in Frankreich geworden waren, daß man bei solchen Ceremonien kaum seinen eigenen Augen zu glauben wagte. Ich führe als Beweis die Worte eines Augenzeugen an, nämlich de Pradt's, des Erzbischofs von Malines. Er sagt: „Wenn das Leben eines einzigen Menschen das Signal gegeben hätte, wären wir in Gefahr gewesen, das unauslöschliche Gelächter der Homerischen Götter anzustimmen. Hier lag die Klippe, an der man scheitern konnte. Glücklicherweise hatte der Polizeiminister Fouché für alles gesorgt, und Paris behielt, Dank ihm, seine ernsthafte Miene."

Es gibt freilich nicht blos einen Wein-, sondern auch einen Gähn- und Lachkrampf, und wer auch nur ein wenig nervös ist, kann hier schnell hintereinander von allen dreien befallen werden. Aber wehe denen, die mit dem wahrhaft Religiösen ihr Spiel treiben; die Nemesis wird sie früher oder später einholen! Hat sie doch nach Napoleon's I. Uebermuth und Sturz bis auf unsere Zeit in Frankreich furchtbar aufgeräumt und gewüthet, und ist stärker gewesen als selbst das Genie jenes Kaisers.

Um noch einmal jener prächtigen Schilderung zu gedenken, welche der Autor von der ersten Französischen Revolution gibt, so hätte er wol bei dieser Gelegenheit einige Deutsche namhaft machen können, welche damals in Paris bereits anwesend waren oder doch hineilten, um dem entsetzlichen Höllenspiel so nahe wie möglich zu sein. So hätte er auch des Grafen von Schlabrendorf, den man schon zur Guillotine abholte, der nur durch einen Zufall mit dem Leben davonkam, so des Grafen Reinhard, des Gesandten, ferner Johann Georg Forster's, Adam Lux's und anderer gedenken sollen.

Auch in der weitern Darstellung der „literarischen Bewegung", der Reaction und des „Autoritätsprincips" ist der Verfasser vortrefflich. Voltaire's Nachwirkung, Mirabeau, die Vorgänge in Staat und Kirche: alles beruht auf scharfer, richtiger Beobachtung und ist glänzend gehalten. Ungeachtet seiner Vorliebe für die Franzosen läßt er es auch nicht an scharfen Ausstellungen fehlen. Seine Kritik ist geistvoll und immer scharfsinnig. Einmal, wo er Hegel erwähnt, ist er auch gegen diesen gerecht. Freilich hätte er irgendwo dessen „Rechtsphilosophie" als eins der ausgezeichnetsten Werke erwähnen müssen. Bonald wird meisterhaft charakterisirt, ebenso wie später de Maistre. Indeß fehlt es mitunter auch nicht an schiefen Gesichtspunkten. Doch unser Autor denkt immer wieder scharf, tief, und es macht ihm alle Ehre, daß er für die Freiheit nicht blos so im allgemeinen, und im besondern für die politische, wo er sich bisweilen überschlägt und im äußersten Extrem haften bleibt, sondern auch für die wissenschaftliche Freiheit und Forschung unabläßig kämpft, und zwar mit den siegreichsten Waffen. Denn allerdings, Fortschritt, politische Freiheit, Liberalität, sie dürfen keine Nebelbilder sein. Der Verfasser läßt bisweilen Ungestüm blicken, was stets Schwäche ist und daher nichts ausrichtet, sondern der guten Sache nur schadet. Man muß, wo es sich um Freiheit, also um ein ewiges Menschenrecht handelt, stets wissen: worin, wovon und wofür frei; sonst kann leicht der ganze Fortschrittsproceß zum Stillstand gelangen oder gar der abscheulichsten Reaction in die Hände fallen, Despotie der Regierenden, Sklaverei des Volks das Ende der Bewegung sein, und die Würde des Menschen schmählich darauf gehen, wie es sich wirklich im damaligen Frankreich gestalten sollte, und zwar in politischen und kirchlichen Angelegenheiten bis auf die Gefahr des Zerreißens aller Bande. Wenn die einen am Wagen der Nation oder der Gemeinde vorn ziehen, die andern hinterwärts, so heben sich beide Anstrengungen auf, der Wagen steht still, wenn er nicht gar auseinandergerissen wird.

Das Ungesunde, Verschrobene, Gesuchte, Hervorgezerrte, das espritvoll Gemachte in der damaligen französischen Literatur, diese Ueberstürzungen ohne Ende, kann kein Wahrheitsfreund leugnen wollen. Châteaubriand, Lamartine, Victor Hugo schwärmen in unerhörtem Grade in der Poesie, maßloser als je Deutsche geschwärmt haben; sie schweifen von einem auf das andere, springen zwischen entgegengesetzten politischen Ansichten und kirchlichen Glaubensbekenntnissen hin und her. Herr von Châteaubriand ist ein Phantast ohnegleichen, ein weichlich süßlicher Abenteurer; Lamartine ist bedeutender, seine Phantasie ist aber weiblich, nie männlich; er kann hinreißen schon durch seine Landschaftsmalerei, durch seine duftige, doch auch luftige Schwermuth, durch seine bisweilen liebenswürdigen, fast metaphysischen Contemplationen, durch seine „Meditationen"; nie aber wird er befriedigen, denn auch sein Charakter entbehrt aller männlichen Energie, sein etwa philosophirender Verstand ist in der Kindheit; Victor Hugo ist der bedeutendste Geist unter jenen Romantikern in ungebundener wie gebundener Rede, unendlich

reich begabt, sogar mit einer Fülle von großartigen Gedanken nicht blos, sondern Ideen, vielleicht mit der grandiosesten Phantasie, die je ein Franzose gehabt hat, dann jedoch wieder excentrisch in unerlaubtester Weise, trotzend jedem Gesetz, hinausfahrend über jede gesetzmäßige Bahn, bisweilen fast ein vor unsern Augen zerspringendes Meteor wildester Fluctuation, ein Dämon, der aber auch in seinen Trümmergedanken zwar oft noch ungeheuerlich, aber auch schön und erhaben ist. Und so sind jedenfalls auch Bonald und de Maistre zwar Denker von eiserner Consequenz, jedoch von absolutistisch-politischer oder katholisch-kirchlicher und zwar streng papistischer, das heißt, wenn man ihnen das oberste Princip alles Machiavellismus oder das des Thomas von Aquino und das des finstersten, bigotesten Jesuitismus einräumt.

Im weitern Verlauf finden wir einen Reichthum von ebenso interessanten wie mit künstlerisch-historischem Takt ausgeführten Charakterköpfen und Gestalten in ganzer Figur, die bisweilen ihr Leben, ihre durch die grellsten Wandlungen hindurchgehenden Biographien, ihr Zusammentreffen mit den erschütterndsten Weltereignissen und deren menschlichen Vertretern und Lenkern wie auf der Bühne vor uns abspielen: so Frau von Krüdener, zuerst noch schöngeistig genug, dann Seelsorgerin und Missionarin in aufdringlichster Weise; anfangs sogar von Fürsten gesucht und um Rath gefragt, dann der äußersten Verstoßung, Einsamkeit und Noth anheimgegeben. Auch sie erfährt vom Verfasser eine scharfe Kritik und zwar mit vollstem Rechte.

Wenn man sich fragt: was ist dieser französischen Nation auch nur seit den Zeiten Ludwig's XIV. und XV. bleibend zum Heile ausgeschlagen, im Staat, in der Kirche, in der Literatur, so muß man leider darauf antworten: nichts. Der Menschheit allerdings hat jene Katastrophe zum Heile gereicht, aber nur denjenigen in ihr, welche ewig nur das Rechte, rein Göttliche wollen und sich auf das verstehen, was Gottesgericht in der Geschichte ist.

Im Folgenden treten immer neue Gestalten in den Vordergrund, alle klar und treffend gezeichnet, dabei vom frischesten Colorit. Unter allen ragt hervor: Lamennais. Hat es je eine historische Persönlichkeit gegeben, die fort und fort hin- und herschwankt, über ihre Sendung völlig im Unklaren ist, bei vielseitigem Wissen von leidenschaftlichem Eifer erfaßt, praktisch sich geltend zu machen, aufzuklären, zu reformiren, umzugestalten, und doch ohne Erfolg, so ist es Lamennais gewesen. Das Wohl des Volks liegt ihm aufrichtig am Herzen; nicht minder strebt er, den Klerikalen ein neues Licht aufzustecken. Bald ist er fast politisch-radicaler Agitator, dann wieder Priester, der nahe daran ist, mit dem Papismus gänzlich zu brechen. Er möchte Philosoph sein, möchte aber auch Theolog bleiben und ist mit Entschiedenheit keiner von beiden. Am meisten ist er noch socialistischer Demokrat; doch nicht lange, so fesselt und beunruhigt ihn wieder die römische Curie, er verfällt in Skepsis und hat sie Zeit seines Lebens nicht überwinden können. Wie schwer es war, einen so in sich zersplitterten und doch in seiner Art hochachtbaren Charakter, der Charakter im strengsten Sinne zu sein stets schuldig geblieben ist, auch nur einigermaßen abzurunden: G. Brandes ist es bewundenswerth gelungen.

Doch müssen wir uns auch wieder eine kleine Rüge erlauben. Hier vor allem, am Schlusse des dritten Bandes, war, schon durch Lamennais herbeigeführt, in aller Ausführlichkeit George Sand zu betrachten. Aber keineswegs nur weil sie mit Lamennais vielfach associirt war, sondern weil sie jedenfalls den Höhepunkt in der ganzen französischen Literatur des 19. Jahrhunderts bezeichnet. Alle ihre Werke mußten hier gewürdigt, dem größten Genie Frankreichs im modernen Zeitalter mußte die volle Anerkennung dargebracht werden; mindestens jedes ihrer Hauptwerke war aufs genaueste zu charakterisiren, und zwar in einem Totalbilde; auch ihre Mängel, ihre Ueberschreitungen zumal in der ersten Periode ihres dichterischen wie gesellig persönlichen Auftretens waren in zartester Weise zu vermerken. Ihr Verhältniß zu Lamennais ist fast zu bedauern; denn wir glauben, daß jener mitunter stark exaltirte Schriftsteller und Priester nur einen verwirrenden Einfluß auf Madame Dudevant gehabt hat, ein Fanatiker — denn das ist auch er offenbar —, der den Flug ihres Genius zwar nicht zu hemmen vermochte, aber durch seine Doctrin mitunter beeinträchtigte. Wir motiviren dieses Urtheil durch den Sand'schen Roman „Spiridion". Dieser, wenigstens in der Partie, in welcher er am wenigsten genügt, dürfte die beschränkende, unbefriedigende Einwirkung Lamennais' unverkennbar verrathen und das religiös-philosophische Credo der genialen Frau um vieles herunterdrücken, wenigstens so weit unsere Erinnerung an jenen, an sich gleichwol höchst bedeutenden Roman noch reicht.

Eben weil des Verfassers Werk so reich auch an architektonischen Sinnigkeiten und Schönheiten ist, hätten wir gewünscht, er hätte sich durch Uebersehen um eine derselben nicht bringen sollen. Diese fehlende Schönheit am Ende des dritten Bandes ist gerade George Sand, und zwar um so mehr, als der Glanz- und Höhepunkt, sowol objectiv im Bau des Ganzen, als subjectiv in der vortrefflichen Darstellung des Autors, im vierten und letzten Bande kein anderer als Lord Byron ist. So mußte auch aus dem Grunde der vorliegende Band mit George Sand schließen, denn beide Dichtergrößen bezeichnen den vielversprechenden Morgen des modernen Zeitalters in England und Frankreich, der uns in mehrfacher Hinsicht auch nicht getäuscht, in vielen Beziehungen durch neue, großartige Erscheinungen in hohem Grade sogar überrascht hat. Eine dem entsprechende Schönheit, deren Mangel wir früher bereits zur Sprache gebracht haben, wäre schon im ersten Bande, noch vor der deutsch-romantischen Schule, das längere Verweilen bei unserm classischen Zeitalter gewesen. Die nach-Goethe'sche Periode unserer deutsch-literarischen Entwickelung hätte dort mit Karl Gutzkow, mit Nachweisung der erstaunenswerthen Weite und Ausdauer seines Schaffens und zwar mindestens mit der gerechten Würdigung seiner Hauptwerke in Vers und Prosa schließen müssen. Vor allem mußte an Gutzkow noch besonders hervorgehoben werden, daß er, der aufmerksamste, treffendste Beobachter und Darsteller seiner Zeitgenossen, in Gedankenreichthum, in Selbständigkeit des Urtheils und Geschmacks, in Ideenfülle und Philosophie unter den Modernen keinen ihm ähnlichen hat, daß er nie der Mode, nie dem faden Geschmacke des Massen-

publikums, nie den Götzen des Tags zu huldigen sich herabließ, daher er sich auch einen Stil bewahrt hat, der er selbst ist, ebenso originell wie nur den wahrhaft Gebildeten zugänglich.

Im übrigen, wie glücklich Brandes zu combiniren versteht, und wie es hier und da fast scheint, als habe er selbst oft innerlich gespürt, es sei ihm dann und wann eine Auslassung wider Willen begegnet, das mag man aus folgender Stelle in Bezug auf die Franzosen ersehen, in der es heißt:

> Châteaubriand's Abfall war für die Restauration ein Stoß ins Herz. Solange die Täuschungen der Restaurationszeit gewährt hatten, war die Dichterschule Frankreichs „immanuelisch" gewesen und hatte einen Schutzengel an der Wiege und an der Bahre jedes Menschen erblickt. Mit Châteaubriand's Illusionen fielen auch die aller andern, und an die Stelle jener Schule trat eine andere, welcher Southey den Namen „satanisch" gab, und welche denselben annahm, eine Schule mit scharfem Blick für das Böse und für alle Schrecknisse, mit pessimistischer Geistesrichtung (wer wittert hier nicht den übernächtigen Geist, um nicht zu sagen das Gespenst Eugène Sue's? wenigstens zwischen den Zeilen) und revolutionären Sympathien. Aber in die Gemüthserregung, welche dies unvorhergesehene und bedeutungsvolle Ereigniß verursachte, griff ein anderes, noch bedeutungsvolleres und folgenschwereres Ereigniß ein, das seine Wirkung über die ganze Welt erstreckte: die Kunde von Byron's Tod.

Der vierte Band des vorliegenden Werks ist nicht blos an sich, sondern auch für die speciellere Kenntniß der neuern englischen Literatur von höchstem Werth. Je mehr wir uns in diese sehr interessanten Darstellungen des Verfassers vertiefen, desto lebhafter wird wieder das wohlthuende Gefühl in uns, daß wir Deutsche mit den Engländern in tiefster Geistesverwandtschaft stehen. Zwar wir unterscheiden uns mehrfach von ihnen, was Verfassung, Geschäftswesen, mercantilen und anderweitigen Verkehr betrifft, aber in der Poesie, in der Philosophie, wenigstens im Grundzuge zu dieser, zum Theil auch in der Geschichtschreibung dürften ursprüngliche Sympathien, die neuerdings wieder erwacht sind, unverkennbar sein. Schon aus Shakspeare ließ sich das früh entnehmen, in neuester Zeit vor allem aus Byron und Thomas Carlyle, auch in Bezug des Verhältnisses dieser beiden zu Goethe. Der Shakspeare'sche „Hamlet" ist ein für allemal der Beweis für das Behauptete. Nicht blos der Humor des Prinzen, seine Verhandlungen mit den Schauspielern, die eingelegte Romantik, Tändelei und Spielerei mit Ophelia, die in Hamlet immer stärker erwachende Mahnung des Gewissens wie der Geisterwelt, als Rächer aufzutreten im Namen der weltzusammenhaltenden Sittlichkeit, auch sein Grübeln, sein metaphysischer Trüb- und Tiefsinn: sie alle sind aus der innersten Verwandtschaft zweier Nationen gegriffen.

Die Ueberschrift, welche unser Autor seinen Darlegungen über die englische Literatur gibt — vorzugsweise der Poesie, denn was hätte er sonst nicht noch alles namhaft zu machen gehabt —, lautet: „Der Naturalismus in England". Man stutzt anfangs und fragt sich, wie das gemeint sei. Bald indeß erhalten wir von ihm selbst nähern Aufschluß, wo er zwar das ganze Zeitalter, gleichsam als Grundgewebe, mit jenem Worte bezeichnet, dennoch das „speciell Englische" ausdrücklich ebenfalls hervorhebt, sodaß dieses zu jenem gleichsam den Einschlag bildet. Es lautet beim Verfasser: „National werden hieß in England Naturalist werden, wie es in Deutschland Romantiker, in Dänemark altnordisch werden hieß." Freilich, Deutschland blos auf Romantik reduciren wollen, ist stark irrthümlich und hängt mit jenen Vorurtheilen des Autors zusammen, die wir bereits im Anfange aufs entschiedenste getadelt haben. Dennoch dürfte jener „Naturalismus" Englands in Ansehung der Dichter, die vom Autor zunächst in Betracht gezogen werden, viel ungezwungener sich so deuten lassen, daß dieselben besonders glücklich und ausgezeichnet waren in der Art, wie sie die Natur darstellten, und mit fein treffender Phantasie, ebenso zart wie pittoresk der Natur, den Naturmenschen mit eingeschlossen, die kleinsten, verborgensten Züge abzulauschen, mit der größten Treue sie wiederzugeben wußten, aber auch in der Schilderung des Gesammteindrucks nie zurückblieben, liebliche, anmuthende Bildchen nebst reizender Staffage daraus zu gewinnen vermochten. Es ist überaus unterhaltend, zu lesen, wieweit sich diese nationale Liebe zur Natur von den einzelnen Dichtern bis in das Volk hinein und hinauf bis zur Aristokratie erstreckt, und wir wissen, in wie universellem Sinne das zu nehmen ist und nicht blos von der Pflege des Rasens, der Bäume, sondern auch der Thiere gilt. Der Verfasser verfolgt das bis auf Walter Scott und Lord Byron, denn die Dichter treiben es bis zur äußersten Leidenschaft. Da heißt es:

> Eine englische Bedingung des Naturalismus ist die Liebe der Dichter zu den höhern Thieren. Sie haben die Vorliebe für alle Hausthiere. Sie führen die Heimat und die Hausthiere mit sich, wenn sie reisen. Man muß diesen Zug beachten, um nicht eine individuelle-barocke Eigenthümlichkeit in Zügen zu sehen, die rein volkspsychologische Bestimmungen sind. Nicht umsonst stammt die Rasse von zwei mythischen Heiden mit Pferdenamen, Hengist und Horsa, ab. Wir finden auch Byron's Liebe zu Pferden, Hunden und allerlei wilden Thieren, die so oft als eine bezeichnende Eigenthümlichkeit des menschenscheuen Verbannten hervorgehoben worden ist, ebenso scharf ausgeprägt bei dem in blühendem häuslichem Glück lebenden Walter Scott. Matthew's bekannter Brief zeigt uns Byron von einer ganzen Menagerie umgeben, worunter ein Bär und ein Wolf; Medwin's Mittheilungen schildern uns seinen Aufbruch von Ravenna „mit sieben Dienern, fünf Wagen, neun Pferden, einem Affen, einem Bulldogg, einer Dogge, zwei Katzen, drei Perlhühnern und andern Vögeln".

Wir Deutsche können hier gleich als neuen Beleg verwandten Geschmacks an Natur und Gethier zwischen uns und den Engländern unsern Fürsten, Weltgänger und doch eigentlich Dichter Pückler-Muskau anführen: in der Schöpfung und Pflege seines Parks, und auf Reisen, wo auch er sozusagen eine ganze Arche, mit Thieren und fremdländischen Menschen besetzt, im Geleite zu haben liebte, sogar als Anstandsdame Machbuba, die reizende Abyssinierin.

Weiterhin geht unser Autor auf englische Dichter des Nähern ein, welche Repräsentanten jenes poetischen Naturalismus sind: Wordsworth, Coleridge, Southey, Walter Scott, Keats, Thomas Moore, W. S. Landor, Shelley, Byron. Für nicht wenige unserer noch so kundigen Leser dürften namentlich jene erstgenannten Poeten, was deren Einzelverdienste betrifft, wol überraschende, bis dahin noch nicht entdeckte Welten sein. Diese Dichter haben aber

außer dem festen Boden noch einen andern großartigen Hintergrund, das eigentliche Element des Engländers, nämlich das Meer. Auch dieses gibt ihnen eine unendliche Frische. Sie schildern es nicht blos in erhabenster Weise, sie schwimmen, sie baden sich darin, wie zumal Shelley und Byron. Und wie sie nun im Detail sind, im Flüssigen und Festen, wie sie das alles mit menschlichen Gestalten bevölkern vom Landmann bis zum Matrosen, es ist alles so wahr und wirklich, so verklärt, daß wir von solchem Zauber der Poesie hingerissen werden. Der Verfasser legt Strophen von ihnen ein, die uns entzücken. Da ist es z. B. ein Mädchen, ein reines Naturkind. Sie weiß nichts um ihre Schönheit, ebenso wenig wie die Blume, die neben ihr blüht und duftet, und eben darum ist sie so schön. Sie weiß nichts vom Uebel der Erde, ebenso wie die Natur, und darum ist sie so glücklich.

Nun aber glaube unser Autor nicht, daß wir Deutsche nie dergleichen in unserer Poesie hervorzubringen wußten. Haben viele unserer Dichter auch nicht die Nähe des Meers, so haben sie vollen Ersatz durch das Gebirge; fehlte ihnen dieses, was wußten sie selbst aus dem Flachlande zu machen! Und dann die Phantasie; sie hat alles, wenn sie nur die rechte ist. Es hat unter uns große Dichter gegeben, die nie das Meer gesehen haben, und doch verstanden sie, es in aller Lebendigkeit zu malen. Wir müssen daher jenen trefflichen Naturalisten der Engländer gegenüber wenigstens einige Deutsche hier aufführen, die den Briten in der Frische der Naturmalerei auch nicht das Geringste nachgeben. So in früher Zeit schon Ewald von Kleist, nicht in seinem bekannten „Frühling", sondern in dem Gedicht „Sehnsucht nach Ruhe". Auch Matthisson ist in Naturgemälden nicht zu verachten. Dann aber stehen bei uns obenan vor allen: Hebel, fast die ganze sogenannte schwäbische Dichterschule, vollendet, unübertrefflich für alle Zeiten; Goethe in seinen „Liedern", in „Hermann und Dorothea"; Schiller im „Spaziergang"; Jean Paul in seinen Idyllen; Hölderlin; in neuester Zeit zum Theil Heine, dann aber ebenfalls im Idyll Fritz Reuter, und so noch viele andere; wieder vor allen Freiligrath besonders im Exotischen. Und wie unübertrefflich ist Bettina's Naturmalerei!

Es wäre noch viel zu sagen und zwar des Rühmlichsten, wie Brandes uns jene englischen Naturalisten bis ins Feinste charakterisirt und über ihre biographischen Schicksale unterrichtet, ihre geheimsten Seelenvorgänge belauscht, in einigen auch das Krankhafte, zum Sonderlingswesen Geneigte, durch Selbstüberschätzung Herbeigeführte, ihren Widerstreit mit Rivalen und den feindlichsten Weltverhältnissen zur Sprache bringt, auf alles das die treffendsten Schlaglichter und -Schatten fallen läßt, was aber nie der völligen Gesundheit ihrer Naturpoesie Eintrag zu thun vermag. Alles Liebenswerthe vereinigt sich hier in Thomas Moore, weil er schon in seinem ganzen persönlichen Naturell so liebenswürdig ist, obwol Milde der Grundton seines Wesens in allen Wechselfällen des Lebens bleibt, und zwar mitten in politischen Ereignissen der furchtbarsten Art, die ihn selbst der äußersten Gefahr aussetzen. Er jedoch kennt keine Menschenfurcht, er spricht sich sogar im politischen Gedicht mit aller Offenheit aus, wenn auch immer mit weisem Umblick, dabei mit dem feurigsten Patriotismus für alle seine unterdrückten Stammesgenossen, ohne je aus dem maßvollen Rhythmus des Dichters zu kommen, ohne je seine elegische Stimmung zu unterdrücken; und wo ihn auch infolge schreienden Unrechts, grausamster Behandlung, welche sein armes Volk erfährt, Niedertracht empört, sogar die Leidenschaft in ihm aufkocht, stets behält er sich in seiner Gewalt, nie verleugnet er die feine Sitte eines Gentleman.

Unser Führer läßt zuerst Walter Scott erzählen, aus dessen Tagebuch:

> Thomas Moore ist hier. In seinem Wesen liegt männliche Offenheit, mit vollkommenem Anstande und guter Erziehung gepaart. Sein Gesicht ist nicht ungewöhnlich, aber seine Züge sind so lebendig, besonders wenn er spricht oder singt, daß sie viel interessanter sind, als regelmäßige Schönheit sie machen könnte. Ich erinnerte mich, daß Byron sowol mündlich wie in seinem Tagebuche Moore und mich so oft in demselben Athemzuge und mit derselben Art von Achtung genannt hat, daß ich neugierig war, zu sehen, was wir miteinander gemein haben könnten, da Moore stets in der eleganten Welt gelebt hat, ich auf dem Lande und mit Geschäftsleuten, oft auch mit Staatsmännern, da Moore ein Gelehrter ist, ich nicht, er ein großer Musiker, während ich keine Note kenne, und da er ein Demokrat ist, ich ein Aristokrat, nicht davon zu reden, daß er ein Irländer ist, ich ein Schotte. Eins haben wir jedoch miteinander gemein: wir sind beide zwei gutmüthige Kerle, die lieber den Augenblick genießen, als sich anstrengen, ihre Löwenwürde aufrecht zu erhalten; wir kennen beide hinlänglich die Welt, um von Herzen solche hochnasige Personen zu verachten, die in ihrer literarischen Wichtigthuerei an den Mann erinnern, welchen Johnson in einem Wirthshause traf, und welcher sich selbst als den großen Twalmly, den Erfinder des schleusenförmigen Plätteisens, vorstellte.

Es ist eine Freude, zu sehen, wie harmlos, ungenirt, nach englischer Freiheitssitte — freilich nicht Frauensitte, denn diese ist oft prüde genug — hier die beiden national, historisch, genial so verschieden ausgeprägten Männer höchsten geistigen Rangs miteinander umgehen, obwol der eine ein Mann des Volks und doch nicht minder vornehm, der andere ein Großer, wol gar ein Tory auch dem politischen Glaubensbekenntnisse nach ist. Wir Continentalen, nun vollends in Deutschland, sind darin in der Regel viel heikliger, ja gestehen wir es nur unumwunden, viel schwerfälliger, berechneter, unverbesserlich was unsere eingefleischten Vorurtheile betrifft. Bei uns kommt man nicht selten aus dem Rücksichtnehmen gar nicht heraus und gelangt nur schwer zu einer unbefangenen Einsicht im Geselligen, um nicht etwa im Politischen falsch beurtheilt zu werden. Da heißt es nach deutscher Philisterart: darf ich mit diesem oder jenem Umgang pflegen, ohne zu seiner Partei oder auch nur Coterie und Clique gerechnet zu werden? So dachten und handelten weder Scott noch Moore.

Aber wir wollen dem Leser auch Moore den Dichter etwas näher gerückt sehen, und flechten auch darüber hier einiges noch ein und zwar aus der Feder unsers Autors selbst. Dabei muß man immer daran festhalten, daß Moore nicht blos politischer, sondern auch erotischer Dichter war. Brandes sagt:

> Im Jahre 1807 erschien der erste Band von Moore's „Irischen Melodien", sein Anwartschaftsbrief auf die Unsterblichkeit. Alles, was sein unglückliches Heimatland in den langen Jahren der Schmach gelitten, seine Schmerzen und Seufzer, sein begeisterter Aufschwung, seine kriegerische Kühnheit und

sein Lächeln unter Thränen: alles blickte bald hier, bald da zwischen Liedern hervor, die in sprudelndem, halb wehmüthigem Leichtsinn und erotischer Schwärmerei geschrieben sind.

Dennoch, wie auch wir oben bereits andeuteten, war Moore auch im Politischen kein Ultra, kein unversöhnlicher Stürmer, wie es den Anschein haben könnte. Der Verfasser bemerkt daher:

> Moore war kein irischer Home-Ruler, der hier Irlands Sache vertrat: denn er wollte keineswegs seine Geburtsinsel von England losgerissen, er wollte sie nur besser und gerechter regiert sehen. Es war kein Republikaner, der sich hier so derb gegen die Könige aussprach, sondern ein aufrichtiger Monarchist, welcher schlechte Könige durch gute ersetzt wünschte.

Soweit Brandes.

Auch Dichter wie Keats und W. S. Landor sind von einer so bedeutenden Großartigkeit, nach dem, was unser Autor über sie ausführt, daß auch wir gern hier länger und näher bei ihnen verweilten, wenn wir dadurch mit dem Raume nicht in die Enge kämen. Hier ist aber noch eine besondere Frage zu stellen, und zwar in Ansehung des vom Verfasser gebrauchten Namens „Seeschule". Diese Benennung ist gewiß zutreffend genug; nur hätten wir erwartet, es wäre darüber noch etwas Bestimmteres festgestellt, es wäre die Wahl jenes Namens näher motivirt worden, und welche der erwähnten Dichter denn eigentlich jene Seeschule constituiren, welche von ihnen deren Mitglieder sind, denn Walter Scott, Shelley und Byron dürfen ihr ja nicht beigezählt werden. Wenn sich indessen auch der Name Seeschule scharf markirt, so könnte doch komisch genug der Fall eintreten, daß ein nicht zu geübter Leser auf die seltsame Auslegung geriethe, daß jene Schule ein Institut sei für Ausbildung junger Leute, die sich dem Seewesen zu widmen gedenken.

Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Dante-Literatur in Deutschland.

1. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von Karl Streckfuß. Mit berichtigter Uebertragung und völlig umgearbeiteter Erklärung neu herausgegeben von Rudolf Pfleiderer. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1876. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.
2. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von Karl Bartsch. Drei Theile. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1877. Gr. 8. 10 M.
3. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt von Karl Witte. Dritte Ausgabe. Zwei Bände. Mit Porträt Dante's und einem Weltplan nach Dante's Anschauung. Berlin, v. Decker. 1876. 8. 10 M.

Jede neu erscheinende oder neu aufgelegte deutsche Uebersetzung von Dante's „Göttlicher Komödie" erweckt immer wieder die Frage, ob sich Gehalt und geistige Form der schwierigen Dichtung besser in gereimten Terzinen oder in reimlosen iambischen Fünffüßlern übertragen lasse: die Beantwortung derselben bleibt die alte, daß in beiden Fällen etwas Wesentliches vom Original verloren geht, dort die jederzeit treue Wiedergabe des Wortes und die dem Dichter eigenthümliche Schärfe und Knappheit des Ausdrucks, hier die bezaubernde Harmonie der Strophenverflechtung und die meist so schlagende Anwendung der Reimworte. Auch die altbewährte, in gewissen Grenzen volksthümlich gewordene Terzinenübertragung von Karl Streckfuß hat ihre Aufgabe nur durch vielfache, allerdings nirgends den Hauptsinn beeinträchtigende Entstellungen des Wortlautes, durch zahlreiche Flickwörter und taube Nüsse im Ausdruck, die den imponirenden Lapidarstil des Originaltextes abschwächen, zu lösen vermocht. Und so sagt der neue Herausgeber wol zu viel, wenn er in seinem Vorworte dieser Uebersetzung das Zeugniß „unvergänglichen Reizes, schwungvoller, poetischer Frische, sprachlicher Eleganz und populärer Verständlichkeit" ausstellt; es mag vielmehr genügen anzuerkennen, daß der Uebersetzer im ganzen das Mögliche geleistet, dieses Mögliche aber behaftet mit den schwer vermeidlichen Unvollkommenheiten im einzelnen. Darum hat sich Rudolf Pfleiderer, bei den Verehrern Dante's bereits durch eine frühere Schrift über die „Göttliche Komödie" vom Jahre 1871 in gutem Andenken, durch vorliegende berichtigte und neu commentirte Ausgabe des trefflichen Werks (Nr. 1) um die weitere Verbreitung der Dante-Lektüre in Deutschland ein namhaftes Verdienst erworben. An die Stelle vieler dürftigen, von einseitigem oder veraltetem Standpunkt abgefaßten Anmerkungen zum Text ist eine Fülle von theologisch-philosophischen Erklärungen und Excursen nach den Ergebnissen der heutigen Forschung getreten, sodaß *diese* zusammen einen vollständigen Commentar *der Dichtung* ausmachen und die in Wegfall gekommene Einleitung nicht vermissen lassen, ja es möchte in diesen Theilen des Buchs dem Leser, für welchen es berechnet ist, des Guten eher zu viel als zu wenig geboten sein. Was die Abänderungen des frühern Textes der Uebersetzung anlangt, so sind es, inwieweit Referent sich hat überzeugen können, größtentheils unleugbare Verbesserungen; doch ist noch manches Flickwort um des Reimes willen, auch hier und da eine leere und bauschige Erweiterung des einfachen Wortlautes stehen geblieben, z. B. „Hölle" (I, 101, 102), wo die schlichten Texteswor te „der Windhund wird kommen, der es (das Thier) sterben macht mit Schmerz" in den prangenden Satz umgestaltet erscheinen:

> Die edle Dogge kommt, die kühn
> Es würgt und hinstürzt in die ew'gen Schatten.

Fr. Notter, dessen Uebersetzung der Herausgeber sonst bisweilen gefolgt ist, schreibt hier einfacher und strengetreuer:

> Hervor einst bricht
> Der Bracke, der's in Qual jagt zu den Schatten.

Auch das „Glühen" des Hungers und das „Blühen" der Dogge in den folgenden Versen, sowie unter andern in „Paradies" (XVI, 27) das Präsens „kann" statt des hier unerlaßlichen Perfectums einzig und allein der Reimung wegen zu dem vorangehenden „Johann", sind leider aus dem frühern Texte festgehalten und konnten doch vermieden werden, wie abermals Notter beweist. Andere Stellen sind ungeändert, ohne daß eine Verbesserung sich

darin erkennen läßt; so „Hölle" (V. 36, ebenso 120), wo ohne Noth die frühere wörtliche Uebersetzung mit verallgemeinerten Redeweisen vertauscht ist. Außerdem finden sich auch Verbesserungen dem Sinne nach, deren Genuß der Leser mit der Hinnahme schlechter Reime an Stelle der frühern guten erkaufen muß; so „Hölle" (XXVIII, 88), „Fegfeuer" (XX, 93), „Paradies" (XXIII, 89). Der Verfasser verzeihe diese Ausstellungen, denen sich noch ein störender Druckfehler, „Hölle" (III, 7), „von" statt „vor", welchen der alte Text nicht hat, zugesellen mag, zu Gunsten künftiger Verbesserungen; um so uneingeschränkter gebührt ihm die Anerkennung im allgemeinen, für die Reihe der Reclam'schen Volksausgaben ein in seiner Neugestaltung so werthvolles inhaltreiches Buch geliefert zu haben.

Eine angenehme Ueberraschung für alle Dante-Beflissenen, trotz der übergroßen Zahl der bereits veröffentlichten Uebersetzungen, war die neu erschienene, von dem rühmlichst bekannten Germanisten und Romanisten Karl Bartsch (Nr. 2). Derselbe läßt seine Arbeit nur als einen abermaligen Versuch gelten, in der schwer zu bewältigenden Terzinenform eine treue, lesbare, den Stil des Dichters wiedergebende Verdeutschung herzustellen, wobei er sich selbst nicht verhehlt, wie weit auch er noch hinter seinem streng festgehaltenen Ziel hat zurückbleiben müssen. Es ist nun nicht zu verkennen, daß diese Uebertragung den Anforderungen eines so schwierigen Unternehmens nach allen Seiten hin zunächst in höherm Grade gerecht wird als ihre Vorgänger: sie wahrt den Ton des Originals und die Treue des Wortsinnes, liest sich mit Behagen und berührt wohlthuend das Ohr wie die innere Empfindung durch festgehaltene Reinheit der Reime, die der Terzine so wesentlich ist. So im allgemeinen; im einzelnen machen sich doch auch hier die Opfer der Reimnoth, freilich nur dem genauer Erwägenden, bemerklich. Referent hat die fünf ersten Gesänge der „Hölle" einer Prüfung unterworfen und erlaubt sich, von dem dabei Beobachteten Folgendes anzuführen, nur zur Andeutung, wie auf diesem Gebiete noch manches zu wünschen und zu leisten übrigbleibt. Hier und da finden sich leere Stellen im Verse durch müßige Hülfswörtchen, wie: denn, schon, gerade, ausgefüllt; der Reimung zu Liebe begegnen wir lahmen und unbequemen Ausdrucksweisen, wie II, 10, 12 („der als Führer mit will gehen" — „lässest mich bestehen", beides nach dem Vorgange Notter's), 47 („Die ehrenvolle Bahn läßt sein"), V. 51 („Auf die die finstre Luft dringt strafend ein"); denselben Ursprung hat II, 17 das „gebar" auf einen Mann als Subject bezogen, welches überdies in der Form des Sollens (dovea) erscheinen mußte, desgleichen IV, 26 das Beben der Luft „wie Weiden", wovon im Originaltext keine Spur. Drei andere Stellen würden sich gewiß dem Wortlaute des Originals entsprechender und lesbarer wiedergeben lassen. II, 133, 134:

> Sie Gnädige, die mir zu Hülfe kam!
> Dank auch dir Gütiger —

sowol Streckfuß als Notter haben hier den Gedankenrhythmus des Textes (O pietosa colei — E tu cortese) besser getroffen. III, 97, 98:

> Da ward es ruhig in dem haarevollen
> Gesicht des Fährmanns in dem Reich der Schatten; —

das doppelte „in" stört die Auffassung, und „das Reich der Schatten" an Stelle des „fahlen Moors", wie Notter glücklich übersetzt, hält es wiederum mehr mit den beiden Begleitreimen als mit dem „livida palude" des Originals. V. 121, 122:

> Wer kennt ein größer Leiden,
> Als wer im Elend schön'rer Zeit gedenkt? —

wo die Umstellung der Textesworte in die Frageform mit dem wiederholten „wer" im Vorder- und Nachsatze abschwächend wirkt und ohne ersichtliche Nöthigung eingeführt ist. Andere Stellen von einigem Belang verletzen auch den Wortsinn des Originals, z. B. III, 106:

> Worauf sie insgesammt den Rückzug nahmen, —

was der von dem Dichter beabsichtigten Anschauung (si ritrasser insieme) widerspricht, indem er, in Uebereinstimmung mit dem Drange zur Ueberfahrt (V. 124), keineswegs einen Rückzug, vielmehr ein sich Zusammendrängen der zur Ueberfahrt kommenden Seelen vorführen will, wie dies sowol Streckfuß als Notter richtig übersetzen. Die berühmte erste Terzine des dritten Gesanges ist allerdings auch hier nicht vollkommen wiedergegeben, was vielleicht unmöglich, doch treuer als von Streckfuß und Notter; nur für das unerreichbare per me si va hat der letztere wenigstens eine besser lesbare Form gefunden als das wörtliche, aber schwerfällige „Durch mich geht's ein". Ein recht fühlbarer und äußerlicher Mangel des Abdrucks der Uebersetzung, dessen Abhülfe bei einer wiederholten Ausgabe dringend zu wünschen, besteht in dem Fehlen der fortlaufenden Ziffernangabe jedes Gesanges über den Seiten; auch Notter hat sich diesen Mangel zu Schulden kommen lassen. Die Anmerkungen zum Texte sind auf das Nothdürftigste beschränkt; die vorausgehende Einleitung behandelt in dem einen Abschnitt das allgemein Geschichtliche und das Biographische, in dem andern, knapp und bündig, die Schriften Dante's, insbesondere die „Göttliche Komödie", dort wie hier ausschließlich mit Beweisstellen aus der Dichtung selbst. Zu drei Punkten der Einleitung will Referent seine Einwendungen nicht verschweigen. Wenn auch hier noch, die Gesichtsbildung Dante's betreffend, von der „etwas überstehenden Oberlippe" gesprochen und als Gewährsmann dafür der älteste Biograph des Dichters, Boccaccio, angeführt wird, so kann der Verfasser die Worte desselben nicht eingesehen haben; denn diese, in beiden vorhandenen Lesarten, beweisen, in Uebereinstimmung mit allen überlieferten Porträts, das gerade Gegentheil; A. Kopisch hat zuerst in seinem sehr flüchtig zusammengeschriebenen Buche von 1842 diese grundfalsche Vorstellung eingeführt. Ferner ist nicht zuzugeben, daß die Vermuthung, der Dichter habe unter jener Frau, in deren Liebe er nach Beatrice's Tode einen Trost fand und die er dann zur Philosophie symbolisirte, seine eigene Gattin Gemma verstanden, jemals eine verbreitete gewesen sei; es liegt darüber wol nirgends etwas vor. Endlich kann Referent nicht gelten lassen, daß der authentische Titel der Komödie lauten müsse: „Die Komödie des Dante Alighieri, eines Florentiners von Herkunft, nicht von Charakter"; denn der Beisatz „natione non moribus" zu Florentini in dem Briefe an Can Grande, woher diese Annahme stammt, sollte gewiß nur des Dichters augenblickliche Stimmung vor dem Fürsten ausdrücken, nicht dem dort angegebenen Titel der Dich-

tung selbst angehören; das Vorfinden der Worte in einigen Codices, z. B. in dem von Karl Witte bezeichneten, möchte keinen Beweis abgeben, sondern sich ebenso aus der irrthümlichen Herübernahme der drei Worte jenes Briefs erklären.

Gleichzeitig ist die dritte Ausgabe der Uebersetzung von Karl Witte (Nr. 3) erschienen, über deren erste im Jahre 1866 zur Zeit in d. Bl. berichtet worden. Seitdem hat das ausgezeichnete Werk, fortschreitend mit jeder zu Tage tretenden Bereicherung der Dante-Literatur, die mannichfaltigste Vervollkommnung erfahren, sowol bezüglich der Uebersetzung als der Erläuterungen, für welche letztere unter anderm der neue Commentar von Scartazzini eine reiche Ausbeute gewährte. Gegenüber allen frühern Uebersetzungen und populär gehaltenen Erklärungen des Gedichts dürfen wir es als eine besondere Gunst schätzen, wenn der hervorragendste Dante-Forscher seinen Landsleuten eine von Erklärungen und Einleitung begleitete Uebertragung in die Muttersprache widmet; wer in die ebenfalls im vorigen Jahre erschienene kritische Ausgabe der „Vita nuova“ von K. Witte einen Blick thut, wird sich ihm zu Danke verpflichtet fühlen, daß er selbst auch, der tiefste Kenner des umfassenden Materials, von feinem Geschmack geleitet, mit einer Verdolmetschung dem allgemeinern Bedürfniß entgegenzukommen geneigt war. Von der Einleitung, die gegen früher fast ungeändert geblieben, muß heute wie damals gesagt werden, daß sie, nach Inhalt, Gedankengang und Form, als das reife Erzeugniß von Studien eines halben Jahrhunderts erscheint: die Entwickelung des Stoffs hat etwas Künstlerisches und der Stil die Gediegenheit der einfachen, streng am Gegenstande haftenden Wahrheit. Die Uebersetzung zeigt an vielen Stellen wesentliche Abänderungen zum Bessern; nach der Versicherung des Verfassers trifft dies mehr als ein Zwölftheil der Verse. Mit dem Fallenlassen der gereimten Terzinenstrophe gewann der Uebersetzer die volle Freiheit zur treuesten und ungezwungensten Wiedergabe der Textesworte und der geistigen Form des Originals; für den Wohllaut des Reims an sich und die Plastik der symmetrisch sich verschlingenden Gleichklänge, die geopfert werden mußten, entschädigt, soweit dies erreichbar, der leicht dem Rhythmus der Gedanken sich fügende Fluß der Rede im iambischen Fünffüßler. Die Witte'sche Uebersetzung ist lesbarer und treuer als ihre Vorgänger, die in demselben schlichten Gewande auftreten; doch auch sie läßt noch Raum für einige Nachbesserungen sowol im sprachlichen Ausdruck als in der Uebertragung des Wortsinnes. Aus den ersten Gesängen wäre in dieser Beziehung Folgendes hervorzuheben. Verkürzungen wie „abfall'n“ und „wünsch'st“ sind wol unzulässig, ebenso Hiaten wie „raubte uns“ unzulässig, zumal in der von der Fessel des Reims freien iambischen Rede. Im dritten Gesange hat der hundertfünfundzwanzigste Vers einen überzähligen Fuß. Für die Uebersetzung des duro im zwölften Verse desselben Gesangs durch „düster“, an Stelle des zunächst sich bietenden „hart“ ist kein Grund ersichtlich, indem die Härte hier von wesentlicher Bedeutung erscheint; ferner die Wiedergabe von per sè foro im neununddreißigsten Verse durch „unparteiisch“, im Gegensatz zur Treue, gibt der zu schildernden Haltung jener Unentschiedenen eine unbeabsichtigte Beimischung von Lob, wenigstens nach dem allgemein üblichen Begriffe von Unparteilichkeit; auch die Stelle V. 129, wo senza alcun sospetto ungewöhnlicherweise im objectiven statt im subjectiven Sinne aufgefaßt und demgemäß übersetzt ist: „unbeargwohnt waren wir“, anstatt „ohne Argwohn“, was auch allein hier zur Situation paßt, empfiehlt sich der nachbessernden Feder. Es ist ein kleinliches Geschäft, an einer bedeutenden Arbeit wie die vorliegende solche Stäubchen aufzulesen; aber es darf doch am richtigen Orte nicht unterlassen bleiben. Die äußerliche Einrichtung des Werks gewährt auch in *dieser dritten* Bearbeitung die frühere Bequemlichkeit der Ziffern- und Inhaltsangaben über den Seiten sowie der steten Uebereinstimmung der letztern mit denen der kleinen Textausgabe desselben Verfassers von 1862, ein Vorzug vor andern Uebersetzungen, der für die Einführung in das Studium des Dichters nicht gering angeschlagen werden darf.

Theodor Paur.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Ein literarhistorisches Lustspiel: „Die Komödie auf der Hochschule“ von Friedrich Helbig, erschien überhaupt zum ersten male auf der Bühne des leipziger Stadttheaters und fand eine freundliche Aufnahme, welche der frische Ton der Novität verdiente. In derselben wird das pedantische Zopfthum der Universitäten gegeiselt. Der Held des Stücks ist der berühmte Gelehrte und Epigrammatiker Kästner, welcher als Vertreter der neuen Zeitideen und besonders als begeisterter Verehrer Schiller's in die chinesische Mauer der Georgia Augusta Bresche schießt, sich der dort spielenden Schauspielgesellschaft annimmt und einige Professoren, besonders einen entdeckungslustigen Physiker, ad absurdum führt. Dem Verfasser, der über einen gesunden Humor und Mutterwitz gebietet, fehlt noch die dramatische Technik; die Verwickelungen sind etwas locker geschürzt, und einige declamatorische Längen wirken störend. Dagegen spitzen sich die Schlüsse des zweiten und dritten Actes recht wirksam zu. Von der poetischen Licenz in Bezug auf freie Verwerthung historischer Thatsachen und verwegene Anachronismen macht der Autor einen ausgedehnten Gebrauch. Er läßt Kästner zur Zeit, als Schiller die Professur in Jena erhielt, noch als jungen Docenten in Göttingen wirken, während er damals schon ein hochbejahrter Mann war. Zu bedauern ist, daß er unter den Töchtern des Professor Michaelis die geniale Karoline, später A. W. Schlegel's und Schelling's Frau, auf die Bühne zu bringen vergaß und sich ebenso einen der interessantesten Charakterköpfe in der Galerie deutscher Gelehrten, den witzigen Satiriker Lichtenberg, damals eine Zierde der Georgia Augusta, entgehen ließ.

— Deutsche Tragödien machen selten einen so raschen Rundlauf über die Bühnen wie die leichtgeschürzten Lustspiele; in der Regel bedürfen sie namhafter Künstler, um den Weg über die Bühnen mit Erfolg zurückzulegen, und erst sehr allmählich fassen sie festen Fuß in den Repertoires. Das beweisen z. B. die Adolf Wilbrandt'schen Dramen, die nach einem glänzenden Erfolg am wiener Burgtheater in Norddeutschland längere Zeit unbeachtet blieben, um so mehr als das berliner Hoftheater sich ihnen verschloß. „Arria und Messalina“ wurde erst durch Charlotte Wolter nach Dresden und Berlin gebracht, wo das Stück großen Erfolg hatte. Fräulein Pauline Ulrich spielte

die Messalina dann ebenfalls mit Erfolg in Berlin und später in Leipzig. „Gracchus der Volkstribun“ ist neuerdings durch Ludwig Barnay in Fluß gebracht worden, der am hamburger Stadttheater in Darstellung der Titelrolle sich hervorthat und dieselbe dann auch am berliner Nationaltheater mit großem Erfolg spielte.

— Balzac's „Mercadet“ ist durch die deutsche Gründungs- und Schwindelepoche in Deutschland auf einmal in Mode gekommen und wird in drei verschiedenen Bearbeitungen an drei verschiedenen Bühnen in Berlin, auch am Hoftheater, gegeben. Uebrigens ist das Stück keine neue Errungenschaft des deutschen Repertoires; wir sahen dasselbe schon im Jahre 1849 am hamburger Thaliatheater aufführen, wo Heinrich Marr die Titelrolle vortrefflich gab.

— Da die Burg einen „Nero“ hat, so mußte auch das wiener Stadttheater einen haben: Martin Graf's „Nero“ wurde dort und auch am dresdener Residenztheater, doch ohne nachhaltigen Erfolg, gegeben. Der anmuthige Lyriker hat für die Darstellung des Dämonischen keine Begabung.

— Das an Iffland's „Hagestolzen“ erinnernde Schauspiel von Erkmann-Chatrian: „L'ami Fritz“, eine elsasser Idylle, ist auf dem jetzt nicht ungewöhnlichen Wege der Rückaneignung auf das deutsche Repertoire gekommen und hat am berliner Residenztheater und am wiener Stadttheater eine günstige Aufnahme gefunden. Die Moral des Stücks ist, wie die augustische Lex Julia et Poppaea, gegen das Junggesellenthum gerichtet, und der Rabbi David Sichel ist der Eheprocurator, der für die Ehe plaidirt. Das Stück ist eigentlich für französische Zustände berechnet; in Deutschland bedarf es keiner Angriffe auf die Hagestolzen.

— Jules Verne hat mit seinen kosmischen Phantastereien und seiner gewaltigen ethnographischen Phantasie nicht nur das Lesepublikum für sich erobert, sondern auch die Ausstattungsbühnen sind ihm zu Dank verpflichtet. Neuerdings ist ein von R. Elcho bearbeitetes Drama: „Der Kurier des Zaren“, am berliner Victoriatheater mit glänzender Inscenirung gegeben worden, wie schon früher in anderer Bearbeitung am pesther Volkstheater und wiener Carltheater. Hier spielen keine Nixen mit wie in der „Schönen Melusina“, aber das ethnographische Welttheater thut sich vor uns auf: eine Messe in Nishnij-Nowgorod, ein Sturm im Ural, ein Kampf zwischen Russen und Tataren, ein Fest des Tatarenfürsten Rustan-Khan, dazu zwei Wandeldecorationen: Aussicht vom Luftballon und an den Ufern des Baikalsees; was kann man von der decorativen Ausstattung einer Bühne mehr verlangen?

— Die Aufführung, welche das berliner Victoriatheater zum Benefiz des berliner Schriftstellervereins „Die Presse“ veranstaltete, hat einen Reinertrag von 9000 Mark ergeben. Aufgeführt wurde Shakspeare's „Wintermärchen“. Fräulein Ellmenreich vom Stadttheater zu Hamburg glänzte als Hermione.

— Das deutsche Repertoire, auch an ersten Bühnen, hat jetzt einen zoologischen Charakter angenommen; die Hausthiere spielen eine große Rolle; hier stößt man auf „Hector“, dort auf den „Schimmel“. Beides sind Einacter, welche G. von Moser verfaßt hat. Ein anderes Lustspiel von ihm und G. von Putlitz: „Ein Opfer“, unter dem Pseudonym Gustav Serlitz veröffentlicht, hat am wiener Stadttheater keinen Erfolg gehabt. An demselben Theater gefiel Paul Lindau's Bluette „Der Zankapfel“.

— Die Oper von Leo Delibes „Der König hat's gesagt“ gefiel am berliner Hofoperntheater.

— In London finden die Richard Wagner-Concerte großen Beifall, besonders das dritte, welches den Walkürenritt vorführte. Im Juni rüstet man sich dort zu einem glänzenden Händel-Fest.

— Die Oper „Der König von Lahore“ von Massenet ist an der pariser Großen Oper mit glänzender Ausstattung und durchschlagendem Erfolg gegeben worden.

Bibliographie.

Annaschi, M., Aus König Podiebrad's Tagen. (Historischer Roman.) 3 Bde. Leipzig, M. Schäfer. 8. 18 M.

Baumgartner, A., Lessing's religiöser Entwickelungsgang. Ein Beitrag zur Geschichte des „modernen Gedankens“. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M.

Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 24ster Bd. 1ste Lfg.: Geschichte Lothringens. Von E. H. T. Huhn. 1ste Lfg. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Biltz, K., Anno Zweitausend. Zukunfts-Posse mit Gesang und Tanz. Berlin, Liepmannssohn. 8. 2 M.

Briefe zwischen Alexander von Humboldt und Gauss. Zum 100jährigen Geburtstage von Gauss am 30. April 1877 herausgegeben von K. Bruhns. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 M.

Bunge, F. G. v., Das Herzogthum Estland unter den Königen von Dänemark. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 M.

Burckhardt, J., Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. 3te Aufl., besorgt von L. Geiger. 1ster Bd. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Canstatt, O., Brasilien, Land und Leute. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Delff, H. K. H., Prometheus. Dionysos. Sokrates. Christos. Beiträge zur Religionsgeschichte. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Dühring, E., Der Werth des Lebens populär dargestellt. 2te, völlig umgearb. und bedeutend verm. Aufl. Leipzig, Fues. Gr. 8. 6 M.

Foster, J. P., Geschichte der Entstehung und juristischen Gestaltung der öffentlichen Domainen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Innere Fragen von einem Reichsfreunde. Baden-Baden, Wild. Gr. 8. 40 Pf.

Gareis, C., und P. Zorn, Staat und Kirche in der Schweiz. Eine Darstellung des eidgenössischen und kantonalen Kirchenstaatsrechtes mit besonderer Rücksicht auf die neuere Rechtsentwickelung und die heutigen Conflicte zwischen Staat und Kirche. 1ster Bd. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Grenser, A., Die National- und Landesfarben von 130 Staaten der Erde. Mit historischen Erläuterungen und für decorative Zwecke zusammengestellt. Frankfurt a. M., Rommel. 16. 1 M.

Grote, O., Lucrezia Borgia. Eine Novelle aus der Geschichte der Päpste. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 25 Pf.

Hilty, Berner Staatsgedanken. Academischer Vortrag. Bern, Fiala. Gr. 8. 80 Pf.

Kanngießer, O., Geschichte der Eroberung der freien Stadt Frankfurt durch Preußen im Jahre 1866. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 6 M.

Krebs, G., Militärische Beredsamkeit. Eine Sammlung kriegsgeschichtlicher Beispiele. Budapest, Grill. 8. 80 Pf.

Lohse, J., Die Religion und socialistische Bewegung. Ein protestantischer Vortrag. Oldenburg, Schulze. 8. 50 Pf.

Mehlis, C., Fahrten durch die Pfalz. Historische Landschaftsbilder. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Obermüller, W., Saken und Sachsen. Der Hessen-Völker 2ter Bd. Historisch-sprachliche Forschung. 1stes Hft. Wien, Eurich. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Prantl, C. v., Verstehen und Beurtheilen. München, Franz. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Rottmanner, M., Der Cardinal von Baiern. Mit Documenten aus den Jahren 1736—1740. München, Stahl. Gr. 8. 2 M.

Rudloff-Grübs, R., Unser deutsches Credit-System, dessen Krankheit und Heilung. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 80 Pf.

Salzbrunn, Alice, Novellen und Skizzen. Aus dem Englischen übersetzt. Dingolfing, Russy. 8. 1 M.

Schneider, L., Auch für Gymnasial-Reform. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. Neu-Ruppin, Held. Gr. 8. 1 M.

Siegmund, F., Gedichte in Reichenberger Mundart. 2te verm. Aufl. Reichenberg, Schöpfer. 16. 1 M.

Springer, R., Banquier und Schriftsteller. Lebensbild aus der Berliner Gesellschaft. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 4 M. 50 Pf.

Stangen, C., Palästina und Syrien. Berlin, Grieben. 8. 2 M.

Starck, R., Der rothe Thurm oder der Mörder auf dem Todtenbette. Romantische Erzählung nach einer wahren Begebenheit. 20 Lfgn. Berlin, Lindenberg u. Comp. Gr. 8. à 40 Pf.

Stommel, G., Die deutsche Industrie vor dem Reichstag. Verständigung zwischen Manchesterthum und Schutzzollpartei auf der wissenschaftlichen Grundlage der zukünftigen deutschen Handelspolitik. Kritische Studie. 3te über die Hälfte vermehrte Auflage. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 2 M.

Wallner's Volks- und National-Theater. 2te Lfg.: Der Vagabond. Drama von H. Starcke. — 3te Lfg.: Der letzte Gruß. Dramatische Dichtung von H. Starcke. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

Wendt, O., Die Ursachen der geringen Erfolge des Unterrichts in der Naturbeschreibung und Entwurf eines Lehrplanes für denselben. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 30 Pf.

Wenzel, M., Kriegswesen und Heeres-Organisation der Römer. Eine kriegsgeschichtliche Studie. Berlin, Luckhardt. Gr. 8. 2 M.

Winterfeld, A. v., Neue Garnisongeschichten. Soldatenhumor. 1ster u. 2ter Bd. Jena, Costenoble. Gr. 16. à 1 M.

— — Der Mops. Komischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Wittmann, P., Die Pfalzgrafen von Bayern. Von der philosophischen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Wittstein, T., Gedächtnissrede auf Carl Friedrich Gauss zur Feier des 30. April 1877. Hannover, Hahn. Gr. 8. 40 Pf.

Zernial, Thiere und Pflanzen in der germanischen Volkspoesie. Berlin. 1876. Gr. 4. 1 M.

Zintgraf, H., Landsberg a. L. und Umgebung. Historisch-topographische Skizze. Gr. 8. Landsberg a. L., Berza. Gr. 16. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

TEATRO ESCOGIDO

de

Don Pedro Calderon de la Barca.

3 tomos.

(Coleccion de autores españoles, tom. 35—37.)

8. Geh. 10 M. 50 Pf. Geb. 13 M. 50 Pf.

NOVELLE

di

Cesare Balbo.

Edizione consentita dall' editore proprietario.

(Biblioteca d'autori italiani, tomo 3.)

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Schön ausgestattete, correcte und wohlfeile Ausgaben aus der „Bibliothek ausländischer Autoren in den Originalsprachen", welche die besten ältern und neuern Werke der spanischen, italienischen, portugiesischen und anderer fremden Literaturen umfasst.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Quer durch Afrika.

Von

Verney Lovett Cameron.

In zwei Theilen.

Mit 152 Abbildungen in Holzschnitt, 4 Facsimiletafeln und einer lithographirten Karte.

Erster Theil.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Cameron's Bericht über seine weltberühmte Reise von der Ostküste bis zur Westküste des äquatorialen Afrika, das bedeutendste Reisewerk der Gegenwart, wird hier in einer autorisirten, mit Abbildungen und Karten reich ausgestatteten Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Der zweite Theil befindet sich unter der Presse und wird binnen kurzem folgen.

Die (Augsburger) Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher und Handels-Beilage)

kostet in Deutschland und Oesterreich bei Postbezug vierteljährlich 9 Mark; direct per Kreuzband monatlich 4 Mark (5 M. 60 Pf. für die andern Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung: im Weltpostverein 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 22 M. 50 Pf.

Leitartikel und wissenschaftliche Aufsätze in Nr. 144—150: Der russische Feldzug gegen die Türkei. (V./VI.) — Erzherzog Albrecht und die Orientkrisis. — Militärische Betrachtungen über die letzten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze an der untern Donau. — Die Diplomatie und die Orientkrisis. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Centralasien und der Glaubenskrieg. — Wiener Briefe. (LXXV.) — Böhmische Briefe. (IV.) — Lessing und Aristoteles. — Römische Alterthümer und Inschriften aus Heidelberg. Von Karl Christ. (II.) — Die Völkerstimmen im Nordosten Frankreichs. — Aus dem londoner Kunstleben. (II.) — Ethnographische Aphorismen zum russischen Donauübergang. Von F. Kanitz. — Angola. Von Herman Soyaux. — Ein Fortschritt in der Erkenntniß der epidemischen Krankheiten und ihrer Bekämpfung. Von Dr. H. Buchner. (I.) — Römische Briefe. (X.) — F. von Richthofen's Werk über China. Von K. F. Peters. — Bericht der niederösterreichischen Handelskammer pro 1875. — Die schweizerische Nordostbahn im Lichte der Ziffern. — Aus dem amerikanischen Westen.

Aufträge für Kreuzbandsendungen an die

Expedition in Augsburg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe's Briefwechsel

mit den

Gebrüdern von Humboldt.

(1795—1832.)

Im Auftrage der von Goethe'schen Familie

herausgegeben von

F. Th. Bratranek.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Alles, was von dem Briefwechsel Goethe's mit den Brüdern Wilhelm und Alexander von Humboldt in *den beiderseitigen* Familienarchiven vorhanden ist, wird hier in *getreuem* Abdruck und durch den Herausgeber aufs sorgfältigste geordnet der Oeffentlichkeit übergeben. Die Kenntniß unserer classischen Literaturperiode erfährt dadurch eine hochwichtige, viele Lücken ausfüllende Bereicherung.

Dieser Briefwechsel bildet zugleich den dritten Theil der „Neuen Mittheilungen aus Goethe's handschriftlichem Nachlasse", deren erste zwei Theile enthalten:

Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz. (1812—1832.) Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek. Zwei Bände. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Wilhelm Helfer's

Reisen in Vorderasien und Indien.

Von

Gräfin Pauline Nostitz.

Anhang:

Meine Erlebnisse und Erinnerungen nach Helfer's Tode.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Von vielen Seiten aufgefordert, bringt die Verfasserin dieses mit so großem Beifall aufgenommenen Reisewerks (2 Theile. Preis 9 M.) die darin begonnene Schilderung ihrer interessanten Erlebnisse mit diesem Anhange zum völligen Abschluß. Die zahlreichen Besitzer des erstern werden ihr dafür besonders dankbar sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 14. Juni 1877.

Neue Literatur über Italien.

1. Italia. Herausgegeben von Karl Hillebrand. Dritter Band. Leipzig, Hartung u. Sohn. 1876. Gr. 8. 8 M.
2. Italienische Plaudereien. Von Hektor Frank. Leipzig, O. Wigand. 1876. Gr. 8. 7 M.
3. Im Sabinergebirge. Briefe aus Gennazzano von Wilhelm Bergsöe. Aus dem Dänischen von August Peters. Volksausgabe. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1877. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Wanderjahre in Italien. Von Ferdinand Gregorovius. Fünfter Band: Apulische Landschaften. Leipzig, Brockhaus. 1877. 8. 5 M. 40 Pf.
5. Studien über Italien. Rom und Neapel. Von W. Hoffmann. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1876. 8. 6 M.

Die deutsche Literatur über Italien ist bereits umfangreich genug, um eine respectable Bibliothek zu füllen. Noch alljährlich wächst die Zahl derer, die mit oder ohne Herrn Stangen die Alpen übersteigen. Ist es doch sogar dem norddeutschen Beamten oder Lehrer durch Eisenbahnen und Rundreisebillete jetzt ermöglicht, innerhalb seiner Ferien und mit mäßigem Kostenaufwande nicht nur Mailand und Venedig, sondern sogar Florenz, Rom und Neapel einen flüchtigen Besuch abzustatten. Bald werden die deutschen Italienfahrer auch die Söhne Albions überflügelt haben, deren Zahl auf der Halbinsel vor 50 Jahren größer war als die aller übrigen Fremden zusammengenommen. Aber nicht nur die Schar der gewöhnlichen Touristen hat sich vergrößert: auch die Jünger der Wissenschaft ziehen alljährlich in wachsender Zahl südwärts, theils zu kürzerm Aufenthalt mit bestimmtem Zwecke, theils zu längerer, ja wol lebenslänglicher Ansiedelung auf dem classischen Boden. In erster Linie begegnen wir Historikern und Archäologen. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die Mitglieder des Archäologischen Instituts in Rom, an den Herausgeber der „Italia", an Gregorovius und Reumont. Mit begreiflichem Ingrimm sehen die Franzosen sich auch auf diesem Gebiete, das sie früher als ihre specielle Domäne betrachteten, von den gehaßten östlichen Nachbarn überflügelt. „Die Schüler Ranke's bevölkern Italien; in Rom, in Florenz, in Mailand, in Ferrara begegnet man nur ihnen; sie durchforschen die Staatsdocumente, entziffern die Correspondenzen, durchwühlen die Archive und lassen dieselben alles erzählen, was sie wissen, und oft sogar noch viel mehr als sie wissen. Denn jeder hat seine These in der Tasche, eine These, die zuweilen sinnreich, aber immer für das schöne Land, wo die Orange blüht, mehr oder weniger unangenehm ist." *)

Der ergrimmte und neidische Franzose kann nicht begreifen, wie die Italiener „diese Barbaren, die sie anschwärzen", so freundlich empfangen mögen. Seine giftigen und verleumderischen Insinuationen werden ihm wenig nützen, die Italiener sehen klar genug, um die Vortheile, die ihnen die gründlichen, nur der objectiven Erforschung der Wahrheit geltenden Forschungen deutscher Gelehrten bringen, ihrem vollen Werthe nach zu würdigen. In der That bahnt sich auf diesem Wege ein immer glücklicheres Verhältniß zwischen den beiden Nationen an, die keinerlei widerstreitende und so viele gemeinsame Interessen haben, ein Verhältniß, das allerdings — und hier liegt das Hauptmotiv der französischen Misgunst — allmählich auch die politischen Sympathien mehr und mehr fördern wird. So hat auch die deutsche Literatur über Italien ihren Charakter in neuester Zeit wesentlich geändert. Früher bestand die große Masse derselben aus Reiseskizzen, Landschafts- und zuweilen Sittenbildern und zumal persönlichen Erlebnissen der Touristen; jetzt treten in immer größerer Zahl Schriften auf, welche theils kritisch-historische Studien oder geschichtliche Monographien enthalten, theils geographische, statistische, literarische oder kunsthistorische Themata bearbeiten, theils endlich in Form von Zeitschriften oder Sammelwerken die beiden Völker miteinander, ihren Zuständen, Einrichtungen und Bestrebungen bekannt

*) Blaze de Bury in der „Revue des deux mondes" vom 15. März 1877, S. 241.

zu machen suchen. So schwinden von Tage zu Tage mehr die Vorurtheile, welche bisher eine unübersteiglichere Scheidewand zwischen den beiden Nationen bildeten als das Hochgebirge. Wie wir Italien mehr und mehr durch eigene Anschauung kennen lernen, so begnügen sich ihrerseits auch die Italiener nicht länger damit, ihre Kenntniß von Deutschland und den Deutschen aus trüber französischer Quelle zu schöpfen.

Die lange Pause, welche seit dem Erscheinen des zweiten Bandes von Karl Hillebrand's „Italia" (Nr. 1) verflossen war, hatte den Freunden des trefflichen Unternehmens die Besorgniß eingeflößt, daß dasselbe aus Mangel an Theilnahme seitens des deutschen Publikums habe aufgegeben werden müssen. In der That ist es ein ebenso rühmliches Zeugniß für den Herausgeber und die Mitarbeiter wie für die deutsche Lesewelt, daß eine periodische Schrift, die ihrer Natur nach nur für einen verhältnißmäßig geringen Theil des Publikums bedeutenderes Interesse bieten kann, eine hinlängliche Anzahl von Lesern und Käufern findet, um ihr Fortbestehen zu ermöglichen.

Ueber den allgemeinen Charakter, den Zweck und die Bedeutung der „Italia", über Herausgeber und Mitarbeiter aus beiden Ländern haben wir uns schon bei Besprechung der beiden ersten Bände in Nr. 36 d. Bl. f. 1875 geäußert. Der dritte steht denselben weder an Wichtigkeit der besprochenen Materien und an Trefflichkeit der Behandlung, noch an Bedeutung der Verfasser nach. Den größern Theil nehmen acht Originalaufsätze ein. Wie in den frühern Bänden schließen sich daran metrische Uebersetzungen aus dem Italienischen ins Deutsche und umgekehrt. Die erstern sind wieder von Paul Heyse, der sich diesmal einige der schönsten Gedichte von Leopardi ausgewählt hat und mit gewohnter Meisterschaft wiedergibt (wir machen besonders auf den „Sonnabend auf dem Dorfe" aufmerksam). Die Arbeit ist um so verdienstlicher, als der hochbegabte Dichter von Recanati dem deutschen Publikum im ganzen noch wenig bekannt ist. Dagegen hätten wir wünschen mögen, daß Chiarini sein schönes Uebersetzertalent einem dankbarern Gegenstande zugewendet hätte als Heine's „Atta Troll". Heine, in Frankreich längst vorzugsweise beliebt, beginnt jetzt auch in Italien bekannter zu werden — hat man doch seinen „Radcliff" nicht nur übersetzt, sondern auch aufgeführt —; aber nur selten und mit mäßigem Erfolge, wie noch die neuesten französischen Uebersetzungen des „Buchs der Lieder" beweisen, wenden sich die Romanen denjenigen seiner Producte zu, in denen der Dichter das Höchste geleistet hat.*)

Die größern Aufsätze in Prosa liefern werthvolle Beiträge zur Kenntniß der Zustände in dem modernen Italien. „Die italienischen Universitäten", über deren Reform uns Franz Boll und Tommaso-Crudeli berichten, bis vor kurzem fast nur locale Abrichtungsanstalten für den höhern Staatsdienst, sind allerdings durch das Casoti'sche Gesetz von 1859 und mehr noch durch die Bonghi'schen Reformen von 1875 in bessere Bahnen geleitet; aber diese Reformen stehen zum größten Theile erst auf dem Papiere, und wieweit Bonghi's Nachfolger im Unterrichtsministerium, Coppino, Lust und Energie besitzt, sie auszuführen, läßt sich noch nicht sagen. Das Bild, welches uns Carlo Levi von „der neuen Hauptstadt Italiens" entwirft, ist ebenso traurig wie zutreffend, und wenn er mit dem Worte schließt: „Hic hodie male manemus, hic manebimus optime", so ist darin mehr ein frommer Wunsch, als eine auf reeller Basis ruhende Zuversicht zu erkennen. Von besonderm Interesse ist der Aufsatz Paul Lioy's über „Die geistige Nahrung des italienischen Volks". Der Verfasser sah sich als Berichterstatter über den Antrag Cairoli's in der italienischen Deputirtenkammer, allen des Lesens und Schreibens Kundigen das active und passive Wahlrecht zu gewähren, genöthigt, zu untersuchen, worin die geistige Nahrung der untersten Volksklassen, soweit dieselben lesen und schreiben können, bestehe. Diese Studien, in Verbindung mit dem trefflichen Buche Ottino's: „Zeitschriften, Buchhandel und Buchdruckereien in Italien", lieferten den Stoff zu der gründlichen und umfassenden Arbeit, deren Angaben und Resultate Referent an einem andern Orte näher beleuchtet hat.*) Die Volksbildung ist in Italien extensiv wie intensiv in steter Zunahme begriffen, wenn auch langsamer als der italienische Patriot und der Freund des Landes wünschen mögen.

Die alte Streitfrage „Ueber die italienische Sprache", die zumal durch Manzoni's Bestrebungen, den florentinischen Dialekt zum entscheidenden Factor und zur alleinigen Quelle auch der Schriftsprache zu erheben, neu angeregt wurde und wesentlich in dem Dilemma gipfelt: ob italienisch? ob toscanisch oder vielmehr florentinisch? wird von Caix, der selbst mehrfach in den Streit mit eingegriffen hat, ebenso gründlich wie objectiv behandelt. Das Resultat ist für jeden Unparteiischen klar: *das classische* Italienisch fällt weder in seinem Ursprunge *noch in seinem* gegenwärtigen Zustande mit der florentinischen Volkssprache zusammen, wenn es auch aus leicht erklärlichen Gründen dem toscanischen Dialekt ungleich näher steht als irgendeinem andern, und deshalb auch vorzugsweise jetzt und künftig für sein neues etymologisches Material wie für seine Syntax aus dieser Quelle schöpfen wird.

Das unbedingte Verwerfungsurtheil, welches Adolf Bayersdorff über „Die florentinische Kunst der Gegenwart" fällt, wird in Italien allgemeine Empörung erregen und auch in Dentschland wol bei wenigen ungetheilten Beifall finden. Allerdings sündigen die meisten bildenden Künstler des heutigen Florenz einerseits durch Effecthascherei und theatralischen Aufputz, andererseits durch eine oft sklavische, äußerliche und unverständige Nachahmung classischer Vorbilder. Aber abgesehen davon, daß die florentinische Architektur sich einen Stil bewahrt hat, der unsern modernen Großstädten vielfach als Muster vorleuchten könnte, werden auch nicht viele die statuarischen Arbeiten von Fedi, Dupré und Pazzi so unbedingt zu den Todten werfen wie Bayersdorff. Noch wenigere werden mit ihm einverstanden sein, wenn er es tadelt, daß man dem Dome eine Façade zu geben beschlossen hat, die dem decorativen Stil des ganzen Aeußern der Kathedrale entspricht. Gegründeter erscheint das herbe Urtheil über die zeitgenössische Malerei der Arnostadt, doch klingt

*) Ausgezeichnet ist Zendrini's italienische Uebersetzung des „Buchs der Lieder". D. Red.

*) „Unsere Zeit", Jahrg. 1877, I, 211 fg.

es wol allzu hart und etwas hochmüthig, wenn Bayersdorff behauptet, daß auch die berühmtesten professori in ihren Bildern bis zur Unerträglichkeit alltäglich seien und die Palette nicht bis über das gewöhnliche Fibelwissen hinaus beherrschten. Im ganzen meinen wir, daß durch ein solches absprechend-vornehmes Verwerfungsurtheil von A bis Z dem deutschen Leser kein großer Dienst geleistet werde, während der italienische darin von vornherein nur Neid und Ueberhebung erblicken und ihm alle Berechtigung absprechen wird.

Der höchst instructive Aufsatz des bekannten Ingenieurs Wilfried Poreto über „Die Geschichte und gegenwärtige Lage der Eisenbahnen in Italien" bietet ein wenig anmuthendes Bild. Allerdings ist in neuester Zeit hier Bedeutendes geleistet worden: Italien, welches vor zwanzig Jahren nur kurze Fragmente von Schienenwegen besaß, zeigt jetzt ein Netz von Eisenstraßen, welches alle seine Hauptstädte von den Alpen bis zum Aetna, von Mailand, Turin und Venedig bis Brindisi und Tarent und sogar das bis zum Sturze der bourbonischen Könige fast ganz straßenlose Sicilien durchzieht. Was den Bahnen aber, abgesehen von zahlreichen Mängeln in Anlage und Verwaltung, fehlt, ist der rege Verkehr, um sie rentabel zu machen. Die meisten sind nicht im Stande, die Zinsen des Baukapitals aufzubringen; manche werfen nicht einmal genug ab, um die laufenden Betriebskosten zu bestreiten. Die den meisten gewährte Staatsunterstützung oder Zinsgarantie war ungenügend; so ist der Staat genöthigt, eine Linie nach der andern den Privatgesellschaften abzukaufen. Bei den besser situirten toscanischen und lombardischen Bahnen kamen allerdings noch andere Gründe ins Spiel, um den Ankauf zu veranlassen. Bald wird es jenseit der Alpen nur noch Staatsbahnen geben; doch wiegt bisjetzt die Absicht vor, den Betrieb derselben auch künftig der Privatindustrie zu überlassen. Der entgegengesetzte Antrag diente zum Vorwande, um am 18. März des vorigen Jahres das consorteske Ministerium zu Falle zu bringen. Die frühern Regierungen haben auf diesem Gebiete schwer gesündigt; die gegenwärtige hat die Folgen ihrer Fehler zu büßen.

Die „Erinnerungen an Philipp Joseph von Rehfues" von Alexander Kaufmann enthalten im wesentlichen Auszüge aus einer ungedruckten und unvollendeten Autobiographie und umfassen den ersten Aufenthalt von Rehfues in Italien von 1801—5. Die jüngere Generation weiß wenig mehr von dem Manne, dessen Romane „Castell Gozzo" und zumal „Scipio Cicala" wie seine „Briefe aus Italien" und sein Gemälde von Neapel den ältern Mitlebenden noch mit Recht in gutem Andenken stehen. Als einer der ersten, die nach Goethe Deutschland mit italienischer Scenerie, italienischem Wesen und italienischer Literatur bekannt zu machen strebten, verdient er wol einen Platz in der „Italia", wenn auch eine kritische Würdigung seiner desfallsigen Verdienste hier vielleicht noch mehr am Platze gewesen wäre, als die zahlreichen, theilweise ziemlich unbedeutenden Anekdoten aus seinem Leben.

Die „Uebersicht der politischen Lage Italiens im Jahre 1876" zeugt von der gründlichen Kenntniß der Zustände der Halbinsel und dem hellen, von Parteivorurtheilen ungetrübten Blicke, den wir bei dem Herausgeber der „Italia" zu finden gewohnt sind. Natürlich knüpft er an die beiden großen Thatsachen vom März vorigen Jahres an: die Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte und den Sturz der consortesken Regierung. Als er schrieb (September 1876), hatten die Neuwahlen noch nicht in glänzender Weise den Sieg der Linken bestätigt. Bei seiner Untersuchung über die Gründe des Sturzes der gemäßigten Partei behandelt er diese unserer Ansicht nach allzu glimpflich. Sie betrachtete sich als die Erbin der Cavour'schen Politik; aber während diese nach außen hin unter ihren Händen zu einem geistlosen Mechanismus geworden war, fehlte es im Innern überhaupt an einem nachahmbaren Vorbilde. Selbst ein solches für sich und ihre Nachfolger zu schaffen, ging weit über ihre Kräfte. Ohne einen hervorragenden Genius in ihren Reihen, vielköpfig, fast nur in der Negative einig, ohne den Muth und die Kraft zu großen Maßregeln, unsicher hin- und hertastend, ist die Reihe ihrer Misgriffe und Miserfolge eine ungezählte. Ein Wechsel war nothwendig, und bisher hat Italien ihn nicht zu beklagen, wenn auch kein Kenner des Landes sich von demselben eine rasche Heilung der tiefen und zahlreichen Schäden desselben versprechen wird. Was dem Italiener vor allem fehlt, ist das Staatsgefühl; der Staat und seine Beamten erscheinen dem Volke und dem Einzelnen noch immer als eine mehr oder weniger feindliche Macht. Die gegenwärtige Regierung wird die Toleranz gegen die Uebergriffe der Hierarchie nicht so weit treiben wie die frühere; wer aber von ihr ein Eintreten in den Culturkampf nach deutschem Muster erwartet, wird sich getäuscht finden: dazu ist keine italienische Regierung im Stande.

„Vom Büchermarkt" bringt kurze Referate und Kritiken einer ganzen Reihe interessanter Erscheinungen. Mehr und mehr beschäftigen sich die Italiener von heute mit deutscher Literatur. Die „Italia" erwähnt von Uebersetzungen aus neuester Zeit die „Amori di Volfgango Goethe" von Guoli (Goethe's erotische Gedichte mit fortlaufendem biographischen Commentar); die „Italienische Reise" von dem bekannten Uebersetzer Grafen Costilla; zwei Uebersetzungen von Hamerling's „Ahasver in Rom" und Burckhardt's „Geschichte der Renaissance in Italien" von Valbusa. Ueber die italienische Geschichte der neuesten Zeit liefert die treffliche Biographie Carlo Matteucci's („Carlo Matteucci e l' Italia del suo tempo") von Nicomede Bianchi, der sich auch das große Verdienst erworben hat, ein ausführliches Verzeichniß der auf auswärtige Angelegenheiten bezüglichen Documente in dem turiner Staatsarchiv zu veröffentlichen, sowie auch Errera's „Daniel Manin und Venedig" (1848—49) manchen wichtigen Beitrag. Der „Briefwechsel Gioberti's und Pallavicino's" erfährt scharfen Tadel, vor allem wegen der schiefen und nicht von unlautern Motiven freien Beurtheilung Cavour's. Trezza's „Moderne Kritik" gibt eine Probe von dem Eifer und Verständniß, mit dem sich die Italiener von heute philosophischen Studien hingeben. Alle Richtungen sind bei ihnen vertreten, vom transscendentalen Idealismus bis zum Positivismus und zum radicalsten Materialismus. Längere Zeit hindurch hat die Hegel'sche Philosophie, welche ihren Hauptsitz in Neapel hatte, prädominirt; wir glauben jedoch nicht zu irren, wenn wir

in der neuesten Zeit eine größere Hinneigung zum Realismus und zur naturwissenschaftlichen Methode, eine wachsende Abneigung gegen Speculation und Deduction zu bemerken glauben. Möchten sie dabei nicht aus einem Extrem ins andere fallen und vergessen, wie das Trezza wirklich thut, daß es einen absolut sichern Weg zur Ergründung der objectiven Wahrheit nicht gibt, und daß auch bei der inductiven Methode doch das anschauende Subject den unabänderlichen Ausgangspunkt bildet.

Von der Pflege der Naturwissenschaften gibt uns die reichhaltige „Rassegna semestrale delle scienze fisico-naturali in Italia", redigirt von Cavanna und Papesogli; von derjenigen der classischen Philologie, die bei Löscher in Turin erscheinende „Rivista di filologia ed istruzione classica", an der auch deutsche Philologen arbeiten, eine Probe. Ein interessanter Versuch ist die seit dem März 1876 in Florenz veröffentlichte „Rivista internazionale", eine Rundschau über die bedeutendsten Vorgänge und Erscheinungen auf allen Gebieten der geistigen Thätigkeit, an der bisjetzt neben den Italienern hauptsächlich die Deutschen vertreten sind.

Unter den übrigen Schriften, deren die „Italia" gedenkt, ist des trefflichen Domenico Berti's Werk über Kopernicus und die durch sein System hervorgerufenen Kämpfe zwischen Wissenschaft und Aberglaube oder Priestermacht das bedeutendste. Lamarmora's neueste Schrift war wol nicht zeitig genug erschienen, um noch besprochen zu werden; sonst würde der Herausgeber schwerlich verfehlt haben, dies traurige Machwerk, das selbst die „Revue des deux mondes", so sehr es in ihren Kram paßt, nur schüchtern und mit Reserve zu rühmen wagt, mit einigen treffenden Worten abzufertigen.

Der Titel des Buchs von **Hektor Frank**: „Italienische Plaudereien" (Nr. 2), erinnert an die bekannten athenischen und die Plaudereien aus dem Elsaß im Feuilleton der „National-Zeitung". In der That hat das Werk denselben Ursprung. Was sich dagegen sagen läßt, solche „leichte lose Waare" fast ganz unverändert in buntem Durcheinander zu einem Buche zusammenzustellen, setzt uns der Verfasser selbst kurz und klar in seiner Vorrede auseinander. Das soll natürlich heißen: Ich kenne die mehr oder weniger berechtigten Einwürfe der Kritik gegen mein Buch; trotzdem halte ich es nicht nur im allgemeinen, sondern auch in der vorliegenden Form oder Formlosigkeit für existenzberechtigt. Ein Feuilletonartikel ist eine Ephemere, und eine Eintagsfliege ist von der Natur nicht gebaut wie ein Elefant, der fast ein Jahrhundert an sich vorübergehen sehen soll. Wir meinen: war das Feuilleton nicht zu schwerfällig, so muß das Buch zu leicht sein. Mag der Inhalt auch theilweise das Resultat langer Studien oder Lebenserfahrungen sein: die leichte und lose Form, die zufällige Veranlassung, die vorübergehende Stimmung, Eindrücke des Augenblicks, Einzelheiten von nur momentanem Interesse sind dem Feuilleton Lebenselemente, in einem ziemlich dickleibigen Buche aber recht bedenkliche Dinge. Daß man aus geistreichen und von gründlicher Kenntniß der betreffenden Materie Zeugniß ablegenden Zeitungsartikeln ein lesenswerthes Buch zusammenarbeiten kann, unterliegt natürlich keinem Zweifel. Aber unser Autor sagt wie der Jesuitengeneral: „Sint ut sunt, aut non sint." Das geht sogar so weit, daß er die chronologische Ordnung nicht ändern wollte, obwol der Stoff dadurch erbarmungslos auseinandergerissen wird und Wiederholungen unvermeidlich werden. Wenn er als Grund dafür anführt, daß er keine Lücke in der Zeichnung des Bildes habe lassen wollen, welches er von gewissen Seiten der zeitgenössischen Zustände in Italien zu geben beabsichtigte, so ist uns diese Logik kaum verständlich. Innerhalb der einzelnen Materien hätte immerhin eine gewisse chronologische Ordnung beibehalten und doch das Zusammengehörige zusammengestellt werden können. Erstrecken sich doch außerdem die gesammten Aufsätze nur über drei Jahre, von 1873—76. Hinter dem Rath an den Leser, was ihn nicht interessire, ohne Erbarmen zu überschlagen, steckt wol der Gedanke: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Wir denken aber, ein derartiges Buch sollte doch darauf berechnet sein, den Leserkreis, für den es bestimmt ist, im Ganzen zu fesseln. Außerdem hegt der Referent die allerdings etwas veraltete Ansicht, daß jedes Buch, soweit die Materie und das Können des Verfassers es gestatten, in seiner Art ein Kunstwerk sein und ein wohlgeformtes, einheitliches Ganzes bilden sollte. Veröffentlicht man aus Pietät oder des literarhistorischen Interesses willen den Nachlaß eines Verstorbenen, so lassen wir uns die fragmentarischen Aufzeichnungen gefallen; wenn aber ein Lebender ein eigenes Werk herausgibt, so verlangen wir, daß es ein Buch und nicht eine blos chronologische Aufeinanderfolge von 27 gelegentlich entstandenen Feuilletonartikeln sei.

Wir verkennen nicht, daß die Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung wie der Darstellung den einzelnen Aufsätzen einen besondern Reiz verleiht. Auch das stärkere Hervortreten des persönlichen Elements gibt ihnen etwas Pikantes, das bei einer spätern Ueberarbeitung vermuthlich weggefallen sein würde. Man fühlt, daß der Verfasser mit Herz und Seele bei seinem Gegenstande ist. Aber das bietet doch keinen hinlänglichen Ersatz für die Zerrissenheit des Stoffs wie für die natürlicherweise meist leichte und flüchtige Darstellung und die Aufnahme einer Masse von oft kleinlichen Details, die nach wenigen Jahren bereits ihr Interesse zum größten Theile verloren haben. Außerdem tritt die Person des Verfassers oft allzu stark in den Vordergrund, wie z. B. wo er von den Vorwürfen spricht, die ihm die Blätter der Consorteria gemacht hätten, weil er nicht müde werde, die Sprache der Wahrheit zu führen und ihre — der Consorteria — Miswirthschaft aufzudecken.

Die größere Hälfte des Buchs beschäftigt sich mit der Kunst, vor allem der bildenden, obwol auch Musik und Poesie nicht unerwähnt bleiben. Der Verfasser betrachtet sich selbst als einen gewiegten Kunstkenner, und sein Buch gibt uns keinen Grund, an der Richtigkeit seiner Schätzung zu zweifeln. Seine Mittheilungen über echte und Pseudo-Kunstwerke, über den Kunsthandel, die dabei geübten Betrügereien, über den Kunstunterricht und die Kunstpflege im heutigen Italien, über die absichtlichen und unabsichtlichen Misgriffe der Regierung auf diesem Gebiete, über die Verschleppung und Zerstörung werthvoller Kunstwerke, von der eindringendsten Beschäftigung mit seinem Gegenstande zeugend, verdienten zumal von den Italienern selbst

beherzigt zu werden. Wenn das Gemälde, welches uns der Verfasser von den artistischen Zuständen der Halbinsel entwirft, fast nur düstere Farben zeigt, so mag im einzelnen eine gewisse Schwarzseherei nicht zu verkennen sein; im ganzen aber sind seine thatsächlichen Anführungen so concludent und stimmen seine Urtheile mit denen anderer Kenner der modernen italienischen Kunst wie mit der Anschauung unbefangener Laien so sehr zusammen, daß an ihrer Berechtigung kaum zu zweifeln ist. Nur in seinen Urtheilen über die Personen läßt sich mehrfach eine gewisse Härte, Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit nicht verkennen. Was er über A. von Reumont bei Gelegenheit der Restaurationen in der Kirche von Assisi berichtet, liefert allerdings den Beweis, wie selbst bei so gelehrten Historikern und Kunstkennern der klerikale Parteistandpunkt nicht nur den Blick trüben, sondern dieselben auch völlig unzuverlässig machen und ihre Glaubwürdigkeit in bedenklichster Weise schädigen kann. Dagegen läßt er Bonghi entschieden nicht Gerechtigkeit widerfahren, wenn er behauptet, daß derselbe sich der Macht nur als eines Spielzeugs seiner Launen und Einfälle bedient und bei seinem Sturze ein wahres Chaos im Unterrichtsministerium zurückgelassen habe. Referent ist nichts weniger als ein Verehrer Bonghi's und stimmt keineswegs in die unbedingten Lobpreisungen ein, womit die „Italia" denselben zu überschütten pflegt. Aber wenn Bonghi ein beschränkter Politiker und weder ein gründlicher Kenner noch ein zuverlässiger Freund Deutschlands ist, so verdienen sein Streben und seine Thätigkeit als Unterrichtsminister, zumal seine Reform der Universitäten unsere Anerkennung, und daß seine kurze Amtsdauer ihm nicht gestattete, den größten Theil seiner neuen Reglements in die Praxis zu übertragen, ist doch nicht seine Schuld.

Was der Verfasser über die traurigen baulichen Zustände der neuen Hauptstadt sagt, stimmt im wesentlichen mit dem obenerwähnten Artikel der „Italia" zusammen. Kein Verständniß ihrer Aufgabe bei den Stadtbehörden, keine Opferwilligkeit auf der einen, kein Speculationsgeist auf der andern Seite: so sind trotz der großen Wohnungsnoth seit 1870 nicht hundert neue Häuser gebaut, die 180 Klöster zum größten Theil nur dem Namen nach aufgehoben und zum geringsten im öffentlichen Interesse verwandt, ein großartiger Bauplan zwar entworfen, aber weder Energie noch Mittel zur Ausführung vorhanden. Halb ergötzlich, halb ergreifend ist die Geschichte der Besitzergreifung eines römischen Klosters im Namen des Staats, welcher der Verfasser beiwohnte und welche die ängstliche Besorgniß der Behörden darthut, bei dem Heiligen Vater und seinen Getreuen irgend Anstoß zu erregen. Seit dem März 1876 hat sich das allerdings wol einigermaßen geändert. Mit Recht tadelt der Verfasser die übereilte Fabrikation in der Form unklarer, oft zweideutiger Gesetze, auf die sich nicht selten anwenden läßt, was Dante seiner Vaterstadt zuruft:

Che a mezzo Novembre
Non giunge quel che tu d' Ottobre fili.

Wenn er die Auffassung, daß der Staat nicht eine Existenzbedingung, sondern der Feind der civilisirten Menschheit sei, für eine allgemeine in Italien erklärt, so ist der Ausdruck freilich etwas zu stark, die Thatsache selbst aber, wie wir bereits oben bemerkt, im wesentlichen richtig. Daß die Kammern wenig Neigung zeigten, die Regierung mit den nöthigen Machtmitteln selbst gegen die Verbrecherbanden, gegen die Mafia und Camorra u. s. w. auszurüsten, ist freilich noch kein concludenter Beweis; der Grund dafür liegt hier nicht blos in der Antipathie gegen eine starke Regierung überhaupt, vielmehr in dem keineswegs ganz ungegründeten Mistrauen theils gegen die damals an der Spitze stehenden Männer selbst, theils und besonders gegen die untergeordneten Organe in den Provinzen. Wunderlich contrastirt allerdings die geringe Achtung des eigenen wie des fremden Lebens bei den untern Volksklassen mit dem entschiedenen Widerwillen gegen die Todesstrafe unter den höhern. Letzterer beruht hauptsächlich auf einer aus frühern Zeiten herübergekommenen humanistischen Anschauung, auf die sich der gebildete Italiener und vor allem der Toscaner, in dessen Heimat die Todesstrafe seit einem Jahrhundert abgeschafft ist, viel zugute thut.

Von Interesse sind die Mittheilungen des Verfassers über das Schulwesen von der Volksschule bis zur Universität hinauf, wenngleich wir ihn auch hier nicht ganz von einem gewissen Pessimismus freisprechen können. Es ist auf diesem Gebiet seit siebzehn Jahren sehr viel geschehen, wenn auch die Verwilderung des Volks, zumal in Unteritalien, der große Einfluß einer bildungsfeindlichen Geistlichkeit, die Unlust der meisten kleinen Gemeinden, irgendwelche Opfer für die Schule zu bringen, und die geringen Geldmittel des Staats nicht so rasche Fortschritte zu machen gestattet haben, wie viele Ungeduldige innerhalb und außerhalb Italiens erwarteten und verlangten. Die Zahl von 1,379000 Elementarschülern und -Schülerinnen ist allerdings bei einer Bevölkerung von 26—27 Millionen noch gering, aber doch ein riesiger Fortschritt gegen die Zeit vor 1860; dazu kommt die Armee, die gleichsam eine zweite große Elementar- oder auch Fortbildungsschule ausmacht. Die Durchführung des Schulzwangs stößt in Italien auf große Hindernisse in den Dingen wie in den Personen; auch an Lehrern ist infolge der ungünstigen Besoldungsverhältnisse, zum Theil auch der ungenügenden Normalschulen (Seminarien) noch großer Mangel. Vollkommen begründet sind die Ausstellungen des Verfassers gegen die höhern Unterrichtsanstalten. Nicht nur ist die Zahl der Gymnasiasten, d. h. der Besucher der Licei, die unsern Gymnasien, und der Ginnasii, die unsern Progymnasien ungefähr entsprechen, eine geringe (13690 im Jahre 1873); sie können sich sowenig wie die gleichzeitig von 6380 Schülern frequentirten, ausschließlich städtischen Realschulen, weder was Ziel und Methode, noch was die ganze Auffassung ihrer Aufgabe seitens der Lehrenden wie der Lernenden anlangt, mit den unserigen vergleichen. Wie in Frankreich und vielleicht in noch höherm Grade als dort, ist das fast alleinige Ziel des Gymnasialunterrichts wie der Universitätsstudien die Erfüllung der Vorbedingungen zum Eintritt in den Staatsdienst. Ein bewußtes Streben nach formeller Bildung, eine tüchtige allgemeine Geistesgymnastik fehlt den erstern ebenso sehr, wie den letztern, mit seltenen Ausnahmen, alles echt wissenschaftliche Leben und Bewegen. Charakteristisch ist in letzterer Beziehung, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, daß jede

Vorlesung des Professors auf dem Katheder ein ästhetisches Kunstwerk sein soll, eine abgeschlossene Rede, deren schöner Form und pointirten Phrasen die Zuhörer, Studenten wie Nichtstudenten, Beifall klatschen können.

„Eine verschollene Königsstadt", d. h. Turin, gibt dem Verfasser Gelegenheit zu dem unvermeidlichen Vergleiche zwischen Preußen und Piemont. Uebrigens hat das freilich ungleich kleinere Turin, das sich seit dem Verluste seiner Eigenschaft als Hauptstadt durch die Energie seiner Bewohner tüchtig heraufgearbeitet hat, einen entschieden solidern Charakter als Berlin.

Wenn Frank bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Cavour's Geburtsstadt sagt, die Biographie des großen Mannes sei noch lange nicht geschrieben, so mögen wir das insofern gelten lassen, als manche in Staatsarchiven wie im Besitze von Privaten befindliche, der Oeffentlichkeit noch entzogene Documente eine Menge von Einzelheiten aufklären, vervollständigen und berichtigen können: der Gestalt des Menschen und des Staatsmannes, wie sie in klaren, festen Zügen vor uns steht, werden sie keinen irgend wesentlichen Pinselstrich mehr hinzufügen.

Das Urtheil des Verfassers über Garibaldi als Schriftsteller unterschreiben wir vollständig. „Der Mann mit dem Engelherzen und dem Büffelkopf" (ein Ausspruch Massimo d'Azeglio's, den Frank fälschlich Cavour zuschreibt) dichtete, um sich die Zeit auf dem öden Caprera zu vertreiben, um seine und mehr noch seiner Mitstreiter Thaten zu glorificiren, um seinem Hasse gegen die Priester Luft zu machen, endlich um Geld zu verdienen: das alles ist ihm gelungen. Von einem Kunstwerthe der „Clelia" und „I Mille" kann keine Rede sein, wenn auch manche Episode sehr drastisch geschildert und das Ganze mit großer Wärme geschrieben ist. Aber für die Kenntniß des Mannes, dieser seltsamen, naiv=idealistischen Wundererscheinung in unserm skeptisch=realistischen Jahrhundert, haben die beiden Bücher bedeutenden Werth.

Unter den übrigen Kapiteln des Buchs verdienen besonders die Studien zur Naturgeschichte des römischen Klerus als reich an charakteristischen und in Deutschland wenig bekannten Thatsachen hervorgehoben zu werden. Die Charakteristik der vaticanischen Prälatur einerseits, der Scagerazzi, der geistlichen Parias, andererseits, ist geeignet, manche Erscheinung im römischen Leben zu erklären, die einem hyperboräischen Ketzer wenigstens sonst ein ewiges Räthsel bleiben müßte.

Auch der Aufsatz „Zur Geschichte der italienischen Reformation", an Benrath's Biographie Ochino's von Siena anknüpfend, bringt manches Interessante und diesseit der Alpen wenig Bekannte. Wir erfahren daraus unter anderm, daß der protestantische Convertit, Graf Guicciardini, 3000 Bände Bücher und Handschriften zu dieser Geschichte gesammelt und der Nationalbibliothek seiner Vaterstadt Florenz geschenkt hat, während Giacomo Manzoni zu ähnlichem Zwecke zusammengebrachtes wissenschaftliches Material auf verschiedene Städte Italiens vertheilte. Dergleichen nutzbringende und uneigennützige Thätigkeit reicher Privatleute für die öffentlichen Sammlungen und sonstigen Anstalten ihrer Heimat ist in Italien allerdings viel häufiger zu finden als in Deutschland. Trotzdem lassen die zahlreichen öffentlichen Bibliotheken bekanntlich sehr viel zu wünschen übrig. Neben ihrer oft hervorgehobenen Armuth an Werken aus fremden Litteraturen rügt der Verfasser besonders den Mangel einer Bibliotheca italica, einer Sammlung von Schriften über Italien, entsprechend der Bibliotheca rossica, die der Baron von Korff für Petersburg zusammengebracht hat.

Schließlich machen wir noch auf den Artikel „Goethe in Italien" aufmerksam. Goethe's Name ist jenseit der Alpen hochverehrt, aber seine Werke noch wenig bekannt. Jeder gebildete Italiener weiß, daß der „Faust" ein dramma stupendo e gigantesco ist, aber wenige haben ihn gelesen, und von diesen wieder die Mehrzahl leider in ungenießbaren französischen Uebersetzungen. Auch die zwei italienischen Versionen lassen vieles zu wünschen. Doch haben die letztern Jahre verschiedene bessere Uebersetzungen anderer Werke des Dichters gebracht, wie die obenerwähnten „Amori di Volfango Goethe" von Domenico Gnoli. Wenn der Verfasser dabei bemerkt, gegen die Melodie der Sprache Goethe's komme keine Sprache der Erde auf, so befindet er sich bekanntlich mit Goethe selbst in flagrantem Widerspruch.

Otto Speyer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Romane.

1. Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte von Konrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Hässel. 1876. 8. 6 M.

Der sein Vaterland Graubünden und dessen Freiheit fanatisch liebende protestantische Pfarrer Georg Jenatsch hat in der Hitze der Jugend sich hinreißen lassen, an einigen katholischen Adelichen, die zu den spanischen Unterdrückern halten, furchtbare Volksjustiz zu üben, und hat mit eigener Hand den Herrn von Planta, den Vater seiner Jugendgespielin Lucretia, gemordet. Die Spanier nehmen grausame Rache, das Haus des jungen Pfarrers wird überfallen, sein Weib erschossen, — er flieht, vertauscht das Priesterkleid mit dem Soldatenrock und kämpft an der Seite des protestantischen Herzogs Rohan, welchen Cardinal Richelieu mit der Vertreibung der Spanier und Oesterreicher aus Graubünden betraute. Bald ist der tapfere Jenatsch die rechte Hand des edeln Herzogs; in raschen Siegen werden die Feinde verjagt; aber die Bündner erkennen bald, daß sie nur den Herrn gewechselt, da Frankreich die Genehmigung eines Vertrags, in welchem Herzog Rohan dem eroberten Lande die bürgerliche Unabhängigkeit versprach, beharrlich verweigert. Voll Verzweiflung hierüber, beschließt Jenatsch, die Spanier wieder ins Land zu rufen, um mit ihrer Hülfe die Franzosen los zu werden. Er sendet Lucretia Planta als seine Bevollmächtigte nach Mailand zu dem spanischen Gouverneur Serbelloni; sie kehrt mit dem unterschriebenen Bündnißvertrag zurück, welcher Jenatsch zum Herrn des Schicksals seines Vaterlandes macht. Rasch entschlossen nimmt Jenatsch

nun den Herzog Rohan gefangen und zwingt ihn, sein Heer über die Grenze zu schicken.

Nun ist das Ziel des kühnen Jenatsch erreicht: Bünden ist frei; er aber hat sich selbst darüber verloren. Um das Mistrauen der Spanier gegen seine Person zu besiegen, tritt er zum katholischen Glauben über, mit dem Nebengedanken, dadurch Lucretia leichter zur Ehe zu bestimmen. Lucretia liebt ihn, aber ihr Gewissen gebietet ihr, an dem Mörder ihres Vaters Blutrache zu üben. Diesem Zwiespalt der Gefühle zu entrinnen, beschließt sie ins Kloster zu gehen; da erfährt sie, daß Jenatsch während eines Maskenballs ermordet werden soll. Sie eilt dorthin, um den Geliebten zu retten. Aber es ist zu spät; man hat ihn schon tödlich verwundet. Da schwingt, kaum ihrer Sinne mächtig, Lucretia gegen Jenatsch das Beil, womit er ihren Vater erschlagen — er empfängt von der Hand der Geliebten den Tod.

Die Behandlung des glücklich gewählten Stoffs unterscheidet sich vortheilhaft von den sogenannten historischen Romanen im Genre einer Luise Mühlbach und anderer. In Form und Stil durchaus selbständig, verschmäht es der Verfasser, die Gegensätze politischer Parteiung und die sich hieraus ergebenden tiefen Conflicte in der Seele seines Titelhelden zur raffinirten Herausarbeitung eines rein äußerlichen Effects im Sinne des gewöhnlichen Sensationsromans auszubeuten; er zeichnet vielmehr seine Charaktere einfach — nur Lucretia leidet an Unsicherheit und erscheint nicht recht glaubwürdig —, er hält besonnen Maß in Ton und Farbe und ist frei von schwächlicher Sentimentalität; so gewinnt er unsern Beifall nicht durch Glut und Pracht, sondern durch die Treue seiner Schilderungen; er läßt Menschen und Dinge durch sich selbst auf uns wirken. Trotz dieser schlichten, schmucklosen Darstellungsweise kommen die sich zuweilen mit wirklich dramatischer Wucht entwickelnden Scenen der interessanten Handlung zur besten Geltung.

2. Jack. Zeitgenössische Sittenbilder von Alphonse Daudet. In drei Theilen. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Grosser. 1877. 8. 15 M.

Wir Deutsche sind so eigensinnig, einer Dichtung nur dann einen höhern Werth und dauernden Ruhm zuzuerkennen, wenn sie uns neben und über der gemeinen und vergänglichen Wirklichkeit der Dinge die bleibende, höhere poetische Wahrheit recht deutlich zum Bewußtsein bringt. Darum werden Daudet's Romane in Deutschland schwerlich denselben außerordentlichen Beifall wie in Frankreich finden, wo sein Roman „Fromont jeune et Risler aîné" von der Akademie preisgekrönt wurde. Kein Zweifel, Daudet verdankt seine Erfolge nicht den kleinen Mitteln, durch welche die Fabrikanten der modernen beliebten Sensationsromane glänzen; er ist mäßig in Anwendung der Morde, der geheimen Verbrechen u. s. w., und obwol er in seiner Stoffwahl falsche Scham nicht kennt, verletzt er doch nirgends durch Schlüpfrigkeit in Wort und Situation. Ein tiefes Mitleid mit menschlichem Elend, ein mannhafter Zorn gegen die Verderbtheit der Gesellschaft erfüllt Daudet's Herz. Die scharfe Zeichnung seiner Charaktere, die bei einer meisterhaften Einfachheit der Sprache ungemein lebendige Gegenständlichkeit seiner Schilderung macht ihn in technischer Hinsicht unbestritten zu einem der ersten Schriftsteller der Gegenwart. Trotz alledem weht uns Deutsche der unbarmherzige Realismus Daudet's und die pessimistische Lebensanschauung, welche die wahre Heiterkeit der Kunst nicht aufkommen läßt, erkältend an. Was den innern Aufbau des vorliegenden Romans „Jack" betrifft, so entwickelt sich die freilich sehr langsam fortschreitende Handlung doch ziemlich logisch aus den Charakteren; wir geben dem Autor zu, so und nicht anders konnte und durfte es unter den gegebenen Voraussetzungen kommen — und dennoch legen wir am Schlusse der Lektüre das Buch ohne innere Erhebung weg; es hat uns interessirt, stellenweise gespannt und aufgeregt, aber auch gepeinigt wie Alpdrücken, der erlösende, befreiende Eindruck bleibt aus; wir fühlen die Befriedigung nicht, welche ein wahrhaftes Kunstwerk unfehlbar in uns hervorruft, mag der behandelte Gegenstand noch so traurig sein.

Und traurig ist die Geschichte des armen Jack über die maßen. In sein weiches Gemüth drücken alle Uebel und Leiden des Lebens unbarmherzig ihre grimmigsten Stacheln; nicht ganz unähnlich dem in keiner Veterinärschule fehlenden Modell eines Pferdes, an welchem alle Krankheiten dieser Thiergattung dargestellt sind, ist Jack das Musterbild eines Dulders, ein Pechvogel erster Klasse, der alle Martern, womit Menschen den Menschen foltern, über sich ergehen lassen muß. „Jack" ist ein moralischer Schauerroman.

Die ebenso schöne als gutmüthige Mutter des kleinen Jack, eine Cocotte, die zu Anfang der Erzählung von „Gutfreund", dem wer weiß wie vielten der vorausgegangenen guten Freunde, ausgehalten wird, hat zwar gar kein Recht, sich „von Barancy" zu nennen, aber wir verzeihen ihren Leichtsinn und ihren Betrug, da sie noch nicht ganz verworfen ist, denn das gefallene und geistig sehr beschränkte Weib liebt den kleinen Jack mit rührender Zärtlichkeit und will mit Eifer für seine gute Erziehung sorgen. Als man das uneheliche Kind nicht in das berühmte Jesuitencolleg aufnimmt, überläßt es Ida von Barancy, um sich keiner persönlichen Demüthigung mehr auszusetzen, ihrer Kammerfrau, für Jack ein passendes Institut auszumitteln. So geräth der arme Jack in das Gymnasium Monrowal, eine Privatschule der schlimmsten Gattung, welche durch Reclame hauptsächlich Zöglinge aus überseeischen Ländern an sich lockt. Die wenigen Professoren sind gleich dem Director entweder gewissenlose Planemacher und Schwindler oder herabgekommene Phantasten.

Das Leben und Treiben in dieser Anstalt, sowie der damit in Verbindung stehenden literarischen Clique von Narren und verdorbenen Existenzen aller Art malt Daudet in behaglicher Breite aus, mit dem Griffel eines Boz und den beißenden Farben einer stets den Nagel auf den Kopf treffenden Ironie, mit etwas zu übermüthiger Lust, welche zuweilen die wohlgelungenen Photographien der vorgeführten Persönlichkeiten in Caricaturen zu verzerren droht. Eine ganz vorzüglich gelungene Charakterstudie ist das Porträt des Grafen d'Argenton, auch eines Lehrers im Gymnasium Monrowal. Voll Ehrgeiz, ohne jedes Talent, sentimental ohne Kraft zu wirklicher Leidenschaft, stolz ohne innern Halt, erscheint unter den Verkommenen, die sich gelegentlich

bei Monrowal zu einer Vorlesung versammeln, dieser nach Effect haschende trockene und hohle herzlose Phrasenmacher, der sich für einen genialen Dichter hält, als der erbärmlichste und verächtlichste. Auf die Mutter Jack's macht gleichwol die Erscheinung und das Wesen des blasirten, abgelebten Afterpoeten, der einen innern Gram äußerlich geschickt affectirt, einen so hinreißenden Eindruck, daß sie sich ihm sofort an den Hals wirft. Graf d'Argenton, ein methodischer Philister, pflegt sich jedoch seine dummen Streiche gründlich zu überlegen. Er läßt sich einstweilen die Liebe der schönen Ida gefallen, heuchelt furchtbare Eifersucht auf „Gutfreund", was ihn nicht abhält, auf dessen Kosten zu schwelgen. Erst als eine Erbschaft von seiner Tante ihn über die Zukunft beruhigt, entschließt sich d'Argenton, mit Jack's Mutter einen eigenen Haushalt zu führen; nun erst erhält „Gutfreund" den Abschied. Der verkannte Dichter miethet, in der Meinung, auf dem Lande werde sein Genius sich mächtiger entfalten, ein Haus in Etiolles, wo er mit seiner Maitresse ein beide Theile langweilendes Stillleben führt. Dieses wird durch die Erscheinung des aus dem Gymnasium Monrowal entflohenen Jack unliebsam unterbrochen. Großmüthig versucht d'Argenton nun den Knaben selbst zu unterrichten, greift es aber so verkehrt an, daß Jack jede Lust zum Studium verlieren muß. Nun erklärt ihn d'Argenton zu jeder geistigen Beschäftigung für gänzlich unfähig und schickt ihn, ohne daß seine Mutter es zu hindern wagt, als Lehrling in eine Maschinenfabrik nach Indres. Der Abschied von Etiolles fällt dem armen zwölfjährigen Jack um so schwerer, als er dort in Cäcilie, der Enkelin des Doctors Rivals, eine liebe Gespielin und Freundin sich erworben.

Der Dichter beschreibt uns einige Jahre voll entsetzlicher Qualen, die der zur schweren Handarbeit zu schwächliche Knabe in der Fabrik verlebt; das ewige Einerlei, die vergebliche Anstrengung, die Roheit der Umgebung, das Gefühl des Verlassenseins: kurz alle diese zahllosen Leiden der trostlosen verfehlten Existenz des armen Jack müssen zuletzt einen Stein erbarmen. Aufs äußerste gepeinigt, verwünscht der Leser die leichtfertige Mutter, die in blindem Vertrauen auf den schändlichen d'Argenton sich gar nicht um ihr Kind bekümmert. An dieser Stelle des Romans ist aber zugleich unsere über Gebühr in Anspruch genommene Theilnahme für den sich nur passiv verhaltenden Jack nahe daran, in Gleichgültigkeit umzuschlagen; wir sind zu lange gemartert, werden endlich stumpf und empfinden etwas wie Langeweile, aus welcher uns eine episodisch eingeflochtene Ehebruchsgeschichte (toujours perdrix!) in ihrer schablonenhaften Behandlung nicht recht aufzurütteln vermag. Erst als Jack des Diebstahls angeklagt wird, kommt die stockende Handlung wieder in Fluß. Die schlummernde Mutterliebe erwacht, Ida bettelt „Gutfreund" das zur Ersetzung der gestohlenen Summe nothwendige Kapital ab. „Gutfreund", obgleich Jack nicht sein Sohn ist, gibt 10000 Frs., 4000 Frs. mehr als man braucht. D'Argenton eilt nun zu Jack; er hofft, das verhaßte Kind seiner Maitresse niederschmettern und demüthigen zu können; er hegt den teuflischen Plan, es in eine Besserungsanstalt für Verwahrloste einzusperren. Da stellt sich Jack's gänzliche Unschuld heraus, d'Argenton zieht mit langer Nase ab, behält aber wohlweislich die Jack gehörigen 10000 Frs. und hintertreibt ein Wiedersehen von Mutter und Kind.

Jack verläßt die Fabrik und wird Heizer auf einem Dampfschiff, wodurch er vom Regen in die Traufe, oder vielmehr von der Wärme der Schmiede in die Gluthhitze der Heizkammer geräth. Was er bisher Schreckliches durchgemacht, ist ein Kinderspiel gegen die furchtbaren Strapazen seines jetzigen Berufs. Er sucht nun im Branntwein Vergessenheit; bald ist aus dem schönen, zu allen Ansprüchen auf ein freundliches Dasein erzogenen Kinde ein roher, stets betrunkener rußiger Arbeiter mit schwieligen verbrannten Händen, eine willenlose entseelte Maschine geworden. In diesem Zustande schleppt er sich, nachdem er bei einem Schiffbruch dem Tode entronnen, zu seiner Mutter, die jetzt wieder in Paris lebt, wo d'Argenton mit den von „Gutfreund" für Jack bestimmten 10000 Frs. eine Rundschau, deren einziger Abonnent „Gutfreund" ist, herausgibt. Ida von Barancy, oder vielmehr Charlotte — dieser Name erinnert d'Argenton nicht an ihre Vergangenheit —, empfängt den Sohn mit Thränen der Reue, mit aufrichtigem Entzücken; zugleich aber schämt sie sich doch seiner unfeinen Manieren, seiner plumpen, nicht in ihren Salon passenden Erscheinung. Jack ist im Hause lästig; da geräth man zu seinem Heile auf den Gedanken, ihn aufs Land nach Etiolles zu schicken. Dort erholt er sich zusehends, er findet Cäcilie wieder, die ihm treu ihr Herz bewahrt hat. Er verlobt sich mit ihr, der Doctor Rivals steht ihm väterlich bei, sich aus seiner Verkommenheit aufzuraffen. Jack, nun zwanzig Jahre alt, sagt sich gänzlich von d'Argenton los, erwirbt sich als Arbeiter in einem Schneide- und Druckwerk in Paris sein Brot und studirt in seinen Mußestunden Medicin. In vier Jahren kann er Arzt sein und Cäcilie heimführen. Sein Glück wird jetzt nur durch den Gedanken an die unwürdige Lebensweise seiner Mutter getrübt. Dieser Kummer des Sohnes wird uns sehr begreiflich; seine Mutter weiß nicht einmal den Namen seines Vaters. Einmal sagte sie ihm, er verdanke einem Marquis de l'Epan das Leben; ein anderes mal versicherte sie, er sei der Sohn eines Baron Bulac, und jedesmal spricht sie im guten Glauben, ihm die Wahrheit mitgetheilt zu haben. Seine Mutter ist eine Verworfene — aber immerhin seine Mutter. Als sie zu ihm kommt, ihm weinend klagt, sie habe d'Argenton auf immer verlassen, weil der Undankbare sie geschlagen: da siegt Jack's Liebe über seine Verachtung; er behält die gänzlich mittellose Mutter bei sich, gibt alle seine Ersparnisse aus, um ihr ein behagliches Heim zu bereiten. Aber sie vermag ein so sündloses Glück nicht auf die Länge zu ertragen; sie verläßt Jack heimlich und kehrt in das schmähliche Joch d'Argenton's zurück.

Noch ist Jack über diesen neuen Schicksalsschlag ganz betrübt, als ihm plötzlich Cäcilie erklärt, sie könne nie seine Frau werden. Ihrer Weigerung liegt ein edles Motiv zu Grunde; sie hat erfahren, daß ihr Vater ein Abenteurer, ein Verbrecher war, und hält sich nicht mehr für würdig, dem ehrlichen Jack die Hand zu reichen. Als sie von Doctor Rivals vernimmt, daß Jack um ihre Abstammung wußte, daß er ebenfalls ein Bastard sei, ändert sich ihre Anschauung der Sache sogleich — aber es ist zu spät! Der arme Jack hat sich ihre Treu-

losigkeit tief zu Herzen genommen und liegt sterbend im Spital.

Dorthin führt Doctor Rivals nun seine Enkelin; dorthin eilt auch die pflichtvergessene Mutter des Unglücklichen. Sie nähert sich ihm mit den Worten: „Jack, ich bin es, ich bin hier." Keine Bewegung. Die Mutter schrie schreckdurchbebt auf: „Todt?" — „Nein", sagte der alte Rivals mit furchtbarer Stimme: „Erlöst!"

Das hier mitgetheilte Skelet der Handlung kann nicht entfernt einen Begriff von den vielen einzelnen Schönheiten des Romans geben, der in Frankreich wahrhaft erschütternd wirkte. Viele Mutterherzen mochten wol schuldbewußt erzittern und sich heimlich gestehen: Auch du liebst deine Kinder nur wie die Cocotte Ida von Barancy ihren Jack; du liebkosest sie, schmeichelst ihnen und überläßt sie doch fremden Leuten; du gehst, um in deinem Vergnügen und in deiner Bequemlichkeit nicht gestört zu sein, jeder ernsten Sorgfalt für ihre Erziehung aus dem Wege. Deine Mutterliebe ist nur eine äußerliche, ein Zeitvertreib wie ein anderer; du tändelst mit deinen Kindern und läßt sie elend werden — dir fehlt das Pflichtgefühl.

Auf die deutsche Leserin kann die für Frankreich typische Gestalt der leichtsinnigen Mutter nur abstoßend wirken.

Diese Cocotte wird vom Todtenbette des armen Jack weg zu dem verächtlichen d'Argenton eilen; er wird sie, wenn er gerade guter Laune ist, mit einigen banalen Phrasen trösten. Und sie läßt sich trösten und wird seine Sklavin bleiben; und wenn er sie, was vielleicht bald geschehen wird, fortjagt, wirft sie sich dem äußerlichen Cultus der Kirche, dem letzten Hafen dieser schiffbrüchigen Seelen, in die Arme.

Die Uebersetzung, obwol fast durchgehends Sinn und Wort richtig wiedergebend, kommt dem eigenthümlichen Reize des Daudet'schen Stils nicht nahe; ein Dichter wie Daudet will nachempfunden sein, sollen seine Gedanken und Gefühle in der neuen Sprache ihre Originalität und Macht nicht einbüßen; z. B. „Medication par les parfums" wird wörtlich übersetzt mit „die Wirkung der Arzneimittel durch Wohlgerüche", da doch offenbar „die Wirkung der Wohlgerüche als Arzneimittel" gemeint ist. Blindgeschliffenes Glas ist nicht durchsichtig (dies deutet schon das Wörtchen „blind" an), sondern nur durchscheinend. „Dans la forêt..., où couraient les lapins traqués et les chevreuils au decouvert" wird übertragen: „wo die Kaninchen umzingelt und die Rehe unverhohlen umherliefen".

3. Der Scherenschleifer. Roman von Eugen Chavette. Vier Bände. Autorisirte Uebersetzung. Wien, Hartleben. 1876. 8. 10 M. 80 Pf.

Ein Romanschreiber, der uns in ein Labyrinth so ungeheuerlicher Verwickelungen versetzt, daß wir an jeder Möglichkeit eines Auswegs verzweifeln, und der uns an dem Ariadnefaden neuer noch unerhörterer Ereignisse doch wieder hinausführt, ergötzt uns ungefähr ebenso wie der auf galopirendem Pferde tanzende Jongleur, der eine Anzahl hohler glänzender Blechkugeln in die Luft wirft und wieder auffängt und zugleich auf Stirn und Nase Stäbchen balancirt, auf denen große Schüsseln sich drehen.

Fast noch staunenswerther als die Gewandtheit und Unermüdlichkeit, womit der Verfasser auf dem Webstuhl seiner Phantasie die abenteuerlichsten Begebenheiten miteinander verflicht, ist die jeder Selbstkritik entwachsene, unverfrorene Keckheit, mit welcher er seinen Lesern den Glauben an das Absurdeste und Unmöglichste zumuthet. Dagegen ist nichts einzuwenden; es hat solche Zauberer von jeher in der Literatur gegeben; nur darf der Kunststückmacher nicht auf den Namen Künstler Anspruch erheben.

Der Versuch des vorliegenden rohen Räuberromans, sich durch gelegentliche historische Rückblicke der oberflächlichsten Art und durch schale Anekdoten einen culturhistorischen Anstrich zu geben, mislingt gänzlich, man müßte denn in den eingeflochtenen obscönen Episoden ein Spiegelbild der verdorbenen Sitten Frankreichs unter dem Directorium erkennen wollen. Von einer Einheit der Handlung kann bei der losen Organisation dieses Romans keine Rede sein. Die vier Bände ließen sich auf zwölf und mehr erweitern, so lange es eben dem Autor gefällt, das Kaleidoskop zu drehen und neue Combinationen zu erzeugen. So hat denn auch der Roman eigentlich kein Ende; die Schnur, an welche die einzelnen Kapitel angereiht sind, reißt plötzlich ab, und der Verfasser muß mit den Worten schließen: „Was mit all den in dieser Geschichte mitwirkenden Persönlichkeiten weiter geschehen, werden wir dem freundlichen Leser vielleicht einmal in einem andern Roman mittheilen."

Den Inhalt wiederzugeben, hieße die Maschen einer bunten Stickerei nachzählen. Ich beschränke mich daher darauf, zu verrathen, daß der Scherenschleifer, das Haupt einer Diebes- und Mörderbande in Paris, mit royalistischgesinnten Edelleuten aus der Vendée um einen vergrabenen Schatz streitet; dieser fällt in die Hände eines Dritten, eines großen Schurken, der gefühlvollen Leserinnen der niedersten Stände gewiß im Traume erscheint.

Der deutsche Buchhandel hätte diesen Roman füglich den Franzosen zum ausschließlichen Gebrauche überlassen dürfen.

4. Idalia. Roman von Ouida. Aus dem Englischen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1876. 8. 10 M.

Die Titelheldin Idalia wird dem Leser vorgestellt wie folgt:

> Sie war eine Weltdame in der weitesten Bedeutung des Wortes, und was die Welt an Reiz, Macht und Verführung verleihen kann, war der Schönheit Idalia's, Gräfin Vassalis, beigesellt. Männer, die ihr auf der Straße begegneten, blickten ihr nach und empfanden ein betäubendes Gefühl der Anbetung für die Schönheit, die sie einen Moment erblickten, um sie im nächsten für immer aus den Augen zu verlieren; Männer, die sich durch ihr Alter, durch ruhige Gefühle gegen jeden Einfluß des weiblichen Geschlechts gestählt wähnten, knieten vor ihr nieder; einige unbedeutende Worte von ihren Lippen, der Wohlgeruch, der ihrem Gewande entströmte, die Verachtung ihres Zorns, die Schmeichelworte ihrer sanften Ueberredung, die Herausforderung ihrer hochmüthigen Gleichgültigkeit, die Zaubergewalt ihres herrischen Lächelns — mit diesen Mitteln, die immer zu ihrer Verfügung standen, machte sie mit den Männern was sie wollte; sie berauschte sie, gewann sie, machte sie blind, fesselte sie, band ihren freien Willen, ihre Ehre und ihren Stolz; sie beeinflußte ihr freies Urtheil, untergrub ihren Frieden, schuf ihnen einen Himmel oder die Hölle,

sie lauschte ihnen ihre größten Geheimnisse ab und zog sie zu den dunkelsten Pfaden nieder. Sie besaß eine große und gefährliche Macht — eine Macht, von der man und leider berechtigt sagte, sie sei mit wenig Gewissensbissen und Zögern benutzt. Wer war sie — was war sie, diese wunderbare Zauberin? Mit einem Worte ist das gesagt, sie war — Idalia.

Diese Idalia und fast alle in dem Romane auftretenden Personen gehören einem Geheimbunde an, welcher alle geknechteten Staaten Europas und insbesondere Italien von der Fremdherrschaft zu befreien strebt. Mit herzloser, berechnender Koketterie umgarnt die von Kaisern abstammende und unermeßlich reiche Griechin Idalia die Männer; blindlings opfern sich die Bethörten für die politischen Plane des dämonischen Weibes, das von der Verzweiflung und dem Tode seiner Opfer unberührt bleibt, aber dennoch, wie fast auf jeder Seite des Buchs versichert wird, ungemein hochherzig, edelmüthig und tugendhaft ist.

So mochten sich die Schreckensmänner der Französischen Revolution in wilder, poetischer Verblendung die Göttin der Freiheit gedacht haben, als eine herrliche, unentweihte Jungfrau, die, siegesfreudig über Blut und Leichen dahinschreitend, ihre Jünger lächelnd dem Tode entgegenführt. Bei den Gegnern genießt Idalia selbstverständlich keines guten Rufs — „es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn". Man sagt ihr nach, sie stehe mit dem Grafen Phauleon, einem niedrigen, ehrlosen Schurken, in sehr vertraulichen und keineswegs ehrbaren Beziehungen; aber man thut ihr schweres Unrecht, denn Phauleon ist Idalia's Vater; ein Schwur zwingt sie, diesen Umstand aller Welt zu verschweigen. Dieser Phauleon überfällt in einsamer Schlucht den englischen Staatskurier Sir Fulke Erceledoune, um ihm wichtige Depeschen zu rauben. Der junge Schotte, ein Riese an körperlicher Kraft, ein Kind an Einfalt, ein ritterlicher Charakter ohne den leisesten Flecken, bleibt, von einigen Kugeln durchbohrt, für todt liegen. Idalia findet ihn; zum ersten male in ihrem Leben regt sich Mitleid im Herzen der Amazone, sie rettet dem nur schwer Verwundeten das Leben. Erceledoune liebt sie von diesem Augenblicke an; Idalia aber beherrscht die in ihr aufkeimende Neigung — dieser Mann ist der einzige, der nicht in ihr Verderben bringendes Netz fallen darf —, sie verläßt ihn. Als er sie nach langem Suchen am Bosporus wiederfindet, duldet sie geraume Zeit seine für ihn so verhängnißvollen Besuche:

> Für Erceledoune begann ein neues Leben. Er brach mit allen seinen alten Gewohnheiten, mit seiner soldatischen Entschiedenheit, seiner weidmännischen Rührigkeit. Er, der seiner größten Lebensfreude im Sattel oder mit der Flinte genügte, der hoch im blätterreichen Verstecke dem Löwen auflauerte, welcher die Quelle für einen kühlen Trunk aufzusuchen kam, der mit Arabern im Wettritte über weite gelbe Strecken glühenden Wüstensandes dahinsauste, der ganze Tage an den Schilfteichen seiner Heimat dem wilden Geflügel nachstellte, der in brennend heißen Nächten mit brasilianischen Gauchos bivuakirte, er war jetzt zum müßigsten Träumer, der nur je die langen Stunden enteilen ließ, verwandelt. Er lebte in einem Zauberlande, dessen einziger Sonnenschein in dem Lächeln einer Frau bestand, er überließ sich ohne Kampf der einzigen Leidenschaft, die sein Leben je berührt hatte. Ab und zu beschlichen ihn Ahnungen, hin und wieder verursachte ihm seine gänzliche Unwissenheit, die Frau, der er seine Zukunft opferte, betreffend, Folterqualen, aber das kam doch selten. Im Verhältniß zu dem langen Widerstande einem solchen Einfluß gegenüber, stand jetzt die unbekümmerte, unbesonnene Art, damit er sich dieser Macht ganz überließ. Außerdem war seine Natur beispiellos arglos, ihm war eine altmodische Ritterlichkeit eigen, der auch nur der leiseste Schatten, den er auf seinen Schutzengel hätte fallen lassen können, der ihm dem Griffe des Todes entrissen, wie armselige Feigheit erschienen wäre.

Idalia, seine schrankenlose Liebe zu ihr erkennend, beschließt in ihrer Großmuth, ihm zu entfliehen. Sie sagt:

> Er wird bis ins Herz hinein verwundet. Aber besser ein Schmerz und damit ein Ende. Was würde es ihm nützen, lernte er mich genauer kennen? Er würde nur länger leiden.

Doch die Trennung heilt Erceledoune nicht von seiner Liebe. Als er erfährt, daß Idalia von den Soldaten des Königs Franz von Neapel gefangen genommen wurde, verfolgt er mit Hülfe ihres Hundes ihre Spur und entdeckt in einem Kloster ihren Kerker. Als Fischer verkleidet verschafft er sich Einlaß, und es gelingt ihm durch List und in entscheidender Stunde durch Entfaltung unglaublicher Tapferkeit, Idalia zu befreien. Eine Axt hat seine Schulter schwer getroffen, sein Blut fließt ohne Unterlaß auf die von wuchtigen Hieben fast zerschmetterte Brust — aber namenlos glücklich im Bewußtsein, Idalia dem Tode entrissen zu haben, fliegt er an der Seite der Geretteten auf schnellem Rosse dem Meeresufer zu. In einem Gebüsch, wo er halbtodt niedersinkt, gesteht ihm Idalia endlich ihre Liebe — und er, obwol dem Verbluten nahe und an allen Gliedern zerschlagen, überbietet jetzt die Leistung des Rittersängers, der in dem bekannten Liede „Die Fahnenwacht" mit blutiger Hand noch die Harfe spielt, indem er, von Idalia's Geständniß elektrisirt, in die schwärmerische, wortreiche Betheuerung seiner Seligkeit ausbricht.

Idalia belohnt seine nie wankende Treue, seinen edeln Glauben an sie durch ihre zärtliche Hingebung. Er betet sie an wie ein überirdisches Wesen; sie verehrt in ihm den besten, edelsten der Männer, und sie beschäftigt sich schließlich sogar, was sie freilich gleich anfangs hätte thun sollen, mit der Pflege seiner Wunden. Dieses Zwiegespräch der Liebenden erinnert unwillkürlich an die Liebesscenen Wagner'scher Opern. Hier wie dort dieselbe brünstige Glut der Sinnlichkeit, dieselbe endlose Wiederholung berauschender Motive und Redeperioden, dasselbe namenlos sehnsüchtige Ringen nach der höchsten Potenz der Empfindung, dasselbe unermüdliche Pathos ohne Ruhepunkt, dasselbe Streben, die allerdings durch zu einseitige Pflege des Realismus entgötterte Kunst wieder in die Fesseln einer abgelebten, traumhaften Romantik zu zwängen, und, trotz des wilden Flutens und Ebbens der Gedanken und Worte, dieselbe einschläfernde Einförmigkeit.

Es ist nicht zu leugnen, daß neben der wunderbar blühenden hinreißenden Sprache vieler Stellen des Romans „Idalia" (die Uebersetzung ist leider etwas steif und ungelenk) die durch feurige und eingehende Schilderung der Geschlechtsliebe berühmtesten Romane nüchtern und kalt erscheinen. Nur in manchen der genialen Dichtungen von George Sand begegnet uns eine ähnliche Gewalt der Darstellung, eine ähnliche Fieberhitze der über das Menschliche krankhaft hinausgesteigerten Gefühle; aber bei George Sand wirkt ein männlich reflectirender Geist einschränkend und berichtigend, während Ouida sich gänzlich den Wogen

einer von lebhafter Phantasie überreizten Empfindungsweise überläßt.

Idalia, nachdem ihr stolzes, bisher vereinsamtes Herz zur Liebe erwacht ist, nachdem sie erkannt hat, daß ihr Thun und Treiben sündhaft war, nachdem sie in dem geliebten Mann ihren Hort und Schutz und ihr besseres Ich wiedergefunden, verläßt den armen Erceldoune abermals, weil ihn Phauleon mit dem Tode bedroht, wenn sie ihn nicht aufgibt. Sie bereitet dem ehrlichen Erceldoune den Schmerz, sie für die Geliebte Phauleon's halten zu müssen, nur weil sie sich nicht entschließen kann, dem Geliebten zu bekennen, daß ein Elender, ein Mörder ihr Vater ist. Erceldoune fällt den Schergen des Königs Franz in die Hände; nun eilt Idalia wieder zu ihm, um Gefängniß und Tod mit ihm zu theilen. Solcher Edelmuth erschüttert den Vater Idalia's; er befreit die Tochter, in deren Armen er stirbt. Idalia wird nun Erceldoune's Weib, und vereint ziehen sie aus dem soeben seine Unabhängigkeit erkämpfenden Italien nach dem fernen Orient, Idalia's Heimat.

Indem ich mich an Lichtenberg's weisen Ausspruch erinnere, daß die Kritik nur zu leicht immer strenger und absprechender wird, wie ein Opiumesser immer größere Dosen Gift ertragend, verzichte ich darauf zu entscheiden, ob es überhaupt und durchaus geniale Kraft ist, die in Ouida's Drang- und Sturmdichtungen übersprudelt, oder ob oft nur ein heftiges, unklares Wollen im Unmuth über das nicht völlig gleichen Schritt haltende Können sich gerade bei den unnatürlichsten Situationen der Handlung zu der übertriebensten und gewaltsamsten Steigerung des Ausdrucks hinreißen läßt, etwa wie ein Furchtsamer, der äußerlich um so lauter sich muthig geberdet, je größer seine innere Angst ist. Aus der Feder Ouida's fließt ein Zauber, dem ich mich eine Weile hingeben mußte, der mein Urtheilsvermögen anfänglich in Schlummer wiegte; aber bald gab mir die gedehnte und wie absichtlich hintangehaltene Handlung das Bewußtsein zurück; ich gelangte zur Einsicht, daß in der Kunst nur das Einfache, das Natürliche und Naive das wahrhaft Schöne sei, daß der Roman „Idalia", die Linie der Wahrheit allzu weit überschreitend, sich vielfach ins Groteske und in Unnatur verirrt, wodurch das eminente Talent Ouida's viel mehr blendet und bestrickt, als es zu befriedigen oder zu überzeugen vermag.

Friedrich Karl Schubert.

Das Literaturwerk von G. Brandes.

(Beschluß aus Nr. 23.)

Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen, gehalten an der kopenhagener Universität von G. Brandes. Uebersetzt und eingeleitet von Adolf Strodtmann. Erster bis vierter Band. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, F. Duncker. 1874—76. 8. 21 M.

Wir gelangen nunmehr zum Schlusse des ganzen Werks, in dem der Verfasser sehr speciell auf zwei der größten Dichter des modernen Zeitalters eingeht, auf Shelley und Byron. Dies ist jedenfalls die Krone seiner gesammten Darstellung, und zwar in jeder Hinsicht vortrefflich. Bevor wir jedoch im einzelnen ihm folgen, müssen wir zuvor einen Gegenstand berühren, welcher in unsern Tagen die lebhaftesten Debatten, sogar gründliche Untersuchungen veranlaßt hat, und der doch noch keineswegs, weder wissenschaftlich noch auch nur kritisch, zu vollständiger Befriedigung durchgeführt worden ist, indem selbst die bedeutendsten Philosophen der Gegenwart eins der schwersten Probleme, mit denen er zusammenhängt, auch noch nicht entfernt gelöst haben, und auch die gründlichsten Theologen, selbst die, welche keiner denkscheuen, engherzigen Orthodoxie huldigen, eine wissenschaftliche Auskunft darüber nicht ans Licht zu bringen vermochten. Dieser hier unausweichbare Gegenstand ist der Pessimismus. Eben weil dieser noch immer eine offene Tagesfrage ist, erst einer genügenden Beantwortung harrt, zumal aber, weil Shelley und Byron fast durchweg pessimistische Dichter sind, dürfen wir dasselbe Object hier keineswegs umgehen.

In der neuesten Zeit hat der Pessimismus unter den Denkern seine beredteste, unbedingteste Erörterung gefunden in Schopenhauer und E. von Hartmann. Beide haben aber auch sehr scharfsinnige Gegner erhalten. Das, was in Sachen des Pessimismus gegen sie aufgestellt worden ist, wird niemand, der weiß, um was es sich handelt, ein für allemal stichhaltig finden. Der Pessimismus, d. h. hier die mit dem Uebel behaftete Welt, sowie die Gesammtheit derer, die sich zu der Ansicht bekennen, daß die gegenwärtige Welt die schlechteste von allen möglichen sei, doch wohl zu merken, inwieweit sie der Schauplatz des Menschen, ist eine Thatsache. Nun aber ist es merkwürdig. Je geschickter, treffender Denker und Dichter für den Pessimismus eintreten, je ausgezeichneter sie ihn schildern, desto stärker lehnt sich ein gewisses Etwas in uns dagegen auf. Man möchte vermuthen, es sei der noch in uns bestehende Rest von Gesundheit, der sich gegen die Krankheit wehrt. Minder gelungene Erörterungen der pessimistischen Weltansicht überzeugen uns halb, vortreffliche lassen uns nicht blos kalt, sondern rufen unsere entschiedenste Opposition hervor. Dann richtet sich der überlegenste Widerspruch ins uns auf, daß wir uns sagen, es kann unmöglich so sein, es muß sich durchaus anders verhalten. Eins der stärksten Argumente unserer Widersetzlichkeit ist dann dies: was sollte aus der Menschheit werden, wenn der Pessimismus das allgemeine Bekenntniß würde, wenn auch nur die Besten an ihn glaubten? Unlust, Schlaffheit, ein epidemisches, ja universelles Faulfieber würde zuletzt das Menschengeschlecht ergreifen, Wissenschaft und Kunst in ihren herrlichsten Schöpfungen müßten uns anekeln, kurz, es wäre ein allgemeiner Bankrott.

Wer daher von allem Pessimismus für immer geheilt werden will, der lese nicht blos, sondern vertiefe sich in Schopenhauer und Hartmann, vor allem aber in die Dichtungen Shelley's und Byron's, und er wird diesen Zweck vollständig erreichen. Alle echte Poesie gibt sich auch

darin kund, daß sie unbedingt mit der Existenz aussöhnt. Bis zur Aussöhnung ist freilich oft ein langer, dorniger Weg. Wie der Verfasser uns jene beiden herrlichen Dichter vorführt, uns mit ihren Lebensschicksalen aufs genaueste bekannt macht, wie wir diese aus ihren Biographien, aus ihren Poesien selbst entnommen haben, ist ihnen der Aufschrei des entsetzlichsten Schmerzes wahrlich nicht zu verdenken. Wie hatte beide ihr eigenes Vaterland schmachvoll und grausam behandelt! Da mußte sich ihnen, ob sie wollten oder nicht, des Menschen Los auf Erden im schwärzesten Lichte darstellen. Daß sie aber stärker waren als ihr Schmerz, daß sie diesen mit Würde trugen, daß sie auch in der wildesten Verzweiflung des Augenblicks ein Maß fanden, bewiesen sie durch die Kraft, durch die Schönheit und Erhabenheit ihrer Poesie, durch ihren Humor, durch den melodischen Tonfall ihrer Sprache. Sie brauchten nur bei der Natur einzukehren, deren melancholische Seite ihnen ganz recht war, da sie beider Stimmung aufs treueste wiedergab, deren sonnige Seite sie aber zu allen Himmeln wieder hinauftrug und allen Pessimismus zunächst vergessen ließ. Und wenn er ihnen aufs neue ins Gedächtniß trat, sie hatten beide gegen ihn eine triumphirende Waffe gefunden, vielmehr der frühere überwältigende Schmerz war ihnen zur tapfersten Lust ausgeschlagen, mit ihm, mit allen Herbigkeiten ihres abenteuernden und doch auch so reichen Liebelebens zu kämpfen. Das, was Shelley, auch nach den Belegen, welche unser Autor aus ihren dichterischen Werken gibt, von Byron unterschied, ist, daß Shelley mit dem Dichter den tiefsten Metaphysiker verbindet, daß die Natur seine Verlobte, seine Geliebte, seine Braut ist, daß er sie liebt, inniger als sie je ein Mensch geliebt hat, daß er von dem Umgange mit ihr jedesmal entzückt wird, während Byron der Wetterer, der Gewitterer ist, der den Blitz und den Donnerkeil in die Existenz wirft, dann freilich auch wieder zur Besinnung gelangt, um nun auch als Philosoph mit seinem Freunde sich zu verbinden, sodaß beide gemeinsam nach Aufschluß lechzen, Erklärung fordern, in hinreißenden Weisen und brennenden Fragen Antwort haben wollen über den Ursprung des Uebels, über die entsetzliche Dissonanz, die durch die Geschichte, die wol gar durch das Weltall schreit.

Wir müssen uns hier über eine schnöde, völlig ungerechte Beschuldigung erklären, die zumal Shelley betrifft, und welche darlegt, wie oberflächlich doch oft auch die Engländer urtheilen, und wie der britische Zelotismus an derselben kleinlichen Intoleranz, Anmaßung und abscheulichen Verdammungssucht krankt wie der deutsche. Man hat Shelley als Atheisten verschrien. Es ist, um es kurz zu sagen, nicht wahr, daß Shelley Atheist sei. Ist denn der einstweilige, blos sprachliche Ausdruck schon das Wesen selbst? Nie und nimmer! Gerade das Entgegengesetzte von dem, was jenes durch und durch irreligiöse Anathema besagt, ergibt sich aus den Gedichten Shelley's. Dieser Dichter ist von einer Anschauung erfüllt, die Erstaunen erregt und die wir uns alle zum Muster nehmen sollten, um alle kleinlichen Vorstellungen für immer abzuthun. Shelley hat in seiner Phantasie und Sehnsucht Land und Meer, Erde und Himmel, Diesseits und Jenseits als Gegenwart vor sich, er umfängt sie alle mit Liebesarmen und weiß sie auch ihrerseits zu gewinnen. Wenn er auf dem Meere dahinfährt, wenn er das Gestein, Gras und Blumen, die Wälder feiert, sich zu den Sternen hinaufschwingt und oben gerade so in seiner Heimat ist wie unten, so ruft er sie alle bei Namen mit dem Worte der Natur; doch wie er selbst in jenen himmlischen Sphären seinesgleichen, Geister, entdeckt, mit ihnen verkehrt, Liebe all und überall ihm sich offenbart, ist jene Natur, jene Geister, ist jene Liebe nicht dasselbe, was Gott ist? Wo ist ein Dichter, der je ein solches Gedicht hervorgebracht hat wie Shelley's „Ode an den Westwind"? Oder wer hat je geahnt, daß ein solches Gedicht wie sein „Prometheus" auch nur möglich sei, und daß er ihn verwirklichen, vom Himmel auf die Erde bringen würde, wie Sokrates die Philosophie, wie der griechische Prometheus das Feuer?

Der Verfasser des Werks wird selbst Dichter, indem er uns Shelley und Byron in lebendigen, in lebensgroßen Bildern vor das Auge rückt, denn: sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist; und er muß mit beiden Genien Jahre hindurch Umgang gehabt haben. Welche noch nie gewagte Personificationen bei Shelley:

In einem Hain am Arnoflusse bei Florenz liegend, schrieb Shelley sein Meisterwerk, die „Ode an den Westwind". Die ersten Strophen rufen uns das Herbstwehen des Windes in Erinnerung, das die welken Blätter gelb, schwarz, bleich, hektisch-roth, wie pestergriffen, vor sich hintreibt, und seinen Frühlingshauch, welcher Thal und Höhen mit lebendigen Farben und Duft erfüllt — ein Sausen, das sein Echo in dem tiefen Refrain der sonettartigen Abschnitte findet: „Hör', o höre mich!" Und gemahnt es nicht wieder an die alten Mythologien, wenn er von den losgerissenen Regenwolken singt, welche vom dem verzweigten Geäst des Himmels und des Meers auf die Stromfläche des Windes herabgeschüttelt werden — von den Locken des Sturmes, welche über das luftige Azurfeld flattern wie das lichte Haar, das sich auf dem Haupte einer zornigen Mänade sträubt!

Eine solche pessimistische Welt kann man sich schon gefallen lassen, und sie müßte, vom dichterischen Menschen bewohnt und täglich und nächtlich betrachtet, mindestens schon ansetzen zum vollendeten Optimismus. Ueberhaupt ist es ein eigen Ding um das Uebel und selbst um den Schmerz. Was sie sind, woher sie kommen und was sie sollen, ist bisjetzt noch nicht erklärt, und wir erlassen mit Shelley und Byron künftigen Denkern solche Aufgabe nicht. Aber man könnte vielleicht jetzt schon bemerken: gibt es denn ein stehendes Uebel unter den einzelnen Mishelligkeiten und Fatalitäten, einen sich gleichbleibenden Schmerz, und sind nicht beide relativ? Das Uebel, der Schmerz fängt oft mit einem Reiz an, der noch gar nicht unangenehm ist. Doch der Reiz wird Kitzel, dieser prickelt, er wird pikant, aber schon sehr pikant, jetzt grob und unerträglich. Nach demselben Gesetz der Allmählichkeit geht auch die Abnahme vor sich. Ein lebenslustiger, tapferer Geist könnte daher gegen allen Pessimismus sagen: im Grunde sei jeder starke Schmerz nur eine überpikante Lust, im schlimmsten Falle jener Asa foetida vergleichbar, mit der Feinschmecker sich die Schüsseln ausreiben. Und doch, es gibt einen zermalmenden Schmerz, gegen den der bekannte Weltschmerz Heine's noch eine poetische Spielerei ist, und derselbe Heine sollte auf seinem letzten Krankenlager auch den zermalmenden erfahren.

Was Shelley bei hohem Aufschwung vermag, dazu erhalten wir von unserm Autor einen entzückenden Beleg:

Mit seinem geistigen Auge sah Shelley die Weltkugeln beseelt am Himmelsraume kreisen, glühend nach innen, in die Nacht leuchtend nach außen; sein Blick ermaß die tiefen Abgründe, wo grüne Welten aneinander vorüberschwebten, Wandelsterne mit schimmernden Locken, kalte und klare Eismonde. Er vergleicht sie mit den Thaukugeln, die morgens die Blumenkelche füllen, er sieht sie, Welt auf Welt, von der Entstehung bis zum Untergange dahinrollen wie Schaumblasen auf einem Flusse, knisternd, berstend und doch unsterblich, beständig neue Wesen, neue Gesetze, neue Götter webend, helle oder dunkle, wie Gewänder, die sie über die nackten Rippen des Todes werfen. Er sieht sie, wie Rafael sie zu Rom in Santa-Maria del Popolo malte, jede von ihrem Engel beherrscht und gelenkt, und kraft der poetischen Machtvollkommenheit seiner Phantasie weist er dem armen verstorbenen Keats solch einen erledigten Thron, eine herrenlose Sonne an.

Und noch höher hinauf führt uns der Dichter:

Als Jupiter in den Abgrund gestürzt ist, stimmen Erde und Mond einen jauchzenden Wechselgesang an, einen Hymnus ohnegleichen. Die Erde jubelt über ihre Befreiung von der Göttertyrannei, der Mond singt der Erde seine glühende und ekstatische Liebeserklärung zu, er schildert, wie still und stumm er wird, wenn der Schatten der Erde auf ihn fällt und ihn bedeckt, und wie er dann voll Liebe zu der schönen Erde ist. Seine Unfruchtbarkeit hört auf, lebendige Blumen entsprießen auf seiner Oberfläche, er hört Musik in Meer und Luft, während ihn beschwingte Wolken umschweben, schwer von dem Regen, von dem seine jungen Knospen träumen, und er jubelt: „Das ist Liebe, alles ist Liebe!"

Wie wird es aber mit Byron werden? Wird er vor einem solchen Rivalen noch zu bestehen wissen? Byron ist Shelley völlig ebenbürtig. Wenn dieser zwar, so oft er in der Erhabenheit und Herrlichkeit des Kosmos schwelgt, fast optimistisch wird, und doch in die Uebel, Schmerzen, Schrecken der Erde tief eingeweiht ist, jener ist dieses erst recht; er ist der vollendetste pessimistische Dichter, den es je gegeben hat, sofern man überhaupt im Pessimismus vollendet sein kann. Doch auch Byron hat seine optimistischen Erquickungen und Anschauungen, wenn er die Natur schildert, wenn er uns seine Abenteuer und Irrfahrten malt, wenn das nebelhafte Albion völlig seinem Blicke und Gedächtniß entschwindet. So weit tauschen beide Dichter ihre Eigenheit noch aus. Aber wenn Byron in sein eigentliches Element kommt, wenn die Uebel, Wehen, Schmerzen der Existenz ihm zu Kopf und zu Herzen steigen, dann läßt er seinen Leidens- und Dichtergenossen auf seiner centrifugalen Bahn weit, weit hinter sich. Byron ist als Lyriker, Epiker, Dramatiker ohne jeden Vergleichsmann. Freilich ist er kein Dramendichter für irgendwelches Theaterpublikum von heute; er dichtet für die Weltbühne und die letzten Dinge. Er ist ebenso unvergleichlich in seinem Sarkasmus wie Enthusiasmus, als Dithyrambiker wie als Elegiker. Seine Lyrik tilgt nicht die Uebel, deckt aber die Wunde auf und lindert den Schmerz, indem er seinem Patienten zuvorkommt und diesem sagt, wo es ihm sitzt und wie ihm zu Muthe ist. Und nun sein „Don Juan"! Es hat noch nie ein Epos gegeben, welches in einem so maß- und kunstvollen Strophenbau eine solche Ausgelassenheit des Humors durchführt, die Dächer aller europäischen Weltstädte abhebt, auf daß wir uns entsetzen über das, was hier von Teufeleien vor sich geht, ohne Scham, ohne Gewissensbisse, ohne daran zu denken, daß die Erde, recht betrachtet, kein Lustrevier, keine bloße Sandbank ist, vor der Schiffer sich zu hüten haben, sondern nicht selten eine Folterbank wird. Und auch er erhebt sich hoch, zumal in dem Mysterium „Kain". Es ist als verfinstere sich die Sonne unsers Weltsystems total, auf daß andere Sonnen, wenn auch schwarz beflort, den beiden Weltwanderern Kain und Lucifer leuchten. Gleichwol hat auch dieses tragödisch, pessimistisch metaphysische Gedicht seine optimistischen Schönheiten, es sind gleichsam die rosigen Protuberanzen, welche über den Rand jener verfinsterten Sonne hervorquellen, als wollten sie in einem so himmlischen Wesen wie Ada den einstigen ewigen Triumph des Lichts im Weltall verkünden. In diesem Gedichte Byron's ist wenig Handlung, desto mehr Anschauung. Hier entsetzliche Leere des Raums ohne Grenzen; dort wieder drängen sich Weltkolosse aus tiefster Ferne hervor wie schneeige Chimborassos, die auf ihren höchsten Firnen dennoch mit Lichtrosen bestreut sind: wer, was, wozu sie sind, auch Lucifer scheint es doch eigentlich nicht zu wissen.

Wir glauben einigermaßen dargethan zu haben, wie lebhaft gehalten die Charakteristiken sind, welche uns Brandes sowol von den Gedichten jener beiden genialen Dichter, wie auch von ihren biographischen Erlebnissen gibt. Er beschließt den vierten Band sehr sinnreich mit folgender Stelle:

Die europäische Poesie floß in einem schläfrigen und stillen Strome, und wer am Ufer desselben entlang schritt, fand wenig, worauf sein Auge verweilen mochte. Da entstand als eine Fortsetzung des Stroms jene Poesie, welcher so oft der Grund unter den Füßen wich, daß sie sich in Cascaden von Fall zu Fall stürzte. Hier bei Byron sah man die Flut schäumen und sieden, hörte sie rauschen wie Musik und tönend ihr Lied zum Himmel senden. Hier spritzte das Wasser — schauerlich schön — den weißen Gischt der Wuth empor, wirbelte im Malstrome umher, zersplitterte sich selbst und alles, was ihm im Wege stand, ja höhlte mit der Zeit selbst Felsen aus. Und mitten im Wasserfalle stand, wie Byron es im „Childe Harold" (IV, 72) geschildert hat, eine herrliche Iris, ein prächtig strahlender Regenbogen, das Zeichen der Harmonie, des Friedens und Freiheitsglücks, vielen unbemerkbar, aber sichtbar für jeden, welcher die Sonne über sich hat und sich richtig stellt. Derselbe kündigte bessere Tage für Europa an.

So weit der Verfasser. Wir setzen hinzu, was wir schon früher andeuteten: und jener Verkündiger war der gloriose Morgenstern Lord Byron.

Nach dem Vorgange Shelley's und Byron's haben auch andere Länder ihre Dichter des Pessimismus gehabt, so Italien in Leopardi, so Rußland in Puschkin, so Deutschland in Hieronymus Lorm, schon sehr bedeutend, dann aber den wahrhaft genialen, der unter dem Namen Dranmor hinreißende Gedichte der deutschen Nation schenkte. Er ist, irren wir nicht, Schweizer von Geburt, sein eigentlicher Name ist Schmidt.

Der allgemeinen und besondern Gerechtigkeit wegen erlauben wir uns noch Folgendes nachträglich zu äußern. In unserer frühern deutschen Literatur hätte von unserm Autor auch Henrik Steffens unendlich höher gestellt werden sollen. Steffens, Norweger von Geburt, hat auch in der Poesie sehr Tüchtiges geleistet; seine Romane: „Die Familien Walseth und Leith", die „Vier Norweger",

darin kund, daß sie unbedingt mit der Existenz aussöhnt. Bis zur Aussöhnung ist freilich oft ein langer, dorniger Weg. Wie der Verfasser uns jene beiden herrlichen Dichter vorführt, uns mit ihren Lebensschicksalen aufs genaueste bekannt macht, wie wir diese aus ihren Biographien, aus ihren Poesien selbst entnommen haben, ist ihnen der Aufschrei des entsetzlichsten Schmerzes wahrlich nicht zu verdenken. Wie hatte beide ihr eigenes Vaterland schmachvoll und grausam behandelt! Da mußte sich ihnen, ob sie wollten oder nicht, des Menschen Los auf Erden im schwärzesten Lichte darstellen. Daß sie aber stärker waren als ihr Schmerz, daß sie diesen mit Würde trugen, daß sie auch in der wildesten Verzweiflung des Augenblicks ein Maß fanden, bewiesen sie durch die Kraft, durch die Schönheit und Erhabenheit ihrer Poesie, durch ihren Humor, durch den melodischen Tonfall ihrer Sprache. Sie brauchten nur bei der Natur einzukehren, deren melancholische Seite ihnen ganz recht war, da sie beider Stimmung aufs treueste wiedergab, deren sonnige Seite sie aber zu allen Himmeln wieder hinauftrug und allen Pessimismus zunächst vergessen ließ. Und wenn er ihnen aufs neue ins Gedächtniß trat, sie hatten beide gegen ihn eine triumphirende Waffe gefunden, vielmehr der frühere überwältigende Schmerz war ihnen zur tapfersten Lust ausgeschlagen, mit ihm, mit allen Herbigkeiten ihres abenteuernden und doch auch so reichen Liebelebens zu kämpfen. Das, was Shelley, auch nach den Belegen, welche unser Autor aus ihren dichterischen Werken gibt, von Byron unterschied, ist, daß Shelley mit dem Dichter den tiefsten Metaphysiker verbindet, daß die Natur seine Verlobte, seine Geliebte, seine Braut ist, daß er sie liebt, inniger als sie je ein Mensch geliebt hat, daß er von dem Umgange mit ihr jedesmal entzückt wird, während Byron der Wetterer, der Gewitterer ist, der den Blitz und den Donnerkeil in die Existenz wirft, dann freilich auch wieder zur Besinnung gelangt, um nun auch als Philosoph mit seinem Freunde sich zu verbinden, sodaß beide gemeinsam nach Aufschluß lechzen, Erklärung fordern, in hinreißenden Weisen und brennenden Fragen Antwort haben wollen über den Ursprung des Uebels, über die entsetzliche Dissonanz, die durch die Geschichte, die wol gar durch das Weltall schreit.

Wir müssen uns hier über eine schnöde, völlig ungerechte Beschuldigung erklären, die zumal Shelley betrifft, und welche darlegt, wie oberflächlich doch oft auch die Engländer urtheilen, und wie der britische Zelotismus an derselben kleinlichen Intoleranz, Anmaßung und abscheulichen Verdammungssucht krankt wie der deutsche. Man hat Shelley als Atheisten verschrien. Es ist, um es kurz zu sagen, nicht wahr, daß Shelley Atheist sei. Ist denn der einstweilige, blos sprachliche Ausdruck schon das Wesen selbst? Nie und nimmer! Gerade das Entgegengesetzte von dem, was jenes durch und durch irreligiöse Anathema besagt, ergibt sich aus den Gedichten Shelley's. Dieser Dichter ist von einer Anschauung erfüllt, die Erstaunen erregt und die wir uns alle zum Muster nehmen sollten, um alle kleinlichen Vorstellungen für immer abzuthun. Shelley hat in seiner Phantasie und Sehnsucht Land und Meer, Erde und Himmel, Diesseits und Jenseits als Gegenwart vor sich, er umfängt sie alle mit Liebesarmen und weiß sie auch ihrerseits zu gewinnen. Wenn er auf dem Meere dahinfährt, wenn er das Gestein, Gras und Blumen, die Wälder feiert, sich zu den Sternen hinaufschwingt und oben gerade so in seiner Heimat ist wie unten, so ruft er sie alle bei Namen mit dem Worte: Natur; doch wie er selbst in jenen himmlischen Sphären seinesgleichen, Geister, entdeckt, mit ihnen verkehrt, Liebe all und überall ihm sich offenbart, ist jene Natur, sind jene Geister, ist jene Liebe nicht dasselbe, was Gott ist? Wo ist ein Dichter, der je ein solches Gedicht hervorgebracht hat wie Shelley's „Ode an den Westwind"? Oder wer hat je geahnt, daß ein solches Gedicht wie sein „Prometheus" auch nur möglich sei, und daß er ihn verwirklichen, vom Himmel auf die Erde bringen würde, wie Sokrates die Philosophie, wie der griechische Prometheus das Feuer?

Der Verfasser des Werks wird selbst Dichter, indem er uns Shelley und Byron in lebendigen, in lebensgroßen Bildern vor das Auge rückt, denn: sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist; und er muß mit beiden Genien Jahre hindurch Umgang gehabt haben. Welche noch nie gewagte Personificationen bei Shelley:

> In einem Hain am Arnoflusse bei Florenz liegend, schrieb Shelley sein Meisterwerk, die „Ode an den Westwind". Die ersten Strophen rufen uns das Herbstwehen des Windes in Erinnerung, das die welken Blätter gelb, schwarz, bleich, hektisch-roth, wie pestergriffen, vor sich hintreibt, und seinen Frühlingshauch, welcher Thal und Höhen mit lebendigen Farben und Duft erfüllt — ein Sausen, das sein Echo in dem tiefen Refrain der sonettartigen Abschnitte findet: „Hör', o höre mich!" Und gemahnt es nicht wieder an die alten Mythologien, wenn er von den losgerissenen Regenwolken singt, welche von dem verzweigten Geäst des Himmels und des Meers auf die Stromfläche des Windes herabgeschüttelt werden — von den Locken des Sturmes, welche über das luftige Azurfeld flattern wie das lichte Haar, das sich auf dem Haupte einer zornigen Mänade sträubt!

Eine solche pessimistische Welt kann man sich schon gefallen lassen, und sie müßte, vom dichterischen Menschen bewohnt und täglich und nächtlich betrachtet, mindestens schon ansetzen zum vollendeten Optimismus. Ueberhaupt ist es ein eigen Ding um das Uebel und selbst um den Schmerz. Was sie sind, woher sie kommen und was sie sollen, ist bisjetzt noch nicht erklärt, und wir erlassen mit Shelley und Byron künftigen Denkern solche Aufgabe nicht. Aber man könnte vielleicht jetzt schon bemerken: gibt es denn ein stehendes Uebel unter den einzelnen Mishelligkeiten und Fatalitäten, einen sich gleichbleibenden Schmerz, und sind nicht beide relativ? Das Uebel, der Schmerz fängt oft mit einem Reiz an, der noch gar nicht unangenehm ist. Doch der Reiz wird Kitzel, dieser prickelt, er wird pikant, aber schon sehr pikant, jetzt grob und unerträglich. Nach demselben Gesetz der Allmählichkeit geht auch die Abnahme vor sich. Ein lebenslustiger, tapferer Geist könnte daher gegen allen Pessimismus sagen: im Grunde sei jeder starke Schmerz nur eine überpikante Lust, im schlimmsten Falle jener A[illegible] foetida vergleichbar, mit der Feinschmecker sich die Schüsse[illegible] ausreiben. Und doch, es gibt einen zermalmenden Schme[illegible] gegen den der bekannte Weltschmerz Heine's noch e[illegible] poetische Spielerei ist, und derselbe Heine sollte auf sein[illegible] letzten Krankenlager auch den zermalmenden erfahren.

…ine Fülle lesenswerther und belehrender Aufsätze …ingt der dritte Band des „Allgemeinen Schulblattes" …n Emil Wolff (Nr. 5). Die Abhandlungen durchweht …t frischer und freiheitlicher Geist; wir heben unter …esen besonders die größere: „Der Stand des deutsch- …rachlichen Unterrichts im 16. Jahrhundert", hervor, ohne …e andern damit zurücksetzen zu wollen, die auch an Ge- …egenheit nichts zu wünschen übrig lassen. Die Kritiken …nd gewissenhaft und machen den Leser mit den hervor- …gendsten Erscheinungen der pädagogischen Literatur be- …nnt. Das Feuilleton bringt viel Interessantes.

Die „Deutsche Sprachlehre" von Daniel Sanders …r. 6), mit welcher der bewährte Meister deutscher Sprach- …rschung die Lehrmittel unserer Schulen bereichert, ist die …rucht langjähriger Studien und empfiehlt sich wol am …esten durch den Namen des Autors selbst. Als ganz …sonders gelungen und beachtenswerth heben wir die Be- …andlung der Satzlehre hervor, die, auf streng wissenschaft- …chem Fundamente erbaut, an Einfachheit und Durch- …chtigkeit alle bisherigen Arten der Behandlung über- …effen dürfte.

Eine treffliche Anleitung für den Unterricht in der …olksschule geben die „Beiträge zur Methodik der Volks- …hule" von F. G. Schähle (Nr. 7). Es sind die Re- …ltate einer reichen Erfahrung, die hier geboten werden, …nd namentlich dürften jüngere Lehrer viel aus dem schön …eschriebenen Buche und den anschaulich vorgeführten Bei- …pielen lernen. Natürlich heißt es auch hier: nicht blind folgen! Und so wollen wir nicht eine geringere Schätzung des Buchs damit abgegeben haben, wenn wir die Art und Weise der „neuen" Behandlung der Brüche und des Ansatzes nicht gutheißen können.

Zum Schluß unserer heutigen Besprechung wollen wir noch auf ein schönes Unternehmen hinweisen, das die größtmögliche Unterstützung verdient: die Herausgabe der pädagogischen Schriften Herbart's, besorgt durch O. Willmann (Nr. 8). Wer den bedeutenden Einfluß kennt, den Herbart auf die neuere Pädagogik geübt, indem er sie eigentlich erst zu einer Wissenschaft, auf psychologischem Grunde erbaut, erhoben hat, der wird das Unternehmen Willmann's zu würdigen wissen. Die Einleitung des Herausgebers, die uns in die Philosophie Herbart's einführt, die biographischen, sachlichen und philosophischen Bemerkungen, mit denen er die einzelnen Abhandlungen begleitet, bilden den nicht am wenigst zu schätzenden Theil der neuen Ausgabe. Es liegen zwei Bände vor uns, von denen der erste verschiedene Abhandlungen und Vorlesungen über Pestalozzi enthält und unter anderm die größere Arbeit: „Allgemeine Pädagogik, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet". Der zweite Band enthält außer kleinen Abhandlungen und Recensionen die bekannten Briefe über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik und die pädagogischen Vorlesungen. Der Herausgeber hat es nicht an Fleiß und Sorgfalt fehlen lassen und uns ein wohlgeordnetes und gesichtetes Werk in die Hand gegeben.

A. Sulzbach.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Trotz des russisch-türkischen Kriegs, trotz des Mac-Mahon'schen parlamentarischen Staatsstreichs, ja selbst trotz der entschiedenen Warnungen Bamberger's befindet sich der deutsche Journalismus, sowol die speciell für schuldig erklärten Revuen, denen der geistvolle Redner den klanglosen Weg nach dem Orcus gewiesen hat, als auch die andern Blätter und Journale jeder Art, in einer so lenzesfreudigen Stimmung wie nie zuvor: überall keimen und wachsen neue Blätter hervor, und fast in jeder Woche hat die journalistische Chronik das Erscheinen einer neuen Zeitschrift zu verzeichnen, die, von schönsten Zukunftshoffnungen getragen, ihre erste Nummer in die Welt schickt. Leben und leben lassen! ist unser Grundsatz. Was nicht leben kann, wird schon von selbst den Weg finden, der zum Nirwana führt.

Eine Wochenschrift zur Hebung der Volksbildung und des Volkswohls durch praktische Förderung deutschen Gemeinsinns erscheint unter dem Titel „Schlesische Warte" seit dem 19. Mai in Breslau im Verlage von Albert Sindermann unter der Redaction von A. W. Gellrich. Der Verleger erklärt, daß er sich aus freiem Antriebe entschlossen habe, die zu hoffenden spätern Reinerträge dieses Blattes fortlaufend zu gemeinnützigen Zwecken der Volksbildung zu verwenden. Ueber die Tendenz des Blattes erklärt sich der Prospectus in folgender Weise: „Die «Schlesische Warte» wird frei von jeder parteilichen Befangenheit an der Erörterung der Fragen theilnehmen, welche die rasche gesellschaftliche Fortentwickelung aufwirft. Nicht sowol den politischen Tagesinteressen, als vielmehr jenen tiefer liegenden Meinungsströmungen zugewendet, aus denen sich die Sympathien und Antipathien des öffentlichen Lebens bilden, wird sie stets, soviel an ihr ist, einer Entwickelung im rein deutschen Sinne das Wort reden, d. h. den traurigen Grundsatz des Gehenlassens wie es geht, zumal auf dem Gebiete der sittlichen Selbstverantwortung zu bekämpfen, die fast verloren gegangene schlichte Tüchtigkeit und Wahrhaftigkeit unserer Vorfahren wieder zu wecken, das ethische Bewußtsein im Volke zu vertiefen bemüht sein. Nicht ein Fachblatt, welches auf politischem, wirthschaftlichem oder anderm Gebiete bestimmt vorgezeichnete Anschauungen zu verfechten berufen ist, soll die «Schlesische Warte» sein, wol aber wird sie ihre volle Unabhängigkeit dazu benutzen, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der socialen und communalen Bewegung einem redlichen Streben das Wort zu reden, der Verrottung und charakterlosen Rechnungsträgerei entgegenzutreten, Reclamen- und Phrasenthum, Coterienunwesen, Klassenselbstsucht und was damit verwandt ist, zu bekämpfen, den offenbaren Schwindel rücksichtslos zu kennzeichnen. Neben diesen weitern Zielen wird die «Schlesische Warte» den engern Interessen der heimischen Provinz und deren Hauptstadt ihre Aufmerksamkeit widmen und bestrebt sein, an der Lösung provinzieller und communaler Fragen in demselben Sinne mitzuwirken. Endlich wird, an ihre Tendenzen eng sich anschließend, unter der Bezeichnung «Humoristisch-satirisches Feuilleton» in der «Schlesischen Warte» auch dem Humor und der Satire socialer und communaler Vorgänge ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt werden." Die erste Nummer enthält einige scharf polemische Artikel: einen von Wilhelm Marr gegen das industrielle Literatenthum, und einen von Otto Glagau gegen das Gründerthum im Reichstag und in den preußischen Kammern. Das neue Blatt geht also socialen Mißständen sehr energisch zu Leibe.

Berichtigung.

In Nr. 19 d. Bl. hatten wir irrthümlich in einer Besprechung der „Harmlosen Studien" von Hermann Frommann mitgetheilt, daß der Verfasser verstorben sei. Es beruhte dies auf einer Verwechselung mit dem Bruder desselben, Friedrich Reinhold Frommann in Danzig.

„Malcolm“, sind bedeutende Schöpfungen, wogegen freilich sein Roman „Die Revolution“ durchweg verfehlt ist. Steffens besaß eine Wärme und Weite der Phantasie, wie man sie einem Nordländer kaum zutrauen mochte. Er hatte die deutsche Sprache sich bewundernswürdig angeeignet und wußte sie in der Production wie seine Muttersprache zu handhaben. Unter den Dänen scheint uns dagegen vom Verfasser Oehlenschläger viel zu hoch angeschlagen zu werden.

Des Verfassers „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts“ sind ein überaus dankenswerthes Werk von bleibender, gediegenster Bedeutung. Es wird mindestens viel dazu beitragen, die civilisirten Nationen mehr und mehr auch in der Literatur zu einigen; es gibt Beweis auf Beweis, daß der Fortschritt der Bildung zu Lande und zu Wasser unaufhaltsam sich steigert, daß beide Hemisphären dazu berufen sind, sich entgegenzukommen, gegenseitig sich in die Hand zu arbeiten, zum Wohle nicht blos Eines Landes, Eines Welttheils, sondern um die Erdcultur in jeder Weise zu fördern und alle Menschen brüderlich zu verbinden. Es wäre daher dem Verfasser zu wünschen, daß sein Werk hüben und drüben gelesen würde und Auflage nach Auflage erlebte.

Alexander Jung.

Pädagogische Schriften.

1. Die Anfänge der Erziehungslehre. Von Robert Niedergesäß. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1874. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Die Anfänge der Unterrichtslehre und Volksschulkunde mit einer vorangehenden psychologischen Propädeutik. Von Theodor Vernaleken. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1874. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Schülerfehler — Lebensfehler und ihre Heilung. Von Fidel Mähr. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1875. Gr. 8. 60 Pf.
4. Die physische Erziehung der Kinder. Von G. C. F. Mommendey. Stuttgart, Müller. 1874. 8. 1 M.
5. Allgemeines Schulblatt für Volks- und Mittelschulen. Begründet von L. W. Seyffarth und fortgesetzt von Emil Wolff. Dritter Band. Erstes Semester. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1875. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Deutsche Sprachlehre für Volks- und Bürgerschulen. Von Daniel Sanders. Nebst Anhang: Wörterbuch der Zeitwörter mit starker oder mit unregelmäßiger Abwandlung in der heutigen deutschen Schriftsprache. Berlin, Langenscheidt. 1876. Gr. 8. 1 M.
7. Beiträge zur Methodik der Volksschule. Von F. G. Schähle. München, Kellerer. 1874. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Johann Friedrich Herbart's pädagogische Schriften. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben, mit Einleitung, Anmerkungen und comparativem Register versehen von O. Willmann. Zwei Bände. Leipzig, Voß. 1875. Gr. 8. 15 M.

Die unter Nr. 1 und 2 angezeigten Bücher sind zum Unterricht für Schulamtscandidaten bestimmt und entledigen sich ihrer Aufgabe in erfreulicher und zweckentsprechender Weise. Die Verfasser gehen von dem sehr richtigen Gesichtspunkte aus, daß zu den Zöglingen des Seminars, bei denen eine philosophisch-wissenschaftliche Vorbildung nicht vorauszusetzen ist, in schlichten, einfachen Worten, d. h. populär, gesprochen werden müsse, und diesen richtigen Ton haben die Verfasser glücklich getroffen, ohne daß dem belehrenden und wissenschaftlichen Werthe etwas verloren gegangen wäre.

„Die Anfänge der Erziehungslehre“ von Robert Niedergesäß (Nr. 1) behandeln als Hauptpunkte: „1. Begriffe der Erziehung“; „2. Der Zögling“; „3. Der Erzieher“; „4. Die Erziehung des Leibes“; „5. Erziehung des Geistes“. Im letzten Punkte ist auch die sittliche Erziehung mit einbegriffen.

„Die Anfänge der Unterrichtslehre und Volksschulkunde“ von Theodor Vernaleken (Nr. 2) führen in anziehender Weise, belebt durch Beispiele aus Sprache, Literatur und Leben, in die Kenntniß des Seelenlebens ein. Ebenso interessant versteht der Verfasser die Unterrichtslehre und Volksschulkunde zu machen. Anschaulich ist alles, was er gibt, und so wird der Leser außer dem, was er an Wissen aus dem in dem Buche Behandelten schöpft, aus der ganzen Haltung desselben unvermerkt viel für die Art und Weise, wie anschaulich zu unterrichten ist, gewinnen. Wir können beide Bücher aufs wärmste strebsamen jungen Lehrern empfehlen.

Die kleine Broschüre „Schülerfehler — Lebensfehler“ von Fidel Mähr (Nr. 3) tritt sehr anspruchslos auf; sie will nicht belehren, denn der Verfasser ist sich bewußt, daß das Meiste Aeltern und Erziehern bereits bekannt sein wird; sie soll den Lesern nur die Genugthuung schaffen, die derjenige empfindet, welcher seine bisherigen Ansichten schriftlich oder mündlich bestätigt findet. In diesem Sinne können wir das Schriftchen als Lektüre empfehlen, ohne aber die Nachahmung alles dessen zu wünschen, was uns als neu in demselben aufgestoßen ist. Wenn z. B. der Verfasser, um Strafe selten anzuwenden, in den untersten Klassen „die während der Schulstunde bereits über einen Zögling ausgesprochene Strafe auf den nächsten wälzte, der sich verging, und so den Zweck erreichte, nur wenige bestrafen zu müssen und zugleich das Ehrgefühl zu wecken, welches um so lebhafter sich regte, weil der Folgende die dem Mitschüler bestimmte Buße nur mit Widerwillen auf sich übergehen sah“ — so kommt uns das doch zu wunderlich vor, als daß wir von einer solchen Wechselgiro-Behandlung der Strafe uns nicht die entgegengesetzte Wirkung als die beabsichtigte versprechen sollten.

„Die physische Erziehung der Kinder“ von G. C. F. Mommendey (Nr. 4) ist jungen Frauen zu empfehlen. Der Gedanke, daß die Erziehung nicht nur in Angewöhnung zu einem sittlich moralischen Leben und in Uebung des Wissens und Könnens bestehe, daß vielmehr zuerst es darauf ankomme, die Kinder gesund zur Welt zu bringen und ihre Gesundheit zu erhalten, wird immer mehr Gemeingut des Volks. Schon das Verhalten einer Frau, die sich Mutter fühlt, die Sorge um das noch nicht geborene Kind übt Einfluß auf dessen ganzes Lebensglück. Ein Buch wie das vorliegende, das in kurzer Weise die nöthigen Verhaltungsmaßregeln gibt, wie die Mutter schon vor der Geburt für das Kind sorge und wie sie bis ins Jünglings- und Jungfrauenalter hinein dasselbe richtig pflege, wird in den Händen verständiger Mütter eine segensreiche Lektüre für die Familien werden.

Eine Fülle lesenswerther und belehrender Aufsätze bringt der dritte Band des „Allgemeinen Schulblattes" von Emil Wolff (Nr. 5). Die Abhandlungen durchweht ein frischer und freiheitlicher Geist; wir heben unter diesen besonders die größere: „Der Stand des deutschsprachlichen Unterrichts im 16. Jahrhundert", hervor, ohne die andern damit zurücksetzen zu wollen, die auch an Gediegenheit nichts zu wünschen übrig lassen. Die Kritiken sind gewissenhaft und machen den Leser mit den hervorragendsten Erscheinungen der pädagogischen Literatur bekannt. Das Feuilleton bringt viel Interessantes.

Die „Deutsche Sprachlehre" von Daniel Sanders (Nr. 6), mit welcher der bewährte Meister deutscher Sprachforschung die Lehrmittel unserer Schulen bereichert, ist die Frucht langjähriger Studien und empfiehlt sich wol am besten durch den Namen des Autors selbst. Als ganz besonders gelungen und beachtenswerth heben wir die Behandlung der Satzlehre hervor, die, auf streng wissenschaftlichem Fundamente erbaut, an Einfachheit und Durchsichtigkeit alle bisherigen Arten der Behandlung übertreffen dürfte.

Eine treffliche Anleitung für den Unterricht in der Volksschule geben die „Beiträge zur Methodik der Volksschule" von F. G. Schähle (Nr. 7). Es sind die Resultate einer reichen Erfahrung, die hier geboten werden, und namentlich dürften jüngere Lehrer viel aus dem schön geschriebenen Buche und den anschaulich vorgeführten Beispielen lernen. Natürlich heißt es auch hier: nicht blind folgen! Und so wollen wir nicht eine geringere Schätzung des Buchs damit abgegeben haben, wenn wir die Art und Weise der „neuen" Behandlung der Brüche und des Ansatzes nicht gutheißen können.

Zum Schluß unserer heutigen Besprechung wollen wir noch auf ein schönes Unternehmen hinweisen, das die größtmögliche Unterstützung verdient: die Herausgabe der pädagogischen Schriften Herbart's, besorgt durch O. Willmann (Nr. 8). Wer den bedeutenden Einfluß kennt, den Herbart auf die neuere Pädagogik geübt, indem er sie eigentlich erst zu einer Wissenschaft, auf psychologischem Grunde erbaut, erhoben hat, der wird das Unternehmen Willmann's zu würdigen wissen. Die Einleitung des Herausgebers, die uns in die Philosophie Herbart's einführt, die biographischen, sachlichen und philosophischen Bemerkungen, mit denen er die einzelnen Abhandlungen begleitet, bilden den nicht am wenigst zu schätzenden Theil der neuen Ausgabe. Es liegen zwei Bände vor uns, von denen der erste verschiedene Abhandlungen und Vorlesungen über Pestalozzi enthält und unter anderm die größere Arbeit: „Allgemeine Pädagogik, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet". Der zweite Band enthält außer kleinen Abhandlungen und Recensionen die bekannten Briefe über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik und die pädagogischen Vorlesungen. Der Herausgeber hat es nicht an Fleiß und Sorgfalt fehlen lassen und uns ein wohlgeordnetes und gesichtetes Werk in die Hand gegeben.

A. Sulzbach.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Trotz des russisch-türkischen Kriegs, trotz des Mac-Mahon'schen parlamentarischen Staatsstreichs, ja selbst trotz der entschiedenen Warnungen Bamberger's befindet sich der deutsche Journalismus, sowol die speciell für schuldig erklärten Revuen, denen der geistvolle Redner den klanglosen Weg nach dem Orcus gewiesen hat, als auch die andern Blätter und Journale jeder Art, in einer so lenzesfreudigen Stimmung wie nie zuvor: überall keimen und wachsen neue Blätter hervor, und fast in jeder Woche hat die journalistische Chronik das Erscheinen einer neuen Zeitschrift zu verzeichnen, die, von schönsten Zukunftshoffnungen getragen, ihre erste Nummer in die Welt schickt. Leben und leben lassen! ist unser Grundsatz. Was nicht leben kann, wird schon von selbst den Weg finden, der zum Nirwana führt.

Eine Wochenschrift zur Hebung der Volksbildung und des Volkswohls durch praktische Förderung deutschen Gemeinsinns erscheint unter dem Titel „Schlesische Warte" seit dem 19. Mai in Breslau im Verlage von Albert Sindermann unter der Redaction von A. W. Gellrich. Der Verleger erklärt, daß er sich aus freiem Antriebe entschlossen habe, die zu hoffenden spätern Reinerträge dieses Blattes fortlaufend zu gemeinnützigen Zwecken der Volksbildung zu verwenden. Ueber die Tendenz des Blattes erklärt sich der Prospectus in folgender Weise: „Die «Schlesische Warte» wird frei von jeder parteilichen Befangenheit an der Erörterung der Fragen theilnehmen, welche die rasche gesellschaftliche Fortentwickelung aufwirft. Nicht sowol den politischen Tagesinteressen, als vielmehr jenen tiefer liegenden Meinungsströmungen zugewendet, aus denen sich die Sympathien und Antipathien des öffentlichen Lebens bilden, wird sie stets, soviel an ihr ist, einer Entwickelung im rein deutschen Sinne das Wort reden, d. h. den traurigen Grundsatz des Gehenlassens wie es geht, zumal auf dem Gebiete der sittlichen Selbstverantwortung zu bekämpfen, die fast verloren gegangene schlichte Tüchtigkeit und Wahrhaftigkeit unserer Vorfahren wieder zu wecken, das ethische Bewußtsein im Volke zu vertiefen bemüht sein. Nicht ein Fachblatt, welches auf politischem, wirthschaftlichem oder anderm Gebiete bestimmt vorgezeichnete Anschauungen zu verfechten berufen ist, soll die «Schlesische Warte» sein, wol aber wird sie ihre volle Unabhängigkeit dazu benutzen, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der socialen und communalen Bewegung einem redlichen Streben das Wort zu reden, der Verrottung und charakterlosen Rechnungsträgerei entgegenzutreten, Reclamen- und Phrasenthum, Coterienunwesen, Klassenselbstsucht und was damit verwandt ist, zu bekämpfen, den offenbaren Schwindel rücksichtslos zu kennzeichnen. Neben diesen weitern Zielen wird die «Schlesische Warte» den engern Interessen der heimischen Provinz und deren Hauptstadt ihre Aufmerksamkeit widmen und bestrebt sein, an der Lösung provinzieller und communaler Fragen in demselben Sinne mitzuwirken. Endlich wird, an ihre Tendenzen eng sich anschließend, unter der Bezeichnung «Humoristisch-satirisches Feuilleton» in der «Schlesischen Warte» auch dem Humor und der Satire socialer und communaler Vorgänge ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt werden." Die erste Nummer enthält einige scharf polemische Artikel: einen von Wilhelm Marr gegen das industrielle Literatenthum, und einen von Otto Glagau gegen das Gründerthum im Reichstag und in den preußischen Kammern. Das neue Blatt geht also socialen Misständen sehr energisch zu Leibe.

Berichtigung.

In Nr. 19 d. Bl. hatten wir irrthümlich in einer Besprechung der „Harmlosen Studien" von Hermann Frommann mitgetheilt, daß der Verfasser verstorben sei. Es beruhte dies auf einer Verwechselung mit dem Bruder desselben, Friedrich Reinhold Frommann in Danzig.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 21. Juni 1877.

Zur neuesten Romanliteratur.

1. Der Kurier des Zaren. Von Moskau nach Irkutsk. Von Julius Verne. Zwei Bände. Autorisirte deutsche Ausgabe. Wien, Hartleben. 1876. 8. 5 M. 40 Pf.
2. Wittenberg und Rom. Klosternovellen aus Luther's Zeit. Von Gustav Kühne. Drei Bände. Berlin, Janke. 1877. 8. 12 M.
3. Larven. Roman in vier Bänden. Von Robert Byr. Leipzig, E. J. Günther. 1876. 8. 12 M.
4. Der alte Knast. Komischer Kriegsroman. Von A. von Winterfeld. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1877. 8. 13 M. 50 Pf.

Ein naturbeschreibender Roman modernster Erfindung, culturgeschichtliche Situations- und Charakterbilder aus der Reformationszeit, ein neuzeitlicher Familien- und Gesellschaftsroman, endlich ein komisch-humoristischer aus dem Militärleben: das sind die oben angeführten vier Werke; dem Ursprunge nach eine Uebersetzung und drei deutsche Originalschöpfungen.

Wir haben die Fundamentaleigenschaften, welche den französischen Autor Julius Verne zu einer einzig dastehenden Originalität machen, früher berührt: jene seltsame, von keinem vor ihm versuchte Ineinsbildung einer riesigen, ins unabsehbar Ungeheuerliche abschweifenden Phantasie mit einem ebenso riesigen, in alle Einzelgebiete und alle Welten hineingreifenden, für sich positiv exact und ganz realistisch combinirenden Naturwissen. Er ist in seiner Art immer ein und derselbe; die Frage kann höchstens die sein: wirkt er im einzelnen stärker oder schwächer?

Der „Kurier des Zaren" (Nr. 1) ist sein neuestes Werk. Das Problem — jede seiner Schriften legt den Angelpunkt in ein ungeheueres, für menschliche Kraft unerreichbar gehaltenes Problem — ist diesmal folgendes: Der Kurier soll von Moskau nach Irkutsk, 5200 Werst weit, mitten durch das von empörten Tatarenschwärmen besetzte Sibirien die Depesche des Zaren an den in Irkutsk belagerten und von jeder Verbindung mit dem Kaiser abgeschnittenen Großfürsten bringen, und rechtzeitig ankommen, um diesen und die Stadt zu retten. Die Mission wird um so schwieriger, als jene Barbaren von einem ebenso schlauen als rachsüchtigen abtrünnigen russischen Offizier geleitet werden, der die List braucht, sich selbst als vorgeblichen Kurier des Zaren einzukleiden, um unter dem Banner dieses Verrathes die Stadt zu besetzen und den Großfürsten, auf den sein erbitterter Ingrimm es abgesehen, zu ermorden. Es handelt sich also zwischen den beiden gleich muthvollen und begabten Gegnern um ein steeple-chase: wer schlägt den andern an Schnelligkeit, und wird der rechte Kurier den furchtbar gefährlichen Fängen des falschen entgehen? Und nicht genug: der Autor steigert das Tollkühne der Unternehmung noch dadurch, daß er ein Mädchen aus den Ostseeprovinzen auf dem gleichen Wege zu seinem verbannten Vater nach Irkutsk reisen läßt, wagend und ertragend, was wir keinem Weibe der Welt zutrauen dürften. Die beiden verwandten Seelen: der Mann, zum Heroismus aus Pflichtgefühl, die Tochter, zum Heroismus aus Kindesliebe sich erhebend, treffen auf ihrer Tour zusammen, schützen und stützen sich treulich und werden, als alle Gefahren und Mühsale siegreich überwunden sind, ein glücklich gefeiertes Paar. Wie gewohnt, häuft Verne die Schrecken ins Ungeheuere und gibt der Situation ein weiteres pikantes Element dadurch mit, daß er einen französischen und englischen Reporter, zwei würdige und ebenfalls das Unglaubliche leistende Rivalen, auf den tatarischen Kriegsschauplatz wirft. Natürlich wirkt ein Autor wie Verne wesentlich durch Gegensätze; so schleudert er uns gleich anfänglich mitten aus dem brillanten Hoffest im Neuen Palais hinaus in die Schrecken des Tatarenaufstandes und die Wüsteneien Sibiriens.

Die nach dem dramatischen Gesetz ansteigende Verwickelung der Situation hebt erst recht an, als der Kurier, der aller Welt unbekannt sein sollte, in Omsk von seinem alten Mütterchen erkannt und, da gerade der furchtbare Chef des Aufstandes hier verweilt, von nun an mit allen Mitteln verfolgt wird. Die Peripetie aber ist diese:

Unser Held ist von dem ruchlosen Gegner wirklich gefangen, wird nach Tatarenart geblendet und in die Wüste hinausgestoßen. Da findet unser Autor wie gewohnt wieder das Mittel, uns durch einen einfachen physikalischen Vorgang zu beweisen, wie die Blendung doch nur eine scheinbare ist, und seine Augen unberührt geblieben sind. Das ist nöthig; muß er ja à tout prix sein Ziel erreichen! Aber die Schrecken sind noch keineswegs überstanden. Wir haben mitten unter den herumschweifenden Tatarenschwärmen erst die gefährlichsten Strecken der Reise unter undenkbaren Strapazen zu passiren. Das Aufregendste und der Katastrophe Zutreibende ist die Fahrt auf dem Angarastrom, dessen Ufer die Tataren bewachen und dessen Wasser sie mit der teuflisch listigen Grausamkeit wilder Naturvölker dick mit Naphtha aus den im Lande häufigen Quellen geschwängert haben, um die allenfalls den Strom Herabfahrenden mit Einem Schlag, der wie elektrisch die ganze Stromfläche in Brand setzt, mitten im Wasser durch Feuer zu vernichten, und mit demselben schreckenden Brandmittel die am Ufer liegende Stadt zum Theil einzuäschern, jedenfalls zu besetzen. Und das Ende: der falsche Kurier, in dem empörten Landstrich aller Hülfsmittel Herr, die sein gehetzter Rivale nicht hat, kommt zuerst in Irkutsk an, meldet sich mit dem bei der Gefangennehmung dem rechten Boten des Zaren abgenommenen Schreiben beim Großfürsten und bereitet alles sorgfältig zum großen Verrath vor; unterdeß ist sein Doppelgänger auch eingetroffen und geht mit dem Vaterlandsverräther einen letzten Kampf auf Leben und Tod ein; der Schuldige fällt, die Mission ist geglückt.

Das ist der schwere Gang der Handlung und der durchgehende Grundton; dazwischen bricht aber manchmal recht ergötzlicher Humor aufheiternd durch. Man nehme folgende Scene: die Reisenden sitzen beisammen, nachdem ihnen der Fuhrmann mit dem Vordertheil ihres Fuhrwerks davongesprengt.

„Einen Proceß! Und in Rußland! Da ist Ihnen die herrliche Geschichte von jener russischen Amme wol nicht bekannt, welche der Familie ihres Säuglings gegenüber durch Einklagung erzwingen wollte, den Säugling noch weiter zu nähren." — „Ich kenne sie nicht", entgegnete Harry Blount. — „Dann wissen Sie auch nicht, was aus jenem Säugling geworden war, als das Gericht das Endurtheil zu seinen Gunsten fällte?" — „Und was, wenn ich bitten darf?" — „Ja, mein Gott, ein Oberst der Gardehusaren war aus ihm geworden." Alle brachen in helles Gelächter aus. Alcide Jolivet holte in dieser lustigen Stimmung sein Notizbuch hervor und bereicherte es, um einst in einem moskowitischen Wörterbuche zu figuriren, durch folgende Erklärung: Telety — ein in Rußland gebräuchlicher Wagen, wenn er abfährt mit vier, wenn er ankommt mit zwei Rädern!

Das asiatische Sibirien, das Khanat von Bokhara und seine tatarische Bevölkerung, die berühmte Messe von Nishnij-Nowgorod mit ihren bunten Völkerschwärmen und kaleidoskopischen Bildern, eine Wolga- und Kamafahrt, ein Unwetter in den Uralbergen, die Fahrt durch den Barabinensumpf, das tatarische Feldlager, eine Reise in der Kibitke am Jenisei, Steppenfahrt, der Baikalsee und die Angara: das sind die Hauptobjecte glänzender ethnographischer und Naturbilder großen Stils, wie Verne sie liebt und entwirft.

Vergleichen wir dieses letzte Werk Verne's mit seinen vorausgegangenen, so können wir uns nicht verhehlen, daß es schwächer ist. Prachtvolle Schilderungen wie immer, modernste Romantik übergenug; aber es [illegible] nicht zur vollen Entfaltung des ihm specifisch eig[illegible] Genies; selbst die 5200 Werst sibirischer Fahrt [illegible] seiner Riesenphantasie nicht den ungeheuern Spiel[illegible] geboten zu haben, dessen sie nun einmal bedarf, um [illegible] schwach zu werden, sondern in ihren Schöpfungen [illegible] gewöhnlich zu bleiben. Verne wirkt nur durch das [illegible] diose und Excentrische, durch das Außerordentliche [illegible] Erstaunliche; er fühlt sich nur behaglich im Unbegrenzten [illegible] Unfaßbaren, in den Riesenregionen des Weltalls. [illegible] man über diese Mittel denke, das ist eine andere [illegible] aber er wirkt, gewaltsam freilich, doch auch gewaltig. [illegible] Wunder übrigens, wenn er erschöpft wäre, nachdem [illegible] die 23 Bände seiner naturbeschreibenden Romane [illegible] Sturm hingeworfen. Verne hat uns auf den Mond [illegible] ins Centrum des Erdballs, hat uns auf neu aufsteigen[illegible] Inseln und unter den phantastischen Urgebilden der [illegible] Schöpfung, am Nord- und Südpol und zugleich in [illegible] marinen Regionen 40000 Fuß unterm Meeresspiegel [illegible] zieren geführt. Wahrlich, es ist Zeit, daß er den [illegible] stab in die Ecke stelle und sich behaglich aufs Sofa [illegible] Zeit, daß er seiner kolossalen Phantasie Muße gebe [illegible] zuruhen und sich zu sammeln. Dann mögen wir ihn [illegible] noch weiter hören.

„Wittenberg und Rom"! Für den Roman [illegible] Kühne's (Nr. 2) ein weitgreifender Titel.

Nach zwei Richtungen wissen wir nicht so recht, [illegible] wir aus dem vorliegenden Werke des altbekannten [illegible] geschätzten Autors machen sollen: sowol in Bezug [illegible] Composition als auch den Gesammteindruck, den [illegible] Lesen der drei ungleich starken Bände hinterläßt. [illegible] übrigens die Haupt- und Grundzüge, die man an [illegible] Production herausgefunden hat; zugegeben ein [illegible] ernst angelegtes historisches Studium, das auch [illegible] den Partien, in denen es vorgeht, ein eindringliches [illegible] gewiß treu gefaßtes Geschichtsbild aus den großen [illegible] der deutschen Reformation liefert, wie billig mit der [illegible] nigen Gestalt des wittenberger Mönchs im Vordergrund[illegible] zugegeben die philosophische Durchbildung und das [illegible] voll gemessene Urtheil: so bleibt uns doch mehreres [illegible] felhaft für die Würdigung. Schon die Composition [illegible] Klosternovellen benennt Kühne seine drei Bände; aber [illegible] bleibt uns in der That unklar, ob wir eine Anreihung historischer Novellen oder eigentlich einen historischen [illegible] man vor uns haben. Novellen sollen es sein, [illegible] der That, für einen richtig aufgebauten und in [illegible] Theilen ineinandergreifenden Roman wäre dieser [illegible] zu locker; gleichwol haben wir einen Gesammtverlauf [illegible] uns, den wir schwer in deutlich ausgeschiedene [illegible] und Geschichten zersetzen könnten. Das Ganze ist [illegible] in sogenannte Bücher zertheilt; aber niemals ist [illegible] Buch eine abgeschlossene Einheit gegeben. Abgesehen [illegible] der Gestalt Luther's, die auf jeden Fall im Centrum stehen bleiben darf, gehen auch die andern mitspielenden Personen und die an sie sich knüpfenden Situationen [illegible] weder durchs Ganze hin oder setzen unbestimmt ein [illegible] ab. Also: haben wir eins oder vieles? Die Antwort ist unbestimmt, und daß sie so bleiben muß, das ist ein im Aufbau liegender Fehler. So oder so, aber wir wollen Klarheit und Festigkeit!

Die Länge des Schlußeindrucks dreht sich wie so oft bei geschichtlichen Romanen und Novellen um den eine Klippe bildenden Längepunkt der Mischung, in welche die rein geschichtlichen mit den romanhaften Elementen eintreten. Bei Kühne überwiegen die erstern in ganz auffallendem Grade, und ob dadurch das richtige Tongepräge in die Haltung gebracht wird, ist zweifelhaft. Fast alle diese Schilderungen der Orte, an denen die nächste durchschlagende Reformationsbewegung auftrat; die Charakteristiken der Männer verschiedenen Glaubens, welche entweder selbständig Zeitgeschichte machten oder von deren Getriebe mehr passiv erfaßt wurden; die sich abspielenden Begebnisse, insbesondere das große lutherische Drama auf der Wartburg: das ist alles als Materie rein geschichtlicher oder culturgeschichtlicher Manier genommen und behandelt, auch der sehr gemessene Ton und Stil in allen diesen Stücken ist vollständig derjenige des Culturhistorikers. Aber Inhalt und Wesen der zu Grunde gelegten Zeit bedingen noch ein Anderes, was ohnehin diesem Autor immer so nahe stand: das durchgehende Ueberwiegen des reflectirenden Elementes. Wenn irgendwo, so kann gerade für die Reformationsperiode dieses Moment dem Darsteller gefährlich werden, und doppelt dem belletristischen Autor. Alle die Kirchen- und Confessionsfragen, die da im Vordergrunde stehen; die religiösen Streitpunkte, die sich mannichfach schattirt mit den politischen und socialen Gängen verflechten und gar bis aufs nackte Dogmengezänke heruntergehen; das durch und durch Tendenziöse und Politische, welches dem gesammten Zeitcharakter seine schwer bewegte und mächtig vorschreitende, aber in künstlerischer Hinsicht auch seine entschieden unerquickliche und vielfach verletzende Façon gibt: alles das wird schon dem reinen Geschichtschreiber unbequem, indem es den Fluß seiner Darstellung hemmt. Er muß eine feine Hand haben, wenn seine Darstellung nicht eckig, schwerfällig, unschön werden soll; die Ranke stehen nicht alle Tage auf. Und er muß gemessenen Takt in der Auswahl des Stoffs behaupten, wenn es ihm nicht begegnen soll, daß er sich ins Dogmen- und Meinungsgezänke hinein verliere, den Leser mit hineinziehe und — ihn langweile. Doppelt gefährlich also für den belletristischen Schriftsteller! Und dieser Gefahr ist Kühne nicht entgangen. Wir lesen seine drei Bände mit jenem Interesse, welches uns eine nett gezeichnete culturgeschichtliche Skizze einflößt, mit Muße und Nachdenken; aber weiter regt und bewegt sich in uns nichts, ergriffen werden wir selten. Die Gesammtdarstellung — nicht die Sprache, die bleibt schön und correct — hat nicht den rechten Fluß und vollends keinen Schwung; Studie und Betrachtung drängen sich zu weit vor; das Gebäude nimmt den Charakter des Schwerfälligen an, während wir doch mit der Poesie in lichte Hallen treten wollen. Das Judenelement wiegt stark vor: dieser getaufte Jude Meister Freidank, Stadtchirurg von Erfurt und im Verlaufe, des hebräischen Textes wegen, Luther's Famulus auf der Wartburg, eine nicht unfeine, aber allzu zaghafte und passive, dabei allezeit forschende und grübelnde, über den rechten Glauben und die Wege zum Seelenheil brütende Natur: er mit seinem Kinde halten sich fest im Centrum der Geschichte.

Glaubensstreitigkeiten und Religionsgespräche, Predigt und Lehre füllen einen zu starken Theil des Buchs; das hebt schon mit dem dritten Kapitel an, und lange Reden und streitende Zwiegespräche treten immer und immer wieder ein. Die Sprache des großen Prädicanten ist wohl getroffen, und ganz gut daran gethan, daß ihr so viel vom alterthümlichen Gepräge gelassen wurde, als uns gerade noch anheimelt. Das darf allerdings nicht gesagt werden, daß durch dieses Füllwerk von Reden die Handlung stark beeinträchtigt sei; es ist viel Handlung da, doppelter Natur, eine erfundene, die sich an die künstlich hereingebrachten Figuren romanhaften Stils knüpft, und umgekehrt eine rein geschichtliche, durch die großen Leiter des Zeitganges fortgeführt; diese zweite Partie überwiegt. Uebrigens treffen wir da allerlei Volk, ein Gemälde mit vielen und vielerlei Figuren: geistliche und weltliche Gestalten, Ordensbrüder und -Schwestern verschiedener Orden neben Rittersleuten, Bürgern und Bauern, kurz die Rangstufen hinab vom Fürsten bis zum Einsiedler, Bergknappen und Wurzelgräber. Die Action schließt ab mit Luther's Heirath.

Das Romanhafte heftet sich an die Graue Schwester vom Kyffhäuser Berg und ihre Sippe; jene ist ebenfalls eine Freidank und getaufte Jüdin, einem Grafen von Schwarzburg vermählt, dann durch Religionsverfolgung von ihm getrennt, unglücklich gemacht und zuletzt wahnsinnig, bis der Tod das zerrissene Leben endet. Ihre Tochter Josepha ist wider Willen ins Kloster gesteckt worden, entflieht dann aber unter der entscheidenden Einwirkung des Schicksals und wird unerkannt Freidank's Gattin. Und endlich geht ein Stück dieser Romantik noch weiter auf ihr gleichnamiges Kind über, das wieder mit einem Schwarzburger und dem Kyffhäuser in nächste Berührung kommt.

Im ganzen stellt sich das Buch als eine mit objectiver Ruhe der Beschauung gehaltene Feier des Reformationswerks und seines gewaltig-kernigen Schöpfers dar und schließt sonach nicht uneben mit den Versen des Hans Sachs:

> Wach auf, es nahet gen den Tag.
> Ich hör' singen im grünen Hag
> Die wittenbergisch Nachtigall,
> Ihre Stimm durchklinget Berg und Thal.

Wir gehen zu dem Roman Robert Byr's (Nr. 3) über: „Larven"! Uns dünkt, wir dürften den auffallenden und unstreitig mit wohlerwogener Absicht gewählten Titel für einen Roman, der ein weitgemessenes Gemälde aus unserm modernen Gesellschafts- und Familienleben entwerfen will, in der einen oder andern von den zwei Bedeutungen nehmen, die sich ins Wort Larve hineinlegen lassen. Denn einmal bezeichnet es das absichtlich Versteckte und Falsche, das lügenhaft und betrüglich Herausgekehrte, die verlockend vorgespiegelte Respectabilität und das ehrbare Schönthun, kurz das äußerlich grund- und grundsatzlose Conveniensspiel vor der Welt, welches auf der Oberfläche des Gesellschaftslebens liegt und eigentlich zu allen Zeiten gelegen hat. Es ist der officielle Trug, in welchem derjenige am besten fährt, der sich am schönsten zu machen versteht; die sanctionirte Lüge, das ganze öffentliche Leben ein schlechter Mummenschanz, ein Maskenball, auf dem jeder, auch wenn er es vergessen

haben sollte, die obligatorische Larve trägt. Die Devise heißt: etwas vorspielen! Das ist der echte gewichtigere Sinn des Wortes; ein zweiter lehnt sich an, der naturgeschichtlichen Auffassung entnommen. Die Larve in der organischen Entwickelungsgeschichte ist ein Unfertiges und Unbeständiges, wechselnd und sich umbildend, die Wandlung ihr Wesen und Gesetz. So der Mensch. Er steht in ewig unsicherer Entwickelung und Umformung, ohne es zu einem Ganzen zu bringen. Er arbeitet an sich und in sich, ohne Rast und festes Endziel; chamäleonartig wandelt er sich um und tritt mitten in diesem Proceß von der Bühne ab, kaum wissend, was er will und kann, und auch kaum sich selbst kennend. Diese Schwankungen und Wandlungen, diese Häutung und tastende Entfaltung sind an einer der Hauptpersonen in schlagender Weise dargelegt.

Die vorgeführten Personen und Gesellschaftskreise sind folgende. In sehr drastischer Art eröffnet sich die Scene mit zwei alten Narren und Gecken, die ohnehin beide in puncto puncti nicht so unschuldige Schäfchen scheinen; es sind der tonsurirte katholische Priester Monsieur Flandron, gewesener Erzieher in gräflicher Familie, jetzt Gesellschafter und Tellerlecker bei einem alten Baron; dazu der ebenso abgeschabte Pater Aloisius, der kein Pater sein will. Die beiden wie uns scheint recht unnützen Geschöpfe treiben allerlei ebenso nutzlosen Kram, unter anderm Astronomie, wobei sie freilich das Fernrohr ebenso gern auf die schöne Tochter des gegenüber wohnenden Juden als auf Mond und Sterne richten. Dabei faseln sie von einem gefundenen System, Eintheilung der Welt nach rechts und links, gut und böse, Upasbaum und Brotfruchtbaum. Dieses Einleitungskapitel in dem dickstaubigen und gründlich chaotischen Observatorium ist nicht übel pikant. In noblere Gesellschaft führt uns gleich Kapitel zwei; wir machen Bekanntschaft mit lauter Herrschaften: der Gräfin Nisoll von Hartberg und ihrem feinen Töchterchen Lilly, dem Hofmarschall Grafen Preuningen, dem recht altväterisch zugestutzten, eigensinnigen, unabhängig für sich lebenden Landedelmann Baron von Werdenberg, seinem anders denkenden und handelnden Neffen, dem Baron Gundacker, der fatalerweise so viel Sympathie für das Judenhaus und dessen Inhaber oder Inhaberin zeigt wie der Alte Antipathie; dazu mit dem einzigen Nichtadelichen in der hohen Compagnie, dem jungen Maler Ulrich Waldeck, der eine Hauptrolle spielen wird. Wieder ein anderer Kreis: er thut sich auf mit der sehr wenig ansprechenden Figur des Judensohnes Adolf Ehrenstein, von der solid gewesenen Bankierfirma Samuel Ehrenstein, die aber mit dem Zusatz „und Sohn" in der Ehrenhaftigkeit anfängt zu wackeln. Das verdorbene und verzogene, zierbengelhafte Jüngelchen ist der ausgemachte Speculations- und Genußmensch modernsten Schlags, so von der Sorte der „Gründer". Und richtig versteht es denn der diplomatisch sich windende und gar nicht scrupulöse Geschäftsmann auch, den alten Baron trotz der ausgesprochensten Abneigung, die dieser hegt erstlich gegen Person und Sippe und die ganze Glaubensgenossenschaft des jungen Bankier und zweitens gegen alle die unsoliden modernen Tagesunternehmen, in ein Fabrikationsgeschäft von recht zweifelhafter Solidität hineinzuverwickeln. Beiläufig erhalten wir auch gründlichen Einblick in eine solche Gründerfamilie: der grundsatzlose, rohe Geld- und Lebemensch hat die Sarah Tauber, die feine und delicate Schwester der oben schon als Schönheit erwähnten Jüdin Judith geheirathet, die zart geartete Frau aber auch nicht einen Augenblick weder verstanden noch gewürdigt oder angezogen; außer andern Liebhabereien treibt er offen seinen Spaß mit dem Stubenmädchen, und die vernachlässigte und verzweifelnde Frau sucht eben auch Trost bei einem Liebhaber. Das sind zwar alte Geschichten, aber gerade in der Form und Ungenirtheit doch ganz modern, durch und durch in diese neumodischen Kreise der Geld- und Speculationswelt hineinpassend. Mit dem Vater Elieser Tauber werden wir ins eigenthümliche Weben und Treiben eines Judenhauses eingeführt, und zwar bricht noch der ganze unversöhnliche Conflict heraus zwischen Juden- und Christenthum, starr altväterliche Sitte und Meinung und Lebensführung im Familienhaupt, neuzeitliches Schwanken in den andern. Wieder eine andere Welt aus dem mittleren Bürgerstande: das sind des bis dahin über seine Abstammung ganz im Unklaren gelassenen Malers Waldeck Pflegeältern, der ältliche, still zurückgezogene Herr Schwemmerich und seine ebenso gutmüthige, aber höchst neugierige Frau, eine Art von unschuldiger Stadtklatsche; dazu die beiden ebenso still für sich hausenden Muhmen, alte Jungfern, die eine seelengut, die andere kindisch oder doch überzwerch im Kopf. Ihr Haus wird der so recht dazu angethane Zufluchtsort eines verfolgten Liebespaares, ein heimisch anmuthender Winkel. Und nochmals ein gründlich verschiedener, ein in ganz neue Sphären einführender Gesellschaftskreis schließt sich auf im Salon des Hofbühnendirectors Doctor Geismann und seiner bescheiden häuslichen, solid ehrbaren und züchtigen, dabei fein gebildeten und überlegt in die Welt schauenden Tochter Irene. Diese zwei Gestalten für sich; die gefährliche und verführerische Primadonna Hermine Lugger, die nicht höher als nach einer Herzogskrone langt; der sarkastische Kapellmeister Seibold, der elegante Doctor Tauber als Theaterkritiker und zugleich Dichter mit all dem zugespitzten jüdischen Geist und auch mit der erforderlichen blasirten Erfülltheit von seinem exquisiten Ich; auch hier Waldeck als erst Eingeführter; die erzgemeine Kröte Knopp mit ihrer schlangenartigen Hinterlist und ihren im Grunde grob sinnlichen Streichen, die es trotz aller Pöbelhaftigkeit zur Nachfolge in der Directorstelle bringt; dazu die Nebenfiguren aus allerlei Theaterpersonal: in der That eine ganz eigene Welt und eigene Luft, aus der sich Donner und Blitz entladen werden. Es ist das volle Parquet der Theaterintriguen, schlüpfriger Boden, Politik und Ehrgeiz, Interesse und Liebesabenteuer, Schlauheit und Verbrechen zusammenfließend und bis in die obersten Hofkreise hinein ihre heillosen Fäden streckend; agirt ja dabei der Herzog en personne, umstrickt von der Sirene, die ihn und alle betrügt.

Man sieht, der Kreise und Personen sind genug, um aus ihren Beziehungen, ihrem Thun und Leiden ein volles Bild unsers modernen Gesellschaftslebens herausspringen zu lassen; der Rahmen ist weit und reich besetzt. An Handlung fehlt es auch nicht.

Die merkwürdigsten Erlebnisse und Wandlungen macht

der Künstler Waldeck durch. Erst fällt er in die Netze der heillosen Theaterprinzessin; lange Kämpfe braucht es, bis er sich losgerissen, wieder Mann wird, gereinigt und geklärt, und nun die edle Tochter des unterdeß gestürzten Theaterdirectors freit. Er soll ferner, als der Baron Werdenberg den gegen seine Standesvorurtheile sündigenden Neffen enterbt, baronisirt und sein reicher Erbe werden; findet sich aber, da er nach gewissen Andeutungen sich für den natürlichen Sohn des Barons hält, durch das ausgeworfene Geschenk eher degradirt und will es auch nicht wegen seines nun in sehr bescheidenen Verhältnissen lebenden Freundes annehmen. Indeß lösen sich mit der Zeit die Streitfragen; es zeigt sich, daß er der natürliche Sohn des Gecken Flandron und einer allerdings weit bessern Mutter ist, von der er Wesen und Charakter hat; Neffe und Onkel versöhnen sich, freilich erst als dieser die erste Gattin, die Judentochter, auf dem Todtenbette verloren; vorauszusehen ist, daß er nach überwundenem heftigsten Schmerze die junge Gräfin Lilly heirathen wird, die für ihn wie bestimmt ist. So schließt die Geschichte nach wilden Stürmen, die namentlich in Ulrich's beweglichem Herzen alle Unruhe und Unsicherheit, alle Bitterkeit und Leidenschaft, Haß und Spott bis zur Misanthropie aufwallen machten und nur langsam austobten, dennoch beruhigt ab.

Das Drama mit Gundacker verläuft in folgender Weise. Der junge Baron und das Judenmädchen lieben sich von früher Jugend an; der Onkel einer-, der Vater andererseits sind mit erbitterter Heftigkeit gegen dieses Bündniß. Da der junge Baron im Punkte des Vermögens ganz von seinem Oheim abhängt und auch der alte Elieser geschworen hat, die Tochter zu enterben, wenn sie einem Christen anhänge, so wird die Lage der Leutchen schwierig. Es kommt zu einer Entführung und heimlichen Heirath; die beiden im Wohlstand Aufgewachsenen führen nun ein Leben schwer fallender Beschränkung; aber der energische Mann hilft sich durchs Leben, indem er in eine Eisenbahnstelle eintritt.

Ein drittes Hauptstück der Handlung bilden die Schicksale der gräflichen Familie Risoll: diese ist bitterlich zerrissen; der Graf hat sich einmal durch eine herzlos verführerische Kokette — eben jene Theaterheldin — verleiten lassen, und die Ehe wurde getrennt. Innerlich unglücklich, geistreich, sarkastisch, scharf und unerbittlich in alle Weltverhältnisse einblickend, irrt nun der Graf unstet in der Welt herum und ist unrettbar dem Trunke verfallen; wir werden ihn durch Selbstmord enden sehen. Die Gräfin, etwas frömmelnd, fühlt sich durch ihren katholischen Glauben verhindert, ihre Hand wieder zu vergeben, und zwar dem Hofmarschall Preuningen, der eifrig um sie wirbt; daher schwere Herzenskämpfe. Das stärkste romanhafte Interesse ist auf den Kreis jenes Theaterpersonals concentrirt: die Intriguen vollziehen sich, Geismar wird gestürzt mit Hülfe eines Verbrechens, das der Zufall noch verschärft, indem er ein unschuldiges Kind als Opfer fallen läßt, und darauf veranstaltet die Sirene, um ein sie compromittirendes Bild zu zerstören, einen hochromantischen Theaterbrand. Freilich hilft alles nicht; schließlich muß sie doch weichen.

Der vorliegende Roman ist entschieden philosophirender Natur; die Reflexionen, welche bei den verschiedenen Lebenslagen zur Geltung kommen, gehen tiefgreifend auf den innersten Kern unsers Gesellschaftskörpers, und so sarkastisch sie sind, sie treffen ihn, diesen Kern. Je gründlicher wir ins allgemeine Getriebe des Weltlebens einblicken, desto unwiderstehlicher erfaßt uns die Stimmung des bittern oder lachenden Sarkasmus. Schließlich hat mit seiner schroff abgeschnittenen Lebensweisheit doch der geistreiche Graf Risoll recht, den der Autor trotz aller Verkommenheit, in die er ihn verfallen läßt, mit entschiedener Vorliebe behandelt; er hat recht, wenn er — am Ende mit seiner Betrachtung des Welttreibens und im Klaren über sich und die andern — den ganzen Kram mit den Worten aburtheilt: Maskerade das Stück und Larven die Spieler! Uebrigens haben diese Betrachtungen noch einen großen Vortheil: sie sind nicht trocken angehängt und langweilen nicht. Unmittelbar aus den anschaulich vorgeführten Lebenslagen herausgewachsen, tragen sie kräftig beweisendes Leben an und in sich; sie stehen organisch im Gefüge. Der Gesammtbau und der Ablauf der Handlung sind sicher berechnet und construirt; es steht ein Ganzes da, die tragenden Eckpfeiler und Mittelpartien aus Quadern, die leichtern Zwischenstücke aus kleinen bunten Steinen und Mosaik. Der Roman macht wie wenige — es liegt das ja nicht in der allgemeinen Strömung unsers Producirens — den Schlußeindruck des absolut Durchdachten und Durchgebildeten.

In ganz anderes Leben und ebenso andere Manier führt uns die neue Arbeit von A. von Winterfeld (Nr. 4) ein. Der im Gebiete des komischen Romans ganz unermüdliche Autor hat uns da ein Product geschenkt, das wir entschieden über das letzte von uns besprochene („Der Fürst von Montenegro") stellen dürfen. Wir legen ein nebensächliches Gewicht darauf, daß uns der Titel nach doppelter Richtung den Charakter des Romans nicht zu treffen scheint; dieses Lebensbild ist nicht komisch und nicht kriegerisch. Nicht komisch, wol aber humoristisch. Das Komische soll uns doch wol zum Lachen kitzeln; das begegnet uns alle drei Bände hindurch sehr wenig; dafür werden wir von vornherein in jene behaglich idyllische, so recht gemüthliche Stimmung versetzt, welche der geborene Humorist mit seinen Schöpfungen gerade so gut in uns soll wecken können, wie dies gewisse Lebensscenen und Naturbilder thun. Eine Portion Komik verträgt sich damit ganz wohl; aber da jede Art von Humor aus einer schillernden Mischung der Stimmungen entspringt, so tritt auch das Gefühl des Stillen und Friedlichen, des traulich Begrenzten mit den Modulationen vom Spaßhaften an bis an die Grenze des Rührenden hinzu. Dieses Gepräge liegt über dem ganzen Lebensbild, und daß es treu und naiv getroffen, erklären wir als ein Hauptverdienst der Zeichnung. Ein Kriegsroman ist vollends nicht da. Der alte Oberstwachtmeister in Begleitung seines Feldwebels hat sich in sein jämmerliches Nest von Ahnenschloß zurückgezogen, und die beiden Leutchen in ihrer weltentfremdeten Abgeschlossenheit führen das denkbar friedlichste Leben der Welt. Kriegerisch klingt höchstens die mit der stereotypen Einleitung: „Weißt du noch bei Höchstädt, Peter?" anhebende Manier, wie sich abends bei der Flasche ohne künstliche Variation die beiden Knasterbärte von ihren

Heldenthaten unterhalten, und ist höchstens die kecke Campagne, wonach die beiden zerhauenen und zerschossenen Alten — dem Obersten fehlt nicht weniger als ein Arm und ein Bein — sich noch in den Ehestand wagen. Sehen wir uns die beiden auserwählten Schäfchen an, so müssen wir freilich sagen: groß ist bei denen die Gefahr nicht, und vollends vor Verführung sind die zwei Ehepaare sicher, dafür ist gesorgt.

Die zwei ersten Kapitel über die „guten alten Zeiten", d. h. die Misère im alten Brandenburg und Berlin so von der Schwedenzeit des Dreißigjährigen Kriegs her, bilden eine gelungene und frisch anziehende Einleitung voller Laune und Komik. Das alte Herrengut Knast mit zugehörigem Bauerndorf: Gegend, Häuser und Menschen, das herrschaftliche Gehöft mit seinen Baulichkeiten, das Wohngemach mit Mobilien sammt den ebenso verwitterten Insassen: dieses ganze Porträt der heruntergekommenen und verlotterten, genügsamen und armuthseligen, eintönig hindusselnden und schmuzig romantischen Gutswirthschaft mit allen Ingredienzien an lebenden und leblosen Gegenständen bis herab auf die „obdachlosen Krähen und liederlichen Sperlinge" ist von entzückender Naturtreue, eine musterhafte Zeichnung à la Murillo und zugleich eine mit erschreckender Nacktheit redende Geschichte von Generationen bis auf diesen letzten Geschlechtsrepräsentanten und auf „das einst statiöse Sofa, das die Motten aufgefressen haben, die dann schließlich aus Mangel an fernerer Nahrung verhungerten". Versimpeln und verschimmeln — eindringlicher ist die Devise wol selten illustrirt worden.

Wol etwas zu natürlich ist die Art, wie der Feldwebel ohne Pastor zu einer Frau kommt; diese urnaive Dört Klüters, die sich ihm bei der ersten Begegnung an den Hals wirft, weil ihr geträumt hat, er sei ihr Mann, und das also wahr sein muß, ist wirklich — das sieht sogar der nicht übermäßig erleuchtete Feldwebel ein — „furchtbar dumm, aber desto praktischer", und praktisch greift auch er zu der verdammt netten, d. h. drallen Dirne gegenüber; trauen lassen sie sich später zusammen mit dem Oberstwachtmeister, den der Feldwebel aus bösem Gewissen — er hält seine Eroberung eine Zeit lang versteckt — pfiffig auch in den Hafen der Ehe hineinbugsirt. Die Art, wie er für seine hungerige und mit gesegnetem Appetit begabte Dörte dicke Grütze hintenüberbringt; wie er sich des Nachts von seinem invaliden Herrn wegschleicht, um der Herzallerliebsten Staatsvisite zu machen; wie er auf den heruntergekommenen Grafen Nickelberg und seine lange Fräulein Tochter Comtesse Seraphine stößt und diese, nachdem die zwei sich satt gefüttert, seinem Herrn als passendes Ehegespons zuführt — und passen müssen sie, sie sind beide arm wie die Kirchenmaus; wie er aus nichts ein ganz außerordentliches Diner zusammenbringt — begreiflich, wenn man Brennnesseln findet; wie dann in Ermangelung von Betten ein ebenso außerordentliches Nachtquartier geschaffen wird: das sind nun allerdings urkomische Scenen, gerade derb genug, um noch so auf der Linie des Anständigen zu stehen; aber es ist Natur darin, köstliche Natur. Die ganze Herrschaft Nickelberg ist nichts anderes als die verschieden gefärbte zweite Auflage der Herrschaft Knast, nur daß hier die Armseligkeit gutmüthig zutraulich anmuthet, dort wegen aufgedonnerter Großhanserei läppisch und lächerlich wird und den Spott herausfordert.

Ganz prächtige Zeichnungen der Volkscharaktere laufen mit; man lese, was Winterfeld über den Berliner sagt:

> Der Berliner hat zu allen Zeiten einen leichten Sinn gehabt. Er bedarf des Vergnügens wie des täglichen Brotes, und selbst die traurigsten Zeiten vermögen nicht, ihm dieses Bedürfniß zu nehmen. Trotz aller Kriegsnöthen, Abgaben und Contributionen, trotz der Pesten und andern schweren Leiden, welche die Residenz heimsuchten, waren die guten Berliner doch so vergnügungssüchtig wie jemals vorher oder nachher. Aus jener Zeit stammt vielleicht der Galgenhumor, der beißende Witz, die ätzende Spottsucht, die höhnende Selbstironie, welche heute in so hohem Grade floriren u. s. w.

Als Stilprobe geben wir gleich den Anfang des Romans:

> Was stöhnt des Abends in dem Moor?
> Das ist der Wind in Ried und Rohr.
> O nein, das ist nicht Ried noch Wind;
> Da stöhnt ein Weib, da weint ein Kind.
>
> Altes Lied.

> Wenn die Sonne hinter den blauen Wäldern versinkt, dann wimmert es so leise, so krank und kläglich in dem schwarzen Moore oder dem grün überwachsenen Sumpf, daß die Leute, die es hören, schnell vorübergehen und ein kurzes Gebet sprechen, um sich vor den bösen Geistern zu schützen. Aber wenn es der alte Schäfer vernimmt, der seine magern Schafe über das harte bültige Gras treibt, das sich zwischen Wald und See hinzieht, dann läßt er den langen groben Strickstrumpf sinken und macht ein andächtiges Gesicht und horcht, und der struppige Hund setzt sich vor ihn hin und winselt leise und klopft mit dem Schwanze, und selbst die frommen Schafe klingen weniger laut mit ihren Glöckchen, als wagten auch sie es nicht, das seltsame Getön zu stören. Das kommt dort aus dem Moor, auf dem jetzt feuchte Nebel wallen, als wenn abgeschiedene Geister hin- und herziehen im langen, weißen Leichenhemd; das Wasser ist grün und fettig; kein munteres Fischlein freut sich darin seines Daseins; die Weiden an den Ufern sind verdorrt, und kein Vogel setzt sich auf die grauen abgeschälten Zweige. Da haben die Schweden oder die Kaiserlichen ein geschändet Weib hineingeworfen, oder ein zerhauen Kind, und die armen Seelen können keine Ruhe finden in ihren unnatürlichen Gräbern und müssen nächtens jammern und klagen, daß es schaurig durch Wald und Feld klingt.

Das ist ebenso fein gesagt als empfunden, es ist charakteristisch; das ist Poesie, einsam trauernde Landschaftspoesie. Aehnlich innig gefaßte Bilder: von dem Landleben in der Woche und am Feiertag, intim und gemüthvoll; ein Landschaftsporträt aus der Mark u. a.

Wir haben den ersten Band, eigentlich blos die Einleitung zur Hauptgeschichte, durchlaufen und lassen trotzdem die zwei folgenden unberührt. Diese spielen unter den Jungen, denn die beiden Invaliden haben jeder noch einen derben Buben bekommen; der erstere wird standesgemäß Cadet und Offizier und der zweite sein Bursche. Da treten wir nun allerdings ins Militärtreiben hinein, ohne daß indeß Ton und Manier der Darstellung wesentlich anders gefärbt würden. Es ist doch weit überwiegend Kasernen- und Exercier- und Paradeleben mit allen den gewohnten und bekannten Misèren, den Plackereien und Scherereien, der herumlungernden Langeweile und halb todt hetzenden Dressur in den Exercitien und auf den staubigen Marschrouten. Daneben spielt ein ziemlich romantisches und sehr langsam sich abwickelndes Stück Liebesgeschichte, an dem auch nicht ein Funke von militärischer Keckheit zu erblicken ist, bis es nach allerlei halbkomischen

Verwickelungen wie gewöhnlich glücklich mit der Heirath endet. Was vom eigentlichen Kriege hereingreift, das sind einige Partien aus dem großartigen Drama der Schlesischen Kriege, besonders die Schlacht von Hohenfriedberg. Die allerpossierlichste Lage ist diese, wie der verblüffte Bursche im Zimmer seines Herrn den Schacherjuden, bei dem er für diesen hinterrücks Geld geliehen, und gleichzeitig die dicke Käthe, der sich sein menschenfreundliches Herz an die Schürze gehängt, versteckt halten muß, was nach verzweifelten Ausflüchten nur noch durch Anwendung eines überaus drastisch wirkenden Mittels auszuführen ist.

Die letzten zwei Bände haben erheblich mehr Handlung, auch mehr Verwickelungen und Berührungen mit dem öffentlichen Leben; sie kommen aber an literarischem Werthe dem ersten entschieden nicht gleich; es finden sich da nicht mehr jene gemüthvoll ansprechenden Genrebilder, deren Zeichnung ausgesprochen künstlerischen Werth hat und deren Stimmung uns so wohlthuend erfaßt.

J. J. Honegger.

Neue Literatur über Italien.

(Beschluß aus Nr. 24.)

1. Italia. Herausgegeben von Karl Hillebrand. Dritter Band. Leipzig, Hartung u. Sohn. 1876. Gr. 8. 8 M.
2. Italienische Plaudereien. Von Hektor Frank. Leipzig, O. Wigand. 1876. Gr. 8. 7 M.
3. Im Sabinergebirge. Briefe aus Genazzano von Wilhelm Bergsöe. Aus dem Dänischen von August Peters. Volksausgabe. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1877. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Wanderjahre in Italien. Von Ferdinand Gregorovius. Fünfter Band: Apulische Landschaften. Leipzig, Brockhaus. 1877. 8. 5 M. 40 Pf.
5. Studien über Italien. Rom und Neapel. Von W. Hoffmann. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1876. 8. 6 M.

Wer dem Titel der Bergsöe'schen „Briefe" (Nr. 3) entsprechend hier „Reiseskizzen aus dem Sabinergebirge", d. h. dem Rom zunächst gelegenen Westabhange des eigentlichen Apennins, erwarten sollte, wird sich — vielleicht angenehm — enttäuscht finden. Nur Genazzano, eines jener Bergstädtchen, welche, Lieblingsstätten nordischer Künstler, uns durch ihre Skizzen in Wort und Farbe so bekannt sind wie Tivoli, Subiaco, Palestrina, Olevano, Civitella u. a., wird uns mit seiner Umgebung genau geschildert. Aber auch hier nicht um der Landschaft selbst willen: der Leser soll nur vertraut werden mit dem Schauplatze, auf dem die Handlung sich abspielt. In der Hauptsache haben wir es mit einem Romane zu thun, für dessen allerdings ziemlich loses Gewebe der Verfasser die Briefform gewählt hat, die ihm einestheils eine mehr subjective Darstellung gestattete, ja nothwendig machte, anderntheils die Lücken der Erzählung rechtfertigte. Er selbst will das Ganze, wie das Schlußwort an den Freund ausdrücklich sagt, als eine Schilderung römischer Sitten und Zustände (vor 1870) angesehen wissen. Auch in der Vorrede erklärt er die Thatsachen für wirklich, nur die Personen seien erdichtet. Daß der Hintergrund, von dem das Thun und Leiden seiner Helden und Heldinnen sich abhebt, vollkommen treu und lebenswahr dargestellt ist, wird kein Kenner des Kirchenstaats, seiner Regierung und seiner Bewohner leugnen. Aber Bergsöe ist ein echter Dichter: was seine Hände berührten, verwandelt sich aus dem Erz der Wirklichkeit in das Gold der Poesie.

Der Verfasser bezeichnet seinen Aufenthalt in Genazzano gelegentlich selbst als „eine einförmige Idyllendämmerung". Wer aber daraufhin ein Bild friedlichen Stilllebens in seinem Buche suchen sollte, wird sich arg betrogen finden. Das ist freilich nicht des Verfassers Schuld. Die Ereignisse wie die Personen seines Buchs bieten trotz des engen Kreises, in dem sich die Geschichte bewegt, ein klares Spiegelbild der jammervollen Zustände des Papstkönigthums während der letzten Jahre seiner Existenz. Eins ging diesem Staate vor allem ab: er war nicht auf das Recht basirt. Der unfehlbare Herrscher und seine Organe konnten sich in ihrem Thun natürlich nicht durch menschliche Rechtsregeln binden lassen; sie empfingen ja höhere Inspirationen. Freilich gab es Gesetze; aber sie wurden nur so weit ausgeführt, wie es der herrschenden Priesterkaste paßte. Die nothwendige Folge war der vollständige Verlust des Rechtsbewußtseins zunächst bei den ausführenden Beamten, von denen wir hier einige typische Exemplare kennen lernen, die sich für den unbedingten Gehorsam und die schweifwedelnde Kriecherei nach oben durch tyrannische Härte, Willkür und Erpressung nach unten entschädigen; dann auch im Volke selbst. Die Pfaffenwirthschaft auf dem staatlichen Gebiete ist nun freilich vorüber; aber um die Spuren ihrer vielhundertjährigen Dauer in dem Volke zu verwischen, wird kaum geringere Zeit erforderlich sein, wie um die durch die spanische und bourbonische Misregierung demoralisirte Bevölkerung Süditaliens zu regeneriren. Außerdem dauert ja das geistliche Priesterregiment in ungebrochener Macht fort. Wie dies in jenen Ländern geübt wird und wie weit es sich erstreckt, zeigt unser Buch in scharfumrissenen abschreckenden Bildern. Das hinter all dem scheinheiligen Wesen lauernde Streben nach Herrschaft, Reichthum und Sinnengenuß tritt uns überall in charakteristischen Beispielen entgegen. Neben dem Misbrauch der geistlichen Macht und der Religion zumal im Beichtstuhl wird uns die alte Wahrheit von neuem anschaulich, daß nirgends der Aberglaube wie der Unglaube größer waren und sind als in der Hauptstadt der katholischen Welt. Wo sich die egoistischen Zwecke nicht anders erreichen lassen, tritt natürlich das gefällige Wunder ein. In rohester Gestalt erscheint der Misbrauch des Mariencultus: die Heilige Jungfrau muß sich dazu hergeben, Räuber zu besuchen, zu beschützen und zu begnadigen wie Mädchen verführen zu helfen.

Möge die charakteristische Geschichte des Apothekers durchweg auf Thatsachen beruhen oder wenigstens theilweise erfunden sein: jedenfalls fehlt es ihr nicht an innerer Wahrscheinlichkeit, und Referent könnte aus eigener Erfahrung Pendants dazu liefern. Daß der kirchlich und politisch Liberale im Kampfe gegen das Pfaffenthum, dem

alle Mittel gegen ihn gerecht sind, und gegen die Dummheit und den Aberglauben des Volks endlich matt und müde geworden, es vorzieht, mit den Wölfen zu heulen, da er nicht das Zeug zu einem Märtyrer in sich fühlt, ist bekanntlich eine auch außerhalb des Kirchenstaats nicht eben seltene Erscheinung. Ebenso innerlich wahre und in echte Localfarbe getauchte Figuren sind die des „Briefkastens", des sentimentalen heuchlerischen Cancelliere und des Commandanten des Schlosses von Genazzano mit der Karfunkelnase, die Bergsöe in einem besondern Liede feiert. Dagegen möchten wir bezweifeln, ob zu seinem Leo Righetti ein Original in der Wirklichkeit zu finden sei. An Verschwörern, politischen Sektirern, Exaltados bis zum Märtyrerthum und verwegenen Abenteurern aller Art hat es jenseit der Alpen nie gefehlt; aber einen Mann, der den Heldenmuth der Actionspartei mit der gemäßigten Gesinnung eines Nationalvereins-Mitgliedes verbindet, der zugleich als Taschenspieler und Erzgauner seine Feinde mit ihren eigenen Waffen schlägt, ein Dichter, ein padre nobile in einem bürgerlichen Schauspiele und zugleich ein unübertroffener Meister auf jedem Felde des Trugs und der List bis zur Unglaublichkeit, ja bis zur Unmöglichkeit — er schindet seinen Hund im Gefängniß und entflieht in dessen Pelze als Neufundländer: alles dies in einer Person vereinigt zu glauben, heißt dem Leser etwas zu viel zumuthen.

Bergsöe ist bekanntlich Humorist, aber sein Humor erinnert mehr an E. T. A. Hoffmann als an Dickens oder Reuter. Die Beschreibung des Madonnenfestes in Genazzano ist ein Bild à la Höllenbreughel:

Rauher und wilder, barscher und grimmiger ward das Evviva; von gläubiger Andacht und gläubigem Flehen steigerte man sich zum Fordern und zu Drohgeberden. Man verlangte Mirakel und heischte von der Gottesmutter, daß sie sich im Fleische offenbare. Die Kleinen schrien vor Entsetzen und versteckten sich heulend hinter den Pfeilern; Frauen rissen die Stirnbinden ab; wirr flatterten die Locken und auf den Steinplatten dröhnte der Anprall der Köpfe, während man mit zitternden Händen die Brüste schlug. Männer krallten die Fäuste um das Stangeneisen und streckten die Rechte durch die Oeffnungen, um der Schmerzensreichen körperlich — und damit auch im Geiste! — näher zu sein. Aus Tivoli der Schmied raste in vorderster Reihe; er rüttelte und schüttelte das Gitter mit der Linken und schwang sein armes Mädchen in der Rechten, ohne dessen Grauen und herzbrechendes Kreischen zu achten. Das Weib lag in Krämpfen. Wer sprang ihr bei? In der Nische glitzerten Edelgestein, Goldkreuze und silberne Herzen:... sie gossen keinen Hoffnungsschimmer in den Busen der Dulder. Da richtete sich Wieland, der Schmied, wuthentbrannt und verzweifelnd zu seiner vollen Höhe auf; die Tochter glitt zur Erde, und mit thierartigem Sprung schnellte sich der Mensch an dem Gitterwerk empor. Die vergoldeten Spieße schlugen in die sehnigen Arme und Blut rieselte, den Fußboden überströmend.

Dazwischen freilich fehlt es auch nicht an farbenreichen Landschaftsbildern und Situationsschilderungen, an anmuthigen Liebesgeschichten, drastisch erzählten Räuberaffairen und romantischen Sagen, unter welchen letztern die schöne Episode von der Sarazenenfürstin Subia, die Subiaco den Namen gegeben haben soll, die hervorragendste Stelle einnimmt. Der Stil ist knapp, klar, anschaulich, dabei originell pointenreich. Ein Zug feiner Ironie, dem doch auch die dem Humor charakteristische sentimentale Beimischung nicht fehlt, gibt ihm etwas eigenthümlich Pikantes. Dem deutschen Leser wird es dabei nur selten zum Bewußtsein kommen, daß er es hier nicht mit einem Original zu thun habe. Das ist ja freilich in erster Linie das Verdienst des Uebersetzers, der seine Aufgabe mit ebenso großer Gewissenhaftigkeit wie sicherm Takte gelöst hat. Dazu kommt aber nicht nur der echt germanische Habitus des Werks, sondern auch daß der Verfasser, in der deutschen Literatur vollkommen heimisch, ihr nicht nur zahlreiche wörtliche Citate entnimmt, sondern hundertfältig auf gewisse, jedem Gebildeten geläufige Stellen in unsern Classikern in einer Weise anspielt, daß uns aus seinem Buche eine durchaus heimatliche Luft anweht. Trotzdem fehlt es ihm nicht an specifisch dänischem Patriotismus. „Dänemark", läßt er seinen Helden Righetti sagen, „ist zwar räumlich beschränkt, aber reich und glücklich, und deshalb streben die Deutschen nach seinem Besitze(!)... Behalten Frederik VII. und Victor Emanuel das Leben, so wird sich Großes ereignen."

Zum Schluß theilen wir eins der eingestreuten Gedichte: „Die junge Nonne", mit, das für des Dichters Talent wie für seine damalige Stimmung und Umgebung charakteristisch ist:

Die junge Nonne trauert in enger Zelle Raum,
— Das Wölklein, es treibt vor dem Winde —
Sie folgt dem Flug der Schwalbe bis an den Gartenzaun,
— Der Sonnenstrahl scherzt in der Linde.

Sie folgt dem Flug der Schwalbe, bis wo der Weg sich theilt,
— Das Wölklein, es treibt vor dem Winde —
„Baust, Vöglein du, dein Nest dir, wo mein Geliebter weilt?"
— Der Sonnenstrahl gleißt in der Linde. —

Auf raschem Fittich schwingt sich die Schwalbe durch die Luft,
— Wie Wölklein treibt vor dem Winde,
„Du schwebst", so denkt das Mädchen, „bald über seiner Gruft"
— Der Sonnenstrahl stirbt in der Linde. —

Gefieder baut sich Nester, und Bäume bringen Frucht,
Und Wölklein, das treibt vor dem Winde;
Doch Nonnen sollen welken in strenger Klosterzucht
Und bleichen wie Strahl in der Linde.

Laß holden Reiz verblassen sammt heißer Liebesglut;
Ist's Wölklein nicht Spreu vor dem Winde? —
Vergiß du deinen Liebsten, ob's weh dem Herzen thut:
Auch Blätter vergilben der Linde!

„Und also soll ich harren Jahr aus und Jahre ein,
— Weil Tage sich ändern und Winde —
Bis mich der Tod umarmt, und es darf geschieden sein,
Und das Nest mir gebaut an der Linde?!"

Voll Wehmuth schaut die Nonne im goldnen Dämmerschein,
Die Wolken gescheucht von dem Winde.
Ein herbstes Lächeln kräuselt den Mund in bittrer Pein:
Ihr Aechzen stöhnt auf zu der Linde.

Gregorovius hatte den vierten Band seiner „Wanderjahre in Italien" als den letzten bezeichnet. Der trotzdem vorliegende fünfte (Nr. 4) ist das Resultat von Reisen in Apulien, die der Verfasser unternahm, um Material für ein in Gemeinschaft mit dem Maler Lindemann herauszugebendes Album historischer Landschaften und Monumente in Bezug auf die Geschichte der Hohenstaufen zu sammeln. Die Kostspieligkeit des Unternehmens und die Ungunst der Zeiten hat bisjetzt die Ausführung des schönen Plans verhindert, und das Erscheinen dieser „Apulischen Landschaften" deutet an, daß der Verfasser denselben,

wenn nicht ganz aufgegeben, doch auf unbestimmte Zeit vertagt hat.

Der Titel des Buchs deckt sich nicht ganz mit dem Inhalt. Nicht nur gehört die erste der geschilderten Landschaften, Benevent, nicht zu Apulien: das Ganze enthält weniger Landschaftsmalerei als historische Reminiscenzen vor allem aus der Hohenstaufenzeit, die sich theils an die Scenerie der Gegend, theils an ihre Monumente knüpfen. Allerdings schimmert ja auch in den ersten Bänden der „Wanderjahre“ der historische Untergrund immer durch die Deckfarben des Landschaftsmalers; aber der Unterschied ist, daß dort das Landschaftsbild selbst, hier seine historische Bedeutung, sein geschichtlicher Inhalt das Wesentlichste sind.

Gregorovius versteht so gut zu erzählen wie zu schildern. Der geschichtliche Sinn verbindet sich in ihm mit Feinfühligkeit für Natur- und Kunstschönheit, die Auffassung des Historikers mit der des Künstlers. Dennoch würde der Schluß nicht ganz zutreffend sein, daß ihm Skizzen wie die vorliegenden ganz besonders gelingen müßten. Sie gemahnen zu sehr an den Text, der den fehlenden Illustrationen des beabsichtigten Werks beizugeben ist. Die Verquickung der geschichtlichen Excurse mit der Schilderung der Landschaft ist nicht immer ganz glücklich gerathen. Eines von beiden müßte nothwendig mehr im Vordergrunde stehen. Sollten es die historischen Denkmäler und Erinnerungen aus der Hohenstaufenzeit sein, so müßte ein innerer und womöglich auch ein äußerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Erzählungen gefunden werden; im entgegengesetzten Falle durften sie der Landschaft nur als Staffage dienen und müßten, weiter zurücktretend, der Schilderung ein breiteres Feld lassen. Sowenig sich auch meist hier des Verfassers Talent zu anschaulicher und fesselnder Darstellung verleugnet, so können sich doch die „Apulischen Landschaften“ an Reichthum und Lebhaftigkeit des Colorits, an feiner Ausarbeitung der einzelnen Züge nicht mit den ersten Bänden der „Wanderjahre“ messen; die Feder ersetzt nicht mehr in dem Maße wie in den Schilderungen aus Sicilien, den Sabiner- und Volskergebirgen das Werk des Pinsels. Wir bedauern die hier und da hervortretende Knappheit und Nüchternheit der Darstellung um so mehr, als Apulien, wenn auch jetzt durch die große Südbahn von Bologna nach Brindisi und noch mehr durch die Querbahn von Neapel nach Foggia den Touristen erschlossen, doch immer noch ungleich weniger bekannt ist als die meisten in den frühern Bänden behandelten Theile der Halbinsel. Allerdings bieten dafür die Erinnerungen aus der Hohenstaufenzeit, deren Spuren der Verfasser sorgfältig nachgeht, vielfach reichen Ersatz. Die großen Gestalten Friedrich's II. und Manfred's üben auf jeden gebildeten Deutschen einen eigenthümlichen Zauber, der vielleicht — neben dem tragischen Schicksal beider Herrscher — gerade darin seinen Hauptgrund hat, daß diese Heldengestalten deutscher Abkunft und noch vielfach in Denk- und Handlungsweise den deutschen Stempel auf der Stirn tragend, doch andererseits fast ganz zu Südländern geworden sind und so eine Brücke zwischen deutschem und italienischem, zwischen cis- und transalpinischem Wesen schlagen, wie das später nie wieder in ähnlicher Weise der Fall gewesen ist.

Der erste Abschnitt gibt uns eine an die Denkmäler der Stadt geknüpfte Uebersicht der Geschichte von Benevent. Benevent war bekanntlich vom Ende des 6. bis zum 11. Jahrhundert die Hauptstadt eines longobardischen Fürstenthums, und Gregorovius weist bei dieser Gelegenheit mit Recht darauf hin, welche bedeutende Rolle, im Gegensatz zu den spurlos verschwundenen Ostgothen, die Longobarden bei der Bildung der italienischen Nation gespielt haben. Die etymologisch-historische Conjectur, daß sogar die Familien der Alighieri und Bonaparte von einem longobardischen Aligern und Bonipart stammen könnten, ist nichts weniger als unwahrscheinlich. Ganz besonders nimmt ihn natürlich das Schlachtfeld in Anspruch, auf dem Manfred am 26. Februar 1266 Krone und Leben verlor. Seine Ansicht, daß das Grab des Königs bei dem Ponte de' Leprosi unterhalb der Stadt zu suchen sei, bleibt freilich trotz der eingehenden Motivirung eine sehr schwankende Hypothese.

Von Benevent aus fuhr der Verfasser in Begleitung des Publicisten und Philosophen Rafael Mariáno, eines der Hauptmitarbeiter des „Diritto“ — bekanntlich des Hauptorgans der herrschenden Linken und zugleich des deutschfreundlichsten unter den großen Tagesblättern Italiens — über den Apennin, um in die weitgedehnte apulische Ebene hinabzusteigen. Diese Ebene, der Tavoliere, 800 italienische (50 deutsche) Quadratmeilen umfassend, bildet dem größten Theile nach seit vielen Jahrhunderten ein zusammenhängendes Weideland, von ungeheuern Schafheerden bevölkert, die, wo Culturstrecken die Grasflur unterbrechen, auf den breiten grünen Triftstraßen, den Tratturi, in dichten Scharen hindurchziehen. Ein Gesetz von 1865 hat die Ablösbarkeit dieser alten Weidegerechtsame ausgesprochen; aber noch ist der Streit zwischen den Sachverständigen des Landes nicht entschieden, ob es zum Heile oder zum Schaden dieser Gegenden gereichen werde, wenn die Tratturi aufhören, die Pächter sich in Eigenthümer, die Hirten in Bauern verwandeln.

In Foggia, der Hauptstadt der Capitanata und der zweiten Stadt Unteritaliens, wenngleich in ungeheuerm Abstande von Neapel, ziehen die dürftigen Reste des Residenzpalastes Friedrich's II., zu dem der Kaiser gern zurückkehrte, sobald ihm sein vielbewegtes Leben eine kurze Frist der Ruhe verstattete, die Blicke des deutschen Besuchers auf sich. Größeres Interesse noch erweckt die Sarazenenstadt Lucera, wohin Friedrich 1233 die Reste der sicilianischen Araber nach der Unterdrückung eines letzten verzweifelten Aufstandes überführte. Es ist bekannt, welche treue Diener und Leibwächter der Hohenstaufen diese Muselmanen wurden, und wie trefflich die Päpste diesen Umstand zu benutzen wußten, um den Kaiser selbst vor dem christlichen Volke als Heiden und Ungläubigen zu brandmarken. „O glückliches Asien, o glückliche Monarchen des Orients, denen die Erfindungen der Päpste keinen Kummer machen“, schrieb Friedrich an seinen Schwiegersohn Bataces. „Jahrhunderte sind seitdem vorübergegangen“, fügt Gregorovius hinzu, „und trotzdem könnte derselbe Ausruf noch am heutigen Tage gehört werden, aus dem Munde nämlich des Deutschen Kaisers.“ In seltsamer, freilich keineswegs beispielloser Verwechselung hat man später das zwischen den Busen von Neapel und Salerno

gelegene Nocera als Sitz dieser Sarazenencolonie bezeichnet, und noch heute weisen gedruckte und lebendige Reiseführer den Touristen auf dies falsche Nucera de' Pagoni oder Saracini hin.

Lucera ist jetzt eine Stadt von 15000 Einwohnern:

> Drinnen empfing uns jene Stille historischer Landstädte Italiens, deren Zauber so wunderbar anmuthet und nirgends in der Welt seinesgleichen hat. Die warme sonnige Luft weht und wittert vom Hauche der Vergangenheit; die Zeiten und Culturen, welche nicht mehr sind, strömen aus ihren Monumenten eine elektrische Kraft aus: es ist Magnetismus der Geschichte. Nichts Nebelhaftes und Romantisches hier wie im Norden. Alles Ereigniß liegt so ruhig und klar vor der Phantasie wie die blaue Ferne dort und die purpurnen Berge am Horizont. . . .
>
> Die berühmte Sarazenenburg steht nur eine Viertelstunde von der Stadt entfernt. Der Anblick ihrer langen und hohen gewaltigen Mauern von tiefbrauner Farbe und ihrer Thürme, die noch zum Theil aufrecht stehen, macht eine großartige Wirkung, zumal dieses Schloß in feierlicher Einsamkeit auf einer kahlen Höhe sich erhebt, deren Abhänge, von Gras bekleidet oder gelbe Steinflächen darbietend, sich in kühnen oder langen Linien niedersenken. Als noch alle zwanzig Thürme und die Umfassungsmauern ganz aufrecht standen, muß diese Burg eine Festung ersten Rangs gewesen sein; sie war der Schlüssel Apuliens und der Stützpunkt der hohenstaufischen Herrschaft in Süditalien, sowol zu Friedrich's II. als zu Manfred's und Konradin's Zeit. . . .
>
> An große Zeiten erinnert dies Sarazenenschloß Lucera. Berührt man seine Mauern mit dem Zauberstabe der Phantasie, so beleben sie sich von historischen Gestalten aus einer der merkwürdigsten Epochen Europas.

Vor dem Geiste des Verfassers ziehen hier die mannichfachen Phasen des Weltprocesses vorüber, welcher seit dem heldenmüthigen, aber unglücklichen Kampfe der Hohenstaufen gegen die Weltherrschaft des Papstthums bis zu dem neuen Kriege, den das moderne deutsche Kaiserthum und der Genius der deutschen Nation mit dem noch immer nicht gebändigten Hochmuthe des Rechtsnachfolgers eines Innocenz IV. und Bonifaz VIII. und jenem finstern Geiste führt, der die Welt wieder in die Macht der geistigen Knechtschaft und des Aberglaubens versenken möchte, um sie desto sicherer zu beherrschen und auszubeuten.

Manfredonia, in großartig wilder Uferlandschaft, wo die spärliche Cultur und natürliche Vegetation durch die seltsamen südlichen Formen an die sicilianischen Küstenstädte erinnert, verewigt den Bewohnern durch seinen Namen den großen hohenstaufischen Herrscher, der die Stadt an der Stelle des alten Sipontum seit 1256 erbaute. Aber auch von der Stadt Manfred's, die 1620 von den Türken verbrannt ward, ist kaum noch eine Spur aufzufinden; trotz der scheinbar so günstigen Lage an dem herrlichen Golfe ist die kleine moderne Stadt dürftig und öde.

Der von Westen herkommende Reisende erblickt, vom Apennin herabsteigend, eine gewaltige, 600 Meter hohe Felsmauer, die, schroff aus dem Adriatischen Meere aufragend, den Ostrand der apulischen Ebene bildet, während sie von Manfredonia aus nordwärts wie ein mächtiges, scharfgeschnittenes Vorgebirge erscheint. Es ist der Garganus, der Sporn am Stiefel Italiens, eine gewaltige Masse von Kuppen, Höhenzügen, Thälern und Schluchten, im Innern noch mit dichten Eichen- und Pinienwäldern bedeckt, 120 Miglien im Umfang. Auf jenem südlichen Vorsprung liegt das älteste Heiligthum des Erzengels Michael, einer der besuchtesten Wallfahrsorte Unteritaliens. Gregorovius, der es von Manfredonia aus erstieg, gibt uns bei dieser Gelegenheit eine ganze Geschichte des Engelcultus, als dessen Ausgangspunkt im Occident er die heilige Grotte auf dem Garganus betrachtet. Leider war es ihm nicht vergönnt, das Innere des noch wenig bekannten und höchst ungenügend beschriebenen Gebirgs zu erforschen.

Von Manfredonia aus wandte sich der Verfasser nach Andria, einer volkreichen Ackerstadt Apuliens in der Terra di Bari, in deren Dom Friedrich II. seine beiden Frauen, Jolantha von Jerusalem und Isabella von England, bestatten ließ. Die Geschichte der Stadt erklärt hinlänglich, daß sich Andria sowenig wie die übrigen unteritalienischen Städte zu Wohlstand und Unabhängigkeit entwickeln konnte. „Die Blutsauger des Volks waren der Baron und sein Verbündeter, der Priester. Beide theilten sich in den Besitz der Aecker; fast die größere Hälfte der Landschaft Andrias war das Eigenthum der Todten Hand.“ Mit dem Feudalismus ist es nun freilich vorbei; das Kirchengut ist zum großen Theil verkauft; aber es wird noch eine lange Reihe von Jahren vergehen, bis sich die Folgen jener unseligen Zustände verwischen, bis sich ein freier thatkräftiger und intelligenter Bauernstand gebildet hat. Bisjetzt gibt es nur wenige Besitzer, die große Masse besteht aus Colonen und Tagelöhnern. So ist Andria mit seinen 35000 Einwohnern noch eine ärmliche, schmuzige Landstadt, in der nicht einmal ein anständiger Gasthof zu finden ist.

Gregorovius genoß in Andria die Gastfreundschaft eines Domherrn Guglielmi, eines großen Verehrers deutschen Wesens. Die Ansichten, welche uns der Verfasser, indem er von seinem Gastfreunde redet, über das innere Verhältniß zwischen Deutschen und Italienern entwickelt, stimmen durchaus mit den Erfahrungen des Referenten überein. Wirkliche naturwüchsige Sympathie für uns ist kaum irgendwo in Italien vorhanden. Unsere Thaten und Erfolge im ganzen wie in Bezug auf Italien insbesondere haben uns zunächst nur einen succès d'estime errungen. Die festeste Grundlage der platonischen Liebe der Italiener zu Deutschland ist die Achtung vor der deutschen Wissenschaft, welche, zumal die deutsche Philosophie, jenseit der Alpen, vor allem in Neapel, zahlreiche Jünger besitzt und große Verehrung genießt. Dagegen richtet sich die natürliche Sympathie der meisten nach dem stammverwandten Frankreich hin. Der alte Widerwille gegen die Tedeschi ist nicht so leicht vollständig zu tilgen; die Anschauung Frankreichs als der romanischen Vormacht, von der Italien Bildung, Freiheit und Unabhängigkeit kommen sollte, sitzt noch vielfach in den Köpfen und Herzen fest. Die Ereignisse von 1859 und 1860 haben trotz Nizza den Italienern naturgemäß einen reinern Eindruck der Befriedigung hinterlassen als die von 1866 und 1870. Die Erinnerung an die Erwerbung Venedigs und Roms wird immer mit dem Gefühl der Demüthigung verbunden bleiben, nicht so die der Lombardei und Neapels. Aber auch das beiderseitige Verständniß der Volksnatur ist durch die außerordentlich verschiedene Begabung sehr erschwert. Das

ganze protestantische Wesen und die einfache Gemüthspoesie bei dem mangelhaften Sinn für Formenschönheit, ist dem Italiener noch ein Buch mit sieben Siegeln. Dennoch ist unserer Ueberzeugung und Erfahrung nach eine Annäherung auch auf diesem Gebiete angebahnt, wenn sie auch der Natur der Sache nach ungleich langsamer von statten gehen muß als auf dem politischen.

Von Andria aus besuchte Gregorovius den nahen Schauplatz der berühmten Disfida von Barletta, wo am 13. Februar 1503 dreizehn italienische Ritter im Zweikampfe den Hohn und die Renommisterei der französischen Edelleute im Angesicht erlesener Zeugen aus den drei romanischen Nationen züchtigten: eine That, deren noch heute jedes italienische Gemüth mit nicht ungerechtfertigtem Stolze gedenkt.

Wenige Meilen von der Stadt entfernt liegt auf grüner Bergeshöhe das wunderbar erhaltene Jagd- oder Lustschloß Kaiser Friedrich's II., von wo aus er die Reiherbeize, seine Lieblingsjagd, zu betreiben pflegte, Castel del Monte, nach Gregorovius' Beschreibung nicht nur historisch merkwürdig, sondern auch eins der bedeutendsten architektonischen Kunstwerke jenes Landes und Zeitraums. Nach dem Falle des Vaters vertrauerten hier die Söhne Manfred's, von den Anjou in engster und grausamster Haft gehalten, ihr Leben. Der Verfasser gibt uns einen Abriß ihrer traurigen Geschichte. Seine Schilderungen, voll leidenschaftlicher Theilnahme für die unglücklichen Königskinder, erregen auch das Gemüth des Lesers im tiefsten Innern.

Von Andria führt uns der Verfasser nach der Terra d'Otranto, dem äußersten südöstlichen Vorsprunge Italiens, deren alter Name Calabrien seit dem Mittelalter auf die westliche, am Golf von Tarent gelegene und weiter nach Süden vorspringende Halbinsel übergegangen ist.

Ich werde kaum irren, wenn ich voraussetze, daß die allermeisten Leser dieser Blätter kaum eine dunkle geographische oder geschichtliche Vorstellung von Lecce haben, und daß sie in einige Verlegenheit gerathen, wenn ich ihnen andere uralte Städte dieses Landes nenne: wie Ostuni, Galatone, Nardo, Gallipoli, Oria, Manduria, Francavilla. Denn sind sie aufrichtig, so werden sie bekennen, daß sie davon gerade so viel wissen, wie von irgendwelchen Orten in einer Provinz Kleinasiens.

Der Verfasser bezeichnet Lecce „mit seinen schönen, herrlich gepflasterten Straßen und Plätzen, von vielen geschmückten Palästen und Häusern besetzt, durch Kirchen und Klöster eines an Ornamenten überreichen Stils ausgezeichnet", als das Florenz der Rococozeit. Das interessanteste Bauwerk der Stadt aber ist die von Tancred seit 1181 erbaute Kirche San-Niccolo e Cataldo, „eins der herrlichsten und eigenartigsten Denkmäler der normannischen Kunstepoche und vielleicht dasjenige, welches den vollkommensten Eindruck classischer Einfachheit und Symmetrie macht".

Von Lecce aus begab sich Gregorovius über Oria, die uralte Hauptstadt der Japyger und Messepier, die aber jetzt keine Spuren der alten Herrlichkeit mehr zeigt, nach Tarent, der Metropole des alten Calabrien in der griechischen Epoche, dessen Name nach den vielen früher kaum vernommenen wieder mit so vertrautem Klange an unser Ohr schlägt. Er schildert uns kurz seine Lage an dem herrlichen Golf, der schönsten Bucht des Mittelmeers, im Centrum Großgriechenlands, während zur Rechten an der südlichen Halbinsel Metapont, Heraklea, Kroton, Sybaris und Thurii nahe beieinanderlagen. Von allen diesen reichen und blühenden Städten sind nur noch ganz unbedeutende Reste antiker Herrlichkeit übriggeblieben: die Säulenstümpfe des Tempels zu Metapont und eine einzelne Säule zu Kroton. In Tarent selbst erinnert nichts mehr an die Zeit, wo die Stadt ihrer Schönheit und Ueppigkeit wegen in der ganzen griechisch-römischen Welt berufen war. Wie immer, erhalten wir auch hier einen kurzen Abriß der Stadtgeschichte von ihrer fabelhaften Gründung durch den Göttersohn Taras tausend Jahre vor Romulus bis zum Untergange ihres Glanzes infolge der Eroberung und Plünderung durch Fabius Maximus 209 v. Chr. Dem gegenwärtigen Tarent, einer schmuzigen Mittelstadt von 30000 Einwohnern, fehlt es ebenso sehr an commerziellem und industriellem wie geistigem Leben. Das noch am lebhaftesten betriebene Gewerbe ist die Austernzucht. Der berühmte Sitz der pythagoräischen Philosophie, die Vaterstadt des Archytas hat in neuerer Zeit als den einzigen Namen von Bedeutung unter ihren Söhnen den des Componisten Paisello zu verzeichnen. Einen gewissen Aufschwung wird ihr vielleicht der neue Kriegshafen bringen, der, wie Spezia gegen Westen und Norden, gegen den Süden und Osten hin gerichtet ist.

Wir kommen endlich zu der einzigen unter den obengenannten Schriften, welche der gewöhnlichen Touristenliteratur alten Schlags angehört, zu W. Hoffmann's „Studien über Italien" (Nr. 5). Hoffmann brachte die Zeit vom Herbst 1873 bis zum folgenden Frühling in Rom und Neapel zu und „fand im Anschauen des Schönen die Freude und den Frieden, dessen er — wir erfahren nicht warum — sehr bedürftig war". Nun ist dagegen gewiß nichts zu erinnern, daß er, nachdem er solche wohlthätige Wirkung des schönen Hesperien an sich erfahren, seine Eindrücke festzuhalten, nach der Feder griff und seine Bemerkungen, Empfindungen und Erinnerungen zu eigenem und der Seinen Nutz und Frommen niederschrieb. Da legen sich aber, wie gewöhnlich in solchen Fällen, die unglücklichen Freunde ins Mittel, und er schickt das Manuscript seiner „Studien" in die Druckerei, daß es von da aus in die weite Welt hinauswandere. Er meint, in Italien habe sich ihm manches Geheimniß der Kunst erschlossen. Wir bezweifeln das nicht, soweit es ihn persönlich anlangt: die Offenbarung eines Geheimnisses für das kunstverständige Publikum haben wir vergeblich gesucht. Auch die tausendste Definition des „Schönen an sich" in der Vorrede als „die sichtbare Einheit des menschlichen Wesens in der Substanz", können wir trotz ihrer mystischen Unklarheit nicht für originell gelten lassen, sowenig wie die mehr als fragwürdige Behauptung, daß die Thiere das Schöne nicht sähen.

Der bei weitem größte Theil des Buchs enthält theils Aufzählungen und Beschreibungen der in Rom und Neapel vorhandenen Kunstwerke, theils sonstige Bemerkungen über dieselben. Der Verfasser hat gesehen, was eben jeder Tourist sieht und sehen muß; die verborgenen, abseits der großen Cicerone-Heerstraße gelegenen Schönheiten in Kunst und Natur sind ihm, soweit wir nach seinem Buche ur-

theilen können, unbekannt geblieben. Die Aufzählung hundertmal genannter und beschriebener Gemälde und Sculpturen, die wir in jedem Reiseführer finden, wirkt natürlich abspannend und ermüdend. Wir wollen keineswegs verkennen, daß der Verfasser seinen Gsell-Fels tüchtig studirt, auch nebenbei theilweise Hermann Grimm, Gregorovius und vielleicht sogar Vasari gelesen hat. Die kunsthistorischen, zumal biographischen Notizen konnten der Natur der Sache nach hier nur kurz und oberflächlich sein, sind aber eben deshalb vollkommen überflüssig. Die ästhetischen Betrachtungen sind in den wenigsten Fällen originell, und wo sie es sind, von zweifelhaftem Werthe.

Wenn der Verfasser die Thatsache, daß Pius IX., in dem man bei seiner Thronbesteigung einen Beschützer und Förderer der Kunst zu erhalten gehofft habe, in der That trotz seines wirklich vorhandenen Schönheitssinns wenig oder nichts auf diesem Gebiete geleistet hat, aus den Schicksalen seines Regiments und der mit ihm im Laufe der Zeit vorgegangenen Veränderungen erklärt, so ist es gewiß anzuerkennen, daß die stürmische, sorgenvolle, von Kämpfen erfüllte Regierung des Papstes nicht geeignet war, aus ihm einen Leo X. zu machen; es ist aber ebenso wenig ein Geheimniß, daß er nie ein tieferes Interesse und Verständniß für die Kunst gezeigt hat.

In einer Reihe von Kapiteln macht Hoffmann einen Abstecher auf das Gebiet der Politik, der Nationalökonomie, des Unterrichtswesens und der Statistik. Gegen das meiste, was er hier sagt: über das Verhältniß der Kirche zum Staate im allgemeinen wie in Deutschland und Italien insbesondere, über das italienische Parteiwesen, über die deutsche Politik, über die Unterrichtsfrage in dem neuen Königreiche, über den Kampf mit dem Ultramontanismus u. s. w., ist im allgemeinen wenig zu erinnern; nur sind es, bis auf wenige statistische Notizen über italienische Unterrichtsanstalten, theils wohlbekannte Thatsachen, theils allgemeine Reflexionen, bei denen man mit Recht erstaunt ist, sie hier zu finden, während sie doch mit dem übrigen Inhalte des Buchs nicht in dem geringsten Zusammenhange stehen. So die auf dritthalb Seiten abgefertigte Untersuchung, wie Deutschland zu seiner gegenwärtigen Machtstellung gelangt sei, und in welcher Weise der friedlich-conservative Charakter seiner Politik hervortrete. Von seiner optimistischen Auffassung in Bezug auf das nahe Unterliegen der ultramontanen Partei und auf die Bildung katholischer Nationalkirchen sowie von seiner rosig gefärbten Schilderung der Stimmung und Lage des italienischen Volks möchte man nur wünschen, daß sie auf soliderer Basis ruhte.

Am besten gelungen und am anziehendsten in dem Buche sind „Der Ueberblick über Rom" und einige Schilderungen aus der Umgegend Neapels, die wenigstens den, welcher jene Städte noch nicht aus eigener Anschauung oder aus glänzendern Darstellungen, wie wir deren ja in Menge besitzen, kennt, befriedigen mögen.

So wünschenswerth es überhaupt, zumal einem unglücklichen Recensenten, der jährlich verschiedene Touristenschriften über Italien lesen muß, erscheinen mag, daß unser Vaterland in geringerm Maße mit dieser Waare überschwemmt werde, so möchte man doch ein solches Buch als vollkommen harmlos gern passiren lassen, wenn es kein anderer Vorwurf träfe, als daß es hundertmal Gesagtes zum hundertersten male wiederholt. Hier aber liegt der Fall anders. Zunächst steht der Verfasser offenbar mit der Geschichte auf gespanntem Fuße; anders sind doch — um nur zwei Beispiele von vielen anzuführen — Verwechselungen zwischen Gregor XII. und XVI. und zwischen Kaiser Friedrich I. und II. nicht zu erklären. Nicht besser scheint es ihm mit den altclassischen Sprachen zu gehen. Seine zahlreichen Citate aus den Dichtern des Alterthums sind entweder die allertrivialsten oder auch ganz unpassend gewählt, wie z. B. Horaz' „Beatus ille" (Epode II, nicht Ode 2, wie Hoffmann citirt) als Probe, daß der Dichter Tibur besungen habe! Wie er dazu kommt, Capri zu Homer's Ziegeninsel (wegen des Namens?) zu machen und doch zugleich den Polyphem von derselben Insel aus seine Felsblöcke dem Schiffe des Odysseus nachschleudern zu lassen, mag er mit seinem geographischen und literarischen Gewissen ausmachen. Vor allem sollte nicht lateinisch citiren, wer nicht Latein versteht. Denn wenn man auch den zahlreichen Druckfehlern außerhalb der angeführten Errata noch so viel Spielraum gönnt, so bleibt doch für vieles andere, wie das „Ibi (statt „ibam") forte via sacra" und vor allem die unbegreiflich lächerliche Uebersetzung der Bembo'schen Denkverse auf Rafael's Grabmal im Pantheon, keine andere Erklärung übrig. Wenn Hoffmann aus dem:

> Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
> Rerum magna parens, et moriente mori —

d. h. dies ist jener Rafael, zu dessen Lebzeiten die große Mutter aller Dinge (von ihm) besiegt zu werden, bei seinem Tode (mit ihm) zu sterben fürchtete, folgende gelungene Lobpreisung des Genius zu Tage fördert: „Hier liegt Rafael, der große Schöpfer berühmter Werke, der im Leben besiegt zu werden, im Tode zu sterben fürchtete", so scheint die Thatsache nur dadurch erklärlich, daß ein anderer, den er um die Uebersetzung gebeten, dem Verfasser einen hämischen Streich gespielt, und er selbst dann, freilich schwer, begreiflicherweise, den höhern Blödsinn in gutem Glauben hingeschrieben hat. Nehmen wir dazu Behauptungen wie die, daß Frankreich nur in seinen südlichen Provinzen, zu denen Hoffmann also auch wol Burgund und die Champagne rechnet, die Rebe anbaue; daß das deutsche Volk nie durch innere Parteikämpfe geschwächt sei; daß wir uns das Gesicht des Tiberius mit Flechten und Schwären, den Folgen seiner Ausschweifungen, bedeckt denken müßten u. dgl. m.; betrachten wir Ausdrücke wie: „Die volle Ader von religiösem Ernst, gesunder Sittlichkeit und großer Wahrheitsliebe an der Wurzel des Lebens der deutschen Nation"; „man fand sie (eine Statue des Augustus) in Stücken, aber ganz unversehrt"; „ein goldener Bronzering"; „die ewig grün aufblühende Tasso-Eiche"; hören wir ihn von einer „partiellen Erhaltung einzelner Theile" reden; sehen wir ihn in dem Bilde Roms von den Zinnen des Palastes Caffarelli aus „einen Theil der That Herrn von Keudell's bewundern" (die Befreiung Roms von der weltlichen Papstherrschaft nämlich), um beim Herabsteigen in die Salons sich von „Schumann-Keudell'schen" Tönen begeistern zu lassen u. s. w., so ist es Pflicht einer ehrlichen Kritik, gegen solche Un-

geheuerlichkeiten ernste Verwahrung einzulegen; ebenso wie gegen jene unsinnige, allerdings aus dem kaufmännischen Geschäftsstile immer mehr in Zeitungen und Bücher eindringende Inversion wie: „Derselbe (der Palast Caffarelli) ist Eigenthum des preußischen Staats, und hat in ihm die deutsche Gesandtschaft ihren Sitz." Ueberflüssige Bücher zu schreiben ist am Ende ein peccatum veniale; aber gegen unrichtige Thatsachen, gegen Sprachverderbniß und Sünden wider den guten Geschmack muß entschiedener Protest erhoben werden.

Otto Speyer.

Zur Geschichte der Reichslande.

Geschichte der Stadt Metz. Von Westphal. Erster Theil: Bis zum Jahre 1552. Metz, Deutsche Buchhandlung. 1875. Gr. 8. 6 M.

Ein Major von der Armee, der nicht blos Geschichte machen hilft, sondern auch schreibt, ist immerhin eine seltene Erscheinung; das Schwert des Mars und der Griffel der Klio haben in der Regel wenig miteinander gemein. In dem vorliegenden Falle aber darf man sich Glück dazu wünschen, daß die Feder an die Stelle des Degens getreten ist, denn was sie geschaffen hat, ist ohne Frage eine recht werthvolle Leistung. Schon deshalb, weil diese „Geschichte der Stadt Metz" die erste ist, welche mit deutschem Sinne und in deutscher Sprache geschrieben wurde. Sodann auch aus dem weit mehr ins Gewicht fallenden Grunde, daß sie auf gründlichen und umfassenden Studien beruht, aus den ursprünglichen Quellen eine reiche Fülle des Inhalts schöpft und durchgängig ein besonnenes und unbefangenes Urtheil bekundet. Schade, daß sie in formeller Beziehung höhern Anforderungen nur unvollkommen entspricht. Nach dieser Seite hin hätte sich Westphal seine französischen Vorgänger in manchem zum Vorbilde nehmen können. So in der Wärme und Lebendigkeit der Darstellung und besonders in der mehr künstlerischen Anordnung des Stoffs, die das Wesentliche wirksam in den Vordergrund zu rücken und die einzelnen Züge zu einem einheitlichen Gesammtbilde zu verbinden weiß. Die Ausdrucksweise des Verfassers ist zwar bestimmt und klar, aber etwas kühl und nüchtern, und wenn er viel des Interessanten bietet, er theilt doch auch manches Unerhebliche mit, was um so mehr in die Augen fällt, da er die Begebenheiten und Zustände meist ganz lose, lediglich so, wie sie sich der Zeit nach folgen, nebeneinanderstellt.

Metz ist eine sehr alte Stadt, deren Anfänge in eine ferne Vorzeit hinaufreichen. Leider ist es mit diesen, wie es mit den geschichtlichen Anfängen überhaupt zu sein pflegt: sie liegen im Dunkeln, und es läßt sich deshalb nicht viel Sicheres über sie sagen. Die Folge ist, daß die ersten Kapitel der historischen Werke, welche ab ovo beginnen, sich gewöhnlich in subjectiven Vermuthungen und Combinationen ergehen oder auf Dinge abschweifen, die füglich unerwähnt bleiben konnten. Die einleitenden Abschnitte unserer Schrift machen in dieser Beziehung keine Ausnahme. Hypothesen freilich begegnen wir in ihnen nur selten; der Verfasser liebt es nicht, den festen Boden der beglaubigten Thatsachen zu verlassen. Dagegen erzählt er hier manches, was zur genauern Kenntniß seines eigentlichen Gegenstandes wenig oder nichts beiträgt und überdies als bekannt vorausgesetzt werden durfte. Wir rechnen dahin schon „Cäsar's Berichte über die Gallier", die darum noch nicht am Orte sind, weil die Mediomatriker ein gallischer Volksstamm und Metz oder, wie es damals hieß, Divodurum, eine Niederlassung derselben war. Als ein noch größeres hors-d'œuvre erscheint uns die ausführliche Geschichte der fränkischen wie der ihnen folgenden deutschen Könige und Kaiser. Die Stellung, welche Metz, nachdem es bereits in römischer Zeit zu großer Blüte gelangt war, unter ihnen als Hauptstadt von Austrasien, später des Königreichs und des Herzogthums Lothringen einnahm, kann sie nicht rechtfertigen. Der Verfasser durfte die allgemeine Reichs- und Landesgeschichte nur insoweit heranziehen, als sie die der Stadt erklärt und begründet. Sie tritt aber bei ihm so selbständig auf, nimmt in seiner Darstellung einen so breiten Raum ein, daß die letztere in ihr fast verschwindet.

Weniger fühlbar macht sich dieses Misverhältniß in dem Abschnitte, welcher Metz unter der Herrschaft seiner Bischöfe behandelt. Es verliert sich ganz, wenn dann weiterhin die Erzählung zu der Zeit gelangt, in welcher die Bürgerschaft sich allmählich von dem geistlichen Regimente emancipirt und Metz, gegen Ende des 12. Jahrhunderts, in die Reihe der freien deutschen Reichsstädte eintritt. Fortan hat sie es ausschließlich mit der Entwickelung und den wechselnden Schicksalen des nun unabhängigen Gemeinwesens zu thun. Und zwar schildert sie die eine wie die andere ebenso eingehend wie allseitig. Die Kämpfe im Innern und die mit den auswärtigen Feinden, Charakter und Ausbildung der Verfassung, die religiös-kirchlichen wie die socialen Verhältnisse, Art und Umfang des geschäftlichen Verkehrs, die Leistungen in Kunst und Wissenschaft: das alles kommt in detaillirter Ausführung zur Sprache. Es würde leicht sein, aus der reichen Mannichfaltigkeit des hier Gebotenen manches interessante Einzelbild herauszuheben. Wir wollen indeß lieber mittheilen, wie der Verfasser die vielfach ventilirte Frage nach der Nationalität beantwortet, welcher die Bevölkerung von Metz vor der französischen Occupation angehörte.

Die eingeborenen metzer Historiker stellen es als eine ausgemachte Thatsache hin, daß ihre Landsleute von jeher sämmtlich Franzosen gewesen, weshalb sie denn auch der Meinung sind, daß Frankreich, als es das Gebiet derselben annectirte, lediglich sein rechtmäßiges, ihm früher von den Deutschen gewaltsam entrissenes Eigenthum wieder in Besitz genommen habe. Um ihre Voraussetzung zu beweisen, berufen sie sich vor allem darauf, daß in Metz während des Mittelalters das Romanische, später das Französische als alleinige Amts- und Verkehrssprache gebraucht worden sei. Der Verfasser zeigt, wie diese Behauptung, wenigstens in der unbedingten Fassung, in welcher sie aufgestellt wird, durchaus grundlos ist. Nach

seiner Ansicht müssen, was die Sprache und nationale Zugehörigkeit der Bewohner von Metz und Umgegend angeht, für die in Rede stehende Zeit drei Perioden unterschieden werden. In der ersten, welche von der fränkischen Eroberung bis etwa zum Anfang des 10. Jahrhunderts reicht, „waren Adel und Klerus überwiegend deutsch, während das niedere Volk, unbestimmt in welchem Verhältniß, aus celtischen, römischen, germanischen Stämmen zusammengesetzt war. Es existirten damals drei Sprachen unter der Bevölkerung: lateinisch, wahrscheinlich Amtssprache, jedenfalls ausschließlich Schrift- und Gelehrtensprache, deutsch, die besonders vom Adel und Klerus angewandte Sprache, endlich romanisch, von der unterjochten Bevölkerung gesprochen."

Diese romanische Sprache erlangte, als im zweiten, mit dem Ende des 12. Jahrhunderts abschließenden Zeitraume die Romanisirung des metzer Landes in der Richtung von Westen nach Osten langsam, aber erfolgreich vorschritt, das Uebergewicht über die deutsche. Ausschließlich Amts- und Schriftsprache geworden, vermochte sie indeß das Deutsche doch nicht ganz zu verdrängen. Dasselbe blieb, da die Bevölkerung vor wie nach eine gemischte war, im Verkehr ebenso nothwendig und wurde ebenso häufig angewandt wie jene. Nicht lange und es gewann in der dritten Periode erhöhte Geltung. „Die Romanisirung konnte zu dieser Zeit kein weiteres Terrain gewinnen, dagegen begann das Deutschthum nach Gleichberechtigung mit den Romanen zu drängen." Schon um 1320 sah sich der hohe Rath genöthigt, für die deutschen Bewohner des Landgebietes den Gebrauch ihrer Sprache in amtlichen Angelegenheiten zuzulassen. Es wurden damals in den ländlichen Bezirken besondere deutsche und französische Schiedsgerichte eingeführt, wie sie in der Stadt selbst vermuthlich schon seit längerer Zeit bestanden. Fest steht, daß hier im Anfange des 16. Jahrhunderts Verordnungen und Erlasse der Behörden nicht nur in romanischer, sondern auch in deutscher Sprache publicirt wurden. Der Verfasser folgert aus dieser Thatsache mit Recht, daß damals die Bevölkerung der Stadt unmöglich, wie die metzer Historiker versichern, eine ganz französische sein konnte, vielmehr das deutsche Element in ihr zahlreich vertreten war. Auch geht er wol nicht zu weit, wenn er behauptet, daß dasselbe gegen die bisherige Suprematie des Romanischen erfolgreich ankämpfte und nahe daran war, sein Ziel zu erreichen, als jene unheilvolle Katastrophe eintrat, die mit der Unabhängigkeit der freien Reichsstadt auch diesen Bestrebungen ein Ende machte.

Wie Straßburg französisch wurde, weiß nach den zahlreichen Schilderungen der letzten Jahre so ziemlich alle Welt. Nicht so allgemein bekannt dürften die Umstände sein, unter welchen Metz dem Deutschen Reiche verloren ging. Im ganzen freilich spielten hier wie dort dieselben Hebel: List und Gewalt auf der einen, Verrath auf der andern Seite. Verrath war es, als die protestantischen Fürsten und Städte Deutschlands dem Könige Heinrich II. von Frankreich, um sich dessen Beistand in dem bevorstehenden Kampfe mit Karl V. zu sichern, die lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun preisgaben. Weit schnödern Verrath aber begingen die metzer Protestanten, namentlich die angesehenen Patricierfamilien de Heu und Dex, als sie in geheimem Einverständniß mit den begehrlichen Reichsfeinden ihnen den Zugang zur Vaterstadt eröffneten. Die allerdings brutale Weise, in welcher hier die reformatorische Bewegung durch die vereinten Bemühungen von Rath und Klerus unterdrückt worden war, kann sie um so weniger entschuldigen, da sie von einem Fürsten, der im eigenen Lande ihre Glaubensgenossen mit Feuer und Schwert verfolgte, nicht füglich Schutz oder Förderung ihrer Interessen erwarten durften. Uebrigens sind die Intriguen und Vorkehrungen, durch welche den Franzosen die Besetzung der Stadt ermöglicht wurde, in ein bis heute nur zum geringsten Theile aufgeklärtes Dunkel gehüllt. Der Verfasser hat sich nicht ohne Erfolg bemüht, dasselbe zu lichten; den thatsächlichen Hergang aber erzählt er nach gleichzeitigen Berichten also:

Der hohe Rath hatte dem Könige Heinrich II. die Erlaubniß gegeben, seine Truppen durch das metzer Landgebiet nach Deutschland führen zu dürfen. Ueber einen Durchmarsch französischer Truppen durch die Stadt war nicht verhandelt worden; man besorgte deshalb auch nicht, daß ein solches Verlangen gestellt werden könne. Von Pont-à-Mousson aus sandte nun aber der Connétable von Montmorency, Anführer des königlichen Heers, am 9. oder 10. April (1552) den Herrn von Tavannes an den hohen Rath mit dem Ersuchen, ihm, seinem Gefolge und einer Leibgarden-Compagnie Einlaß in die Stadt zu gewähren. Der hohe Rath bewilligte das Verlangen und ritt am 10. April vormittags dem Connétable bis Jouy entgegen, um ihn mit gebührenden Ehren in Metz einzuführen. Bei Jouy traf der hohe Rath zunächst nur die von Herrn de Vannes geführte Avantgarde der Franzosen. Bald darauf fand sich dort Montmorency mit glänzendem Gefolge ein, und jetzt setzte sich, der hohe Rath und der Connétable an der Spitze, der ganze Zug nach der Stadt in Bewegung. Der Einmarsch der Franzosen in die Stadt erfolgte ungehindert; es war schon ein großer Trupp Franzosen einmarschirt, als einige Bürger und städtische Söldner „Verrath! Zu den Waffen!" schrien und nach dem Thore stürzten, um dies zu schließen. Allein es war zu spät. Die Anzahl der Bürger war zu gering, um gegen die zahlreichen Franzosen etwas ausrichten zu können; Herr de Vannes ließ sie und die Söldner zurücktreiben und immer neue Compagnien in die Stadt rücken. Ein deutscher Söldnerkapitän, wüthend, die Stadt in so schändlicher Weise ausgeliefert zu sehen, warf die Schlüssel des Thors, welche er bei sich trug, dem Herrn de Vannes vor die Füße. Die Franzosen jagten die Bürger von allen Thoren, Thürmen und Wachen fort und besetzten dieselben an ihrer Stelle. Die Bürger wurden hierauf entwaffnet, in ihre Häuser gewiesen und mit strengen Strafen bedroht, wofern Zusammenrottungen oder Aufstandsversuche stattfänden. Die Soldaten erklärten gleich am ersten Tage ihres Einzugs laut der Bürgerschaft, daß sie nun französisch sei und dem Könige Heinrich II. zu gehorchen habe.

So kam Metz in die Gewalt der Franzosen. Was es unter ihrer Herrschaft erlebte und wie es ihnen durch die deutschen Waffen wieder entrissen wurde, wird der Verfasser in dem hoffentlich recht bald erscheinenden zweiten Bande seines Werks berichten.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Seit dem 1. April erscheint in Berlin eine „Deutsche Wochenschrift, Organ für Politik, Volkswirthschaft, Kunst und Literatur", redigirt von Richard Reuter (Leipzig, Hildebrandt u. Comp.). Die in der ersten Nummer enthaltenen gediegenen Artikel über das verantwortliche Reichsministerium, zur Patentgesetzgebung, zur militärischen Dienstzeit weisen der Zeitschrift die Stelle unter den mehr publicistischen Journalen an, obschon auch der literarischen Kritik ein Platz in derselben angewiesen ist, wie die „Literarischen Briefe" von Schmidt-Weißenfels beweisen, von denen der erste die Biographien von F. L. Stolberg, Annette von Droste und Luise Hensel behandelt.

— Im Verlag von W. Spemann in Stuttgart erscheint ein größeres, mit Illustrationen reich ausgestattetes Lieferungswerk: „Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens, culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr". Es liegen bisjetzt vier Hefte dieses Prachtwerks vor, das in 26 Lieferungen abgeschlossen sein soll. Die Illustrationen sind theils in den Text gedruckt, theils als Tondruck auf besondern Blättern beigegeben; von den letztern erwähnen wir einige: Germanisches Todtenopfer von Lindenschmit, Deutscher Urwald von H. Batsch, Ein Frauengemach des 16. Jahrhunderts von F. A. Kaulbach, Runenstein auf Rügen von G. Schönleber, Eberjagd von H. Hügel, In den Zechstuben der Landsknechte von K. Weigand, Brunhilde von F. Keller, Der Sieger im Turnier von C. Schraudolph, Patricierhaus in Nürnberg von F. Knab. Die Vollbilder sind ohne Rücksicht auf den Text eingefügt; der Text von Johannes Scherr, mit gewohnter Prägnanz abgefaßt, vermeidet alle zu genialen Licenzen eines Kraftstils, der mit dem Prachtwerk nicht in Einklang wäre.

— Von verschiedenen Lieferungswerken ist eine große Zahl neuer Hefte erschienen. Friedrich von Hellwald's „Die Erde und ihre Völker" (Stuttgart, Spemann) ist bis zur zweiunddreißigsten Lieferung vorgeschritten und beschäftigt sich von der sechsundzwanzigsten Lieferung ab mit Europa; in der zweiunddreißigsten ist die Darstellung bei Italien angelangt, nachdem die vorherigen Hefte Portugal, Spanien, die Schweiz und Frankreich behandelten. Die von Karl Arendts veranstaltete sechste Auflage von Adrian Balbi's „Allgemeiner Erdbeschreibung" liegt uns jetzt bis zur siebenundzwanzigsten Lieferung vor, welche Afrika schildert. Von den „Bildern aus Elsaß-Lothringen" (Stuttgart, Neff) ist die neunte und zehnte Lieferung erschienen.

Neue derartige Werke sind: „Illustrirte Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" (erste bis zehnte Lieferung, Stuttgart, Auerbach) und „Kaiser Wilhelm der Siegreiche" von Ferdinand Schmidt, illustrirt von L. Burger und H. Lüders (Leipzig, Spamer).

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 22. Mai starb in Wien Karl Ziegler, ein Poet, der die höhern Gattungen der Lyrik mit einem Eifer pflegte, für welchen die dem leichten Genre zugeneigte Zeitrichtung nicht die verdiente Anerkennung hatte. Karl Ziegler war 1812 in St.-Martin geboren, lebte von 1819—23 bei seinem Stiefvater in Mödling und von 1823 ab wieder meistens in Wien, lange Zeit als Kanzlist der Schulbuchverlagsdirection, eine Stelle, die er 1857 aufgab. Seit jener Zeit lebte er von seiner kleinen Pension. Er hatte unter dem Namen Carlopago seit 1832 in Taschenbüchern allerlei Lieder veröffentlicht, die bereits ein antiker Dichtweise sich anschließendes Gepräge zeigten. Noch mehr trat dasselbe in seinen größern Sammlungen: „Gedichte" (1843), „Himmel und Erde" (1856), „Oden" (1866), „Vom Kothurn der Lyrik" (1869), hervor. Einzelne dieser Gedichte hatten etwas Hochtrabendes, welches der stets bereite wiener Literaturwitz als „carlopagodisch" bezeichnete; doch noch öfter traf er in der That den größern Stil der Ode und Hymne, besonders wenn seine Muse von schwunghafter Naturbegeisterung erfaßt war, oder sich in elegischen Klängen erging, die aber bei ihm nie den Ton der Ode, nie das Großartige und Weitgreifende der Anschauungen und Bilder verleugneten. Er selbst sagt von seiner Muse, daß sie sinnend einsam an zerbrochener Tempelsäule gelehnt habe. Die Muse der Ode ist in der That vereinsamt in der Gegenwart, wo man nur leichtgeflügelten Liederklängen ein williges Ohr leiht.

Bibliographie.

Heyse, P., Dramatische Dichtungen. 8tes u. 9tes Bdchn.: Graf Königsmark. Trauerspiel. — Elfriede. Trauerspiel. Berlin, Hertz. 8. à 2 M. 60 Pf.

Jacobi, R., Die Quellen der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Historiographie. Halle, Lippert. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Kardec, A., Der experimentelle Spiritismus. Das Buch der Medien oder Wegweiser und der Anrufer, enthaltend eine besondere Belehrung über die Geister, über die Theorie aller Art Kundgebungen, über die Mittel für den Verkehr mit der unsichtbaren Welt, Entdekung der Mediumität, über Schwierigkeiten und Klippen, welchen man bei der Ausübung des Spiritismus begegnen kann. Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt von F. Pavlicek. 1ste Lfg. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 80 Pf.

Kellner, C., Kurze Elementargrammatik der Sanskrit-Sprache. Mit vergleichender Berücksichtigung des Griechischen und Lateinischen. Zum Selbststudium und zum Gebrauche bei akademischen Vorträgen. 2te verb. und verm. Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M. 50 Pf.

Knipfer, J., Die geistliche Poesie und die Frauen. Eine literargeschichtliche Skizze. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 16. 75 Pf.

Lehmann, A., Sprachliche Sünden der Gegenwart. Braunschweig, Wreden. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Lehr, J., Schutzzoll und Freihandel. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Lengenfeldt, T. v., Skizzen aus Rußland. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 6 M.

Lewald, Fanny, Neue Novellen. (Die Stimme des Blutes. Ein Freund in der Noth. Martina.) Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Leyden, E., Antigone. Ein Trauerspiel. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 50 Pf.

Lindau, R., Liquidirt. Novelle. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M.

Maaß, C., Rodspohn un Rakoczy. Twei plattdütsche Geschichten. Leipzig, Ehrlich. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Mannheimer, M., Die Judenverfolgungen in Speyer, Worms und Mainz im Jahre 1096 während des ersten Kreuzzuges. Aus einem in der großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt befindlichen alten hebräischen Manuscript übertragen und mit historisch-kritischen Anmerkungen begleitet. Darmstadt, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 50 Pf.

Muralt, E. v., Schweizergeschichte mit durchgängiger Quellenangabe und in genauer Zeitfolge oder urkundliche Jahrbücher der Schweiz. 1ste Lfg. Schaffhausen, Mann. Gr. 8. 80 Pf.

Proctor, R. A., Unser Standpunkt im Weltall. Autorisirte deutsche Ausgabe von „Our place among infinities". Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von W. Schur. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 4 M.

Prokesch-Osten, A. Graf, Zur Geschichte der orientalischen Frage. Briefe aus dem Nachlasse Friedrichs von Gentz 1823—1829. Wien, Braumüller. Gr. 8. 5 M.

Rippelly, C., Vier Aufsätze. (Der Cölibat. — Eine sociale Frage. — Finanzielles. — Visionen eines Scharfrichters.) Wien, Perles. Gr. 8. 2 M.

Rosen, J., Gesammelte dramatische Werke. 10ter Bd.: Citronen. Lustspiel. — Kinder um jeden Preis. Schwank. — Ein Schutzgeist. Posse. Berlin, Lassar. 8. 4 M. 50 Pf.

Schierlinger, F., Die Friedensbürgerschaft. Ein historisch-criminalpolitischer Versuch. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 M.

Schmidt, Unser Sonnenkörper nach seiner physikalischen, sprachlichen und mythologischen Seite hin betrachtet. Lemgo. Gr. 4. 3 M.

Schneider, G., Die metaphysischen Grundlagen der Herbart'schen Psychologie dargestellt und kritisch untersucht. Erlangen, Deichert. 1876. Gr. 8. 1 M.

Schornbaum, J. W., Bilder von der Rhön-Bahn. Kissingen. 1875. Gr. 8. 1 M.

Sternberg, H., Graf Arnulf, genannt der schwarze Wilm, oder die Blutrache des Bastarden. Historischer Volks-Roman. 1stes u. 2tes Heft. Dresden, Lohse u. Kadler. Gr. 8. à 30 Pf.

Thümmel, J., Am Kamin. Lustspiel. Halle, Lippert. Gr. 8. 1 M.

Weech, F. v., Baden in den Jahren 1852 bis 1877. Festschrift zum 25jährigen Regierungs-Jubiläum Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich. Karlsruhe, Bielefeld. 8. 80 Pf.

Winnecke, F. A. T., Gauss. Ein Umriss seines Lebens und Wirkens. Festschrift zu Gauss' 100jährigem Geburtstage am 30. April 1877, herausgegeben durch den Verein für Naturwissenschaft zu Braunschweig. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Zettel, K., Gela. Ein Sang von Kaiser Rotbarts Lieb. Epische Dichtung. Eichstätt, Krüll. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 28. Juni 1877.

Neue Romane und Novellen.

1. Auf der Bahn des Verbrechens. Roman von E. A. König. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1876. 8. 18 M.
2. Eine Convenienzehe. Roman von E. Fels. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1876. 8. 13 M. 50 Pf.
3. Lebenswege. Roman von Hans Warring. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1876. 8. 7 M. 50 Pf.
4. Moderne Cavaliere. Roman aus der Gegenwart in zwei Bänden von Siegmey. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1876. Gr. 8. 8 M.
5. Licht und Schatten. Novellen von Bertha Augusti. Drei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1876. 8. 9 M.
6. Gestrüpp. Novellistische Studien von Maximilian Bern. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1876. Gr. 16. 20 Pf.

Die Romanschriftsteller entfernen sich heutzutage immer mehr von der Dichtkunst; selbst der nachsichtigste und gutwilligste Kritiker wird selten einem modernen Roman poetischen Werth zusprechen können; von einem Dichtwerk in Prosa hört und sieht man wenig. Der Romanschreiber dichtet auch nicht mehr, sondern arbeitet, und was noch schlimmer ist, er arbeitet handwerksmäßig, er fabricirt einen Roman nach dem andern und hat seinen bestimmten Markt, auf welchem er ihn verkauft. Eine Photographie, welche die Natur abconterfeit, darf man nicht mit dem Maße messen, das man an die Werke eines Malers legt, man darf eben nur auf zweckentsprechende Form der Waare sehen. Schrauben wir daher unsere Ansprüche so tief hinunter wie möglich, um nicht ungerecht zu erscheinen, entsagen wir der ästhetischen Kritik und verlangen wir nichts mehr als eine gute Unterhaltungslektüre, deren Hauptwerth darin liegt, daß sie uns ein Bild des Lebens entrollt. Ein solches naturwahres Bild kann auch noch einen andern Nutzen haben, als blos denjenigen der oberflächlichen Unterhaltung und Zeittödtung, es kann uns belehren und bekannt machen mit Zeitströmungen und Leidenschaften, die uns im wirklichen Leben ferner liegen.

Von diesem niedrig fixirten Standpunkt der Kritik aus erscheint der Roman „Auf der Bahn des Verbrechens" (Nr. 1) von E. A. König als ein guter und tüchtig gearbeiteter. Der Autor hat schon in seinen zahlreichen andern Romanen gezeigt, daß er ein scharfer Beobachter menschlichen Treibens ist und mit leichter Hand die Eindrücke, die ihm geworden, auf dem Papier festzuhalten versteht. Seine Erzählungsart ist fließend, seine Phantasie ist nicht üppig, aber doch immer groß genug, um in jedem seiner Romane neue Situationen zu erfinden, die in ihrer Art aufregend und überraschend sind durch die Lebendigkeit der Darstellung. Seine Charaktere sind aus der flachen Wirklichkeit gegriffen, haben jedoch fast sämmtlich einen Anflug von individueller Eigenthümlichkeit, obgleich sie im ganzen und großen nach der Schablone zurechtgeschnitten sind. Sollen wir der Schablone zürnen? Kaum, von dem einmal festgehaltenen niedrigen Standpunkt aus gewiß nicht, denn die Schablonenmenschen sind in Wirklichkeit agirende Personen, warum nicht auch in Romanen? Fällt es einem Autor ein, einmal keine solchen alltäglichen Helden abzuconterfeien, so kann er sicher sein, daß die Leihbibliothekleser, die eigentlichen Brotherren der Romanschreiber, das Buch weglegen mit dem kurzen Bemerken, es sei ihnen zu poetisch oder zu gelehrt geschrieben. Der gewöhnliche Leser will bei einem Roman nicht viel denken und will auch nur solche Helden haben, die ihm ähnlich sind im Denken und Trachten. Es ist so süß, sich selbst in einem Helden oder einer Heldin wiederzufinden, um derentwegen Autor, Verleger, Drucker und Sortimentsbuchhändler so viel Mühe und Kosten haben. Es muß daher einem Autor, der dem Geschmacke des großen Publikums zu Liebe schreibt, immerhin noch sehr angenehm sein, wenn tiefer blickende Leser in seinen Figuren trotzdem einen Anflug von Originalität entdecken; und dieser fehlt bei den Figuren König's nicht.

Es bleibt nur noch übrig, die Handlung und deren Moral in diesem Romane näher zu betrachten. Man kann nicht behaupten, daß erstere in Anlage und Ausführung sehr originell ist; sie dreht sich um ein Geheimniß,

welches durch vier Bände hindurch vom Autor festgehalten, vom Leser aber schon im ersten Bande errathen wird. Trotzdem verfolgt man den Verlauf der Handlung mit Spannung, wenn auch häufige Wiederholungen, die hauptsächlich durch die vielen Dialoge hervorgerufen werden, diese dann und wann schwächen. Der Inhalt läßt sich mit einigen Worten skizziren: Graf Kurt von Hohenhausen kehrt nach achtzehnjähriger Abwesenheit aus Amerika in die Heimat zurück. Das Schiff, auf welchem er die Ueberfahrt gemacht hat, ist unterwegs gescheitert; nur er, eine junge Dame und ein Matrose sind gerettet worden. Der letztere betrachtet den Grafen mit sehr mistrauischen Augen und läßt unbestimmte Drohungen gegen ihn fallen. Da er als ein sehr ehrenwerther Mann geschildert wird, so weiß man sofort, daß der Graf natürlich ein Schuft ist. Der Graf beträgt sich auch eigenthümlich genug, und der Leser bleibt nicht lange im Unklaren, daß Kurt den Matrosen, der ihm einen Besuch machte, ermordet hat, obgleich dieser Mord allgemein einem dem Zuchthaus entsprungenen Verbrecher zugeschrieben wird. Von den zahlreichen Personen jeden Alters, Geschlechts und Kreises haben einige bald Wind bekommen, daß der Graf der Mörder ist. Diese theilen sich ihre Vermuthungen mit, speculiren, intriguiren und spüren so lange, bis sie herausgefunden haben, daß der angebliche Graf ein ganz gewöhnlicher Schwindler ist, welcher in Amerika mit dem wirklichen Grafen bekannt war und sich bei Gelegenheit des Schiffbruchs der Papiere desselben bemächtigte. Auch der Mord des Matrosen wird dem Hochstapler bewiesen, welcher am Schluß des Romans auf der Flucht vor dem rächenden Arme der Justiz von einem alten Feinde des wirklichen Grafen, der ihn für diesen hielt, erschossen wird. Ein Bankier Romberg, ein Gründer modernen Romanzuschnittes, spielt ebenfalls eine bedeutende Rolle in dieser Erzählung; er unterschlägt das Vermögen seines guten Freundes und spielt den reichen Mann, obgleich es mit seinem Geschäft bergab geht. Er hat zwei Kinder, einen sehr tugendhaften Sohn, der durch Reichthum nicht zur Sünde verführt wird, und eine Tochter, die kokett ist und gern einen Adelichen heirathen möchte. Auch ein Polizeibeamter kommt vor, der überall umherschnüffelt... doch wo gerathe ich hin? Es ist mir ganz unmöglich, alle die durcheinanderlaufenden Personen und Episoden zu charakterisiren. Es herrscht in den Verhältnissen der geschilderten Personen so große Verwirrung, daß der Autor selbst sich nicht besser zu helfen wußte, als daß er mit rauher Hand die Fäden am Schlusse der Erzählung zerreißt. Die Tugend bekommt ihren Lohn und auch das Laster, und ehe ich es vergesse, auch einige Liebespaare werden glücklich; dieselben spielen aber so kleine Rollen in der großen Erzählung, daß der Leser sich kaum für die verschiedenen Hochzeiten interessiren wird.

Dieser neue Roman König's ist wol dazu geeignet, uns einige langweilige Stunden erträglicher zu machen, sonst kann er weder einen besonders poetischen noch einen moralischen Werth beanspruchen. Er gehört zur bessern Leihbibliothekswaare!

Bei dem Roman von Egon Fels, welcher sich „Eine Convenienzehe" (Nr. 2) betitelt, brauche ich mich nicht lange aufzuhalten; ich will nur einiges anführen, damit mein unmaßgebliches Urtheil, daß dieser Roman fade und langweilig sei, nicht allzu schroff erscheint. Erstlich ist der Stil, in welchem diese Erzählung geschrieben ist, von einer erschreckenden Monotonie; auf jeder Seite fast findet man langathmige Perioden voll eingeschachtelter Sätze, deren Sinn bei einmaligem Durchlesen kaum zu fassen ist. Zweitens ist der Gang der Handlung ein so unwahrscheinlicher, daß man nicht umhin kann zu glauben, der Autor wolle die Leser durch Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten verblüffen. Drittens sind die auftretenden Personen meist solche Ungeheuer an Gemeinheit und roher Ungeschliffenheit, gepaart mit vollständiger Bedeutungslosigkeit, daß man ihre Bekanntschaft gleich nach dem ersten Auftreten nicht weiter fortzusetzen wünscht. Eine rohe Mylady, ein schwindsüchtiger Mylord, noch eine Mylady, deren Charakter ohne Zweifel jedem total räthselhaft und unmöglich erscheinen muß, sowie — man staune! — ein edelmüthiger, human denkender Wolfshund spielen die Hauptrollen in den mit matter Phantasie, welche künstlich aufgestachelt zu sein scheint, erfundenen Schwindeleien. Dann kokettirt der Autor auch an manchen Stellen so auffallend und absichtlich mit dem sogenannten aristokratischen Geschmack in Bezug auf gutes Essen, Damentoiletten und andere Kleinigkeiten, daß man sich der Meinung nicht entschlagen kann, er rechne auf ein Publikum von Schneiderinnen, Kochmamsellen und ahnenstolzen Gecken. Doch ich will hier abbrechen, sonst könnte die Aufzählung der Schwächen in infinitum weitergehen. Es mag damit genug sein, diese vier Punkte zu erwähnen; wer Lust dazu hat, kann sich mit leichter Mühe selbst von dem Dasein noch anderer Fehler überzeugen. Egon Fels hat schon andere und bessere, mindestens interessantere Romane geschrieben; wir wollen hoffen, daß er die Verfertigung dieses neuesten selbst als einen faux pas betrachtet, den er in einem zukünftigen Werke wieder gut machen wird.

Von dem Roman Hans Warring's: „Lebenswege" (Nr. 3), läßt sich nur weniges sagen und zwar weder etwas besonders Gutes noch Schlimmes. Alle technischen Bedingungen eines guten Romans hat der Autor erfüllt. Der Stil ist fließend, der Gang der Handlung weder schleppend noch überstürzt, die Charaktere sind gut gezeichnet, aber trotz aller dieser Vorzüge wird man nur ein halbes Interesse an diesen „Lebenswegen" nehmen, da dieselben sehr gewöhnlich und schon oftmals von Erzählern zum Thema genommen worden sind. Eine arme junge Adeliche, Konstanze, welche sich aus Liebe mit einem geistreichen Bürgerlichen verlobt, dann aber später, da sich ihr eine reiche und ebenbürtige Partie bietet, ihr Verlöbniß auflöst, ist eine schon oft dagewesene Romanheldin. Natürlich fühlt sie sich später recht unglücklich und sucht die Liebe des frühern Geliebten wiederzuerlangen. Dieser jedoch heirathet nach einem heftigen Seelenkampfe eine junge Dame, die ihn inniger und wahrer liebt als Konstanze.

Die Gestalt der Konstanze ist dem Autor am besten gelungen, und jeder Leser wird an deren Charakter, wenn auch kein sympathisches, so doch ein pathologisches Interesse nehmen. Bei dem Helden und dessen späterer Frau jedoch ist die psychologische Ausmeißelung nicht so gut gerathen und bisweilen gerade in den wichtigsten Momenten, da

z. B., wo Rupert sich von der Sirene auf immer ab- und seine Liebe der jungen Cousine zuwendet, ganz unvollkommen. Neben diesen drei Personen treten die übrigen als Statisten zurück.

Löblich ist die Absicht des Verfassers, die modernen politischen und socialen Verhältnisse des Deutschen Reichs in der Scenerie zu verwerthen; leider ist aber der gute Wille nicht befriedigend zum Austrag gekommen; denn es ist ihm nicht möglich geworden, einen natürlichen und nothwendigen Zusammenhang der Handlung mit den großen politischen Verhältnissen nachzuweisen. Die Betrachtungen des Autors und einzelner Personen im Roman über diesen Punkt laufen nebenher und stehen auch durchaus nicht auf der Höhe der Situation, sondern sind vielmehr gut stilisirte und angenehm ins Ohr klingende Gemeinplätze und Zeitungsphrasen. Nirgends verläßt der Verfasser die Bahn einer angenehmen Mittelmäßigkeit im Charakterisiren, im Erzählen und in der Reflexion. Ich sage „angenehme“ Mittelmäßigkeit, es gibt auch eine unangenehme, aufdringliche, arrogante, die uns das Gute, welches sie uns etwa bringt, vergessen läßt. In Warring's Roman ist dies nicht der Fall, der aufmerksame Leser wird manche gute Seiten, hübsche Einfälle, spannende Situationen, Charaktere u. s. w. entdecken, um derentwillen er die der Lektüre gewidmeten Stunden nicht bereuen wird.

Amusant und unterhaltend ist das neueste Werk des berliner Humoristen Siegmey: „Moderne Cavaliere“ (Nr. 4), zu lesen. Ein „fideler“ Roman! Man klagt so oft, daß unsern deutschen Schriftstellern insgesammt der französische Champagneresprit fehle; die Klage wird jedem ganz ungerechtfertigt erscheinen, wenn er sich mit Siegmey's „Modernen Cavalieren“ bekannt gemacht hat. In diesen herrscht Leben, freies, frisches und flottes Leben und ein lustiger Humor, gewirkt mit tausend sprühenden Pointen und Witzen; es knittert und knattert ordentlich wie ein Feuerwerk. Seite um Seite schlägt man um, immer schneller und schneller, denn wie mit Dampfkraft reißt der galopirende Autor seinen Leser von einer komischen oder spannenden Situation in die andere. Kaleidoskopartig wechseln Scenen und Personen, die uns ein augenblickliches, aber auch vollgültiges Interesse abfordern. So geht es durch zwei Bände hindurch — und plötzlich, sehr unvermittelt, bricht es ab.

Es ist gar keine Frage, ein jeder wird nach beendeter Lektüre so oder ähnlich seiner Freude Luft machen: „Da habe ich mich aber gut amusirt!“ Und ein Berliner wird noch hinzufügen: „Na, so was! det war doch früher nich.“ Es war auch früher nicht, wenigstens bei uns Deutschen, die wir uns meistens bemühen, ernste, gedankenschwere oder tendenziöse Romane zu schreiben; selbst unsere humoristischen Erzählungen haben einen gewissen ernsthaften akademischen Anstrich. Siegmey's Humor aber kennt keine Grenzen, er schlägt häufig ins derb Possenhafte über und würde sich deshalb weit besser für die Bühne eignen. Seine ganze Schreibweise, die Art der Conception, die immer wiederkehrenden schlagfertigen Dialoge geben seinem neuesten Romane ein durchaus lustspielartiges Gepräge. In ein possenhaftes Lustspiel würden auch vortrefflich die flott hingeworfenen lebensprühenden Charaktere passen. Da haben wir zwei Väter, einen Bonvivant-Liebhaber (Kurt), einen sentimentalen Liebhaber (Alfred), eine sentimentale und eine naive Liebhaberin (Margarethe und Olga), zwei komische Chargen (den Juden Herz und die emancipationslustige Melanie), sowie noch einige andere gutbesetzte Nebenrollen. Die Handlung ist leicht geschürzt; ernste Seelenconflicte werden im Handumdrehen ohne Sentimentalität gelöst und der Humor tritt gleich darauf wieder seine Herrschaft an. Wenn ich diesem lustigen Werke gegenüber den Ernst der Kritik aufrecht zu erhalten Lust hätte, so wäre wol manches zu tadeln, aber dieser Tadel würde nur das Formelle treffen und sich in dem kurzen Satze zusammenfassen lassen, daß „Moderne Cavaliere“ kein Roman ist, wie auf dem Titelblatt verzeichnet steht. Dieser Titel müßte wegbleiben, damit der Leser keine ernstern Ansprüche macht; denn im Roman verlangen wir einen größern sittlichen Ernst in der Behandlung ernster Verhältnisse, eine weniger saloppe, wenn auch noch so witzige Sprache, und vor allen Dingen, daß der Autor nicht selbst aus dem Rahmen seiner Erzählung hervorspringt, und bald hier bald dort Witze und Geiselhiebe auf wirkliche Verhältnisse und Personen niederregnen läßt, die mit dem Inhalt des Romans selbst nichts zu thun haben. Auch wünschen wir im Roman doch wenigstens ein oder zwei bedeutende Menschen, die aus dem Alltagstroß hervorragen, kennen zu lernen. Solche finden wir aber in diesem „Roman“ gar nicht.

Diese formellen Bedenken, welche allerdings dem vorliegenden Werke einen andern Platz anweisen als den, welchen Siegmey zu wünschen scheint, sind eben auch das Einzige, was sich gegen dies literarische Unterhaltungsspiel einwenden läßt. Selbst die Ausstattung ist eine vorzügliche, die Titelvignette, darstellend die Porträtköpfe zweier Lebemänner und zweier femmes galantes, ist allerdings nicht ganz passend und wol nur auf die Neugierde des Publikums berechnet. Der frische und fröhliche Humor Siegmey's und seiner Musenkinder hat mit der blasirten Ironie und Médisance der jeunesse dorée und Demi-Monde nichts zu thun.

Anspruchslos und angenehm weiß Bertha Augusti (B. Schoeler) zu erzählen. Ihr Novellencyklus „Licht und Schatten“ (Nr. 5) legt davon Zeugniß ab. Gebildeter Geschmack in der Auswahl des Stoffs, leichter und fließender Erzählungston und ein ruhiger bisweilen zwar etwas hausbackener Humor sprechen sich in allen vier Novellen („Aus den Annalen der Dornburg“, „Eine moderne Sappho“, „Ueberwältigt“, „Veronika“) aus. Geistsprühend und epochemachend braucht ja nicht alles zu sein, was uns gefällt; wo Anspruchslosigkeit und natürliche Anmuth sich so liebenswürdig geben, wie in diesen Novellen, erfrischt und erbaut uns ein einfaches Talent oft mehr als ungeregelte Geniesprünge. Wir hoffen Bertha Augusti noch häufig auf dem Büchermarkte zu begegnen.

Maximilian Bern, der Verfasser der so beifällig aufgenommenen Novelle „Auf schwankem Grunde“, hat ein neues Büchlein der Oeffentlichkeit übergeben, welches sich „Gestrüpp“ (Nr. 6) benennt und eine Anzahl kurzer novellistischer Studien enthält. Wenn wir auch bedauern müssen, daß der talentvolle Autor nicht zu einer höhern Kunstform fortgeschritten ist, sondern diesmal mit leichten

Skizzen sich begnügt hat, so ist doch ein entschiedener Fortschritt in der Klarheit des Erzählens zu constatiren. Unmotivirte Gefühlsschwärmerei, welche ich früher einmal in d. Bl. im Hinblick auf die obengenannte Novelle tadelnd erwähnte, hat einer wahren echt poetischen Empfindung Platz gemacht, die ihren entsprechenden Ausdruck findet. Vielfach erinnert die realistische Darstellung menschlicher Unzulänglichkeit, die wehmüthig-trübe Färbung der Scenerie sowie die scharfe Charakteristik eigenthümlicher und durchaus origineller Gestalten an die ersten Meister Rußlands. Alle Novellen Bern's sind kleine Kunstwerke, in Prosa niedergeschriebene Gedichte ergreifenden Inhalts und zeichnen sich deshalb ganz besonders aus, zumal in jetziger Zeit, wo das poetische Talent dem lediglich erzählenden einen übergroßen Raum lassen muß. Nur eins ist zu bedauern, der Pessimismus Bern's steigert sich manchmal zur Exaltation und sinkt manchmal zur Spielerei herab. Dieser scheinbare Widerspruch läßt sich vielleicht auf die persönliche Empfindsamkeit des Autors zurückführen. Unsere modernen socialen Verhältnisse fordern den einzelnen Beobachter allerdings nicht zum Optimismus auf; aber sollte ein Dichter, für den wir Bern ohne alle Frage halten müssen, nicht die Kraft haben, sich über jene Verhältnisse zu erheben?

Oskar Riede.

Monographisches zur Literaturgeschichte.

1. Lessing's Aristotelische Studien und der Einfluß derselben auf seine Werke. Dargestellt von Emil Gotschlich. Berlin, Vahlen. 1877. Gr. 8. 3 M.
2. Lessing's hamburgische Dramaturgie. Für die obersten Klassen höherer Lehranstalten und den weitern Kreis der Gebildeten erläutert von Friedrich Schröter und Richard Thiele. Erster Band. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1877. Gr. 8. 5 M.

Aristoteles und Lessing gehören sozusagen zusammen; vielleicht darf man selbst behaupten: kein Lessing ohne vorausgegangenen Aristoteles. Nun ist, seit dem Erscheinen der hervorragenden Arbeiten J. Vahlen's zur Kritik und Erklärung der Dichtkunst des Aristoteles, im Verhältniß zu der frühern Zeit, in welcher der Streit um die Erklärung der Aristotelischen Lehre von der Wirkung der Tragödie eine Menge von Schriften hervorrief, in der die Dichtkunst des Aristoteles behandelnden literarischen Production eine Pause eingetreten, die dazu einladet, sich ein Gesammtbild von dem Geleisteten zu machen. Und da zeigt es sich denn unzweifelhaft: unter allen Erklärern der Aristotelischen Dichtkunst nimmt Lessing insofern die erste Stelle ein, als er das erreicht hat, was dem gelehrtesten philologischen Commentar nicht gelungen wäre, nämlich den Grundsätzen der Kunsttheorie des griechischen Philosophen eine solche Verbreitung zu geben, daß ihre Kenntniß fast ein Gemeingut der Gebildeten geworden ist. Durch neuere Forschungen sind einzelne Ergebnisse seiner Studien als unhaltbar nachgewiesen worden, aber die Zahl derjenigen Erklärungen, denen ein bleibender Werth zugesprochen werden muß, ist größer; in einigen seiner Untersuchungen, deren Ergebniß wir Spätern nicht acceptiren können, müssen wir wenigstens seine gründliche Methode anerkennen, oder den Umstand hervorheben, daß er auf die Quellen, aus denen die richtige Erklärung geschöpft worden ist, hingewiesen hat. Allein selbst dasjenige, worin er offenbar irrte, ist nicht der Vergessenheit werth: auch dieses hat seine Bedeutung, wenn nicht für die Commentirung des Aristoteles, so doch in der Geschichte von Lessing's eigener geistiger Entwickelung.

Die jüngern Erklärer der Dichtkunst des Aristoteles haben nicht unterlassen, auf Lessing zu verweisen; dennoch blieb für Emil Gotschlich (Nr. 1) die Möglichkeit, noch eine sowenig für die Literatur über Aristoteles wie für die über unsern Lessing unwesentliche neue Arbeit zu liefern, in der er durch eine vollständigere Zusammenstellung des Materials seinen Beitrag zur Kenntniß und Beurtheilung der Studien Lessing's gab, wie er auch, was die Darstellung der Anregungen betrifft, welche Lessing im Studium des Aristoteles für seine eigenen Arbeiten empfing, im einzelnen auf manche Beziehungen verwiesen hat, welche zwar von Kennern der Aristotelischen Schriften bei der Lektüre der Lessing'schen Werke gewiß nicht unbemerkt geblieben sind, die aber dem weitern Kreise der Gebildeten, welchen die Entstehungsgeschichte der Werke Lessing's nicht gleichgültig ist, kaum bekannt sein dürften. Der Verfasser „wollte die vortrefflichen neuern Arbeiten über das Leben und die Schriften Lessing's, welche für die weitern Kreise der Freunde unserer classischen Literatur bestimmt sind, dadurch ergänzen, daß er das Verhältniß Lessing's zu Aristoteles in eingehenderer Weise, als dies in denselben geschehen ist, behandelt". Man muß ihm zugestehen, daß er seine Aufgabe in einer durchaus lobenswerthen Weise mit sorgsamem Ernst und eindringendem Scharfsinn gelöst hat.

Die Aufnahme einer genauen und umfassenden Beschäftigung mit Aristoteles von seiten Lessing's fällt in die ersten Monate des Jahres 1757, und Veranlassung zum Studium zunächst der „Poetik" gab ihm Nicolai's „Abhandlung über das Trauerspiel", mit welcher derselbe die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" eröffnete. Lessing ahnte damals wol selber nicht, daß er in seinen philologischen Studien seine classische Vollendung finden sollte. Den Höhepunkt seiner philologischen Arbeiten aber bildet das Studium des Aristoteles, das in Bezug auf die schriftstellerische Thätigkeit Lessing's die Zeit künstlerischer Reife einleitet.

Es bekunden dies zunächst seine nach dieser Zeit begonnenen dramatischen Arbeiten. Lessing selbst schreibt darüber im letzten Stück der „Dramaturgie": „Was in den neuern (dramatischen Versuchen) Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe." Der erste Entwurf zu „Emilia Galotti" fällt in das erwähnte Jahr 1757. Zur Durchführung des Plans kam es freilich nicht zeitiger als Ende 1771. Stahr hat „Emilia Galotti" treffend als „die Probe zur «Hamburgischen Dramaturgie»" bezeichnet; sie ist in der That die praktische Bewährung der in der „Drama-

turgie" im Anschluß an Aristoteles entwickelten Gesetze der Tragödie. Speciell als eine Studie in der Anwendung der von Aristoteles namentlich für die Composition der tragischen Fabel aufgestellten Gesetze muß der „Philotas" (aus dem Jahre 1759) bezeichnet werden; freilich wirkt er nicht durch die Frische dichterischer Schöpfungskraft, sondern als Schulstück, in welchem Lessing ein Beispiel des „Ideals der Handlung" geben wollte, das nach ihm 1) „in der Verkürzung der Zeit", 2) „in der Erhöhung der Triebfedern und Ausschließung des Zufalls", 3) „in der Erregung der Leidenschaften" besteht. Sein Meisterwerk endlich, das ihm den Dichterruhm, den er sich selbst bescheiden abspricht, für alle Zeiten sichern wird, seine „Minna von Barnhelm", die er 1763 dichtete, ist die herrlichste Frucht seiner dramatischen Studien, zugleich ein nationales Drama, geschaffen von einem Dichter, dem die Regeln der dramatischen Kunst nicht beengende Fesseln, sondern Gesetze der natürlichen Entwickelung sind; es ist der beste Beweis für die Wahrheit der Worte, die Lessing später in der „Dramaturgie" niederschrieb: „Wer richtig raisonniren will, erfindet auch; und wer erfinden will, muß raisonniren können."

Während aber in den dramatischen Arbeiten Lessing's der Einfluß, welchen die „Aristotelischen Studien" auf ihn ausübten, sich nur in der vollendeten Technik dieser Dichtungen nachweisen läßt, werden in seinen die Theorie der Kunst behandelnden Hauptwerken, den „Abhandlungen über die Fabel", dem „Laokoon" und insbesondere der „Hamburgischen Dramaturgie", Aristotelische Gedanken unmittelbar wiedergegeben, erklärt, begründet und als Anknüpfungspunkte selbständiger Forschung benutzt; erst durch Analyse dieser Werke gewinnen wir ein klares Bild von Lessing's Verdienst um die Erklärung der Aristotelischen Dichtkunst und von seiner Erziehung zu dem „reformatorisch kritischen Amte, in welchem wir die höchste Aufgabe seines Lebens sehen müssen". Diese Analyse, sachlich und concis, gedrängt und doch durchsichtig, sowie alles Belangreiche erschöpfend und klar überzeugend, ist nun der besondere Theil, der schöne Kern der Gotschlich'schen Arbeit — was hier lobend anzuerkennen uns freilich genügen muß.

Gervinus nennt Lessing's „Hamburgische Dramaturgie" einen Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie, und in der That verdient sie diese stolze Bezeichnung. Lessing entdeckte gewissermaßen in der „Poetik" des Aristoteles erst die wesentlichen Gesetze der dramatischen Kunst, denn was man vor ihm in Deutschland für Regeln des Aristoteles angesehen hatte, war nur das Unwesentliche aus seiner Theorie; das Wesentliche aber kannte man nur entstellt und entkräftet durch die willkürlichen Erklärungen und Einschränkungen der Franzosen. Der Nachweis, daß die „Hamburgische Dramaturgie" thatsächlich der Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie wurde, konnte nur in einem besondern Werke geführt werden; Gotschlich liefert ihn zum wenigsten noch in Bezug auf den Einfluß Lessing's auf die Dramen Schiller's.

„In der «Hamburgischen Dramaturgie»", sagte ein feinsinniger Kunstrichter, „ist alles auf den Anlaß eines Bühnenrepertoriums, das halb der Drang der Bedürfnisse, halb der Zufall zusammengesetzt hatte, wie vom Augenblick für den Augenblick geschrieben, und doch ist alles zugleich aus dem systematischen Zusammenhang eines tiefen Nachdenkens und der umfangreichsten Sachkenntniß hervorgegangen." Hieraus erklärt es sich, daß die „Dramaturgie" dem Verständniß so viele Schwierigkeiten bietet. Denn vieles in ihr, was Lessing als bekannt voraussetzte und voraussetzen durfte, weil es damals Gemeingut aller Gebildeten war, ist dem Bildungsbewußtsein unserer Gegenwart entschwunden und daher jetzt unverständlich; andererseits findet sich aber auch manches, das Lessing aus dem Schatze seines vielumfassenden Wissens gespendet hatte, und das, schon damals schwerlich Eigenthum vieler, in unserer Zeit, die bei dem wachsenden Inhalt der Erkenntniß jeden mehr denn je sich auf ein einzelnes Gebiet zu beschränken mahnt, erst recht nicht mehr von allen gewußt wird und gewußt werden kann. So ist die „Dramaturgie" ein Buch geworden, das mehr gelobt als gelesen, und wenn gelesen, mehr in den einzelnen Hauptfragen erfaßt als voll verstanden wird.

Ist es nicht einem andern Werke Lessing's, dem „Laokoon", ähnlich ergangen, nur in etwas geringerm Maße? Daher muß die Wissenschaft hier eingreifen und Vergessenes oder Verschwindendes wieder aufleben lassen oder auffrischen. So haben es Cosack, Buschmann und mit erweiterten Zielen noch ganz jüngst Blumer mit dem „Laokoon" gemacht.

„Sollte die «Dramaturgie»", fragten Friedrich Schröter und Richard Thiele sich (Nr. 2), „nicht dieselbe Rücksicht verdienen? Es lag deshalb der Gedanke nicht fern, diesen Schatz, der in die Tiefen des Verfassers zu versinken drohte, für die Gebildeten unserer Nation zu retten, welche die «Dramaturgie» in ernstem Selbststudium lesen wollen und denen es auf ein wirkliches Verständniß des herrlichen Buchs ankommt, nicht minder sie für diejenigen zugänglich zu machen, welche noch daran sind, sich die Grundlagen einer höhern Bildung zu erwerben, also für die Schüler der obersten Klassen höherer Lehranstalten, besonders zum Zwecke einer fruchtbaren Privatlektüre."

Der von der verdienstlichen gemeinsamen Arbeit Schröter's und Thiele's bisher im Druck vorliegende Band enthält das erste bis zum zweiundfunfzigsten Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" nebst einem fortlaufenden Commentar, der seinen Zweck in jeder Weise gut erfüllt und für die ganze Arbeit als einen ersten Versuch, die „Dramaturgie" vollständig zu commentiren, bereits die besten Hoffnungen weckt. Wir sagen: ersten Versuch. Denn für die speciellen Zwecke der Wissenschaft beabsichtigt allerdings Cosack, der Herausgeber des „Laokoon", die „Dramaturgie" ebenfalls zu ediren, und hat vor mehrern Jahren schon im Herrig'schen „Archiv" einen kritisch bearbeiteten Text mit gelehrter Erklärung in Aussicht gestellt, sowie eine Probe von letzterer veröffentlicht, welche Schröter und Thiele für die betreffenden Stellen benutzt haben; er hat aber bisjetzt sein Versprechen nicht eingelöst. Der Versuch Robert Boxberger's, welcher bei Grote in Berlin 1876 erschienen ist, bietet einzelnes, ohne auf systematische Vollständigkeit Anspruch machen zu können, und dasselbe Urtheil gilt im ganzen von der Suckau'schen Uebersetzung der „Dramaturgie" (2. Aufl., Paris 1873), zu welcher Mézières eine Einleitung und Crouslé Anmerkungen geliefert haben.

3. **Aus vergangenen Tagen.** Oldenburgs literarische und gesellschaftliche Zustände während des Zeitraums von 1773—1811. Von G. Jansen. Oldenburg, Schulze. 1877. Gr. 8. 4 M.

Die Einwirkung der großen geistigen Umwälzung in Deutschland, welche das Jahrzehnt 1770—80 als Wendepunkt in der Entwickelung unserer neuern Cultur und Literatur zu einer so denkwürdigen Erscheinung macht, auf die gesellschaftlichen und literarischen Zustände in den Mittelpunkten deutscher Bildung, in Berlin und Hamburg, in Leipzig und Weimar, ist oft und eingehend dargestellt worden, und es bietet noch heute jede Lebensbeschreibung eines bedeutenden Mannes, dem es vergönnt war, schaffend oder anregend in der Atmosphäre jenes Zeitalters zu leben, für eine solche Darstellung immer neuen Stoff. Kärglicher ist es, wie in der Natur der Sache liegt, um die zusammenhängende Kenntniß der Einwirkungen bestellt, welche die Literaturbewegung des 18. Jahrhunderts auf die abgelegenern Kreise deutschen Lebens geübt hat. Natürlich kann sich den engbegrenzten Zuständen derselben nicht das Interesse zuwenden, welches die von den großen Geistern des Zeitalters unmittelbar beherrschten Strahlenkreise für sich in Anspruch nehmen; aber für das Verständniß der Bewegung selbst, für die Anschauung der Art ihrer Bethätigung, für die Beurtheilung ihrer gestaltenden Kraft ist immerhin auch, was sie im kleinern Kreise umformend und befruchtend gewirkt hat, des Wissens nicht unwerth, und es wird stets einiges Interesse darbieten, die wenn auch oft unscheinbaren Fäden zu verfolgen, welche in solchen für die Bildung von Jahrhunderten entscheidenden Zeitaltern von den geistigen Mittelpunkten an die Peripherie des nationalen Lebens führen.

Das Jansen'sche Buch ist der gelungene Versuch, die Einwirkungen der geistigen Bewegung des vorigen Jahrhunderts auf die gesellschaftlichen und literarischen Zustände eines der entlegensten Theile des nordwestlichen Deutschland darzustellen. Die Gegenden zwischen Weser und Nordsee, zwischen den Heiden des Münsterlandes und den Grenzmarken Ostfrieslands, welche, von alters her unter dem Namen der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst bekannt, den Kern des heutigen Großherzogthums Oldenburg bilden, waren als dänische Provinz seit lange den unmittelbaren Wechselbeziehungen mit dem übrigen Deutschland entfremdet gewesen, als ihnen dasselbe Jahrzehnt, das wir oben als Wende der Zeit bezeichneten, die politische Selbständigkeit und mit ihr die Freude am eigenen Leben und Streben zurückgab. Blieb auch durch seine abgeschnittene Lage zwischen den Küsten des Meers und den unabsehbaren Mooren Westfalens Oldenburg von der Natur fast mehr auf die Entwickelung als auf die Abschleifung seiner niedersächsischen Eigenart angewiesen, so fand doch, was in andern deutschen Ländern die Geister mächtig bewegte, nun auch hier lebendigen Widerhall, und es knüpfte sich ein Netz von Verbindungen, welche, im kleinen Kreise fördernd und anregend nach allen Richtungen, auch nicht ohne Rückwirkung auf das geistige Leben weiterer Kreise geblieben sind. Hier schrieb Helfrich Peter Sturz seine „Reise nach dem Deister", die ihm den wenigstens in den literargeschichtlichen Compendien noch heute behaupteten Namen eines der ersten eleganten Prosaisten Deutschlands eintrug; hier sammelte sich um Gerhard Anton von Halem, den Dichter und Historiker, den Freund Bürger's und Boie's, ein Kreis begabter Männer, welche der neuen Epoche die volle Hingebung ihrer Interessen und ihrer Arbeitskraft entgegenbrachten und jeder an seinem Theile an der Verbreitung der neuen Ideen selbstthätig mitzuwirken suchten; hier lebte jahrelang als Landvogt zu Neuenburg Graf Friedrich Leopold Stolberg in reger Verbindung mit den literarischen Bestrebungen der Zeit.

In der That, wer aus dem Publikum kennt jetzt noch, wer las die „Reise nach dem Deister"? Der Autor des Buchs, der Darmstädter Sturz, welcher, durch Empfehlung nach Kopenhagen gekommen, Secretär im auswärtigen Departement und später, dem großen Schiffbruch, dem Fall Struensee's, entronnen, Mitglied der Regierung in (dem damals noch zu Dänemark gehörigen) Oldenburg geworden war, muß ein in seiner Art gewiß bedeutender und auf alle Fälle auch ein sehr achtungs- und liebenswerther Mensch gewesen sein. Hören wir, was Jansen uns von ihm berichtet:

> Er war der Freund Klopstock's, Gerstenberg's, Lessing's, Bürger's, Boie's, Basedow's u. a. Mit gründlicher Kenntniß der Alten verband er große Belesenheit in der modernen französischen und englischen Literatur, ein lebendiges Verständniß für die Kunst und einen feinen durchgebildeten Geschmack. Nach dem Urtheil der Zeitgenossen war er zugleich ein munterer Gesellschafter und witziger Erzähler. „Das attische Salz seiner Unterhaltung", sagt G. A. Gramberg, „war die Würze und Seele der guten Gesellschaft, die er und die ihn liebte." Auch seine ausübenden Talente verschafften ihm Geltung. Namentlich war er als Pastellmaler von Belang, nach des Hofpredigers Kramer's Ausdruck „einer der größten Treffer"; manche seiner Zeichnungen sind bis heute erhalten.... Gleich der künstlerischen war ihm die schriftstellerische Thätigkeit Erholung, nicht Beruf, und nach diesem Maßstab beurtheilte er bescheiden seine Arbeiten: „Es sind Kleinigkeiten, hingeworfen in Stunden frei von ernsthaftern Geschäften, und sie mögen ihren Tag mitflattern unter den Ephemeren ihrer Zeit".... Auf einer Reise im Sommer 1776 machte Sturz in Pyrmont die Bekanntschaft des damals in Hannover lebenden Boie und ward von ihm für eine lebendige Theilnahme an dem kurz vorher begründeten „Deutschen Museum" gewonnen. Hier erschienen nachmals seine classischen Briefe über England und Frankreich (von der 1768 im Gefolge des jungen Königs Christian VII. von Dänemark gemachten großen Reise), in denen er das geistige und gesellschaftliche Leben von London und Paris mit einer ihm eigenen Eleganz der Form in treffenden Zügen zeichnete. Auch Hannover selbst ward 1776 besucht; Ausflüge mit dem neugewonnenen Freunde (Boie), mit „altem Wein und jungen Mädchen", führten in die Umgebungen, und eine solche Partie nach dem Hallerbrunnen bei Springe gab ihm das Motiv zu seiner „Reise nach dem Deister" — nicht, wie es nach dem Titel scheinen könnte, eine Reisebeschreibung, sondern eine geistvolle dialogische Anleitung, wie eine kluge Frau in der Ehe den Mann nach ihrem Willen zu lenken vermag, ohne daß er es merkt — in der deutschen Sprache eins der frühesten Muster leichter und eleganter Prosa.... „Nach der Lage und der allmählichen Bildung unserer Sprache", schreibt Nicolai an Lessing, „würde ich diejenigen in Absicht auf sie als classische Schriftsteller erachten, durch welche dieselbe irgendeine Art von Bildung erhielt." Und in diesem Sinne setzt er Sturz unter die Classiker. „Sturz war einer der ersten Schriftsteller, der nicht als ein Gelehrter schrieb, sondern als ein Weltmann, der die Welt gesehen und fein beobachtet hatte. Daher liegt für unsere sonst so arme Conversationssprache mancher Schatz in Sturz' Schriften." „Da ist einmal Sturz wieder!" ruft Bürger aus bei Lektüre eines Aufsatzes im „Deutschen Museum", „welch ein scharfes, zweischneidiges Schwert ist sein Witz! Unter sich und über sich haut

es und nach allen Seiten; mag aber wol auch oft diejenigen in der Nachbarschaft treffen, auf die der Hieb eigentlich nicht gerichtet war." Mit Merck, mit Lichtenberg, vor allem mit Möser hat man Sturz oft verglichen.

Von allen Persönlichkeiten, welche im Laufe der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den oldenburgischen Zuständen nahe getreten sind, hat keine einen so nachhaltigen Einfluß auf dieselben geübt wie Gerhard Anton von Halem. Der heutigen Generation ist sein Name noch als derjenige eines verdienstvollen Historikers geläufig, an dessen Hand sie sich gern in die Zeiten vaterländischer Vergangenheit zurückleiten läßt. Seine übrigen Schriften und Dichtungen sind der Vergessenheit anheimgefallen, und nur hier und da kennt man ihn noch als den Begründer von Zeitschriften, die vor 70 oder 80 Jahren vielgelesen waren, die noch gelegentlich durchblättert, wer über verschollene Thatsachen und Verhältnisse Licht gewinnen will. Um so näher stand Halem während seines vierzigjährigen Lebens und Wirkens in Oldenburg den Zeitgenossen. Wie Boie, Nicolai u. a. gehört er in der Literaturgeschichte jener Gruppe von Männern an, deren Hauptverdienst, auch wenn sie durch eigene Leistungen sich Beifall gewannen, doch in der von ihnen persönlich ausgehenden Anregung und Förderung der literarischen Bestrebungen ihrer Zeit beruht und die deshalb auf den Gang der Bildung derselben thatsächlich eine größere Einwirkung geübt haben, als mancher namhafte Dichter und Schriftsteller, welcher herkömmlich seine Stelle unter den deutschen Classikern einnimmt. Auch was Halem anlangt, so sind es fast weniger seine eigenen Schriften in Poesie und Prosa, so zahlreich sie seiner Feder entflossen sind, welche ihn zum Mittelpunkt des geistigen Lebens seiner Vaterstadt machten, als sein Feuereifer für die neue Richtung der deutschen Literatur, der sich in der Anknüpfung aller erreichbaren persönlichen Verbindungen, in umfassender Betheiligung an Zeitschriften, Musenalmanachen und ähnlichen Unternehmungen aller Art bethätigte.

Auch Halem war ein reger Mitarbeiter an Boie's „Deutschem Museum", diesem ersten Versuch einer literarischen Revue im heutigen Sinne, und ihre Erwähnung gibt Jansen den Anlaß zu einer allgemeinen, jene Zeit in einigen ihrer speciellern Merkmale gut charakterisirenden Betrachtung:

In einer Epoche, in welcher die Tagespresse noch in den ersten Anfängen lag, die periodische Literatur nur wenige Organe aufzuweisen hatte, war das Ansehen einer solchen Zeitschrift ein ungleich größeres, ihr Einfluß auf die Bildung der Nation ein ungleich bedeutenderer, als man sich jetzt vorzustellen vermag; das Erscheinen eines Jahrgangs des „Musenalmanachs", eines Monatsheftes des „Deutschen Museum" war ein literarisches Ereigniß, dem die gebildete Welt stets mit Theilnahme, nicht selten mit Spannung entgegensah. Um den Stoff dieser Zeitschriften bewegte sich der Briefwechsel der hervorragendsten Männer der Zeit. Ueberhaupt nimmt in den literarischen Verkehrsverhältnissen jener Periode der Briefwechsel einen viel breitern Raum ein als heute, wo in weitem Umfange die Tagespresse an seine Stelle getreten ist. Was jetzt in den Spalten der Journale ausgetragen wird, fiel den mittheilungs- und austauschbedürftigen Geschlechtern des vorigen Jahrhunderts zum größten Theil in das Gebiet der Correspondenz, und hier kannten Schreibeifer und Schreibebedürfniß fast keine Grenzen. Es ist nicht zu leugnen, daß dadurch der Einzelne dem Einzelnen menschlich näher gebracht wurde, als dies bei den flüchtigern Berührungen der Gegenwart der Fall sein mag. Wie manche Freundschaft, wie manches enge geistige Einverständniß ward auf diesem Gebiete geschlossen und lange gepflegt, bevor man sich überhaupt von Auge zu Auge gesehen hatte! Ehe Halem des ihm so vertrauten Boie persönliche Bekanntschaft machte, vergingen acht Jahre!... Nicht selten waren es die Bäder, wo man sich im Sommer traf und wieder begegnete. Vor allem war während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Pyrmont die Rolle zugefallen, als Sammelplatz auch der geistreichen Köpfe der Zeit zu gelten. In den schattigen Alleen des vielbesuchten Badeorts bewegten sich neben den Großen der Erde die Männer der Literatur und Kunst; unter den Curgästen Pyrmonts finden sich Moses Mendelssohn und Herder, Sturz und Merck, Zimmermann und Boie, die Stolbergs und Claudius, Möser, Nicolai, von Damen Frau von Laroche, Elise von der Recke, Frau von Schiller verzeichnet; hier knüpfte Wilhelm von Humboldt die Beziehungen zu jener Freundin, welche sieben Jahrzehnte später die deutsche Literatur um eins der schönsten Denkmäler edler und großer Gesinnung bereichert haben. Auch Halem kam wiederholt nach Pyrmont. Auf der Hin- und Rückreise sprach man natürlich in geistesverwandten Häusern ein; so waren die Häuser Klopstock's in Hamburg, Gleim's in Halberstadt, Lessing's in Wolfenbüttel, Zimmermann's in Hannover, Bürger's in Göttingen regelmäßige Stationen, an denen, wer an der Literaturbewegung thätigen Antheil nahm, gewiß nicht vorüberging, und von jeder Reise brachte man reiche Ausbeute an geistigem Gewinn und persönlichen Beziehungen mit, von denen der abgeschiedene Kleinstädter während der langen Wintermonate zehrte.

Das Ende der literarisch bewegten Zeit Oldenburgs, deren kundige und liebevolle Schilderung im Jansen'schen Buche wir freilich hier nicht weiter verfolgen können, wurde durch die politischen Stürme der nächsten Decennien herbeigeführt. Je mehr das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts seinem Abschluß sich näherte, um so dunkler ballten sich am Horizont des deutschen Staatslebens die Wolken zusammen. Auf Preußens Zermalmung bei Jena und im Tilsiter Frieden, auf die Vergewaltigung der übrigen deutschen Staaten durch den Rheinbund war 1809 Oesterreichs abermalige Niederlage gefolgt und damit fast die letzte Hoffnung begraben, daß es der Vorsehung gefallen werde, dem Uebermuth des französischen Imperators ein Ziel zu setzen. Nach der Schlacht bei Wagram war Deutschland den Launen Napoleon's beinahe noch widerstandsloser preisgegeben als bisher, und mit angstvoller Sorge harrten die Bevölkerungen des deutschen Nordwesten der Entscheidungen von der Seine. Noch das Jahr 1810 brachte den gefürchteten Wetterschlag. Durch das Senatusconsult vom 13. December erklärte Napoleon alle Länder zwischen der Nordsee und einer bestimmten an die Elbe sich anlehnenden Linie für Bestandtheile des französischen Kaiserreichs, und es ward damit auch das seit 1773 bestandene Herzogthum Oldenburg mit einem Federstrich aus der Reihe der deutschen Staaten getilgt. In der politischen Conjunctur Europas gab es keine Aussicht auf Schutz und Hülfe, und dem Fürsten wie dem Lande blieb nur übrig, sich unter die Gewalt zu beugen. Der Herzog begab sich nach Rußland. Im Februar 1811 erfolgte auf Anordnung des Marschalls Davoust die Besitznahme der oldenburgischen Lande für Frankreich und ihre Einverleibung in die Departements der Weser- und Emsmündungen. Damit begann für Oldenburg die dreijährige Schreckenszeit französischer Fremdherrschaft. In diesen Jahren schwerer Prüfung blieb in den Gemüthern für Pflege der Dichtkunst und Literatur, welche das Dasein

der letzten vier Jahrzehnte freundlich verschönt hatte, weder Muße noch Stimmung. Der Kreis von Männern, der während dieses Zeitraums der Mittelpunkt geistigen Lebens und Strebens gewesen war, wurde durch die gewaltsame Umwälzung der heimatlichen Verhältnisse gesprengt. Mit der französischen Occupation endete deshalb auch die literarische Blütezeit Oldenburgs.

4. Johann Anton Leisewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert von Gregor Kutschera von Aichbergen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben. Wien, Gerold's Sohn. 1876. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Das Büchlein hat seine tragische Geschichte, wenn man so sagen darf. Der Verfasser, ein talentvoller einundzwanzigjähriger Schüler der wiener Hochschule, speciell im Gebiet der deutschen Philologie — der 1853 in Peterhof (südliches Böhmen) geborene Sohn des fürstlich Schwarzenberg'schen Hofraths Franz Kutschera Ritter von Aichbergen —, stand im Begriff, auf Grund dieser Schrift den philosophischen Doctorgrad an genannter Universität zu erlangen, als ihn der Tod infolge eines heftig auftretenden Brustleidens nach kurzem Krankenlager am 21. April 1876 dem Leben entriß. Das Manuscript, welches eben der amtlichen Beurtheilung des Professors Karl Tomaschek unterlag, blieb in dessen Händen zurück und wurde von ihm der Oeffentlichkeit übergeben, insofern es ein lebhafter Wunsch des Verstorbenen gewesen war, seine Schrift zum Gedächtniß des hundertjährigen Erscheinens des Leisewitz'schen Hauptwerks: „Julius von Tarent", erscheinen zu lassen. Zugleich mit seiner Monographie bereitete der Verfasser eine kritische Ausgabe der sämmtlichen Schriften von Leisewitz und zunächst des „Julius von Tarent" vor. Sie konnte durch ihn selbst nicht mehr erfolgen! Eingehende Vorarbeiten dafür sind im Nachlaß vorhanden. Was die Dissertationsarbeit anlangt, so irrt Professor Tomaschek wol nicht: man wird dem Streben nach Gründlichkeit und sicherer Methode in diesem monographischen Beitrag zur Geschichte unserer Literatur wohlwollende Anerkennung und dem vorzeitigen Tode des Verfassers Bedauern und Theilnahme nicht versagen.

Es ist bekannt, wie günstig Lessing über jenes Leisewitz'sche Drama geurtheilt hat; nach seinem maßgebenden Ausspruch war es ein Werk, das zu den schönsten Hoffnungen für die dichterische Thätigkeit des Verfassers berechtigte. Wurden diese Erwartungen auch nicht erfüllt, so bleibt dem Dichter des „Julius von Tarent" nichtsdestoweniger eine ehrenvolle Stellung in der Geschichte der dramatischen Literatur Deutschlands gesichert. In der sturm- und drangvollen Jugendepoche unsers Theaters entstanden, erhebt die Tragödie, den Werken des Regenerators Lessing nacheifernd, durch künstlerisches Maß sich über die gleichzeitigen Erzeugnisse dieser Art, und durch die entschiedene Einwirkung auf die Jugenddichtungen Schiller's erlangt sie besondern historischen Werth. Hören wir, wie Kutschera sich speciell über diesen interessanten Punkt verbreitet:

Der „Julius von Tarent" gehört unter jene Dichtungen, deren Lektüre Schiller in früher Jugend am meisten anzog; er wußte das Stück beinahe ganz auswendig. Was wunder daher, daß der Einfluß dieses Werks gerade in den Jugenddichtungen Schiller's entschieden und augenfällig hervortritt; ja, man fühlt sich versucht, auch in spätern Werken manches seiner Einwirkung zuzuschreiben. Auf der Akademie noch verfaßte Schiller ein Trauerspiel, welchem er Stoff und Quelle des „Julius von Tarent" zu Grunde legte. Es war dies „Cosmus von Medici", von dem Petersen, Schiller's Jugendgenosse, erzählt: „Stoff und Gang des Stücks hatten viel Aehnlichkeit mit dem «Julius von Tarent»; doch war es dem Leisewitz'schen Werke, wovon es eine Art Nachbild war, an Werthe bei weitem nicht gleich. Auch verwarf und vernichtete Schiller das Ganze; nur einzelne Bilder, Züge, Gedanken und Einfälle nahm er später daraus in seine «Räuber» auf." Das Motiv des Bruderzwistes fesselte in der That unsers großen Nationaldichters Interesse noch ferner und erhielt bald in den „Räubern" eine neue poetische Gestaltung. Da nun Einzelnes aus dem „Cosmus" nach Petersen's Bericht in die „Räuber" übergegangen ist, so könnte es sich fragen, ob es möglich sei, die herübergenommenen Stellen zu bestimmen und dadurch eine indirecte Einwirkung des „Julius" durch den „Cosmus" auf die „Räuber" nachzuweisen. Goedeke bemerkt, daß die später von Schiller unterdrückte Scene, in der Karl Moor Amalien entführen will, als eine Ausführung der ähnlichen Scene im „Julius" (Act 4, Scene 6) aufzufassen sei, was in Wahrheit sehr wahrscheinlich. Eine bloße Vermuthung ohne Sicherheit ist es dagegen, wenn ein Herausgeber der Schiller'schen dramatischen Entwürfe meint, daß Spiegelberg's Erzählung von der Plünderung des Klosters, welche an Stelle jener unterdrückten Scene trat, aus dem „Cosmus" in die „Räuber" übergegangen sei. Deutlich erkennbar ist in Schiller's Jugendwerken überhaupt zunächst der allgemeine Einfluß von Leisewitz' reflexionsreicher Redeweise und der damit verbundenen Zergliederung der Empfindungen und Gedanken, vielleicht auch seiner häufigen Verwendung biblischer Redensarten. Reminiscenzen an den „Julius" sind ferner nicht allein in manchen Zügen der Charaktere der „Räuber" und der folgenden Jugendwerke — denn wer würde nicht die Verwandtschaft eines Ferdinand, Don Carlos mit Julius, mehr noch der weiblichen Figuren Amalia, Leonore, Luise mit Blanca und Cäcilie herausfühlen —, sondern auch in einzelnen Reden und Motiven zu erkennen.... Ist der Einfluß des „Julius" in den auf die „Räuber" folgenden Werken, „Fiesco" und „Luise Millerin" etwas zurückgetreten und mehr nur in einzelnen verwandten Zügen der Charaktere und in der rhetorisch gehobenen Sprache zu erkennen, so war für den Don Carlos die ganze Persönlichkeit des Julius entschieden bestimmend. Schiller hat sich selbst darüber in einem Briefe an Reinwald ausgesprochen: „Wenn er („Don Carlos") einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Carlos und Julius abmessen — nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben, nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Tone, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz' Julius, und den Puls von mir." Des Julius grübelnde schwärmerische Natur, seine über Standesvorurtheile sich erhebenden Freiheitsideen, seine hingebende Freundschaft zu Aspermonte, seine tiefe, innige Liebesempfindung: dies alles hat in Don Carlos und Marquis Posa eine veredelte, idealere Gestaltung erhalten.... Noch einmal auf dem Höhepunkte seines Schaffens nahm das Thema des „Julius von Tarent", das Sujet der Feindlichen Brüder, Schiller's Interesse in Anspruch und fand in der „Braut von Messina" (1801) seine abermalige hochpoetische Darstellung. Der Eindruck des einst von ihm so sehr geschätzten Stücks mag neben dem Hinblick auf das feindliche Brüderpaar der antiken Tragödie bei der Wahl und Erfindung dieses Stoffs bestimmend nachgewirkt haben; wenn man indessen zu wiederholten malen einzelne Stellen aus der „Braut von Messina" als Reminiscenzen aus dem „Julius" bezeichnet hat, so ist dabei die Analogie eine so entfernte, daß kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit ein unbewußter Nachklang, geschweige denn eine bewußte Benutzung angenommen werden kann.

Leisewitz bezog als Landschaftssecretär in Braunschweig — eine Stellung, die seine Zeit freilich durchaus nicht voll

in Anspruch nahm — ein jährliches Gehalt von 310 Thalern. Von seinem Vermögen hatte er, wie er selbst seinem Freunde Hölty damals, als er sich entschloß, bei der Ackermann-Schröder'schen Preisbewerbung mit dem „Julius von Tarent" zu concurriren, eingestand, ein Beträchtliches verloren, „sodaß er jetzt, wie die andern Poeten, sein Boot nach der Küste des Gewinns steuern müsse". Die Hoffnungen, in meiningensche Dienste oder an Boie's Stelle als Bibliothekar nach Hannover oder drittens an Lessing's Stelle nach Wolfenbüttel zu kommen, erwiesen sich als trügerisch. Trotzdem er nun auch eine Schuld von 1200 Thalern hatte und zu seinem Gehalt lediglich noch 150 Thaler im Jahre von der Mutter beziehen konnte, trotzdem er noch am 9. Juli 1781 bekannte, daß er sich für einen Bräutigam in „lazarushaftigen Zuständen" befinde, indem seit acht Tagen sein baares Vermögen sich auf 15 Mariengroschen belaufe, sollte doch der 13. September desselben Jahres ihn mit seiner „Sophie" vereinigen! Sie war seine erste und einzige Liebe.

Sophie Marie Katharine Seyler, die Tochter des bekannten hamburger Kaufmanns und spätern Theaterunternehmers Abel Seyler, ist das Mädchen, dem der junge Dichter seine Liebe mit der ganzen Glut und Innigkeit eines jugendlichen, tiefempfindenden Gemüths entgegenbrachte. Ein herrliches Mädchen, in dem bezaubernden Reize erster Jugendblüte, mit einem Zuge leiser Melancholie, von trefflichem, edelm Herzen und klarem Verstande: so lebt sie in den begeisterten Schilderungen des feurigen Geliebten. Zu Hamburg am 31. Juli 1762 geboren, hatte sie früh die Mutter verloren und von dem in unglückliche Unternehmungen verwickelten und seit 1772 mit der Schauspielerin Friederike Hensel vermählten Vater wol nicht viel Aufmerksamkeit erfahren. Es war daher als ein Glück anzusehen, daß Sophie, wahrscheinlich schon als Kind, in der Familie des Hofapothekers Andreä in Hannover, des Schwagers ihres Vaters, Aufnahme fand. Hier lernte sie Leisewitz, der seinerseits ein Neffe des Andreä'schen Ehepaars war, in seiner ersten hannoverischen Advocatenzeit — die dann rasch genug enden sollte — kennen und gewann sie bald so lieb, daß er ihr, dem noch nicht funfzehnjährigen Mädchen, am 1. Juni 1777, einem Sonntagsmorgen, in dem Garten des Hauses seine Liebe gestand und einer lebhaften Erwiderung seiner Gefühle versichert wurde. Dieser beiderseitigen Erklärung folgte nun freilich noch ein vierjähriger Brautstand, welcher sich, nachdem Leisewitz das braunschweiger Amt angenommen, in einem ungemein regen Briefwechsel ausleben und befriedigen mußte. Leider sind Sophiens Briefe nicht vorhanden, und von denen des Bräutigams nur 102 im ganzen (im braunschweiger Stadtarchiv), während wir aus den Tagebuch-Aufzeichnungen (ebendort) wissen, daß im Jahre 1779 allein 170 geschrieben wurden. Kutschera hat nur wahr gefühlt und richtig geurtheilt:

Leisewitz' Briefe an Sophie behandeln das alte und doch ewig neue Thema der Liebe so reizend und anmuthig, oft mit schalkhafter Laune, oft in tiefem Ernste, dabei mit einer Innigkeit, Wärme und stilistischen Meisterschaft, und zeigen uns zugleich das liebenswürdige Wesen und den gediegenen Charakter des Dichters in so schönem Lichte, daß die Lektüre derselben eines wohlthuenden Eindrucks nicht verfehlen kann. Hören wir einige Stellen: „Du wirst in meinen Briefen selten etwas Neues finden; es ist immer der alte Text: «Ich liebe dich, Sophie», worüber ich des Jahres zweiundfunfzigmal predige. Man muß freilich vom Metier sein, d. h. so lieben, wie wir lieben, um einzusehen, daß man unendliche mal davon reden kann, ohne daß es genug sei!... Ich muß dir gestehen, Mädchen, daß ich dich jetzt mehr liebe als damals, wie ich es dir zum ersten mal sagte, deine zitternden Hände hielt und den ersten bedeutenden Kuß gab; mehr, als ich weder mir noch einem lebendigen Menschen zugetraut hätte. Du sagst, daß du nicht ausdrücken könntest, was du für mich fühltest; auch mir ist die Sprache zu arm, und es sollte mir leid sein, wenn sie das nicht wäre, es wäre ein Zeichen, daß viele Leute so sehr geliebt hätten als wir.... Ich werde nicht immer so feurig denken wie heute Abend; ich erhole mich zuweilen von dieser Schwärmerei in der wärmsten Freundschaft für dich; und du hast Reize und Talente für beide; allein solche Abende wie dieser werden immer und oft wiederkommen.... Ich mache dir kein Geschenk (nämlich zu deinem Geburtstage). Beinahe sollte ich das nicht einmal entschuldigen, was auch der Pöbel der Verliebten davon denken mag!"

Sophie wurde Leisewitz' Frau und ihre Verbindung das, was sie versprach: eine überaus glückliche, trotz mangelnden Kindersegens und trotz großer wirthschaftlicher Sorgen und Störungen. Namentlich die ersten Jahre der Ehe brachten viele Kümmernisse:

Des jungen Gatten Einkommen hatte sich nicht gesteigert, seine Schuldenlast vermehrt, und alle Versuche, durch literarische Arbeiten, wie Recensionen und Uebersetzungen, und durch Bewerbung um andere Posten in eine günstigere finanzielle Lage zu kommen, waren eine Zeit lang vergeblich. Dazu kam noch, daß Leisewitz und Sophie durch übergroße Mildthätigkeit sich oft selbst in peinliche Verlegenheit brachten. Man denke sich nur folgende Situation. Leisewitz war zur fürstlichen Tafel geladen; der Wagen ist vorgefahren, Leisewitz in vollständig geordnetem Hofanzug, vermißt nur noch den Staatsdegen. Man sucht ihn überall, aber vergebens, bis Sophie ihr Verbrechen bekennt: sie hatte ihn, als sie selbst in trostloser Geldnoth war und von einem Armen um ein Almosen angesprochen wurde, zum Versatz ins Leihhaus geschickt. Diese Entdeckung in so ungünstigem Augenblick machte auf den ebenso zärtlichen Gatten wie pünktlichen Hofmann einen peinlichen Eindruck, sodaß er erkrankte. Die weitern Nachforschungen ergaben, daß dem Degen noch des Dichters ganze Leibwäsche bis auf das Nothwendigste ins Pfandamt gefolgt war. Der Herzog erhielt von dem Vorfall Kunde, bezahlte großmüthigerweise die Schulden, und so löste sich die Katastrophe in der befriedigendsten Weise. Der erste Schritt zu einer Verbesserung der Lage des Dichters geschah durch seine Berufung zum Lehrer des Erbprinzen in Geschichte und Rechtswissenschaft, als welcher er 40 Louisdor pro Jahr erhielt. So knüpfte sich endlich eine Verbindung, durch welche Leisewitz nach und nach von Lebenssorgen befreit wurde.

Ein ebenso beredtes als rührendes Zeugniß von dem innigen Glück der Verbindung beider, sowie von der Verehrung, die Sophie ihrem Leisewitz zollte, ist noch ein von ihr neunzehn Jahre nach der Vermählung am Hochzeitstage geschriebener Brief, den man bei Kutschera doch ja ganz nachlesen möge, aus dem wir uns aber nicht versagen können, wenigstens noch einige Fragmente mitzutheilen:

Ich kann nicht schlafen, mein süßer Freund! Der Anbruch des heutigen Tags weckt aufs neue und noch lebhafter die Gefühle, mit denen ich mich gestern beschäftigte, und ich muß dir endlich so danken, wie mein Herz es will.... Mein bester, treuester Freund, es hat lange und fürchterlich um mich gestürmt, und noch fürchterlicher in mir. So ein Sturm mußte manches zerknicken, aber dir verdanke ich allein, daß er doch nichts verwüstete!... Wenn ich bedenke, was ich heute vor neunzehn Jahren von dir erwartete, wie ich an dir hing, wie

das neunzehnjährige Mädchen so recht eigentlich verliebt in dich war! Ich habe viel von dir erwartet, aber du hast mir mehr gegeben, als ich selbst in jenem Rausche hoffte, mehr, als ich je dachte, mich selbst! Mit einer heiligen und feierlichen Erhebung der Seele gebe ich dir heute die Versicherung, daß du am Abend deines Lebens die Verbindung, die du mit mir eingegangen bist, segnen wirst!

Kutschera hatte wol ganz recht: das Verhältniß zwischen Leisewitz und Sophie Seyler ist in der Geschichte der Liebe unserer Dichter mit zu den schönsten und anmuthigsten zu zählen.

5. Ferdinand Freiligrath. Ein biographisches Denkmal von Schmidt-Weißenfels. Mit Porträt. Stuttgart, W. Müller. 1876. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser dieses anziehenden, mit ungemeiner Frische und voll erklärlicher Begeisterung für seinen Helden aufs Papier geworfenen Lebens- und Charakterbildes war in der günstigen Lage, nicht nur durch die Beihülfe aus Freiligrath's Freundeskreis einzelne neue und interessante Züge dem Porträt des Dahingeschiedenen zuzufügen, sondern konnte auch aus eigenen Eindrücken manches ergänzen und beurtheilen. Vor allem aber verdankte er, wie im Vorwort anerkannt ist, der Antheilnahme der Witwe des Dichters an seiner Arbeit die Berichtigung vieler Ungenauigkeiten und Irrthümer, die sich [illegible]lich über einzelnes erhalten hatten oder in den Zeitungen nachträglich gegeben wurden, und ebenso eine Ausfüllung von Lücken in der Darstellung der persönlichen und literarischen Verhältnisse. Schmidt-Weißenfels nennt Freiligrath „den denkwürdigsten Dichter seiner Zeit“. Bei der Pietät für den todten Sänger muß man doch sagen: die Bezeichnung greift zu hoch und läßt sich anfechten. Einer der bedeutendsten Poeten und besonders auch einer der trefflichsten Männer seiner Epoche bleibt Freiligrath aber dennoch, und die vorliegende Schrift, die ihn getreu in allen Phasen seines Lebens und Wirkens vor Augen führt, darf als ein Beitrag zur Geschichte der letzten Decennien auf eine bleibende Werthschätzung rechnen. Sehr hübsch hat sich der Verfasser seinen Stoff gruppirt und [illegible] malerisch zurechtgelegt in folgenden zehn Kapiteln: „Jugendzeit“, „Kaufmann und Dichter“, „Erste Lorbeeren“, „Am Rhein“, „Dichterfahrt“, „In Sturm und Drang“, „Ohne Rast, ohne Ruh'“, „Die Revolution“, „Im Exil“ und „Wieder im Vaterlande“.

Die Sinai-Halbinsel.

Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels. Fußreisen in der Sinai-Halbinsel und einigen angrenzenden Gebieten, in Verbindung mit der Ordnance Survey of Sinai und dem Palestine Exploration Fund unternommen. Von E. H. Palmer. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt. Mit fünf Karten. Gotha, F. A. Perthes. 1876. Gr. 8. 12 M.

Der Verfasser führt uns zunächst von Suez über den Moses-Brunnen durch die öde Wüstenebene, vorüber dem Wády-Gharandel, dem alten Elim, nach dem offenen weiten Thale von Useil, und von dort durch ein Hügelland nach dem Berge Sarbut-el-Jemel, bei welchem der Sandsteindistrict beginnt. Nahe dabei erscheinen die ersten berühmten sinaitischen Inschriften. Durch das Wády-Nasb, welches Merkmale ägyptischen Bergbaues aufweist, gelangt man zu dem Sarábit-el-Khadem, auf dessen Gipfel sich berühmte ägyptische Ruinen vorfinden. Durch Wády-Bark und Wády-Lebweh führt der Weg zu dem Wády-Berrah, „dem Thale des Ausgangs“, an dessen Ende zwei gigantische Hügel liegen, zwischen welche hindurch man in ein offenes Thal tritt, welches den Sandsteindistrict von den Granitbergen scheidet. In der Nähe befindet sich ein lieblicher Brunnen, welcher eine riesenhafte Felsmasse, wie mit einem scharfen Schnitte, von einer kleinern trennt. Der Legende nach zerhieb Moses diesen Felsen mit dem Schwerte. Das Wády-el-Sheikh, ein breites offenes Thal mit schönem Tamariskenhain, durchschneidet in einem engen Hohlwege die Granitwand, in welchem ein großer freistehender Block, der „Sitz des Propheten“, liegt. Weiterhin stößt man auf das Grab Nebi Saleh's, den heiligsten Ort der Halbinsel für die Beduinen. Zwei weitere Windungen des Thals führen zum Ausgang des Wády-et-Deir, am Fuße des Sinai. Zwischen zwei ungeheuern Felsblöcken zeigt sich vor uns ein Thal, durch einen kegelförmigen grünen Hügel abgeschlossen. Die beiden Spitzen, welche die Eingangspforten des Thals bilden, sind links der Jebel-Deir oder Klosterberg und rechts der Rás-Suffáfeh. Der letztere ist der Berg Sinai selbst und aller Wahrscheinlichkeit nach der Berg, „auf den die Herrlichkeit des Herrn sich niederließ vor aller Welt“. Beim Weiterziehen durch das Thal, erblickt man links die [illegible], auf welcher Aaron das Goldene Kalb aufgestellt haben soll. Das Kloster auf dem Berge Sinai liegt [illegible]lich in einem lieblichen Garten mit Oel- und [illegible]bäumen: „Niemand ahnt, welches Nest von Schmutz und Unwissenheit es birgt!“ Besteigt man den Jebel-Músa, so erblickt man auf der Spitze eine Kirche und eine verfallene Moschee. Neben der Kirche liegt ein Fels mit einer Grotte, in welcher, nach Angabe der Mönche, sich Moses verbarg, während er das Gesetz empfing. Eine kleine Höhle, neben der Moschee, soll Moses dagegen als Aufenthaltsort gedient haben, während der vierzig Tage, welche er sich auf dem Berge aufhielt. Die eingehenden Schilderungen des Gebirgsstocks, wie das Bestreben des Verfassers, den wirklichen Schauplatz der Gesetzgebung zu ergründen, sind von höchstem Interesse. Ebenso nehmen die weitern Schilderungen des Jebel-Musa wie seiner Umgebungen, ferner die Schilderung des Lebens und des Charakters der Beduinen des Sinai unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Vom Sinai hinweg führt uns der Verfasser durch das sandige flache Rinnsal des Wády-Solof, durch das Thor El-Buweib, einen engen, 100 Fuß langen, 20 Fuß breiten Pfad zwischen Felsen, nach dem Palmenhain des Wády-Feiran. Letzterer, am Fuße des Serbal gelegen, ist der fruchtbarste Theil der Halbinsel und entspricht der Lage des Raphidim. Wichtig für diese Annahme erscheint, daß unmittelbar vor der Stelle, wo das Thal anfängt fruchtbar zu werden, ein Fels liegt, welcher nach arab-

schen Traditionen als die Stätte bezeichnet wird, wo Moses das Wunder that und Wasser aus dem Felsen schlug. Die Gegend ist reich an Ruinen und Begräbnißplätzen, von denen besonders die Ruinen eines alten Klosters auf einer El-Maharrad genannten Höhe bemerkenswerth sind. Der Jebel-Serbál zeichnet sich durch seine kühnen Umrisse und mächtige Einzellage aus. Seine Spitze besteht aus einer Reihenfolge abgerundeter Felsspitzen, die durch schroffe Klüfte getrennt sind. Zahlreiche sinaitische Inschriften bedecken den Weg zu dem höchsten Gipfel, der in zwei Zacken endet. Auf der niedrigern derselben liegt ein Steinring, auf welchem Signalfeuer errichtet wurden. Wandert man das Thal von Feyran 12 Meilen aufwärts, so stößt man auf das Thal von Mukkateb, das Thal der Inschriften. In dem benachbarten Thale von Igné finden sich ägyptische Minen und Tafeln vor. Die Tafeln sind wunderschön im Basrelief. Riesenhafte Pharaonen opfern winzige Gefangene; Priester bringen den geierköpfigen Gottheiten Opfer u. s. w. Ein Weg, der öder wäre als der von den Minen von Igné nach der Küste des Rothen Meers, läßt sich kaum denken. Die nackte Wüste und das unfruchtbare Meer nebeneinander! Durch die Ebene El-Gáʿah, einen trostlosen Wüstentheil zwischen dem Fuße der Sinaiberge und dem Meer, führt der Weg nach dem Wády-Sigilliyeh. Durch einen Paß über einen der niedrigern Berge gelangt man in ein liebliches, von einem Bache durchströmtes Thal, von welchem aus der Rückweg durch eine bisher für unpassirbar gehaltene Schlucht zwischen steilen Felsen und Rollsteinblöcken genommen wurde. Schlankes, 14 Fuß hohes Schilf begleitete den kleinen Fluß, Grashüpfer und riesige Heuschrecken strichen umher, und der glitzernde Kies trug Spuren unzähliger Thiere.

Wieder war nun der Weg durch die nackte Kiesebene El-Gáʿah zu nehmen, bis man an den Palmenhain von Abu-Suweirah gelangt. Von hier aus fand die Besteigung des Jebel-Najus statt, welcher aus weißem zerreiblichen Sandstein besteht. An einer tiefen, südwestlich liegenden Rinne hat sich bis zu einer Höhe von 380 Fuß feiner Triebsand angehäuft, welcher, wenn er durch irgendeine Veranlassung zum Herabrollen gebracht wird, Töne wie leises zitterndes Stöhnen von sich gibt, das sich allmählich bis zu donnerähnlichem Gebrüll steigert und wieder verhallt, wenn das Rollen des Sandes aufhört.

Wir übergehen die weitern Mittheilungen bis zur Rückkehr nach dem Wády-Mukatteb, von welchem aus weitere Ausflüge unternommen wurden. Der erste derselben galt dem Sarábit-el-Khadim, auf welchem man auf die Ruinen ägyptischer Tempel stößt. Das Land ringsumher enthält Minen und die Reste ungeheuerer, ägyptischer Schmelzwerkstätten. Durch ein wildes Thal gelangt man an die Ebene El-Markha, eine Fortsetzung der Strandebene im Südwesten der Halbinsel, über welche sich eine lange weiße Kette von Kalksteinen bis zum Rothen Meere zieht. Der nächste Ausflug galt den hauptsächlichsten Bergen und Thälern, die den Sinai umgeben, und zunächst dem Unrm-Shoner. Den Fuß desselben bildet eine ungeheuere granitene Halbkugel, auf der sich als Spitze eine Masse glatter Granitrollsteine erheben, über die sich als höchster Punkt ein runder Fels lagert. Weitere Besuche erhielten die Begräbnißstätten im Wády-Wáará und ferner die ausgedehnten Ebenen von Es-Sened, welche hier und da von kahlen, eigenthümlich verwitterten Felsen durchbrochen werden. An der südlichen Seite erhebt sich der Jebel-Unrm-ʿAlawi, eine schon zerklüftete Klippe rothen Granits, auf beiden Seiten von niedrigern Bergen umlagert. Auf dem Wege von Es-Sened nach ʿAin-Hudherah, dem muthmaßlichen Hazeroth der Bibel, trifft man bei der Wasserscheide des Wády-el-Hĕbeibeh auf die Ueberreste eines Lagers, das nach arabischen Traditionen von einer vor langen Jahrhunderten stattgehabten Hajj-Karavane herstammen soll. ʿAin-Hudherah zeichnet sich als die ohne Ausnahme schönste und am meisten romantische Landschaft der ganzen Wüste aus. Auf dem Rückwege fand nochmals eine Besichtigung des Grabes von Nebi-Sáleh statt. Dasselbe besteht aus zwei kleinen Gebäuden, deren ersteres, eine viereckige Hütte ohne Thür, den Arabern als Sammelort zu den Einleitungsfeierlichkeiten des Jahresfestes dient. Das andere ist ein rundes, den ältesten Moscheen ähnliches Gebäude, mit einer gewölbten Vertiefung an der Wand, um die Richtung der Kaʿaba in Mekka anzudeuten. Dasselbe enthält das Grabmal des Scheikh.

Wir wenden uns jetzt zu dem zweiten Theile des Werks. Wirft man von dem Jebel-el-ʿEjmeh einen Blick auf das Tih, den Schauplatz der weitern Wanderungen, so zeigt sich dasselbe als eine unübersehbare todte Fläche, auf der sich nichts als Hügel, ohne jedes besondere Merkmal finden. Die erste Wanderung galt Nakhl, einem elenden viereckigen Fort, inmitten einer blendenden Wüstenfläche. Die ägyptische Regierung hält hier ein paar armselige Soldaten zum Schutz der Karavanen. Die Wanderung durch die Wüste ist monoton; Tag für Tag arbeitet man sich über öde weiße Kiesflächen hin, auf welchen sich selten ein dürftiges Gebüsch, desto häufiger aber Grabsteine und Steinhaufen vorfinden. Bemerkenswerth ist die Notiz des Verfassers: „Sechs Stunden Marsch, und zwei Käfer und eine Krähe gesehen!" Vom Wády-Lussan an zeigen sich mannichfache Andeutungen früherer Cultur. Nach den vorgefundenen Ruinen und der bei ihnen hervortretenden Kunstfertigkeit erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß Lussan mit der altrömischen Station Lysa identisch ist. Unmittelbar hinter den Ruinen verengt sich das Wády und mündet dann plötzlich in eine weite Ebene. Von den die Ebene einschließenden Felsen zieht sich das Wády-Gʿadis herunter mit einer Quelle gleichen Namens. Es steht außer Zweifel, daß die Ebene selbst mit der Wüste von Kades identisch ist. Durch das Wády-Seifab gelangt man in das Wády-Muweilih, wo sich eine Quelle befindet, die man für den Brunnen der Hagar hält. In dem wasserreichen und verhältnißmäßig fruchtbaren Wády zeigen sich Tamarisken und andere Bäume. Eine Grotte wie eine große Höhle mit zwei Kammern zeigt Spuren christlichen Freskenschmucks; auf den Hügeln stößt man auf Steinhaufen und Wohnungen, die Ueberbleibsel einer Urbevölkerung. Schreitet man weiter durch das Wády-Gʿaseimeh und das Wády-el-ʿAin, so treten bei jedem Schritte Anzeichen einer frühern Cultur auffällig hervor. In dem Wády-Birein trifft man bereits auf Vegetation; Gras und Blumen bedecken das Thal, auf welchem zahl-

reiche Viehheerden weiden. Die Ruinen von El-Augeh sind die Trümmer einer Stadt und Anzeichen einer frühern hohen Cultur, wie des Anbaus der Reben. In Magráh-es-Sebaita stößt man auf die Ruinen einer Stadt von 500 Yard Länge und 2—300 Yard Breite. Drei sich noch vorfindende Kirchen dürften aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammen. Die Obstcultur muß hier in Blüte gestanden haben. Ein besonderes Interesse erregt der tiefe Brunnen von Versheba mit seinem massiven Gemäuer, da derselbe wahrscheinlich identisch ist mit dem von Abraham selbst gegrabenen Brunnen.

Wir betreten jetzt Palästina. Durch die steinige Gegend des Wády-el-Khalil, an Brunnen und Cisternen vorbei, die auf einstige Fruchtbarkeit und eine frühere Bevölkerung schließen lassen, erreicht man die Ruine von Dátraiyeh und bald darauf in dem reichbewaldeten Wády-Dhaharigeh das Dorf gleichen Namens, dessen ganze Bauart ein hohes Alter verkündet. Von dort führt der Weg zur Quarantäne Hebron, in deren Nähe die Stadt Ibrahim-el-Khalil liegt. In der zur Moschee umgestalteten christlichen Kirche liegt das Grab des Erzvaters Abraham, und zwar ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß seine Gebeine in der geheimnißvollen Höhle von Machpelah unter dem Steinpflaster ruhen. Nach einem flüchtigen Besuche von Jerusalem führt uns der Verfasser zurück durch die Wüste, über Tell-'Arád, die einstige Stadt des alten kanaanitischen Königs, nach Tell-Milh, der Gegend des alten Molaelah. Vom Wády-'Arárah nimmt die Gegend wieder den Charakter der „großen und schrecklichen Wildniß" an; an Stelle des offenen Flachlandes treten steinige Thäler und Rollsteinhügel. Weiterhin dann, nachdem man den Paß El-Jebail passirt hat, trifft man auf die unbekannte, geheimnißvolle Bergregion. Das Wády-Marreh zeigt neben jähen Klippen ungeheuere Einzelberge an allen Seiten des Wády-Bettes, welche dasselbe als einen Einschnitt in die tiefe alluviale Ablagerung, aus welcher die Ebene entstanden ist, bezeichnen. Vom Wády-Marreh abwärts führt der Weg durch eine der uninteressantesten Landschaften, wir führen daher unsere Leser sofort nach Edom.

Die Berge von Edom bestehen aus einer Reihe von Porphyrfelsen, über denen sich eine Sandsteinmasse erhebt, welche in den reichsten Farben und phantastischsten Formen spielt. Auf beiden Seiten dieser beiden Formationen sind Kalksteingebirge. Das Land ist außerordentlich fruchtbar, der Wohlstand kann aber unter der verdorbenen Regierung, unter der Anarchie und Räuberwesen herrscht, nicht gedeihen. Nach flüchtigem Besuch des Berges Hor und des Grabes Aaron's wenden wir uns dem Sik zu. Ehe man dasselbe erreicht, trifft man auf Kalksteinberge, deren sonderbare Aushöhlungen die ungeheuern Gräber und Wohnungen von Petra enthalten. Die bedeutendsten derselben sind: ein Tempel aus korinthischen Säulen mit zwei Seitenflügeln; ein Grab mit vier Pyramiden auf der Spitze; drei Gräber aus hartem Fels gehauen, dem Absalon-Grab in Jerusalem ähnlich. Das Sik ist ungemein romantisch und schön, zwischen hohen, senkrecht aufsteigenden Felsen, mit den reichsten Farben. Darüber spannt sich ein hoher Bogen, der früher als Wasserleitung diente. Das Thal ist von einem Fluß durchrieselt, sein Eingang mit Oleander fast verwachsen, saftig grüne Schlinggewächse schmücken die Seitenwände. Je weiter man kommt, desto großartiger wird die Schlucht, die an ihrer linken Seite kleine Quadrate und Nischen mit Bildhauerei zeigt. Nicht weit vom Ende stößt man auf das Khazneh, das an Schönheit der Form und Farbenpracht alle andern Gräber und Tempel übertrifft. Die Façade ist von tiefer, zart rosiger Farbe, während die umliegenden unbehauenen Felsen in allen Schattirungen von roth bis zur Chocoladenfarbe spielen. Vorn im offenen Raume stehen Oleander, den Boden deckt zartes Grün. Nach Ansicht des Verfassers ist diese räthselhafte Aushöhlung das Museum von Petra. Nach einer weitern Biegung trifft man auf das Amphitheater. Auch nach dem Austritt aus dem Sik stößt man vielfach auf die eigen geformten Gräber und Wohnstätten. Bei den Ruinen von 'Aireh zweigt sich eine Schlucht links ab, die von einem Bogen überspannt wird, welcher einen Aquäduct von den Höhen herab stützt. Dieser wird der Bogen „der Tochter des Pharao" genannt. Der Aufgang nach Osten führt den Namen „Garten des Pharao".

Wir müssen uns versagen, weitere Schilderungen der interessanten Ruinen zu geben, wie sie sich namentlich in El-Beidhá und El-Bárid vorfinden. Nach der Durchwanderung mehrerer Wádys gelangt man an die Wüste Arabah und von dieser in das fruchtbare Ghor. Die eigenthümliche Lage desselben, tiefer als der Meeresspiegel und von hohen Bergen umgeben, macht das Klima für diese Breitengrade zu einem außerordentlich heißen, und Vegetation und Fauna sind hier durchaus tropisch. Der Weg durch das Ghor-es-Safi führt an das Todte Meer, und von dort gelangt man durch das Ghor-es-Saab, in welchem sich mehrfache alte merkwürdige Ruinen vorfinden, in das Ghor-El-Mezar'i, von welchem aus man durch das Nagh-Jerrah zu den Hügeln des Moab hinaufsteigt. Die Ebenen des Landes sind fruchtbar und gut bewässert und zeigen den Charakter des südlichen Ghor. Das Hochland besteht aus einem steinigen Plateau, etwa 3200 Fuß über dem Meeresspiegel. Sein westlicher Rand ist vielfach von tiefen Thälern durchschnitten und fällt in einer Gradation von 45—50 Grad zum Meer hinab. Das Bestreben des Verfassers und seiner Begleiter, Moabitsteine zu entdecken, führte zu vielfachen, leider total vergeblichen Besuchen und Untersuchungen alter Ruinen. Unter denselben ist die Nebi-Dáud genannte Ruine die bemerkenswertheste, da dieselbe nach Ansicht der Araber das Grab des Königs David enthalten soll, während nach der Ansicht anderer es die Ruhestätte seines Sohnes Salomo ist. Das Bau liegt hoch auf den Bergen, die nach dem Todten Meer hinabschauen, und besteht aus einem viereckigen Gebäude mit einer Zimmerreihe, welche gegen die innere Mauer gebaut ist, und einem offenen Hofraume in der Mitte. Im letztern liegt das Grab, 26 Fuß lang, aus behauenen Quadersteinen errichtet. Wahrscheinlich ist es das Grab eines heidnischen, vielleicht moabitischen Helden. In Dhibán, einem verfallenen Dorfe, dessen Ruinen auf eine einst blühende Stadt hinweisen, wurde der berühmte Moabitstein gefunden, jene älteste semitische Urkunde, welche die Regierung des Königs von Moab, Mesha, verewigt. Die vornehmsten Ruinen stehen auf zwei Bergen, von denen einer jedenfalls die Stätte war, wo das Heiligthum des

Camos stand, in welchem das Denkmal des Mesha aufgestellt war. Der Baustil ist der altrömische, die Ueberreste der alten moabitischen Stadt liegen ein paar Fuß tief unter der Erde.

Wir verlassen Dhibán und steigen zu der Höhe des Nebo, am Rande der Moabit-Hochebene auf, von welcher der hochbejahrte Gesetzgeber Israels zum ersten mal das Land der Verheißung schaute. Der Anblick ist wahrhaft prachtvoll. Vor uns steigen die Berge von Palästina auf, zu unsern Füßen windet sich der Jordan das großartige Thal entlang zu den blauen Gewässern des Todten Meers. Eine Fähre führt auf das jenseitige Ufer des Flusses, von wo aus der Weg nach Jericho eingeschlagen wurde.

Hiermit enden die Aufzeichnungen des Verfassers über seine Wanderungen in der Wüste. Wir haben uns bei unsern kurzen Besprechungen enthalten müssen, auf die gelehrten Forschungen und Feststellungen des Verfassers einzugehen, zweifeln indessen keineswegs daran, daß sein ebenso gediegenes wie wahrhaft interessantes Werk allseitig die vollste Anerkennung finden wird.

Christoph Martin Wieland.

Wieland, dessen bedeutendste Geisteserzeugnisse im gegenwärtigen Jahrzehnt ihr Säcularfest feiern, hat nahezu die ganze erste Hälfte seines achtzigjährigen Lebens in der schwäbischen Heimat und in der Schweiz zugebracht. Es war dies eine Zeit ebenso bedeutsam und entscheidend für das äußere und innere Leben des Dichters wie für die Entwickelung des deutschen Schriftthums. Beides geht miteinander Hand in Hand. War ja doch eben Wieland berufen, bei dieser Entwickelung eine Zeit lang eine tonangebende und einflußreiche Rolle zu spielen, und für diese Bestimmung war er gerade in dieser Periode und auf diesem Boden herangereift. Bevor nämlich Weimar, dank den hochherzigen Bemühungen seines Fürstenhauses, Mittelpunkt der modernen deutschen Literatur wurde, hatte dieselbe bekanntlich außerhalb Deutschlands, in der Schweiz, ihren Sitz aufgeschlagen. Aus Schwaben war dorthin dieser älteste von den nachmaligen Koryphäen des weimarer Kreises gekommen und hatte, nachdem er schon von der Heimat aus sich einen Namen gemacht, in Zürich und Bern für sein glückliches Talent diejenige Reife gewonnen, die ihn befähigte, einer der bedeutendsten Vorläufer zu werden für die Größern, die nach ihm kamen und denen er sodann in rühmlicher Bescheidenheit den Platz räumte. Zu dieser seiner Stellung als beliebter Dichter, als hervorragende Geistesleuchte für unsere Großväter und als Mittelsmann für die hohe Blüte unserer neuern Literatur hat er also die Grundlagen durch das gelegt, was er in Schwaben und in der Schweiz äußerlich und innerlich erlebt, in sich verarbeitet und bereits in nicht weniger als dreißig Schriftstücken niedergelegt hatte.

Diese Umstände erklären es genügend, wie es kommt, daß das Augenmerk aller, die sich und andern gründliche Einsicht und volles Verständniß des Lebens, der Geistesentwickelung und der Leistungen Wieland's zu verschaffen strebten, vorzugsweise auf dessen Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz gerichtet war. Deshalb ließ sich es schon sein Freund und Biograph J. G. Gruber nicht verdrießen, seinerzeit eine Reise in die Heimat des Dichters zu machen, um durch genauere Kunde über dessen Jugendzeit die zweite Ausgabe seiner Lebensbeschreibung nach Kräften zu vervollständigen und zu verbessern. Und zu demselben Zweck haben fort und fort andere Schriftsteller theils in zerstreuten Blättern, theils in größern Werken (Löbell, Schädelin, Ludmilla Assing, R. Bucher, E. Bodemann, H. Pröhle) gerade denselben Zeitraum durch Forschungen und Klarstellung der Verhältnisse besser beleuchtet. Bietet ja diese Lebensperiode Wieland's, besonders sein Aufenthalt in der Schweiz, sowol in den Erlebnissen als in den geistigen Wandlungen, die er erfuhr, nicht wenige Dunkelheiten und Räthsel, welche aufzuklären es galt und zum Theil noch gilt.

Eben dieses reichlich, aber da und dort zerstreut vorliegende Material des Lebens von Wieland aus den Jahren 1733—69 (Antritt des Professorats in Erfurt) hat neuestens ein Schriftsteller, der die Vaterstadt Biberach, eine ehemalige Reichsstadt im würtembergischen Oberschwaben, mit dem Dichter theilt, der vom lebendigsten Eifer erfüllt ist, seine Theilnahme für den berühmten Landsmann zu bethätigen, und der sich auch durch äußere Umstände für diese Aufgabe begünstigt weiß, gesammelt, gesichtet, berichtigt und vervollständigt:

Christoph Martin Wieland's Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz. Von L. F. Ofterdinger. Mit einem Porträt Wieland's und acht in den Text gedruckten Illustrationen. Heilbronn, Henninger. 1877. 8. 4 M. 50 Pf.

Der überaus reiche Stoff ist hier in guter Fassung in funfzehn Kapiteln sauber und handlich zusammengestellt. Jedes Kapitel wird von „Noten" (warum nicht lieber „Erläuterungen" oder „Belegen"?) begleitet, die von dem sichtlichen Fleiß und der gewissenhaften Quellenbenutzung des Verfassers Zeugniß geben. Man sieht, daß mit dieser Schrift eine für die deutsche Literaturgeschichte sehr beachtenswerthe Gabe geboten ist. Zunächst ist in dieser Hinsicht von Werth die sorgfältige, urkundliche, zum Theil neu erforschte und auf mündlichen Mittheilungen beruhende Feststellung der äußern Lebensverhältnisse, des Bildungsgangs und der zahlreichen Geisteswerke des Dichters aus dieser Lebensperiode.

Als besonders bemerkenswerther ganz neuer Fund des Verfassers verdient außer sonstigen auf Urkunden beruhenden wichtigen Notizen die folgende Mittheilung hervorgehoben zu werden:

Die vielen deutschen und lateinischen Gedichte, welche Wieland von seinem siebenten bis in sein vierzehntes Jahr machte, füllten nach und nach mehrere Schachteln und wurden von der Mutter des jungen Dichters als heilige „Dichterwindeln" gewissenhaft aufgehoben. Als aber Wieland von Erfurt als Student zurückkam (1750), brachte die Frau Mama alle diese Siebensachen mit großem Triumph herbei, der aber bald in Weinen und Schluchzen verwandelt wurde, als der Herr Sohn ungesäumt diesen Schatz dem Feuer — tardipedi-aestulandum

Deo — überantwortete. Durch dieses Auto de Fé sind die ersten poetischen Versuche des Dichters verloren gegangen. Durch Zufall wurde aber von Herrn Oberamtmann Sprandel in Biberach vor kurzem ein Gedicht Wieland's aus jener Zeit aufgefunden und dem Archiv übergeben. In diesem Gedicht besingt Wieland das funfzigjährige Amtsjubiläum des Seniors der biberacher Geistlichkeit, Gutermann, welches 1746 stattfand, wo Wieland dreizehn Jahre alt war.

In den sieben sechszeiligen Strophen dieses dort abgedruckten Gedichts zeigt der dreizehnjährige Knabe schon recht offenkundig die reiche Erfindungskraft und seltene Sprachgewandtheit des spätern Wieland. Er unterschreibt sich als „Philolog. Cult."

So bekommen wir hier ein farbenreiches, lichtvolles Bild von seiner eigenthümlichen Geistesentwickelung sowol während der Lehrjahre in Biberach, im Kloster Bergen, in Erfurt und Tübingen, als aus den Wanderjahren aus der Schweiz. Als besonders werthvoll auf urkundlicher Forschung ruhend muß der Aufschluß bezeichnet werden, den diese Schrift über die Zeit gibt, als der Dichter vorerst im praktischen Leben, als Beamter seiner Vaterstadt, in der That auch eine Art Meisterschaft bewies, von der bisher wenig verlautet war. Und doch sind „die amtlichen Protokolle des Stadtschreibers Wieland, wie wir hier auf Grund persönlicher Einsichtnahme erfahren, Muster von Pünktlichkeit und Geist". Nicht minder eingehend und anziehend sind die Verhältnisse geschildert, in welche Wieland der Reihe nach zu den Schweizern Bodmer, Breitinger, Mejer und Geßner und zu den gleichgesinnten deutschen Dichtern und Schriftstellern Kleist, Klopstock, Zimmermann, von Haller u. a. sowie zu dem Kreis des Grafen Stadion getreten ist. Von besonderm Interesse ist dabei der hier eröffnete Einblick in den vornehmlich von der Schweiz aus begonnenen Kampf für echt deutsche Poesie, auch die mittelhochdeutsche, gegen deren Verächter in Deutschland selbst, den leipziger Gottsched und auch Friedrich den Großen, einen Kampf, durch den der Boden für den edeln Samen zubereitet wurde, welchen sofort Herder, Goethe, Schiller u. a. in denselben eingestreut haben. Erwünscht ist auch das Licht, durch das nunmehr die früher vielfach dunkeln Beziehungen Wieland's zu der nachmaligen Frau von La Roche, zu Frau von Groeben und Julie von Bondeli aufgehellt werden. Daß aus diesem Anlaß und durch die wohlthuenden Mittheilungen über die glückliche Ehe mit seiner noch in Biberach heimgeführten Frau, „einer wahren Seelenapotheke", eine maßvolle und gut beglaubigte Rechtfertigung des bekanntlich in seinen Schriften auch mitunter ungezogenen Lieblings der Grazien geboten wird, darf gleichfalls dem Buche zum Lobe angerechnet werden.

Noch schätzbarer möchten die Aufklärungen sein, die wir ihm über die in Wieland's Geistesleben und seinen Schriften überhaupt vorliegenden psychologischen Räthsel entnehmen können. Die in der schweizer Luft erfolgte Wandelung lernen wir Schritt für Schritt kennen und sehen, wie aus dem alten, mystisch schwärmerischen Wieland der neue, realistisch gesunde wird, wie er sich nachmals offenherzig genug gegeben hat. Als ein Verdienst dürfte endlich auch noch zu erwähnen sein, daß durch die sorgfältige Schrift diese und jene Irrthümer mehr äußerlicher Art gründlich beseitigt werden. Dahin gehört vor allem die mythenhafte, von Gruber sogar in seine zweite Ausgabe erst nachgetragene und von vielen nacherzählte Ueberlieferung, Wieland habe als tübinger Studiosus 1750—53 in einem Gartenhause auf dem Oesterberge den 30 Jahre später gedichteten „Oberon" geschrieben. Hat ja diese Sage noch bis in unsere Tage ihren Spuk getrieben, sie liefert einen Beweis, wie berechtigt die historische Kritik besonders gegenüber dem Sagenhaften alter und neuer Zeit ist, das sich an Oertlichkeiten und Namen knüpfte.

Durch alles dies hat das Buch für die Literaturgeschichte sicher eine schätzbare Bedeutung, und es ist zu erwarten, von ihr verwerthet zu werden. Des Genusses, den sich die schönen Leserinnen desselben von den urkundlich eingehenden Schilderungen der Herzensleiden und -Freuden eines Dichters wie Wieland versprechen dürfen, wollen wir blos beiläufig gedenken. Nur so viel sei verrathen: der warme, gefühlvolle, vor andern, um mit Goethe zu reden, frauenhaft gesinnte junge Mann hatte in dieser Lebensperiode zwar nicht wie Onkel Bräsig „drei Brauten auf einmal", aber doch bereits dritthalb erklärte Bräute gehabt, die platonischen ungerechnet.

Daß außerdem dieses Lebensbild Wieland's, von einem Mitbürger mit voller Liebe und Hingabe gezeichnet, den schwäbischen Landsleuten den lebhaftesten Antheil abzugewinnen berechtigt ist, bedarf keiner weitern Darlegung, obwol Entsagung dazu gehört, auf die Wiedergabe einzelner köstlichen Scenen aus der „Abderitenstadt" zu verzichten. Den harmlosen Particularismus, neben Keppler, Schiller, Hegel, Schelling u. a. auch auf diesen bedeutenden und geistvollen Sohn unsers Heimatlandes, einen Stern zwar nicht erster, aber jedenfalls zweiter Größe, stolz zu sein, wird uns niemand verargen. Durch das Gesagte ist es wol genügend gerechtfertigt, wenn auch in diesen dem Werden wie dem Sein unserer Literatur gewidmeten Blättern Osterdinger's gründliche Beleuchtung der Persönlichkeit Wieland's und der ersten Flügelschläge seines Geistes dankbar gewürdigt und der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen worden ist.

L. Mezger.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Richard Wagner's Leben und Wirken" von C. F. Glasenapp sagt die „Saturday Review" vom 19. Mai, die Biographie könne den englischen Lesern empfohlen werden, denen der Besuch des Componisten Neugierde in Bezug auf seine Persönlichkeit eingeflößt hat. Sie sei zwar sehr unvollkommen in Einzelheiten und augenscheinlich mangele es ihr an jedweder Autorität aus erster Hand. Auch sei sie das Werk eines vollständigen Verehrers und kritiklosen Lobredners. Dessenungeachtet besitze sie das Verdienst, nicht allzu technisch zu sein und die Ereignisse im Leben eines Musikers in einer zum größten Theil auch für den Laien vollkommen verständlichen Sprache darzustellen. Stolz und selbstbewußtes Auftreten erscheinen selbst in den parteiischen Blättern dieses Biographen als die Haupttriebfedern in Wagner's Laufbahn.

. Unter andern, für d. Bl. weniger geeigneten Büchern, welche die „Saturday Review" bespricht, wollen wir nur „Johann Wilhelm Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien" von Gräfin Pauline Nostitz und „Die Besitzungen des Deutschen Ordens im Heiligen Lande" von Hans Prutz erwähnen. Dann heißt es über „Das Vermächtniß Kain's", zweiter Theil: „Das Eigenthum", von Sacher-Masoch: „Im ersten Theile handelte der Verfasser von den Beziehungen der Geschlechter zueinander. Er führte sich als einen constructiven Reformator ein, der zerstört, um wieder aufzubauen. Dabei setzte er sich unvermeidlich auf Grund der Tendenz seiner Schriften dem Tadel aus — einem Tadel, der unbillig war, soweit er seine Beurtheilung bloßer conventioneller Formen betraf, begründet aber, was die Roheit einiger seiner Schilderungen und das Abstoßende einiger seiner Situationen anlangt. In diesem zweiten Theile befindet er sich auf weniger zartem Boden, wenngleich seine Herabsetzung der Einrichtung des Eigenthums ihm wahrscheinlich Angriffe von anderer Seite bringen wird. Im allgemeinen zielen seine Geschichten darauf hin, diese Einrichtung als einen blos vorübergehenden und zeitweiligen Umstand in der menschlichen Gesellschaft darzustellen. Wie imaginär und schädlich auch solche Betrachtungen erscheinen mögen, so muß man sich doch daran erinnern, daß Masoch als österreichischer Pole ein Vertreter der traditionellen slawischen Ansicht von der Frage ist, dessen Erzählungen als Beleuchtungen gewisser Denkweisen, mit denen wir kürzlich durch Walluer und ähnliche Schriftsteller bekannt geworden sind, ein ernstes Interesse besitzen. Vom ästhetischen Gesichtspunkte sind sie wegen ihres klaren, energischen Stils und allgemeinen Interesses der Handlung sehr zu empfehlen, wenn wir ihnen auch weder die philosophische noch die künstlerische Bedeutung einräumen können, welche der Verfasser in einer Erörterung, die geziemender von seinen Kritikern gekommen wäre, für sie in Anspruch nimmt."

Dasselbe Blatt bespricht in der Nummer vom 16. Juni die „Geschichte der englischen Literatur" von Bernhard ten Brink und sagt: „Es ist immer erfreulich, wenn man findet, daß einer der Hauptzweige der germanischen Familie die Geschichte der Literatur des andern beleuchtet, und Engländer haben jeden Grund, ten Brink für seine klare und geschmackvolle Darstellung der ältesten englischen Literatur dankbar zu sein. Soweit die Bedürfnisse der großen Masse der Leser in Frage kommen, kann dieses anmuthende und lichtvolle Handbuch für vollkommen erklärt werden, und wir müssen den Verfasser entschieden dazu beglückwünschen, daß er es taktvoll unterlassen hat, seine Blätter mit den Beweisen und Erörterungen zu belasten, welche, wie er einräumt, für die Befriedigung der Kundigen erforderlich sein würden. Die Belehrung des größern Publikums ist von weit mehr Wichtigkeit, und wenn wir eine Einwendung aussprechen sollten, so wäre es die, daß der Zweck noch besser hätte erreicht werden können, wenn diese Einleitung zur vollständigen Geschichte der englischen Literatur zu einem in sich selbst abgeschlossenen Werke gemacht worden wäre.... Der Verfasser ist seiner alles umfassenden Freisinnigkeit wegen sehr zu beloben. Niemand kann die großartigen Ergebnisse der Schlacht bei Hastings, insofern sie nämlich die lateinische Cultur auf Kosten der teutonischen förderte und in die Sprache ein lateinisches Element einführte, welches, wenn es auch das ursprüngliche germanische nicht vollständig verdrängt, doch dessen Entwickelungsfähigkeit ihm benommen hat, klarer erkennen oder kräftiger ausdrücken. Doch empfindet er bei all seinem deutschen Gefühle ebenso lebhaft die Schönheiten der anglo-normannischen Literatur, wie die der altenglischen, und nicht minder die Schönheiten derjenigen Literatur, welche aus der Verschmelzung der beiden Elemente entstand, nachdem das normannisch Französische aufgehört hatte die Sprache des Hofs und der Gesellschaft zu sein. Kurz, das Werk enthält in sehr gefälliger Form alles, was man erwarten konnte, sei es hinsichtlich der Autoren, der Zergliederung der Bücher oder der Eigenthümlichkeiten der Mundart."

Ueber „Die Bibel, der Talmud und das Evangelium" vom Rabbiner Elias Soloweyczyk, aus dem Französischen ins Deutsche übertragen von Professor Moritz Grünwald, sagt das Blatt unter anderm: „Der Verfasser gibt manche werthvolle Beleuchtung von Stellen im Evangelium durch seine Anführungen von Parallelstellen aus dem Talmud, besonders solcher, welche sich auf ceremonielle Dinge beziehen. Im ganzen ist seine Stellung der eines Ebioniten im 2. Jahrhundert nicht unähnlich, und damals hätte sein Werk einige theologische Bedeutung haben können. Gegenwärtig indessen, wo diese Uebergangsform nur noch in Lord Beaconsfield's Romanen zu finden ist, läuft sein Universalmittel gegen religiösen Kampf lediglich darauf hinaus, daß die Christen alles und die Juden nichts einräumen sollen. Ein wirksameres Mittel wäre das allseitige Vorhandensein eines größern Maßes jenes friedlichen und philanthropischen Geistes, welcher des Evangeliums, oder, wie er es vorziehen würde sich auszudrücken, des Talmuds vollkommen würdig ist."

Ueber „Dramaturgische Blätter" von Paul Lindau heißt es: „Der Verfasser hätte vielleicht besser daran gethan, wenn er für seine dramatischen Beurtheilungen einen Titel gewählt hätte, der minder stark an Lessing erinnerte. Er ist kein Lessing, wenngleich unzweifelhaft ein gewandter, geistreicher Schriftsteller, dessen leichte Feder sich passend mit den ephemeren Gegenständen beschäftigt, welche das Einzige sind, was die Bühne dieses Zeitalters der Kritik bietet. Die Freiheit, mit welcher Lindau sich über Autoren und Darsteller ausspricht, ist ein rühmliches Beispiel von Unabhängigkeit in einem Zweige der Kritik, wo sie sonst arg vermißt wird."

Bibliographie.

Beyer, C., Nachgelassene Gedichte Friedrich Rückert's und neue Beiträge zu dessen Leben und Schriften. Nebst wissenschaftlichen Beigaben von H. Rückert und Spiegel. Wien, Braumüller. 8. 7 M.

Der Bühnenfreund. Sammlung ein- und mehraktiger Theaterstücke jeder Gattung. Nr. 1—9. Berlin, Nolte. 8. 6 M. 20 Pf.

Emerton, E., Sir William Temple und die Tripleallianz vom Jahre 1668. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Graue Lieder. Von L. W. („Pessimistisch-fidel".) Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

Meister, A., Betrachtungen über das Entstehen der Burgunder-Kriege und den Verlauf des Tages von Murten, den 22. Juni 1476. Als 72stes Neujahrsblatt der Zürcherischen Feuerwerker-Gesellschaft gewidmet. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Hoch 4. 4 M.

Pflüger, E. F. W., Die teleologische Mechanik der lebendigen Natur. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Transatlantische Roman-Bibliothek. 4ter u. 5ter Bd.: Der Amerikaner oder Marquis und Yankee. Roman in 2 Bdn. von H. James jun. Deutsch von Heichen-Abenheim. Stuttgart, Auerbach. 8. 6 M.

Schramm, R., Grundzüge deutscher Eisenbahnpolitik. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 1 M.

Seidensticker, O., Geschichte der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien von der Zeit der Gründung 1764 bis zum Jahre 1876. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 1876. Gr. 8. 8 M.

Seidl's, J. G., gesammelte Schriften. Herausgegeben von H. Max. 2ter Bd.: Bifolien. Wien, Braumüller. 8. 4 M.

Siebel's, C., Dichtungen. Gesammelt von seinen Freunden. Herausgegeben von E. Rittershaus. Berlin, Grote. 8. 3 M.

Siemering, A., Ein verfehltes Leben. Preis-Novelle. San Antonio, Texas. 1876. Gr. 8. 2 M.

Sintenis, F., H. Heine. Ein Vortrag. Dorpat, Schnakenburg. Gr. 8. 80 Pf.

Stillfried, R. G., Kloster Heilsbronn. Ein Beitrag zu den Hohenzollerischen Forschungen. Berlin, C. Heymann. Lex.-8. 65 M.

Swiecianowski, J., Die musikalische Scala in der Welt. Was ist Schönheit? Berlin, Stuhr. Gr. 8. 75 Pf.

Italienisches Theater, übersetzt von W. Grafen Baudissin. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 6 M.

Teuffenbach, A. Reichsfreih. v., Vaterländisches Ehrenbuch. Geschichtliche Denkwürdigkeiten aus allen Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie. Teschen, Prochaska. Lex.-8. 7 M. 20 Pf.

Französische Volkslieder, zusammengestellt von M. Haupt und aus seinem Nachlass herausgegeben. Leipzig, Hirzel. Gr. 16. 4 M.

Waal, A. de, Tata Giovanni oder fünf Lebensbilder aus der Jugend unseres heiligen Vaters in dramatischer Form. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Festgabe zum 50jährigen Bischofs-Jubiläum Pius' IX. Bonn, Hauptmann. 8. 50 Pf.

Wattenwyl, M. v., Zwei Jahre in Algerien. Bern, Wyß. 8. 5 M.

Wehrhahn, A., Das Volksschulwesen in England, mit besonderer Berücksichtigung seiner Grundlagen dargestellt. Nebst einem Anhang: Das belgische Volksschulgesetz. Hannover, Brandes. 1876. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung. Alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) werden ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Versendung stattfinde. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 7 M. 50 Pf.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung sucht ein treues Bild der Zeitgeschichte zu liefern und den täglich in reicher Fülle zuströmenden Stoff ihren Lesern in möglichster Ausführlichkeit, aber doch in gesichteter Auswahl darzubieten. Sie nimmt in dieser Beziehung eine Mittelstellung zwischen den noch umfangreichern Zeitungen und den Provinzial- oder Localblättern ein, und glaubt damit den Wünschen eines großen Theils der Zeitungsleser nachzukommen.

Die politische Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung wird nach wie vor dieselbe sein: sie ist ein entschieden freisinniges, nach allen Seiten unabhängiges Blatt, das seine Ueberzeugung offen und rückhaltlos vertheidigt, aber auch den Gegnern Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint nachmittags 4 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5½ Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich von den größern industriellen Instituten regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" 20 Pf., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" 30 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

In fünf Bänden.

4. Preis jedes Bandes geh. 30 M., geb. 32 M.

Vierter Band (Sattel—Wei).

Dieses Werk ist das vollständigste und vergleichsweise wohlfeilste aller Sprichwörtersammlungen; die Zahl der in den vorliegenden vier Bänden mitgetheilten, alphabetisch geordneten, vielfach mit Erklärungen, Citaten und Quellenangaben versehenen Sprichwörter beläuft sich auf nicht weniger als 240000. Es wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe.

Der fünfte Band, mit welchem das Werk abschliessen wird, befindet sich im Druck und erscheint wie die frühern Bände in Lieferungen zu je 2 M.

Die (Augsburger) Allgemeine Zeitu[ng]

(mit wissenschaftlicher und Handels-Beilage)

kostet in Deutschland und Oesterreich bei Postbezug vierteljäh[rlich] 9 Mark; direct per Kreuzband monatlich 4 Mark (5 M. 60 [Pf.] für die andern Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei **wöchentlicher** Versendung: im Weltpostver[ein] 14 M. 40 Pf., außerhalb desselben 22 M. 50 Pf.

Leitartikel und wissenschaftliche Aufsätze in Nr. 165—171: Politis[che] Briefe aus Italien. Von einem Italiener. (II.) — Der russische Feldz[ug] gegen die Türkei. (IX.) — Die russische Gesellschaft und der orientalis[che] Krieg. — Die Note Cogalnitscheano's über die Unabhängigkeit Rumänie[ns]. — Das Reichsgericht. (I./II.) — Die Krisis in Frankreich. (I.) — [Die] Abchasen und ihr Land. — Albert Prinz-Gemahl der Königin von En[g]land. — Die Kleinrussen und ihr Sänger. Von K. E. Franzos. — [Zur] Reform des protestantischen Kirchenwesens in Baiern diesseit des Rheins. ([I]I.) — Streifereien auf ungarischem Gebiete. (I.) — Die Ebene von Athe[n]. Von Dr. Chr. Belger. (II.) — Paul Goldschmidt. (Nekrolog.) — Der G[e]burtsort von Rubens. Von H. Riegel. — Die Frauen in Rumänien. — Der Landedelmann. Von Dr. L. von Stein. (I.) — Ueberproduction u[nd] Uebervölkerung in der Schweiz. — Zur Handelsbilanz April 1877. — Normativbestimmungen für Eisenbahnconcessionen.

Aufträge für Kreuzbandsendungen an die

Expedition in Augsburg.

Neuer Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Kerckhoffs, Dr. Aug. Daniel Caspar von Lohenstein's Trauerspiele mit besonderer Berücksichtigung der Cleopatra. **Beitrag zur Geschichte des Dramas im XVII. Jahrhundert.** 120 S. Gr. 8. 2 M.

Meyer, Carl (Professor an der Universität zu Basel), **Sprache und Sprachdenkmäler der Longobarden.** Quellen, Grammatik und Glossar. (**Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler, Bd. XIV.**) 320 S. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Vogler, Max. Sjúrrdar kvaedi. Die faröischen Lieder von Sigurd. Zum ersten male mit Einleitungen, Anmerkungen und ausführlichem Glossar. I. Regin smidur. 116 S. Gr. 8. 2 M. 10 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Besitzungen des Deutschen Ordens im Heiligen Lande.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Franken in Syrien.

Von

Hans Prutz.

Mit einer Uebersichtskarte. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Der bekannte Verfasser, Professor der Geschichte an der Universität Königsberg, bietet hier eine auf gründlichen Studien beruhende Monographie, welche die Wissenschaft mit werthvollen geschichtlichen, volkswirthschaftlichen und topographischen Daten bereichert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.



